





Globus.

XXXVI. Band.



Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.



Sechsunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1879.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Arktisches Gebiet.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Griechenland.

(Belle's Reise.)

Asien.

Chios.

Russisch-Turkestan.

(Ujfalvy's Reise.)

Hinterindien.

(Harmand's Reise.)

Afrika.

Inseln des Stillen Oceans.

(A. Raffray's Reise.)

Karten.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Die Insel Chios.

(Nach dem Französischen des Dr. Ad. Testevuide in Chios.)

I.

Die Insel Chios war in Europa nur wenig bekannt, als bei Beginn des griechischen Unabhängigkeitskrieges ihr Name in Folge des fürchterlichen Blutbades vom 30. März 1822 in Aller Mund kam. Ein Aufstandsversuch, den gelandete Samioten unternommen und die Chioten nicht einmal sonderlich unterstützt hatten, zog die Rache der Türken auf die Insel herab. Der Sultan befahl alle männlichen Einwohner über zwölf, alle Weiber über vierzig und alle Kinder unter zwei Jahren zu massakriren, und die 60 000 Barbaren, welche sich nun über das unglückliche Chios ergossen, führten diesen Befehl nur allzu wörtlich aus. Nur einem Viertheil der Bewohnerschaft gelang es, sich auf griechischen und sonstigen europäischen Schiffen zu retten; alle übrigen kamen bei der „Katastrophe“ — so nennen die Chioten noch heute jenes Blutbad — um das Leben. Trotzdem ist es der Insel seitdem gelungen, sich wieder zu erheben und zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen; ja, man könnte ihr jetzt, nachdem ihr von der Regierung mancherlei Unterstützungen und Verbesserungen (Wiederherstellung des zu einem Freihafen erklärten Hafens, Schleifung der Festungswerke, Anlage von Werften und Docks, Dampfschiffs- und telegraphische Verbindungen u. s. w., s. „Globus“ XXXV, S. 368) in Aussicht gestellt sind, sogar einen bedeutenden Aufschwung voraussagen, wenn man nicht berechtigt wäre, von vornherein alle und jede Reformverheißungen der Türken stark in Zweifel zu ziehen. Daß aber abgesehen von solcher Hülfe von außen die Insel auch in sich selbst die Vorbedingungen zu einem größern Gedeihen trägt, welche nur durch die türkische Mißwirthschaft theilweise wieder aufgehoben werden, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Die Lage der Insel gegenüber dem kleinasiatischen Festlande, von welchem sie durch einen bis auf 4 Seemeilen sich verengenden Kanal getrennt ist, ist bekannt genug. Diese Straße von Chios, durch welche die Konstantinopel mit Aegypten und Syrien verbindenden Dampfer fahren, gehört nicht gerade zu den am schlechtesten beleuchteten Meerestheilen: inmitten ihrer schmalsten Stelle liegt die kleine Insel Paspargo mit einem 18 m hohen Leuchtthurme; auf der Spitze des Molo von Chios brennen in einer Höhe von 42 m zwei rothe Feuer und am Nordende der Straße liegt die Pascha-Insel, auf welcher eine französische Gesellschaft einen 75 m hohen Leuchtthurm erster Klasse errichtet hat. Die Schifffahrt in der Straße ist auf der Westseite wenigstens ziemlich sicher. Herrschende Winde sind der Nord und Süd; namentlich Nordost (Grecolevante) und Südost erzeugen gewaltige Wogen und bringen den Schiffen auf der Rhede Gefahr.

Der Hafen der Hauptstadt, welche auf der Insel selbst schlechtweg Kastro, d. i. Festung, heißt, hat die Gestalt einer Ellipse, deren große Achse von Norden nach Süden läuft; nördlich von ihm liegt die Festung, westlich die Stadt, südlich die türkischen Begräbnißplätze und nach Osten hin schließen ihn zwei Molen ab, die sich in einem sehr vernachlässigten Zustande befinden, ebenso wie der Hafen selbst. An sich besitzt derselbe ja einen bedeutenden Umfang; aber er ist so versandet, daß Schiffe von mehr als 14 Fuß Tiefgang gar nicht einlaufen können, und selbst für kleinere Fahrzeuge ist

der Ankerplatz äußerst beschränkt. Somit ist es hoch an der Zeit, daß die wiederholt von englischen und französischen Gesellschaften geplanten Verbesserungsarbeiten, namentlich die Herstellung der Molen und die Ausbaggerung des Hafenbeckens, in Angriff genommen werden. Bis jetzt ist es den auf Chios ansässigen Türken, welche mit neidischen Augen auf jeden wohlhabend werdenden Christen sehen, und denen darum jede derartige Verbesserung ein Greuel ist, stets gelungen, die Erlaubniß dazu zu hintertreiben. Jetzt endlich ist der betreffende Firman des Sultans erschienen; aber wird er nicht, wie so unzählige andere, nur auf dem Papiere stehen?

Inzwischen betreiben die Chioten doch nach Kräften die Schifffahrt und besitzen an 100 große Schiffe von 400 bis 800 Tonnen und 300 bis 400 kleinere. Die meisten Kapitäne derselben stammen aus dem Dorfe Vrontato unweit nördlich der Stadt; einige auch aus Langada, von den Anussai-Inseln und aus Kardamila. Die Chioten haben ferner fünf bis sechs Schiffsversicherungsgesellschaften, die ziemlich gute Geschäfte machen und auf solider Grundlage ruhen, und eine Schiffswerft für Fahrzeuge bis zu 900 Tonnen. An Häfen besitzt die Insel außerdem noch auf der Ostküste die von Langada und Coloquinta, im Norden den von Kardamila, im Westen Alunta und Mesta, im Süden endlich Kato Paschas.

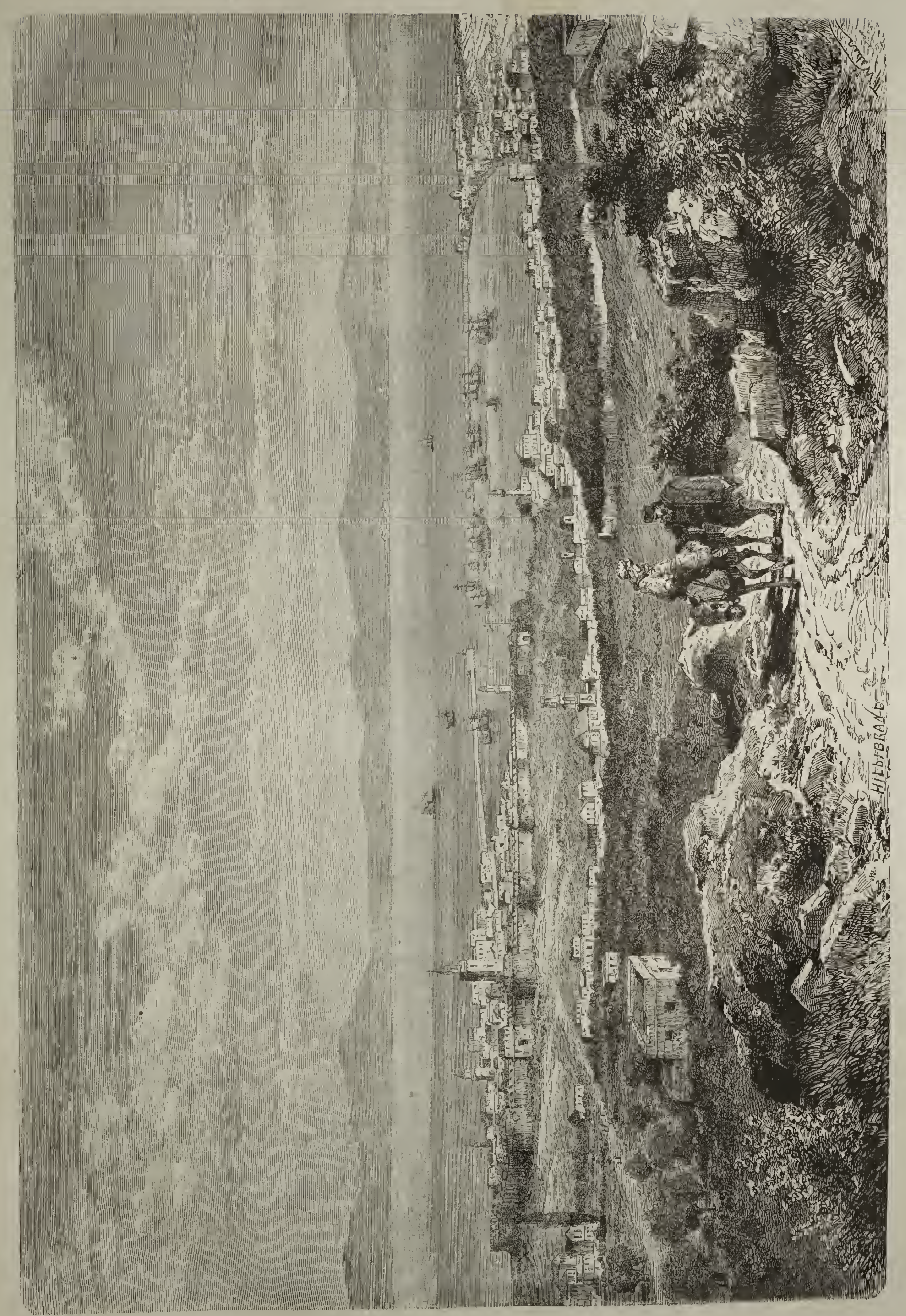
Der Norden ist der gebirgigste Theil, die Südhälfte fast eben oder nur mit niedrigen Hügeln bedeckt. Flüsse sind nicht vorhanden, nur Gießbäche und einige Quellen,



Ansicht des Hafens und der Citadelle von Chios und des Platzes Vunaki. (Nach einer Zeichnung Testevuide's.)

darunter warme. Doch stößt man beim Nachgraben auf Wasser. Die aus Kalk bestehenden Berge, im Durchschnitt 400 bis 500 m hoch, sind meist kahl; im Norden steigt der H. Elias zu 1315 m, im Centrum der Provato zu 915 m, bei dem Kloster Neamoni ein Berg zu 1040 bis 1050 m an. An Mineralien kommt Antimon, welches allein ausgebeutet wird, Kupferkies, Eisen, Steinkohle, rother und weißer Marmor und ein guter Baustein vor; bei eingehender Untersuchung, an der es noch sehr fehlt, würde sich wohl noch manches nutzbare Produkt finden. Die Flora ist im Großen diejenige der Mittelmeerküsten; auf zwei eigenthümliche Pflanzen, den Mastixbaum und eine Pistazienart, werden wir weiter unten des Weitern einzugehen haben.

Man landet in Chios unweit der Festung; der Zugang zu derselben führt über eine altersschwache Zugbrücke, welche Tag für Tag bei Sonnenaufgang heruntergelassen und bei Sonnenuntergang wieder aufgezogen wird und nur während des Ramadan die ganze Nacht hindurch geöffnet bleibt. Dann führt der Weg unter einem Bogen hindurch und bei dem Gefängnisse vorbei in die Türkenstadt. Zuerst stößt man auf ein rundes überdecktes Wasserbecken mit einem Springbrunnen; links davon liegen unter hohen Bäumen Kaffeehäuser, Barbierbuden und Kramläden; dahinter das von etwa 60 Familien bewohnte Judenquartier. Die ein unregelmäßiges Viereck umschließenden Mauern sind stark und fest gebaut, wenn auch sehr vernachlässigt, so daß in den Spalten, die sich gebildet, lustig das Gestrüpp wuchert. An den Ecken und an drei Seiten stehen zusammen acht niedrige



Ansicht der Stadt und Festung Chios. (Nach einer Zeichnung Testevuide's.)

Thürme; vor der Mauer zieht sich ein Wassergraben hin. Ein paar alte Kanonen stehen auf dem Walle umher, an der Hafenseite eine Batterie kleiner Geschütze zum Salutschießen und Exerciren — so sieht das Fort aus, welches seine heutige Gestalt durch eine genuesische Renovirung im Jahre 1416 erhielt, die auf 700 000 Dukaten zu stehen gekommen sein soll. Sein Anblick ist höchst malerisch, sein militärischer Werth gleich Null; höchstens kann es seine türkischen Insassen vor einem Handstreiche schützen. Dieselben, etwa 3000 an der Zahl, bewohnen übrigens nicht ständig die Festung; wenigstens die Wohlhabenderen leben zeitweise in ihren Gärten und Landhäusern, die sie aber sofort mit ihrem sichern Asyle im Fort vertauschen, sobald sie das geringste verdächtige Anzeichen bemerken. Zählt doch die chiotische Christenschaft an 70 000 Seelen.

Vom Innern der Türkenstadt ist nichts zu vermelden, als daß sie, von einer Hauptstraße abgesehen, enge, schmutzige, dumpfe Straßen hat und eine Moschee, die früher christliche Kirche war. Dafür besitzt sie sehr schöne Cisternen, welche ebenso wie die großen Pulvermagazine noch aus genuesischer Zeit herstammen.

Zwischen der Festung und der Stadt liegt ein großer freier Platz, Vunaki (Hügel) genannt, der bis 1822 mit Häusern bedeckt war. Damals wurden dieselben aus militärischen Gründen niedergelegt; jetzt erst ist bestimmt worden, daß „die militärische Zone neutralisirt und als Vorstadt angesehen" werden soll. Er dient als Exercierplatz, im Winter, weil er vor Nordwind geschützt ist, als Spazierweg. In der Mitte liegt ein von Kaktushecken eingefaßter öffentlicher Garten, darin ein Kaffeehaus, dabei ein Brunnen; frische Luft und der Ausblick auf das Meer ist das anziehendste, was man dort findet.

Westlich von der Festung liegt das katholische Quartier von etwa 60 Häusern mit dem Hause des Bischofs und der Kapuzinerkirche, welche beide die französische Flagge hissen dürfen. Vor den Thüren sitzen junge Christinnen, meist klein von Gestalt, niedlich, mit lustigem, oft etwas spöttischem, aber im Durchschnitt liebenswürdigem Gesichtsausdruck. Sie tragen eine merkwürdige kokette Kopfbedeckung, halb Käppchen, halb Turban, woran ein Kattunstreifen befestigt ist, der das ganze Gesicht einrahmt; dazu ein kurzes Jäckchen von feinem Tuche, welches einen Theil des Leibchens sehen läßt, ein gesticktes Hemd von gekochter Seide mit langen Aermeln, die vorn mit Spitzen besetzt sind und aus der Jacke hervorragen, einen Gürtel, eine bunte Schürze und rothe Pantoffeln — das Ganze, im Werthe von etwa 60 Mark, verleiht seinen Trägerinnen ein originelles, angenehmes Aeußere. Schade nur, daß sie sich nach türkischer Weise die Augenbrauen färben und mit einem Quecksilberpräparate schminken.

Alter Türke von Chios. (Nach einer Zeichnung Testevuide's.)

Wendet man sich von dem katholischen Viertel zur eigentlichen Stadt, so hat man zur Rechten in einem Garten den Konak, zur Linken die große Moschee. Ersterer ist ein ganz neues, nicht unansehnliches Gebäude, das freilich weniger aus Bruchsteinen als aus Gyps besteht, zweistöckig, mit prächtiger, massiver Treppe und vielem Raume. Daneben steht die Kaserne für etwa 60 Polizeisoldaten und Gefängnißbaulichkeiten. Die Moschee ist ein plumpes Gebäude, rings umgeben von Buden, welche der Moscheenvorstand an jüdische und christliche Händler vermiethet; dieselben sind wegen ihrer günstigen Lage sehr gesucht und bilden geradezu den Marktplatz der etwa 8000 Einwohner zählenden Griechenstadt, welche südlich davon beginnt. An der Moschee sitzen namentlich die Fruchthändler, Kohlenverkäufer und Schlächter, während Schuster, Zuckerbäcker, Garköche und andere in der Stadt selbst einen Bazar, d. h. vier parallele Ladenreihen, innehaben. Der Fischverkauf findet dicht am Meere statt; daneben liegen die Agenturen der italienischen und österreichischen Dampfer und eine Menge von Schänken, die mit ihrem Wein und Mastixschnaps gute Geschäfte machen. Einige größere Kaffeehäuser liegen in der Straße am Meere. Ueberall sind die Miethen sehr hoch, weil es an Häusern mangelt, und gerade die besten Plätze aus militärischen Rücksichten nicht bebaut werden dürfen. In derselben Uferstraße, Kato Jalo, liegen die Versicherungsanstalten, die Bank, Läden für Schiffsbedarf, Tabaksläden, wo man auch Mastix zum Kauen und Süßigkeiten zu kaufen bekommt, und die größten Kaufhäuser, ferner einige Konsulate, das Telegraphenbüreau und das Kasino.

Dem Hafen fehlt es nicht an Besuch Seitens der verschiedensten Dampfer: die des österreichischen Lloyd laufen Chios wöchentlich viermal an, die der italienischen Trinacria zweimal. Auch die russische, türkische und ägyptische Linie geht über Chios und kleine englische Dampfer vermitteln den Verkehr mit den Inseln des Archipels. Von Marseille wird eingeführt Kaffee, Zucker, Glasballons, Stearinkerzen, Stühle, Kurzwaaren, Arzneien, Blei in Platten und Bar-



Christen von Chios. (Nach einer Photographie.)

ren, Schrot und Kugeln, Farben und Firniß, Gläser und Spiegel, französische Stärke, etwas Seidenwaaren, Leder, Schüsseln, wenig Kattun u. s. w. Aus Italien kommen Reis, Hüte, Schwefel, englisches Seidenzeug, Steingut, gewöhnliche Messer, weiße und rohe Baumwollstoffe, englische Stärke; aus Griechenland gesponnene Baumwolle; aus Oesterreich billiges Tuch, Zündhölzchen, gewöhnliches Glas, Petroleumlampen und Spielsachen. Rußland schickt für die Fastenzeit Kaviar, gesalzene Fische aller Art und gesalzene Butter in großen Fässern. Man sieht aus dieser flüchtigen Uebersicht, daß Chios in Handelssachen kein verächtlicher Platz ist.

An industriellen Unternehmungen besitzt es eine kleine Dampfmühle und Gerbereien, die nördlich von der Festung am Ufer liegen, 500 Arbeiter beschäftigen, die gesalzenen Häute aus Rußland oder Westeuropa beziehen und viel Umsatz haben. Aber die großen Seidenfabriken, welche vor dem Unglücksjahre 1822 in Chios bestanden und ihre Erzeugnisse hauptsächlich nach Smyrna absetzten, sind nicht mehr vorhanden und können auch nicht wieder erstehen, ehe es nicht eine ordentliche Rechtspflege in der Türkei giebt. Daß diese fehlt, davon tragen aber Türken wie Christen in gleichem Maße die Schuld.

Die Stadt ist in Pfarreien getheilt. Nahe bei der Kathedrale, wo der griechische Erzbischof wohnt, liegen die Schulen, das Kolleg und das mehr für Geistesgestörte als für Kranke bestimmte Hospital. Vor dem Jahre 1822 konnte letztere Anstalt an 200 Kranke verpflegen; jetzt vermag sie trotz der Unterstützungen reicher Chioten in der Fremde kaum den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen. Freilich nimmt sie weniger Kranke auf als Geistesgestörte, gefallene Mädchen, vom Gerichte verurtheilte Frauen, Wöchnerinnen, Waisen und Findelkinder. Letztere werden theils von Leuten an Kindesstatt angenommen, theils zu Bäuerinnen in Pflege gegeben. In Kariäs z. B. finden sich allein an funfzig solcher Pflegekinder.

Aussatz ist auf der Insel und besonders in manchen Dörfern, wie Volisso und Phyta, ziemlich häufig. Testevuide möchte in dem starken Genusse von Schweinefleisch und Oel den Grund davon sehen. Schon zur Zeit der Genuesen wurde ein dem H. Lazarus geweihtes Hospital etwa eine Stunde nordwestlich von der Stadt in einem Thale errichtet, wo noch heute dreißig Aussätzige leben und sich mit Ackerbau beschäftigen. Allwöchentlich reitet einer der am wenigsten behafteten auf einem Esel durch die Stadt und sammelt für sich und seine Leidensgefährten die reichlich eingehenden Gaben.

Kultus und Schulunterricht erfahren von der Regierung nicht nur kein Hemmniß, sondern letzterer wird sogar unterstützt. In Folge dessen sowie der zahlreichen Legate und Geschenke steht das Gymnasium in Chios in hoher Blüthe. Ein Gymnasiarch und acht Lehrer unterrichten an der Anstalt, deren Lehrzeit sieben Jahre umfaßt, drei für die Anfangsgründe, vier für die höhere Schulbildung. 300 bis 400 Kinder besuchen die untere, 100 die obere Abtheilung; die Mädchenschule zählt 300 Schülerinnen. Alle Jahre werden ein oder ein paar Schüler auf Kosten des Gymnasiums, welches auch eine Bibliothek und eine Druckerei besitzt, auf die Universität zu Athen geschickt. Daneben giebt es auch in den Dörfern Schulen, so daß auf der ganzen Insel wohl 3000 Kinder Unterricht empfangen.

Auch eine Wohlthätigkeitsgesellschaft ist vorhanden, welche die noch vor sechs Jahren herrschende Bettelei völlig beseitigt hat. Seit eben so langer Zeit besitzt die Stadt Petroleumbeleuchtung. Die Hauptstraßen werden nach und nach verbreitert, mehr und mehr verschwinden die Ruinen und es entstehen neue Gebäude. Was könnte aus der Insel werden, wenn sie der türkischen Mißwirthschaft ledig werden könnte!

Die Chioten haben im Durchschnitt milde Sitten; sie lieben Handel und Gewinn, sind sehr sparsam, nüchtern und ihrer Familie zugethan, dabei aber meist noch recht ungebildet und abergläubisch. Sie glauben an Gespenster, Zauberei, Verwünschung, an den bösen Blick u. s. w. Den Namen des Teufels darf man nicht aussprechen. Ihr Glauben ist verchristlichtes Heidenthum, in welchem jeder Heilige seine besonderen Obliegenheiten hat, z. B. Eleutheros steht den Kindbetten vor, Simeon schützt die Kinder gegen Muttermale oder versieht sie damit, Photini heilt Augenkrankheiten und so fort. Verhängnißvoll für die Arbeiter ist die übergroße Zahl der Festtage, gegen 200 im Jahre, an welchen gefeiert wird. Festlichkeiten, Musik, Tanz, Belustigungen lieben die Chioten überhaupt, und die einzelnen Dorffestlichkeiten geben ihnen reichliche Gelegenheit, diesem Hange zu fröhnen. Zum Tanze (sirto) spielen einige Musikanten nach türkischer Weise, Frauen und Männer fassen sich bei den Händen; dann trennt sich ein Paar davon ab und tanzt vor den übrigen. Dabei zeigt dann der Tänzer seine Freigebigkeit: er tritt an einen Musikanten heran und klebt ihm ein Geldstück vorn an die Stirn oder auch mehrere, je nachdem ihn seine Tänzerin oder der genossene Raki begeistert. Hochberühmt ist namentlich das gegen Ende August gefeierte Fest der Märtyrerin S. Marcella, deren Heiligthum im Norden der Insel bei Volisso liegt. Dazu strömen nicht allein eine Menge Pilger aus Chios selbst zusammen, sondern auch zahlreiche Gläubige von den nächstliegenden Küsten Europas und Asiens, die von kleinen Dampfern übergeführt werden. Länger als eine Woche kampiren dann oft an 6000 Menschen unter freiem Himmel oder Zelten, leben von dem, was sie sich mitgebracht, und hoffen auf irgend ein Wunder, wie die Heilung ihrer Krankheiten.

Die Völkergrenzen in Frankreich.

Von **Richard Andree**.

(Mit einer Karte.)

I.

Das alte Gallien, zwischen dem Rhein, den Alpen, dem Mittelmeer, den Pyrenäen und dem Atlantischen Ocean, war in ethnographischer Beziehung kein einheitliches Land. Bezeichneten es die Griechen auch als einen Theil des Keltenlandes, *ἡ Κελτική*, so war es doch keineswegs bloß von Kelten bewohnt, denn im Südwesten zwischen Garonne und Pyrenäen saßen die iberischen Aquitaner, ja Iberer reichten sogar bis zum Rhône (nach Strabo) und östlich von diesen

wohnten die gleichfalls nicht keltischen Ligurer. Der Hauptstock der Bevölkerung aber war keltischer Natur; eigentliche Kelten bewohnten die Mitte des Landes; nordöstlich von ihnen traf Cäsar die jenen nahe verwandten Belgen, welche von der Seine bis zum Rheine reichten. Daß die Sprache der Belgen dieselbe war mit jener der Kelten, erweisen die aufbewahrten Eigennamen hinlänglich, nicht nur zeigen sich bei Kelten und Belgen dieselben Stammwörter, sondern ganz dieselben Namen [1]). Indessen war die Sprache der Belgen von jener der Kelten dialektisch verschieden, was nicht bloß nach der Erscheinung zu vermuthen ist, daß große Abtheilungen in den Völkerstämmen sich immer durch eigenthümliche Sprachbildung unterscheiden (wie Ober- und Niederdeutsche), sondern wir haben dafür auch direkte Zeugnisse. Cäsar (B. Gall. I, 1) sagt, daß jeder der drei Stämme, Kelten, Belgen, Aquitaner, besondere Sprache, Einrichtungen und Gesetze habe und Strabo (IV, 1) bezeugt die dialektische Verschiedenheit der Sprache der Kelten und Belgen. Letztere haben sich auf dem Festlande, wo sie zwischen Germanen und Kelten eingeschlossen saßen, nicht weiter ausgebreitet, dagegen haben sie sich über das Meer hinüber an des heutigen Englands Südküste ausgedehnt und weiter ins Innere hinein ihre Herrschaft begründet. Cäsar berichtet (B. Gall. II, 4), noch zu seiner Zeit sei „ihr König Divitiacus weitaus der mächtigste in ganz Gallien gewesen, habe nicht bloß einen großen Theil dieser Gegenden, sondern auch von Britannien beherrscht." Der alte Name des heutigen Winchester war Venta Belgarum.

Eine Gesammtbenennung für diese Gallien und Britannien bewohnenden Völker gab es nicht; von linguistischen Gesichtspunkten ausgehend, nahm man den Namen des Hauptvolkes, der Celtae Cäsar's, für die ganze ethnische Gruppe und bezeichnet nun unter Kelten: die Ersen Irlands, die Gaelen Schottlands, die Waliser und die Bretonen der Bretagne unter den lebenden Völkern, sowie unter den ausgestorbenen oder transformirten: die Celtae und Belgae Galliens, die spanischen Kelten, welche sich mit den Iberern zu Keltiberern vermischten, die verschiedenen italischen Kelten, die Alpen- und Donaukelten, die kleinasiatischen Galater u. s. w. In Frankreich, wo man sich sehr lebhaft jetzt mit der Keltenfrage beschäftigt, unterscheidet man jedoch anders und läßt den Namen Kelten nur für die Celtae Cäsar's gelten, wobei anthropologische Momente für eine scharfe Scheidung mit herangezogen werden. Parmi les peuples de langues celtiques ceux-là seuls on droit au nom Celts, qui occupaient la Celtique de Cesar, sagt Hovelacque. Anthropologisch charakterisiren sie sich als die schwarzhaarigen, brünetten, kleinen Leute. Dagegen fassen die Franzosen jene größeren, meist blonden und blauäugigen Leute, die auch keltische Idiome redeten, nicht als echte Kelten auf und nennen sie Kymry. Dahin gehören ihnen die Belgae, die Wallonen, die Waliser u. s. w. Was die anthropologischen Merkmale beider Keltenzweige betrifft, so charakterisirt dieselben Broca kurz folgendermaßen [2]): La race celtique était bien nettement brachycephale et differait par la taille et par la coloration des yeux et des cheveux, car on sait que la race kymrique était dolichocephale.

Das keltische Land — von dessen südwestlicher iberischer Ecke hier noch abgesehen wird — erhielt durch die römische Eroberung (58 bis 50 v. Chr.) allmälig auch romanische Sprache. Das nationale keltische Idiom wich verhältnißmäßig so rasch dem Romanischen wie in den eroberten Slavenlanden die wendischen Dialekte dem Deutschen. Doch war

[1]) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, 189.
[2]) Bull. soc. d'anthropol. 2. ser. VIII, 315.

das Keltische nach Irenäus noch gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Lugdunum (Lyon) und nach Hieronymus noch im 4. in Trier lebendig [1]); am längsten gewiß im Westen, wo es in der Bretagne bis heute sich erhielt.

Alle übrigen Beimischungen — und sie sind sehr zahlreich — welche die keltisch-römische Bevölkerung des heutigen Frankreich empfing, sind untergeordneter Natur und vermochten nicht den allgemeinen ethnischen Charakter oder die neu geschaffene romanische Sprache zu verändern. Schon frühzeitig waren Phönicier an den Gestaden Galliens angesessen, die, selbst nur ein kleines Volk, nicht wesentlich zum Ausbau der heutigen Franzosen beigetragen haben können; das Gleiche war mit den Hellenen der Fall. Kleinasiatische Ionier aus Phokäa begründeten um 600 v. Chr. das heutige Marseille und legten zahlreiche Faktoreien an. Weit mehr fremde Elemente brachte der Sturm der Völkerwanderung, als Alanen, Vandalen, Sueven sich über das Land ergossen. Die germanischen Burgunder geben einem großen Theile desselben ihren Namen; die Westgothen herrschen in demselben, endlich dauernder die Franken, nach denen noch heute das Land benannt wird. Im Besitze der Nordküste — wo schon früher Sachsen und Friesen über Meer erschienen waren — finden wir die Normannen, deren skandinavisches Blut noch heute sich in der Bevölkerung der Normandie erhalten hat. Weit über Südfrankreich erstreckten einst die Saracenen ihre Macht, bis Karl Martell ihrem Vordringen Halt gebot, und wenn auch lange nicht in dem Maße wie in Spanien, so ist doch anzunehmen, daß arabische Beimischung unter den Südfranzosen Platz griff und in manchen Gegenden, so im Thale von Bauges zwischen Chambéry und dem See von Annecy, glaubt man noch Nachkommen der Saracenen zu erkennen [2]). Juden, welche zur Konstituirung der Bevölkerung nicht beitragen, da sie sich abgesondert halten, werden schon im 6. Jahrhundert in Arles erwähnt; sie überschwemmten Frankreich außerdem nicht in dem Maße wie die weiter östlich gelegenen Länder. Endlich sind die Engländer zu erwähnen, die das westliche Frankreich von 1154 bis 1453 beherrschten, denen Calais bis 1558 gehörte und von denen mancher Tropfen Blut in der heutigen Bevölkerung zurückblieb.

Alle diese Beimischungen aber vermochten den keltisch-römischen Grundcharakter des Volkes nicht zu verwischen; es waren gegenüber der großen Masse nur kleine, verschwindende Tropfen und auch die sprachlichen Modifikationen, die durch jene Fremden herbeigeführt wurden, waren gering. Die französischen Hauptmundarten bildeten sich auch aus ohne Rücksicht auf die alten Völkergrenzen, denn weder die Grenzen der Gallia belgica noch celtica sind heute in der Grenze zwischen Nord- und Südfranzösisch wiederzufinden. Diese beiden Hauptmundarten, Langue d'oc und Langue d'oil, werden seit alter Zeit in Frankreich unterschieden, das durch ihre Grenzlinie in zwei Hälften zerfällt, ähnlich wie Deutschland in das ober- und niederdeutsche Sprachgebiet. Die beiden Namen Langue d'oc und Langue d'oil verdanken ihre Entstehung dem in den beiden Landstrichen üblichen Ausdrucke der Bejahung: oc, vom lateinischen hoc; oil (jetzt oui), vom lateinischen hoc illud. Langue d'oc, das Südfranzösische, ist auch als Provençalisch, Troubadoursprache, Occitanisch u. s. w. bekannt; es sank in ähnlicher Weise zur bloßen Mundart herab, wie in Deutschland das Niederdeutsche. Denn als das staatliche Uebergewicht des nördlichen Frankreich im Anfange der neuen Zeit begründet wurde, trat auch

[1]) H. Kiepert, Alte Geographie 503.
[2]) Nicht unbemerkt mag bleiben, daß die Saracenenheere zu einem großen Theile aus nordafrikanischen Berbern bestanden.

naturgemäß das Uebergewicht der nordfranzösischen Mundarten ein, aus denen sich die Gesammtsprache herausbildete, die nun schlechthin „französisch" genannt wurde.

Die bisherige Begrenzung dieser beiden Mundarten, wie wir sie z. B. noch auf der ethnographischen Karte von H. Berghaus [1]) finden, geschah nach Coquebert de Monbret, Essai d'un travail sur la géographie de la langue française, Paris 1831, und Gustave Fallot, Récherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIII siècle, Paris 1839, Arbeiten, welche für den westlichen Theil der Sprachgrenze wenigstens jetzt überholt sind. Durch die Société pour l'étude des langues romanes angeregt, nahmen seit dem Jahre 1873 zwei gelehrte Franzosen, Ch. de Tourtoulon und O. Bringuier, die Grenze zwischen der Oc- und Oil-Sprache in ihrem westlichen Theile neu auf. Ihre von einer großen Karte begleitete Arbeit [2]) verfolgt die Sprachgrenze genau von Ort zu Ort, von Weiler zu Weiler und scheidet die einzelnen Mundarten der Oc-Sprache unter einander ab. Die Verfasser haben 150 Ortschaften besucht, mit etwa 500 dort lebenden Personen sich über die Sprachverhältnisse unterredet und 1500 km zurückgelegt, um 400 km Sprachgrenze festzustellen. Nach den gewonnenen Resultaten verläuft die Grenze in ihrem westlichen Theile folgendermaßen. Le Verdon an der Pointe de Grave (Girondemündung) bleibt der Oil-Sprache; von hier ab bildet bis Blaye (Oil) die Gironde die Grenze, während Bourg sur Gironde (an der Dordogne-Mündung) zur Oc-Sprache gehört. In südöstlicher Richtung geht die Sprachgrenze auf die Mündung der Isle in die Dordogne, so daß Fronsac und Libourne beim Oc bleiben. In einem Bogen Lussac (Oil) berührend, geht sie nach N.-N.-O. auf St. Aulaye (Oc) an der Dronne, nördlich auf Angoulême (Oil) zu, wendet sich bei Mansle (Oil) an der Charente nach N.-W. und überschreitet südlich von l'Isle Jourdain die Vienne. Nun geht sie in fast östlicher Richtung durch den äußersten südöstlichen Theil des Departements de la Vienne und den südlichen Theil des Departements de l'Indre, so daß St. Benoit der Oc-Sprache bleibt. Bei Eguzon (Oil) überschreitet sie die Creuze und wendet sich direkt auf Aigurande (Oil). So weit reichen die bisher publicirten Aufnahmen von de Tourtoulon und Bringuier. Um den östlichen Theil der Grenze zwischen Oc- und Oil-Sprache bis zur Schweiz zu ergänzen, ist es daher nöthig, auf die oben bezeichneten älteren Quellen, wie sie bereits Berghaus benutzte, zurückzugehen und stimmt diese Darstellung auch mit der neuerdings von E. Reclus in einer kleinen Skizze [3]) gegebenen Sprachgrenze überein. (Vergleiche die Karte.)

Südlich von der eben bezeichneten Sprachgrenze liegt noch eine zur nördlichen Mundart gehörige kleine Sprachinsel, welche de Tourtoulon und Bringuier nicht berücksichtigt haben, da ihr Dialekt das Studium einiger Specialforscher ist, deren Arbeiten über diesen Gegenstand uns nicht bekannt wurden. Es ist dieses die Gavacherie, die sich zwischen den Arrondissements von Libourne, de la Réole und Marmande an den Ufern des Dropt, eines rechten Nebenflüßchens der Garonne, hinerstreckt. Hauptort der Gavacherie ist Montségur. Dieser Landstrich wurde im 16. Jahrhundert unter Henri d'Albret mit Einwanderern aus Poitou, Angoumois und der Saintonge besetzt, da er 1523 bis 1525 durch die Pest fast vollständig menschenleer geworden war. Diese historische Nachricht bestätigt die Tradition und die Sprache, denn in Taillecavat, einem Orte der Gavacherie, sagt man z. B. j'avions vu, j'avions fait. Uebrigens mischt sich bereits der gaskognische Dialekt hier dem saintongischen bei und es ist ein Gemisch der Oil- und Oc-Sprache entstanden, das le Maro heißt. Danach bezeichnet man die Einwohner der Gavacherie auch als Marotins [1]).

Die Bretonen. Am reinsten haben sich die Kelten Galliens auf der bretonischen Halbinsel erhalten; dorthin sind ihre Reste gleichsam zusammengedrängt worden, dort waren sie am fernsten von allen römischen und fränkischen Einflüssen, aber dennoch ist auch die heutige Bevölkerung der Bretagne, wie sich historisch und anthropologisch nachweisen läßt, ein Mischvolk. In Aremorica, zu dem die Halbinsel gehörte, fanden sich die Osismii, Venetae, Curiosolites, Redones, sämmtlich Kelten. Der römische Einfluß war hier allerdings geringer als im übrigen Gallien; so unbedeutend, wie ihn manche Historiker darstellen, ist er jedoch nicht gewesen. Dr. Halleguen, der die Geschichte von Aremorica zum Gegenstande seiner speciellen Studien gemacht hat [2]), wies allein im Departement Finistère mehr als hundert römische Niederlassungen nach, deren Spuren zum großen Theile noch heute sichtbar sind. Nicht bloß vorübergehende Militärposten, die ohne großen Einfluß auf die ethnische Mischung geblieben sein würden, sondern eigentliche Kolonien waren hier angelegt, wovon die Ruinen großer Städte Zeugniß ablegen. Am bedeutendsten sind die römischen Reste in Corseul (Côtes du Nord). Noch im Anfange des verflossenen Jahrhunderts setzten diese Ruinen die Beschauer in Erstaunen; seitdem man aber enorme Massen ihrer Steine und Ziegel zum Bau der Festungswerke von St. Malo verwandte, sind sie stark zusammengeschwunden. War nun auch der römische Einfluß in Aremorica immerhin bedeutend, so rechtfertigt er doch wohl kaum Halleguen's Ausspruch: la Bretagne est la partie la plus romaine des Gaules (p. 24), denn gerade in der Bretagne gelangte die romanische Sprache nicht zur Geltung.

Ihren heutigen Namen empfing die Bretagne, als im 5. Jahrhundert, von den erobernden Angelsachsen verjagt, inselbritische Kymry nach Aremorica zu ihren Stammverwandten flüchteten. Diese Kymry, deren ethnischer Zusammenhang mit den Belgen bereits weiter oben angedeutet wurde, nannten sich noch Brython und ihre Sprache Brythoneg (britonica), Brythoneg-Gymraain (britonica-cumbrica), und diesen Namen übertrugen sie auf das neue Land, in welchem sie Zuflucht suchten. Hauptsächlich waren es Inselbriten vom Stamme der Dumnonii, die in Aremorica Aufnahme fanden [3]). Die Einwanderung der Kymry unter die aremorischen Kelten dauerte mehr als hundert Jahre lang und noch heute lassen sich die Nachkommen beider Stämme anthropologisch sehr gut nachweisen [4]). Im Pays de Léon, das sich zwischen Brest und Morlaix an der Nordküste hinerstreckt, hat sich die kymrische Race bis zum heutigen Tage fast in voller Reinheit erhalten. Die Menschen sind hier groß, blond, helläugig, die Haut sehr weiß, Kopf und Nase lang. An der Westküste dagegen, im Cornouaille, also zwischen Brest und Quimper, sind die Leute klein, untersetzt, brünett, mit Rundköpfen, schwarzen

[1]) Physikal. Atlas. 8. Abth. Tafel 11 (1852).

[2]) Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oil. Premier rapport à M. le ministre de l'instruction. Paris. Imprimerie nationale 1876.

[3]) Nouv. Géogr. univers. II, 915.

[1]) Jeannet, Notice sur les Gavaches im Musée d'Aquitaine, Bordeaux 1824, III, und Dutruch in Bull. soc. d'anthropol. II, 561.

[2]) Les Celtes, les Armoricains et les Bretons par le Dr. Halleguen (de Chateaulin). Paris 1859.

[3]) Zeuß a. a. O. 193.

[4]) P. Broca, Recherches sur l'ethnologie de la France. In Memoires de la société d'Anthropologie I, 1 seq.

Haaren und schwarzen Augen, echte Nachkommen der alten Aremorikaner. Auch in Bezug auf den Charakter unterscheiden sich diese beiden Gruppen und seit uralter Zeit herrscht zwischen ihnen eine Art Rivalität, die sich schon in dem im 12. Jahrhundert niedergeschriebenen Romane Tristan le Léonois ausspricht, da hier fortwährende Kämpfe zwischen den Königen des Pays de Léon und von Cornouaille geschildert werden. Die anthropologische Verschiedenheit der Bewohner der Bretagne wird auch bestätigt durch die Untersuchungen über die Körpergröße und Dienstuntüchtigkeit der Rekruten in den drei bretonischen Departements Finistère, Côtes du Nord und Morbihan [1]). Das verarbeitete Material bezog sich auf die Jahre 1850 bis 1859 und die 31 Kantone, welche die meisten Untüchtigen und Untermaßigen lieferten, fallen genau mit dem alten Cornouaille zusammen, wo die aremorische Bevölkerung am reinsten und unvermischtesten blieb. Die größten Rekruten lieferten dagegen jene Theile der Basse-Bretagne, wo die Nachkommen der im 5. Jahrhundert eingewanderten Kymry wohnen. Broca entwarf Karten, auf welchen er die verschiedene Körpergröße der untersuchten Rekruten mit verschiedenen Tönen eintrug, und nun zeigte sich, daß das Centrum, die Gegenden südlich von den Montagnes d'Arrée, von der kleinen (echt aremorischen) Bevölkerung bewohnt war, die nur hier und da ans Meer reichte (z. B. in Cornouaille), während die Küsten den großen Leuten, den Nachkommen der Inselbriten, gehören. Möglich, daß in letzterer Beziehung auch friesische Beimischung gewirkt hat, denn von 472 bis 513 hatten an der Nordküste der Bretagne sich auch Friesen niedergelassen, die damals alle Meere des Nordens durchschwärmten [2]). Keinenfalls ist dieser Einfluß bedeutend gewesen, und so haben auch die Franken, die 510 das Land unterwarfen, dort kaum Spuren hinterlassen, ausgenommen, daß sie der Bretagne ihre Feudalinstitutionen gaben, welche dort die tiefsten Wurzeln schlugen, was noch der Widerstand gegen die Revolution 1789 bezeugte. Am spätesten lernten die Bretonen sich als Bürger Frankreichs fühlen, und noch heute ist die Bretagne durch ihren ausgesprochenen Partikularismus bekannt.

Die Untersuchungen über die Bretonenschädel haben noch zu keinem durchgreifenden Resultate in anthropologischer Beziehung geführt. Nach Pruner [3]) lassen sich zwei Formen unterscheiden; die ältere ist „brachycephal mongoloid", die jüngere dem dolichocephalen Keltenschädel verwandt. Eine große Anzahl Bretonenschädel aus dem Departement Côtes du Nord, von echt bretonischem Boden, untersuchte Broca [4]). Danach ist der Breitenindex mehr der keltische als der kymrische geblieben, trotz der Einwanderung der Inselbriten. Er ist 81,71 für die Männer, 80,68 für die Frauen; 81,34 der Durchschnitt aller gemessenen Schädel. Capacität 1479 ccm [5]).

Durchgreifender indessen als alle diese anthropologischen Merkmale ist der sprachliche Unterschied. Die Bas-Bretons haben die keltische Sprache bis auf den heutigen Tag bewahrt und bezeichnen dieselbe selbst als le Breizad. Sie zerfällt in vier Dialekte: le Léonais, le Trécorien (das eigentliche breton bretonnant), le Cornouaillais und le Vannetais. Am reinsten wird die Sprache in Roskoff und auf den Inseln Batz und Ouessant gesprochen. Im Gegensatze zu den echten Bretons bretonnants bezeichnet der Bretone seine bereits französirten Landsleute als Galots.

Was die Sprachgrenze zwischen den heute noch keltisch redenden Bretonen und den Galots oder französirten Bretonen betrifft, so ist dieselbe seit dem 12. Jahrhundert nur wenig zurückgewichen. Vor dieser Zeit lag sie allerdings weiter im Osten und ging vom Golf de St. Michel über Rennes entlang der Vilaine zur Loiremündung [1]). Aber diese Sprache vermag dem mächtig hereinfluthenden Französisch nicht zu widerstehen, zumal auch in literarischer Beziehung sehr wenig für ihre Aufrechterhaltung geschieht, denn nur ein einziges Wochenblättchen erscheint in bretonischer Sprache. Die Städte, wie Brest, Morlaix u. s. w., sind schon fast ganz französisch und das Breizad nimmt immer mehr französische Vokabeln auf; die meisten Bretonen sind jetzt zweisprachig und die Zahl derjenigen, die nur bretonisch reden, wird von Jahr zu Jahr geringer.

Die heutige Sprachgrenze angehend, so verläuft dieselbe nach Fuchs [2]) entlang der alten Grenze zwischen Ober- und Niederbretagne, und so hat dieselbe auch Berghaus dargestellt. Danach beginnt dieselbe im Departement Côtes du Nord an der Bucht von St. Brieuc und wendet sich von da südwestlich auf Lanvallon, geht dann südlich, dicht bei Chatelaudren, Quintin und Uzel vorbei, bei welchem letztern Städtchen sie die Oust erreicht, die nun bis in die Gegend von Rohan die Grenze macht, so daß St. Caradec bretonischer, Loudéac französischer Grenzort ist. Noch oberhalb Rohan läßt die Sprachgrenze die Oust östlich, so daß Rohan dem französischen Sprachgebiet angehört, und geht in gerader Richtung nach Süden zum französischen Grenzorte Questembert und wendet sich östlich nach der Vilaine, die sie bei Rieux (unterhalb des Einflusses der Oust) erreicht, folgt dann der Vilaine bis zum französischen Grenzorte la Roche Bernard und geht von hier südlich, Herbignac dem bretonischen Sprachgebiete zuweisend, und erreicht zwischen Guérande (bretonisch) und St. Nazaire (französisch) das Meer.

Allein der südliche Theil der so von Fuchs angegebenen Sprachgrenze dürfte nicht mehr zutreffend sein, denn nirgends erreicht das Bretonische mehr die Vilaine. Nach Paul Broca [3]) ist in den Departements Ille et Vilaine und Loire inférieure die bretonische Sprache schon seit langer Zeit erloschen. Die Grenzlinie zwischen dem Breizad und dem Französischen erstreckt sich jetzt mit einigen Einbuchtungen schräg von der Halbinsel Sarzeau, östlich von Vannes bis zur gegenwärtigen Grenze des Arrondissements Lannion und St. Brieuc am Kanal (bei Plouha). Neuerdings noch ist auf der Pariser Ausstellung eine Manuskriptkarte der bretonischen Sprache von Paul Sebillot zu sehen gewesen, welche genau die Begrenzung des romanischen und keltischen Sprachgebietes sowie die allmälige Abnahme der letztern zeigte [4]), doch kann ich nicht angeben, ob diese Karte bereits publicirt wurde.

Die Anzahl der bretonisch Redenden ist nicht so leicht zu bestimmen, da in Frankreich Aufnahmen der Volkssprachen nicht stattfinden. Nach Coquebert de Monbret [5]) ergab eine im Jahre 1806 stattgefundene Zählung 985 588 bretonisch redende, womit übereinstimmt, wenn Böckh [6]) die Zahl der Kelten (Bretonen) in Frankreich mit 1 100 000 angiebt.

Diese Zahl mag als annähernd zutreffend betrachtet wer-

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. V, 147, und 2. ser. I, 701.
[2]) Aurélien de Courson, Hist. des peuples bretons. Paris 1846, I, 250.
[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. III, 297.
[4]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. VIII, 313.
[5]) Als typisch keltisch sieht Broca die Auvergnatenschädel an, bei welchen er einen Breitenindex von 84,45 für die Männer, 83,39 für die Frauen und 84,07 im Durchschnitt fand. Capacität 1523.

[1]) E. Reclus, Nouv. géogr. univers. II, 617.
[2]) Die romanischen Sprachen. Halle 1849. 73.
[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. I, 701.
[4]) Revue d'Anthropologie 1878. 712.
[5]) Mélanges sur les langues, dialectes et patois. Paris 1831. 14.
[6]) Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. Tabelle X.

den, denn die drei in Betracht kommenden Departements Finistère, Morbihan und Côtes du Nord zählen zusammen etwa 1 800 000 Einwohner. Das erstere ist ganz, die beiden anderen sind zur Hälfte bretonisch.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

I.

Die Deportirten.

Es ist bekannt, daß die Kolonisation Australiens ihren Grund in dem Bedürfniß Englands hatte, sich der jährlich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern zu entledigen. Seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege hatte die Ausfuhr nach der Neuen Welt aufhören müssen. Man sah sich nach einem neuen Abzugskanal um, der Englands socialen Kehricht aufnehmen könnte. Cook kehrte von seiner großen Reise zurück; der Vorschlag, die Verbrecherwelt Großbritanniens an die Gestade des Stillen Oceans zu versetzen, wurde mit Begierde aufgenommen. Der Widerstand, den philanthropisch gesinnte Männer, darunter der um das Gefängnißwesen Englands hochverdiente Howard, dem Plane entgegenbrachten, wurde überwunden.

Man hatte nur den ausgesprochenen Zweck, die der Gesellschaft schädlichen Elemente loszuwerden, sie fern genug von ihrer Heimath hinwegzuführen, so daß sie derselben durch ihre Rückkehr nicht schaden könnten, mit einem Worte: man wollte einen bloßen Naturkerker schaffen. Ein anderes Ziel wie Strafe durch Verbannung und Besserung des Individuums durch Arbeit hatte man nicht im Auge. Weit entfernt aber lag der Gedanke, daß je die Strafanstalt an der wüsten Küste zur Selbständigkeit heranreifen könne, eine solche Eventualität war von denen, welche die Maßregel befürworteten, niemals ins Auge gefaßt worden [1]).

Am 13. Mai 1787 segelte die erste Flotte von Sträflingsschiffen aus dem Hafen von Portsmouth ab und ankerte in Botanybay am 20. Januar des folgenden Jahres. Es waren dies die beiden Fregatten Sirius und Supply, drei Proviantschiffe: Golden Grove, Fishburn und Borrowdale, und sechs Transportschiffe: Scarborough, Lady Penrhyn, Friendship, Charlotte, Prince of Wales und Alexander unter dem Kommando des Kapitäns Arthur Phillip, mit 757 Sträflingen an Bord, darunter 192 Frauen, nebst einer Abtheilung von 181 Soldaten und 16 Offizieren. Außerdem hatten 28 Frauen mit 14 Kindern Erlaubniß erhalten, ihre verurtheilten Ehemänner zu begleiten, während 13 Kinder von Sträflingen auf die einzelnen Schiffe vertheilt wurden. Die Gesammtzahl aller Personen der Expedition war 1030. Dreiviertel der neuen Ansiedler war also dem Verbrecherstand angehörig.

Im Jahre 1840 wurde die Deportation gesetzlich aufgehoben, nachdem sie schon im Jahre 1838 thatsächlich ein Ende genommen hatte. Von 1788 bis 1838 waren auf diese Weise 75 200 Verbrecher der Kolonie zugeführt worden. Von der Gesammtbevölkerung, die aus 129 463 Seelen bestand, muß also selbst nach Abrechnung derer, welche im Laufe der Zeit durch den Tod entfernt waren, über die Hälfte der Erwachsenen aus solchen Elementen bestanden haben. Und doch vermag v. Scherzer von jener Zeit zu sagen, daß schon damals „das Maß des Verbrechens auf seinen normalen Zustand zurückgeführt war. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern, welche im Jahre 1788 nach der Antipodenkolonie verbannt waren, hatten nicht mehr den Vergleich mit den redlichsten freien Einwanderern zu scheuen." — „Selbst der kaufmännische Kredit bevorzugte lange Zeit die entlassenen Sträflinge, weil diese ein ganz besonderes Interesse hatten, auch den Schein von Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten" [1]).

Von Sydney aus wurde eine Verbrecherkolonie auf Vandiemensland gepflanzt. Vandiemensland erhielt seine Verbrecher zuerst von Neu-Süd-Wales, später aber direkt vom Mutterlande. Außerdem schickte England viele von solchen dorthin, welche eine gewisse Strafzeit in englischen Gefängnissen zugebracht hatten, und nach ihrer Landung als Exilirte oder Freigelassene in Freiheit gesetzt wurden. So erhielt auch diese Insel einen sehr bedeutenden Influx von verbrecherischen Elementen. Man lernte eine Verbannung nach Vandiemensland als eine schwerere Strafe ansehen, als nach Port Jackson. Denn dieses hatte seine Schlimmsten von den Schlimmen dorthin zum zweiten Male exilirt, gerade wie es eine Bande ganz besonders gefährlicher Subjekte an die Ufer des Brisbane verpflanzt hatte. Im Jahre 1852 bestand die Hälfte der gesammten männlichen Bevölkerung aus Verbrechern oder ihren Nachkommen, und doch schreibt Mrs. Meredith [2]) über das verrufene Hobartown in demselben Jahre: „Ich kenne keinen Ort, wo mehr Ordnung und Anstand herrscht, wenn sich bunte Haufen bei irgend einer öffentlichen Schaustellung in den Straßen drängen, als in dieser so schmachvoll verleumdeten Kolonie. Nicht einmal in irgend einem Dorfe einer englischen Grafschaft kann eine Dame allein mit geringerer Furcht vor Belästigung oder Beleidigung spazieren gehen, als in der Hauptstadt von Vandiemens-

---

[1]) In Clanagan's Geschichte von Neu-Süd-Wales Bd. I, S. 30 wird die Rede angeführt, welche Gouverneur Phillip gehalten haben soll, als er mit seinen Leuten in Port Jackson landete. Aber die Epitheta, welche dieser einem Lande giebt, das allen denen, welche es vor ihm besucht hatten, als im höchsten Grade abstoßend erschienen war und das sich auch ihm in keiner andern Gestalt zeigte, erscheinen verdächtig. Wenn er von einem Lande spricht, das „so groß, so schön, so fruchtbar, so gesegnet ist mit allen den Gaben, welche die Natur verleihen kann, das bestimmt ist, einst das strahlende Juwel im südlichen Ocean zu sein," so klingt diese Sprache für einen Mann, der bisher nichts gesehen hatte, als sandiges, steiniges, mit niedrigem, nutzlosem Buschwerk bedecktes Land, so wie er es an der Botanybay und am Port Jackson antraf, nicht gerechtfertigt. Der Verfasser der Geschichte der Kolonie wollte beweisen, daß Pitt nicht daran dachte, eine reine Verbrecherkolonie zu gründen. Sollte diese Rede des ersten Gouverneurs nicht etwa der fruchtbaren Phantasie des warmblütigen Irländers entsprossen sein? Vielleicht war der Wunsch Vater des Gedankens.

[1]) K. v. Scherzer, Reise der „Novara", Statist.-kommerz. Theil S. 457.

[2]) My home in Tasmania, 2 Vol. London 1852, I, p. 36.

land, die man in England gewöhnlich für ein Hospital moralischer Pest hält. Nicht in einem noch so moralischen Kreise des moralischen Englands wird ein Abweichen von den Pfaden der Sittsamkeit und Tugend allgemeiner oder bestimmter mit dem Ausschluß aus der guten Gesellschaft geahndet."

So Mrs. Meredith, ehe die Deportation aufhörte. Die Worte sind sehr schön; sind sie auch wahr, so müssen sich die Zustände in Tasmanien bedeutend verschlechtert haben, seitdem sie die Insel verließ. Aber die Worte, welche der um Neu-Süd-Wales hochverdiente geistreiche Dr. Lang in seinem Werk über die Kolonie ausspricht, dürfen wir ohne Abzug gelten lassen. „Es giebt wenige Seestädte," so sagt er, „wenn überhaupt eine in Großbritannien von gleicher Bevölkerung, welche eine ruhigere, ordentlichere und, ich zögere nicht hinzuzufügen, eine tugendhaftere Bevölkerung aufzuweisen vermögen, als die große Mehrzahl der Bewohner von Sydney es ist." Wir dürfen nicht vergessen, daß er von englischen und schottischen Seestädten spricht, und wer London und Liverpool, Glasgow und Leith nicht allein in den Vierteln der vornehmen Welt, sondern auch in den Quartieren kennen gelernt hat, welche Matrosen frequentiren, wird einen Maßstab anlegen können, der die australischen Städte zwar nicht auf den Standpunkt makelloser Reinheit hinaufschraubt, aber ihnen doch eine Stelle anweist, die nach ihren Antecedentien höchst ehrenvoll für sie bleibt.

Viktoria und Südaustralien erhielten niemals Sträflinge zugeschickt, doch brachten der ersten die Goldfunde einen sehr bedeutenden Procentsatz der schlechtesten Bestandtheile des Verbrecherthums, sowohl aus Neu-Süd-Wales als aus Tasmanien. Aber Südaustralien hat sich, so viel es konnte, selbst gegen irgend eine vereinzelte Einwanderung gewehrt. Sich vollkommen rein zu erhalten, war freilich unmöglich, und die „heilige Stadt", wie die Melbourner die Hauptstadt Südaustraliens wegen ihrer vielen Kirchen und Kapellen spottend nennen, wählte einmal sogar einen reich gewordenen entlassenen Sträfling in das Oberhaus und verlieh ihm den Titel „Ehrenwerth".

Aber Westaustralien bat in aller Form um Sträflinge. Es konnte nicht leben und nicht sterben und es griff zu dieser Krücke, sich aufzurichten. Während zwei australische Kolonien gegen die weitere Aufnahme von Verbrechern energische Proteste an die englische Regierung richteten, bewarb sich Westaustralien eifrig um diesen Vortheil. Es war 1829 mit dem Privilegium gegründet worden, von Sträflingen gänzlich frei zu sein, aber 1849 wurde ihm dieses Privilegium lästig. Und von da an bis zum Jahre 1860 wurden 10 000 Sträflinge ausgeschickt; in diesem Jahre belief sich die Gesammtzahl der Bevölkerung mit Einschluß des Militärs auf nur 14 837 Seelen. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung bestand aus Sträflingen. Wenn Westaustralien mit den mehr östlich gelegenen Schwestern nicht Schritt zu halten vermochte, so liegt dies nicht sowohl in dieser Zusammensetzung seiner Bevölkerung als in der Ungunst seiner übrigen Verhältnisse. Aber auch dort ist die Entwickelung eine ordnungsgemäße. Der unverbesserliche Taugenichts kehrt immer wieder ins Gefängniß zurück, aber die Mehrzahl der Verbrecher wird zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft.

„Diese Transportationen zeigen," sagt Holtzendorff in seiner kernigen Weise, „wie die für unbrauchbar gehaltenen Granitmassen verbrecherischer Bevölkerungsbestandtheile so weit verwittern können, daß eine reife Kultur auf ihnen Wurzel schlägt; sie beweisen den unberechenbaren Einfluß, welchen die staatswirthschaftlichen Verhältnisse auf den Zustand öffentlicher Gesittung ausüben; sie deuten an, wie wenig der unmittelbare Strafzwang als Forderung der Gerechtigkeit für die Verwirklichung der relativen Strafzwecke zu leisten vermag; sie lehren uns eine Beugung des Rechtsgedankens unter die Herrschaft von Zufälligkeiten und Thatsachen kennen, für welche man in der Geschichte des deutschen Strafrechts vergebens nach einer Parallele sucht."

Und eines ist wirklich in Erfüllung gegangen, was er damals als eine mögliche Erscheinung der Zukunft hinstellte. Die Kolonisten von Neu-Süd-Wales und Vandiemensland scheuen und fürchten ihre ehemaligen verbrecherischen Traditionen nicht mehr; im Hinblick auf ein blühendes Land und eine im Großen und Ganzen geachtete Gesittung erkennen sie den Verbrecher, der im Jahre 1788 aus Land stieg, als ihren Vorfahren an. Es war das Bewußtsein des größern Verdienstes aus jener Vergangenheit zur glücklichen Gegenwart emporgekommen zu sein, das vor mehreren Jahren den Gedanken eingab, ein Fest zu feiern, an dem nur Leute von blauem Blut (Nachkommen von Sträflingen) sich betheiligen konnten. Heute können, um wieder mit Holtzendorf zu sprechen, die Erben eines anfangs aus Verbrechern gebildeten Gemeinwesens den Vergleich kühn aufnehmen mit den Abkömmlingen jener Puritaner, deren Sittenstrenge den Weg über das Meer einschlug, um nicht Zeuge der lockeren Sitten zu sein, welche in den höchsten Schichten der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts herrschend waren.

Die Deportation hatte den doppelten Vortheil, nicht allein die der Gesellschaft feindlichen Elemente in nützliche Mitglieder derselben zu verwandeln, sondern auch zugleich, während sich diese Umwandelung vollzog, den ersten Bestrebungen der Kolonie eine kräftige Hülfe zu gewähren. Statt ihre Zeit im Gefängniß in dumpfem Dahinbrüten zu verbringen, leisteten sie den jungen Ansiedelungen die werthvollsten Dienste. Sie bauten Straßen, Brücken und öffentliche Gebäude, lichteten die Wälder und halfen den freien Ansiedlern, unter schwierigen Verhältnissen ihr Heimwesen gründen. „In Neu-Süd-Wales," sagt der Gouverneur Sir Richard Bourke in einer Depesche an Lord John Russell, „haben vermittelst der Sträflingsarbeit fleißige und geschickte Kolonisten innerhalb eines Zeitraumes von 50 Jahren eine Wildniß zu einer schönen und blühenden Kolonie umgewandelt. Man darf getrost behaupten, daß dieser große und schnelle Fortschritt nächst der Vorsehung der Verfügbarkeit derjenigen Arbeitskräfte zugeschrieben werden muß, welche durch die Transportation von England und Irland beschafft worden sind." Viktoria und Südaustralien sind geworden, was sie heute sind, ohne solche Hülfe. Aber es ist sehr fraglich, ob die ersten Ansiedelungen Australiens in Neu-Süd-Wales und Tasmanien ohne den Beistand von Sträflingen möglich gewesen wären. England schickte Arbeiter aus, für welche die ersten Kolonisten nicht einen Heller zu zahlen hatten. Die Arbeiter waren oft nicht gut, sie arbeiteten selten willig, aber was ihnen an Tüchtigkeit abging, ersetzten sie durch ihre Zahl. Ein großer Stab von Beamten und Militär unterstützte die Konsumtion. Der Vortheil für die Kolonisten war unverkennbar. Dabei stellten sich die Kosten der Erhaltung und Bewachung noch niedriger, als wenn man sie im Mutterlande festgehalten hätte. In Neu-Süd-Wales beliefen sich die Kosten für jeden Sträfling von 1787 bis 1797 auf 504 deutsche Reichsmark, von 1797 bis 1810 dagegen nur auf 324 Mark, in dem nächsten Zeitraum von 1810 bis 1821 waren sie allerdings wieder auf 450 Mark gestiegen, woran das System, allen Ansiedlern Vorschüsse zu gewähren, und die Ausführung bedeutender Bauten die Schuld trug. Die Unterhaltung der Sträflinge in Westaustralien kostete im Jahre 1856 840 Mark pro Kopf. Für die Sträflinge in Vandiemensland wurden die Aus-

gaben 1851 auf 480 Mark pro Kopf berechnet. Aber im Gefängniß zu Milbank bei London erreichten die Spesen für Wohnung und Unterhalt eines jeden Sträflings den Betrag von 1008 Mark jährlich[1]). Dabei sind bei den australischen Arbeitern die geleisteten Arbeiten in Abzug zu bringen.

Aber das Bild hat auch seine weniger erfreuliche Kehrseite. Es ist bemerkt worden, daß bei der Gründung der ersten Strafkolonie nur die Entfernung der Verbrecher aus der Mitte der friedlichen Bevölkerung und ihre möglichste Isolirung ins Auge gefaßt worden war. Der Gedanke an eine selbständige Entwickelung lag sehr fern. An eine Hebung des moralischen Zustandes der Sträflinge dachte man vollends nicht. Ihre Behandlung sprach für eine lange Zeit nach der Gründung des Verbrecherstaates allen Gesetzen der Humanität Hohn; sie trieb oft den, welcher für einen Augenblick vom Pfade der Rechtlichkeit abgewichen war, auf die breiteste Bahn des Verbrechens.

Die schaudererregenden Mißbräuche, welche der humane Howard in England aufdeckte, wiederholten und steigerten sich in einer Kolonie, die gezwungen war, sich zu ihrem eigenen Schutz der schärfsten Maßregeln zu bedienen, und welche der Kontrole einer einsichtigen Oeffentlichkeit enthoben war.

Ein Verurtheilter kam zu jener Zeit kaum unter den Begriff Mensch. Schon auf der Reise behandelte man ihn in einer Weise, welche an die schlimmste Periode des Sklavenhandels erinnert. Im Jahre 1790 langten vier Schiffe mit Verbrechern an, die meisten halbtodt, 261 waren unterwegs gestorben, 200 befanden sich in Folge von Ruhr, Skorbut, Fieber und anderen Krankheiten im elendesten Zustande. Die Verpflegung war die erbärmlichste. Im „Neptun" machte der entsetzliche Modergeruch erst spät darauf aufmerksam, daß die reihenweise zusammengeketteten Gefangenen den Tod einiger ihrer Gefährten absichtlich verheimlicht hatten, um sich in die Mundportionen der Gestorbenen zu theilen.

Für die Gesundheit der Sträflinge und Soldaten wurde in keiner Weise gesorgt. „Je früher damals die Sträflinge starben, desto besser; sie starben gewöhnlich wie die Fliegen." Prügelstrafe, Pranger und Galgen waren an der Tagesordnung. Das Maximum der Ruthenhiebe wurde auf 800 festgesetzt, könnten die Leute es aushalten, sollten sie noch mehr haben, und als der umsichtige und humane Gouverneur Bourke 1831 die Zahl der Hiebe, die ein Beamter nach summarischem Verfahren ertheilen lassen konnte, auf 50 beschränkte, brach ein wahrer Sturm des Unwillens aus. Seit jener Zeit war er den erbittertsten Angriffen von Seiten der Geldaristokratie ausgesetzt.

Die Behandlung, welche die Sträflinge in jenen ersten Zeiten erfuhren, war wahrhaft grauenerregend. Die Aufseher, unwissend und roh, schienen ihre Lust daran zu haben, die Leute zu Tode zu quälen. Man stellte sie bei der dürftigsten Kost zu den schwersten Arbeiten an. Man spannte sie ans Zugseil, um schweres Bauholz zu ziehen, oder zwang sie, dasselbe auf ihren Schultern zu tragen, bis sie unter der Last zusammenbrachen. In sechs Monaten starben 1300. Die grausame Behandlung und Hunger trieben zu Verbrechen und auf alle stand der Tod. In jenen Zeiten war das Geschäft des Henkers keine Sinecure.

In Tasmanien stand es mindestens ebenso schlimm. Wenn in Neu-Süd-Wales ein Sträfling in die Wildniß entwich, so kehrte er in der Regel nach kurzer Zeit wieder, denn der australische Busch bot keine Nahrung und die Schwarzen waren schlimmere Feinde als die weiße Obrigkeit. In Tasmanien war die Existenz in der Wildniß auch nicht leicht, aber eher möglich, und Freundschaftsbündnisse zwischen Eingeborenen und entlaufenen Verbrechern häufig. Die Sträflinge entkamen sehr oft, aber meistens fing man sie wieder ein oder sie kehrten freiwillig in die Gefangenschaft zurück. In beiden Fällen hatten sie wenig auf die Nachsicht ihrer Richter zu rechnen. Der Henker hatte vollauf zu thun. Der Gefängnißkaplan zu Hobartown beklagte sich wegen der Ueberfüllung der Galgen bei den Exekutionen. „Dreizehn Verurtheilte können," so sagt er, „mit Bequemlichkeit auf einmal hingerichtet werden, für mehr aber ist der Platz nicht da. Ich hoffe, daß eine solche Ueberfüllung, wie sie sich in letzter Zeit zu oft wiederholt hat, nicht wieder vorkommt."

Entlassene Sträflinge theilten die Prügel aus, welche verhängt wurden. Um sich ihren Auftraggebern angenehm zu machen, schonten sie die zu Bestrafenden nicht. Und sie wurden von ihren früheren Genossen in Erwiderung gründlich gehaßt. Manch einer von ihnen starb den friedlichen Tod auf seinem Sterbebette, viele wanderten zu den Goldfeldern Viktorias, aber nicht wenige fanden ein jähes und blutiges Ende durch die Hände der erbitterten Verbrecher, welche sich unter ihren Schlägen gewunden hatten.

Diese Angaben sind zweifelsohne wahr. Selbst die Vertheidiger der grausamsten Maßregeln erkennen die Richtigkeit an. Sicherlich waren bei abnormen Verhältnissen außerordentliche Maßregeln nöthig. Man durfte den Abschaum des Verbrechens nicht mit Glacéhandschuhen anfassen. Strenge war nöthig und doppelt nöthig unter den ganz eigenen Verhältnissen, unter denen die erste Ansiedelung ihren Lebenslauf begann.

Auch vergißt man in der Regel, die Kehrseite des Bildes zu betrachten: Schreckensgeschichten haben zu jeder Zeit Kinder wie Erwachsene mehr gefesselt, als die normale Entwickelung des alltäglichen Lebens. Man hört und liest in der umfangreichen englischen und kolonialen Literatur jener Periode wenig von den ruhigen Erfolgen solcher, die sich dem Gesetze mit Resignation beugten, dem Herrn, dem sie zugewiesen waren, unbedingt gehorchten und in kurzer Zeit aus der Klasse der Verbrecher in die der Freigelassenen übertraten. Die Aelteren unter den Bewohnern Tasmaniens, welche ihren Dienerstand in früheren Zeiten ausschließlich aus den Deportirten rekrutirten, sprachen oft in den entschiedensten Ausdrücken das höchste Lob über ihre ehemaligen Untergebenen aus. Namentlich denken noch heute fast alle Frauen mit einer Art Dankbarkeit an ihre unfreien Dienstboten, mit denen die freie Einwanderung im Vergleich höchst ungünstig dasteht.

Es wurden Greuel verübt, Greuel von einem rohen und unwissenden Beamtenstande gegen ein noch roheres und unwissenderes Verbrecherthum, das seine Rache, wo sich eine Aussicht eröffnete, nach demselben Maße nahm, mit dem ihm selbst gemessen wurde. Die Wächter jenes überseeischen Kerkers wurden, von allen humanisirenden Einflüssen abgeschlossen, zu brutalen Tyrannen. In den ersten Jahrzehnten war die Deportation nach Australien fast so schrecklich, oft noch schrecklicher als der Tod. Aber diese Periode wurde überwunden. Und die Zustände der Gefängnisse und Armenhäuser Englands waren kaum besser. Trotz aller Fehler, ja Vergehen, welche man sich bei der Durchführung des Systems der Deportation zu Schulden kommen ließ, das Resultat ist ein großartiges gewesen. Sehen wir uns nun nach den Mitteln um, durch welche man dieses Ziel zu erreichen strebte.

Ein System der zweckmäßigen Verwendung und besonders der Besserung und eventuellen Rehabilitirung arbeitete

---

1) v. Scherzer, Reise der „Novara", Statist.-kommerz. Theil, S. 326.

sich erst spät heraus. Die Arbeiten, welche die ersten Sträflinge verrichteten, beschränkten sich zuerst naturgemäß auf die nöthigen Regierungsbauten. Als freie Landeigenthümer in der Kolonie ansässig wurden, wurden auch sie mit Sträflingen versorgt, die ihnen bei der Kultivirung des Bodens behülflich sein sollten. So entstanden denn allmälig drei Kategorien von Zwangsarbeit. Erstens eine solche, bei welcher die Sträflinge gemeinsam beschäftigt wurden, namentlich um Straßenbauten anzulegen, eine zweite, bei der sie unter Aufsicht der Regierung Arbeiten für Privatbesitzer besorgten, namentlich um die Rodungen von Landstrichen auszuführen, und eine dritte, wonach einzelne Sträflinge Privatpersonen als Diener überwiesen wurden.

Diese so überwiesenen Sträflinge (assignees) verrichteten Dienste der verschiedensten Art. Sie arbeiteten in den Werkstätten der Handwerker, auf den Aeckern der Landbauer, sie weideten die Herden der Viehzüchter. Das gesammte Setzerpersonal der in Sydney bestehenden Zeitung bestand einmal aus Sträflingen, und das Blatt wurde am weitern Erscheinen verhindert, als sämmtliche Setzer vom Gouverneur abberufen wurden, weil er sich durch eine eingehende und rückhaltslose Kritik seiner Maßregeln verletzt fühlte.

Die Assignments hatten ihre guten, aber auch ihre sehr schlimmen Wirkungen. Man war über den Sträfling, seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten gar nicht unterrichtet. Man hatte an eine Auswahl, welche den bestimmten Bedürfnissen entspräche, nie gedacht. Die Berichte aus England enthielten oft nicht mehr, als die Natur des verübten Verbrechens, und waren auch darin oft mangelhaft. So stellte es sich heraus, daß als einer der Verbrecher seine Freilassung verlangte, die betreffenden Dokumente in England geblieben waren, so daß man dort erst anzufragen hatte. Der arme Kerl, der wohl wußte, daß über der Anfrage und Antwort 2 bis 3 Jahre verstreichen würden und der sich in seinem Unwillen zu respektswidrigen Aeußerungen hinreißen ließ, erhielt 600 Geißelhiebe und sechs Monate Kettenstrafe.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn es sich ereignete, daß die Leute an unpassende Herren gelangten. Männer, die unter einem einsichtigern und mildern Regimente zu tüchtigen Gliedern der Gesellschaft herangereift wären, wurden durch Rachegefühl für erlittene Mißhandlung zu Verbrechen getrieben. Mehr als ein Sträfling legte auf seinem letzten Wege zur Richtstätte dem begleitenden Geistlichen das Geständniß ab, daß es allein die harte, herzlose Behandlung ihres Arbeitsherrn war, welche sie aufs Schaffot brachte [1]). Anderntheils befanden sich die, welche einer strengen Zucht und scharfen Aufsicht bedurft hätten, oft in den Diensten nachsichtiger und sorgloser Herren.

Nach verbüßter Strafzeit waren die Sträflinge natürlich frei. Sie konnten zu dieser Freiheit durch bestimmte Stadien gelangen. Zeigte ein Sträfling durch sehr gutes Betragen, daß er den festen Entschluß habe, ein neues Leben zu beginnen, so konnte ihm auf sein Ansuchen vom Gouverneur ein Urlaubsschein, ticket of leave, gewährt werden, der entweder auf bestimmte Zeit oder during good conduct, d. h. so lange er sich gut aufführte, gültig war. Einen solchen Urlaubsschein konnte ein auf 14 Jahre Verurtheilter nach 6 Jahren, ein lebenslänglich Verurtheilter nach 8 Jahren erbitten.

Die Regierung des talentvollen Gouverneurs Macquarie bezeichnet den Anbruch eines ganz neuen Verfahrens hinsichtlich der Sträflinge. Zwar wurde ihm die Gefahr nicht klar, welche heraufbeschworen werden mußte, wenn man seinen Vorschlag befolgte, arbeitsfähige Männer so viele als möglich, aber Frauen so wenige als möglich zu importiren, aber er sorgte — und er war der erste Gouverneur, der das that — für die Hebung der Stellung der Verbrecher, indem er diejenigen, welche sich durch Fleiß und gutes Betragen emporgearbeitet hatten, öffentlich auszeichnete. Er dachte nicht, daß Australien je aufhören würde, eine Verbrecherkolonie zu sein, eine Niederlassung, wo freie Kolonisten nichts zu schaffen hätten. Und wenn nach seinem Ausspruch die Einwohnerschaft von Neu-Süd-Wales aus solchen bestand, welche transportirt worden waren, und solchen, welche hätten transportirt werden sollen, so erschien ihm dies kein Hinderniß für das Aufblühen der Kolonie. Zu seiner Zeit zählte die Kolonie 76 793 Bewohner, von denen 25 254 männliche und 2577 weibliche Sträflinge waren. Er hätte nichts einzuwenden gehabt, wenn das Verhältniß noch mehr zu Gunsten der Sträflinge gestanden hätte. Er glaubte, „daß die Kolonie und alle ihre Vortheile und Ehren zu Gunsten solcher Sträflinge wären, die fleißig arbeiteten, weiter kämen und keine Verbrechen mehr begingen."

Bedeutende Vortheile waren vor seiner Zeit Sträflingen selten gewährt worden. Zwar hatte man einem derselben, Andrew Thomson, der im Alter von 16 Jahren wegen eines unbedeutenden Vergehens deportirt worden war, sich nach seiner Freilassung Reichthum erwarb, Küstenfahrzeuge erbaute, Salzwerke anlegte und sich überhaupt um Industrie und Handel verdient machte, einige Privilegien gewährt, wie Bier zu brauen, billiger aus den Vorrathshäusern der Regierung einzukaufen ꝛc., aber das Beispiel stand isolirt.

Macquarie ging weiter. Wenn man den Exsträflingen gestattet hatte, Vermögen zu erwerben, so versagte man ihnen die Rehabilitirung. In die gute Gesellschaft der Kolonie wurden sie nicht zugelassen; von der Ehre, welche zu vergeben war, blieben sie ausgeschlossen. Der energische Gouverneur dachte anders. Nicht nur, daß er Thomson bald nach seinem Antritt ein Ehrenamt übertrug, er zog ihn auch öfter zur Tafel, lud außerdem andere Emancipirte ein, die in ähnlicher Weise emporgekommen waren, und zeichnete sie auf andere Art aus. Die freien Kolonisten, die Offiziere des Regiments remonstrirten, das Kolonialministerium wurde bedenklich, Oberst Macquarie und seine Gemahlin kümmerten sich weder um die tadelnden Stimmen der Kolonisten noch um das Kopfschütteln der Staatsmänner in Downingstreet.

Auch der kaufmännische Kredit bevorzugte für lange Zeit die entlassenen Sträflinge. Und mit Recht, denn diese, welche sich aufs äußerste bemühten, das verlorene Zutrauen wiederzugewinnen und auch den geringsten Schein von Unzuverlässigkeit zu meiden, übertrafen die freien Einwanderer in den meisten Fällen in Unternehmungsgeist und Ausdauer.

So war es beurlaubten Sträflingen möglich, in alle Geschäfte einzutreten und wegen ihrer Erfahrung wurden sie freien Einwanderern in der Regel vorgezogen. „Keinerlei Erwerbszweig blieb ihnen unzugänglich, keinerlei Stellung verschlossen. Sie waren Polizisten, Konstabler und Gefängnißaufseher im Dienste der Regierung, oder, wenn sie Geschick zeigten, Landverwalter, Kommis, Sekretäre, ja sogar Erzieher in den Familien freier Einwanderer! Der Redakteur eines der bedeutendsten Tageblätter in Sydney war ein beurlaubter Sträfling."

War aber die Strafzeit verflossen und wollte sich der Sträfling niederlassen, so bewilligte ihm die Regierung, im Fall er unverheirathet war, 30 Acker, war er verheirathet, 50, und hatte er Kinder, für jedes derselben 10 Acker Landes. Viele der Entlassenen gelangten zu Wohlstand und Reichthum; einige der Familien, welche jetzt in wahrhaft

[1]) Lang, Freedom and Independence for the Golden Lands of Australia, p. 313.

fürstlicher Pracht auf ihren ausgedehnten Besitzungen wohnen, nennen als die Begründer ihres Glückes Männer, die, wie man sich euphemistisch ausdrückt, in Governor Phillip's time ins Land kamen. Noch mancher von den so zwangsweise zu Bürgern Australiens Gewordenen ist am Leben, aber man hört nichts von ihnen, nur wenn sie sich in eine höhere Lebensstellung hinaufschwingen, flüstert man sich hier und da zu, daß Herr So und so Australien nach der alten Weise, in the old way, aufgesucht habe. Aber niemand macht ihm das zum Vorwurf.

Nur in Tasmanien ist man etwas eigen. Es gilt als selbstverständlich, daß ein Sträfling, mag seine Laufbahn auf der Insel noch so erfolgreich sein, in die „gute Gesellschaft“ der Insel nicht aufgenommen werden darf. „Aber wenn er ins Parlament gewählt wird?“ fragte ich. Das würde freilich Schwierigkeiten machen. Als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung muß ihn selbst der Gouverneur zuweilen einladen. Da wäre eine Ausnahme konstatirt. Aber im allgemeinen theilen die freien Einwanderer Tasmaniens und ihre Nachkommen die freisinnige Auffassung der Frau Meredith nicht. Sie mögen nicht mit ehemaligen Sträflingen umgehen, damit sie nicht selbst in den Verdacht gerathen, als verdankten sie ihre Anwesenheit in der Kolonie dem Zwangsspruch eines englischen Gerichtshofes.

Was ist aus den Deportirten geworden? Ich habe schon gesagt, daß viele eine für die Kolonie und sie selbst ersprießliche Laufbahn einschlugen, viele sind gestorben, eine kleine Anzahl Unverbesserlicher wird ihre Befreiung aus den Mauern ihres Kerkers erst dann erwarten dürfen, wenn der Tod sie aus den Gefangenenlisten streicht.

Solche Ueberreste aus der Zeit der Deportation finden sich noch in den Gefängnissen von Darlinghurst bei Sydney, von Port Arthur in Vandiemensland [1]), von Fremantle in Westaustralien. Sie sterben allmälig aus. Die Anzahl solcher „Convicts“ in Neu-Süd-Wales ist sehr klein. In Tasmanien befanden sich 1874 noch 284 solcher Leute im Gefängniß, die meisten alt und schwach, nur 39 noch fähig Arbeiten zu verrichten. In Westaustralien lebten zur selben Zeit 240 Sträflinge, welche von England ausgeschickt waren. Für alle diese Leute bezahlt die englische Regierung. Tasmanien erhielt 6000 Pf. St. jährlich und als Unterhaltungskosten 36 Pf. St. 19 Sch. 8 P. pro Kopf. An Westaustralien macht die englische Regierung keine Zahlungen, sie verwaltet ihre Gefängnißangelegenheiten dort selber. Die Einkäufe von Lebensmitteln &c. werden in England gemacht und nach der Kolonie geschickt. Die Kosten per Kopf werden dort noch bedeutender sein. Aber auch die Zahl dieser Leute nimmt ab. Die meisten werden freigelassen und verschwinden mehr oder minder unter der freien Bevölkerung, viele sterben, ein kleiner Theil von Galgenvögeln hält noch für eine kurze Zeit aus. Bald wird der letzte dieser Deportirten die Mauern des Gefängnisses als freier Mann oder als Leiche verlassen haben.

---

[1]) Vor einiger Zeit aufgehoben.

Aus allen Erdtheilen.

Bericht über den zweiten Theil der Sewertzow'schen Reise auf Pamir.

L—z. Während über den ersten Theil der Reise (1877) des berühmten russischen Forschers schon auf Seite 239 des Bd. XXXIII des „Globus“ (vergl. Petermann's Mittheilungen 1878, S. 315) berichtet ist, liegt über den zweiten Theil (Sommer 1878) nur eine ganze kurze Notiz vor („Globus“ XXXIV, S. 368, Mitth. 1878, S. 474). Im Folgenden theilen wir einen Auszug aus dem interessanten Bericht Sewertzow's über den zweiten Theil seiner Reise mit, welcher am 16. (28) Mai in der Russischen Geographischen Gesellschaft verlesen wurde; wobei wir bemerken wollen, daß zur Orientirung die im ersten Hefte von Petermann's Mittheilungen 1879 erschienene Karte: „Das Quellgebiet des Oxus“ sehr geeignet ist.

Der zweite Theil der Reise begann von Osch aus. Während der Topograph der Expedition, Herr Skasy, die Linie nach dem See Kara-kul nivellirend, in kurzen Tagemärschen von 8 bis 10 km vorrückte, war ein zweiter Topograph, Herr Rudnew, an dem Kara-kul mit der topographischen Aufnahme des Bassins, und der Botaniker, Herr Kuschakewitsch, mit botanischen Sammlungen beschäftigt. Herr Sewertzow selbst ging unterdessen nach Osten in das Quellgebiet des Kaschgar-darja (Fluß von Kaschgar), um die Beziehung zu untersuchen, in welcher der Pamir und der Thianschan zu einander stehen.

Ende Juli trafen alle Mitglieder der Expedition am Kara-kul zusammen. Bevor die Aufnahme des Bassins abgeschlossen war, erkrankte hier leider Herr Rudnew so ernstlich, daß er aus der Expedition austreten und heimkehren mußte; es war das ein schwerer Schlag für die Expedition, da nun alle topographischen Aufnahmen, astronomischen Ortsbestimmungen und Höhenmessungen Herrn Skasy allein zufielen, der außerdem noch mit photographischen Aufnahmen beschäftigt war. Unter solchen Umständen mußte ein ferneres Nivellement vom Kara-kul aus aufgegeben werden.

Die Expedition schlug nun den Weg in das völlig unbekannte Gebiet ein, welches zwischen den Marschrouten der englischen Expedition von 1873 und der Alai'schen von 1876 gelegen ist. Vom Kara-kul aus ging der Weg den nördlichen Ak-Baitalfluß hinauf (der Tschen-su der englischen Expedition), überstieg einen 15000 engl. Fuß hohen Paß und erreichte den südlichen Ak-Baital (Murgab der Alai-Expedition), den sie bis zur Mündung in den Ak-su, einen der Hauptquellflüsse des Amu-darja, verfolgte.

Bevor jedoch die Expedition diese Mündung erreichte, mußte Herr Sewertzow einen Boten ins Lager der pamirschen Kirghizen östlich vom Ran-kul nach einem Führer und nach Salz schicken, da der ganze Vorrath davon verunglückt war. Die hierdurch entstehende Pause in der Bewegung der Expedition benutzte Sewertzow, um in das noch völlig unerforschte Gebiet von Ran-kul-Pamir vorzudringen, welches von Herrn Skasy mit Instrumenten aufgenommen wurde.

Vom Ufer des Sees Ran-kul aus waren die den Osten Pamirs begrenzenden Berge deutlich sichtbar, die schon seit längerer Zeit ein Streitobjekt zwischen verschiedenen über die Orographie Central-Asiens forschenden Gelehrten bilden. Es stellte sich hierbei das interessante Faktum heraus, daß keine der bisher vertretenen Ansichten die richtige ist.

Hayward nahm bekanntlich an, die Ostgrenze Pamirs werde durch ein Gebirge (Kisil-jart) gebildet, und der-

selben Ansicht war Murchison und nach ihm Kostenko; Fedtschenko hingegen nahm einen Steilabfall des Pamir nach Osten an, ohne ihn indessen gesehen zu haben. Bei seiner Reise nach Kaschgar hatte Hayward von Osten aus die Kisil-jart-Berge gesehen und zwei Bergspitzen gemessen, eine von 21 000 Fuß und südlich von ihr die zweite höhere von 25 800, die er Togarma nennt, die aber den sehr bezeichnenden Landesnamen Mustagh-Ata (Vater der Eisberge) behalten sollte. Nach Hayward glaubte man nun, diese zwei Spitzen gehörten einem Gebirge an. In Wirklichkeit aber liegen sie auf gesonderten Gruppen kurzer Schneeberge und zwischen ihnen befindet sich, in einer Ausdehnung von gegen 50 km, statt eines Gebirges das Kesselthal des Kleinen Kara-kul, welches durch ein sehr verwickeltes System kurzer, relativ niedriger (14 000 bis 15 000 Fuß) Berge gebildet wird. Demnach wird der Pamir im Osten, ganz so im Westen weder durch einen Bergrücken noch durch einen Steilabfall gebildet, sondern durch ein breites Gebirgssystem.

Nachdem am Ran-kul ein Punkt astronomisch bestimmt worden war, kehrten Sewertzow und Skasy an den Ak-Baital zurück und folgten dem Laufe desselben bis zu seiner Vereinigung mit dem Ak-su.

Von hier aus untersuchte die Expedition das bisher unbekannte Gebiet des Alitschur-Pamir. Zu dem Zwecke ging sie den Kara-su, einen Nebenfluß des Ak-su, hinauf, überschritt den 14 000 Fuß hohen Paß Naisa-Tasch und folgte nun dem Laufe des Alitschur bis an den Jaschil-kul, durch welchen dieser Fluß fließt; östlich vom Jaschil-kul wurde eine Gruppe von Seen constatirt.

Weiter konnte die Expedition nicht vordringen, da sich Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte. Vom Ran-kul aus hatte schon Sewertzow zwar nach Proviant an die am Karakul lagernde Kolonne des General Abramow geschickt; es blieb aber derselbe aus, weil die Zufuhr durch einen von Kirghizen ausgeübten Raubanfall verunglückte. In Folge dessen mußte Sewertzow seine Pläne, sowohl nach Pamir-Kaljan als auch ostwärts von Ran-kul zu gehen, aufgeben und an den Kara-kul zurückkehren, wo er noch eine interessante Frage zu lösen hatte.

Wie schon erwähnt, war die Aufnahme des Kara-kul-Thales in Folge der Krankheit des Herrn Rudnew nicht beendet worden, und die Frage, ob der See wirklich ein ganz abgeschlossenes Becken bildete, blieb noch offen. Die Engländer Gordon und Trotter haben nach Aussagen von Kirghizen einen Abfluß des Kara-kul südwärts in den Ak-su verzeichnet, Kostenko hingegen, der 1876 den See flüchtig berührte, behauptet mit Bestimmtheit, der See liege in einem ganz geschlossenen Becken.

Eine genaue Besichtigung und Aufnahme des Gebietes ergab nun, daß der See in einer Ausweitung eines langen Thales gelegen ist, das sich sowohl nach N.-O. zum Flusse Kok-schai, einem Zuflusse des Kaschgar-darja, öffnet, als auch nach S.-W. zum Ak-su. In früheren Zeiten hat der See nach zwei Seiten Abfluß gehabt, gegenwärtig aber sind beide Abflüsse eingetrocknet, der nordöstliche vollständig, der südwestliche nicht ganz, indem durch denselben bei hohem Wasserstande und nicht alljährlich der See in das Thal der Kudara (eines Zuflusses des Murgab) überfließt und nicht in das des Murgab, wie Gordon es annahm.

Die deutlich sichtbaren Spuren eines einst stattgehabten zweifachen Abflusses des Kara-kul lassen in diesem See den für die historische Geographie wichtigen Drachen-See des altchinesischen Reisenden Juan-Zian (Hüan-Thsang; von Richthofen schreibt Hsüën-Tsang) erkennen, und die Beschreibung, welche dieser Reisende vom See giebt, beweist eine noch gegenwärtig fortdauernde Hebung des Pamir im Norden vom Kara-kul.

Nach Beendigung der Arbeiten am Kara-kul kehrte Sewertzow am 14./26. September nach Gultscha in Ferghana zurück, wo sich bald auch die übrigen Mitglieder der Expedition einfanden. Bis zum 14./26. Oktober wurden die Sammlungen geordnet, die Lastthiere, welche durch die zurückgelegten Reisen stark gelitten hatten, completirt, und neue Vorräthe beschafft; dann trat die Expedition bei Regen- und Schneewetter eine neue Excursion an. Diesmal ging die Reise den Tar (fließt nordöstlich von Gultscha dem Syr-darja zu) hinauf und bei tiefem Schnee über den Paß Ak-Bogas. In Folge der ungünstigen Witterung brach in der Expedition der Typhus aus, an welchem nach und nach sechs Leute der Begleitmannschaft erkrankten. Zwar starb keiner von ihnen, doch wurde die Beweglichkeit der Expedition durch die Schwäche der Reconvalescenten sehr beeinträchtigt, so daß Sewertzow nur bis zur Wasserscheide des Tar und Kaschgar-darja vordringen konnte, wo Skasy zwei Punkte astronomisch bestimmte, Sewertzow aber die Beziehung feststellte, in welcher der Pamir zum Thianschan steht. Die Untersuchungen ergaben, daß zur Zeit der Kreide und zu Anfang der Tertiärperiode der Pamir vom Thianschan durch ein Meer mit Felsinseln getrennt war, dessen Sedimente noch bis jenseit der Wasserscheide zwischen Kaschgar-darja und Tar reichen.

Ende Oktober kehrte die Expedition nach Urgent zurück und beschloß damit ihre bemerkenswerthe Untersuchung des Pamirplateau.

Ueber die wissenschaftliche Ausbeute spricht sich Sewertzow sehr befriedigt aus; sie läßt sich kurz in Folgendem zusammenfassen:

Während der Reisen sind 12 Punkte astronomisch, 120 Höhen trigonometrisch und gegen 500 barometrisch bestimmt worden, zu denen gute correspondirende Beobachtungen vorliegen. Eine vollständige, allseitige Erforschung des Pamir ist durch die Expedition abgeschlossen und seine Beziehung zum Thianschan festgestellt. Das von der Expedition erschlossene Gebiet umfaßt einen Ländercomplex, der, außer von Marco Polo, nicht nur nie von einem Europäer betreten, sondern dessen Berge auch nicht aus der Ferne gesehen wurden. Das Gebiet, welches bis jetzt eine vollständige terra incognita gewesen, liegt nun, bis auf Details, völlig erschlossen da.

Ebenso vollständig wie der Pamir ist das ihn mit dem Thianschan verbindende Gebiet erforscht, und an sogenannten geographischen Entdeckungen hat es auch nicht gefehlt, wie schon früher erwähnt worden.

Die geologischen Untersuchungen haben Herrn Sewertzow reiches, höchst mannigfaltiges Material geliefert. Uralte Hebungen, die von dem Niederschlage des Bergkalkes vor sich gegangen, stehen neben den neuesten noch gegenwärtig fortdauernden. Das gesammelte geologische Material genügt, um eine Geologie des Pamir auf denselben Grundlagen, wenn auch weniger detaillirt, bearbeiten zu können, auf welchen Studer und Escher es für die Alpen gethan haben.

Ueber 60 wohlgelungene photographische Aufnahmen veranschaulichen die charakteristischen und wilden Landschaften des Pamir; 20 000 Exemplare von circa 1000 Arten von Pflanzen füllen die Herbarien der Expedition. Noch reicher ist die zoologische Ausbeute. Statt 10 Arten von Säugethieren, die bisher vom Pamir bekannt waren, hat die Expedition gegen 60 mitgebracht, statt 4 Arten von Fischen über 20, statt 110 Vogelarten 350.

In Bezug auf Flora und Fauna des Pamir läßt sich behaupten, daß das Pamirgebiet, in dieser Beziehung bisher kaum erforscht, von nun an zu den mit am vollständigsten bekannten Gebieten Centralasiens gehören wird.

Europa.

— Nach den Uebersichten des Kaiserlichen Statistischen Amtes über die deutsche Auswanderung nach überseeischen Ländern im Jahre 1878 (Märzheft 1879 der Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches) betrug die Zahl der Auswanderer über die deutschen Häfen und Antwerpen

im Jahre 1878: 24 217 Personen, d. i. 2253 mehr als im Vorjahre. Davon gingen 20 373 nach den Vereinigten Staaten von Amerika, 1048 nach Brasilien, 1718 nach Australien, die übrigen in kleineren Mengen nach anderen überseeischen Ländern. Das Statistische Amt bemerkt hierzu: „Nächst den Vereinigten Staaten hat die größte Menge von Deutschen Brasilien aufgenommen, wo nach dem neuesten Census, dessen Ergebnisse im Jahre 1877 veröffentlicht worden sind, 44 000 Personen deutscher Nationalität lebten; nächstdem Australien, das ersichtlich eine immer größere Anziehungskraft auf die Deutschen ausübt." (A. Z.)

— Die Kieler Zeitung meldet unter dem 4. Juni: „Die Arbeiten zur Wegräumung der aus losen Steinen bestehenden, für die Schifffahrt in der Ostsee so gefährlichen Untiefe „Adlergrund" in der Nähe von Bornholm haben in diesem Jahre von Seiten des hydrographischen Bureaus der kaiserlichen Admiralität und unter der Leitung des königlichen Wasserbauinspektors Weinreich begonnen. Nach Beschaffung der erforderlichen Taucher- ꝛc. Apparate aus Kiel ist bereits vor 14 Tagen ein Schiff mit drei Tauchern ausgerüstet von Swinemünde nach dem Adlergrund abgegangen und eine zweite gleiche Ausrüstung wird in diesem Monat folgen."

— Die Legung eines neuen transatlantischen Kabels zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten ist nunmehr endgültig beschlossen worden. Es soll dasselbe von St. Pierre nach den Scilly-Inseln gelegt und durch Zweigkabel mit dem englischen Festland und Brest in Verbindung gebracht werden.

— Aus Pest wird der „A. Z." vom 5. Juni geschrieben, daß die demnächst zu vollziehende Besetzung des Sandschak Novibazar durch die Oesterreicher voraussichtlich ohne Widerstand stattfinden wird, weil das betreffende Gebiet nur sehr spärlich bewohnt ist. Dabei wird auf die interessante Thatsache aufmerksam gemacht, daß von den drei in der österreichisch-türkischen Konvention namhaft gemachten Punkten am Lim der eine, der Ort Priboj, gar nicht mehr existirt, da er bereits zu Beginn des Aufstandes im Jahre 1875 verbrannt und vollständig zerstört wurde.

— Der russische Oberst Kaulbars, Mitglied der Kommission zur Regulirung der türkisch-montenegrinischen Grenze, schreibt dem „Russischen Invaliden" aus Skutari in Albanien vom 4./16. Mai: „Um einen unfreiwilligen Aufenhalt in Skutari auszunutzen, unternahmen eine Anzahl Mitglieder der gedachten Kommission einen Ausflug zur Rekognoscirung des Grenzgebietes zwischen dem Meere und dem See von Skutari. Dieselben nahmen in zwei Abtheilungen mit je einem Meßtisch und Diopterlineal in zweitägiger Arbeit am 14. und 15. Mai das fragliche Gebiet auf und zwar im Anschlusse an die österreichische Küstenkarte und im Maßstabe von 1:50 000. Im Ganzen sind dabei 70 Punkte bestimmt und ist das zwischenliegende Terrain nach dem Augenmaße eingezeichnet worden. Der so aufgenommene Landstrich umfaßt 50 bis 60 Quadratwerst. Es ist der Abhang des Gebirges zum See von Skutari und bietet so manche natürliche Schönheit von den schneeigen Höhen des Rumia-Gebirges bis zu den grünen Thälern, die mit Weinreben, Oliven- und Feigenbäumen bedeckt und von Erhebungen ganz nackter Kalkfelsen umgeben sind. Die Nacht vom 14. zum 15. Mai wurde bei den Ruinen eines alten Klosters, in denen eine griechisch-katholische und eine römisch-katholische Kirche neben einander standen, in 600 Fuß Meereshöhe unter Zelten zugebracht.

Zur Verbindung der von beiden Seiten begonnenen Aufnahmen mußte am 15. früh der Gipfel des Berges Pjat-Ubal (fünf Brunnen) erstiegen werden. Das Aneroid gab seine Höhe zu 3000 Fuß über dem Bivouaksplatze an. Der Gipfel ist ein schmaler von West nach Ost streichender Kamm, der nach der Seite von Skutari in dem bekannten Berge Tarabasch (etwa 2000 Fuß) endet. Zum See fällt der Berg allmälig in welligem Gelände ab, zum Thal der Bojana und zum Meere aber so steil, daß er einen einzigen Abhang von 60 bis 70 Grad bildet. Die (in dem Briefe näher beschriebene) Aussicht vom Pjat-Ubal umfaßt einen Gesichtskreis von gut 200 Werst. Auf der Höhe des Berges sind sieben tiefe Brunnen ausgegraben, die reichliches und gutes Wasser enthalten, ein Schatz für die namentlich im Sommer ganz wasserarme Gegend. Auffallend ist bei der hohen Lage, daß sich in den Brunnen viele lebende Thiere, namentlich Salamander, befinden, die häufig zum Luftholen an die Oberfläche des Wassers kommen. Zum Andenken an die Ersteigung ist auf dem Berge eine steinerne Pyramide errichtet worden.

Die nächste Aufnahme-Exkursion soll dem Ostufer des Sees von Skutari bei Plawnitza und Chum gelten.

(Nach dem Russ. Inv. Nro. 106 vom 18./30. Mai.)

Asien.

— Der berühmte Afrikareisende Commander V. L. Cameron ist kürzlich von seiner Orientreise (vergl. „Globus" XXXIV, S. 207 und 303) zurückgekehrt und hat die Beschreibung derselben in Angriff genommen.

— Die Moskauer „Rußkije Wjedomosti" enthalten folgendes Telegramm des Obersten Prschewalski: „Am 1. (13.) Mai war die Expedition am Flusse Bulugun. Wir gingen von Zaisan 600 Werst stromaufwärts am Uruntschu (soll wohl heißen: Uljungur) in der Richtung nach Chami über den südlichen Altai. Alle Mitglieder der Expedition sind gesund."

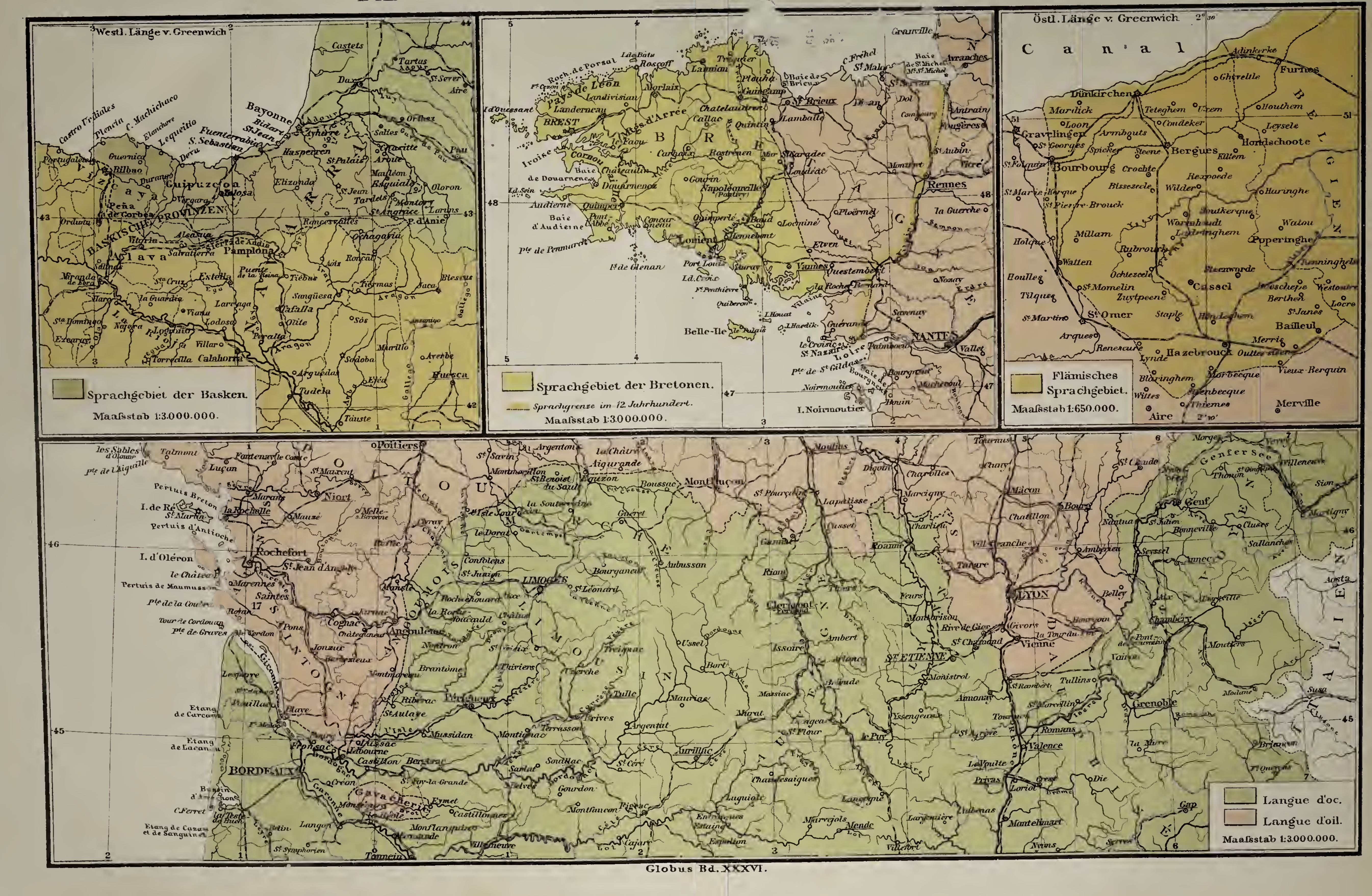
— Am 12. Mai ist der Dampfer „Nordenskjöld", Kapitän Sengstacke, der bei der zweiten deutschen Nordpolfahrt die „Germania" befehligte, von Malmö nach dem Suezkanal und der Beringsstraße abgesegelt. An Bord befinden sich Prof. Grigoriew (Botaniker) und Frhr. von Dankelmann (Meteorologe), außerdem noch 14 Personen. Ehe sie das Ostkap erreichen, ist Nordenskjöld vielleicht schon vom Eise befreit und hat die Rückkehr angetreten. Das nächste Ziel des Dampfers ist alsdann die Lena-Mündung.

— Die schon seit Jahr und Tag in Kaschmir herrschende Hungersnoth fängt an, die ernstliche Aufmerksamkeit der indischen Regierung zu erregen. Sie hat dem Maharadschah seine Verpflichtung zur thatkräftigen Hülfeleistung vorgestellt, einen englischen Beamten in das unglückliche Land abgeordnet und große Getreidevorräthe dorthin dirigirt.

— Der eben erschienene „Generalbericht über die Aufnahmen in Indien" für das Jahr 1877/78 spricht die Hoffnung aus, daß demnächst endlich an die Aufnahme des Staates Nipâl (Nepaul) gegangen werden wird — was unsere Kenntniß des Himalaja bedeutend vermehren würde. Der Bericht enthält noch keine Einzelheiten über die Aufnahmearbeiten, welche im Anschlusse an die kriegerischen Operationen in Afghanistan ausgeführt worden sind, bespricht aber die sehr umfassenden Vorbereitungen dazu.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

DIE VÖLKERGRENZEN IN FRANKREICH VON R. ANDREE.







Band XXXVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Die Insel Chios.

(Nach dem Französischen des Dr. Ad. Testevuide in Chios.)

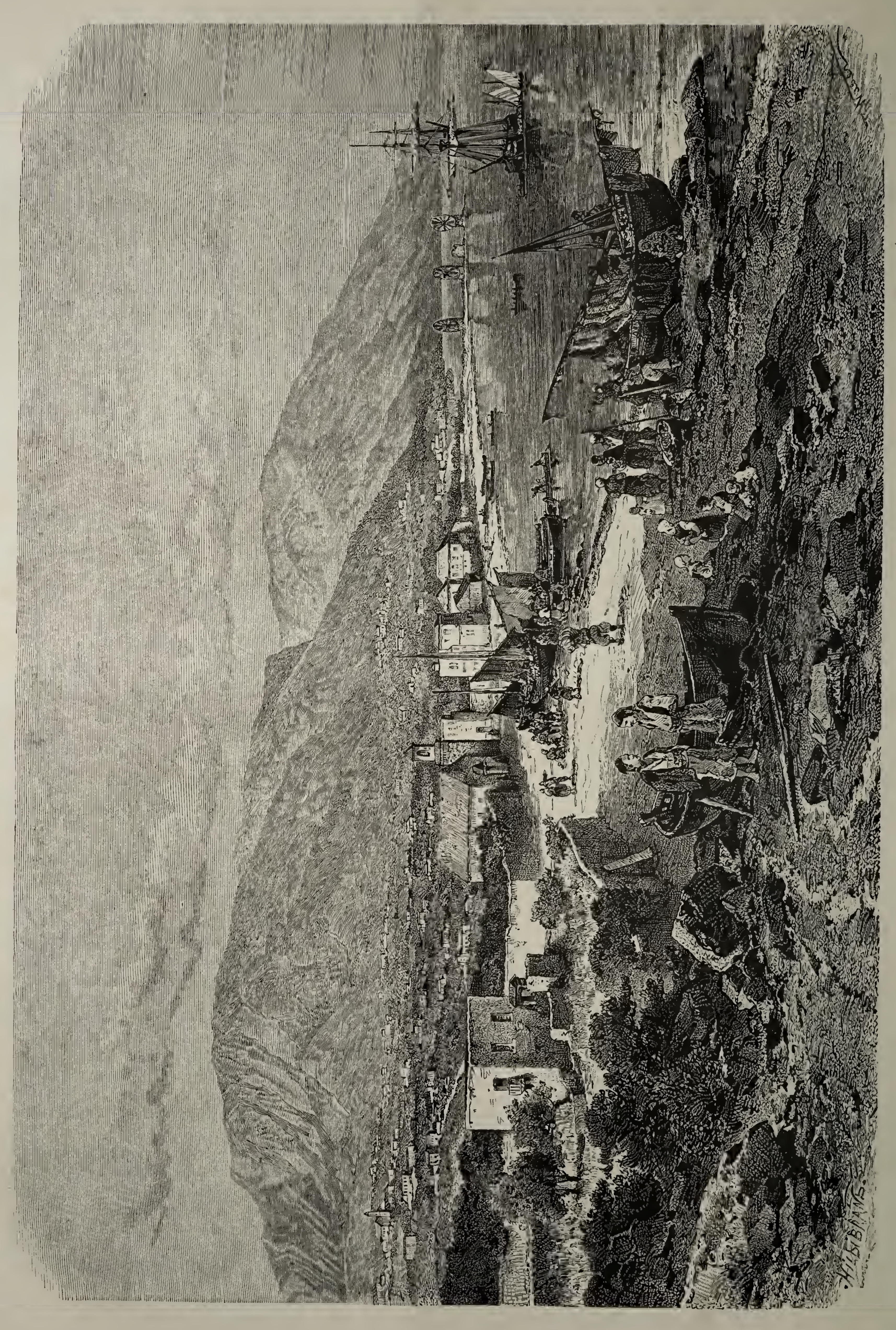
II.

(Die Abbildungen nach Testevuide's Skizzen.)

Sehen wir uns nun im Innern der Insel ein wenig um. An einem schönen Sommermorgen verläßt der Autor auf einem kräftigen Maulthiere die Griechenstadt, reitet über den Vunaki bei der Festung vorbei, läßt die Gerbereien von Kapella hinter sich und erreicht alsbald auf einem schmalen, schlechten Pfade, wie es alle Wege auf Chios sind, die Zone der Bäume und Gärten. Etwas weiter hin wendet sich der steinige Weg vom Meere ab und führt auf Latomi zu, bekannt durch seine Marmorbrüche, die sich in einem röthlich gefärbten, kahlen, zerrissenen Hügel befinden. Zur Seite stehen noch mehrere Häuser mit wohlerhaltenen Façaden, deren zerstörtes Innere deutlich von der Wuth der türkischen Soldaten im Jahre 1822 erzählt. So sehr aber manche Wände mit dem Einsturze drohen, so haben sich doch neben diesen Ruinen Pächter der umliegenden Citronen- und Orangengärten ihre niedrigen Behausungen errichtet und beleben das Bild der Zerstörung. Nun überschatten große Bäume den nordwärts gerichteten Weg, der Aussicht auf das Meer gewährt und hier und da mit Häusern besetzt ist. Freundlich grüßen die entgegen kommenden Seeleute, welche von Vrontato südwärts nach der Hauptstadt eilen, und so erreicht man, fast ohne es gewahr zu werden, Livadia, welches mehr von Kaufleuten als Seefahrern bewohnt wird. Das Dorf besitzt Wasser in Fülle und darum auch fruchtbare Gärten, die sich bis zum Meere hinabziehen. Am Ausgange des Ortes muß man das breite Bett eines Gießbaches überschreiten, sieht dann zur Linken den hübschen aus weißem Marmor erbauten Thurm der St.-Georgs-Kirche von Vrontato und setzt dann seinen Weg dorthin zwischen hohen Gartenmauern fort.

Die meisten chiotischen Schiffskapitäne stammen aus Vrontato und zum großen Theile sind sie Eigenthümer ihrer Fahrzeuge. Es sind meist ehrenwerthe, sparsame, nur etwas zu rohe Leute, die es mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstande bringen, in Folge dessen ihr Heimathsdorf fortwährend an neuen, hübsch gebauten Häusern zunimmt. Die Einwohner des Ortes sind fast insgesammt mit einander verwandt; unter ihnen herrscht die Gewohnheit, daß alle Söhne einer und derselben Familie mit dem Vater zusammen zur See gehen — leider! Denn geht das Schiff verloren, so ist die Familie auch vollständig zu Grunde gerichtet.

Ueber dem Orte, der fünf Viertelstunden von der Hauptstadt entfernt ist, steigt der Berg Epos an und schützt ihn gegen die Nordwinde. Ihn bewohnen an tausend Familien, und darunter wohl dreihundert wohlhabende. Die schlechten Wege freilich, an welchen die Insel, wie gesagt, überhaupt durchweg leidet, stehen dem Eindringen der Civilisation entgegen, was vielleicht den Seekapitänen wenig Verdruß macht; da sie meist abwesend sind, könnte es ihnen wenig gefallen, wenn ihre Frauen an fremden Sitten und Einrichtungen Vergnügen fänden. So aber besorgen sie in altgewohnter Weise den Haushalt, ziehen ihre Hühner auf und ernten ihre



Brontato.

Oliven, bis die Ankunft des Gatten eine erwünschte Unterbrechung in ihr einförmiges Leben bringt. Vrontato hat drei Schulen für Knaben und eben so viele für Mädchen.

Nun geht es weiter am Meere hin, zuerst bergauf, dann auf der halben Höhe des Epos hin, bei einer reichen Quelle vorbei. Nach einer Viertelstunde befindet man sich vor einem gewaltigen Felsen; dort geht es hinüber in das Hochland, und man thut gut daran, hier von seinem Maulthiere abzusteigen und zu Fuße den Windungen des schmalen, gefährlichen Pfades zu folgen. Herrlich ist die Aussicht, welche den Reisenden auf der Spitze des Berges erwartet: weithin zieht sich die Meerenge nach Süden bis dorthin, wo Samos, Nikaria und die Furni-Inseln in eins zusammenzufließen scheinen. Der Platz ist den Chioten würdig genug erschienen, mit dem Namen Homer's geschmückt zu werden. Denn Chios war ja eine der sieben Städte, die den Dichter als ihren Landsmann in Anspruch nahmen, und so wurde jene Bergeshöhe, wo eine Art Amphitheaters und ein roh aus dem Felsen gehauener Sitz sich befinden, „die Schule des Homer" getauft.

Wendet man sich dort oben zur Linken, so hat man erst eine kahle Hochebene, dann das steinige Thal der Brunnen zu durchschreiten und erreicht nach drei Stunden einförmigen Weges die beiden kleinen Dörfer Dierka und Katabasis;



Die „Brücke des Mädchens", eine genuesische Wasserleitung.

folgt man aber dem Meeresgestade nach Norden, so befindet man sich in $1\frac{1}{2}$ Stunden in Langada (mit 130 Feuerstellen und einer Schule), dessen Einwohner Bauern oder Seeleute sind. Drei Viertelstunden nördlich davon ist der Hafen Koloquinta; dann biegt der Weg nach Westen um und senkt sich in ein enges Thal hinab, in dessen Grunde unter Oleandergesträuch ein Bach sich hinschlängelt. An ihm entlang kommt man in einer Stunde nach Kardamila, einem sehr alten Orte, welcher heute von etwa 500 Familien bewohnt wird und, wie es häufig an den Gestaden des Aegäischen Meeres der Fall ist, in zwei Hälften, Ober-Kardamila und die Marina, zerfällt. Sein Hafen ist groß, aber flach und nur für kleine Schiffe benutzbar, die Häuser des Dorfes sind elend, verfallen und von der Zeit geschwärzt, und seine Bewohner zeichnen sich vor ihren Landsleuten unvortheilhaft durch ihre fahle, gelbliche Gesichtsfarbe aus — eine Folge der Fieber, welche das an der Küste stagnirende Wasser des nahen Baches erzeugt. Im Uebrigen aber sind die Kardamiliten fleißig und intelligent, lernen leicht, bringen viel Lehrer und Priester hervor und sind ebenso geschickt in der Pflege der Citronenbäume wie in der Schifffahrt. Sie nebst den Bewohnern der Spalmadores-Inseln (der antiken Oenussen zwischen Chios und dem Festlande, welche etwa 80 Familien beherbergen) sind es, die vom Athos herüber Kohlen bringen.

Weit weniger anständig wissen sich manche Einwohner von Volisso — wohin man von den schon erwähnten Dörfern Dierka und Katabasis in $1\frac{1}{2}$ Stunden gelangt — durch das Leben zu schlagen: sie gehen nach Smyrna oder Konstantinopel, erheucheln dort allerlei Gebrechen, geben sich z. B. ein kachektisches Ansehen, indem sie sich, wie man sagt, Knoblauchszehen unter den Achseln befestigen, und betteln



Kloster Neamoni.

dann. Haben sie ein kleines Vermögen sich zusammengegaunert, so kehren sie in die Heimath zurück und spielen dort stolz die großen Herren. Die Umgegend von Volisso, welches etwa 400 Familien zählt und einen alten wohlerhaltenen genuesischen Thurm besitzt, ist ziemlich gut angebaut und producirt gutes Oel, Mandeln und Feigen. Auch züchtet man dort viele Schweine.

Quer durch den Nordwesten der Insel zieht die kleine niedrige Kette der Amani-Berge; südlich von ihnen liegen folgende Dörfer: Siderunta (30 Familien), Pispilunta (8 F.), Potamia (14 F.), Parparia (50 F.), Tripai (20 F.), Piramia (50 F.), Kap Melania (12 F.), in dessen Nähe im Jahre 1822 an 2000 Christen abgeschlachtet wurden. Nördlich von den Amani-Bergen finden sich die Orte Kalandra-



Anabato.

Aphrodisi (20 Familien), Kurunia-Grigoros (40 F.), Keramos-Lardavo (25 F.; in der Nähe Antimon und warme Schwefelquellen), Leptopoda (14 F.), Nenita (12 F.) und Agio Gala (25 F.) mit einer großen Höhle, in welcher bei der „Katastrophe" zahlreiche Chioten eine Unterkunft fanden, ehe sie nach Psara auswandern konnten. Rings um den Elias-Berg endlich, welcher ziemlich genau in der Mitte der Nordküste aufsteigt, liegen Viki (40 Familien), Amades (39 F.), Kampia (51 F.), Spartuntas (20 F.) und Phyta (30 F.).

Alle diese Dörfer im Norden der Insel sind von Bauern bewohnt, welche sich in Sprache, Sitten und Kleidung stark von denen der Südhälfte unterscheiden. Aber selbst hier in den Bergen macht die alte Tracht schon der allgemein griechischen — dem langen rothen Fez und der weiten Pumphose — oder gar der fränkischen Platz.

Die Amani-Berge sind fast den ganzen Winter, der Elias sogar den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Darum ist auch der Norden gut bewässert und zugleich hat er fruchtbaren Boden. Aber was nützt dem Bauer

die Fruchtbarkeit, da die Wege fehlen, um den Segen zu verwerthen? Muß er doch z. B. in Kurunia mit der Ueberfülle von Aepfeln, Birnen u. s. w. die Schweine füttern! Die dortigen Weinpflanzungen haben neuerdings durch Krankheiten sehr gelitten. Sonst aber giebt es Fichten, deren Rinde von den Gerbern gesucht wird, Feigen-, Mandel- und Oelbäume, Eichen, Schweine, Maulthiere und Rindvieh hier — und das alles verleiht diesem Theile der Insel einen gewissen Wohlstand. Die Leute hier sind zumeist gastfreundlich, wenn auch daneben sehr unwissend und abergläubisch.

* * *

Verläßt man die Stadt Chios nach Südwesten, so folgt der Pfad zunächst den Windungen einer steinernen Leitung, welche das Wasser einer Quelle bei Daphnona in die Stadt



Pistacia lentiscus, der Mastixbaum. (Nach der Natur.)

bringt. Nach drei Viertelstunden Weges trifft man eine nur im Winter thätige Wassermühle und weiterhin eine genuesische Wasserleitung, „die Brücke des Mädchens" genannt, deren Originalität bei einer kürzlichen Ausbesserung leider verwischt worden ist. Auch Reste von antiken Leitungen finden sich in der Nähe. Weiter aufwärts wird die Gegend öde und bringt nur noch dürftige Weide für Schafherden hervor, bis nach Verlauf einer Stunde der Gipfel eines mit Oelbäumen bestandenen Hügels erreicht ist und nun der Weg fast geradlinig weiterläuft. Ringsum liegen auf ebenerm Boden als bisher bebaute Felder, auf denen Mönche und Novizen arbeiten; Frauen mit Lasten trockenen Holzes auf dem Rücken ziehen vorbei. Fichten und grüne Eichen fassen den Weg ein, auf dem es an Hasen und allerlei Vogelwild nicht fehlt. Ab und zu dringt auch das Plätschern fließenden Wassers zum Ohre — und so geht es etwa eine halbe Stunde weiter, bis man unweit einer kleinen Kirche das Kloster Neamoni ungefähr 200 Fuß über sich erblickt. Es ist das reichste auf

der Insel und sieht wie ein befestigtes Dorf aus; aber abgesehen von der Kirche mit ihren weißen Marmorsäulen, Mosaiken und Heiligenbildern und etwa zwanzig Zellen für die Mönche und ihren Abt findet man im Innern nur Ruinen, was um so auffallender ist, als das Kloster jährlich an 20000 Francs bar einnimmt und seine Ländereien auf Chios und der Insel Paros auf zwei Millionen und darüber geschätzt werden. Freilich bringen dieselben in Folge des althergebrachten Schlendrians in der Bewirthschaftung kaum zwei Procent. Ueberhaupt thäte der ganzen Anstalt die kräftige Hand eines energischen Abtes Noth; dann könnte sie weit mehr Gutes stiften als jetzt, wo sie zu den Kosten der Schulen auf Chios nur eine Kleinigkeit beiträgt. Das Kloster, 1040 auf Kosten der Kaiserin Zoe und des Konstantinos Monomachos errichtet und reich dotirt, zählt heute an 80 Mönche und Novizen, außerdem noch Diener und andere



Pistacia terebinthus.

Laien. Für die Novizen und die Söhne der Diener und Pächter besteht eine Schule; Frauen, gleichviel welchen Ranges, dürfen die Schwelle des Klosters nicht überschreiten. Außerdem besitzt Chios noch eine ganze Reihe von Klöstern, sechs für Mönche, meist mit lächerlich geringer Bewohnerzahl, die bis auf zwei herabsinkt, und fünf für Nonnen, die weit zahlreicher besetzt sind, wie z. B. das zu Kalimassia an 100 Insassen zählt. Namentlich ist der Süden der Insel, das Mastixland, reich an solchen unnützen Anstalten.

Von Neamoni führt ein Pfad nordwestlich über den Berg Provato, von dessen Höhe man einen herrlichen Blick über die ganze Insel genießt, und durch manche steile Schlucht in zwei Stunden nach dem Dorfe Anabato hinüber, das sich auf einem steilen fast ringsum isolirten Felsen erhebt. Nur von Nordwesten ist derselbe zugänglich. 1822 hatten sich viele Christen dorthin geflüchtet und wurden von den Türken belagert. Da man aber drinnen kaum ein Dutzend Flinten besaß, so stürmten die Soldaten das Dorf und ließen alle

Einwohner über die Klinge springen. Nur wenige entkamen, indem sie sich an Seilen hinabließen; andere zerschellten an den Felsen. Das Dorf ist arm, aber seine Bewohner (75 Familien) sind rührig und manche verdienen sich in Konstantinopel, Syra oder Smyrna als Handwerker und namentlich als Sägemüller ihren Unterhalt und mit der Zeit ein kleines Vermögen.

Das südlichste Drittel der Insel, südlich von einer Linie, welche die Dörfer Kalimassia, A. Mina, Neochori und Lithi an der Westküste verbindet, ist das Mastixland, wo alle Dörfer nur mit der Erzeugung von Mastix sich abgeben. Es ist im Allgemeinen eben und steinig, hier und da mit niedrigen Hügeln bedeckt, arm an Wasserläufen und hat meist höhere Küstenränder. Selten friert es; Frost aber und Regen wirken auf die Mastixernte schädlich ein. Schädlicher aber noch als diese beiden Faktoren ist die Art der Besteuerung, welche jedes einzelne Exemplar der Pistacia lentiscus heranzieht, anstatt den Ertrag zu Grunde zu legen. Fällt die Ernte einmal schlecht aus, so muß der Bauer die dennoch fällige Steuer borgen und zwar oft zu hohen Zinsen und unter Verpfändung der nächsten Ernte weit unter ihrem Werthe. Kommt dann aber gar noch ein zweites Fehljahr, so reißt der Bauer den Strauch lieber heraus, als daß er für ihn die Steuer bezahlt.

Mastix ist ein weißes Harz in Körnern, welche von der Größe eines Stecknadel- bis zu der eines Federhalterknopfes wechseln, und kommt von einem etwa mannshohen Strauche, in dessen Stamm im Juli und August drei bis vier Mal Einschnitte gemacht werden. Zu dieser Zeit sind die Felder bedeckt mit Männern und Weibern in ihrer Nationaltracht, welche, einen großen Turban von weißem Baumwollenzeuge auf dem Kopfe, im heißesten Sonnenscheine an jedem Stamme eine große Zahl von Einschnitten anbringen, aus welchen das Harz ausläuft. Dasselbe wird mehrmals hinter einander abgelesen. Wehe aber, wenn in dieser Zeit ein starker Regen fällt und das Produkt fortspült!

Die beste durch sorgfältiges Abschaben gewonnene und durch Waschen gereinigte Sorte Mastix (die Oka zu 1300 g 120 bis 130 Piaster, deren 93 = 20 Francs sind) besteht aus großen weißen Stücken und wird besonders von den Bewohnerinnen der Harems zum Kauen gesucht, nebenbei gesagt, eines der langweiligsten Geschäfte, die es giebt. Es soll das die Zähne reinigen und das Zahnfleisch stärken. Von diesem Produkte führt ja auch Chios seinen türkischen Namen: Sakiz Adasi, d. i. Mastixinsel. Dann folgt eine Sorte in großen oder kleinen Tropfen (90 bis 100 resp. 70 bis 85 Piaster werth) und zuletzt die vom Boden aufgelesene und durch Sand, Holzsplitter u. s. w. verunreinigte, welche meist an Ort und Stelle mit aus Rosinen bereitetem Weine, Anis und Zucker zu einem weit und breit beliebten und nicht übel schmeckenden Schnapse verarbeitet wird.

Die Mastix-Produktion, früher ein drückendes Monopol der türkischen Regierung, deren Beamte sich dabei bereicherten, ist gegen früher sehr stark zurückgegangen, wie man behauptet, auf ein Zehntel, und beträgt nur noch 4000 bis 5000 Centner jährlich; auch ist in Europa der Verbrauch um 50 bis 60 Proc. gesunken, weil man jetzt andere, weniger kostspielige Harze in der Firniß- und Lackfabrikation verwendet. (Vergl. zur Helle von Samo, Mitth. der k. k. Geogr. Ges. 1878, S. 152 ff. und 174.)

Die Mastixdörfer sind folgende: Kalimassia (300 Familien), Armolia mit starker Töpferei, A. Georgios (280 F.), Lithi (100 F.), Vessa (120 F.), Elata (136 F.), Mesta (220 F.), Tolopotami (185 F.), Mirminghi (40 F.), Didimi (100 F.), Nenita (226 F.), Vuno (45 F.), Patrika (47 F.), Katarakti (75 F.), Phlasia (47 F.), Kini (80 F.) und Kalamoti (210 Familien).

Von anderen vegetabilischen Produkten der Insel sind anzuführen Orangen- und Citronenblüthenwasser und Citronen-Essenz, Terpentin, gleichfalls von einer Pistazienart (Pistacia terebinthus), deren Körnerfrüchte von den Chiotinnen zur Erfrischung gekaut werden, Mandeln, die stark ausgeführt werden, Bohnen, besonders südlich der Stadt gebaut und in Konstantinopel gesucht, Olivenöl, Wein hauptsächlich im Norden, Anis, Baumwolle, wenig Seidencocons, welche zum Theil nach Marseille exportirt werden, mancherlei hochberühmte Konfekte und Süßigkeiten und namentlich Apfelsinen und Citronen, welche unter allen Bodenerzeugnissen von Chios den ersten Platz einnehmen.

Ausführlicheres über diese Kultur hat Victor Graf Crenneville in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ (1878, Nro. 12, S. 188 f.) mitgetheilt, woraus wir hier das Wichtigste entnehmen: „Die Orangen- und Citronenpflanzungen befinden sich hauptsächlich in und um Chio, der Hauptstadt der Insel, bei Livadia im Norden, bei Tallaros, Campos und Cardamada im Süden. In letzterm Orte gedeihen besonders die rothen Orangen. Fünf Stunden nordwärts vom Hafen, um das Dorf Cardamilla, liegen die schönsten Citronenhaine. Nächst jedem Fruchthaine sind große Schaufelbrunnen errichtet, welche durch Maulthiere in Bewegung gesetzt werden, um in den Sommermonaten das Wasser zum Begießen der Pflanzungen zu erlangen, zur Zeit, da die Torrente trocken liegen. In dieser fortwährenden Bewässerung besteht ein Haupttheil der mühevollen Pflege. Aus dichten Baumschulen genommen, werden die jungen Setzlinge in einer Entfernung von $1^1/_3$ m gepflanzt, nachdem vorher der Boden gelockert und mit Eselmist gedüngt worden. Im Monate Mai beginnt die allgemeine Blüthezeit. Wer dann in den duftenden Gärten Chios wandelt, umgeben von den altehrwürdigen genuesischen Vesten, der glaubt fürwahr sich im gesegneten Lande der Hesperiden zu befinden, nicht aber auf der vom Christenblute getränkten Erde des türkischen Chios. Von den Millionen von Blüthen werden die losen, schneeigen Blättchen gesammelt und in Zucker zu einem köstlichen Syrup verkocht. Die Zeit der Ernte beginnt im Monate December und währt bis in die Mitte des März. Eine zweite und dritte Ernte geben die Citronen in den Monaten Mai und Juli. Wenngleich diese Nachernten nicht so reich sind als die erste, so sind doch deren Früchte sehr geschätzt. Die Einheimsung geschieht mittelst starker Gartenscheeren. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird darauf geachtet, daß die Früchte von blaßgelber Farbe vollkommen trocken vom Baume genommen werden. Ein Regen- oder Thautropfen vermindert die Haltbarkeit der Frucht; desgleichen ein Druck oder Schnitt an der Schale. Ein geschickter Pflücker kann bis 1500 Früchte im Tage abschneiden. Die abgeschnittenen Früchte werden in die nahegelegenen Magazine gebracht und von Mädchen und Knaben sortirt. Von den sortirten Früchten wird jedes einzelne Stück in Seidenpapier gewickelt. Die Orangen werden dann zu 200, die Citronen zu 350 Stück in Kisten leicht verpackt. Locker geschlossen bleiben die Kistchen an 40 Tage in den Magazinen über einander geschichtet, nach welcher Zeit die zweite Auslese der schon verpackt gewesenen Früchte geschieht, bei welcher im Durchschnitte 20 Procent ausgeschieden werden. Nun kommen die Orangen und Citronen auf den Markt. Die Händler für den Export nach Europa sind meist spanische Israeliten, welche die Hauptstadt bewohnen. Eine mittlere Ernte liefert als Ergebniß 20 000 000 bis 25 000 000 Orangen und 30 000 000 bis 35 000 000 Citronen. Fast zwei Drittel der Ernte werden nach Rußland ausgeführt, daher auch die

Nachfrage des russischen Marktes, via Odessa, für die Werthung des Artikels bestimmend ist. Das letzte Drittel der Ernte wird nach Kleinasien und Konstantinopel verschifft und nur im Falle einer schwächern sicilianischen Ernte auch nach Triest verladen. Aber selbst nach Palermo und Messina wurden, wenn dort die Nachfrage ungewöhnlich rege war, Orangen versandt, um zum Weiterexport zu dienen. Das Aufblühen des Orangen- und Citronenhandels auf Chio hat kaum vor 15 Jahren seinen Anfang genommen. Jetzt finden bereits Tausende von Arbeitern und Händlern darin ihren Lebensverdienst, und noch weit bedeutender könnte der Export dieser Früchte sich gestalten, wenn er durch weise Regierungsmaßregeln unterstützt würde."

Die Völkergrenzen in Frankreich.

Von **Richard Andree**.

II.

Die Niederdeutschen. Wie in nationaler so zeigt auch in physikalischer Beziehung das nördliche und südliche Belgien einen durchgreifenden Unterschied, die Sprachgrenze zwischen Wallonen und Flämingen fällt dort mit der Bodengestaltung so ziemlich zusammen. Die Niederdeutschen wohnen in der Ebene, die Wallonen im Hügellande. Diese Thatsache könnte überraschen, allein sie ist nicht unerklärlich, denn die geologische Beschaffenheit des Landes zeigt ganz deutlich, daß der Süden weit eher bewohnbar war als der Norden, daß dort schon eine Bevölkerung sich niedergelassen haben konnte, während der Norden noch sumpfig und den Menschen unzugängig war. In den weiten Alluvialebenen Flanderns, wo jetzt noch endemische Fieber herrschen, konnte erst nach Abfluß der Wasser, nach der Anlage von Kanälen und Deichen das Land einer durchgreifenden Kultur zugeführt werden; vor diesen Einrichtungen, die lange Zeit zur Durchführung bedurften, war es zu einer ergiebigen Kolonisation wenig geeignet. Neben den Sümpfen Flanderns zogen sich weiter nach Osten im Waeslande, in Antwerpen und Limburg weite sandige Ebenen hin, die zum Theile noch heute dünn bevölkert sind. Das alles war wenig einladend, und so haben denn die Römer bei der Eroberung des Landes hier auch keine einzige bedeutende Stadt gegründet. Um die Scheidung zwischen Nord und Süd vollständig zu machen, dehnte sich zwischen beiden Regionen ein mächtiger Wald aus, die silva carbonaria, welche von den Ardennen bis ans Meer reichte und von dem in Brabant sich noch große Bruchstücke erhalten haben. Hier findet man nun, daß alle von der Bois de Soignes, dem Halderbosch u. s. w. gegen Norden gelegenen Orte flämisch, die südlichen aber wallonisch sind.

Aus alledem geht hervor, daß die Römer bei ihrer Eroberung der Gallia belgica einen Theil zu ihrer Aufnahme vorbereitet, den andern jedoch halbwild und abstoßend fanden. Dieser wüste, menschenarme Norden wurde dann aber das Ziel, dem germanische Auswandererschwärme zustrebten und die während der ganzen Kaiserzeit sich hier ansiedelten. Die Namen neuer Völker, der Tongren, Toxandren, der Friesen, Chamaven und Sigambern erscheinen hier. Je schwächer Rom wurde, desto unwiderstehlicher wurde der Zustrom der germanischen Stämme, die Römer verließen bald ganz die ohnehin nur spärlich von ihnen besetzten nördlichen Striche Belgiens und gegen Ende des 4. Jahrh. waren das heutige Tongern, Doornik, Boulogne und Dünkirchen die äußersten gegen Norden von ihren Garnisonen gehaltenen Orte. In dem nördlichen Striche aber bildete sich der flämisch-niederdeutsche Volksstamm heraus, in welchem die spärlichen keltischen und romanischen Reste des Landes aufgingen [1]). Für unsere Zwecke kommt hier nur der äußerste westliche Zipfel des flämisch-niederdeutschen Sprachgebietes in Betracht, welches über die belgische Grenze hinaus nach Frankreich hinein reicht.

Diese nördlichste Spitze Frankreichs am Kanal trägt den Namen Französisch-Flandern und besteht aus den Arrondissements Dünkirchen und Hazebrock des Departement du Nord. Dieser Landstrich, in welchem die Städte Dünkirchen, Gravelingen, Burburg, Hondschooten, St. Winoks-Bergen, Kassel, Hazebrock und Belle liegen, kam unter Ludwig XIV. an Frankreich und ist seiner Nationalität nach niederdeutsch, wiewohl das Niederdeutsche daselbst starke Einbuße erlitten hat und vor dem Französischen schnell zurückweicht. Es konnte dies auch nicht gut anders sein, da von Seiten der Regierung nicht nur nichts für die Erhaltung der flämischen Sprache geschah, sondern geradezu auf deren Beseitigung hingearbeitet wurde, wie früher in Lothringen und im Elsaß auf Entfernung des Deutschen, und weil ferner das niederdeutsche Idiom der französischen Kultursprache natürlich nicht die Wage halten konnte. Trotz aller dieser Bestrebungen ist jedoch noch auf dem platten Lande das Flämische Haus- und Familiensprache geblieben.

Nach J. Winkler, der Französisch-Flandern zu sprachlichen Studien bereist hat [2]), bilden die Gemeinden von Burburg (Bourbourg), St. Pieter's Brock (St. Pierre Brouck), Watten, St. Momelin, Neufchure, Blaringhem, Boeseghem, Steenbeek (Steenbecque), Moerbeek (Morbecque), Oud Berkijn (Vieux Berquin) und Belle (Bailleul) gegenwärtig die äußerste Grenze des niederdeutschen Sprachgebietes. In allen diesen an der Sprachgrenze gelegenen Orten werden gegenwärtig noch beide Sprachen, Französisch und Flämisch, gesprochen. In den sieben erstgenannten ist sogar das Französische überwiegend, in den vier zuletzt genannten dagegen das Flämische. Innerhalb der bezeichneten Landgrenze aber, bis an das Meer und die belgische Grenze, herrscht auf dem platten Lande das Flämische in der westflandrischen Mundart noch ungebrochen. Nur geringe Abweichungen unterscheiden es von diesem Dialekte; so spricht man das sch wie im Hochdeutschen, aber die Zahl der französischen Fremdwörter, welche die Sprache naturgemäß aufnimmt, ist in stetem Wachsen begriffen, denn keinerlei amtlicher Erlaß findet im heimischen Idiome statt, und zur Zeit Napoleon's III. wurden nur, wenn es galt officielle Kandidaturen bei den Wahlen zu

[1]) L. Vanderkindere, recherches sur l'ethnologie de la Belgique. Bruxelles 1872. 18 seq.

[2]) Algemeen Nederduitsch en friesch Dialecticon door Johan Winkler. s' Gravenhage 1874. II, 390.

unterstützen, Flugblätter in flämischer Sprache von der Regierung veröffentlicht. In der Kirche dagegen herrscht dieselbe unangetastet und findet ihre Unterstützung zumal in der niedern Geistlichkeit; auch ist das „Vlaemsch Comiteyt van Vrankrijk“ (Comité Flamand de France) unter dem Wahlspruch „Moedertael en Vaderland“ bemüht, die alte Sprache zu erhalten. Trotzdem ist der Verlust, den das niederdeutsche Gebiet hier erlitten, sehr beträchtlich, wie aus der nachfolgenden Tabelle ersichtlich.

Flämisches Sprachgebiet in Frankreich[1]).

	Gemeinden	Einwohnerzahl	Davon französirt[2])		Größe des Gebiets
			Gemeinden	Einwohnerzahl	Quadratmeilen
Im Arrondissement Dunkerque . .	61	110 177	2	8 488	14,2
Im Arrondissement Hazebrouck . .	52	101 394	8	28 398	13,4
Im Arrondissement St. Omer. . .	88	82 982	85	80 797	15,9
Im Arrondissement Boulogne . . .	26	47 364	26	47 364	4,8
Depart. Nord und Pas de Calais .	227	341 917	121	165 047	48,3

Danach wären also in Frankreich jetzt noch 106 Gemeinden mit 176 860 Einwohnern flämisch.

Derode's wichtige Nachrichten über die Französirung großer Theile von Französisch-Flandern sind den Antworten entnommen, welche die Maires auf die ihnen von der historischen Kommission des Departements du Nord vorgelegten Fragen gegeben haben. Danach waren im December 1843 bereits ganz oder zum großen Theile französirt im Kanton Bailleul (Belle): Nieppe und Steenwerk; im Kanton Merville: Neuf-Berquin, Estaires (Stegers), Merville (Meerghem) und Haverskerque; im Kanton Hazebrouck: Boeseghem und Blaringhem; im Kanton Bourbourg: Watten, Holque und St. Pierre Brouck; im Kanton Gravelingen: St. Georges. Außerhalb des flämischen Gebietes ist nach Derode die Vorstadt Le-haut-Pont von St. Omer noch flämisch.

Auf der Durchreise nach Calais begriffen, habe ich mich 1864 einen halben Tag in Hazebrouck aufgehalten. Auf den ersten Blick machte das Städtchen einen rein französischen Eindruck und ich mußte erst aufpassen und suchen, bis ich Flämisch vernahm. Während ich aber als Niederdeutscher in Brügge oder Antwerpen mich sehr gut verständigen konnte, wurde mir es hier schwer, denn die flämische Sprache ist hier bereits stark korrumpirt. Der Wörtervorrath wird mehr und mehr mit französischen Vokabeln bereichert; man hört kontreie für Landstrich, prikel für Gefahr, kompasje für Mitleid, abiit für Kleidungsstück, erreveeren für ankommen, freere für Bruder, vojazjeeren für reisen, depanseeren für ausgeben, famine für Hunger, folie für Dummheit, ombrasseeren für umarmen, parteklier für besonders. In Dünkirchen spricht man sogar den eskajére montéren (monter l'escalier).

Ueber die ehemalige Ausdehnung des flämischen Sprachgebietes in Frankreich bringt Winkler [1]) einige Nachrichten. Danach sprach man noch im 17. Jahrhundert bis an die Thore von Calais flämisch. Die Dörfer Mark, Oostkerke, Noordkerke, Zuidkerke, Offekerke, Gempe, Niewekerke, die zwischen Gravelingen und Calais liegen, waren damals noch rein niederdeutsch. Bis 1845 sprach man auch niederdeutsch in Oie, St. Folquin, Oudekerke (Vieille-eglise), Anderwijk, Polinkhove, Baienghem, St. Omaar's Kapel. Auch diese sind jetzt alle französisch. Im Mittelalter war ganz Artois und ein großer Theil der Picardie, bis nach Amiens und Abbeville hin, niederdeutsch. Noch im 17. Jahrhundert erstreckte sich das niederdeutsche Sprachgebiet bis westlich von Boulogne; eine Linie, von St. Omer auf Boulogne gezogen, gab damals die Sprachgrenze an; nördlich von derselben sprach alles niederdeutsch. Dieses war somit die eigentliche Volkssprache der alten Grafschaften Guines und Boulogne sowie der Ballei St. Omer. Heute ist aber außer den Ortsnamen in diesem ganzen Landstriche nichts von der niederdeutschen Sprache übrig geblieben; die flämischen Ortsnamen greifen aber auch noch über die Linie St. Omer-Boulogne weit nach Süden hinaus. Im Departement du Nord war noch im vorigen Jahrhundert auf dem platten Lande um die Städte Lille (flämisch Ryssel), Cambrai, Douai und Valenciennes das Flämische Volkssprache, und bis zur französischen Revolution wurden in Lille noch flämische Bücher gedruckt und bis 1790 fanden daselbst flämische Predigten statt. Erst in diesem Jahrhundert ist das Flämische auf den Dörfern in der Umgegend Lilles ausgestorben.

Die Basken. Unter den drei großen Landschaften, in welche das von Cäsar eroberte Gallien zerfiel, war Aquitanien, die kleinste, im Südwesten gelegen. Es erstreckte sich von der Garonne bis zu den Pyrenäen und dem spanischen Ocean und hatte eine von den keltischen Galliern verschiedene Bevölkerung, nämlich eine iberische. „Die Aquitaner unterscheiden sich von den gallischen Stämmen sowohl in der Körperbildung als in der Sprache und gleichen mehr den Iberern,“ sagt Strabo [2]). Als die letzten Reste dieser alten Iberer, die auch den größten Theil Spaniens inne hatten, haben wir die heutigen Basken zu betrachten, deren Sprache ein echter Abkömmling der alten iberischen Sprache ist, wie aus W. v. Humboldt's Untersuchungen hervorgeht. Sorgfältig sammelte und gliederte er die Ortsnamen der pyrenäischen Halbinsel und bewies, daß ein großer Theil derselben, sowohl in jenen Gegenden, wo heute baskisch geredet wird, als auch in anderen früher von Iberern bewohnten Gegenden Spaniens und Aquitaniens, einen deutlich bezeichnenden, leicht aus der baskischen Sprache zu erklärenden Sinn haben [3]). Daraus ergiebt sich auch die einstige weite

---

[1]) Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet, Tabelle 9.

[2]) Nach Derode's Histoire de Lille 1848.

[1]) A. a. O. II, 405.

[2]) IV, 2.

[3]) Vom altiberischen Idiome sind uns nur wenige Ueberbleibsel erhalten, einige von den Alten aufbewahrte Wörter, und Eigennamen bei Schriftstellern und in Münzlegenden. Daher ist es sehr schwer, das Altiberische als Ahnin des heutigen durch Jahrhunderte von ihm getrennten Baskischen nachzuweisen. Van Eys, der Herausgeber einer baskischen Grammatik und eines Wörterbuchs, wies die Unhaltbarkeit mancher Erklärungen iberischer Ortsnamen aus dem Baskischen durch W. v. Humboldt nach. Den Beweis jedoch, que le basque n'explique pas l'ibérien (Revue de linguistique. VII. Juillet 1874, p. 5), ist van Eys schuldig geblieben.

Verbreitung der Iberer-Basken in der Zeit vor der Eroberung Spaniens durch die Karthager und Römer.

Was die Bezeichnung „Basken" betrifft, so ist diese abzuleiten von den Vascones, einem iberischen Volke, welches gegen Ende des 6. Jahrhunderts in die Landschaft zwischen Pyrenäen und Adour einrückte. Ursprünglich im heutigen Guipuscoa und Navarra sitzend, wichen sie dem westgothischen Andrange. Im Jahre 581 griffen die Vasconen weiter aus nach Norden, drangen über den Adour, warfen die Franken und ließen sich von Dietrich II. das Land zwischen Pyrenäen und Adour abtreten, das nun Vasconia, Baskenland, hieß. Der Name Vasconia, fortlebend in „Gascogne", hat ein eigenes Schicksal gehabt; er dehnte sich weit über sein ursprüngliches Gebiet aus und wurde dem ganzen Lande zwischen Garonne und Pyrenäen gegeben. Der hier herrschende romanische Dialekt empfing den Namen des „gascognischen", während die etymologisch gleiche Bezeichnung „baskisch" an dem Striche zwischen Adour und Pyrenäen haften blieb.

Sich selbst nennen die Basken Euscualdunac, ihre Sprache Euscuara, ihr Land Eusquerria. Da Cäsar unter den aquitanischen Völkern die Ausci aufführt, so hängt dieser Name vielleicht mit der Stammesbezeichnung der Basken zusammen. Baske selbst erklärt sich aus dem baskischen bascoa, Waldbewohner, von basoa, Wald. Die Basken sind die Crux aller Ethnologen und Linguisten, denn sie nehmen eine völlig isolirte Stellung unter den Völkern Europas ein. Ihre wunderbare Sprache ist ein polysynthetisches Idiom, welches mit keiner einzigen Sprache der alten und neuen Welt verwandt ist; und alle Versuche, dieselbe mit anderen Sprachen, namentlich jenen Amerikas, in Verbindung zu bringen, sind als gescheitert zu betrachten [1]). Wir müssen uns daher immer noch mit dem Schlusse W. v. Humboldt's begnügen, daß das iberische unter allen europäischen Idiomen dasjenige ist, welches seinen ursprünglichen Charakter am treuesten erhalten hat. Darin, so fährt er fort, erkennen wir die Bestätigung einer Ansicht, die aus anderen Gründen hergeleitet ist, nämlich daß die Iberer dem allerfrühesten Stamme europäischer Völker angehören. Ihre Geschichte reicht offenbar weiter zurück als die Zeit der Sprachen, welche wir als alte betrachten, nämlich die griechische und römische, und wenn wir dieselbe vergleichen wollen, können wir sie nur auf eine Linie mit dem vorhellenischen Idiome der alten Pelasger stellen [2]). Auch Prinz Louis Lucian Bonaparte, unter den Lebenden der erste Kenner der baskischen Sprache, vermag dieselbe in keine bestimmte Familie einzuordnen. Die vorhandenen Analogien genügen ihm nicht, um ihr einen Platz, z. B. neben den finnischen und amerikanischen Idiomen, anzuweisen, wohl aber um sie zu unterscheiden.

Bei solcher Lage der Dinge, wo die Sprachforschung einer Klassifikation der Basken rathlos gegenüber steht, war es natürlich, daß an die Anthropologen die Frage herantrat, ob sie nicht zur Lösung des Räthsels beitragen könnten. Und in der That haben sie auch besonders eifrig sich mit dem merkwürdigen Volke befaßt, es ist der Streit über die Baskenschädel entbrannt, der sechs Jahre lang die französischen Anthropologen in Athem erhielt und schließlich uns auch nicht viel weiter brachte; nur das wurde erkannt, daß wir in den Basken keineswegs ein einheitliches, sondern ein Mischvolk zu sehen hätten.

Bis vor nicht langer Zeit glaubte man, die Basken gehörten unter die brachycephalen Völker, ein Urtheil, welches sich auf zwei Schädel gründete, die Retzius beschrieben hatte. Baskenschädel fehlten überhaupt in den Sammlungen und waren schwer zu erlangen. Da sandte Gonzalez Velasco in Madrid 1862 an Broca in Paris einen Baskenschädel aus der Provinz Guipuscoa, der sich weit eher dolichocephal als brachycephal erwies; hierdurch wurden Zweifel wach und nun begab sich Broca, um diese Zweifel zu lösen, auf die Schädeljagd. In dem Dörfchen Zaraus, das, ganz abgelegen vom Verkehr, nur von reinen Basken bewohnt wird und wo die castillanische Sprache fast unbekannt ist, gelang es ihm noch 59 Baskenschädel zu gewinnen. Unter diesen war allerdings nur eine sehr geringe Anzahl brachycephal, der höchste Index war 83,24 und das Mittel zeigte einen Index von 77,67, so daß die Schädel als subdolichocephal klassificirt wurden. Die Kapacität war bedeutend, denn sie betrug im Mittel 1486,88 ccm (Mittel der Pariser Schädel 1437), was namentlich der starken Entwickelung des Hinterhauptes zugeschrieben wird, da die Stirn bei den Basken geringer als bei den Parisern entwickelt ist [1]). Diejenigen Schädel von Zaraus, welche einen brachycephalen Charakter zeigen, verdanken diesen Typus nach Virchow's Ansicht [2]) wahrscheinlich vorzeitigen Synostosen, welche die Entwickelung der natürlichen Form hinderten, und auch jene Baskenschädel, die Virchow aus Biscaya erhielt, gleichen den dolichocephalen Guipuscoas [3]). Uebrigens weist Broca darauf hin, daß die Dolichocephalie der Basken von Zaraus eine andere als die der übrigen dolichocephalen Völker sei; sie ist nicht frontal, sondern occipital [4]), auch glaubt er einen typischen Racenunterschied darin zu finden, daß die occipitale externe Protuberanz bei den Basken sehr gering und undeutlich entwickelt ist, ja oft ganz fehlt [5]).

Zu ganz anderen, abweichenden Ansichten gelangte Pruner-Bey im Verlaufe des Streites, der die Baskenschädel geradezu für „mongoloïd" erklärt [6]) und welcher von Anfang an sich nicht damit zufrieden gab, daß die Schädel von einer einzigen Lokalität, wie Zaraus, ausschlaggebend für das ganze Volk der Basken sein sollten [7]). In der That ergeben Messungen, die d'Abbadie an lebenden Basken aus sehr verschiedenen Gegenden vornahm, ein abweichendes Resultat. Er maß die Köpfe von 3 Frauen und 16 Männern und fand, daß von letzteren 10 ganz entschieden brachycephal, nur einer entschieden dolichocephal war und fünf standen im Uebergange von der Brachycephalie zur Dolichocephalie. Von den drei gemessenen Frauenköpfen war einer entschieden brachycephal, einer dolichocephal und der dritte näherte sich der Dolichocephalie. Pruner-Bey will hieraus darauf schließen, daß auch die Basken eine gemischte Race sind, und beruft sich wieder auf A. d'Abbadie, welcher, selbst Baske von Geburt, schreibt: „In physischer Beziehung sind die Basken eine gemischte Race. Ich glaube unter ihnen zwei Typen zu erkennen, jenen des Ignacius v. Loyola, dessen Statue in Rom sich befindet, mit aufgeblähten Schläfen, und einen andern, namentlich in Ober-Navarra herr-

[1]) Nochmals machte Pruner-Bey diesen Versuch: Sur la langue euskara. Bull. soc. d'anthropol. 2. ser. II, 39 — 71.

[2]) Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens 177. Der letztere Vergleich trifft jetzt nicht mehr zu, da mit gutem Grunde die Pelasger zu den Semiten gestellt werden. Vergl. Kiepert, Alte Geogr., S. 172, Anm. 3, und S. 242, Anm. 2.

[1]) Broca, Sur les caractères du crâne des Basques. Bull. soc. d'Anthropol. III, 579 seq.

[2]) Bull. 2. ser. III, 9.

[3]) Eine Anzahl Baskenschädel aus Villaro, welche Virchow neuerdings untersuchte, erwiesen sich gleichfalls als dolichocephal. Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1878. 420.

[4]) Bull. IV, 61.

[5]) Bull. IV, 57.

[6]) Bull. 2. ser. II, 24.

[7]) Bull. IV, 33.

schenden." Nach den Untersuchungen de Montagu's, der das Baskenland zu anthropologischen Zwecken durchreiste, ist der Baskenschädel en général arrondi et son diamètre transversal diffère peu du longitudinal. Auch er hält dafür, daß die Basken gegenwärtig verschiedene Typen repräsentiren, und weist darauf hin, daß namentlich die baskischen Fischer sich vielfach mit fremden Weibern vermischen.

Also auch bei den Basken wie bei allen übrigen europäischen Völkern Mischung; doch darf man wohl mit Sicherheit annehmen, daß sie sich verhältnißmäßig reiner wie alle übrigen erhalten haben. Darauf weist schon ihre ganz vereinzelt dastehende Sprache, die älteste Europas, hin, welche unverändert blieb und auf die weder keltische, noch romanische, noch germanische Einflüsse zu wirken vermochten. Beherzigenswerth erscheint uns, was de Quatrefages in dem lang sich hinziehenden Baskenschädelstreit gesprochen: „Dolichocephalie und Brachycephalie haben nicht den Werth, welchen Retzins ihnen beimaß. Die Dolichocephalie, die man sonst als ein Zeichen der Superiorität betrachtete, findet sich auch bei den niedrigsten Völkern wieder und bei einer und derselben Bevölkerung können beide Schädelformen vorkommen. Broca hat gezeigt, daß eine große Mehrheit der Baskenschädel dolichocephal ist; Pruner zeigt nach seinem Material ein ebenso großes Vorwiegen der Brachycephalie. Man erkennt daraus, daß die Schwierigkeiten in Bezug auf die Basken in anatomischer Beziehung nicht geringer als die linguistischen sind, welche auch noch zu lösen bleiben" [1]).

Der ganze äußere Habitus der Basken ist kein einheitlicher; wir haben brünette und schwarzhaarige, sehr weiße und schwarzhaarige und auch blonde, namentlich in der Umgebung von St. Sebastian, worauf de Quatrefages aufmerksam machte und was Boudin bestätigt [2]). Soviel steht jetzt wohl fest: auch die Basken sind ein gemischtes Volk, ihre gebirgige Heimath hat sie keineswegs vor Mischung bewahren können, denn die oft ausgesprochene Ansicht, daß in den Gebirgen sich Urbevölkerungen in ihrer Reinheit bewahren, besteht nicht vor den Thatsachen [3]).

Von dem weiten Gebiete, welches die Iberer-Basken einst inne hatten, ist ihnen nur ein winziger Theil übrig geblieben, in dem die baskische Sprache noch herrscht. Doch auch dieser ist dem Untergange verfallen, und wie die Bretonen und Flämingen Frankreichs in der großen Masse der Franzosen aufgehen, so werden auch die Basken am Nordabhange der Pyrenäen verschwinden, nicht minder jene am Südabhange, die mit der castillanischen Sprache zu kämpfen haben. Ueber die uns im Titel gesteckten Grenzen hinausgreifend, müssen wir hier die Ausdehnung des Baskengebietes in seiner Gesammtheit betrachten, so daß vom spanischen Antheile so gut wie vom französischen im Folgenden die Rede sein wird.

Bereits im 17. Jahrhundert war die baskische Sprache auf Grenzen beschränkt, welche nicht weit über die ihr heute gesteckten hinausgriffen. In einem von A. Fuchs citirten Werke Oihenart's [4]) heißt es: Ea (vasconica lingua) nunc cis Pyrenaeum utuntur maxima pars Navarrae, universa Ipuscua, Alava atque Biscaya; trans Pyrenaeum vero tres illae ditiones quae Vascitaniae seu Vascorum regionis nomine designantur, scilicet Lapurdum, inferior Navarra et Sola . . . ., und Sita est (Vasconia Aquitanica) in extremo, et veluti in angulo quodam Galliae, qua Hispaniam ad occidentem et septentrionem attinget, ab occasu terminatur oceano, a meridie Bidasso amne et monte Pyrenaeo, ab ortu principatu Bearnensi a septentrione vero partim eundem principatum, partim fines dynastiae Acrimontanae et Aturrim amnem, ac suburbanum Baionae agrum habet objectos. Etwa hundert Jahre später liegen die Grenzen noch ebenso, wie wir durch Mayans wissen [1]), der gleichfalls von Fuchs angeführt wird: Viene despues el Vascuense, que es la lengua que hoc se habla de esta parte de los Pirineos en la mayor de Navarra, entoda la Guipuscoa, Alaba y Viscaya, y de la otra parte de los Pirineos, en el Labord, Navarra la Baja, y Sola, tierras todas conocidas por el Vascuense, pero mui diversas por la variedad de sus dialectos.

Auf den deutschen ethnographischen Karten, welche im Laufe dieses Jahrhunderts erschienen sind, ist das baskische Sprachgebiet stets zu groß dargestellt, weil es noch an genügenden Unterlagen zur Abgrenzung fehlte. So 1849 auf der Karte zu dem Werke von Fuchs über die romanischen Sprachen, so auf der ethnographischen Karte im physikalischen Atlas von H. Berghaus. Den persönlichen Bemühungen von A. d'Abbadie, P. Broca, E. Reclus und Lucian Bonaparte ist es aber jetzt gelungen, die Ausdehnung des baskischen Gebietes auf beiden Seiten der Pyrenäen festzustellen und mit Hülfe ihrer Arbeiten [2]) vermögen wir dasselbe jetzt genauer abzugrenzen.

In Frankreich herrscht heute das Baskische nur noch im Departement Basses Pyrenées; in Spanien in den drei baskischen Provinzen (Biscaya, Guipuscoa und Alava) und in Obernavarra. Die Sprachgrenze, soweit sie auf französischem Boden verläuft, hat folgende Richtung. Sie beginnt am Pyrenäengipfel Pic d'Anie und geht nordwestlich über St. Engrace, Andacé-Ibarra und Licq, von hier nordöstlich auf Montary, dann wieder nordwestlich nach Tardetz. Von Tardetz aus macht sie eine Spitze nach Osten zu, gewinnt Bareux und als äußersten östlichen Punkt Esquiale, von wo sie plötzlich zurückweicht und nun in westnordwestlicher Richtung verläuft über Berrogain, Charitte, Arroue, St. Palais, Garritz, Isturitz, Agherre; von hier geht sie ein wenig nördlich von Hasparren, Ustaritz und von Guethary, um bei Bidart, etwas südlich von Biarritz, am Meere zu endigen.

Während wir nun in Frankreich aus später zu erläuternden Gründen eine ganz scharfe Grenzlinie für das Baskische anzugeben vermögen, ist dieses in Spanien nicht der Fall, da hier zwischen den beiden Gebieten, in welchen das Volk exclusiv baskisch oder castillanisch redet, eine Zone liegt, in welcher beide Sprachen geredet werden. In der letzteren überwiegt aber das Castillanische bereits so sehr, daß nur die Grenze des reinen Baskengebietes hier in Betracht gezogen werden kann. Die spanische Baskengrenze beginnt danach im Westen mit dem Thale des Nervion unterhalb Bilbao, die Linie umzieht diese fast ganz spanisch gewordene Stadt

[1]) Bull. IV, 70.

[2]) Bull. II, 406, 407.

[3]) Seit den ältesten Zeiten ist z. B. der Kaukasus als ein wahrer Sammelpunkt der verschiedensten Völker und Sprachen bekannt, und selbst seine am höchsten gelegenen, schwer zugängigen Thäler bergen eine Mischbevölkerung. An den Quellen des Ingur hausen im Angesichte des ewigen Schnees die freien Swanen, bei denen „weder im Kopfbau, noch in der Physiognomie, noch im Wuchse sich ein durchgreifender Typus aufweisen läßt." Radde, Berichte über biolog. geogr. Untersuchungen in den Kaukasusländern. Tiflis 1866. I, 83.

[4]) Notitia utriusque Vasconiae, tum ibericae, tum aquitanicae, Parisiis 1648. 36 et 400.

[1]) Origines de la lengua española, compuestos por varios autores, recogidos por Gregorio Mayans y Siscar. Madrid 1737. I, §. 100.

[2]) Carte de la repartition de la langue basque en France par P. Broca. Bull. soc. d'Anthropol. V, 819, und 2. ser. III, 7. E. Reclus, Nouv. Géogr. univers. 1, 859, II, 86. Ueber Louis Lucian Bonaparte's baskische Dialektkarten vergl. „Ausland" 1873, 779, und Bull. soc. d'Anthropol. 2. ser. III, 522.

und wendet sich südlich zum Col d'Orduña, um dann den Abhängen der Peña de Gorbea zu folgen. Alle Städte der Ebene von Alava bleiben beim castillanischen Sprachgebiete und nur das von Westen nach Osten streichende Gebirge ist hier baskisch. Oestlich von Salvatierra steigt die Sprachgrenze nach Süden hin ab, um an den Abhängen der Sierra de Andia wieder hinaufzusteigen. Das ganze Thal, in welchem die Eisenbahn von Alsasua nach Pamplona läuft, bleibt dem baskischen Gebiete. Doch Pamplona selbst ist nicht mehr baskisch. Weiter im Osten wird das Baskische nur noch in den Hochthälern von Roncevalles, Orbaiceta, Ochagavia und Roncal gesprochen. Der östliche Endpunkt des spanischen Baskengebietes liegt wie der des französischen am Pic d'Anie.

In Frankreich ist seit undenklicher Zeit die Sprachgrenze der Basken unverrückt geblieben; in Bayonne kannte man es nicht als einheimische Sprache, sondern nur als Idiom der eingewanderten baskischen Arbeiter. Der Grund, weshalb hier in Frankreich sich die Grenze nicht zu Ungunsten des Baskischen verschiebt, liegt darin, daß ihm der Béarner Patois gegenübersteht, und im Vergleich mit diesem erweist sich das Baskische als die kräftigere Sprache, wiewohl es auch seinerseits nicht in das Béarner Sprachgebiet vordrang. Beide Idiome dagegen verlieren gegenüber dem Schriftfranzösischen, das, in das Innere eindringend, durch Schule und Verwaltung an Boden gewinnt und in den gebildeten Familien und Städten des französischen Baskenlandes zur Herrschaft gelangt, von wo aus es dann auf das platte Land vordringt. In wenigen Generationen werden alle französischen Basken zweisprachig sein.

In Spanien dagegen hat das Baskische weit mehr an Terrain verloren. Von den drei baskischen Provinzen gehört ihm nur Guipuscoa ganz, während in Biscaya und Alava nur die nördliche Hälfte und von Navarra nur ein kleiner Theil des Nordens noch baskisch ist. In den Städten herrscht selbst in Guipuscoa das Castillanische. Vor 70 Jahren noch erstreckte es sich südlich bis Puente la Reyna [1]), jetzt liegt die Grenze nördlich von Pamplona. Der spanische Baske hat mit der castillanischen Literatur- und Kultursprache, der amtlichen des Landes, zu kämpfen, nicht bloß mit einem Dialekt, wie sein französischer Stammesgenosse, daher der schnellere Untergang des Baskischen in Spanien. Dazu nehme man die Zersplitterung des Baskischen in mehrere Mundarten, die oft so weit differiren, daß die verschiedenen Basken sich unter einander nicht verständigen können und

[1]) So P. Broca, Bull. V, 822. Reclus a. a. O. I, 800, giebt an, daß vereinzelt in Puente la Reyna und Olite, beide südlich von der Sprachgrenze, noch jetzt baskisch gesprochen wird.

die auch den allmäligen Untergang der Sprache befördern helfen. Die Zahl der Basken für 1875 wird von E. Reclus folgendermaßen angegeben. In:

Frankreich (Basses Pyrénées) . . .		116 000
Guipuscoa	Spanien	170 000
Biscaya		120 000
Alava		50 000
Navarra		100 000
		556 000

Die baskische Sprache wird das Schicksal aller derjenigen Sprachen theilen, die als Inseln inmitten großer Kultursprachen liegen, sie wird in nicht allzuferner Zeit verschwinden. Administrative und politische Centralisation auf der einen wie der andern Seite der Pyrenäen, Erziehungswesen, der Fortschritt in den Verkehrsmitteln, namentlich die Zunahmen der Eisenbahnen im Baskenlande und die sich stetig vermehrende Auswanderung der Basken selbst, das alles zusammen bewirkt den Untergang des Volkes als besondere Nationalität. Béarner, Franzosen und Spanier ziehen in die von den Basken verlassenen Plätze ein und bilden Krystallisationspunkte für das fremde Element. Schon von alters her liebte es der Baske in die Weite zu ziehen, er war immer ein kühner Seefahrer und vortrefflicher Walfischjäger. Die Abneigung gegen das Militär ist ein weiterer Grund ihn seiner Heimath zu entfremden und das Departement Basses Pyrénées weist unter allen französischen Departements die meisten sich dem Soldatendienst Entziehenden auf. Zahlreich zieht der Baske in die großen Städte Südfrankreichs, wo er seine Nationalität allmälig verliert, und das Gleiche ist der Fall, wenn die Basken nach den La-Plata-Staaten auswandern, wo Buenos Aires und Montevideo ihre Hauptsitze sind und wo sie in der hispano-amerikanischen Race aufgehen. „Seit den dreißig Jahren, daß die Basken ihre Blicke nach der Neuen Welt richten," schrieb 1867 E. Reclus, „d. h. in dem Zeitraum einer Generation, hat bereits der vierte Theil der gesunden Männer die Heimath verlassen, und die Auswanderung nach dem La Plata nimmt allmälig mehr und mehr zu, so daß sie in gewissen Pyrenäendörfern in eine wahre Flucht überzugehen droht." Wie groß die Zahl der Basken am Platastrom ist, läßt sich schwer angeben. In den Jahren 1870 bis 1875 wanderten in Argentinien ein: 31 846 Spanier und 24 704 Franzosen [1]), und daß diese zum allergrößten Theile Basken waren, unterliegt keinem Zweifel.

[1]) Napp, Die Argentinische Republik. Buenos Aires 1876. 440.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

II.

Die freie Einwanderung.

Im Anfang kamen nur wenige freie Einwanderer ins Land. Die große Entfernung und der üble Ruf, in welchem die Strafkolonie stand, blieben gewichtige Hindernisse auch später. Trotz der unentgeltlichen Vertheilung von Land fand man es schwer, die Einwohner der britischen Inseln zu bewegen, ihr Vaterland mit dem gar nicht anmuthenden Australien zu vertauschen. Die Klasse, welche sich zuerst dorthin begab, war dieselbe, welche in unserer Zeit nach Ca-

nada und vornehmlich nach den westlichen Staaten Amerikas gezogen, — Familienväter mit einem zwischen 50 und 500 Pf. St. schwankenden Kapital, die den Wunsch hatten, auf ihrem eigenen Grund und Boden zu leben.

Mit dem Jahre 1831 änderte sich aber der Charakter der Einwanderung. Man brauchte Leute als Schafhirten, man wünschte Männer, welche arbeiten konnten, aber man wollte keine Ackerbauer, die sich auf dem eigenen Boden ein selbständiges Heim gründeten. Darum war man auch gegen die Einführung von Frauen, wie ja schon Gouverneur Macquarie sich in einer seiner Depeschen dahin ausgesprochen hatte, man möge so viel männliche Verbrecher als möglich transportiren, da sie zur Arbeit brauchbar wären, dagegen Frauen so wenig als möglich, da sie Kosten und Last verursachten.

Dasselbe wollten die großen Herdenbesitzer. Ein Mann mit Familie machte mehr Umstände und Kosten als ein unverheiratheter. Mit der außerordentlichen Ausdehnung der Weidebezirke wurde die Nachfrage nach solchen Personen immer bedeutender.

Um den Squatters die Möglichkeit zu sichern, Hirten zu erhalten, erhöhte man den Preis des Landes und hörte mit dem Verkauf von kleinen Parzellen auf. Die Gelder, welche durch den Verkauf erlöst wurden, sollten zur Einführung von Einwanderern verwandt werden. Vom Anfang dieses Systems bis zum Jahre 1839, in einer Periode, wo sich alles danach drängte, Land zu erwerben, sammelte sich ein Fonds in den Staatskassen, der hinreichte, für 50 000 Einwanderer die Ueberfahrt zu bezahlen. Anfangs wurde diese Einnahme auch vorwiegend zu diesem Zwecke verwandt; später aber hörte man damit auf. Aber die Auswanderungslustigen ließen sich schwer bereden, Australien zum Ziele zu wählen. Es lag zu fern. Und das Ueberfahrtsgeld nach Amerika war gering.

Man mußte das Herüberkommen leicht machen, wollte man selbst die ärmsten Arbeiter herüberziehen. So lange Nordamerika ein lohnendes Arbeitsfeld bot, war die Konkurrenz schwierig. Einige der Kolonien boten die Ueberfahrt ganz frei an, andere zahlten den größern Theil, indem sie als eine Garantie, daß der Applikant nicht zu der unnützen Klasse der gewerbsmäßigen Bettler gehöre, eine kleine Anzahlung verlangten. Aber eine Unterstützung wurde allen geboten und das geschieht auch noch jetzt von mehreren der Kolonialregierungen. Victoria, Tasmanien und Westaustralien zahlen nichts, um Einwanderer ins Land zu bringen. Sie haben das früher gethan, aber mit Ausnahme Victorias waren diese Auslagen nicht gewinnbringend.

Die von der Regierung von Neu-Süd-Wales unterstützte Einwanderung hörte im Jahre 1868 auf; 1871 begann man jedoch wiederum das Bedürfniß nach einer Vermehrung der Bevölkerung durch Zuführen aus Europa zu fühlen. Seit jenem Jahre langten in Sydney auf öffentliche Kosten 10 357 Personen an, im Jahre 1877 allein 6018. Aber auch die Zahl derer, welche die Kosten der Reise selber bestritten, war eine große. Immer aber haben gegen zwei Drittel der Einwanderer das Land wieder verlassen; so blieben von 32 942 Ankommenden im Jahre 1876 nur 11 019.

Queensland war eine Zeitlang besonders unglücklich mit seinen Einwanderern. So kamen 1869 von den britischen Inseln nach Queensland 1635 Seelen, — 1635 Seelen nach Abzug der kleinen Zahl, welche nach England zurückgekehrt war. Und in demselben Jahre gingen 2272 Individuen aus Queensland nach den anderen Kolonien, so daß Queensland in diesem Jahre nicht allein alle seine Einwanderer aus England verlor, sondern noch 637 Auswanderer in die anderen australischen Kolonien sandte.

Südaustralien war eine Zeitlang ebenso unglücklich mit seinen Einwanderern, so lange die Goldfelder in Victoria dem Mann mit wenig oder keinem Kapital günstig waren. Die Einwanderer waren kaum gelandet, so schifften sie sich nach Victoria ein oder wanderten zu Lande über die Grenze. Im Jahre 1852 kamen 20 128 Personen ins Land, aber 16 475 verließen dasselbe, in den Jahren 1867 und 1868 war die Auswanderung sogar größer als die Einwanderung. Es ist gewiß, daß Südaustralien eine geraume Zeit die Einwanderung Victorias bezahlte. Dem Fernerstehenden, der Australien als ein Ganzes betrachtet, erscheint dies nebensächlich, so lange nur die Bevölkerung und Ansiedelung des Kontinentes selber vor sich geht, aber die, welche mit eifersüchtigen Augen auf einander blicken, denken nicht so. Und bis eine Vereinigung aller Kolonien zu Stande kommt, wird dies Gefühl immer bleiben.

Es ist ganz natürlich, daß die eine Kolonie mehr bevorzugt wird als die andere. Das hängt von den Aussichten auf Gewinn ab, welche sich bieten, aber die Stabilität der Bevölkerung wird namentlich durch Boden und Klima bedingt. Wo sich kein Raum für den kleinen Farmer bietet, da ist es schwer die Bevölkerung festzuhalten. Gold- und Zinnfelder locken die Einwanderung an, aber der glückliche Digger verläßt die Kolonie ebenso sicher wie der unglückliche, wenn sich für den einen keine Anlage für sein Kapital, für den andern keine Verwerthung seiner Arbeit findet. Deshalb ist Queensland in früherer Zeit nicht gerade glücklich mit seinen Einwanderern gewesen, obschon es Land auf die liberalste Weise vertheilt. Aber das Land eignet sich meistens nicht für Weizen. Der Farmer kann in Queensland Wolle erzeugen und Fleisch und Zucker, aber die Produktion dieser Gegenstände verlangt Kapital und das fehlt natürlich dem kleinen Mann. Natürlich kann er ja auch Mais bauen. Mais gedeiht ganz außerordentlich gut, aber da ist wieder ein Nachtheil. Für Mais muß der Farmer in der Regel andere Waaren nehmen — Thee oder Kleidungsstücke oder vielleicht auch Rum. Für Weizen aber würde er Geld erhalten. Das ist ein Artikel, welcher auch über die Grenzen der Kolonie hin verkäuflich ist. Und es ist natürlich, daß Queensland unter solchen Verhältnissen es schwierig findet, die kleinen Landbauer zu fesseln. Die Einwanderung besteht jetzt zum großen Theile aus Chinesen und Polynesiern. Beide sind jedoch nur Zugvögel und können als Bewohner nicht dauernd gerechnet werden.

Aber Dank seinen neu erschlossenen Goldfeldern ist die Summe der Eingewanderten, welche nach Abzug der Ausgewanderten bleibt, eine sehr bedeutende, verhältnißmäßig viel bedeutender als in Neu-Süd-Wales, wo etwa zwei Drittel der Eingewanderten das Land wieder verlassen, und gar nicht zu vergleichen mit Victoria, das nur einen sehr kleinen Theil, nicht viel mehr als ein Zehntel seiner Einwanderung festzuhalten im Stande ist. Das hängt nicht allein mit der Erschöpfung der Goldfelder, das hängt auch mit seiner verkehrten wirthschaftlichen Politik zusammen.

Aber am schlechtesten von allen stehen Tasmanien und Westaustralien da. Während bei den anderen doch überall eine Zunahme durch Einwanderung zu bemerken ist, zeigt sich hier eine positive Abnahme. Westaustralien ist zu stiefmütterlich von der Natur bedacht worden, um eine Vorliebe für seine Ländereien zu erwecken, dazu liegt es abgesondert, und demjenigen, welcher sich dort einen Wohnsitz wählt, wird der Wechsel schwer gemacht. Für Tasmanien ist aber die Nähe von Victoria verhängnißvoll gewesen, bis in neuester Zeit das Auffinden von Zinnlagern dem immer mehr zunehmenden Abfluß ein Ende machte.

Die Einwanderung wird von den Regierungen unterstützt,

um Arbeitskräfte heranzuziehen; diese sind es namentlich, welche auf öffentliche Kosten hereingeführt werden. Denn die anderen Klassen der Gesellschaft sind in der Einwanderung, welche mit eigenen Mitteln die australischen Kolonien aufsucht, reichlich genug vertreten. In den Jahren 1871 bis 1875 landeten in Südaustralien 21 604 Personen, aber nur 4445 kamen auf öffentliche Kosten. Die Ueberfahrtskosten werden entweder ganz oder theilweise erlassen; diejenigen, welche Zahlungen machen, erhalten von den meisten Regierungen für den erlegten Betrag Anweisungen auf Land, die sie umsetzen können, wenn sie eine gewisse Zeit im Lande gewesen sind, eine Vorschrift, die freilich recht oft umgangen wird, indem die Einwanderer die Kolonie schon vor der bestimmten Zeit wieder verlassen und dennoch ihre Anweisungen verkaufen.

Die Bestimmung war und ist im Princip noch heute, daß nur aus den britischen Inseln Einwanderer auf Staatskosten eingeführt werden sollen. Aber sowohl Queensland als Südaustralien haben Ausnahmen gemacht. Das deutsche Element wurde so stark, daß es die Ausdehnung dieser Begünstigung auch auf Deutschland erwirkte. Die große Zahl derjenigen, welche Bürger der australischen Kolonien geworden waren, übte einen Druck aus und Schiffe wurden von Hamburg und Bremen direkt befördert. Auf diese Weise ist eine ziemlich ansehnliche Zahl von Deutschen nach Australien gekommen, bei weitem die meisten aber kamen für ihr eigenes Geld.

Die Frage der Einwanderung ist sowohl in den Kolonien wie außerhalb derselben eine viel besprochene. In den Kolonien sind viele dafür und niemand dagegen, so lange alles gut geht. Sobald aber schlechte Getreide- und Wollernten eine Geldklemme herbeigeführt haben, erhebt sich der große Haufe mit großem Geschrei. Und die Trauerberichte und Klagen finden in der Heimath einen sympathischen Wiederhall. Diese verdammenswürdigen Seelenverkäufer, welche den zu vertrauensvollen Landmann durch trügerische Vorspiegelungen von der heimischen Erde losgerissen und in eine ferne Wildniß geführt haben, aus der er sich hülflos sehnt, werden nach Herzensgelüst zerzaust. Man begegnet kaum jemals einem solchen Nothschrei in den englischen Zeitungen, sie würden in England auch in den abgelegensten Landschaften von Schottland und Irland kaum irgend ein anderes Gefühl erregen als das mitleidigen Lächelns für den Schwachen, der seine hoffnungsvoll gebauten Kartenhäuser zusammenfallen sah. Milch und Honig fließt in Australien nur für den Fleißigen und das Geld will der Erde mit schwerer Mühe abgerungen sein. Der Mann, der kräftige Arme und guten Willen hat, wird die Nahrungssorgen dort wohl selten kennen, wenn er nur frisch zugreift zu dem, was sich bietet. Freilich kann es sich treffen, daß der Handwerker keine Beschäftigung in dem Fache findet, das er erlernt hat. Er muß eben nehmen, was sich findet. Man klagt auch den Australier an, daß er dem Einwanderer ein hartes Help yourself! zuruft. Leute, die weichgebacken sind und sich nicht auf sich selbst verlassen können, thun aber am besten daheim zu bleiben.

Der Charakter der Einwanderung ist seit mehreren Jahren auch in anderer Hinsicht ein wesentlich verschiedener geworden. Die mächtige Anziehungskraft der Goldfelder lockte eine Menge von Abenteurern und nutzlosen Subjekten an. Manche von diesen sind gute Bürger geworden, andere schweifen auf den Stationen umher und versuchen ihr Glück periodisch an den Diggings, viele sind gestorben und verdorben, noch andere haben das Land getäuscht wieder verlassen. Die wenigsten kamen zu jener Zeit, um zu bleiben. Die Absicht fast aller war, schnell Geld zu machen und in die Heimath zurückzukehren. Damit konnte Australien wenig gedient sein. Auf diese Weise wären seine Schätze nicht ihm selber, sondern anderen zu Gute gekommen.

Und wären die Entdeckungen funfzig Jahre früher gemacht worden, so wäre das ohne Zweifel das Resultat gewesen. Aber als die Goldfelder erschlossen wurden, erzeugte Australien schon mancherlei, das auf dem Weltmarkte zu verwerthen war. Es hatte sich trotz früherer Mißerfolge herausgestellt, daß das Land wohl fähig war, Getreide hervorzubringen, das nicht nur der enorm gesteigerten einheimischen Nachfrage genügen, das auch die Märkte Europas versorgen konnte. Eine Klasse von Leuten wanderte ein, die, gewöhnt an ländliche Beschäftigung, sich mit Vorliebe zum Ackerbau wandte. Die nicht fleckenlosen ledigen Weiber wurden seltener und verheirathete Paare häufiger. Die Vorschriften für die Disciplin auf den Einwandererschiffen wurde strenger und die Kolonisten erbauten Häuser für die Aufnahme und zeitweilige Wohnung der Ankommenden und sorgten für ihr Unterkommen.

Der Name von Caroline Chisholm, die gegen die schärfste Opposition ihrer eigenen Klasse, ihres eigenen Geschlechtes, sogar der Geistlichkeit sich der vernachlässigten Sorge für die ankommenden unverheiratheten Frauen annahm, lebt in warmem Andenken noch heute in ganz Neu-Süd-Wales. Erst spät sorgte man in anderen Kolonien für die Einwanderer. Man gestattete ihnen drei Tage nach dem Einlaufen des Schiffes an Bord zu bleiben; hatten sie auch dann noch keine Stelle gefunden, so mußten sie für sich selber ausschauen. Es fanden sich in der Regel genug, welche ihren Rath und Beistand anboten; die Einwanderer fanden beides recht oft sehr schlecht und sehr theuer. Zu gewissen Zeiten war es freilich kaum nöthig, sich um die Einwanderer zu sorgen; die Nachfrage nach Arbeitern, weiblichen wie männlichen, war so stark, daß der Bedarf das Angebot weit überstieg. Natürlich ist mit dem Korn auch manche Spreu mit eingeheimst worden. Vielleicht waren die Agenten in England nicht vorsichtig genug, Irrthümer mußten wohl unterlaufen, aber wenn schon eine Menge unfähiger, arbeitsscheuer Männer auf öffentliche Kosten eingeführt wurde, so stand es mit den Frauen, zumal mit den unverheiratheten, weit schlimmer. Ein ziemlich starker Procentsatz gehörte jedenfalls zu der verworfensten Klasse Großbritanniens. Es wird in Australien oft sehr bitter über die Qualität des menschlichen Materials geklagt, welches man aus England herüberschickt. Früher war noch mehr Grund, als die Regierung Englands die Sache besorgte. Aber sehr oft war für diese die Wahl schwer. Nicht jeder verstand sich leicht dazu, in ein so fernes Land zu gehen, das außerdem nicht gerade in allerbestem Rufe stand.

Westaustralien ging die englische Regierung an, Frauen in die Kolonien zu führen, damit die 10 000 männlichen Sträflinge Familien gründen könnten. Der Zustand war unhaltbar geworden. Man schickte mehrere Schiffsladungen, Ehen wurden sehr bald geschlossen. Aber man beklagte sich, daß diese Frauen nicht tugendhaft seien. War es indeß zu erwarten, daß Muster von Reinheit sich bereit erklären würden, ihre Freunde und Verwandte zu verlassen, in ein wildes kaum bewohntes Land zu gehen, um Gattinnen von entlassenen Verbrechern zu werden? Daß trotzdem eine ordnungsliebende Generation aufgewachsen ist, beweist für den mächtig bildenden Einfluß äußerer Umstände.

Australien liegt sehr fern und eine verhältnißmäßige Unkenntniß der Verhältnisse ist wohl zu entschuldigen. Man sollte sie aber am allerwenigsten in England erwarten, dessen Bewohner durch so viele Interessen der Familie, des Handels 2c. an die Bewohner Australiens geknüpft sind. Wenn ein alter Kolonist in Melbourne oder Adelaide einen Brief

erhält, worin ihm ein Freund in England anzeigt, daß sein Sohn nach Neu-Seeland auszuwandern gedenke, und ihn zugleich bittet, ein wenig nach dem jungen Manne zu sehen, so fragt er sich, ob denn sein Freund noch nicht weiß, daß zwischen Neu-Seeland und Australien auf dem kürzesten Wege sechs Tage liegen. Und nicht selten sind Bitten in Adelaide eingelaufen, man möchte doch dann und wann einem Freund oder einer Freundin, die sich in Melbourne niederzulassen gedenke, einen Besuch machen. Daß so etwas überhaupt passiren kann, ist nicht gerade kreditabel, wenn aber solche Unkenntniß sich sogar unter den jüngeren Beamten des Kolonialamtes in London zeigt, so ist das eine Schande für England. Dieser Mangel war auch mitbestimmend, als man das Auswanderungswesen den General-Agenturen der betreffenden Kolonien überwies, während es früher zum Ressort des Sekretärs für das Kolonialamt gehört hatte.

Es ist aber auch in Deutschland viel gegen Australien gesündigt worden, indem man ohne weiteres die eine Kolonie für die andere haften ließ, während doch die natürlichen, politischen und kommerziellen Verhältnisse der verschiedenen Gemeinwesen sehr von einander abweichen. Nicht in jeder Kolonie ist für jeden dieselbe Aussicht, und während eine Ueberfüllung des Arbeitsmarktes an einer Stelle herrscht, leidet der benachbarte Theil vielleicht Mangel.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Queensländer Regierung durch ein leichtsinniges übermäßiges Einführen von Arbeitskräften den Markt so überschwemmte, daß es unmöglich war, Beschäftigung in der Kolonie zu finden, ja daß man sogar noch Unterstützung gewähren mußte, um die Getäuschten nach anderen Kolonien gehen zu lassen. Aber diesen einen Fall ausgenommen, ist es den Auswanderern nie schwer geworden, gute und lohnende Arbeit zu finden, den deutschen Auswanderern vor allen nicht.

Aber eine andere Frage wird es sein, ob es im Interesse des Deutschthums wünschenswerth erscheint, daß der Deutsche nach Australien wandert. Und diese Frage darf wohl verneint werden. So gern gesehen er dort ist, so geachtet und so erfolgreich auch seine Thätigkeit dort immer war, so steht er doch in Gefahr, von dem weit überwiegenden englischen Element verschlungen zu werden. Wie sich der deutsche Einwanderer den ihn umringenden Einflüssen gegenüber verhält, darüber soll an anderer Stelle berichtet werden.

(Schluß folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die keltischen Sprachen Großbritanniens, die zwei gaelischen Idiome in Schottland und Irland, Manx auf der Insel Man und Kymrisch in Wales werden nach einer Mittheilung Ravenstein's in der London Statistical Society gegenwärtig allein oder zugleich mit Englisch von über 1 Million in Wales, 857 000 in Irland, 305 000 in Schottland und 12 500 auf Man gesprochen.

— Das französische Ministerium des Innern hat eine Statistik der Auswanderung aus Frankreich für die Jahre 1875 bis 1877 veröffentlicht, wonach in dem genannten Zeitraume insgesammt nicht mehr als 10 997 Personen das Land verlassen haben, also jährlich nur 3000 bis 4000 Köpfe. Von 1872 bis 1874 wanderten 24 000 aus, nämlich 1872 9500, 1873 7500 und 1874 7000.

— Die Berliner Karl-Ritter-Stiftung hat dem Privatdocenten Dr. Th. Fischer, welcher mit einem größern Werke über das Mittelmeer und die Mittelmeerländer beschäftigt ist, in diesem Frühjahre eine Unterstützung zu einer Studienreise nach Oberitalien gewährt, wo in den Bibliotheken von Venedig, Genua, Florenz, Padua und Vicenza ein reiches Material unedirter Karten, Itinerarien u. s. w. der Ausbeutung harrt.

— Für Erhaltung der Volksschulen verbrauchen die Gemeinden in Kroatien und Slavonien jährlich gegen 532 000 Gulden österr. Währ. Schulen giebt es 671. Somit kostet eine durchschnittlich 792 Gulden. Auf je einen Lehrer entfällt durchschnittlich jährlich ein Gehalt von 508 Gulden.

— Alterthümer in Bulgarien. Nach einer Nachricht der Zeitschrift „Blgarski Lev" werden in Tirnova Nachgrabungen vorgenommen, bei denen es gelungen ist, die Ueberreste zweier Kirchen aufzudecken und mehrere interessante Funde zu machen.

Nach einer Meldung der „Marica" kam Baron Wolf Ludenghausen, Vorstand des Kreises von Plovdiv, auf einer Inspektionsreise auch ins Dorf Rahmanli, wo er erfuhr, daß sich in der Nähe in drei Grabhügeln Alterthümer vorfänden. Er veranlaßte die Eröffnung zweier Hügel und fand: einen goldenen Kranz aus hundert Goldblättern, vollkommen unversehrt; einen silbernen vergoldeten Kopf mit drei menschlichen Gestalten, zwei kleine Schmuckgegenstände, einen Ring im Durchmesser von $1\frac{1}{2}$ Zoll und mehrere andere goldene und eiserne Gegenstände, eine Messingschüssel, einen eisernen Pfeil, menschliche Gebeine und anderes.

— Vor Kurzem erschien in Agram das erste Heft des II. Bandes des Werkes von Fr. S. Kuhač: „Južno-slovjenske narodne popievke" (Chansons nationales des Slaves du Sud). Der Herausgeber hat durch zwölf Jahre seine freie Zeit dazu benutzt, die Südslavenländer zu bereisen, die Melodien und Texte der Volkslieder zu sammeln und giebt nun die Frucht seines Fleißes, mit Klavierbegleitung versehen, heraus. Die ganze Sammlung erscheint im Laufe von vier Jahren, jährlich ein Band von vier Heften um den Pränumerationspreis von je 5 Gulden österr. Währ. per Band und wird gegen 2000 Volkslieder umfassen. Das Unternehmen hat für Musiker die höchste Bedeutung, da bisher wohl die Texte, nicht aber auch die Melodien der Volksgesänge aufgezeichnet worden sind, die sogenannten Frauenlieder aber gerade durch ihre Gesangsweise besonders charakteristisch sind, zugleich wird es aber zukünftigen Beobachtern der Volksmusik durch die Fixirung der Melodien möglich gemacht, die Veränderungen der Volksmusik zu studiren, da sich im Laufe der Zeit nicht nur der Text, sondern auch die Melodien, wenn auch unwesentlich, ändern. Wir wünschen dem Herausgeber, welcher durch seine Kompositionen und seine Untersuchungen über südslavische Musikgeschichte, so besonders durch die Abhandlung „Beschreibung und Geschichte der nationalen Musikinstrumente der Südslaven („Opis i poviest narodnih glasbala Jugoslovjena") im „Rad" der südslavischen Akademie, Bd. XXXVIII und XXXIX, schon vortheilhaft bekannt ist, das beste Gelingen bei seinem Unternehmen, in welchem er uns eine bisher unbeachtete Seite des slavischen Volkslebens vorführt.

Die erste Buchhandlung in Montenegro. Im Frühling d. Jahres eröffnete Jovan Pavlović die erste Buchhandlung in Cetinje. Zugleich wurde dort die erste „čitaonica" (Leseverein) eröffnet.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

IV[1]).

Die Einwohner von Samarkand, etwa 36 000 Seelen, gehören der Mehrzahl nach zu den Tadschiks, doch bilden auch hier, wie im ganzen südlichen Turkestan, die Uzbegen den eigentlich herrschenden Theil der Bevölkerung. Von den Unterschieden in Sitte und Lebensgewohnheiten der beiden sehr verschiedenartig angelegten Volksstämme ist heute, in den Städten wenigstens, kaum noch etwas zu merken: der Einfluß, den die Uzbegen seit Jahrhunderten schon auf die Geschicke des Landes ausgeübt haben, hat sich auch hierbei geltend gemacht. Wohl hat die Sprache der Tadschiks, ein iranischer Dialekt, von der Zeit an, wo das Volk als Träger der höhern persischen Kultur in das Land kam, ihre Bedeutung als officielle Landes- und Schriftsprache, deren allein die Kabinette von Buchara und Chiwa sich bedienten, in der auch die wenigen vorhandenen Bücher geschrieben sind, bis auf den heutigen Tag bewahrt: gesprochen wird sie in ihrer ursprünglichen Reinheit nur noch von den Bergtadschiks oder Galtscha — in den Städten hört man nur das Sartische, eine Mischung aus iranischen und uzbegisch-türkischen Elementen. Trotz des langen Nebeneinanderlebens und der Assimilirung der äußeren Lebensformen hat eine eigentliche Racenvermischung nicht stattgefunden: in ihren physischen und moralischen Eigenschaften und Beanlagungen weichen Uzbegen und Tadschiks noch heute weit von einander ab. Während die ersteren mit ihrem zierlichen Körperbau, den auffallend kleinen Händen und Füßen, in ihrem leisen, bedächtig-zurückhaltenden Wesen leicht den Eindruck einer gewissen Herabgekommenheit machen, zeigen die großen, starkgebauten und gewöhnlich wohlgenährten Tadschiks durchweg den Typus eines kräftigen Volkes. Ihre Gesichtsfarbe, wenn nicht sonnverbrannt, ist ungewöhnlich weiß; Haar und Bart sind von dunkler Farbe, die geradestehenden Augen meist dunkelbraun; die Nase ist etwas gebogen, die Stirn hoch und breit, die Gesichtsform oval: so finden sich unter ihnen oft Individuen von hervorragend regelmäßiger Schönheit. Der Tadschik spricht viel und lebhaft, hat auch rasche und heftige Bewegungen — als Landmann der fleißigste genügsame Arbeiter, ist er in den Städten Handwerker, hauptsächlich aber Kaufmann, und steht als solcher im Rufe betrügerischer Habgier.

Die beste Gelegenheit, Studien über die verschiedenen Volkstypen anzustellen, bietet sich dem Reisenden in dem regen Treiben des großen Samarkander Bazars; denn während das Familienleben des Mohammedaners ängstlich hinter hohen Mauern vor jedem fremden Blicke verborgen gehalten wird, gehört das geschäftliche Leben im Gegentheil ganz der Oeffentlichkeit an. Selten nur befindet sich der Händler im Innern seines Ladens; vor demselben, auf dem Straßenboden sitzend und gewöhnlich von einer Schar müssiger Zuschauer umgeben, schließt er die wichtigsten Handelsgeschäfte ab. Es ist ergötzlich für einen noch nicht mit der Landessitte Vertrauten, einem solchen Handel beizuwohnen, der, er möge ein Object von geringstem Werthe oder eine großartige Lieferung betreffen, immer in derselben Form sich vollzieht. Der Käufer beginnt damit, etwa die Hälfte von dem zu bie-

[1]) Vergl. Globus XXXV, Nro. 22 bis 24.

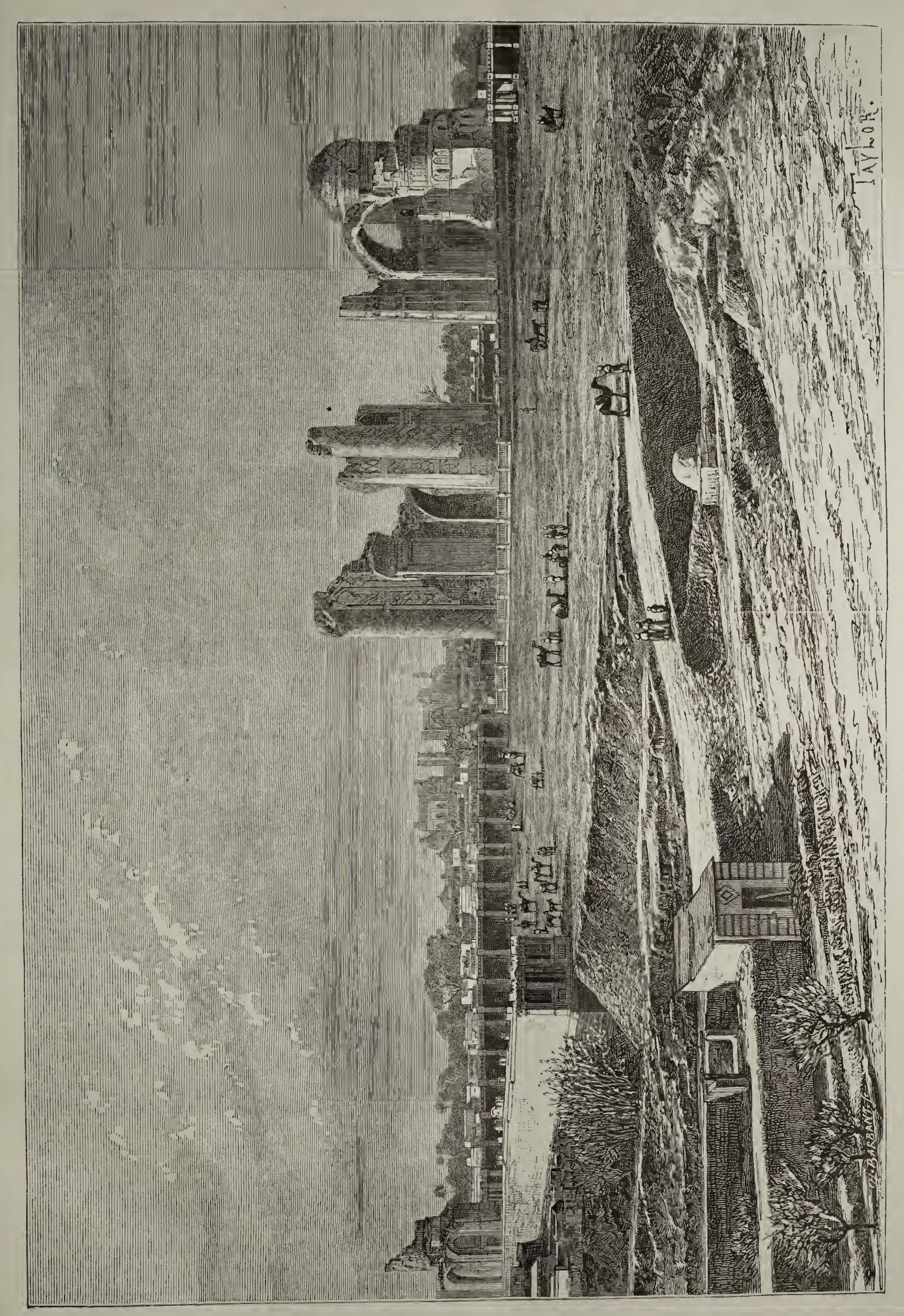
ten, was er eigentlich zu zahlen Willens ist. „Yok“ (nein), sagt der Händler, darauf bietet der Andere etwas höher; und nun folgen sich die Yoks des Kaufmanns und die höheren Gebote des Käufers immer schneller, bis der Erstere von der Summe befriedigt scheint und seinem Kunden die Hand reicht. Jeder Uneingeweihte würde den Handel für abgeschlossen halten: aber nur der erste Theil ist beendet; denn jetzt tritt der Käufer wieder den Rückzug an, nun ist an ihm die Reihe, den Kaufmann durch ein stets erneutes „Yok“ zum Nachlassen des scheinbar ausgemachten Preises zu bringen, der in der Regel bis auf das Doppelte des eigentlichen Werthes hinaufgetrieben worden ist. Befinden sich die beiden Parteien in Uebereinstimmung, was etwa nach einer halben Stunde der Fall ist, so besiegelt ein lebhaftes Händeschütteln das Geschäft. Nach der Mannigfaltigkeit und der Menge der im Bazar angehäuften Waaren kann man sich einen Begriff von der Großartigkeit des Samarkander Handels machen. Neben den kunstvollen Industrieerzeugnissen aller Art, den golddurchwirkten und reichgemusterten Seidenstoffen, den feinciselirten oder mit Gold und Silber ausgelegten Metallgefäßen, den lackirten Holz- und Thonwaaren sieht man große Vorräthe von Rohprodukten und Nahrungsmitteln: Obst, Fleisch, Mehl, Getreide, Sämereien; unter den letzteren ist der chinesische Klee oder bede zu bemerken, den der turkestanische Landmann als Futterkraut vielfach anbaut. 20 kg dieses Kleesamens reichen zur Bestellung eines Tanap aus, d. i. einer Fläche von etwa 5800 Quadratmeter, welche bei guter Bewässerung dann während vier



Uzbege und Tadschik. (Nach einer Photographie.)

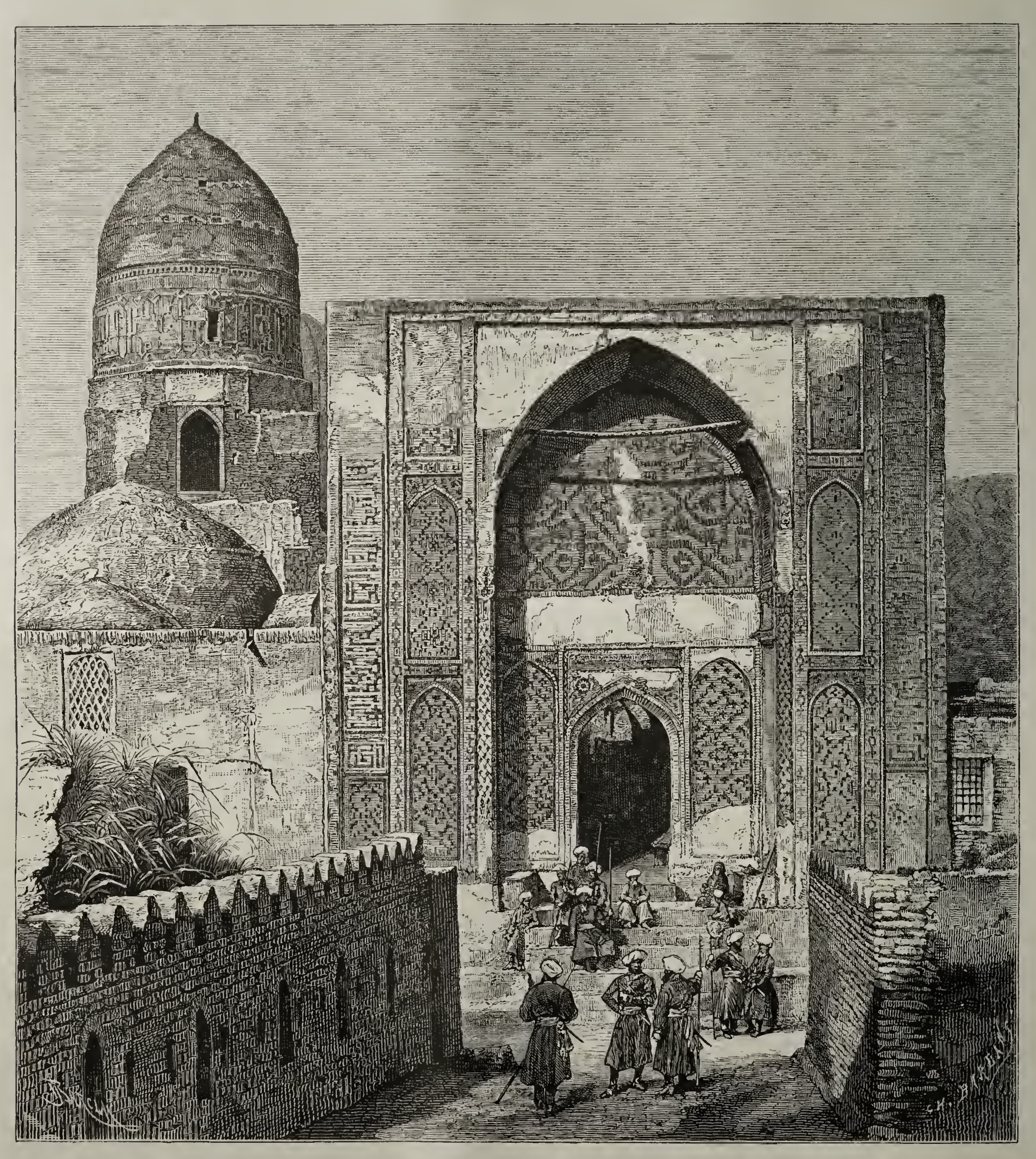
Jahren einen jährlich dreimaligen Schnitt liefert. Auch Farbestoffe, meist vegetabilischer Art, werden hier im Großen verkauft; einige, wie Saflor und Krapp, in den Gärten von Taschkend und Samarkand angebaut, andere, wie das aus Kabul eingeführte Indigo, von weiterher bezogen. Vielbegehrte Handelsartikel sind auch Seife und Tabak, die erstere wird fast ausschließlich in der Stadt Katty-Kurgan, und zwar nur im Kleinen, in den Haushaltungen bereitet: größere Seifensiedereien existiren bis heute in Turkestan noch nicht. Der Tabak wird in fein zerhacktem Zustande auf den Markt gebracht; der Turkestaner raucht ihn aus einer kleinen Pfeife, tschilim genannt, deren gewöhnlich mit Türkisen reich verzierter Kopf aus der Schale eines kleinen Flaschenkürbis hergestellt wird. In einer Versammlung von Tadschiks pflegt solch eine Pfeife die Runde zu machen; jeder thut einen Zug daraus und reicht sie seinem Nachbar weiter.

Auch Samarkand besitzt schon wie Taschkend einen von den Russen angelegten öffentlichen Garten, der mit seinem künstlichen See, seinen zierlichen hölzernen Brücken und seinem Pavillon im Schweizer Stil der Stolz und die Bewunderung der Einwohner ist — der Fremde freilich sucht und findet Anderes zu bewundern als solche Schöpfungen der neuesten europäisirenden Zeit; für ihn sind die ein halbes Jahrtausend alten Denkmäler aus der Blüthezeit der Stadt das Anziehendste. Nicht weit von dem Bazar erheben sich auf einem großen, von Verkaufshallen umgebenen Platze die imposanten Ruinen der Medresse Bibi-Chanym. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts von Timur dem Andenken einer



Der Platz Bibi-Chanym. (Nach einer Photographie.)

seiner Gemahlinnen errichtet, war diese Schule lange Zeit nicht nur als hervorragendstes Bauwerk der Stadt, sondern auch als wichtige Pflegestätte mohammedanischer Wissenschaft hochberühmt. Ihre verfallenden Mauern und stolzen Bogengänge stehen heute verödet; aber der große Platz von Bibi-Chanym ist noch jetzt ein Lieblingsaufenthalt des männlichen Theiles der Samarkander Bevölkerung: hier wird der Pferdemarkt abgehalten, der wichtigste Markt für die Turkestaner, die den Arabern in ihrer sprüchwörtlich gewordenen Liebe und Sorgfalt für ihre Pferde wenig nachgeben. Der Luxus,



Die Moschee Schah-Sindeh. Davor eingeborene Polizeisoldaten. (Nach einer Photographie.)

der mit edlen Pferden, mit der kostbarsten reichsten Aufzäumung derselben getrieben wird, steht oft in keinem Verhältniß zu dem Vermögensstande des Besitzers.

Die Moschee von Schah-Sindeh oder Kasim-ben-Abbas liegt an der Außenseite der sartischen Stadt, jenseit des weitläufigen alten Kirchhofes; fast unglaublich kommt es dem Beschauer vor, daß auch dieser Riesenbau ein Werk Timur's, unter seiner Regierung begonnen und vollendet sein soll; scheint es doch, als könnte ein Menschenleben nicht ausgereicht haben, um so viel des Großen und Herrlichen zu schaffen. An dem Abhange eines Hügels hinaufgebaut, breitet sich die vielkuppelige Moschee mit ihren säulenumgebenen

Höfen, ihren großen Sälen und Hallen über einen weiten Raum aus. Mehrere Stufen führen zu dem Haupteingange, von welchem aus nach links der heute noch als Moschee benutzte Theil der Baulichkeiten liegt; durch einen langen, hochgewölbten und breiten Gang gelangt man an die hohe Freitreppe der eigentlichen alten Moschee. Der erste Anblick der inneren Räume wirkt wahrhaft blendend; die Emailleplatten, welche die Wände bekleiden, sind von wunderbarer Schönheit in Muster und Farbenzusammenstellung; reiche Mosaiken, von feinskulptirten Einrahmungen umgeben, zeigen sich dazwischen; die schlanken Säulen, welche die Wölbungen tragen, die Nischen mit ihrer kunstvollen Ausführung: alle diese Details ordnen sich harmonisch den großartigen architektonischen Verhältnissen des Ganzen unter; da ist nichts, was störend oder unpassend erscheint. Der Heilige, über dessen Grabe Timur die Moschee errichten ließ, lebt nach dem Volksglauben heute noch unter der Erde fort, und dieser Aberglaube, der sich an die Stätte knüpft, verleiht derselben eine geheimnißvolle Bedeutung für die mohammedanischen Fanatiker par excellence. Auch an dem Tage, an welchem Ujfalvy Schah-Sindeh besuchte, hatte sich eine große Menge Gläubiger hier zusammengefunden, um dem heiligen Schauspiel tanzender Derwische beizuwohnen. Angeblich, um die europäischen Besucher zu ehren, in Wahrheit aber wohl mehr, um dieselben gegen etwaige Belästigungen durch die bei solchen Gelegenheiten aufgeregte fanatische Bevölkerung



Afrosiab und das Grab des Heiligen Daniar-Palvân. (Nach einer Photographie.)

zu schützen, war eine Abtheilung eingeborener Polizeisoldaten an dem Haupteingange aufgestellt: schöne kräftige Gestalten, die meisten von ihnen mit dem weiten Chalat aus dunklem Wollenstoffe bekleidet; nur die Anführer trugen Kaftans aus leuchtend bunter Seide. Als die Reisenden nach der Besichtigung der alten Moschee den großen Saal betraten, hatte das Schauspiel schon begonnen. Eine große Menge Andächtiger kauerte rings am Boden, im Anstaunen einer Schar von etwa dreißig Greisen versunken, die, wild im Kreise herumspringend, ein abscheuliches Geheul ausstießen. Sie hörten mit ihren tollen Sprüngen nicht eher auf, als bis einer von ihnen erschöpft zu Boden sank. Da setzten sie sich im Kreise nieder und ein anderer fing an, unter leidenschaftlichen Geberden das Martyrium eines Heiligen zu erzählen. Bei den aufregenden Schilderungen der verschiedenen Martern des Abschneidens der Ohren, Durchbohrens der Nase u. s. w. zerfloß das ganze Auditorium in Thränen, die Derwische erhoben wieder ihr Geschrei, verzerrten die Gesichter, um die Leiden und Körperschmerzen des Heiligen dadurch anzudeuten, und bewegten sitzend den Oberkörper heftig hin und her. Vom Mittag bis zum Sonnenuntergang dauerte diese widerwärtige Schaustellung, bei der man die Ausdauer und Geduld der Zuschauer bewundern mußte. Der Anführer des Derwischchors war der Einzige in der Versammlung, der während der ganzen Zeit eine Erfrischung zu sich nahm; er trank mehrmals eine Tasse Thee, die einer der anwesenden Mollahs ehrfurchtsvoll ihm darbot.

Ungefähr eine halbe Stunde von der heutigen Stadt entfernt liegen in hügeligem Terrain und zum größten Theile unter der Erde die Trümmer des Samarkand der grauen

Vorzeit. Das Volk nennt diesen Ort Afrosiab, mit dem Namen eines mythischen Helden des alten Persiens. Der Sage nach soll Afrosiab, ein furchtbarer Riese, das alte Samarkand lange belagert und endlich, durch den Widerstand der Stadt erzürnt, dieselbe mit Erde überschüttet haben, unter der sie heute noch begraben liegt. Die Nachgrabungen, welche die russische Regierung jetzt hier anstellen läßt, haben schon viele interessante Alterthümer zu Tage gefördert: griechisch-baktrische Münzen, glasirte Ziegel mit erhabenen Zierrathen von bunten Steinen, Scherben von Glas- und Thongefäßen und große, birnenförmige, hohle Thonkörper, die man zuerst für alte Mauerverzierungen angesehen hat, von denen man aber heute mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen glaubt, daß sie als Bomben für griechisches Feuer gedient haben.

Nicht weit von Afrosiab liegt auf dem steilen Ufer des Flusses Siab das große Grab des heiligen Daniar-Palvan (Daniel), ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Mit Inschriften bedeckte Marmorplatten bilden die beiden Längsseiten des 25 Schritt langen Grabes; auf der dem Flusse zugekehrten Seite aber sind Widderschädel angebracht und die steinernen auf allen turkestanischen Kirchhöfen üblichen Symbole: Roßschweife, Halbmonde u. s. w. Mehrere neben dem Grabe errichtete Schuppen dienen bei großer Hitze oder schlechtem Wetter den Pilgern als Herberge.

Die für Ujfalvy's Aufenthalt in Samarkand festgesetzte Zeit nahte sich ihrem Ende, und da das herrlichste Frühlingswetter und der Zustand der Straßen nichts zu wünschen übrig ließen, so beschloß man, vor der Rückreise nach Taschkend noch einen mehrtägigen Ausflug in das gebirgige Gebiet des obern Serasschan, den früher bucharischen Distrikt Kohistan, zu unternehmen. Am 26. April Morgens wurde aufgebrochen; ziemlich dicht am Flusse entlang zwischen wohlangebauten Feldern, auf denen überall fleißig gearbeitet wurde, und durch mehrere große wie ausgestorben daliegende Tadschikdörfer führte der Weg zunächst; dann kamen wieder weite Steppenflächen zu beiden Seiten, und erst nachdem man zwei dem Serasschan zuströmende Flüsse passirt hatte, fing das Terrain an, zu steigen, nahm die Landschaft einen entschiedenen Gebirgscharakter an. Die natürliche Grenze von Kohistan bildet im Norden das turkestanische Gebirge, im Süden das Gebirge von Hissar; ungefähr in der Mitte zwischen beiden zieht sich von Osten nach Westen die Kette der Serasschanberge als Wasserscheide zwischen den Thälern des Fan und Jagnaub auf der südlichen und dem Thale des Serasschanflusses auf der nördlichen Seite. Während das turkestanische Gebirge nur wenig bewaldet ist, zeigen die Berge von Hissar und die Serasschankette den herrlichsten Baumwuchs; in den geschützten Thälern gedeihen der Weinstock und alle Obstbäume; besonders häufig ist der Wallnußbaum vertreten, dessen Holz in Kohistan vorwiegend als Nutzholz verwendet wird. Auch die Fauna des Landes ist ungemein reich und es bildet die Jagd in einigen Theilen des Landes die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Das Klima ist gemäßigt, aber sehr trocken; im Sommer herrschen Ost-, im Winter Westwinde vor; der in ganz Mittelasien gefürchtete heiße Wind, der Garmsal, verheert nur äußerst selten die Ernten der Thäler von Kohistan. Das Gebirge ist reich an Braunkohlen, die einen wichtigen Handelsartikel für die Bevölkerung ausmachen. Am Abend des ersten Tages erreichten die Reisenden Pendschakend, die Hauptstadt von Kohistan, eine kleine, rings von Bergen umgebene Stadt mit schönen baumreichen Gärten. Bis hierher hatte man den Weg zu Wagen zurückgelegt; die eigentliche Gebirgsreise, die jetzt beginnen sollte, konnte aber nur zu Pferde gemacht werden: so miethete man in Pendschakend noch mehrere Reit- und Lastpferde, und nachdem Ujfalvy fast einen ganzen Tag lang mit anthropologischen Messungen von Galtschas oder Bergtadschiks sich beschäftigt hatte, machte man in der Frühe des 28. sich wieder auf den Weg. Ein tatarischer Führer leitete die kleine Karawane, der mehrere russische Offiziere sich angeschlossen hatten, und die unterwegs sich noch durch das Hinzukommen von zwei eingeborenen Kazi oder Richtern vergrößerte, welche, von großem Gefolge begleitet, die ihrer richterlichen Fürsorge unterstellten Bergdistrikte besuchen wollten. Zwischen üppigen Getreidefeldern, danach durch eine kräuterreiche Steppe ging der Weg bis zum Ufer des Serasschan, über welchen hier zwei Brücken führen: eine im schlechtesten Zustande befindliche hölzerne und eine auf festen gemauerten Pfeilern ruhende steinerne. Neben der letztern ist in den Granitfelsen des Ufers eine Steinplatte eingefügt, die folgende originelle Inschrift trägt: „Diese Brücke wurde im Jahre 1233 der Hedschra von der Frau Scharifa Awuzbajef erbaut. Es hat sich ein Weib gefunden, besser als die Männer, das die Brücke bauen ließ, um den Verkehr zu erleichtern. Die Männer haben nicht daran gedacht, aber eine Frau hat es gethan. So hinterläßt sie ein Andenken wie vor ihr noch keine u. s. w.“ Auf dem rechten Ufer des Flusses sich haltend, passirte man in den nächsten Tagen mehrere Bergdörfer oder Kischlaks, die, von großen Obstgärten umgeben, durch die Bauart ihrer Häuser von den Wohnplätzen der Tadschiks der Ebenen sich auszeichnen. Nirgends sieht man hier mehr die Lehmhäuser der sartischen Städte; Holz und Stein bilden das Baumaterial der meist zweistöckigen Häuser; hölzerne, oft zierlich geschnitzte Läden verschließen die Fenster. Jetzt waren die meisten Dörfer verödet; nur der Aksakal, der Ortsvorstand, war mit seinen Dienern zurückgeblieben. Die übrigen Bewohner befanden sich mit ihren Herden in den Bergen; und überall auf den Abhängen, deren grüne, weithin leuchtende Weideplätze von Schafen, Ziegen und Rindern belebt waren, zeigten sich auch die filzumkleideten Kibitken der Galtschas. Der Weg führte nun durch die großartigste Alpenlandschaft: schneebedeckte Gipfel, fruchtbare Thäler, kahle schroffe Felswände und bewaldete Abhänge boten sich dem Auge dar; und in der Tiefe neben der steilen Wand, in welche der Pfad eingehauen ist, schäumt und braust der Serasschan über ungeheure Felsblöcke. An einigen Stellen ist der Pfad kaum zwei Fuß breit, an anderen durch Flechtwerk aus Zweigen und aufgeschüttete Erde künstlich verbreitert. Bewundernswerth ist die Sicherheit, mit welcher die Pferde die schmalen Zickzackwege der steilsten Felsen hinauf- und hinabklimmen; ein Fehltritt würde hier verhängnißvoll sein: gilt doch auch unter den Eingeborenen die Annahme, daß nur ein Mensch mit reinem Gewissen das Betreten dieser Bergpfade wagen dürfe. Das Gefährlichste aber sind die schwankenden Brücken, die in schwindelnder Höhe über die Abgründe führen, ohne Geländer, oft 10 m lang und kaum 1 m breit; die einzelnen Balken so weit von einander liegend, daß der Fuß des Pferdes leicht hindurchgleiten kann.

Die Zukunft der Indianer.

V. (Erste Hälfte.)

Die Indianer in natürlicher Entwickelung.

Werfen wir einen Rückblick auf den bisherigen Gang unserer Untersuchungen. Drei Erscheinungen sind es, welche wir gleichsam als die drei hauptsächlichsten Marksteine unseres Weges aufzufassen haben: erstlich die Thatsache, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas der gesammte ungeheure Kontinent, und also auch seine Nordhälfte, die uns eingehender beschäftigt, außerordentlich dünn bevölkert war; zweitens, daß sofort nach den ersten eingehenderen Berührungen mit den weißen Einwanderern die einheimische Bevölkerung eine zunächst immer stärker werdende andauernde Abnahme zeigt, und schließlich drittens, wir sehen heutzutage einen sehr verschiedenen Zustand der Bevölkerung: während wir meistens jetzt ein Anwachsen derselben finden, so ist auch dies Anwachsen ein sehr verschiedenartiges, hier rascheres, dort langsameres: andererseits aber sehen wir auch, daß jenes Abnehmen, jenes Hinschwinden an manchen Orten, z. B. bei verschiedenen Völkern in Kalifornien, immer noch weiter geht, und wiederum daß andere Stämme, die bisher keine Zahlverminderung zeigten, plötzlich in ein starkes Schwanken gerathen, da sie ganz zur europäischen Civilisation übergehen wollten. Dies sind die Thatsachen; diese Thatsachen haben wir bisher besprochen und als solche festgestellt.

Wollen wir nun aber weitergehen, wollen wir uns ein wirkliches Urtheil bilden über die Frage, sterben die Indianer Nordamerikas, und mit anderen Worten, sterben überhaupt die Naturvölker bei der Berührung mit den Kulturvölkern, sterben sie vor der Civilisation der Weißen aus oder nicht: so müssen wir nun jene bisher festgestellten Thatsachen nach ihren Gründen untersuchen. Wir müssen fragen: warum war die einheimische Bevölkerung Nordamerikas eine so wenig zahlreiche, da doch die Weißen sich so rasch ausbreiteten, so gut sich entwickelten; warum trat jenes Hinschwinden ein; warum schwinden heutzutage diese Stämme hin und jene nicht; worauf beruht im Gegensatz zu jenem Hinschwinden das Anwachsen, was nicht wenige der Indianervölker zeigen.

Es ist dies ein sehr wichtiger Punkt nicht bloß der Anthropologie und der Ethnographie, sondern überhaupt auch der geschichtlichen Betrachtung der Völker; denn was von den Naturvölkern gilt, das gilt in seiner Art auch von den Kulturvölkern, welche ja wie diese den großen Naturgesetzen unterthan sind, wenn sie freilich nach der großen Aufgabe der Kultur und Civilisation nicht mehr so unbedingt von jenen Gesetzen abhängen. Daher lassen sich an ihnen diese Gesetze weit schwerer erkennen: um sie auch bei ihnen ausfindig zu machen, ist gerade die Betrachtung der Naturvölker so außerordentlich wesentlich und lehrreich. Auch Kulturvölker sind ausgestorben oder doch dem Aussterben sehr nahe gebracht; auch sie haben ganz ähnliche Wandelungen gehabt wie die Naturvölker, von Anwachsen und Abnehmen, von Verkommen und Gedeihen; die Gründe aber sind bei ihnen, da hier alle Verhältnisse weit komplicirter sind, außerordentlich schwer und ohne die Analogie der so viel durchsuchten Zustände der Naturvölker vielleicht nie ganz klar in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Wegen dieser Bedeutung nun, welche die uns vorliegende Frage nicht bloß für den Ethnologen, Anthropologen, Kulturhistoriker, sondern auch für den Statistiker und Geschichtsforscher hat, ist genaues Ueberlegen der Fragestellung von äußerster Bedeutung. Und blickten wir eben empor, nach höheren, schon weiter entwickelten Zuständen, auch nach unten, nach tiefer Stehendem können wir blicken und finden dasselbe, denn schließlich werden wir anerkennen müssen, daß sich für das Gedeihen und Vergehen von Pflanzengeschlechtern, von Thiergattungen wesentlich dieselben Gesetze in Thätigkeit zeigen, welche auch das Anwachsen oder Hinschwinden von Völkern bestimmen; nur daß durch die außerordentliche Entwickelung des Geisteslebens der Menschheit noch eine Menge Bestimmungen hemmend und fördernd eintreten, welche für Thiere und Pflanzen nicht vorhanden oder erst in mehr oder weniger merklicher gleichsam embryonischer Entwickelung vorhanden sind. Ja manches, was auch für Thiere z. B. in Geltung ist, zeigt sich unseren Blicken erst dadurch, daß wir dieselbe Thatsache vergrößert beim Menschen wirksam finden und wir erst von hier aus ihre ersten Anfänge überhaupt auffinden und sehen zu können angeleitet werden. So ist also unsere Betrachtung für das ganze Reich organischer Entwickelung, so weit dieselbe noch unter der unmittelbaren Herrschaft der Naturgesetze, der Wechselwirkung tellurischer Kräfte steht (und ganz entzieht es sich derselben nie) von großer Bedeutung.

Jene oben aufgeworfenen Fragen lassen sich auf zwei Grundfragen zurückführen: Zunächst, wie steht der Mensch der Natur gegenüber, wie entwickelt er sich an und in der Natur; wie hoch reicht diese Entwickelung in Abhängigkeit von der Natur; und zweitens, wie verhält sich der Mensch zur Civilisation? können nicht alle Racen dieselbe ertragen? sind einzelne Menschenstämme nicht für dieselbe geschaffen, bestimmt, fähig oder wie man sich ausdrücken mag? Nun ist Civilisation weiter nichts als die allmälige selbstbewußte und selbsterrungene Freiheit von der unmittelbaren Abhängigkeit von der Natur, wobei es sich ja von selbst versteht, daß der Mensch als ein Naturwesen nie sich von der Natur frei machen kann, andererseits aber auch, daß auch die höchsten geistigen Fähigkeiten, welche die Civilisation entwickelt, in der eben gegebenen Erklärung mit einbegriffen sind. Aber während der Mensch zuerst, wie alle übrigen Organismen, in völlig strenger tellurischer Abhängigkeit steht, so ist das eine seiner merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten, daß er durch die Art seiner somatisch-psychischen Entwickelung, die Kraft, welche er ursprünglich von außen in sich aufnimmt, von Generation zu Generation in Folge des Gesetzes der Vererbung in sich summirend aufhäuft und endlich durch dieselbe Kraft, weche spätere Generationen nun wieder nach außen wirken lassen, sich seine Freiheit schafft, sich zum bestimmenden Herrn der Natur emporhebt. Durch diese Erwägung zeigt sich auch die Kulturarbeit, die geistige Arbeit auf Erden, die so eigenartig erscheint, in ihrem wahren Wesen: sie ist umgesetzte tellurische Kraft. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Mensch, das Geschöpf und Produkt der Erde, einen so gewaltigen Einfluß auf die Erde ausübt, daß er an vielen Punkten herrschend und bestimmend in das tellurische

Leben eingreift. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich auf, wenn wir bedenken, daß diese umgestaltende Arbeit nur summirte tellurische Kraft ist.

Ursprünglich ist der Proceß der Umsetzung freier Naturkraft in latente Kraft des Menschen bei allen Racen und Stämmen, bei der gesammten Menschheit gleich: später aber spaltet sich diese Gleichheit, indem die einen in günstigerer Lage und werthvolleren Verhältnissen mehr Kraft aufzuhäufen im Stande sind als die anderen Stämme, deren Lage eine minder günstige ist. Bei diesen wird zur Bewältigung dieser ungünstigen Lage, zur Fristung des Lebens mehr Kraft verbraucht als bei den anderen, und oft sogar so viel, daß die Fristung des Lebens selbst nur in beschränkter Weise möglich ist: daß dieselbe nur möglich ist auf Unkosten der höheren geistigen Kräfte, der in früherer Zeit schon erlangten Entwickelung und also auf Unkosten der ganzen Gemeinschaft. In letzterer Lage sind die Naturvölker und so denn auch diejenigen derselben, welche uns näher beschäftigen, die Indianer Nordamerikas. Es kann uns daher nicht wundern, daß wir ihre Zahl als eine verhältnißmäßig sehr geringe finden: ihre vollständige Abhängigkeit von der Natur ließ dieselbe nicht zahlreicher werden. Die Kopfzahl der Naturvölker ist der genaue Ausdruck dessen, was sie der Natur gegenüber leisten, der genaue Ausdruck der Höhe ihrer Civilisation. Die Indianer in unserm Falle waren nicht im Stande, den Urwald, die Prairien zu beherrschen: sie siedelten sich deshalb in den Flußthälern an, und schon dies Gebundensein an bestimmte Gegenden hinderte ihre Ausdehnung. Sie haben keine bei ihnen einheimische Pflanze zur Kulturpflanze erhoben, denn der Mais kam von Süden und wurde ihnen nie Mittelpunkt des Bedürfnisses, Thiere, welche zähmbar waren, bot ihnen die Natur überhaupt nicht: sie waren zunächst auf die Jagd angewiesen, auf mehr zufällige Nahrung, und blieben es. Auch dieser Umstand beschränkte ihre Zahl sehr. Denn diese mangelhafte Nahrung, die übermäßige Arbeitslast, dieselbe zu beschaffen, raffte nicht nur einzelne schwächliche Individuen hin: der ganze Zustand der Bevölkerung wird herabgedrückt und dadurch die Zahl der Geburten verringert. Malthus will auf all dies Elend die sexuelle Kälte und Trägheit zurückführen, welche man in einigen Gegenden Amerikas bei den männlichen Indianern beobachtet hat. Allerdings scheinen hierbei jedoch auch körperliche Eigenthümlichkeiten mitzuwirken, welche freilich ihrerseits vielleicht wieder durch die Gründe, welche Malthus angiebt, und Jahrhunderte lange Vererbung hervorgerufen sind. Da indeß diese Beobachtungen sich nur auf südamerikanische Stämme beziehen, da in Nordamerika nichts der Art, sehr häufig aber das Gegentheil stattfindet: so können wir die Sache übergehen, indem wir nur im Allgemeinen betonen, daß elende Lage eines Volkes die Zahl der Geburten herabdrückt. Das Proletariat unserer Städte, welches doch auch oft mit dem Hunger zu kämpfen hat und trotzdem so vorwiegend kinderreich ist, spricht nicht dagegen: denn es lebt nach vielen anderen Seiten hin in viel geschützteren, besseren, gesicherteren Verhältnissen als die Naturvölker, es bleibt ihm also doch nach vielen anderen Seiten hin weit mehr Behagen und Freiheit übrig, während alle die Güter, welche ihm die staatliche und städtische Einrichtung und die Arbeit anderer gewährleistet, die Naturvölker theils ganz entbehren, theils sich höchst mühevoll im Einzelnen erst schaffen müssen. Ein Leben, auf Jagd beruhend, macht eine feste Seßhaftigkeit des Wohnens schwer möglich: ein fester Hausbau entwickelt sich nicht, natürlich auch wieder zum großen Schaden der betreffenden Bevölkerung, dazu kommen enorme Strapazen des Lebens, der Jagd, der Nahrungsgewinnung selber, die wieder bei der verhältnißmäßigen Kärglichkeit sowie der ziemlich großen Einseitigkeit der Nahrung besonders drückend werden. Ein Jägervolk ferner braucht ein großes Gebiet für sich, um eben genügende Beute machen zu können. Dadurch muß einmal wieder die Bevölkerung sich zu Gunsten ihrer Jagdthiere beschränken (z. B. in der Anlegung von Kulturen); andererseits aber gerathen natürlich durch Verletzungen der gegenseitigen so weiten Jagdgebiete die Stämme unter einander leicht in Krieg, und diese Kriege sind für alle Naturvölker besonders gefährlich, wir werden gleich sehen warum. Hier mag nur noch auf einen Umstand hingewiesen werden, der für Amerika von besonderer Wichtigkeit ist: daß nämlich der unkultivirte Mensch (freilich oft genug auch noch der kultivirte, und an unseren Kindern können wir denselben Charakterzug oft beobachten) massenhafter Beute gegenüber leicht in eine Art Mordwuth verfällt, die ihn ohne Schonung, was ihm vorkommt, niedermachen läßt, oft weit mehr als er auf einmal brauchen kann, ohne Gedanken an Schonung der Thiere, die seine hauptsächliche Nahrung bilden, ohne Rücksicht also auf seine Zukunft. Natürlich geräth er durch diese Unklugheit später in große Verlegenheit. Ueberhaupt fehlt Sorge für die Zukunft dem Naturmenschen meist ganz, und auch dem Indianer Nordamerikas, wie wir ihn kennen, ist sie ziemlich fremd. Freilich machen hier die arktischen Stämme einigermaßen eine Ausnahme. Denn diese, gezwungen durch ihre besonderen Verhältnisse, mußten für den Winter Vorsorge tragen, wenn sie denselben überhaupt überdauern wollten.

Hiermit haben wir schon eine ganze Reihe von wichtigsten Gesichtspunkten erwähnt, welche mit Naturnothwendigkeit die Individuenzahl der Naturvölker beschränken. Wir können dies alles unter einem Gesichtspunkt zusammenfassen, der von höchster Wichtigkeit für die Geschichte der Menschheit ist, so trivial er klingen mag: der Mensch steht fast überall feindlich der Natur gegenüber. Während das Thier entweder ganz streng an die Natur seiner Heimath angepaßt ist — man denke z. B. an die Kängurus des so unfruchtbaren Australiens — oder aber sich nicht halten kann und erliegt, wenn es in andere ungünstigere Gegenden oder seine Heimath in ungünstigere Entwickelungsphasen eintritt — die erloschenen Thiergeschlechter sind Beweises genug —, so vermag sich der Mensch vermöge seiner geistigen Fähigkeiten allerdings auch in ungünstigen Ländern, in welche ihn seine Wanderungen verschlagen, sogar in den allerungünstigsten, wie Australien, Nordsibirien, zu halten, aber eben auch nur zu halten, denn auf die Anpassung an die Unbilden seiner neuen Heimath, auf die Fristung des Lebens, die Herbeischaffung des unmittelbar Nothwendigen geht seine Kraft völlig hin und bleibt kein Ueberschuß zu höherer Entwickelung übrig. Völker in dieser Situation können sich also schon durch die ungünstigen Einflüsse der Natur nie zu einer wirklich hohen Bevölkerungsziffer erheben: denn die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Höhe der Individuenzahl steht beim Menschen wie bei allen übrigen Organismen in geradem Verhältniß zu der Gunst der Verhältnisse, in welchen sie leben.

Die geistigen Fähigkeiten des Menschen betonten wir eben als ein wesentliches Hülfsmittel für ihn, durch welches er allein in manchen Ländern das Leben sich ermöglicht. Aber gerade diese seine geistigen Fähigkeiten und was damit im unmittelbaren naturnothwendigen Zusammenhang steht, schaden ihm vielfach auch im höchsten Maße und setzen sich der Entwickelung der Volkszahl geradezu hemmend entgegen. Dies ist ein sehr merkwürdiger Umstand; und wie wir zunächst die Hemmnisse der äußern Natur betrachtet haben, so müssen wir jetzt diesen zweiten Punkt, die Hemmungen seines Lebens, welche aus seinem eigenen Geist hervorgehen, eingehender behandeln. Auch diese Betrachtung haben wir nach zwei Seiten zu führen, einmal rein naturwissenschaftlich,

rein die Natur dessen, was wir geistiges Leben nennen, beobachtend, dann aber kulturgeschichtlich, ethnologisch-historisch, die Funktionen, die Entwickelungsgeschichte des Geistes, die ja auch nach bestimmten Gesetzen erfolgt, betrachtend. Beginnen wir mit dem letztern.

In vielen Punkten scheint der Mensch sittlich tiefer zu stehen als die Thiere, auf welche man ja in gewisser Weise das Wort sittlich auch anwenden kann. Oder das, was der Mensch Sittlichkeit nennt, scheint bei ihm oft minder entwickelt als bei den Thieren. So im Verhältniß des Mannes zum Weibe, bei welchem im Menschengeschlecht fast nur das Uebergewicht der rohen Stärke zu herrschen scheint; und ebenso im Verhältniß zu den Kindern, denn Kindermord, absichtlicher, sehr zahlreicher, oft auch sehr grausamer Kindermord ist ja bei allen Naturvölkern häufig genug. Dazu die oft ganz zügellosen Ausschweifungen der Naturvölker und ferner ihre wilde, verheerende, grausame Kriegsführung, die rücksichtslose Verschwendung, welche mit Menschenleben getrieben wird, die Menschenopfer und das noch Furchtbarere, der Kannibalismus — lauter Charakterzüge, so wüst, so entsetzlich, daß man mit Abscheu den Blick von dem Bilde, was die Naturvölker uns bieten, wegwenden mag, daß man (wie ja nicht selten ausgesprochen ist) die Thiere vielfach höher zu stellen, wenigstens angenehmer zu finden als den Naturmenschen geneigt ist. Auch der gänzliche Mangel an Reinlichkeit stellt den natürlichen Menschen scheinbar unter das Thier.

Daß alle diese Dinge von äußerst bedeutendem Einfluß auf das Gedeihen der Völker sind, von höchster Wichtigkeit also für unsere Frage nach den Gründen der von Natur aus so geringen Kopfzahl aller Naturvölker, auch derer, welche völlig unberührt sind von den Weißen, das liegt deutlich auf der Hand. Aber wir haben damit noch lange nicht alle jene psychischen Hemmnisse aufgezählt. Eine große Beschränkung der Lebensbedürfnisse, mithin auch der Volkszahl, folgt aus ganz seltsamen, uns völlig absurd erscheinenden Einrichtungen der Naturvölker: zunächst aus der wunderlichen Vorberechtigung der vornehmen Geschlechter, denen das Leben allein gehört, während dem Volk nur, was sie ihnen übrig lassen, bleibt. Und wollten wir dies vielleicht in bestimmten historischen Erinnerungen auch unserer Entwickelung und in Betrachtung unserer eigenen socialen Verhältnisse wenigstens begreiflich finden: um so auffallender bleibt die gänzliche widerstandslose, beinahe freudige, wenigstens durchaus nicht neidisch gehässige Art, wie sich das Volk alles, selbst das Leben, von jenen Bevorrechtigten rauben läßt. Und dazu die verrücktesten Selbstbeschränkungen, daß der Einzelne, daß ganze Stämme sich bestimmter Nahrungsmittel, selbst in äußerster Gefahr des Hungers, enthalten, und ferner die ganz sinnlose, oft geradezu, wie es scheint absichtlich, vernichtende Behandlung der Kranken wie auch der Gesunden. Jede Spur von Schonung oder nun gar von Prophylaxe fehlt; die schlechten völlig ungesunden Wohnungen, der Mangel an Reinlichkeit und dergleichen wirken gleichfalls im höchsten Maße schädlich. Es sind dies etwa die Punkte alle, die in dem zweiten Theil unserer Betrachtung, welcher den Sitten und Gebräuchen der Naturvölker gelten sollte, zu berücksichtigen sind.

Man wird sich nun fragen: woher kommen alle diese seltsamen und so höchst schädlichen Eigenheiten? Wollen wir diese Frage beantworten, so ist zunächst zu betonen, daß auch in allen diesen schauderhaften Verirrungen, in welche die Menschheit ohne Kultur und Civilisation geräth, ja durch dieselben sie ihre hohe Entwickelung über das Thier, ihre völlige Superiorität bewährt. Denn zu alle diesen Raffinerien der Wollust, der Grausamkeit ist das Thier gar nicht fähig, weil es das bewußte Bild früherer Zustände seines Lebens psychisch nicht selbständig zu reproduciren vermag. Der Mensch aber reproducirt viel leichter, er hält die psychischen Eindrücke, die Vorstellungen viel fester — so kann er daran denken, sich Zustände des Genusses, deren Annehmlichkeit ihm noch vorschwebt, durch eigene Aktion zu wiederholen, welche dem ungestörten Gang der somatischen Natur nach so rasch nicht wiederkehren würden; er kann daran denken, seinen Feind zu vernichten, so daß er an der Dauer dieser Vernichtung Freude erlebt, nicht bloß ihn zu vernichten aus Nothwehr oder dem Bedürfniß folgend, der Leidenschaft.

Aber man würde sehr ungerecht urtheilen, wenn man in allen diesen Handlungsweisen, die uns so sehr abschrecken, nur Selbstsucht, sei es des Genusses, der Rache oder der Herrschsucht und Gewaltthätigkeit als Motiv sehen wollte. Keineswegs: alles dies beruht vielmehr, so paradox dies auch klingen mag, auf der stärksten, selbstlosesten Selbstentäußerung. Wir haben es hier mit bestimmten psychologischen Präoccupatien, mit äußerst mächtigen Vorstellungen zu thun, welche den gesammten Naturmenschen völlig beherrschen, welche daher sein gesammtes Leben regeln und deren so große Wirkungskraft natürlich der Kraft ihres Auftretens entspricht. Es sind die Vorstellungen und Handlungen, welche resultiren aus dem religiösen Leben der Naturvölker.

Dies ist nun eine der merkwürdigsten ethnologischen Thatsachen, daß alle die erwähnten Züge ganz und gar in religiösen Vorstellungen wurzeln und einzig und allein von diesen religiösen Auffassungen aus völlig zu erklären sind. Der Grundgedanke, auf welchen es hier ankommt, ist zunächst der, daß die Naturvölker alles Leben göttlich beseelt sich denken, was sich dann so ausdrückt, daß es überall und in und für alle Dinge und Gegenstände Götter giebt, und zweitens, daß diese Göttlichkeit bestimmte Grade der Heiligkeit besitzt und daß alles, was den Göttern näher steht, heiliger ist als das Fernerstehende. Am klarsten ausgeprägt, am deutlichsten auch sprachlich wiedergespiegelt sind diese Verhältnisse in Polynesien; weshalb wir die polynesischen Worte tabu für heilig, den Göttern nahe stehend, noa für unheilig, den Göttern fern stehend, anwenden wollen.

Hierher gehört nun zunächst die Stellung der Weiber, daß sie alle Arbeit zu thun haben, die Nahrung herbeischaffen, alles tragen und sich dabei der besten Nahrung zu Gunsten der Männer, mit denen sie nicht gemeinschaftlich essen dürfen, enthalten müssen. Allerdings ist bei manchen Stämmen, z. B. den Kaliforniern, die Feldarbeit zugleich die Sache der Männer, häufig aber liegt auch diese auf den Weibern, und überall, auch im Westen, gelten die Weiber einfach als Sklavinnen. Daß alle diese Mißhandlungen derselben — von den brutalen Ausbrüchen roher Gewalt, die auch gar nicht selten sind, reden wir nicht — ursprünglich auf dem höhern Tabu der Männer beruhen, geht z. B. daraus hervor, daß die Weiber auch da, wo sie besser und freundlicher behandelt werden, z. B. in Kalifornien, auch die vornehmsten, geheiligte Plätze nie betreten dürfen, daß sie keine persönlich individuellen Schutzgeister und daher auch keine „Medicin" haben können, daß sie ferner zum Tattuiren ganz anders stehen als die Männer, indem vielfach nur sie die Tattuzeichen tragen u. s. w. Es versteht sich von selber, daß diese religiöse Bedeutung der Zurücksetzung der Weiber kaum noch gefühlt wird; daß ihre geringere Stellung heutzutage nur eine durch die Rohheit der stärkeren Männer gegebene zu sein scheint; daß die eigentliche Grundlage derselben nur der eingehendern Forschung sich enthüllt. Die ursprüngliche Conception des Verhältnisses von Mann und Frau entzieht sich bis jetzt wenigstens der psychologischen Analyse. Diese schlechtere Stellung der Weiber nun ist natürlich für die Fruchtbarkeit

und die Volkszahl der Nation von höchster Bedeutung, um so mehr, als sie andererseits vielfach mit einem sehr ausschweifenden Lebenswandel vereinigt ist. Es kann uns also nicht wundern, wenn wir bei manchem Indianervolk Nordamerikas keine große Fruchtbarkeit der Weiber finden. Daß dieselbe nicht ein natürlicher Racencharakter ist, geht daraus hervor, daß bei vielen anderen Stämmen die Kinderzahl eine durchaus normale, ja große ist und daß wir die Gründe nur allzuwohl aufzählen können, welche die Fruchtbarkeit hindern. Außer dem Genannten gehört auch noch die äußerst schlechte Pflege der Wöchnerinnen, die manchmal geradezu unsinnige Behandlung derselben und der neugeborenen Kinder hierher, was wir nur kurz erwähnen, ohne hier in die sehr zahlreichen Details einzugehen.

Oft ist diese Unfruchtbarkeit auch nur eine scheinbare, indem die Kinder gleich bei der Geburt, häufig auch noch vor derselben, getödtet werden. Auch dieser Kindermord hat ursprünglich eine religiöse Bedeutung. Das Kind, welches aus der fremden Welt der Götter in unsere Welt eintritt — eine Anschauung, welche über die ganze Welt verbreitet ist; auf Samoa nennt man die Neugeborenen merda dei —, steht natürlich den Göttern näher, ist heilig, daher alles, was auf die Geburt sich bezieht, streng tabu und den gewöhnlichen Blicken, selbst denen des Vaters, entzogen ist; daher ferner die Kinder, um ins Leben eintreten zu können, einer bestimmten Willenserklärung Seitens des Vaters bedürfen, daher sie enttabuirt werden müssen. Wasser enttabuirt; daher bei so vielen Völkern der Gebrauch, die Neugeborenen bei der Aufnahme in das Volk, bei welcher sie ihren menschlichen Namen erhalten, mit Wasser zu besprengen. Allein man konnte auch diesem Eindringling aus der Götterwelt den Eintritt in die gewöhnliche sterbliche Welt versagen, ohne irgendwie die Heiligkeit der Götter zu verletzen; und das geschah, indem man das Kind nicht zum Leben gedeihen ließ, sei es vor oder nach der Geburt. Dazu kam, daß Kindergeister von ganz besonderer Macht und Beliebtheit bei den Göttern waren; tödtete man also regelrecht, ohne die Seele desselben zu beleidigen, ein Kind, so gewann das Geschlecht, dem es angehörte, einen mächtigen Fürsprecher bei den Göttern. So war denn auch der Kindermord in erschreckender Weise unter der Urbevölkerung Nordamerikas verbreitet, in Kalifornien sowohl wie im Osten, im Norden so gut wie im Süden. Mißgestaltene Kinder tödtete man stets; Zwillinge entweder beide oder doch einen u. s. w. Namentlich aber Mädchen wurden getödtet und zwar ursprünglich deshalb, weil sie minder heilig waren als Knaben, weil man also mit ihnen noch weniger Umstände zu machen brauchte als mit diesen. Dadurch entstand aber ein Mißverhältniß der Geschlechter, ferner dadurch wieder verfrühte Heirathen, und so trug der Kindermord auch außer der direkten Verminderung der Kopfzahl durch seine anderweitigen Folgen im höchsten Maße dazu bei, die Völker zu decimiren. Daß auch beim Kindermord später das religiöse Motiv völlig in den Hintergrund trat oder doch nur kaum noch gefühlt wurde, daß man die Kinder (und nun erst recht zahlreich) später rein aus Bequemlichkeit tödtete, liegt auf der Hand. Jedenfalls ist der Kindermord einer der Hauptgründe für die geringe Zahl der nordamerikanischen Indianer.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

II. Die freie Einwanderung. (Schluß.)

Noch sind nicht hundert Jahre verflossen, seitdem der erste Europäer festen Fuß auf australischem Boden faßte, und schon hat man gefragt: Giebt es ein australisches Volk? Ist aus der Mischung verschiedener Nationalitäten, welche auf der neuen Erde allmälig in einander verschmelzen, eine neue Race hervorgegangen, welche, die Eigenschaften aller in sich aufnehmend, sich doch von allen unterscheidet? Wohl geht dieser Proceß unaufhörlich vor sich, aber das Resultat ist noch im Werden.

Die Einwanderer, welche von England, Schottland und Irland kamen, brachten die charakteristischen Merkmale mit sich, welche die drei Völker unterscheiden. Denn wenn auch schon seit längerer Zeit auch in den Vereinigten Königreichen die Grenzscheiden fallen, durch welche der Sachse vom Kelten getrennt war, noch lassen sich dort deutlich die Unterschiede wahrnehmen, welche die physische und geistige Natur der beiden Racen charakterisiren. Diese Unterschiede sind die Resultate, welche Abstammung, geistige Anlagen, Klima, Boden, Beschäftigung, gesellschaftliche Einrichtungen und Gesetze, Religion und gegenseitige Abschließung geschaffen und bewahrt haben.

Die trennenden Schranken des Mutterlandes bestehen im neuen Lande nicht, und wie in der Vorzeit das englische Volk entstand aus einer Verschmelzung verschiedenartiger Stämme, welche nach einander das Land aufsuchten, wie sich aus dem Nationengemisch der Vereinigten Staaten ein eigenthümlicher Nationaltypus herausgebildet hat, so wird sich auch aus der Vereinigung von Nationalitäten auf australischem Boden ein Volk herausbilden, welches das Gepräge des Landes auf seiner Stirn trägt.

Ungern wird sich der Australier dem Glauben anschließen, der dem Lande eine mächtige inwohnende schöpferische Kraft zuschreibt, eine Kraft, welche die Einwanderer, welche sich auf seinem Boden niederlassen, sie mögen kommen woher sie wollen, nach nicht zu langer Zeit in dieselben Gestalten umwandelt, unter denen ihm seine Urbewohner begegnet. Wenn diese Vermuthung wahr wäre — denn eine Vermuthung ist sie ja wohl nur und die allmälige Umwandlung des Yankee in eine Rothhaut bleibt trotz geistreicher Beweisführung wohl immer noch problematisch — wenn sie aber wahr wäre, dann stände dem Australier freilich eine dunkle Zukunft bevor. Langsam aber sicher wie das unerbittliche Geschick würde sich der weißhäutige glatthaarige Angelsachse in einen schmutzigschwarzen krausköpfigen Australneger verwandeln. Welche Zukunft!

Aber wenn auch, wie wir hoffen, diese Metamorphose niemals eintreten mag, daß schon jetzt der Einfluß bemerkbar ist, welchen ein anderer Himmel, veränderte Lebensweise und eine Verbindung zwischen Individuen verschiedener Nationalitäten hervorrufen muß, das darf man mit voller Sicherheit behaupten. Ich habe bisher nur der drei hervorragendsten Bestandtheile erwähnt, aus welchen sich die Einwohnerschaft

Australiens zusammensetzt, aber wir dürfen auch die anderen Elemente nicht vergessen, welche, wenn auch in geringeren Procentsätzen, zur Bevölkerungsziffer beitragen. Australien ist heute eine Musterkarte vieler Nationen. Wenn auch die starke chinesische Einwanderung sowie die Heranziehung polynesischer Arbeiter ohne Einfluß auf die Gestaltung der Bevölkerung bleiben muß, da beide wie Zugvögel kommen und gehen, ihre Frauen nicht mit sich führen und nur selten eheliche Verbindungen schließen, so bleibt doch noch ein verhältnißmäßig starkes Kontingent von Deutschen, Franzosen, Italienern etc. und Amerikanern. Und auch diese wählen nicht immer unter ihren eigenen Stammesgenossen. Das zu Anfang bestehende Aneinanderschließen der Nationalitäten und das Abschließen gegen außen verschwindet, je länger man im neuen Vaterlande weilt. Die alten Vorurtheile werden abgestreift; der Einwanderer beginnt sich zu erinnern, daß es hier keine Engländer, Schotten, Iren, Deutsche, Amerikaner geben darf, daß alle Bürger Australiens sind. Besondere unterscheidende Gewohnheiten tragen sich durch gegenseitige Berührung ab und man tritt sich näher. Die Verbindungen zwischen Angehörigen derselben Nation nehmen in immer wachsenden Verhältnissen ab, die zwischen Angehörigen verschiedener Nationen nehmen zu, Jahr bei Jahr gewinnt diese gemischte Race an numerischer Stärke, und Jahr bei Jahr wird es schwerer fallen, die nationale Abstammung der australischen Bevölkerung festzustellen. Ein eigenes Volk wird sich bilden.

Heute besteht nahezu die Hälfte der australischen Bevölkerung aus Eingeborenen des Landes — Gumsuckers, wie die kolonielle Bezeichnung geht —, von etwa 2 000 000 sind etwa 950 000 in Australien geboren. Viele von diesen stehen noch im Kindesalter, sie werden heranwachsen und Verbindungen eingehen, aus denen eine neue Verstärkung für das australische Element hervorgeht, das immer mehr an Zahl zunehmen und die in Europa Geborenen in den Hintergrund drängen muß, trotz aller Zuflüsse, welche die Einwanderung herüberführt. Sie wird es um so mehr thun, als die Zahl der Geburten die der bevorzugtesten Länder Europas noch um einige Procente übertrifft und die Zahl der Gestorbenen kaum bedeutend über die Hälfte derjenigen reicht, welche in Deutschland auf diese Weise der Bevölkerung verloren gehen.

Ist schon jetzt ein australischer Typus erkennbar? Die Zeit der ersten Ansiedelung liegt noch nicht fern genug hinter uns und der Zufluß europäischer Elemente ist noch immer ein so bedeutender, daß die möglicherweise herausgebildeten schwachen Charakterzüge sich leicht wieder verwischen. Aber es darf wohl ohne Widerspruch behauptet werden, daß die australischen Kinder sich von europäischen im Allgemeinen unterscheiden. Eine größere Feinheit der Gesichtszüge und Gliedmaßen, ein höherer Wuchs, eine frühere Reife in geistiger wie in körperlicher Hinsicht sind unverkennbar. Keine Schulen Europas vermöchten so liebliche Kindergesichter in so großen Zahlen aufzuweisen als die Australiens. Aber leider dauern diese frisch aufgebrochenen Blüthen nur kurze Zeit. Wie sie sich früher entfalten, so welken sie eher. Man denkt an das Klima; oder sollten nicht noch viel mehr dieselben Ursachen, welche in Nordamerika die Jugend frühe altern lassen, auch in Australien wirken? Und das Klima, das so viele Personen das hohe Alter des Psalmisten erreichen läßt, kann so lebenverkürzend doch nicht sein. Im Jahre 1876 starben in Viktoria 203 Personen, alle über 80 Jahre alt, von denen 31 das neunzigste, zwei das hundertste Jahr überschritten hatten und eine bis zum hundertundsechsten Lebensjahre gelangt war.

Der Grund ist anderswo zu suchen. Wer die australischen Kolonien durchreist, dem fällt sicherlich im Allgemeinen die blühende Gesundheit der Kinder auf, besonders zeichnen sich die jungen Mädchen aus. Es ist von einem Kenner Nordamerikas behauptet worden, daß dort der Anblick der Jugend nicht so erfreulich ist als in Deutschland und England, indem von den dortigen Kindern meist nur diejenigen einen wahrhaft erquickenden Anblick darböten, die von eingewanderten deutschen Müttern zur Welt gebracht und auferzogen wurden. Für Australien darf ein so absprechendes Urtheil nicht gelten, aber sicher ist es, daß es zum Theil wenigstens auch hier seine Berechtigung hat.

Ein großer Theil der Bevölkerung Australiens ist auf Kosten der koloniellen Regierungen herübergeführt worden. Die Goldfelder lockten viele Tausende aus allen Theilen der Welt. Alte und Schwache gehörten zu keiner dieser beiden Klassen. Bei der Wahl der Emigranten, welche die menschenbedürftigen Kolonien auf eigene Kosten zu ihren Küsten brachten, sah man vorzüglich auf physische Tüchtigkeit. Es gehören starke Knochen und Muskeln dazu, um ein junges Land der Kultur dienstbar zu machen. Diese Auswanderer sind daher die Elite der arbeitenden Bevölkerung Englands. Niemand kann sich der Ueberzeugung verschließen, wenn er die Werkstätten, Goldfelder und Schafschuren Australiens besucht. Gute Nahrung, Kleidung und Wohnung, unendlich viel besser als der Arbeiter sie in seiner alten Heimath genoß, verfehlen nicht ihren Einfluß auszuüben. Und der sein Brot mit seiner Hände Arbeit verdient, ist bald dem neuen Einwanderer überlegen; seine Nachkommen sind es ebenfalls ganz ohne Zweifel. Was für Ausdauer und Zähigkeit in der eingeborenen Generation liegt, haben Forrest und Giles gezeigt, welche den australischen Kontinent an seinen furchtbarsten Stellen mehr als einmal glücklich durchmaßen; ein Eingeborener von Neu-Süd-Wales schlug alle Gegner im Ruderwettkampfe in England und Amerika. Die kräftigen hohen Gestalten in den alten Distrikten von Neu-Süd-Wales, in welche kein frischer Zufluß von Einwanderern gedrungen ist, zeigen nichts von physischem Verfall. Wenn England ausgesuchte Mannschaften zur Kolonisation seiner Besitzungen hergab, so darf dies Resultat kein Wunder nehmen.

Durch die Philippinen.

Von Marinepfarrer **Wesenberg**.

(Siehe Bd. XXXV, S. 141.)

I.

Basilán.

Wir hatten mehrere Tage zwischen den Sulu-Inseln umhergekreuzt und gehofft, die Hauptinsel, von welcher die ganze Gruppe ihren Namen führt, mit der Hauptstadt des Sultans näher kennen zu lernen. Aber diese Hoffnung wurde uns von den Spaniern, welche die Insel mit einer Korvette und drei Kanonenbooten blockirt hielten, vereitelt,

und da für uns keine absolute Nothwendigkeit vorlag, mit Sulu in Verkehr zu treten, so mußten wir die Blockade respektiren. Die Spanier hatten aber in Anerkennung dieser unserer Liebenswürdigkeit die Generosität, uns für den nächsten Hafen auf den Philippinen Kohlen zu versprechen, deren wir sehr dringend in der Windstillenperiode bedurften.

So lagen wir denn nur eine Nacht vor Sulu zu Anker und dampften am andern Morgen nordostwärts bei vereinzelten schwarzen Klippen vorüber in der Richtung auf die Philippinen zu und zunächst nach „Basilán". Schon an demselben Vormittage tauchte diese hohe, dicht bewaldete Insel vor uns auf und nach einigen Stunden liefen wir längs der mit üppiger Vegetation bedeckten Küste derselben hin. Bald zeigte sich auch an einer kleinen, aber tief einschneidenden Bucht auf der Nordseite der Insel die Stadt „Puerto Isabella". Aber leider gewahrten wir beim Nähergehen, daß ein nicht tief unter der Oberfläche des Wassers liegendes Riff sich quer vor den Hafen zog und den Zugang versperrte. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als vorläufig zu ankern und dann mit einem Boote eine etwaige tiefere Rinne, welche dem Schiffe eine Passage verstattete, ausfindig zu machen. Dieser Mühe wurden wir aber überhoben. Denn alsbald kam von einem im Hafen liegenden Kanonenboote ein spanischer Offizier zu uns an Bord und theilte uns mit, daß wir in den Hafen nur durch einen schmalen Kanal von der andern Seite gelangen könnten, und gleichzeitig erbot er sich, in dem schwierigen Fahrwasser selbst den Lootsen machen zu wollen, was natürlich mit vielem Dank angenommen wurde. So dampften wir denn um ein niedriges, waldiges, weit auslaufendes Vorland herum, das sich aber nachher als eine Insel auswies, und liefen dann in einen natürlichen, vielfach gewundenen Kanal ein. Derselbe war so eng, daß es stellenweise schien, als könnte man mit einem guten Satze mitten in das Dickicht, welches rechts und links die Ufer einschloß, hineinspringen. Der spanische Offizier lootste uns aber ganz vortrefflich durch, und so gelangten wir gegen Abend dicht vor die Stadt und warfen in einer Ausbuchtung des Kanals, rings von Urwald umgeben, in der Nähe eines am Lande liegenden Kauffahrers Anker.

Sogleich versammelte sich am Ufer eine große Menge Menschen, welche neugierig zu uns herüberschauten, und lärmende Malayen umschwärmten auf kleinen Canoes unser Schiff. Nach Sonnenuntergang erhoben rechts und links im Walde die Cicaden ihr vieltausendfaches Schrillen und Klingen, das die ganze Nacht ohne Unterbrechung währte, und da wir in den Kammern der Hitze wegen die Ochsenaugen, d. h. die kleinen runden Seitenfensterchen, nicht schließen konnten, so war es kaum möglich, vor dem lauten Getöse zu schlafen. Zum Ueberflusse kamen auch noch die Moskitos und summten uns vor den Ohren, und diese tropischen Nachtgenüsse wurden wir während der ganzen Zeit unseres dortigen Aufenthalts nicht los.

Puerto Isabella, das ich mit seiner Umgebung am folgenden Tage und sonst noch öfter durchstreifte, ist ein höchst tristes Nest, und wenn man es eine Stadt nennt, so ist das eigentlich ein Euphemismus. Es zieht sich in zwei parallelen Straßen unmittelbar vom Wasser aus sanft die Höhe hinan. Am Landungsplatz, auf den die eine Straße mündet, läuft eine Art primitiven Quais hin, der, aus Bambuspallisaden bestehend, eine Schutzwehr gegen das zur Fluthzeit hochsteigende Wasser bildet. Gleich unten am Ufer liegen mehrere lange, aus Holz gebaute, weiß getünchte und mit Maisstroh gedeckte Häuser von jämmerlichem Aussehen, welche die Büreaus der Zoll- und Verwaltungsbehörden und anderntheils auch die Kasernements der kleinen Garnison enthalten. Aehnlich so, nur viel kleiner, sind auch die meisten übrigen Häuser der Spanier, und dazwischen wohnen Malayen in ihren theils auf Pfählen, theils auf platter Erde gebauten Bambuhütten.

Die Hauptstraße, welche noch von zwei oder drei Querstraßen geschnitten wird, läuft am Ende der Stadt in einen breiten Fußpfad aus, der zu dem auf einem Hügel gelegenen Fort und der Wohnung des Gouverneurs führt. Letztere, ein altes burgähnliches, von dicken Mauern umschlossenes Gebäude mit Ziegeldach, liegt unter dem Schatten hoher Bäume sehr hübsch in einem Garten, der in Blüthenreichthum und tropischer Fülle der Vegetation prangt.

Zur Linken daran vorbei senkt sich der Pfad in ein von einem Bach durchflossenes und von vielen klaren Quellen durchrieseltes Thal hinab und steigt jenseit desselben einen breiten Hügel hinan, der, mit Buschwerk und hartem Grase bewachsen, ein Weideplatz zahlreicher Kühe, Kälber und jener grauen Büffel, der Kerabaus, ist, die man auf allen indischen Inseln antrifft. Einer derselben lag in einem tiefen Schlammtümpel bis an den Rücken vergraben und blickte mich recht bösartig an, als ich dicht an ihm vorüberging. Aber es schien ihm doch in diesem Bade zu sehr zu gefallen, als daß er es hätte verlassen und mit mir eine kleine Hetzjagd hätte anstellen sollen, wozu er sonst nicht übel Lust zu haben schien. So ließ er mich denn ruhig passiren, und ich warf ihm einen dankbaren Blick zu, daß er sich und mir die Gemüthsruhe bewahrte und unnöthiges Echauffement ersparte; ich wenigstens war schon ohnehin genug von der abscheulichen Hitze echauffirt. Bald darauf begegneten mir ein paar Malayen, welche auf solchen Kerabaus ritten. Sie saßen ohne Sattel und Steigbügel auf dem bloßen Rücken der Thiere und lenkten sie vermittels einer Trense, die an einem Nasenringe, wie ihn die gezähmten Kerabaus immer tragen, befestigt war. Ich mußte sowohl Stiere als Reiter bewundern, erstere wegen ihrer flinken Bewegungen, die man ihnen nach ihrem plumpen Aussehen gar nicht zugetraut hätte, letztere wegen ihrer Reitkunst und Eleganz, mit der sie hügelauf und hügelab galoppirten, was bei einer so naturwüchsigen Equipirung gewiß viel sagen wollte.

Bei der heißen und schwülen Temperatur wurde es mir trotz des Schirmes, ohne den ich nie in den Tropen ging, doch recht schwer, die Höhe hinanzusteigen, Gesicht und Kopf brannten wie Feuer und ich war herzlich froh, als ich, oben angekommen, mich in den Schatten des Waldrandes hinstrecken konnte. Gern wäre ich nun auch in den Wald selbst eingedrungen, aber ich suchte vergeblich nach einem Pfade, der in das Dickicht führte, und so mußte ich denn meine Absicht für diesmal aufgeben, was mir sehr leid that. Sicherlich hätte ich nun am folgenden Tage versucht, auf einer andern Seite in den Wald zu gelangen, wenn mir nicht noch rechtzeitig eine Warnung vor solchem Unternehmen zugegangen wäre, aus welcher ich den Schluß ziehen mußte, wie gut es manchmal ist, wenn sich der Ausführung eines Lieblingsgedankens ein plötzliches Hinderniß in den Weg stellt, weil man gerade dadurch vor Unglück bewahrt wird. Am Abend nämlich besuchte uns einer der spanischen Offiziere, und da das Gespräch auf die Insel und deren Bewohner kam, widerrieth er uns sehr dringend, weitere Spaziergänge in die fernere Umgebung der Stadt, besonders aber in den Wald, da derselbe durchaus unsicher sei. Denn obwohl die Insel, so erzählte er, den Spaniern unterworfen ist, so beschränkt sich doch die eigentliche Herrschaft derselben im Wesentlichen nur auf den Küstenstrich bei Puerto Isabella und die dort wohnenden Malayen. Im Uebrigen aber hausen in den weiten unzugänglichen Wäldern, welche die Berge der Insel bedecken, unabhängige „Morro-Stämme". Die Bezeichnung „Morros" für die Eingeborenen wird von den

Spaniern nicht bloß auf Basilán, sondern auf allen Philippinen gebraucht und bedeutet dasselbe wie „Mauren“, obwohl die Malayen mit den Mauren und Arabern nicht viel Verwandtschaft haben, außer daß sie zum großen Theil Mohammedaner sind, woraus sich diese Bezeichnung auch erklärt. Aber auch dann, wenn die Eingeborenen Christen, d. h. in diesem Falle Katholiken, oder auch wenn sie noch Heiden sind, nennen die Spanier sie doch mit dem allgemeinen Namen „Morros“. Nun, solche unabhängigen und wilden Morros wohnen in den Wäldern von Basilán und lassen es für einen Weißen nicht räthlich erscheinen, sich in ihr Gebiet zu wagen. Und das ist sehr erklärlich, aber nicht etwa aus dem Grunde, weil die Morros aus angeborenem, feindseligem Charakter jeden fremden weißen Mann als ihren Gegner ansehen (denn dieser Ansicht kann ich, wie ich vielleicht später bei der Schilderung einiger Südsee-Inselgruppen ausführen werde, überhaupt in Bezug auf die wilden Völker nicht durchaus beitreten), sondern die Morros sind durch die Behandlung von Seiten der Spanier dahin gebracht, jeden Weißen als Feind anzusehen, und es ist ihnen auch nicht zuzumuthen, einen besondern Unterschied zwischen Spaniern und anderen Europäern zu machen. So waren, etwa ein Jahr vor unserer Anwesenheit, mehrere englische Offiziere, welche mit ihrem Schiffe in Puerto Isabella lagen, bei einem harmlosen Spaziergange im Walde hinterrücks plötzlich von Morros angegriffen und der eine von ihnen durch Pfeilschüsse schwer verwundet worden.

Diese Warnung ließ ich mir denn auch gesagt sein und beschränkte meine Streifereien auf die nähere Umgebung des Ortes, die ich nun noch beschreiben will. Während Puerto Isabella auf zwei Seiten von der Bucht umgeben ist, zieht sich auf der dritten Seite vom Kanal aus hinter den Häusern ein Sumpf hinauf, der zur Fluthzeit eine 2 bis 3 Fuß tiefe Lagune bildet. Wenn man dieselbe auf einem schmalen aufgeschütteten Damm und auf Baumstämmen überschritten hat, gelangt man in einen Palmenwald, welcher, an der Uferhöhe aufsteigend, weithin das ebene oder mäßig wellenförmige Terrain bedeckt. Hier und da in den Lichtungen liegen vereinzelte auf Pfählen erbauete Bambuhütten von Malayen oder Häuser und Villen von Spaniern. Die Felder, welche letztere umgeben, sind mit süßen Kartoffeln, Yamswurzeln, Zuckerrohr, Mais und allerlei Gemüsearten, als Kohl, Bohnen, Gurken, Kürbis, Melonen 2c., angebaut und mit Hecken von Kakao- und Kaffeebäumen, unter denen Ananasstauden wachsen und blaue Winden sich hinauf- und hinüberranken, eingeschlossen. So schön aber der Anblick der üppigen Felder und Gärten und der strotzenden Fruchtbäume ist, kann man sich doch dem Eindruck nicht verschließen, daß alles den Stempel der Vernachlässigung und Verwahrlosung trägt. Die Hecken sind zum Theil ruinirt und aus einander gerissen, die Gärten von Schweinen zerwühlt, die Häuser sehen auch liederlich und verkommen aus. Wie ganz anders würde es sein, wenn nicht Spanier, sondern Engländer dort wohnten! Auf dem ungemein fruchtbaren Boden könnten die ausgedehntesten Plantagen gedeihen, wenn die Spanier oder Malayen es für werth hielten, solche anzulegen und zu pflegen, aber man baut eben nur so viel, als zum Leben unmittelbar nöthig ist, und auch das nur mit dem allergeringsten Aufwand von Mühe; die Natur muß das Beste oder fast Alles thun, die Menschen sehen eigentlich nur zu, wie es wächst.

Während ich in diesem Theile der Insel in dem schattigen Palmenwalde umherstreifte, bemerkte ich in der Krone einer Palme einen malayischen Jungen, auf welchen unten zwei andere warteten. Auf meine in der Zeichensprache an sie gerichtete Frage, was der da oben mache, gaben sie mir zu verstehen, ich solle nur warten, ich werde schon sehen. Bald kam jener denn auch heruntergerutscht und hielt ein langes Gefäß aus Bambu in der Hand, das mit einer bräunlichen moussirenden Flüssigkeit, ähnlich wie Braunbier aussehend, gefüllt war. Er präsentirte mir dasselbe sogleich, und obwohl es nicht sehr sauber und appetitlich war, trank ich doch daraus, halb aus Neugier, halb aus Durst. Aber der Geschmack war ganz vortrefflich, etwa wie der des Berliner Weißbiers, nur etwas süßer. Ich schenkte dem freundlichen Spender ein Geldstück, worauf er mit seinen beiden Kameraden vergnügt den übrigen Inhalt des Gefäßes leerte. Dieses Getränk, der Palmwein, wird auf sehr einfache Art gewonnen. Man schneidet den Blüthenstiel der Palmenkrone an, ehe die Frucht angesetzt hat, läßt den Saft in ein darunter gebundenes Gefäß fließen und klebt darauf die Wunde, damit der Baum sich nicht verblute, zu, um sie bei Gelegenheit wieder zu öffnen, wenn man sich einen neuen Trunk holen will. Der Saft sieht an und für sich hell und klar aus, aber die Malayen auf Basilán thun in das Gefäß, ehe sie es mit Palmwein füllen, ein bräunliches Pulver hinein, welches der Flüssigkeit die Farbe und wahrscheinlich auch den säuerlichen Geschmack sowie die moussirende Eigenschaft giebt. Letztere kann man auch dadurch erzeugen, daß man den Saft einige Tage stehen und gähren läßt.

Außer den in diesem Palmenwalde und in Puerto Isabella selbst zerstreut liegenden Malayenhütten sieht man noch in der Nähe des Strandes der Bucht etwa $1/2$ Stunde von der Stadt entfernt ein ziemlich großes Pfahlbautendorf im Wasser liegen. Die Hütten sind, wie ich es bei Sandakan beschrieben, ganz aus Bambustangen und Flechtwerk von demselben Material hergestellt und mit Mais- und Pandanusblättern gedeckt, zum Theil auch an den Seiten bekleidet. Zur Fluthzeit erheben sie sich auf ihren Pfählen etwa 2 bis 3 Fuß über das Niveau des Wassers, zur Ebbezeit etwa 3 Fuß höher. Der größern Stabilität wegen sind sie eng an einander gebaut und nur ganz schmale Gänge laufen zwischen den Reihen hin. Da die Tiefe des Wassers in größerer Entfernung vom Strande keine Pfahlbauten erlauben würde, so ist das Dorf nur schmal, aber dafür desto länger und liegt parallel mit dem Ufer hingestreckt. Unter den übrigen Hütten mit den spitzen Dächern ragt die des Häuptlings sowohl an Umfang als an Höhe bedeutend hervor.

Die Malayen auf Basilán gleichen denen von Sandákan, Labúan oder, wo ich sie sonst vorher gesehen habe, in der Farbe der Haut, in der Gesichtsbildung, der Statur, im Haarwuchs, in der Bekleidung oder eigentlich Nichtbekleidung ganz vollkommen, und ihre ganze Lebensweise ist auch dieselbe. Sie nähren sich von Fischen, Muscheln, Seesternen und überhaupt allen Seethieren, welche eßbar sind; Hühner und Schweine, welche die am Lande wohnenden Malayen auch halten, werden nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten verspeist. Daneben leben sie von mancherlei Früchten, wie die tropische Natur sie in großer Fülle hervorbringt, und bauen auch einiges Gemüse und Yamswurzeln an, die sie mit jungen Palmblättern und Kokosnußkernen oder Kokosnußmilch zusammenkochen.

Als wir nach sechstägigem Aufenthalte von Puerto Isabella aufbrachen, war es niemandem von uns darum leid, denn wir hatten auf unserm Ankerplatze wegen des rings umschließenden Urwaldes zu viel von der Hitze zu leiden, und auch des Abends konnten wir uns nicht an der Kühlung erquicken, denn bald nach Sonnenuntergang begann es so stark zu thauen, daß man in kurzer Zeit, wenn man sich unter freiem Himmel befand, gänzlich durchnäßt war, wodurch man genöthigt wurde, um Fieber zu vermeiden, sich in die heißen stickigen Räume zurückzuziehen.

Aus allen Erdtheilen.

Vorgeschichtliche Literatur.

Prähistorische Studien aus Sicilien von Ferd. Freih. v. Andrian. Mit 8 Tafeln. Berlin, Wiegand, Hempel und Parey. 1878. (Supplement zum 10. Bande der Berliner Zeitschrift für Ethnologie.)

«. Es ist erfreulich zu sehen, wie die prähistorische Forschung sich über immer weitere Gebiete ausdehnt und fortwährend neue Bausteine zur Aufführung des großen Gesammtwerkes aus entlegenen Gegenden herbeigeschafft werden. Je mehr das Material sich häuft, je mehr dadurch Vergleiche ermöglicht werden, desto mehr müssen locale Gesichtspunkte fallen und desto helleres Licht ergießt sich über bisher dunkele und unerklärbar erscheinende Perioden. Wir haben schon gesehen, wie die specifisch skandinavische Auffassung der Bronzezeit vor allgemeineren Gesichtspunkten hinfällig wurde, womit allerdings die Berechtigung geographisch abgegrenzter Räume auf besondere Bearbeitung nicht angetastet wird.

Neues Material in großer Fülle strömt uns jetzt durch das vorliegende Buch des Freih. v. Andrian zu, der während eines Aufenthaltes im Winter 1876 bis 1877 die noch unberührten Höhlen an der Küste Siciliens bei Syracus auf ihren Inhalt prüfte und in einigen derselben Reste aus der Steinzeit nachwies. Daran schlossen sich Untersuchungen in der Umgegend Palermos und Ausbeutung der noch kaum verwertheten Höhlen von Villafenti sowie die Durcharbeitung aller einschlägigen italienischen Literatur und Durchforschung der Sammlungen der Universität und des Nationalmuseums zu Palermo.

Das so entstandene Werk, welches zuerst in der deutschen Literatur uns mit dem vorgeschichtlichen Sicilien bekannt macht, ordnet den vorhandenen Stoff in zwei große Gruppen. Die eine schließt sich in ihrem Vorkommen so eng an die pleistocänen Knochenbreccien an, daß sie als gleichalterig mit dieser Fauna betrachtet werden muß; die andere Gruppe ist unabhängig von den Knochenbreccien. Vorwiegend ist das aufgefundene Material aus der Neolithzeit, in welcher die Höhlen ausnahmsweise als Wohnungen, häufiger als Grabstätten dienten. Wir sahen auch innerhalb dieser Zeit verschiedene Kulturabschnitte, die zum Theil wenigstens einer vorgriechischen und vorphönicischen Bevölkerung angehören. Im allgemeinen machen die Werke der Neolithzeit Siciliens den Eindruck, daß sie eine primitivere Phase als die gleichalterigen des italienischen Festlandes repräsentiren. Von ganz besonderm Interesse ist das Vorkommen von Obsidiangeräthen, da dieses Mineral in den vulkanischen Produkten des Aetna und des südöstlichen Sicilien nicht vorkommt. Es stammt daher wahrscheinlich aus dem Handel, kam von den griechischen Inseln; in der paläolithischen Periode der Insel, in der ein Handel nicht vorauszusetzen ist, fehlt es. Interessant ist auch das Vorkommen der Nephritwerkzeuge, die in die Uebergangszeit zum Gebrauch der Metallwerkzeuge fallen, welche — einer Ansicht v. Schlaginweit's sich anschließend — v. Andrian als Handelsobjekte der Phönicier ansieht. Eine ethnologische Bestimmung der Völker Siciliens, von denen die prähistorischen Funde stammen, ist zur Zeit noch nicht zulässig. Interessant wäre ein Vergleich mit Spanien, da ja die Sikaner, die ältesten Bewohner der Insel, nach Thukydides aus Iberien eingewandert sein sollen. Ein solcher ist aber noch nicht angestellt worden.

— Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande von Dr. C. Mehlis, IV. Abtheilung. Mit Zeichnungen und Tafeln. Leipzig. Duncker und Humblot 1879.

Die Broschüre, aus verschiedenen in Journalen bereits veröffentlichten Aufsätzen zusammengestellt, enthält eine Reihe von Referaten, welche mit dem im Titel angegebenen Zwecke der Schrift in keinem Zusammenhange stehen. Dahin gehört die kurze Anzeige über die deutschen Schädel nach Virchow, eine Besprechung von W. Arnold's Werk über die Ansiedelungen und Wanderungen der deutschen Stämme und ein Auszug aus Mayr's statistischer Arbeit über die Augen-, Haar- und Hautfarbe der bayerischen Jugend. Da die Originalarbeiten sehr leicht zugängig sind und Mehlis bei deren Besprechung keine neuen Gesichtspunkte aufstellt, so ist ein Wiederabdruck solcher Gelegenheitsrecensionen, so gut sie an sich sein können, im vorliegenden Buche überflüssig. In den übrigen Abhandlungen ist der Verfasser originaler. In den Bildern aus der Vorgeschichte der Rheinlande nimmt Mehlis sich augenscheinlich Bacmeister zum Muster, diesen leider so früh verstorbenen feinen Gelehrten und liebenswürdigen Stilisten. Auf sein eigentliches Gebiet kommt der Verfasser aber erst, wo es sich um Ausgrabungen in der Pfalz und deren Deutung handelt, und hier sind die Aufsätze: Die Inhumation am Mittelrhein, wegen klarer zusammenfassender Darstellung, Die Reihengräber am Mittelrhein und namentlich die Ausgrabungen auf der Limburg — die mit Unterstützung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft stattfanden — sehr beachtenswerth. Herr Dr. Mehlis ist außerordentlich fleißig und rührig, und wir glauben, daß auf seiner speciellen Domäne, der Vorgeschichte der Mittelrheinlande, er uns noch mit mancher tüchtigen Leistung erfreuen wird.

Europa.

— Die Seitens der Russen im Jahre 1878 ausgeführten Höhenmessungen im Balkan haben nach einem vorläufigen im „Russischen Invaliden" veröffentlichten Berichte folgendes Resultat ergeben:

Als höchster Punkt des ganzen Gebirgszuges erwies sich der Berg Inmruktschal, 12 Werst (12,8 km) nordöstlich Karlowo, der bis 7795 engl. Fuß (2375,9 m) über dem Spiegel des Schwarzen Meeres aufsteigt. Zu beiden Seiten dieses Berges flachen sich die Höhen ab, sind aber zwischen Wratza und Schipka noch immer 7000 bis 5000 Fuß hoch. Zwischen Schipka und Kotel sinken sie auf 5000 bis 3000 Fuß und noch weiter östlich übersteigen sie nirgends 3000 Fuß.

Die höchsten bis jetzt berechneten Punkte sind: der Berg Ossenowlak 5389 F. (1642,5 m), Umurgasch 5554 F. (1692,8 m), Schandornik 5445 F. (1659,6 m), Berg Baba 5883 F. (1793,1 m), Sswischtschi Plaz bei Slatiza 6212 F. (1893,4 m), Berg Weshan bei Klissura 7220 F. (2200,7 m), Trajan's Paß 5422 F. (1652,6 m), Berg Ambariza 7123 F. (2171 m), der oben schon genannte Inmruktschal 7795 F. (2375,9 m), Kurudscha (Paß von Imetli) 5020 F. (1530 m), Berg St. Nikolai bei Schipka 4382 F. (1335,5 m), Paß von Chankioi 3117 F. (950 m), Berg Planeniza bei Kladnij-Djal 2850 F. (868,7 m), Taschlyk im Chadshi-Balkan 2619 F. (798,27 m), Kamtschik-Mahalla 2768 F. (843,68 m). Der höchste Punkt (Kowtschaß) des Hölsenzuges zwischen Burgas und Kirkkilissa, welcher die Südgrenze Rumeliens bildet, erreicht bloß die Höhe von 2500 Fuß.

— Serail und Hohe Pforte, Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Nach Originalaufzeichnungen und Dokumenten bearbeitet und herausgegeben von * * *. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1879.

Hinter diesen drei Sternen verbirgt sich ein Sachkenner

ersten Ranges, ein Mann, dem offenbar das ganze Leben und Treiben der türkischen Hauptstadt und ihrer mehr als anrüchigen Gesellschaft aus vieljähriger Erfahrung durch und durch vertraut ist und der in Folge intimer Beziehungen zu vielen der Hauptakteure tiefer als hundert andere hinter die Coulissen hat sehen können. Wenn nun, wie hier offenbar der Fall ist, der ehrliche Wille, die Wahrheit zu sagen, hinzutritt, so kann das Ergebniß kein anderes sein, als wie es jedem, der hören will, klar genug und in überaus anziehender, spannender Darstellung vorliegt: die schärfste Verurtheilung des über jede Vorstellung nichtswürdigen, schmutzigen, selbstsüchtigen, vaterlandsverrätherischen Intriguirens einer Horde von Schurken, welche sich die einflußreichsten Stellungen zu verschaffen und zu erhalten und jeden halbwegs anständigen Charakter zu beseitigen gewußt haben, so daß gegen sie die schlimmsten Korruptionen der vielgeschmähten russischen Büreaukratie als reine Unschuld erscheinen. Daß die unter einem gänzlich erschlafften und unfähigen Herrscherhause unabsehbare Fortdauer solcher Schandwirthschaft auch in einem gesundern und lebensfähigern Staate, als die Türkei überhaupt noch ist, zu baldiger vollständiger Auflösung führen müsse, wird endlich jedem, der auch nach den Ereignissen der letzten Jahre noch daran zweifeln konnte, unter dem Gewichte der hier mitgetheilten Thatsachen zur Gewißheit werden. Verfasser läßt dabei dem Charakter und guten Willen wenigstens von zwei Staatsmännern, Midhat und Suleiman, volle Gerechtigkeit widerfahren, wiewohl er ihre Schwächen keineswegs verschleiert: daß er aber auch von ihnen, denen bisher für ihre Aufopferung nur schnödeste Zurücksetzung zu Theil geworden ist, keine Rettung des faulenden Leichnams erwartet, läßt er deutlich genug durchblicken. Nicht ohne ironische Ueberlegenheit besserer Kenntniß der verrotteten Zustände beleuchtet er schließlich die Unausführbarkeit der mit solchem Pomp angekündigten, thatsächlich aber nur auf völliger Unkenntniß des Sachverhalts beruhenden englischen Reformprojekte, so weit sie die am schwersten leidenden, ja man kann sagen unheilbar zu Grunde gerichteten asiatischen Provinzen betreffen. Wir können das von Anfang bis zu Ende interessante, neben reicher Belehrung eine Fülle bisher unbekannter charakteristischer Züge enthaltende Buch des anonymen österreichischen Verfassers (diese Heimath verräth sich durch wenige, aber unverkennbare Sprachwendungen) unseren Lesern nur dringend empfehlen.

— Für den Libauer Hafen (Kurland) sind drei Millionen Rubel ausgeworfen worden und die Arbeiten zur Erweiterung und Vertiefung des Hafens haben auch schon begonnen. Libau gewinnt den Anschein, als ob es im Fluge zu einem Seeplatz ersten Ranges aufsteigen wolle. Es weht dort ein Unternehmungs- und Gründungswind stärkster Art und, wie es scheint, mit gutem Grund angesichts der kolossalen Aufgaben, welche dem Stande des Getreidemarktes und der Saaten nach den sämmtlichen Ausfuhrhäfen an der Ostsee bevorstehen. (A. Z.)

— Die jährliche Ausfuhr von Glasperlen aus Venedig hat nach einer Angabe des dortigen Fabrikanten Greil einen Werth von 7 830 000 Francs, welche sich folgendermaßen vertheilen: nach Bombay, Calcutta und Singapore 1 860 000 Fr., England 1 330 000, Zanzibar und Ostküste von Afrika 650 000, Vereinigte Staaten und Canada 570 000, Deutschland, Dänemark und Schweden 560 000, Westküste von Afrika 520 000, Frankreich, Belgien, Holland und Schweiz 467 000, Ostküste von Südamerika 120 000, Westküste von Südamerika 310 000, Türkei und Schwarzes Meer 325 000, Aegypten, Tripolis und Marokko 375 000, Rußland 280 000, Italien 78 000, Spanien und Portugal 75 000, Batavia, Sumatra und Australien 70 000, Japan 240 000.

Afrika.

— Rohlfs meldet unter dem 8. April 1879 seine Ankunft in der Oase Dschalo, welche er auf einem bisher unbetretenen Wege erreichte. Er hat dort viel von dem Fanatismus der Eingeborenen und dem Mißtrauen der bengazinischen Regierung zu leiden gehabt, Umstände, die es ihm zur Zeit unmöglich gemacht haben, einen Führer durch die Wüste nach Wadai zu erlangen. Sein Begleiter Dr. Stecker hat sich inzwischen nach Bengazi zurückbegeben, um die dortige Regierung für das Rohlfs'sche Unternehmen günstiger zu stimmen. Sollte ihm dies nicht gelingen, so wird Rohlfs warten müssen, bis ein großer Karavanenzug nach Wadai abgeht, dem er sich anschließen wird. Aus Wadai selbst lauten die Nachrichten günstig, der neue König soll den Europäern freundlich gesinnt sein. Die Geschenke des deutschen Kaisers an den Sultan von Wadai sind immer noch nicht in Rohlfs' Händen.

Von den anderen Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft lagen zu Anfang Juni dieses Jahres folgende Nachrichten vor: Ingenieur Schütt dringt nach den letzten Nachrichten in das Innere vor; er glaubt die Schwierigkeiten, die ihm ein Vordringen gegen Norden und Osten bisher erschwerten, nunmehr überwunden zu haben und gedenkt sich zunächst dem Gebiet der Adschlengo zuzuwenden. Dr. Buchner war bisher durch die Regenzeit in Cassange festgehalten. Es war ihm während dieser Zeit unmöglich, dort Träger zu erhalten. Seinen neuesten Briefen zufolge wird er wahrscheinlich Anfangs Mai von dort aus aufgebrochen sein, um in das Innere vorzudringen.

— Stanley untersucht jetzt eine Anzahl Flüsse, welche an der Ostküste Afrikas in der Nähe Zanzibars münden, wie den Wami und den Lufidschi, zum zweiten Male, und war den letzten Nachrichten zufolge nach dem Dschuba abgereist. Allgemein glaubt man jedoch, daß sein Endziel wiederum der Congo ist.

— Keith Johnston, der Reisende der Englischen Afrikanischen Gesellschaft, hat vor Antritt seiner größern Expedition (s. „Globus" XXXIV, S. 48, 319) einen kürzern Ausflug nach der Berglandschaft Usambara gemacht und über denselben einen Bericht nebst Karte nach London eingeschickt. So weit ist alles gut gegangen; seine Expedition ist vollständig organisirt, und er gedenkt im Mai dieses Jahres von Der-es-Salam nach dem Innern aufzubrechen.

— Die Frage betreffend die Verwendbarkeit von Elephanten bei afrikanischen Entdeckungsreisen hat jetzt die Periode der theoretischen Erörterung hinter sich und soll praktisch erprobt werden. Der König von Belgien hat der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft vier gezähmte indische Elephanten zum Geschenk gemacht, welche Mitte Mai auf dem Wege von Bombay nach Zanzibar in Aden eintrafen und Ende Mai ihren Bestimmungsort erreichen werden.

— Das von dem italienischen Ministerium des Aeußern herausgegebene Bollettino Consolare enthält neuerdings folgende Angaben über die in Aegypten wohnenden Italiener. Deren Zahl, einschließlich die unter italienischem Schutze stehenden Personen, beträgt 14 542, wovon 8993 allein in Alexandrien wohnen, 4079 in Cairo, 761 in Port Said, 175 in Suez, 188 in Ismailia, die übrigen in verschiedenen anderen Orten. 6159 davon sind Arbeiter und Handwerker, 1255 sind selbständige Kaufleute, 457 betreiben die freien Künste und 1097 stehen in ägyptischen Diensten oder sind in Handelshäusern angestellt.

— Der englische Civil Commissioner der Seychellen berichtet nach den „Times", daß sich im Jahre 1877 2421 befreite Afrikaner auf der Inselgruppe befanden, davon 305 mit unbekanntem Wohnsitze und zum größern Theile wohl schon verstorben. Ihre Lage ist gut, und sie sind als Arbeiter gesucht, und zwar mehr als die Kreolen. Sie sind treffliche Köche, Hausdiener und Landarbeiter. 462 Erwachsene waren von der Regierung, die für ihren Lohn, ihre Verpflegung und Unterkunft verantwortlich ist, auf fünf Jahre bei Leuten in Dienst gegeben. Auch über 240 Minderjäh-

rige übt die Regierung die Aufsicht aus; der Rest kann sich nach Belieben verdingen. Heirathen unter ihnen sind nicht selten und stets für beide Theile von gutem Erfolge. Das Klima sagt ihnen zu, und der frühere Gouverneur Sir Phayre wünschte nur eine größere Anzahl von ihnen für seine Inselgruppe.

Südamerika.

— Edwin Clark, ein Civilingenieur, welcher 1876 und 1877 in verschiedenen Theilen Südamerikas zubrachte und soeben darüber ein Buch in London (A Visit to South America) hat erscheinen lassen, fällt folgendes treffende Urtheil über die Argentinische Republik. Bei einer Bevölkerung (circa 1 800 000), die halb so groß ist als diejenige Londons (über $3\frac{1}{2}$ Millionen), hat die Conföderation nicht weniger als 14 Staaten mit eigenen Armeen, Präsidenten, Ministern, bezahlten Senatoren und Abgeordneten und einem Schwarm niederer Beamten — aber kaum eine einzige Stadt im ganzen Lande besitzt einen Beamten, der für Entwässerung und Reinhaltung der Straßen oder irgend welche andere erste Erfordernisse civilisirten Lebens zu sorgen hat. Die Gesetze sind vortrefflich, aber bei der Ausführung hapert es, und die Beamten sind in der Regel durchaus unvorbereitet für ihre Aemter, weil es lauter Juristen sind, die von den Pflichten eines Hafeninspektors, eines Sanitätsbeamten, eines Zollaufsehers u. s. w. nichts verstehen. Aber trotz dessen nimmt der Wohlstand des Landes rasch zu, weil seine Hülfsquellen so groß sind und so leicht sich entwickeln. Die Pampas werden mit Bäumen bepflanzt, Städte längs der Eisenbahnen erbaut, und Gras und Disteln verschwinden vor den immer mehr sich ausbreitenden Getreide- und Maisfeldern. (Nach „Athenaeum".)

— Ueber das italienische Element in Buenos Ayres schreibt der „Buenos Ayres Standard": Die Einwanderer, mitunter 1500 in der Woche, sind fast ausschließlich Italiener, deren Zahl hier so bedeutend ist, daß neulich bei Gelegenheit einer Procession zu Ehren Mazzini's 30 000 Italiener in größter Ordnung durch unsere Straßen zogen. Unser Handel wendet sich stark dem Mittelländischen Meere zu, und das Geschäft in getrockneten Häuten, welches früher fast ausschließlich von Amerikanern betrieben wurde, ist jetzt zum größern Theile den Italienern in die Hände gefallen. Der italienische Einwanderer ist mäßig, fleißig, sparsam und kommt mit weniger aus, als jeder andere Einwanderer; sein Fleiß wird nur von seiner Sparsamkeit übertroffen, und an seinem merkwürdigen Gedeihen am Platastrome ist kein Zweifel erlaubt.

— In den letzten Jahren galt der Rio Paraguay allgemein als die Westgrenze des gleichnamigen Freistaates, wenn anders es bei den dort herrschenden Verhältnissen erlaubt ist, von einem Staate zu reden. Paraguay beanspruchte aber stets einen Theil des Gran Chaco. Jetzt lesen wir in „Aus fernen Zonen", daß durch einen Schiedsspruch des Präsidenten der (nordamerikanischen?) Union die Stadt Villa Occidental — wie ihr Name besagt, auf dem rechten, westlichen Ufer des Paraguay gelegen — der Republik Paraguay zugesprochen worden ist. Ihr wäre wohl auch besser, wenn sie bei der aufstrebenden und aufblühenden Argentina belassen worden wäre.

— Herrn A. Wertheman, dessen Erforschung des Perené und Tambo wir in Nro. 2 des 33. Bandes besprachen, hat im Jahre 1878 den Rio Cahuapana, der ungefähr auf dem 5. Grade südl. Br. zwischen 76° und 77° westl. L. Gr. von Süden her in den Amazonenstrom mündet, aufgenommen und beabsichtigte, im Juni dieses Jahres eine genaue Erforschung des Rio Napa zu unternehmen, jenes bedeutenden Zuflusses des Amazonenstromes, der die gewöhnliche Verbindungsstraße des Hochlandes von Quito mit dem Amazonas-Gebiete bildet.

— Eine englische Gesellschaft, unter welcher sich als einzige Dame Lady Florence Dixie befand, ist unlängst aus Südamerika zurückgekehrt, wo sie viele hundert Meilen der öden, unerforschten Pampas in Patagonien durchstreift hat und bis in die Cordilleren mit ihren prächtigen, nie betretenen Landschaften vorgedrungen ist.

— Wie verlautet, wird die K. Deutsche Admiralität in den nächsten Monaten ein deutsches Kriegsschiff, vermuthlich das Kanonenboot „Hyäne", zur Rekognoscirung und Vermessung des Fahrwassers an der Westküste Patagoniens nach der südamerikanischen Westküste entsenden. (Kiel. Zeit.)

Nordamerika.

— Der Sutro-Tunnel in Nevada, eines der großartigsten Werke des Bergbaues, wurde im verflossenen August nach 9jähriger Arbeit vollendet. Er schneidet in dem berühmten Silbergebiet des Comstock Lode (bei Virginia City Nevada) in die silberreiche Kette der Washoe Mountains in einer geraden Länge von 6 Kilometer. Sein Zweck ist Entwässerung und Lüftung der Silberbergwerke, besonders der im Mount Davidson gelegenen, und Erleichterung des Verkehrs mit denselben. Die Arbeiten wurden im Oktober 1869 begonnen und von da bis August 1878 waren insgesammt 20 500 engl. Fuß (6250 m) Tunnel hergestellt. Die Kosten werden auf $6\frac{1}{2}$ Mill. Doll. geschätzt. Wie nöthig die Zuführung frischer Luft zu den Bergwerken ist, die hier in vulkanischem Gesteine bearbeitet werden, das nach der Tiefe zu rasch an Wärme zunimmt, lehrt die Thatsache, daß an einzelnen Arbeitsstellen unterhalb 500 m Temperaturen von 45° und selbst 50° C. gemessen wurden.

Arktisches Gebiet.

— Der bekannte Nordpolfahrer Kapitän A. H. Markham ist in der Yacht „Isbjörn" unlängst zu einer arktischen Sommerreise aufgebrochen und beabsichtigt, die Beschaffenheit des Eises zwischen Spitzbergen und Novaja Semlja zu untersuchen und wenn möglich Franz-Josephs-Land zu erreichen oder doch in Sicht zu bekommen. Letzteres geschieht wahrscheinlich mit Rücksicht auf die englischen Pläne zu einer neuen Polarexpedition (s. „Globus" XXXV, S. 192), welche Franz-Josephs-Land zur Basis nehmen soll.

— Am 2. Juni trat das Schiff „Willem Barents" seine zweite Nordfahrt von Amsterdam aus an. Gegen den 5. u. M. hofft der Befehlshaber Vardö zu erreichen und nach Einnahme des nöthigen Wasservorrathes bis zum Anfange des Monats August im Barents-Meer zu kreuzen. Unmittelbar darauf begiebt sich das Schiff nach Novaja Semlja. Falls die Eisverhältnisse es erlauben, wird das Fahrzeug in das Karische Meer einlaufen, um dort, wo Barents überwinterte, einen Gedenkstein zu errichten. In den letzten Tagen des Monats September laufenden Jahres soll das Schiff die Rückreise antreten.

* * *

Berichtigung: Bd. XXXIV, S. 311, Spalte 2, Zeile 12 v. o. ist der Laudan als trocknes Bett des Amu genannt, während der Daudan gemeint ist. Der Laudan ist gar kein trocknes Bett, sondern ein vertrockneter Kanal, mündet auch nicht in den Sarykamysch, sondern in den Usboi. Der Daudan aber ist wirklich ein altes Bett, welches bei Chanki oder Neu-Urgendsch aus dem Amu abzweigt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

V.

In Urumitan, einem malerisch am Fuße des 12 600 Fuß hohen Wachanberges gelegenen Dorfe, fanden die Reisenden die freundlichste Aufnahme. Gastfreiheit ist eine Haupttugend der Galtscha; in jedem ihrer Kischlaks befindet sich ein Haus, das ausschließlich dazu bestimmt ist, Fremden ein unentgeltliches Unterkommen zu gewähren. Für die Verpflegung sorgen die Einwohner durch mehrmals tägliche Lieferung reichlicher Mahlzeiten; nur in seltenen Fällen nehmen sie eine Bezahlung dafür an. Den Hauptbestandtheil dieser Mahlzeiten bildet neben dem unvermeidlichen Pilav, dem in grünlicher fetter Brühe gekochten Reis, und den getrockneten Früchten der Airan, das Nationalgericht der Galtscha, saure Ziegenmilch mit Wasser gemischt. Mehrere Tage blieb man in Urumitan, und Ujfalvy benutzte den Aufenthalt nicht nur, um seine anthropologischen Messungen vorzunehmen, sondern auch, um über Charakter und Sitten der Galtscha sich näher zu unterrichten. Die größte Einfachheit und Sittenreinheit unterscheiden diese Bergbewohner vortheilhaft von den Tadschiks der Städte; gläubige Mohammedaner, sind sie doch frei von allem Fanatismus. Viele ihrer Gebräuche weisen noch wie ihre Sprache auf persischen Ursprung zurück: so ist es ohne Zweifel eine Reminiscenz aus der Zeit des altparsischen Feuerkultus, daß es unter den Galtscha für Sünde gilt, ein Licht auszublasen; „der unreine Athem des Menschen entweiht die Flamme, das Reinste auf Erden." Die Galtscha leben unter einer demokratischen Verfassung; jedes Dorf hat seinen Vorsteher oder Aksakal (Weißbart), der die Ordnung aufrecht zu erhalten, sich jedoch den Beschlüssen der Gemeinde unterzuordnen hat. Mehrere Dörfer zugleich stehen unter der Gerichtsbarkeit eines Kazi, der in ernsteren Fällen wieder an die russische Verwaltung nach Pendschakend rekurriren muß. Die väterliche Gewalt ist nach patriarchalischer Weise unumschränkt, die Sklaverei dagegen unbekannt. Obgleich das Gesetz die Polygamie erlaubt, hat selten ein Galtscha mehr als eine Frau. Unternehmende Jäger und sorgsame Hirten, zeigen die Galtscha bei dem Betriebe des Ackerbaues bewundernswerthe Energie und Thatkraft: jedes Stückchen kulturfähigen Bodens wird ausgenutzt; oft liegen ihre Felder auf fast unerreichbaren Berghöhen, und bis zu ihnen hinauf führen sie das Wasser durch künstliche Leitungen hölzerner Röhren. Die Herden der Galtscha bestehen aus Schafen, Ziegen und einer auffallend kleinen Art von Rindern; als Saumthiere werden neben den Pferden vielfach Esel und Jaks verwendet. Wie ihre Gärten, Felder und Herden ihnen sämmtliche Bestandtheile der einfachen Nahrung liefern, so wird auch fast alles übrige zum Leben Nothwendige durch Hausindustrie hergestellt: der Galtscha verfertigt die leinenen und wollenen Stoffe seiner Kleidung selbst, er schnitzt sein spärliches Hausgeräth, bereitet die Kerzen, die er brennt, u. s. w. Nur die reichsten Leute, Aksakals, Kazi und Mollahs, kaufen auf dem Markte von Samarkand Seidenstoffe, Teppiche und kupferne Geräthe. Das bei den Kirghizen gebräuchliche mit einem Visir versehene Luntengewehr ist auch die Hauptwaffe der Galtscha; daneben besitzen die meisten von ihnen große Jagdmesser und eine eigenthümliche Art eiserner Todtschläger.

Von Urumitan aus machten die Reisenden einen Ausflug nach dem vorher noch nie von einem Europäer besuchten

Dorfe Wachan, bei welchem sich in einem engen Felsthale das Grab eines Heiligen, ein weitberühmter Wallfahrtsort, befindet. Auf dem Wege zeigten sich an den Felsabhängen riesige Wachholderbäume von der Größe und dem Umfange unserer höchsten Waldbäume. Zum ersten Male während der ganzen Reise sah man bei diesem Dorfe Goldwäscher am Ufer des Serafschan arbeiten; der Ertrag ihrer Bemühungen war nur ein sehr geringer und rechtfertigte durchaus nicht die alte Bezeichnung des Flusses als des „Goldsäenden".

Auf etwas anderm Wege als dem zuerst eingeschlagenen wurde am 3. Mai der Rückweg von Urmitan aus nach Pendschakend angetreten, und nach zehntägiger Abwesenheit trafen die Reisenden am 6. wieder in Samarkand ein.

Hier beschäftigten gerade die verschiedenartigen Festlichkeiten, Truppenrevüen u. s. w., welche der Gouverneur der Stadt zu Ehren des auf einer Inspectionstour anwesenden Generals Abramow veranstaltete, alle Gemüther; und zwar war es gerade der sartische Theil der Bevölkerung, der die unermüdlichsten Schaulustigen lieferte. Ein großes Abendfest, das in den Räumen einer alten, nicht mehr im Gebrauch befindlichen Moschee stattfand und zu welchem sämmtliche Spitzen der sartischen Einwohnerschaft geladen waren, bot mit seinem halb asiatischen, halb europäischen Gepräge Gelegenheit zu mancherlei interessanten Beobachtungen. Durch eine dichte Allee von hohen Karagatschbäumen, die über und über mit bunten Lampen behängt waren, gelangte man zu der Moschee, deren Front, wenn auch leider ihrer ehemaligen Emaillebekleidung beraubt, durch eine reiche Illumination zur vollen architektonischen Wirkung kam. Fackeltragende Eingeborene standen an der Pforte, ein buntes Gewimmel von sartischem Volke drängte sich auf dem grellbeleuchteten Platze vor dem Gebäude; in den mit Teppichen belegten Gängen des alten Gartens dahinter lagerten, nachlässig hingestreckt und von dem milden Licht der überall in den Bäumen angebrachten farbigen Lampen malerisch beleuchtet, Gruppen von muselmanischen Gästen. In dem innern Hauptraume, einer großen Rotunde, deren Wände mit Teppichen und Laubgewinden reich geschmückt waren, stand eine mit



Batschas (Tänzerknaben). (Nach einer Photographie.)

Früchten und sartischem Zuckerwerk besetzte Tafel. Eine zahlreiche Versammlung wogte hier und in den Nebensälen auf und ab. Die gebräunten schwarzbärtigen Gesichter der Eingeborenen erschienen noch dunkler unter den weißen Turbanen, ihre weiten Chalats von grellbunter Seide hoben sich leuchtend von den vielen weißen Uniformen der russischen Offiziere ab. Den Begriffen der mohammedanischen Gäste von einer Festlichkeit schien das Umherwandeln und die Conversation nicht zu entsprechen: für sie begann das eigentliche Fest erst, als die landesüblichen Productionen der Tänzer ihren Anfang nahmen. Die ganze Versammlung scharte sich dazu in einem innern Hofe der Moschee, wo im Kreise um einen großen prachtvollen Teppich zehn sartische Musikanten am Boden saßen, zwei von ihnen mit Flöten, die acht anderen mit verschiedenartigen Tamburins versehen. Auf ein gegebenes Zeichen fingen sie alle zugleich an, ihre Instrumente zu bearbeiten; es war unmöglich, eine Melodie herauszuhören: schien es doch, als bemühte sich jeder, möglichst lange fortgesetzt denselben Ton hervorzubringen. Indessen traten zwei Männer mit Kastagnetten in den Händen auf den Teppich, bewegten sich langsam und feierlich auf einander zu, traten wieder einige Schritte zurück und wiederholten dieses gemessene Vor- und Rückwärtsschreiten wohl eine Viertelstunde lang. Es war nur die Einleitung zu dem eigentlichen Tanze, der von den Batschas, den turkestanischen Tänzerknaben, ausgeführt wurde. Sechs schöne als Mädchen verkleidete Knaben traten auf den Teppich; die kleinsten, etwa sechs- bis achtjährig, sprangen nur in einem bestimmten Takte herum; die größeren drehten sich wirbelnd schnell um sich selber und um einander, faßten dabei ihre lang über den Rücken herabfallenden Locken und schwenkten sie hin und her. Nachdem der einförmige Tanz eine gute halbe Stunde gedauert hatte, wurden die Knaben von Jongleurs abgelöst, die runde Metallplatten auf Stöcken balancirten, nicht besser und nicht schlechter als die Akrobaten unserer Jahrmärkte. Die eingeborenen Zuschauer schienen entzückt zu sein von diesen Kunstleistungen, die doch für europäische Augen weder durch Grazie noch durch Abwechselung anziehend waren. Das bei weitem Interessanteste für die Reisenden war die Beobachtung des aufmerksamen und begeisterten Publikums, unter dem manch ein charaktervolles Gesicht der Vornehmeren, manche Gruppe des im Hintergrunde sich drängenden hereingeströmten Volkes dem Pinsel eines Malers den willkommensten Vorwurf hätte liefern können.

Auch bei dem großen Pferderennen nach europäischem Zuschnitt, das am Tage darauf stattfand, betheiligte sich die sartische Bevölkerung auf das Lebhafteste; von den zahllosen Pferden, die angemeldet wurden, konnte nur ein kleiner Theil zugelassen werden, trotzdem man mehrere Rennen einschob. Alle in Samarkand ansässigen Großwürdenträger des frühern Reiches, stattliche Begs und andere hohe Staatsbeamte, erschienen auf dem Rennplatze. Auch der berüchtigte Emir Abdur-Achman kam dazu, von einem glänzenden Gefolge begleitet. Das gemeinsame Interesse ließ sie alle mit den russischen Offizieren auf das Freundlichste verkehren, doch drängte sich dem unbetheiligten Zuschauer bei dem Anblick aller dieser gefallenen Größen, meist kräftigen energischen Gestalten, unabweisbar der Gedanke auf, daß die erste günstige Gelegenheit den verborgenen Haß ausbrechen machen, die scheinbar resignirten Besiegten in erbitterte Feinde der Unterdrücker



Zwei frühere Begs. (Nach einer Photographie.)

verwandeln würde. Unter dem von nah und fern zusammengeströmten Volke, das trotz Staub und Hitze fast den ganzen Tag auf dem Rennplatze ausharrte, gab es viele auffallende Erscheinungen; bemerkenswerth bei dem fast gänzlichen Fehlen aller Frauen in der bunten Menge war eine Gruppe turkmenischer Weiber, die, mit unbedecktem Gesicht am Boden kauernd, unermüdlich mit großen Augen das fremdartige Schauspiel anstaunten: sie selber in ihrer dürftigen elenden Erscheinung ein Bild ihrer dürren armen Heimath.

Der Abschied von Samarkand wurde den Reisenden schwer: hatten sie doch in der alten Wunderstadt reiche Wochen verlebt; aber die kurz zugemessene Zeit erlaubte kein Hinausschieben des festgesetzten Termins, trotz der Bitten der russischen Gastfreunde. Die Rückreise nach Taschkend wurde ohne jeden Aufenthalt in möglichst kurzer Zeit zurückgelegt; und außer der großartigen Felsscenerie am „Thore Tamerlan's“ war auch jetzt nichts auf dem ganzen Wege, was ein längeres Verweilen wünschenswerth gemacht hätte. Reizlos und ver-

sengt dehnte sich die graue Steppenfläche zu beiden Seiten aus; die Tritte der Pferde wirbelten ungeheure Wolken Staubes auf, der die Augen schmerzen und den Hals trocken machte. Die Hitze war bis auf wenige Nachtstunden sehr groß; das Unangenehmste aber waren die Schwärme von Mücken und Fliegen, die, den Wagen begleitend, Menschen und Pferde mit ihren Stichen belästigten. So war man dankbar und froh, als man am Abend des dritten Tages die Bäume von Taschkend erblickte und das alte Quartier wieder beziehen konnte. Die Mehrzahl der russischen Familien hatte



Turkomanen-Weiber. (Nach einer Photographie.)

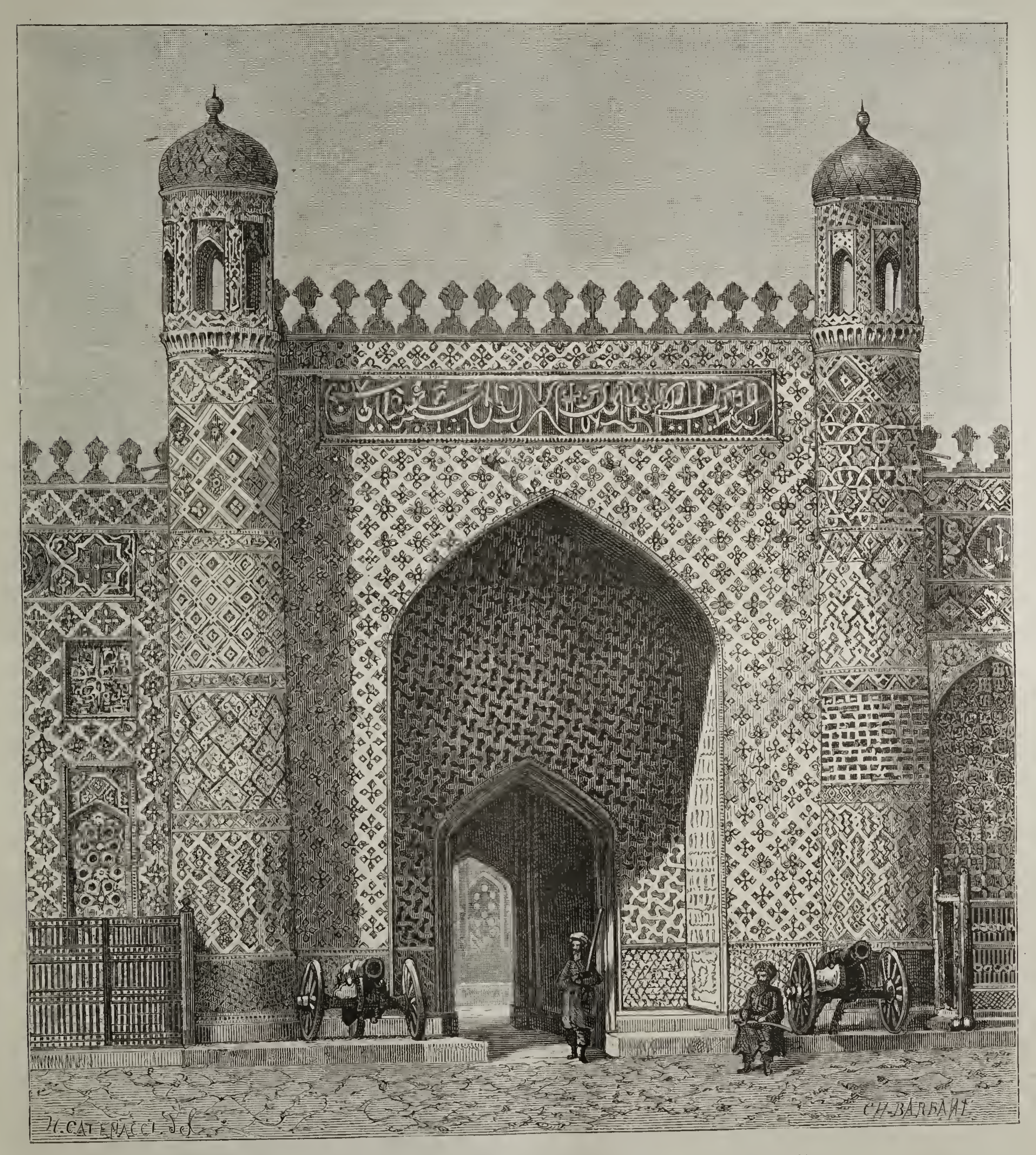
seit dem Eintritt der heißen Jahreszeit die Stadt verlassen und die außerhalb gelegenen Datschen oder Landhäuser bezogen; und wie die wenigen Zurückgebliebenen ließ auch Ujfalvy in dem Garten seines Hauses eine Kibitka aufschlagen, in der man die Nächte zubrachte. In den Häusern, die bei Tage einen erträglich kühlen Aufenthalt gewährten, herrschte Nachts drückende Hitze. Das vorläufige Ordnen und Sichten des bisher gesammelten wissenschaftlichen Materials sowie das Verpacken und Abschicken der für das Pariser Ethnographische Museum gemachten Erwerbungen gab reichliche



Ansicht der Stadt Chokand. (Nach einer Photographie.)

Beschäftigung für die nächsten Wochen. Dazu kamen noch die Vorbereitungen für die neu anzutretende Tour durch das Chanat Chokand, die heutige russische Provinz Ferghana. In den letzten Tagen des Juni war alles gethan, und man konnte am Abend des ersten Juli Taschkend verlassen. Zwei Lehrer des Gymnasiums von Taschkend, ein Schweizer und ein Deutscher, hatten sich den Reisenden angeschlossen; auch der Photograph der Stadt begleitete auf den Wunsch des General Kaufmann die Expedition; ein tatarischer Dolmetscher und der brauchbare anstellige Kazak Feodorow, dessen Dienste der General bereitwillig den Fremden zur Verfügung gestellt hatte, vervollständigten das Personal. Man schlug zuerst die Richtung nach Süden ein; die Straße, von welcher der Posthalter in Taschkend schon vorausgesagt hatte, daß sie nicht gut wäre, erwies sich als mehr denn schlecht. Das hügelige Terrain, durch welches man zunächst kam, verwandelte sich hinter Pskend, dem ärmlichen Geburtsorte Jakub Beg's, des Emirs von Kaschgar, in eine zwischen

zwei Höhenzügen sich hinziehende Steppenfläche. Allmälig wird der Weg steiniger, die Berge treten näher an einander, und kurz bevor man den Syr-Darja und an ihm die Stadt Chodschend erreicht, kommt man durch einen langen Engpaß zwischen dem Mogol-Tau und den südlichen Vorbergen des Gebirges von Kurama. Eine breite, gut gebaute Brücke führt über den Fluß; die hohen Berge des Mogol Tau fallen steil zu seinem Ufer ab und schützen die Stadt gegen die Winde der sibirischen Steppen. Dieser zweifelhafte Vorzug der geschützten Lage macht Chodschend zu der heißesten, er-



Façade des Palastes des Chans von Chokand. (Nach einer Photographie.)

stickendsten Stadt Turkestans. Von hier aus führte der Weg in östlicher Richtung über eine weite, zum größten Theile mit Yangtang, dem Lieblingsfutter der Kamele (Alhagi camelorum), bewachsene Steppe. Endlich überschritt man zwischen den beiden Städten Kastakos und Karatschum die Grenze von Ferghana.

Die Provinz Ferghana oder Chokand, das Stromgebiet des obern Syr-Darja, enthält in ihrem 73 215 qkm großen Areal die reichsten Landstriche des russischen Turkestans, daneben freilich sterile Wüsten der traurigsten Art. Auf drei Seiten von hohen Gebirgsrändern eingeschlossen, nur nach Westen hin offen, zeigt das muldenförmige elliptische Berg-



Der Heumarkt in Chokand. (Nach einer Photographie.)

land, das seine größte Ausdehnung von Osten nach Westen hat, drei breite in derselben Richtung sich hinziehende Streifen fruchtbarsten, wohlkultivirten Landes, dazwischen in regelmäßiger Abwechselung drei Streifen sandiger und steiniger Wüste. Die Reisenden mußten in Karatschum über Nacht bleiben; denn es war unmöglich, bei Dunkelheit die felsigen Pfade mit dem Tarantaß zu passiren: mehr als einmal war der Wagen nahe am Umfallen.

Der Hof des Stationsgebäudes, in welchem man auf dem Tarantaß die Nachtruhe einzunehmen versuchte, bot den fremdartigsten Anblick. In einer Ecke schlief unter einem leinenen Zeltdache ein russischer Offizier nebst Frau und Kindern. Der Posthalter und seine Frau hatten ihre Betten vor die Hausthür gestellt; die Kutscher und Knechte lagen am Boden auf ihren Kaschmahs, die übrigen Reisenden in ihren Wagen, und das alles inmitten einer Menge von Kamelen, Pferden, Schafen, Hunden und Geflügel, welche die nächtliche Stille oft genug laut unterbrachen. Um 2 Uhr Morgens machte man sich wieder auf den Weg, der Tag begann eben zu dämmern. An der kleinen Festung Machram vorbei, wo die Russen im Jahre 1875 eine Schlacht gewonnen, ging es durch Steppen bis Bisch-Aryk, wo man der großen Hitze wegen eine Tagesrast hielt. Am Abende erreichte man nach kurzer Fahrt Chokand, die ehemalige Hauptstadt des Chanats, einen Ort mit 50 000 Einwohnern. Bis hierher hatte das ganze Land den Charakter einer vom Kriege verheerten Gegend getragen; die Häuser der kleinen Städte und Dörfer schienen der Mehrzahl nach dem Einsturze nahe, die Aryks der Gärten waren vertrocknet und die Straßen, wenn möglich, in noch schlechterm Zustande als alle vorher in Turkestan passirten. Und doch hatte der Chan von Chokand, angeregt durch das Beispiel der Russen in den früher eroberten Provinzen, noch in der letzten Zeit seiner Herrschaft viele Straßen anlegen lassen. Seine Ingenieure aber hatten bei dem Bau vergessen, die nöthigen Seitengräben für den Abfluß des Regenwassers anzubringen, und so war die Herrlichkeit der Straßen nach europäischem Muster nur von kurzer Dauer gewesen. Um zu dem Postgebäude zu gelangen, mußten die Reisenden die Stadt in ihrer längsten Ausdehnung durchfahren. Die belebten Straßen tragen sämmtlich einen rein asiatischen Charakter, und da die Russen die kleine Stadt Marghilan zur Hauptstadt gemacht haben, wird auch Chokand voraussichtlich noch für lange ohne europäischen Stadttheil bleiben. Unter den Einwohnern, die nachlässig ausgestreckt unter den offenen Säulengängen an den Seiten der Hauptstraße sich von der Hitze des Tages ausruheten, bemerkte man eine große Anzahl von mit Kröpfen behafteten Individuen, wie denn auch das häufige Auftreten dieses Leidens unter der zuerst hier stationirten russischen Garnison die Veranlassung zur Verlegung des Sitzes der Regierung gewesen ist.

Während Samarkand entschieden den Stempel des Alterthümlichen trägt, ist Chokand in allen seinen Theilen als eine neue Schöpfung zu erkennen. Die Stadt ist nicht über 160 Jahre alt; die großen Gebäude, der Palast des Chan, die Medressen und Moscheen stammen aus jüngerer Zeit. Früher bedeckten schilfbewachsene Sümpfe diese ganze Gegend, in denen zahllose wilde Schweine hausten; daher auch der Name der Stadt: Chok, Schwein; kand, Stadt. Der Palast des Chans, an einem großen Platze belegen, auf dem jetzt russisches Militär exercirte, ist ein großartiges Bauwerk. Nach Art der alten Prachtbauten mit bunt emaillirten Platten belegt, gewährt er schon von weitem einen herrlichen Anblick. Bei genauerer Besichtigung freilich bemerkt man, daß die Glasur der Thonplatten an Glanz und Gleichmäßigkeit mit derjenigen der alten Kunstwerke keinen Vergleich aushalten kann. Ermüdet von den Strapazen der letzten Reisetage, begnügte man am ersten Abende sich damit, den Palast von außen in Augenschein zu nehmen, die Besichtigung der inneren Räume auf den folgenden Tag versparend. Eine Fahrt über den menschenwimmelnden Bazar, bei welcher ein vorausreitender Kazak dem Wagen einen Weg durch das Gedränge bahnen mußte, zeigte, daß der Handel der Stadt nicht unbedeutend sein muß; hochbepackte Arbas beengten alle Straßen, die zum Bazar führten; auf dem Heumarkte, nicht weit von dem Palast, standen in langen Reihen die Wagen der Landleute, mit Getreide, Stroh und Heu beladen. Es war trotz der Abendstunde ein reges Lebes, besonders auf den beiden breiten Brücken neben dem Bazar, deren eine, massiv aus Steinen erbaut, mit vier Thürmchen an den Ecken, auf nur einem weiten Bogen den Fluß überspannt.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Die Indianer in natürlicher Entwickelung.

(Schluß.)

Die Kriege der Indianer untereinander sind schon erwähnt: was sie aber für die Kopfzahl der Stämme so äußerst gefährlich machte, das ist wieder eine religiöse Anschauung. Man glaubte nämlich, daß die Seelen der Verstorbenen in derselben Weise im Jenseits weiter lebten, wie sie hier gelebt hatten. Alles aber, was den zurückbleibenden Leib betraf, das betraf auch die Seele; wer deswegen einen Feind erschlug, also sich zum Herrn des Leibes machte, der wurde dadurch auch Herr der Seele, die ihm dann als unklar gedachter Schutzgeist folgen mußte, ihm größere Macht, bessern Erfolg u. s. w. verlieh. Je mehr also bei einem Treffen, bei der Verfolgung der Besiegten getödtet wurden, desto günstiger war es für den Stamm der Sieger: denn die Getödteten mußten denselben durch geistigen Beistand fördern. Bei der juristischen Auffassung der Gesammthaftbarkeit des Stammes für den Einzelnen und umgekehrt traf ferner jedes Leiden des Einzelnen den ganzen Stamm, was man dem Sterbenden anthat, traf zugleich die Seele desselben und durch seine Seele die Todten seines Stammes im Jenseits: nur auf diese Weise ist das Mißhandeln, das Martern der Gefangenen zu erklären, nicht etwa aus roher Lust am Schmerz des Nebenmenschen, von welchem sich der Naturmensch nie eine Vorstellung macht, daher er ursprünglich auch keine Lust an ihm als solchem findet. Daß

aber auch diese religiösen Vorstellungen der Kopfzahl der Indianer sehr gefährlich waren, daß wir gerade ihretwegen die Kriege als so besonders wichtig für die geringe Zahl der indianischen Urbevölkerung Nordamerikas hinzustellen haben, ist wiederum klar.

Zu jenen sonderbaren religiösen Vorstellungen, welche wir zu betrachten haben, gehört denn auch noch die Auffassung des Verhältnisses der Stände zu einander. Wie die Vornehmen den Göttern näher stehend gedacht wurden, so gestaltet sich ihr Verhältniß zu dem Volke wie das der Männer zu den Weibern: sie bedrücken dasselbe aufs ärgste, sie erhalten die beste Nahrung u. s. w. Allerdings ist dieser Zug für Amerika minder wichtig, weil hier etwas andere Verhältnisse herrschten.

Das Gesetz der Blutrache aber, der Gesammthaftbarkeit des Stammes für alle seine Mitglieder herrschte auch hier und führte oft zu den schlimmsten Kriegen, indem es einen stets weitergehenden Mord bedingt, wenn gleich bei manchen Stämmen Loskaufen einer Schuld (Geldstrafe) möglich war. Auch noch anderes minder wichtiges, weil minder umfangreiches wäre zu erwähnen, wie die grausamen Selbstpeinigungen, ja Selbstverstümmelungen, welche die jungen Männer bei manchen Indianervölkern zur Zeit, wo sie unter die Krieger aufgenommen wurden, vornahmen, sowie die mannigfachen Menschenopfer, welche bei verschiedenen Völkern Nordamerikas herrschten. Doch übergehen wir das, um noch ein ebenfalls Hergehöriges zu betrachten: die Behandlung der Krankheiten, die auch ganz in das Gebiet der religiösen Auffassungen fällt.

Von einer wirklich verständigen Pflege ist nie die Rede. Die Krankheit entsteht durch Bezauberung, sie muß also durch Bezauberung geheilt werden. Die Dampfbäder hatten in Amerika ebenfalls eine Art religiöser Bedeutung, weshalb man sie bei verschiedenen Krankheiten anwendete, freilich auch oft ganz unsinnig, z. B. bei den Blattern, wo sie im höchsten Grade schädlich wirkten. Auch was die Indianer sonst von Mitteln hatten, war selten wirklich rationell, in den meisten Fällen nur schädlich. Und weil man in der Krankheit nur Besessensein von Dämonen erblickte, so ließen sich z. B. die Kalifornier anfangs nicht selten absichtlich von der Syphilis anstecken, um dann die Krankheit, den bösen Geist, auf einen Feind zu übertragen, in der Zuversicht, daß der Krankheitsdämon mit der weiter getragenen Ansteckung weichen würde! Diese Art, mit den Kranken und den Krankheiten umzugehen, muß als ganz besonders wichtig bei der Aufzählung der Gründe der geringen Volkszahl der Naturvölker im allgemeinen und so auch der nordamerikanischen Indianer hingestellt werden, um so mehr, als sie auch dann noch in voller Geltung blieb, als die europäischen Krankheiten sich unter ihnen ausbreiteten und so massenhaft wirkten. Ihr verheerender Einfluß beruht nicht zum wenigsten auf dieser uralt-abergläubischen Behandlung, mit der man sie vertreiben zu können hoffte.

So sehen wir die Ausbreitung, das fröhliche Gedeihen der indianischen Urbevölkerung zunächst gehemmt durch die Feindseligkeit der sie umgebenden Natur, dann aber durch die Einrichtungen ihres eigenen Lebens, die mit um so größerm Zwang, um so unerbittlicher und unabänderlicher auf ihnen lasteten, als sie im innersten Wesen dieser Völker, in ihren religiösen Ueberzeugungen begründet waren. Gerade deshalb mußten wir den religiösen Ursprung dieser Einrichtungen, den im einzelnen nachzuweisen keine leichte Aufgabe ist, besonders betonen. Drittens aber bleiben uns noch eine Reihe Hemmnisse für die Ausdehnung der Bevölkerung übrig, welche der psychischen Natur des Menschen und im besondern des nordamerikanischen Indianers angehören. Einiges haben wir schon vorgreifend erwähnt: die zerstörende Berserkerwuth der Jagdbeute gegenüber, die geringe oder gänzlich fehlende Sorge für die Zukunft, die Ausschweifungen. Letztere waren auch unter den Indianern stark genug, da man Keuschheit vor der Ehe weder von der männlichen noch der weiblichen Jugend erwartete oder gar etwa in Ehren hielt; nur einige wenige Stämme zeichnen sich, in Folge religiöser Meinungen, nach letzterer Seite hin vor den übrigen Nordamerikas aus. Das Gegentheil aber, besonderer Hang zur Sinnlichkeit, ist das Häufigere: so bei vielen Völkern des Nordens, bei den Stämmen der Aleuten, Kolumbiens und namentlich Kaliforniens; und keineswegs günstiger lauten die Nachrichten über manche der im Osten, namentlich der im Südosten wohnenden Völkerschaften. Daß wir es dabei nicht etwa mit später eingerissenen Lastern eines verkommenen Zustandes, nicht etwa erst mit dem Einfluß der Weißen zu thun haben, geht klar aus dem Umstande hervor, daß diese Sittenlosigkeiten auf uralten indianischen Lebenseinrichtungen beruhen, welche durch ganz Nordamerika verbreitet waren. Polygamie, Weibertausch, Mittheilung der Weiber an Freunde und Gäste herrschte überall; und auch nach dieser Seite fiel der größte Schaden auf die Weiber, ohne daß man sie absichtlich schlecht oder rücksichtslos behandeln wollte. Namentlich gefährlich war der oft sehr frühzeitige Anfang der Libertinage vor der Ehe.

Zeigt sich nun schon auf diese Weise die völlige Sorglosigkeit der Indianer für ihr leibliches Wohl, ja die völlige Unfähigkeit derselben, für ihr Gedeihen Sorge zu tragen, so geht dies noch mehr aus ihrer ganzen Lebensart hervor. Wohnung, Kleidung, Nahrung, alles war so, daß nur der stärkste und gesundeste die Beschwerden des Lebens ertragen konnte; und namentlich mußten, bei gänzlichstem Mangel an Pflege, die Kinder, von denen man ohnehin ja nur einen Theil am Leben ließ, große Sterblichkeit zeigen. Auch die Frau erhielt weder vor noch während des Gebärens irgend welche Pflege. Durch diese geringe Sorge für sein leibliches Wohl decimirte sich das Volk selber, und muß man auch diesen Umstand gerade für Amerika außerordentlich hoch anschlagen. Nicht zum wenigsten ist hier auf der einen Seite das oft sehr ungesunde kalte Baden, wie es z. B. die Kalifornier in jeder Jahreszeit ausführen (und welches ursprünglich auch auf religiösen Anschauungen zu beruhen scheint), andererseits der Schmutz ihres Körpers, ihrer Kleidung, der Schmutz und die schlechte Luft ihrer Hütten u. s. w. zu nennen. So fehlte es an einheimischen Krankheiten auch zur Zeit der Entdeckung nicht: namentlich Magenleiden, Schwindsucht und andere Brustkrankheiten sowie Rheumatismen werden genannt [1]).

Noch ein anderer Umstand ist zu erwähnen, der zwar von großer Bedeutung ist, dennoch aber leicht übersehen wird: das ist die Starrheit des geistigen Lebens, welche unmittelbar durch lange Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch als gleichbleibende Vererbung eines nicht wesentlich geänderten Zustandes sich ergiebt. Dieselben Vorstellungen, dieselben Thätigkeiten, Uebungen, Neigungen füllten gleichmäßig das Leben einer Reihe von Generationen in ununterbrochener Reihenfolge aus. Das fortwährend Geübte gewinnt (durch die Vererbung) immer mehr Herrschaft über den Gesammtorganismus, der letztere paßt sich immer mehr und mehr an die geltenden Lebensumstände an, so daß ihm dieselben als eine feste Macht, die ihn von vornherein, wenn auch ihm selber unbewußt, in seinem Thun und Empfinden, in seinem innersten Wesen und Charakter bestimmt, gleich bei der Geburt ins Leben mit gegeben wird. Daher einmal die auf-

[1]) Lafitau, Charlevoix 1724.

fallende Gleichheit des Lebens und Charakters der Individuen eines Naturvolkes; daher andererseits die ungemeine Festigkeit und Zähigkeit dieser Charakterzüge, dieser Neigungen, welche immer und immer wieder auftreten. Daher ferner auch die Schwierigkeit, ja es möchte scheinen die Unmöglichkeit, daß ein solches Volk, welches lange Jahrhunderte hindurch abgeschlossen gelebt hat, neue Ideen bekommt, das Bedürfniß empfindet, sein Leben irgendwie zu ändern, zu verbessern, und die noch größere Schwierigkeit, solche neue Ideen wirklich ins Leben zu setzen. Nur wenn dieselben ganz allmälig auftreten und sich fast unbemerkt ausbreiten, wenn sie dann allmälig ganz im Stillen Kraft gewinnen, nur dann haben sie Aussicht, wirklich ins Leben zu treten. Und Dinge, welche der ganzen geistigen Art einer solchen Nation gänzlich fern stehen, wird sie daher nie von selbst annehmen. Zu allen Umänderungen dieser psychisch festgewordenen Zustände bedarf es der entsprechenden Kraft, welche die aufsummirte psychische Kraft der langen Vererbung überwiegt und überwindet, also entweder sehr lange dauernder äußerer Einwirkung oder großer Heftigkeit und Gewalt derselben. Tritt aber eine solche Störung des ganzen geistigen Zustandes gewaltsam, plötzlich ein, so wird sie ein Volk desto mehr gefährden, je allseitiger sie auftritt, je tiefer gehend sie ist. Von seinen alten Gewohnheiten, so schädlich, so absurd sie sein mögen, abzulassen und sich zu Neuem hinzugewöhnen wird nicht bloß für das lebende Geschlecht, es wird auch für eine Reihe kommender Geschlechter in Folge der Vererbung geradezu ein physischer Schmerz, eine physische wie psychische Schwierigkeit sein. Tritt nun gar eine solche plötzliche Aenderung feindselig und gehässig auf, so muß dies Geschick jedes Volk im innersten brechen, ja es ist sehr die Frage, ob es Kraft genug hat, den Bruch zu überleben. Diese Frage läßt sich im Princip mathematisch entscheiden: Kraft steht gegen Kraft und jedenfalls wird die Kraftsumme, die in einem Volke lebt, durch die Individuenzahl des Volkes repräsentirt. Ein Volk von wenig Individuen wird auch geistig leichter erliegen, als ein zahlreiches Volk. Nun aber sahen wir ja, daß die Naturvölker und namentlich die nordamerikanischen Indianer keineswegs eine große Volkszahl besaßen, daß diese durch die Natureinflüsse schon ohnehin beschränkt war. So sehen wir also jetzt eine neue Gefährdung, welche durch die Natureinflüsse einem Volke erwächst, eine Gefährdung von höchst schädlicher Art, die namentlich bei der plötzlich eintretenden historischen Entwickelung eines lange abgeschlossenen Volkes eintritt, eine Gefährdung, welche es auf dem Weg zum Bessern hemmt und hindert, ja welche es auf und durch denselben ganz vernichten kann.

Der Charakter, die geistige Eigenthümlichkeit eines Volkes, ist das Resultat seiner physischen Anlagen, seiner Naturumgebung und seiner Schicksale. Auch der Charakter wird starrer, gleichmäßiger, unveränderlicher durch lange gleichbleibende Vererbung. Zunächst ist nun der Charakter der nordamerikanischen Indianer bei vielen Stämmen durch einen Zug des Ernstes, ja der Melancholie ausgezeichnet, durch welchen er so ungemein z. B. vom Charakter der Neger absticht. Zeigt er nicht die gleiche Thatkräftigkeit, wie der Europäer, versinkt er leichter in düstere Apathie, so ist daran einmal jene Macht der Vererbung Schuld, dann aber seine eigenthümliche Anlage, die ihm, gleichviel auf welche Weise, als Naturmitgift zu Theil geworden ist. Dieser Ernst, dabei diese Trägheit, die wir so häufig bei den Naturvölkern und so auch hier entwickelt sehen, sind natürlich von großer Bedeutung, wenn wir die Amerikaner unter Einwirkung höherer schwererer Schicksale betrachten wollen, als sie ihnen das heimische Leben bot. Natürlich paßt sich ein sanguinischer Charakter leichter an Neues an, als ein melancholischer, dem ohnehin die Initiative schwerer wird, der aber unter Gewalt und feindseligem Druck nur allzuleicht erliegt. Und mit einem solchen Charakter traten die meisten Indianerstämme von der Hand der Natur auf die erste Stufe ihrer geschichtlichen Entwickelung, in die Begegnung mit den Europäern ein! Was die Kalifornier an Ernst und Melancholie nicht besaßen und ebenso etwa die Bewohner der Aleuten, das hatten sie an Weichheit, an Schwäche mehr, so daß auch sie nach dieser Seite hin keineswegs günstig ausgestattet waren.

Hiermit haben wir den Kreis alles dessen durchlaufen, was die Kopfzahl der Amerikaner vor ihrer Berührung mit den Weißen, was ihr ganzes Gedeihen, ihre freie kräftige allseitig menschliche Entwickelung überhaupt aufhielt, wir haben uns eine möglichst vollständige Uebersicht, um mit Malthus zu reden, über die „cheks to Population among the American Indians“ zu geben versucht. Malthus in seinem berühmten Essay on the Principle of Population stellt diese „cheks“, diese Hemmnisse für die amerikanische Urbevölkerung zusammen. Er betont namentlich die schlechten Subsistenzmittel, wie sie Völker, die fast nur von Jagd und Fischfang leben, immer haben, den fortwährenden Mangel, der nicht selten geradezu in Hungersnoth übergeht; dazu den nie abbrechenden, verheerenden Krieg, die schlechte Stellung der Weiber, die Libertinage, den Kindermord, die mangelnde Sorge für das leibliche Leben, schlechte Wohnungen, Unreinlichkeit, Ueberanstrengung bei ungenügender Nahrung, die Krankheiten, welche aus dieser Lebensweise folgen, die unsinnige Behandlung der Krankheiten. Jedes Einzelne ist völlig richtig hervorgehoben; der Kreis aber des schädlich Wirkenden nicht durchlaufen. Mallery sieht in den ewigen Kriegen und in den eingeschleppten Krankheiten die Hauptgründe für das Hinschwinden der Indianer. Letztere können uns hier noch nicht beschäftigen, doch hängen auch sie mit der natürlichen Beschaffenheit der Indianer, d. h. mit der ganzen Natur derselben, wie wir sie vor der Berührung mit den Weißen finden, aufs engste zusammen. Denn die Naturvölker alle und so auch die amerikanischen zeigen eine große Empfindlichkeit gegen Miasmen, die ihnen aus der Fremde zugebracht werden; sie sind im höchsten Grade disponirt, solche Miasmen in sich aufzunehmen. Wir kommen hierauf zurück, erwähnen aber schon jetzt diesen Punkt deshalb, weil er sich nur aus der ganzen physischen Art der verschiedenen Naturvölker und ihres mehr oder weniger abgeschlossenen Wohnbezirks erklären läßt. Allerdings gehört gerade dieser Punkt zu den hauptsächlichsten Hemmnissen: in gleicher Linie stehen das allgemeine Elend der Naturvölker, ihre Sorglosigkeit für das leibliche Wohl, die Kriege und viele jener religiösen Auffassungen, welche den Naturmenschen mit ganz unglaublicher Macht beherrschen.

Rev. J. G. Wood sagt in seinem großen Werke [1]) „The Natural History of Man“, zunächst von den Australiern redend, dann aber ganz allgemein von allen Naturvölkern, also auch von den Amerikanern: „Ich bin überzeugt, daß die Ankunft des weißen Mannes nicht die einzige oder gar die hauptsächlichste Ursache des Hinschwindens der Naturvölker ist. Es giebt kein Laster, mit welchem der Wilde nicht völlig vertraut ist, und unzweifelhaft liegt der Grund des Aussterbens im Wilden selbst und braucht nicht auf den weißen Mann geschoben zu werden, der den Platz einzunehmen kommt, welchen der Wilde thatsächlich geräumt hat.“ Man staunt zunächst über diese Behauptung in einem Werke, welches den Titel „Naturgeschichte“ des Menschen führt, also doch mit naturgeschichtlicher Methode nur wirk-

[1]) 2, 105.

lich studirte Thatsachen vorbringen sollte. Doch derartige Naivetäten finden sich bei Wood, der seine Ansichten hat und von diesen beeinflußt wird, an vielen Orten. Jedenfalls aber liegt die Frage nahe und muß erhoben werden: was wäre aus den Naturvölkern oder insbesondere aus den nordamerikanischen Indianern geworden, wenn die Weißen nicht gekommen wären? Wären sie wirklich ausgestorben, durch ihre eigenen, wie wir sahen, so gefährlichen Einrichtungen des Lebens? Daß der Wilde den Platz, wo er stand, dem Weißen „has practically vacated", ist eine zu wesenlose Behauptung, um lange dabei stehen zu bleiben: er hat es eben nicht gethan, er ist noch überall vorhanden, außer, wie z. B. auf den Canarien und Marianen (Guanchen und Chamorro für Wilde gerechnet) und etwa in Australien, wo er gewaltsam und mit durchaus überlegener Macht vom weißen Manne ausgerottet ist. Ausgestorben also sind die Naturvölker durch sich selber nicht, und alle jene Gefährdungen, welche wir kennen lernten, waren nur Hemmnisse für eine weitere Ausdehnung ihrer Volkszahl, für eine gedeihliche Entwickelung, keineswegs aber Dinge, welche ihnen wirkliche Vernichtung drohten. Sie würden also in ihrer Art, in beschränkter Individuenzahl fortwährend weiter gelebt haben, durch sehr lange, völlig unbestimmbare Zeiten hindurch, und der Gedanke Wood's, daß sie jetzt schon völlig ausgelebt und daher die Kulturvölker berechtigt seien, an ihren Platz zu treten, ist ein völlig verkehrter, der mit den Thatsachen durchaus nicht übereinstimmt. Auch ist nichts ungerechter und unmethodischer, als das Wesen der Naturvölker und die Gesetze ihres Lebens an solchen Stämmen oder Individuen studiren zu wollen, die etwa an den hauptsächlichsten Berührungspunkten der kultivirten und unkultivirten Völker wohnen: denn solche Stämme pflegen immer ganz besonders depravirt zu sein. Aber dennoch: wir finden Erscheinungen, welche dafür zu sprechen scheinen, daß ein wirkliches Herabsinken, eine Art von Verkommen auch bei den Naturvölkern eintritt. Daß viele von ihnen im Kampfe mit anderen verwandten oder unverwandten Stämmen zu Grunde gegangen sind, daß also die Ereignisse, welche im Kampfe zwischen den Kultur- und Naturvölkern eingetreten sind, auch lange schon vor diesem Kampfe, unter den Naturvölkern selber eingetreten sind, ist eine ganz bekannte Thatsache, zu welcher die Geschichte der nordamerikanischen Indianer ebensogut ihre Beiträge liefert, als die der Buschmänner, mancher Hottentoten-, mancher Sudanvölker, als die Gesammtgeschichte Asiens und (des ältern) Europas. Andere Stämme sind in diesen Kriegen auf so ungünstiges Terrain hinaus gedrängt, daß sie hier immer elender und elender geworden sind. Das sind unleugbare Thatsachen, aber sie stimmen so genau zu dem, was wir unter den Kulturvölkern finden, daß eine neue Kenntniß für das Wesen der Naturvölker, der Menschheit nicht daraus erfolgt, daß sie auch keine besondere Besprechung bedürfen. Auffallender dagegen ist es, daß z. B. die südöstlichen Polynesier zur Zeit ihrer Entdeckung deutlich einen verkommenen Zustand einer frühern reinern bessern Entwickelung zeigten. Hier waren es namentlich die Ausschweifungen, welche gefährlich wirkten. Auch die Neuholländer und viele Melanesier zeigen einen herabgekommenen Zustand; sie besitzen Sprachen, welche für den Zustand, in dem sie leben, eine unbegreiflich hohe Entwickelung zeigen; sie haben Reste von allgemeineren und bedeutenderen religiösen Vorstellungen u. s. w. Und in Nordamerika: gar manche der Alterthümer im Mississippithale weisen auf bessern Ackerbau, auf größere Arbeitsfähigkeit und größere Auffassungen hin, als die Indianer sie zur Zeit der Entdeckung hatten. Könnte hier nun auch manches täuschen, könnten jene früheren Bauten auf Stämme zurückzuführen sein, welche nicht die Vorfahren der heutigen Indianer wären, so ist dies einmal allerdings wenig wahrscheinlich, denn sehr wichtige Umstände vereinigen sich, die Erbauer dieser Alterthümer mit den heutigen Indianern in direkten Zusammenhang zu setzen[1]), und andererseits, wir finden eine ganze Reihe amerikanischer Stämme, welche, wie Australier und Melanesier, in Sprache und religiösen Ueberlebseln höheres geistiges Leben, Reste gewaltigerer Auffassungen zeigen, als sie heute besitzen. Es sind Stämme, wie z. B. die Kalifornier, die Kolumbier, welche nicht etwa erst durch die Europäer in ihren alten Auffassungen gestört sind, ebenso wie die Bewohner des Mississippithales zur Zeit der Entdeckung solche Tumuli, solche Ackerbeete u. s. w. nicht mehr ausführten wie sonst. Es wird sich also nicht leugnen lassen, daß wir berechtigt sind, ein Herabsinken, ein Verkommen der Naturvölker durch und in sich selbst an verschiedenen Orten der Welt anzunehmen. Daß zunächst Laster, wenn sie bei einem Naturvolke einreißen, diesem ganz besonders schädlich sein müssen bei der so geringen leiblichen Pflege, die es sonst hat, leuchtet ein. Und so ist es begreiflich, daß die genannten Polynesier durch ihre schmachvollen[2]) sexuellen Ausschweifungen, ihre Leidenschaft für den gefährlichen Kavatrank[3]), durch ihr sinnloses Losstürmen auf Menschenleben und Gesundheit geistig und leiblich zurückkommen mußten; daß die Neuholländer durch die stetige Noth, den unablässigen Mangel immer tiefer sanken. Dazu kommt nun, daß Trägheit der Erbfehler unseres Geschlechtes, Nichtsthun für viele, namentlich unkultivirte Menschen ein hoher Genuß ist. Der Hang aber zur Trägheit nimmt von Generation zu Generation durch Vererbung zu; die Trägheit verhindert die Sorge für die Zukunft, für das leibliche Wohl, für das Gedeihen der Kinder; sie schadet aber ganz besonders dadurch, daß sie das geistige wie leibliche Leben schwächt, entnervt. Durch die Vererbung entwickelt sich ferner eine große Starrheit und Unbeweglichkeit des geistigen Lebens: die Vorstellungen, Gedankenkreise, Gewohnheiten u. s. w., welche durch lange Generationen hindurch den wesentlichen Inhalt des geistigen Lebens ausgemacht haben, werden immer fester, dominirender, unüberwindlicher[4]), und so ist es schwer zu sagen, ob nicht wirklich die Naturvölker, d. h. die Völker, welche durch die Feindschaft der sie umgebenden Verhältnisse sich nicht zur Civilisation erheben konnten, ob nicht diese Völker eben durch die Feindschaft der Verhältnisse allmälig den Todeskeim eingepflanzt bekommen, an welchem sie, aber jedenfalls erst in sehr später Zeit, doch allmälig erliegen mußten. Daß diese Ansicht, wie ich sie schon vor Jahren ausgesprochen, eine ganz andere als die Wood's ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. So finster diese Wahrheit zu sein scheint, so tröstlich ist sie doch auch wieder: denn sie lehrt, daß all das massenhafte Elend, welches von Seiten der Kultur und leider auch der Kulturvölker über die Naturvölker hereingebrochen ist — die größte Summe von Elend, welche auf Erden ist und nicht bloß in Hinsicht auf die „Wilden", sondern erst recht in Betracht der Kulturvölker jammervoll und schmerzlich —, daß all dies Elend doch zu einem guten Ende führen kann, zur Errettung der Naturvölker vom sichern, wenn auch sehr allmäligen und späten Untergang. Andererseits freilich muß hervorgehoben werden, daß wir nirgends auf der Welt einen solchen Untergang eines Volkes historisch nachweisen können. Die Erbauer der alten Denkmäler des Mississippithales leben in den heutigen Indianern weiter; die Jukagiren, die Kamtschadalen erliegen (oder erlagen) dem Druck umwohnender

[1]) Waitz 3, 64 f.
[2]) Bei Waitz 6, 123 f. und die Quellen.
[3]) Ebendaselbst 59 f.
[4]) Aussterben der Naturvölker 371.

und erobernder Völkerschaften, und überall, wo wir Reste verschwundener Völker finden, bieten sich gewaltsame Aenderungen, Kriege, Auswanderungen und dergleichen in größter Menge zur Erklärung da. Wir kennen also dies Selbsterlöschen eines Volkes nicht; aber als möglich — doch nur in fernster Zukunft möglich — mag es hingestellt werden.

Wood aber spricht auch von den Lastern der Naturvölker; sind nun wirklich die Naturvölker lasterhaft, so lasterhaft wie Wood will? Wenn wir unter Laster eine böse Gewohnheit verstehen, welche ein Einzelner oder ein Volk wider besseres Wissen beibehält, wenn wir dem Worte also eine ethische Bedeutung beilegen, so sind die Naturvölker nicht lasterhaft. Denn weit entfernt, ihre Ethik zu verletzen, stehen sie mit dem, was wir an ihnen lasterhaft nennen möchten, völlig auf dem Boden ihrer Ethik, ja ihrer religiösen Ethik. Denn die meisten ihrer Ausschweifungen, die Mordwuth im Kriege, die Verschwendung der Menschenleben sind eben durchaus auf religiösen Grundlagen und Satzungen beruhend. Also kann man alles das, vom Standpunkt jener Völker aus, nicht Laster nennen. Aber gerade deshalb waren für sie diese Charakterzüge ihres Lebens, diese Art, das Leben zu führen, besonders verderblich. Denn da auch das Schädlichste, Schlechteste (von unserm und allgemein menschlichem Standpunkt aus) bei ihnen heilige Institution war: so lag die Möglichkeit für sie, sich durch eigene Erkenntniß und Entwickelung von diesen schädlichen Einflüssen, von diesem menschlich so Schlechten (welches sie ja nicht für schlecht hielten) zu befreien, sehr fern und wurde mit jeder Generation immer ferner hinausgeschoben. Doch ist auch hier wieder zu betonen, daß auch die so schlimmen Verirrungen, so weit wir historisch wissen, nur die freie Entwickelung der betreffenden Völker gehemmt, nicht ihr Leben zerstört haben.

Im Leben der Naturvölker liegen also eine zahlreiche Menge der wichtigsten Gründe, ihre Entwickelung zu hemmen, nichts aber, was sie unmittelbar zerstört, unmittelbar und ohne Weiteres dem Verderben preis giebt. Am schlimmsten wirkt hier das kraft-summirende Gesetz der Vererbung. Die Theorie also, daß ganze Völker von Natur aus dem Untergang geweiht seien, bewährt sich durch das Studium ihres Lebens nicht; man wird sie um so eher abweisen, je eingehender man dies Leben studirt. Einen ganz besondern Stoß, ja ihre völlige Vernichtung aber erhält diese Theorie, wenn wir finden, daß aus diesen natürlich gegebenen Hemmnissen und Gefährdungen und trotz derselben sich Naturvölker zu höherer Kultur emporgearbeitet haben, selbständig, wenn auch späterhin gestützt auf die Einflüsse der europäischen Civilisation. Solche Beispiele finden sich: wir wissen eins, welches uns wieder direkt auf unser Gebiet, Nordamerika und die Vereinigten Staaten, zurückführen soll — die Tschirokesen. Sie standen zur Zeit der Entdeckung höher wie die anderen oder wenigstens viele andere amerikanische Stämme; und sie haben sich nach ihrer Bekanntschaft mit den Europäern fortwährend gehoben, bis zu ihrem jetzigen Kulturstandpunkt, den wir schon geschildert haben. Daß ihnen hierbei die Europäer nicht geholfen haben, bedarf kaum der Behauptung. Jetzt erst, nachdem wir die ganze Größe der Hemmnisse, die ein Naturvolk umgeben, kennen lernten, jetzt erst begreifen wir die Größe ihrer Leistung, begreifen, daß ihr Fortschritt zu einer wirklich bleibenden Kultur, trotz ihres Zustandes vor kaum 200 Jahren, trotz der Removals, eine der größten Leistungen ist, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat. Uebrigens haben auch manche andere Völker Nordamerikas an diesem Ruhme Theil: mehr oder weniger freilich, und wohl keiner in dem gleichen Maß wie die Chekokee. Es ist wunderbar, welch eine verschiedene Abstufung der Leistungen die nordamerikanischen Indianer zeigen. Am tiefsten stehen die Westvölker, namentlich die Kalifornier. Sie haben ganz den Typus eines nicht hochstehenden Naturvolkes. Ganz anders dagegen die Algonkin, und auch bei diesen wieder giebt es eine ganze Stufenleiter von höher und tiefer stehenden Völkern, welche ja doch ihre höheren Leistungen alle der eigenen Kraft und Fähigkeit verdanken.

Und also können wir unser Resultat wiederholen: der Naturzustand der Völker spricht nicht für die Theorie des Aussterbens, nicht für die Theorie der Schädlichkeit der Civilisation: die Lehren, die er giebt, sind diesen Theorien geradezu entgegengesetzt.

Durch die Philippinen.

Von Marinepfarrer **Wesenberg.**

II.

Mindanao.

Mindanao liegt mit seiner einen Spitze gerade gegenüber von Basilan und in so geringer Entfernung, daß wir nach dem Verlassen des Kanals von Puerto Isabella schon die hohen blauen Berge der Insel am Horizonte wahrnehmen konnten. In ein paar Stunden warfen wir vor Zamboanga, der auf jener Spitze gelegenen Hauptstadt, Anker.

Man liegt hier auf offener Rhede, denn einen Hafen bietet der Ort nicht. Schön und großartig ist der umfassende Blick auf die Insel. Die zunächst flachen Ufer prangen in dem Grün einer üppigen Palmenvegetation, aus welcher die weißen Gebäude der Stadt und die überall am Wasser zerstreut liegenden Hütten hervorlugen. Weiterhin erheben sich hohe bewaldete Bergzüge mit tiefen dunkeln Schluchten und Thälern.

Am Landungsplatze ist ein Damm in das flache Wasser hineingebaut und gewährt für Boote eine bequeme Anlegestelle. Nicht weit davon mündet ein Fluß, welcher, aus den Bergen kommend, die Ebene und die Stadt durchfließt. Wenn man von dem Damme aus das Land betritt, befindet man sich alsbald in einer breiten Straße, von hohen breitwipfeligen Bäumen beschattet. Rechts und links am Ufer des Flusses ziehen sich mehrstöckige massive Gebäude hin, in denen die höheren spanischen Beamten, Offiziere der Garnison und andere Honoratioren wohnen. Auf einem großen, zum Theil mit Kraut bewachsenen, schattenlosen Platze, der sich hier anschließt, liegt eine einfache, im Aeußern ganz schmucklose katholische Kirche. Wenn man, sich rechts wendend, die große Hauptstraße verfolgt, gelangt man zu den Kasernen und dem

Lazareth der Garnison; letzteres mit einem großen umgitterten Vorplatze macht einen durchaus vortheilhaften Eindruck. Noch ein Stück weiter ganz am Ende der Stadt erhebt sich ein altes Fort in Form eines mächtigen Viereckes, dessen dicke graue Mauern von den auf den Korallenriffen schäumenden Wellen bespült werden.

An diesen verhältnißmäßig schönen, vielfach von Palmen und anderen großen Bäumen beschatteten Stadttheil schließt sich ein anderer an, der durch seine schmutzigen engen Straßen, liederlich aussehenden Häuser und erbärmlichen Bambuhütten unangenehm gegen den erstern absticht. Hier wohnen die ärmeren Klassen der Spanier, Malayen und Mischlinge. Auch die Umgebung der Stadt nach dieser Seite ist nicht schön, zum Theil schwarzer Sumpf, zum Theil wüst liegendes mit Buschwerk bewachsenes Terrain, nur hier und da sind einzelne Stücke angebaut.

Aber einen vollständig andern Charakter zeigt die Gegend auf der entgegengesetzten Seite von Zomboanga. Dort führt über eine Brücke des Flusses ein prachtvoller Weg aus der Stadt durch die Ebene nach dem Gebirge zu, prachtvoll zwar nicht in Bezug auf seine praktikabelen Eigenschaften für Fußgänger und Fuhrwerk, sondern in Bezug auf die Umgebung. Denn eine üppigere Vegetation, als sie sich hier zu beiden Seiten weithin ausdehnt, kann man sich kaum vorstellen. Die vereinzelten Wohnungen der dort angesiedelten Spanier und Malayen, Holzhäuser und Bambuhütten, liegen in einem dichten Walde von Kokospalmen, Bananen und Bambugebüschen versteckt, in den Gärten wuchern große breitblätterige Pflanzen, von Winden mit gelben und blauen Blüthen umrankt, die mannigfachsten blühenden und herrlich duftenden Sträucher, Kaffee- und Kakaobäume, und aus diesem dichten Grün erheben die Betelpalmen ihre zierlichen, hohen, schlanken Stämme, an deren Kronen die grünen oder gelben Nüsse in großen Trauben herabhängen. Freilich die Ueppigkeit und Schönheit der Vegetation ist bei dem fruchtbaren Boden, den häufigen, fast täglichen Niederschlägen und der hohen Temperatur kein Wunder. Die Ufer des Flusses, der sich hier in vielfachen Windungen hindurchschlängelt, sind ganz von dichtem Grün eingehüllt und überwölbt; besonders häufig wächst an demselben auch der Sassaparilla-Strauch, dessen Wurzeln dem Wasser medicinisch wirkende Eigenschaften mittheilen sollen. Weiterhin öffnet sich die Gegend auf der einen Seite zu umfangreichen, aber doch immer von Palmenwald umschlossenen Feldern, welche, von regelmäßigen Wassergräben durchzogen, der Reiskultur dienen; andere Stücke sind Weideplätze für Rinder und Pferde, an denen kein Mangel ist. In dieser Weise dehnt sich die Ebene einige englische Meilen weit bis zum Fuße der Berge hin, deren Häupter des Tages gewöhnlich in Wolken verborgen sind. Es war für mich ein herrlicher Genuß, Morgens in aller Frühe durch diese paradiesischen Gegenden zu wandern. Aber schon um 7 Uhr begann die Hitze drückend zu werden und wirkte je länger desto erschlaffender und abstumpfender auf die Empfindung, so daß ich dann diese so herrliche Natur mit einer gewissen Gleichgültigkeit betrachtete. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, will es mir fast unglaublich erscheinen, wie das möglich gewesen ist; man kann sich eben in unserm Klima eine solche Apathie, wie sie durch eine zu hohe Temperatur hervorgebracht wird, schwer vorstellen.

Die Eingeborenen von Mindanao heißen eben so wie die von Basilan bei den Spaniern „Morros“ und leben zum Theil als unabhängige Stämme in den Waldgebirgen der Insel. Die Spanier können hier noch weit weniger als in Basilan daran denken sie zu unterwerfen, da die Wälder ihrer tropischen Natur nach unzugänglich sind und nur mit großem Aufwand von Kosten und Mühe für Truppen zugänglich gemacht werden könnten, wozu die Spanier aber keine Lust haben. Und am Ende würden sie auch, wenn sie wirklich einen Krieg gegen die Eingeborenen führen wollten, zu wenig Gewinn selbst von einem Siege haben. Denn zahlreich sind die Morros nicht, und außerdem sind es arme Leute. Was würde es also den Spaniern helfen, wenn sie dieselben zu Unterthanen ihrer Herrschaft gemacht hätten? Darum sind sie nothgedrungen klug und lassen die Busch-Morros in Frieden und freuen sich, wenn sie von ihnen auch in Frieden gelassen werden. Man sieht also, daß die spanische Macht auf Mindanao nicht von bedeutender Ausdehnung ist. Hierbei lasse ich aber das unabhängige Sultanat im Südosten der Insel ganz außer Betracht und spreche bloß von den für spanisch geltenden Theilen; aber auch in diesen erstreckt sich die spanische Herrschaft effectiv nur über einige Küstenstriche und die dort wohnenden Morros. Man sieht deren Hütten entweder vereinzelt oder zu Dörfern vereinigt liegen; es sind aber immer Pfahlbauten, die sich 2 bis 4 Fuß über dem Boden erheben. Eins dieser Dörfer liegt nicht fern von der Stadt in eben demselben Palmenwalde, den ich vorhin beschrieben, von breiten Wegen durchschnitten und jede Hütte von Bananenstauden, Orangen-, Mango- und anderen Bäumen umgeben, so daß es eine wahre Lust ist da hindurchzuwandern.

Ein anderes Dorf liegt am Strande im Wasser, doch so nahe dem Ufer, daß man die Hütten auf schräg vom Strande aus angelegten Baumstämmen erreichen kann. Auf diesen balancirt man unmittelbar bis vor die Thür der Hütten und dann kriecht man auf allen Vieren durch dies 2 bis 3 Fuß hohe Loch hinein. Ich besuchte in Gemeinschaft mit einem Spanier den Häuptling des Morro-Dorfes, der seinen Palast nur durch einen größern Umfang und Höhe vor denen seiner Untergebenen ausgezeichnet hatte. Das Innere war nicht weiter durch Wände in verschiedene Abtheilungen getheilt, aber doch schienen die einzelnen Plätze ihre besondere Bestimmung zu haben. In der einen Ecke lagen Matten und Kissen, womit also die Schlafstätte angezeigt war; in einer andern saßen mehrere Frauen und Mädchen und waren mit Enthülsen von Früchten beschäftigt, dort war also das Departement der häuslichen Wirthschaft; in einer dritten lagen Netze, Angelzeug und sonstiges Fischergeräth, an den Wänden hingen Speere und Krise und die Mitte des Raumes stellte das Empfangszimmer dar. Der Einfluß der Kultur zeigte sich in einigen vorhandenen Schemeln ohne Lehne aus Bambugeflecht, die aber doch nur für fremde Gäste da zu sein schienen, denn die Morros saßen auf dem aus Bambustangen gebildeten Boden mit gekreuzten Beinen. Von Bekleidung war bei ihnen außer einem Lendenschurz natürlich nicht die Rede, wenn man nicht die braune oder braunschwarze Farbe der Haut als Ersatz für diesen Mangel gelten lassen will. Und in der That, es ist ein gewisser Ersatz, wenigstens für das Auge des Betrachtenden. Es ist ein großer Unterschied, ob man einen weißen oder einen farbigen Menschen nackt sieht, bei ersterm fällt die Nacktheit ungleich mehr auf als bei letzterm. Und diese Wahrnehmung beruht keineswegs bloß auf dem Unterschied der Gewöhnung, daß man nämlich weiße Menschen meistens bekleidet sieht und daher ihre Nacktheit desto mehr auffällig findet, während man die Farbigen fast immer nackt sieht und deshalb die Kleidung weniger an ihnen vermißt. Wenn auch ohne Zweifel dieser Umstand mit in Betracht zu ziehen ist, so ist er doch nicht allein bestimmend. Noch mehr aber als die dunkle Farbe thut die Tatuirung dazu, um den Mangel der Kleidung zu vergessen.

Die Waffen der Morros, besonders die Krise, sind oft von höchst kunstvoller Arbeit. Der Häuptling zeigte mir

unter Anderm einen Kris, dessen silberner Griff sehr fein ciselirt und dessen Klinge mit silbernen Arabesken ausgelegt war. Ich hätte dies Prachtstück gern gekauft, aber er forderte dafür nicht weniger als 25 Doll., circa 33 Thlr., was mir für eine Liebhaberei eine zu hohe Ausgabe zu sein schien.

Die Eingeborenen werden von manchen Ethnologen Alfuren genannt und als eine Mischrace von Malayen und Papuanen betrachtet; aber bei denen, welche ich gesehen habe, herrscht jedenfalls der malayische Typus in so bedeutendem Maße vor, daß der papuanische dagegen ganz zurücktritt, wenn nicht gar verschwindet. Ihre Gestalt ist im Ganzen fein gebaut, die Haare lang, weder struppig noch kraus, und die Gesichtszüge durchaus nicht immer häßlich. Freilich bin ich mit den Buschmorros nicht in Berührung gekommen, aber ich kann mir kaum denken, daß dieselben einen wesentlich andern Racentypus aufweisen sollten.

Was die religiöse Anschauung und den in dieser Hinsicht geltenden Geschmack der Spanier in Zamboanga betrifft, so war ich einst Zeuge einer Scene, die mich durch ihre Auffälligkeit und durch die Abweichung von dem, was wir für angemessen und natürlich halten, höchlichst frappirte. Es traf sich zufällig, daß ich zwei Leichenzüge, welche sich durch die Straßen der Stadt bewegten, mit ansah. Die Särge wurden ganz offen getragen, so daß jeder die Leichen, ein Kind und ein junges Mädchen, sehen konnte. Doch wäre das nicht gerade unziemlich zu nennen, denn gegen eine solche Sitte könnte man ja nichts einwenden. Aber schon das Gefolge, meist Frauen und Kinder, machte durch seine größtentheils bunten Kleider einen etwas sonderbaren Eindruck, und geradezu widerwärtig war die Musik, nämlich nicht eine Trauermusik in ernsten Weisen, sondern die lustigsten Polkas und Galoppaden, als wenn es zum Tanze gehen sollte. Demgemäß bewegte sich auch der ganze Zug in munterm, schnellem Tempo vorwärts, so daß man glauben mußte, daß ein Leichenbegängniß in Zamboanga zu den fröhlichsten Festen gehöre, wie etwa eine Hochzeit. Ich befand mich gerade bei einem deutschen Landsmanne, und als ich diesem gegenüber mein Befremden über eine solche Trauerfeierlichkeit äußerte, erwiderte er mir, daß dieselbe nicht etwa eine seltsame Ausnahme, sondern die Regel und allgemeine Sitte sei.

Ueber die historische Erweiterung des Horizontes[1]).

Von Prof. **Sophus Ruge.**

I.

In seiner Abhandlung über die Aufgaben und die Gliederung der Geschichte der Erdkunde (Ausland 1864 Nro. 34) thut Peschel den Ausspruch: „Wenn man genau weiß, wo zu einer bestimmten Zeit die Grenze der bekannten Erdräume lag, so weiß man schon außerordentlich viel.“ Dieser Satz bezieht sich a. a. O. nur auf die räumliche Ausdehnung des geographischen Gesichtskreises und läßt die Folgerung zu, daß man aus der Größe des Radius in diesem Kreise auf den Werth und Gehalt des gesammten geographischen Wissens schließen dürfe. Aber man kann noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß der horizontalen Ausdehnung des Gesichtsfeldes auch die vertikale entspricht, daß, wie der forschende Blick wagerecht in immer weitere Erdräume dringt, auch senkrecht der Blick tiefer in die Himmelsräume hinaufreicht, daß mit der erweiterten Kenntniß auf der Erde eine geläuterte Vorstellung von der Größe des Himmelsgewölbes und der Weltkörper Hand in Hand geht. An der Hand der Geschichte der Erdkunde will ich im Folgenden dieses näher zu begründen suchen. Die Begriffe der Heimathskunde, Vaterlandskunde, Erdkunde, Weltkunde weisen direkt auf die wachsenden Kreise des Gesichtsfeldes hin. Wir selbst stehen im Mittelpunkte aller dieser Kreise.

Die Heimathskunde ist der Inbegriff der sinnlichen Wahrnehmungen des einzelnen Menschen über die ihn umgebende Natur. Der Mensch steht inmitten eines Kreises, dessen Peripherie seine Kenntniß umfaßt. So viele Menschen, so viele Heimathskreise. Die Heimathskunde bildet gegenwärtig den elementaren Anfang der Erdbeschreibung und knüpft an den Anschauungsunterricht an.

Wo ein größeres Gemeinwesen, ein Staat, mit gleicher Sprache, gleichen Sitten und Einrichtungen entsteht, da liegt in der zusammenfassenden Erkenntniß und Kenntniß des Landes die Vaterlandskunde vor, nicht mehr als die Arbeit und der Besitz eines Einzelnen, sondern des Volkes. Die Darstellung und Beschreibung geht über den Rahmen individueller Anschauung hinaus. Der Einzelne kann nicht mehr alles wissen und gesehen haben, er kann nicht mehr sein Vaterland derart kennen, wie der Naturmensch seine Heimath. Eine Heimathskunde kann jeder, auch der Naturmensch, besitzen, eine Vaterlandskunde ist eine Errungenschaft der Kulturvölker.

Die Erdkunde und Weltkunde endlich kann man als die wissenschaftliche Arbeit der ganzen Menschheit, wenigstens der Kulturvölker, an der Erforschung unserer Mutter Erde und ihrer Stellung im Weltraum bezeichnen.

Sehen wir nun zunächst, wie sich die Welt in dem Auge des Naturmenschen abspiegelt. Wir stellen uns dabei gleichsam an die Eingangspforten zu einer Geschichte der Erdkunde, und in diesem Sinne beginnt auch der ältere Malte Brun seine Geschichte der Geographie mit den Worten: „Der Mensch im Stande der rohen Natur kennt nur die Wälder, worin sich seine Jagdstreifereien erstrecken, den ihm zur Fischerei dienenden Fluß, die ihm den Weg zu seiner Hütte zeigenden Berge, und die Weiden, wo seine Herden irren. Seine Nachbarn sind ihm durch die mit ihnen gehabten Streitigkeiten und Kämpfe bekannt. Die ganze übrige Welt ist für ihn gleichsam nicht vorhanden.“ Die Anwohner der See kennen mithin den Strand, an dem sie ihre Nahrung finden, die Bewohner von Inseln, namentlich in den Eilandfluren des Stillen Weltmeers, ringsum die Nachbarinseln. Aber eine Vorstellung von der ganzen Erde hat keiner von ihnen. Der Horizont verschwimmt im Dämmerscheine mythologischer Vorstellungen, sagenhafter Berichte.

Die bekannten Gebiete und Naturformen sind mit zahlreichen Specialnamen belegt; aber für große Räume, die

[1]) Vortrag gehalten in der Dresdener Geographischen Gesellschaft.

sich nicht übersehen lassen, fehlt der generelle Ausdruck, der Gesammtname.

Länder und Landmassen können sie nicht benennen; doch ist dabei nicht ausgeschlossen, daß manche unserer üblichen geographischen Namen sich aus einzelnen Merkmalsnamen herausgebildet haben, denen ihre feste Umgrenzung viel später angewiesen worden ist, als sich der Gesichtskreis bedeutend erweitert hatte. Dahin gehören z. B. in der Alten Welt die Bezeichnungen für die Morgen- und Abendseite der Erde, die Namen Asien und Europa. (H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie §. 26, S. 26.) Viel rascher entstehen in gereifter Zeit die Namen Amerika, Australien, wenn auch diese Bezeichnungen nicht mit einem Schlage allgemeine Anwendung finden. Wie lange hat es gewährt, bis die deutschen Stämme das Wort Deutschland gefunden, welches alle ihre Gaue und Landschaften zu einem Ganzen verband und in eine Vorstellung vereinigte!

Flüsse haben in den verschiedenen Theilen ihres Laufes verschiedene Namen. Jeder Stamm bezeichnet das fließende Wasser mit dem seiner Sprache entlehnten Gattungsbegriff. Häufig kehrt nur der Ausdruck: Wasser, großes Wasser und dergleichen wieder. Man kennt weder Quelle noch Mündung. So heißt der Ob bei den Wogulen As, bei den Samojeden Koldy, so nennen die Mordwinen die Wolga Rhau (Ptolemäus Rha); der mittelalterliche Name Itel, Itil stammt von den Tataren, die den Strom noch jetzt Idel, Adal nennen. Wie viele Lokalnamen kennt man nicht vom Niger, vom Congo u. s. f.!

Für die Plastik der Erdkruste hat der Naturmensch nur den Ausdruck für Berg und Thal, und belegt beide mit Sondernamen; Bergzüge werden nur dann besonders benannt, wenn sie dem Auge sich als eine geschlossene Masse darstellen. Gebirgssystemen fehlt die gemeinsame Bezeichnung. Mag auch der Gegensatz von Oberland und Unterland von jeher volksthümlich gewesen sein, so ist doch die feste Vorstellung und einheitliche Auffassung von Hochländern und Tafelländern erst sehr spät, vielleicht erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Geographie eingeführt. Und ganz erklärlich, da selbst dem geübten Auge des Reisenden solche Gestaltungen entgehen können, bis seine wissenschaftlichen Instrumente ihm den Nachweis liefern. Wie bei den Strömen die Erscheinung des Fließenden den Namen veranlaßte, sehen wir bei den Gebirgen sehr oft nicht die Gestalt oder Höhe, sondern den Waldmantel, der sie verhüllt, als generellen Theil des Namens erscheinen. Ich brauche nur an das bei deutschen Gebirgen so häufig wiederkehrende „Wald" und „hart" zu erinnern. Auch muß wohl die lange in den Sommer hinein oder Jahr aus Jahr ein sich zeigende Schneedecke Pathenstelle bei den Bergen vertreten. Wer möchte alle „Schneeberge" der Erde aufzählen vom höchsten Himalaja bis zum bescheidenen wenig über 700 m erhabenen Plateau im Elbsandsteingebiete!

Und endlich die Menschen selbst! Für uns hier die wichtigste Namengruppe. Ich glaube, die meisten Naturvölker nennen und nannten sich ursprünglich einfach „Menschen". Aber alle Stämme, die nicht gänzlich isolirt leben, haben mehrere Namen, die sie ihren Nachbaren und speciell dem Spott oder der Furcht der Nachbaren verdanken. Sehr viele dieser letzten Benennungen haben Bürgerrecht in der Geographie erhalten. Nach der üblichen Erklärung bedeutet Eskimo in seiner ursprünglichen Form so viel als Rohfleisch-Esser. Daß hier ein Spottname vorliegt, dürfte wohl von keinem geleugnet werden. Sie selbst nennen sich Inuit oder Inuk, d. h. Menschen, im Mackenziegebiet Tschiglit, d. h. Menschen. Ebenso bedeutet Aïno und Kurile so viel als Mensch. Desgleichen die Namen der Tungusenstämme Boje und Donki, die einheimischen Namen der Kamtschadalen: Kroschscha oder Stälmen, der Lappen: Almagh (d. h. Volk). Castrén erzählt (Reiseberichte und -briefe S. 259), daß ein Samojedenstamm in Sibirien sich Irgum, d. i. alte Menschen, nennt. Eitelkeit und Spott erkennen wir auch in folgender Namengebung: „Die karakonschen Samojeden," erzählt Castrén, „zogen vom Kranichflusse aus und nannten sich daher Kranich-Menschen. Der Ausdruck mochte ihnen aber bald nicht mehr behagen, sie veredelten sich in Adler-Menschen. Ihre Nachbaren, die Ostjaken, hielten es für angemessen, den Hochmuth etwas zu dämpfen, indem sie aus den Adler-Menschen Gänse-Menschen machten" (a. a. O. 260).

Auch unter den Indianern Nordamerikas zählt Abbé Petitot (Bull. soc. geogr. Paris 1875, II, p. 9 ff.) eine ganze Reihe von Stammnamen auf, alle mit der nämlichen Bedeutung, z. B. die Irokesen als Onknéc-onwé, die Lenni-lennape, die Illini (Illinois), Dénè, die Bris des bois als Eyiniwok und Andere. Ferner bezeichnen sich viele malaische Stämme mit „Orang", die Negritos auf Luzon mit „Eta". Wir finden diese Auffassung in allen Erdtheilen; in Afrika mögen noch die Khoi-Khoin (Hottentoten) erwähnt sein, und zum Schluß dieser Reihe, die keineswegs erschöpfend sein soll, wollen wir unseres eigenen Namens gedenken. Gothisch thiuda, althochdeutsch deot, mittelhochdeutsch diet bedeutet Volk, aber auch Mensch (du armer diet = du armer Mensch!), das Adj. diutisch ist deutsch. Deutsch reden und deutsch verstehen ist uns gleichbedeutend mit verständlich und offen reden. Unsere slavischen Nachbaren im Osten nennen uns die Stummen, weil wir ihre Sprache nicht verstehen, unsere keltischen und romanischen Nachbaren haben uns den Namen Germanen geschenkt, wohl am besten nach dem Schlachtgesang und Schlachtgeheul zu deuten, also die Schreier, oder poetischer im Sinne Homer's „die Rufer im Streit". So entbehren auch wir nicht der Spottnamen. Im Westen gelten wir als Schreier, im Osten als Stumme, wir selbst verstehen uns, wenn wir deutsch reden.

Alle diese erwähnten geographischen Ausdrücke und Volksnamen sind aber unzweifelhaft einem engen Gesichtskreise entsprungen. Ueberall, wo die Völkerstämme sich Menschen nennen, ist der Blick in die Welt durch einen beschränkten Horizont gebunden; denn in der Bezeichnung Menschen liegt eigentlich, daß man sich für die einzigen hält. Der Hottentotenstamm der Damara drückt dieses Selbstgefühl prägnant dadurch aus, daß er sich Hau-Khoin, d. h. echte Menschen, nennt. Es haben sich danach auch andere zweibeinige, mit Sprache begabte Geschöpfe den Titel „Menschen" angemaßt, aber die Damara sind wirklich echte Menschen. Draußen ringsum, am Rande der Welt und ihres Horizontes sind diese Geschöpfe mißgestaltet, von der Natur stiefmütterlich gebildet, Ungeheuer, Riesen oder Zwerge. Selbst die klassischen Völker des Alterthums sind von diesen Vorstellungen nicht frei geblieben. Der berühmte Orientalist Reinaud spricht dies auch in seiner Einleitung zur Geographie Abulfedas (Bd. I, S. 215) aus: „Zu allen Zeiten haben die Menschen es geliebt, die ganze Welt auf sich zu beziehen und sich allein eine Wichtigkeit beizulegen. Sie haben den Winkel der Erde, wo sie wohnten, für das Hauptstück der Erde gehalten und gemeint, die ganze übrige Welt diene bloß dazu, sie selbst ins rechte Licht zu setzen." — Jedes Volk ist darum der Ansicht, daß es die Mitte der Welt einnehme, daß es das einzige, das edelste, oder wie die Juden sich ausdrückten, das „auserwählte" Volk sei.

Die Chinesen wohnen nach ihrer Ansicht im Reiche der Mitte, den Indern galt der Berg Meru als Mitte der Welt, in Indien und Skandinavien bezeichnet midhiama und midgard die Wohnung in der Mitte, die Chaldäer

sahen das Centrum in Babylon, die Juden in Jerusalem. Aus religiösen und dogmatischen Gründen ist diese Ansicht für die Geographie und Kartographie des Mittelalters verhängnißvoll geworden. Die Mitte des Weltleibes ist auch durch einen sichtbaren Nabel ausgezeichnet. Die Altperuaner verehrten diesen Nabel in ihrer Hauptstadt Cusco, die Griechen in Delphi, die Moslemin Aegyptens noch jetzt in einer Moschee Kairos. Originell und sehr charakteristisch für solchen Glauben ist, was uns der finnische Reisende Wallin (Professor in Helsingfors) von der nordarabischen Oase Dschauf (Algawf) erzählt: Das Volk dort, sagt er, bildet sich ein, daß seine Stadt im Centrum der Welt liege, und nennen sie deshalb oft gawf aldunià, d. h. Nabel der Welt. Man hat nämlich von hier nach allen Richtungen durch die Wüste sieben Tagereisen bis zu den nächsten großen Städten, nach Damaskus, Mesched-Ali, e' Riad, Medina und Kerak am Todten Meere (Journ. R. Geogr. Soc. London XXIV, p. 150). Am bekanntesten aber und am meisten besungen wurde der Erdnabel von Delphi, alle griechischen Dichter von Pindar bis auf Euripides haben ihn gefeiert. Noch zu Strabo's Zeit zeigte man den mit Bändern verzierten Nabel von weißem Gestein im Tempel. (Strabo S. 420, Pausanias X, c. 16.) Nach einer Angabe Plutarch's soll schon zu Solon's Zeit Epimenides gegen die Berechtigung dieses Nabels seine Stimme erhoben haben, lauter wurden die Bedenken nach den Perserkriegen, als Demokrit (460 bis 400), Dikäarch und Andere den alten Volksglauben kritisch beleuchteten. Doch wurden dadurch die poetischen Ergüsse der Dichter noch nicht gehemmt. Die Läuterung der griechischen Vorstellung ist um so interessanter, weil wir mit dem wachsenden Horizonte namentlich in Folge der Berührung mit den Persern den Kampf gegen die veraltete Weltanschauung eintreten sehen.

Der Glaube an den Nabel als Mittelpunkt konnte nur mit der Vorstellung von der Gestalt der Erde als einer Scheibe bestehen. Die Idee einer Erdscheibe war naturgemäß aus dem beschränkten Horizonte erwachsen. Aber erst fiel der Nabel und dann die Scheibe vor dem geschärften Auge des wissenschaftlich gebildeten Griechen. Wachsende Kultur kann ohne Erweiterung des Gesichtskreises kaum gedacht werden. Von einem beschränkten Menschen sagen wir, er sähe nicht über seine Nasenspitze hinaus.

Aber auch bei rohen Völkern ist die Weite der Gesichtskreise sehr verschieden. Wanderstämme haben mehr von der Welt gesehen als seßhafte. Jäger, Fischer und Seefahrer schweifen am weitesten hinaus. Hier finden wir sogar die Anfänge einer Kartographie. Solche Kartenskizzen sind von Reisenden mehrfach erwähnt, wohl auch bei Entdeckungszügen für sie von Nutzen gewesen. Peschel hat darauf in seiner Geschichte der Erdkunde hingewiesen (2. Aufl. S. 215) und R. Andree darüber eine fleißige Zusammenstellung geliefert („Globus“ XXXI, S. 24, 37). Eskimos, Indianer und Polynesier zeigten hierbei vor allem eine Schärfe der Auffassung und Darstellung, die in Erstaunen setzt. Bei den Negern dagegen, die weder Jäger noch Fischer, noch Seefahrer sind, fehlen die Karten und damit auch die erste Erweiterung des Horizontes.

Im allgemeinen wird derselbe durch Kriegs- und Handelszüge erweitert, vor allem zur See. Hierbei mag an Goethe's Ausspruch (Faust 2. Theil) erinnert werden: Das freie Meer befreit den Geist. Seefahrende Nationen gewinnen das weiteste Gesichtsfeld. Seevölker haben darum am frühesten zur Bereicherung geographischer Anschauungen und Kenntnisse beigetragen. Darin liegt die Bedeutung der Phönizier, Griechen, Araber, Normannen für die Entwickelung der Erdkunde. Darum nimmt die Geschichte der Seefahrten eine so wichtige Stelle in der Geschichte der Erdkunde ein, weil die räumliche Erweiterung der Kenntnisse eine Vertiefung der Forschung nach sich zieht. Darum haben Landvölker wie Chinesen, Chaldäer und Aegypter trotz ihrer hohen Bildung weit weniger in dieser Hinsicht geleistet. Ihnen blieb die Erde eine Fläche, eine Scheibe.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Arzt des Schahs von Persien, Dr. Tholozan, hat kürzlich die Berichte über Erdbeben im Orient in den Werken der hauptsächlichsten arabischen und persischen Historiker untersucht. Erwähnt werden in dem Zeitraum vom 7. bis zum 17. Jahrhundert 111, über welche natürlich die Berichte in Genauigkeit und Vollständigkeit verschieden sind. Die meisten waren heftig und verheerend, einige dauerten mehrere Tage, z. B. das in Chorassan im Jahre 644. Auch von den begleitenden meteorologischen Erscheinungen — Sturm, Wirbelwind, Finsterniß, Getöse, Blitz und leuchtenden Meteoren — erhalten wir höchst genaue Nachrichten. Die Zahl der Erdbeben in diesen zehn Jahrhunderten betrug: in Persien 52; darunter 21 zugleich in Syrien, Mesopotamien, Aegypten, Turkestan u. s. w.; in Mesopotamien 23, darunter 16; in Aegypten 27, darunter 9; in Syrien 26, darunter 17 zugleich in anderen Ländern. Aus dieser Zusammenstellung geht die Unrichtigkeit zweier Behauptungen hervor: der van Hoff's, daß vom 13. bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast gar kein Erdbeben in Syrien und Judaea stattgefunden; und der Quatremère's, daß der Nordosten Afrikas, mit Einschluß Aegyptens, fast nie von dieser Plage heimgesucht worden sei: da von 796 bis 1482, also in sieben Jahrhunderten, 27 Erdbeben in diesem Lande erwähnt werden, so kommen durchschnittlich auf jedes Jahrhundert vier.

— Allgemein verbreitet in Europa, ja in der ganzen Christenheit ist die Annahme, der Islam leugne die Existenz der Seele beim Weibe. Und doch ist diese Meinung, wie J. W. Redhouse in einem vor der Royal Society of Literature im Februar dieses Jahres über türkische Poesie gehaltenen Vortrage überzeugend dargethan, entweder eine geschickte Verleumdung oder ein aus grober Unkenntniß hervorgegangener Irrthum, der allerdings schon sehr alt ist und leider ebenso unzerstörbar scheint. Was Wunder aber, daß diese falsche Annahme so gang und gäbe ist, wenn, obgleich sie bereits 1734 von Sale in der Vorrede zu seiner englischen Koranübersetzung widerlegt ist, noch im vorigen Jahre ein Reverend einer Missionsgesellschaft in einem zu Milwaukee gehaltenen Vortrage sagt: „Der Frau, die in diesem Leben die Sklavin des Mannes ist, wird die Hoffnung auf Unsterblichkeit genommen, weil ihr sogar der Besitz einer Seele abgesprochen wird.“ Und doch hätte man nirgend bessere Kunde hierüber haben können als in jener Gesellschaft, welche in der Türkei und in Persien allein über 50 Missionäre unterhält! Ganz im Gegentheil enthält der Koran mehrere Stellen, welche den Frauen ausdrücklich die

Freuden des Himmels versprechen oder die Qualen der Hölle androhen; eine einzige genüge hier: Kap. XLVIII, 5 und 6 heißt es: „Möge er die Bekenner und die Bekennerinnen in Paradiese gelangen lassen, welche Flüsse durchströmen, daß sie darin wohnen ewiglich. Möge er die Heuchler und die Heuchlerinnen bestrafen und die Polytheisten und Polytheistinnen, die Böses gegen Gott im Sinne haben!“ Schon Noah und Abraham beteten nach dem Koran für „Vater und Mutter“, und so wurde auch den heidnischen Arabern die Lehre von der Unsterblichkeit der Frauenseele nicht als ein neues Dogma gebracht, sondern als zum Glauben der Patriarchen gehörig, den der Islam nur erneuert und vervollständigt hätte. Jeden Freitag nach dem Mittagsgottesdienst erschallt das Gebet für die Gläubigen beiderlei Geschlechts; die Beerdigungsceremonie ist Wort für Wort dieselbe für Mann und Weib, und auf dem Grabstein einer jeden Mohammedanerin steht, wie auf dem eines jeden Mohammedaners, die Bitte an den Vorübergehenden, für ihr Seelenheil einen Vers des Koran zu beten. Und endlich betet jeder und jede Gläubige nach der religiösen Vorschrift täglich fünf Mal um Vergebung seiner und ihrer Sünden und derer von Vater und Mutter und aller Bekenner. Aus dem allen geht unwiderleglich hervor, wie irrig die Annahme ist, der Islam leugne die Existenz der Frauenseele.

— Durch Verfügung vom 3. (15.) Mai dieses Jahres haben die einzelnen Werke des befestigten Lagers von Kars folgende neue Benennungen erhalten:

1. Weli Pascha . . . . . Kaiser Alexander II.
2. Citadelle . . . . . . Großfürst Michael.
3. Inglis . . . . Fürst Swjatopol Mirski.
4. Tschachmach . . . . . Graf Loris-Melikow.
5. Kauly . . . . Lazarew.
6. Linke Redoute vor Kauly . . . . Graf Grabbe.
7. Rechte Redoute vor Kauly . . . . Bjelinski.
8. Suwari . . . . Fürst Melikow.
9. Fort ж [1] (Sh) . . . Sofiano.
10. Tschim . . . . Komarow.
11. Tachmas . . . . . . Butschkiew.
12. Tich-tepe . . . . . . Roop.
13. Ai . . . . Pawlow.
14. Blum-Pascha . . . . Schatilow.
15. Muchlis . . . . . . Kochanow.
16. Karapotlach (Arab) . . Rydsewski.
17. Karada . . . . Fadäjew.
18. Ziaret . . . . Nerbert.
19. Hafiz Pascha . . . . . Alchasow.
20. Fezi Pascha . . . . . Fürst Tschawtschawadse.
21. Linke Redoute von Fezi Pascha . . . . . Koselkow.
22. Rechte Redoute von Fezi Pascha . . . . . Bulmering.

— Die „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (XIV, Heft 1 u. 2) enthält eine längere Abhandlung des persischen Generals Houtum-Schindler über seine Reisen im südwestlichen und nördlichen Persien, illustrirt durch drei sehr werthvolle Routenkarten, die Prof. Heinrich Kiepert redigirt hat. Der vorzugsweise topographische Text enthält neben der ausführlichen Wegebeschreibung manche interessante Angabe über Land und Leute, von denen wir hier einige wiedergeben. Schindler durchreiste zwischen Schuschter und Ispahan den zur Provinz Arabistan gehörigen Distrikt Dschaneki (etwa 49½° bis 50½° ö. L. Gr., 32½° bis 32¾° nördl. Br.), deren Statthalter sich viel mit Pferdezucht beschäftigt und dem Reisenden klagte, daß ihm im Jahre 1876 die Viehseuche 70 Procent seiner Pferde weggerafft habe. Kühe, Esel und Maulthiere starben in gleicher Proportion. Jenseits der Gebirge, die nördlich von Qal'a-i Tul und südlich von Bagh-i Malek liegen, ging die Krankheit nicht; sie zog sich aber in diesen parallelen Bergketten bis nach Fars im Südosten und bis nach Luristan im Nordwesten, d. h. in einer Breite von 10 bis 12 engl. Miles und etlichen hundert Miles Länge. Vieh, das vielleicht nur eine halbe Stunde Wegs, aber auf der andern Seite des Berges, von Dörfern, wo die Seuche wüthete, sich befand, blieb unversehrt. — Weiterhin, etwa 100 Kilometer südwestlich von Ispahan, erreichte er die Burg Tschiqa-Chor (Sonnenhügel), die Sommerresidenz des Ilchani oder Statthalters der Bachtiaren. Auf dem die Burg tragenden Hügel stand noch vor 40 Jahren ein armenisches Dorf, aber von den fortwährenden Anfällen der Bachtiari in die Enge getrieben, zogen sich die Armenier nach Tschahâr-Mahal (etwas weiter nördlich) und nach Dschulfa (bei Ispahan) zurück. Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wurden sie von Schah Abbas hierher geführt und ließen sich in den kühlsten Hochebenen, die auch die reichsten Weiden besaßen, nieder. Der Ilchani versucht in neuester Zeit die Armenier wieder in sein Gebiet zurückzubekommen, da er einsieht, daß seine eigenen Leute nicht so geschickt im Ackerbau und auch nicht so fleißig, wie die Armenier sind.

Auch in den Distrikt Feridan (unter 33° nördl. Br., etwa 100 km nordwestlich von Ispahan) versetzte Schah Abbas Armenier und Georgier. Der Distrikt wird in fünf Bezirke getheilt, wovon einer der armenische genannt wird; derselbe hat 9 Dörfer, die anderen vier deren 143. Auch in den letzteren giebt es einige armenische Dörfer, so daß deren Gesammtzahl sich auf 17 beläuft. Die Felder, namentlich die der Armenier, sind alle gut bebaut. Die Armenier gebrauchen zum Erntetransport hohe zweirädrige Karren, die Muselmanen sind bei ihren Eseln und Maulthieren geblieben. Die Armenier von Feridan sind sehr von denen Dschulfa's oder des übrigen Persiens verschieden. In dem rauhen Klima dieser 8000 Fuß über dem Meere gelegenen Thäler fortwährend den räuberischen Anfällen der Bachtiaren ausgesetzt, sind sie ein wohlgebauter, kräftiger, kriegerisch aussehender Menschenschlag, ohne das kriechende Wesen der anderen Armenier. Bei den Frauen bemerkte Schindler, wie bei denen von Dschulfa, auffallend rothe Gesichter, was einige Reisende (wie Lady Sheil und Ker Porter) dem starken Branntweingenusse zuschreiben, während der englische Missionär, der schon lange Jahre in Ispahan ansässig ist und oft in Feridan verweilt hat, versichert, daß Branntwein und Wein wenigstens in Feridan kaum getrunken werden. Vielleicht ist das Klima der Grund der Gesichtsfarbe. In den armenischen Häusern Feridans herrschen Wohlhabenheit und Comfort. Ihre Speicher sind voll und mit allem versehen; jedes Dorf hat eine kleine Kirche, einen von der Gemeinde bezahlten Priester und eine Schule. Sämmtliche Einwohner Feridans waren ursprünglich Georgier und Armenier; einige Miles von Nimagird ist das Dorf Achora-i bala mit 350 Familien, die jetzt sämmtlich Muselmanen sind, aber noch georgisch sprechen. Diese Leute nannten Feridan Parîâ oder Perîâ.

[1] shiwete, der siebente Buchstabe des Alphabets.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

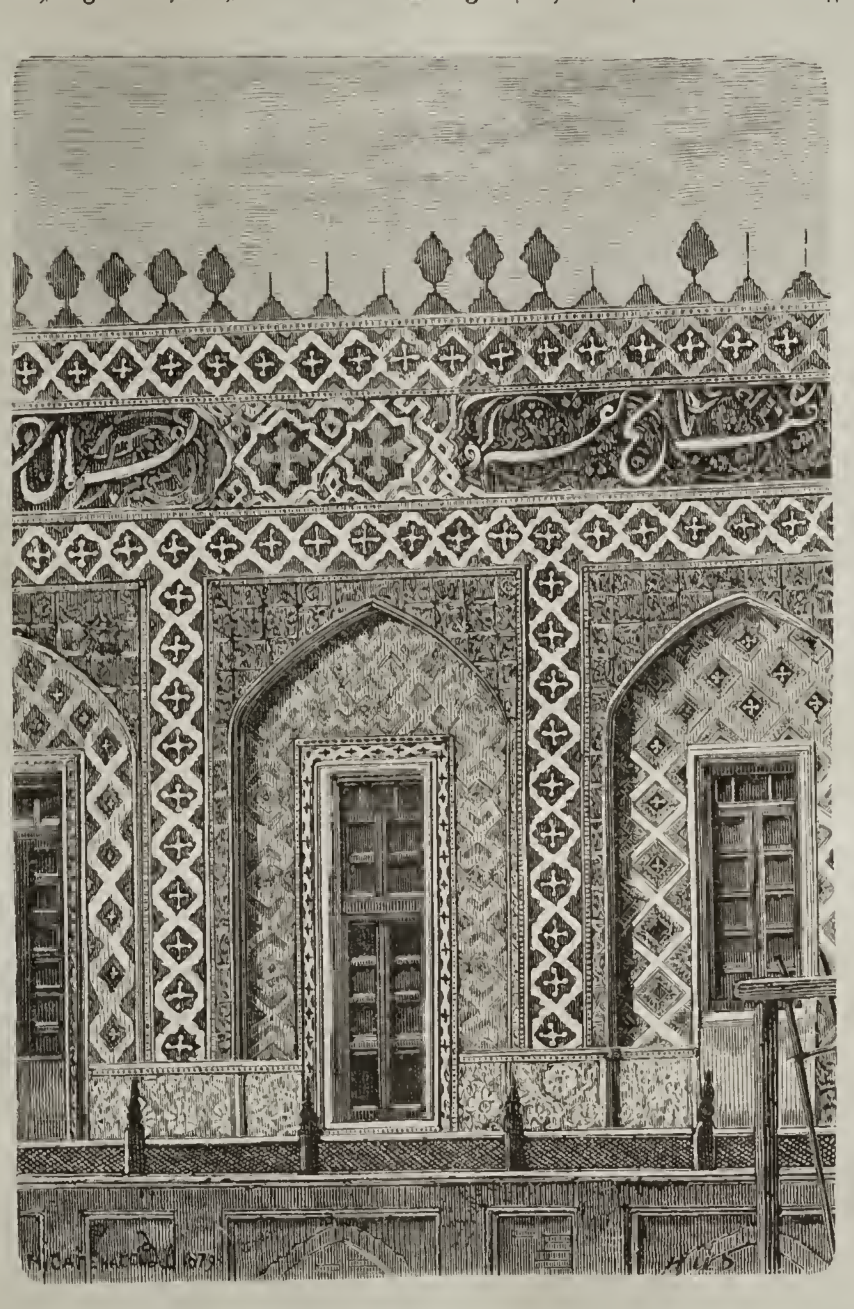
VI.

Der Palast des Chans von Chokand ist in der Mitte der Stadt, nicht weit vom Flusse, auf einem Hügel gelegen; hohe starke Mauern, um welche noch Gräben gezogen sind, umgeben den weitläufigen Komplex von Gebäuden mit den dazwischen liegenden Höfen und Gärten. Eine Inschrift auf der glänzenden Vorderseite besagt, daß der Palast im Jahre 1287 der Hedschra (1870 unserer Zeitrechnung) von Saïd-Mohammed-Chudajar-Chan erbaut worden ist. Eine hölzerne Rampe führt zu dem Haupteingange, ebenfalls hölzerne Bretterstiegen von dem Hofe in die Gallerien des obern Stockwerkes, deren reichbemalte Holzsäulen zierlich und kunstvoll geschnitzte Kapitäle zeigen. Die meisten der früher kostbar ausgeschmückten Gemächer des Palastes befinden sich heute in einem Zustande der ärgsten Zerstörung, ein Werk der Rache der Chokander Bevölkerung gegen ihren Herrscher nach dessen Flucht mit den Russen im Jahre 1875. Nur die Dazwischenkunft des Militärs konnte das Volk daran verhindern, den Palast dem Boden gleich zu machen. Der Audienzsaal des Chan ist in eine russische Kapelle umgewandelt worden; die wohlerhaltene überaus reiche Deckenmalerei legt ein günstiges Zeugniß für den Geschmack der modernen Chokander Kunst ab. Neben dem sogenannten Arbeitszimmer des Chan, in welchem er die zahllosen Todesurtheile unterzeichnete, die allein seine Regierung zu befestigen vermochten, befindet sich das „Labyrinth“, eine architektonische Spielerei, wie sie ähnlich in manchen unserer Schlösser der Rokokozeit vorkommt; es ist ein Gewirr von kleinen zum Theil finsteren Kammern und Gängen, aus denen ein Uneingeweihter, wenn in die Mitte geführt, sich nicht herauszufinden vermag. Der russische Gouverneur von Chokand bewohnt nicht den eigentlichen Palast, sondern den Harem des Chan, ein ausgedehntes Gebäude, das seinerzeit den tausend (nach Angaben einiger Chokander sogar 3000) Frauen des letzten Herrschers zum Aufenthalte gedient hat. Von den luftigen Gallerien, welche um das Gebäude laufen und auf welche sämmtliche Gemächer münden, genießt man eine herrliche Aussicht in den großen Garten. Hat der Palast mit seiner hohen Mauerumgebung schon etwas Festungsartiges, so wird der Eindruck noch verstärkt durch die vielen Kanonen, welche rings um ihn aufgefahren sind, die Mündungen auf die Stadt gerichtet, in deren Besitz sich die Russen nicht ganz sicher zu fühlen scheinen. Mehrere dieser Geschütze, unter ihnen einige Hinterlader, gehörten schon zu der Artillerie des Chan und wurden von ihm mehr als einmal gegen die eigenen aufrührerischen Unterthanen in Anwendung gebracht. Die Geschichte von Chokand seit dem Anfange unseres Jahrhunderts ist nur eine fortlaufende Reihe von Empörungen, Usurpationen, Vertreibung oder Ermordung der Herrscher gewesen; die Hauptrolle und treibende Kraft in den unaufhörlichen Umwälzungen übernahmen die nomadischen Kara-Kirghizen oder Kiptschaken, deren kriegerischer Beistand jede Partei unüberwindlich machte. Auch Chudajar, der letzte Chan, wurde im Jahre 1846 nach der Ermordung seines Vaters Schir-Ali und nach der bald darauf erfolgten Beseitigung des Usurpators Murad-Chan durch die Kiptschaken zum Chan proklamirt. Er war erst



Der Palast in Chokand. (Nach einer Photographie.)

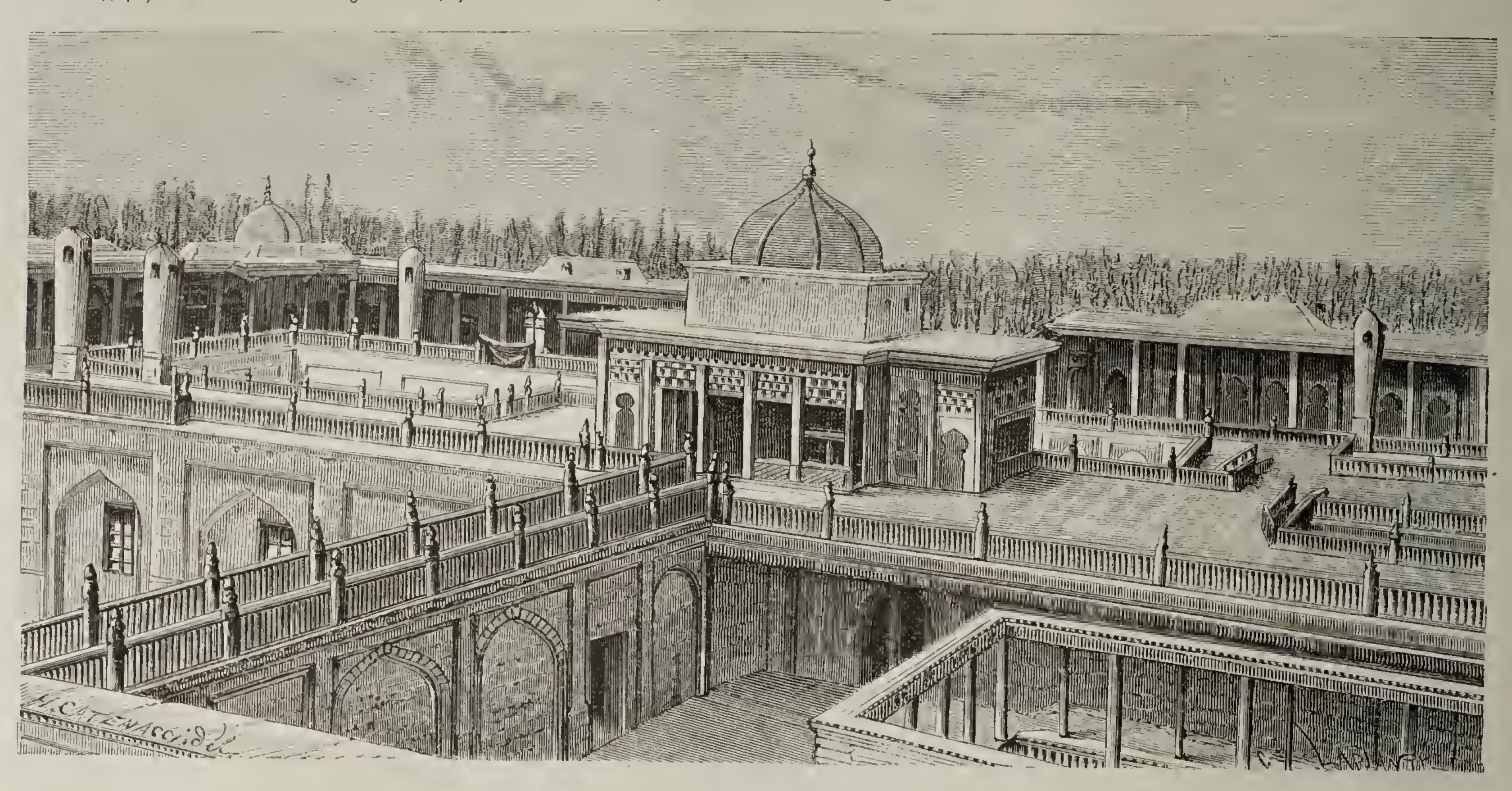
17 Jahr alt, und so übernahm Mussulman-Kul, ein Anführer der Kiptschaken, die eigentliche Regierung. Um diese Zeit begannen die Feindseligkeiten mit den Russen, die in der Kirghizensteppe an den Ufern des Irghiz und des Turgai ihre ersten Forts anzulegen versuchten. Um sie an weiterm Vordringen zu verhindern, ließ Mussulman-Kul die beiden Ufer des Syr-Darja besetzen und seinerseits mehrere befestigte Plätze errichten, deren bedeutendster, Ak-Medsched, geraume Zeit den immer erneuerten Angriffen der Russen widerstand. Im Jahre 1854 jedoch gelang es dem General Perowsk, die Festung einzunehmen, die nun nach ihm Perowski genannt wurde; dieser Verlust gab dem jungen Chudajar den Vorwand, Mussulman-Kul enthaupten zu lassen und selbst die Regierung zu übernehmen. Ohne Schonung wurden alle Freunde und muthmaßlichen Anhänger des bisherigen Regenten hingerichtet und ihr Vermögen eingezogen; man hatte so viel mit Feinden im Innern zu thun, daß die Russen bei ihrer weitern Besitznahme des Landes keinen Widerstand fanden. Aber schon im Jahre 1857 gelang es dem Bruder Chudajar's, Mallach-Chan, mit dem Beistande der Kiptschaken den Chan aus der Hauptstadt zu vertreiben und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Chudajar floh zum Emir von Buchara, um schon nach drei Jahren wieder als Sieger in Chokand einzuziehen, wo Mallach-Chan ermordet worden und ein blutiger Parteikampf um die Nachfolge entbrannt war. Lange sollte diese seine zweite Regierungszeit nicht dauern; schon das nächste Jahr sah ihn in der Gefangenschaft des Emirs von Buchara. Es glückte ihm, zu entfliehen; dieses Mal warf er sich den Kiptschaken in die Arme; durch Versprechungen und Zugeständnisse aller Art erwarb er sich die Gunst ihrer Oberhäupter, deren Unterstützung ihm um so leichter zu Theil wurde, als sich der augenblicklich in Chokand herrschende Tschullah-Chan mit ihnen verfeindet hatte. Von einem ansehnlichen Kiptschakenheere geleitet, zog Chudajar im Juli 1865 vor seine Hauptstadt und nahm dieselbe fast ohne Schwertstreich ein. Es war wenige Wochen nach der Eroberung der Städte Hazred (dem heutigen Turkestan) und Taschkend durch die Russen; der tapfere Alim-Kul war bei der Vertheidigung Taschkends gefallen, und Schrecken und Aufregung hatten sich durch das ganze Land verbreitet, Tschullah-Chan dankte ab und ging nach Kaschgar, und Chudajar trat zum dritten Male die Herrschaft an, die er zehn Jahre lang zu behaupten wußte. Wollte man alle den Schreckensgeschichten Glauben schenken, die noch heute die Chokander aus diesen zehn Jahren zu erzählen wissen, so hätte es kaum jemals vorher einen grausamern Despoten gegeben als Chudajar; das Fenster im Palaste, von welchem aus er stundenlang den Enthauptungen, ein anderes, aus welchem er dem Gehängtwerden seiner Opfer an dem im Palasthofe befindlichen Galgen zuzuschauen pflegte, werden noch jetzt allen Fremden gezeigt, und dabei wird nie zu erwähnen vergessen, daß das Vergehen der armen Sünder oft nur darin bestanden habe, daß sie im Besitze eines Hauses oder irgend welcher Reichthümer gewesen seien, welche die Habgier des Despoten gereizt hätten. Muß man auch derartige Erzählungen, die begreiflicherweise von den Russen bei der Wiederholung nicht gerade gemildert werden, nur mit Vorbehalt aufnehmen, so ist es doch Thatsache, daß im Jahre 1875 eine neue Empörung ausbrach. Ein Heer von Kiptschaken, an ihrer Spitze ein Verwandter des Chan, marschirt auf die Hauptstadt; eine starke Truppenabtheilung, die Chudajar ihnen entgegen sendet, geht zu den Rebellen über. Die russische Grenze wird mehrfach von ihnen verletzt, und der General Kaufmann schickt eine Gesandtschaft nach Chokand, um deshalb zu remonstriren. Chudajar erklärt den Gesandten, daß der Aufstand nur unbedeutend und leicht zu unterdrücken sei — aber an demselben Tage trifft die Nachricht ein, daß die Rebellen Andidschan und Marghilan genommen, den ältesten Sohn des Chan, Nasr-ed-Din, zum Gefangenen gemacht haben und im Vormarsche auf die Hauptstadt sich befinden. Da entschließt sich der Chan, Chokand zu verlassen; von der russischen Gesandtschaft, einer Eskorte von 6000 Mann Fußvolk, 2000 Reitern und 69 Stück Geschützen begleitet, begiebt er sich auf die Flucht. Kaum eine Meile von der Stadt entfernt, kündigt die militärische Eskorte dem Chan plötzlich den Gehorsam auf; und während ein Theil sich auf den Rückmarsch begiebt, läßt die drohende Haltung der anderen, die sich an die Plünderung der Bagage machen, das Schlimmste befürchten. Die Bedeckung von 20 Mann Kazaken, welche die russische Gesandtschaft bei sich hatte, verhinderte für den Augenblick noch den Ausbruch der Feindseligkeiten, und so sah Chudajar sich gezwungen, unter Zurücklassung seines ganzen Besitzes, von keinem der Seinigen begleitet, mit den Russen nach Taschkend zu gehen, wo er bis zu seiner Ueberführung nach Orenburg im folgenden Jahre internirt gehalten wurde.



Einzelheiten von der Façade des Chokander Palastes. (Nach einer Photographie.)

Die Unruhen in Chokand hatten damit ihr Ende noch lange nicht erreicht. Der junge Nasr-ed-Din, von den Kip-

tschaken zum Chan erhoben, von Rußland unter bestimmten Bedingungen anerkannt, zeigte sich bald als der Situation nicht gewachsen. Er vermag seine bewaffneten Kiptschakenbanden nicht zu verhindern, immer von Neuem die Grenze des russischen Territoriums zu überschreiten, die Grenzposten und russischen Beamtenstationen zu überfallen; und als in Folge dessen General Kaufmann durch die Besetzung des rechten Syr-Darja-Ufers den ersten Schritt zu der schließlichen Annexion Chokands thut, giebt er in dem Vertrage von Marghilan (22. September 1875) auch dazu seine Ein-



Der Harem des Chan von Chokand. (Nach einer Photographie.)

willigung. Von den Kriegsschrecken der nun folgenden Monate erzählen noch heute die Ruinen bedeutender Städte, das verwüstete ausgestorbene Aussehen der fruchtbarsten Landstriche Chokands. Energisch widersetzten sich die Kiptschaken der Besitzergreifung des Syr-Darja-Ufers durch die Russen; mit wüthender Erbitterung wurde der Kampf von beiden Seiten geführt. Nasr-ed-Din floh zu den Russen, an seine Stelle trat der berüchtigte Pullad-Beg. Das zweimalige Bombardement von Andidschan durch den General Skobelew, die Verwüstung von Ikisu-Arasi, dem reichen Stromlande



Der Chokander Palast von der Gartenseite. (Nach einer Photographie.)

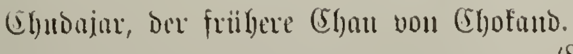
zwischen dem obern Syr oder Naryn und dem Kara-Darja, wo die Russen in unverantwortlicher Weise gehaust haben, ist auf der einen Seite noch eben so unvergessen wie auf der andern die unerhörten Grausamkeiten, die sich Pullad-Beg gegen die russischen Kriegsgefangenen zu Schulden kommen ließ. Die Einnahme von Utsch-Kurghan, dem letzten Zufluchtsorte der Kiptschaken, beendete den Kampf. Das Chanat Chokand wurde unter dem alten historischen Namen Ferghana dem russischen Reiche als Provinz einverleibt (Januar 1876) und Pullad-Beg in Marghilan hingerichtet; die ansässigen Kiptschaken unterwarfen sich, die zusammengeschmolzenen Ueberreste der Nomaden zogen sich nach Kaschgar, unter den Schutz Jakub Beg's. Seit der theilweisen und immer vorschreitenden Besitznahme Kaschgars durch die siegreichen Chinesen haben die nomadischen Kiptschaken schon mehr als einmal an den russischen Gouverneur von Ferghana das Gesuch gerichtet, ihnen die Rückkehr in die alten Wohnplätze zu gestatten, ein Gesuch, das, ehe die neue Ordnung

der Dinge genugsam befestigt sein wird, wohl schwerlich berücksichtigt werden dürfte.

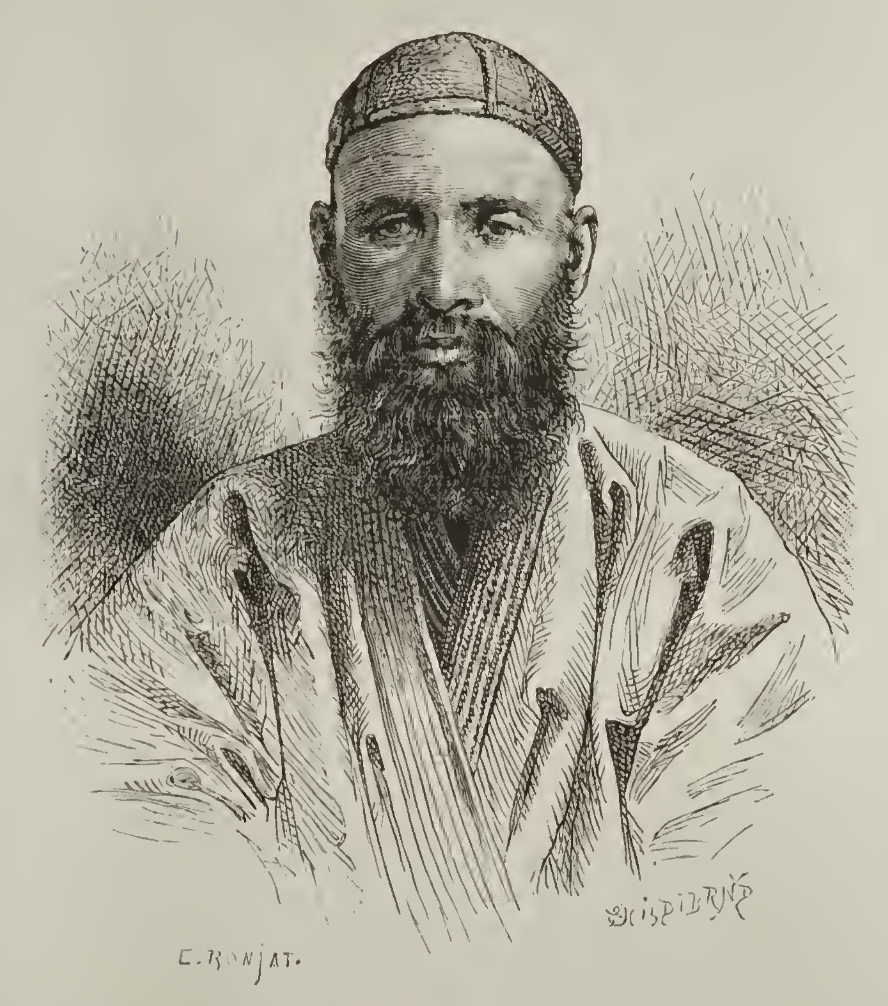
Obgleich die Stadt Chokand selber zu verschiedenen Malen der Schauplatz langdauernder Parteikämpfe gewesen ist, so zeigt ihr Aeußeres heute eigentlich keine Spuren mehr davon; die öffentlichen Gebäude sind alle neu und gut erhalten, und in den breiten Straßen, an deren Seiten sich offene Säulengänge hinziehen, herrscht ein Leben und Treiben, wie man es in den übrigen turkestanischen Städten nur auf den Bazaren zu sehen gewohnt ist. Handel und Industrie, die Jahre lang gänzlich darnieder gelegen haben, sind seit der Rückkehr geordneter Zustände wieder aufgeblüht; und so zählt die russische Regierung unter den Kaufleuten und Gewerbetreibenden der Stadt ihre aufrichtigsten und zuverlässigsten Anhänger.

Die hervorragendsten Erzeugnisse der Chokander Industrie sind neben den kunstvollen Stickereien auf Leder, Seide und Tuch, die ausschließlich von Männern angefertigt werden, Metallarbeiten aller Art. Die stilvollen und reichen Schmucksachen, welche aus den Werkstätten der Chokander Goldschmiede hervorgehen, können einen Vergleich mit den abendländischen wohl aushalten. Wie fast im ganzen Turkestan, so wird auch hier zu eigentlichen Schmuckgegenständen vorzugsweise Silber verarbeitet, dessen fahler Schein neben dem gebräunten Kolorit der Eingeborenen wirkungsvoller ist als Gold. Die Edelsteine, die zur Verzierung der silbernen Ohrgehänge, Halsketten und der offenen Armspangen benutzt werden, sind meist imitirte; man hat die Anfertigung dieser künstlichen Glasflüsse wohl von den Chinesen überkommen. Noch in manch anderer Beziehung ist der Einfluß chinesischer





Chudajar, der frühere Chan von Chokand.



Tjurük oder Turk.

(Nach Photographien.)

Civilisation hier erkennbar; alle Häuser haben Schornsteine auf den Dächern, die man im westlichen Turkestan nicht vorfindet; und die Einrichtung der Zimmer beschränkt sich nicht mehr ausschließlich auf niedrige Polster an den Wänden und Teppiche auf dem Fußboden: Sessel mit geraden Rücklehnen und oft auch Tische waren schon vor der russischen Invasion in Chokand gebräuchlich.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen verließen die Reisenden Chokand, um zunächst die neue Hauptstadt des Landes, Marghilan, zu besuchen. In südöstlicher Richtung führte die Straße zwischen Baumpflanzungen und Feldern an mehreren kleinen Kischlaks vorbei, bis man gegen Mittag des ersten Tages Kosch-Tegerman erreichte, ein großes Uzbegendorf von 300 Häusern, am Ufer eines Flusses gelegen und von Obstgärten und Feldern umgeben. Schon eine Strecke vorher hatte man die eigentliche Poststraße verlassen, um auf einem kürzern Wege, den die Karawanen zu ziehen pflegen, womöglich noch vor Abend Marghilan zu erreichen. Nach kurzer Rast in dem uzbegischen Dorfe machte man sich auf den Weg; es war sehr heiß, die Steppe zu beiden Seiten sah grau und verdorrt aus. Von Zeit zu Zeit erhoben sich heftige Windstöße, die ganze Wolken feinen Sandes mit sich führten. Man fand sich am Rande von Alti-Aryk-Kum, der verrufensten Wüste von Ferghana. Bald hört die Steppe ganz auf, und so weit man sehen kann, zeigt sich nichts als Sand, in bald höheren, bald niedrigen Hügeln, die, von dem heftigsten Winde gefegt, von Minute zu Minute ihre Gestalt verändern. Die ganze Luft ist mit Sand erfüllt, man wagt kaum, die Augen zu öffnen, und ist froh, daß der Wind aus Westen kommt; denn gegen ihn hätten die durch den Sandwirbel ganz betäubten Pferde schwerlich vorzuschreiten vermocht. Gegen Abend erreichte man endlich die Karawanenstation Divaneh-Kischlak (Dorf der Blödsinnigen), einige elende Hütten, von hohen Sandhügeln umgeben, die auf einer Seite so nahe herantreten, daß man von ihnen auf die Dächer steigen kann.

Obgleich die armen Bewohner, die sich lediglich von dem geringen Ertrage ihrer Karawanenherberge nähren, mit aller Kraft sich bemühen, die täglich anwehenden Sandwälle auch täglich wieder fortzuschaufeln, so ist doch vorauszusehen, daß in nicht gar zu langer Zeit auch dieses Dorf, wie schon manches andere vor ihm, unter dem Sande begraben sein wird. Die unsaubere Hütte, auf deren Boden zum Nachtlager der Reisenden Filzkaschmahs ausgebreitet wurden, schien nach dem beschwerlichen Ritte durch die Wüste des wandernden Sandes ein behagliches Obdach; nach Landessitte wurde zum ehrenvollen Empfange der Fremden auf die glimmenden Kohlen des Herdfeuers eine Schicht wohlriechender Kräuter geschüttet, ein Verfahren, das unter diesen Umständen mehr ehrend als gerade angenehm war; denn trotz der drückenden Hitze mußte man Thür und Fenster der Hütte, so gut es anging, schließen, um das Eindringen des Sandes zu verhindern. Bei Sonnenaufgang begab man sich wieder auf den Weg; der Himmel war klar und wolkenlos, der Wind hatte sich gelegt; nicht weit von den Hütten des Dorfes weideten einige Kühe auf dem Sande; nirgends war ein Grashalm zu sehen — wovon sie sich hier nährten, war ein schwer zu lösendes Räthsel. Schon eine halbe Stunde, nachdem man das Dorf verlassen hatte, das an dem Rande der zehn Meilen langen Wüste liegt, zeigte die Landschaft einen ganz andern Charakter. Zuerst war es eine mit krautartigem, niedrigem Gesträuche bedeckte Ebene, dann kam ein lang sich hinziehendes Gehölz von Weiden, Pappeln, Platanen und Karagatschbäumen, endlich wohlbewässerte Felder und Gärten, in deren Mitte ein großes Dorf lag. Von dem Ortsvorsteher, dem Aksakal, auf das Freundlichste empfangen, hielt man hier eine kurze Rast, dann wurde der Weg fortgesetzt, und am späten Abend erst erreichte man Marghilan.

Hohe Mauern, von 12 Thoren durchbrochen, umgeben die enggebaute, finstere Stadt. Der russische Natschalnik oder Präfekt, ein gelehrter mohammedanischer Tatare, ließ für die Reisenden in dem Garten seines Hauses Zelte aufschlagen. Das Haus hatte früher dem Chan Chudajar gehört und war eine Zeit lang die Residenz des unglücklichen Nasr-ed-Din gewesen; jetzt diente das Bassin des herrlichen Gartens den Soldaten der russischen Garnison zu ihren Schwimmübungen. Die Einwohner von Marghilan beschäftigen sich zum größten Theile mit der Seidenwirkerei, und zwar betreiben sie ihr Handwerk in sehr primitiver Art. Die Webstühle werden in den engen und wenig belebten Straßen längs der Häuser aufgestellt und die ganze Arbeit im Freien vorgenommen. Auf die ausgespannten Kettenfäden des Gewebes wird zunächst durch Schablonen ein farbiges Muster aufgetragen, das in der Sonne trocknen muß. Die gewöhnlich rothen Einschlagfäden werden so durchgewebt, daß sie von der Kette ganz bedeckt sind und dem Stoff nur einen röthlichen Schimmer verleihen. Die Muster erinnern in der Zeichnung an chinesische Vorbilder; auch das ganze Verfahren deutet auf chinesischen Ursprung dieser Industrie. Unter den Einwohnern der Stadt giebt es viele Juden, deren charakteristische Köpfe sich stets durch intelligenten Ausdruck zwischen den Uzbegen bemerkbar machten. In den Dörfern der Umgegend aber fand man einen bisher noch nicht gesehenen Volkstypus reich vertreten, die Tjuruken, die, einer Vermischung von Uzbegen und Kara-Kirghizen entstammend, sich jetzt ganz gesondert halten. Die meisten von ihnen sind von auffallender Häßlichkeit; der Genuß des Opiums, dem sie sehr ergeben sind, und das sie trinken, aber nicht rauchen, giebt ihnen einen stumpfsinnigen Ausdruck. Fromme Mohammedaner, sind sie zugleich fleißige Arbeiter. Nur im Winter bewohnen sie ihre Dörfer; für den Sommer ziehen sie mit den Herden in die Berge, nachdem sie die Korn- und Durraernte ihrer Felder besorgt haben.



Wandernder Sand. (Nach einer Photographie.)

Die neue russische Hauptstadt Marghilan ist noch sehr im Werden begriffen; sie liegt nicht weniger als 15 km von der alten Stadt entfernt in einer bis jetzt noch reizlosen dürren Steppe. Die Bewässerung muß auch hier, wie in den meisten Gegenden von Turkestan, das Beste thun. Die Straßen der Stadt werden sehr breit angelegt, die Regierungsgebäude im großartigsten Maßstabe errichtet. Eine starke auf einem Hügel belegene Citadelle, auf die alle Straßen münden, wird die Stadt beherrschen und dem General Abramow, dem Gouverneur von Ferghana, zum Aufenthalt dienen.

Der Panama-Kanal.

Der internationale Kongreß für Herstellung einer Kanalverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean durch Mittelamerika, welcher während der zweiten Hälfte des Mai in Paris tagte, hat durch energische Befürwortung der Strecke Colon-Panama das seit so lange schon schwebende Unternehmen um einen bedeutenden Schritt seiner endlichen Ausführung näher gebracht. Den Vorsitz des Kongresses, der zum größten Theile aus wissenschaftlichen und technischen Kapacitäten ersten Ranges zusammengesetzt war, hatte Ferdinand von Lesseps übernommen — und der Umstand, daß der geniale Mann, dem die Welt den Entwurf und die Ausführung des Suez-Kanals verdankt, sich bereit erklärt hat, auch in Zukunft seine trotz eines Alters von 74 Jahren noch bedeutende Arbeitskraft ganz und voll dem neuen Unternehmen zu widmen, spricht nicht am wenigsten für die Ausführbarkeit desselben. Nachdem in einer Versammlung eine Anzahl der eingesandten Projekte als durchaus unmöglich zu den Akten gelegt worden waren — unter ihnen auch dasjenige des Isthmus von Tehuantepec, welches neben dem Nicaragua-Projekte gerade in Amerika begeisterte Anhänger gefunden hatte, trotzdem der projektirte Kanal 240 km Länge und nicht weniger als 120 Schleusen haben sollte —, blieben dem Kongreß zu endgültiger Begutachtung noch die Anschläge und Pläne für sechs verschiedene Kanalstrecken. Diese sechs Projekte, die Resultate eingehender gewissenhafter Aufnahmen durch Expeditionen von Gelehrten und Technikern, die theils aus eigenem Antriebe unternommen, theils im Auftrage einer Regierung oder auch, wie die letzten französischen von Wyse und Reclus, von einer Gesellschaft ausgesandt wurden, betreffen folgende Linien:

1. Nicaragua (Entwurf Menocal-Blanchet), Länge 292 km, 17 Schleusen, Gesammtkosten 900 Mill., Durchfahrtszeit $4\frac{1}{2}$ Tag. 2. Panama-Colon, Kanal mit gleichem Niveau; Länge 73 km, nur eine Fluthschleuse; 6 km Tunnel, Gesammtkosten 1200 Mill., 2 Tage. 3. Panama-Bay von Limon (Projekt Lull), 72 km, 25 Schleusen, Gesammtkosten 1000 Mill., $2\frac{1}{2}$ Tage. 4. San-Blas-Bayano, Kanal mit gleichem Niveau, 53 km, eine Fluthschleuse, 16 km Tunnel, Gesammtkosten 1400 Mill., Durchfahrtszeit 1 Tag. 5. Urabagolf-Golf von San Miguel, 128 km, 22 Schleusen, 1 km Tunnel, Gesammtkosten 800 Mill. 6. Atrato-Napipi, 290 km, 3 Schleusen, 4 km Tunnel. Gesammtkosten 1130 Mill., 3 Tage.

Bevor die fünf Kommissionen, in welche sich die Mitglieder des Kongresses theilten, an die eigentliche Prüfung und Vergleichung der vorliegenden Projekte gehen, sich über die Bedingungen verständigen konnten, welche als unerläßlich für den praktischen Nutzen und den Erfolg des großartigen Werkes auch maßgebend bei der Entscheidung sein mußten, erschien es geboten, noch einmal eine kurze, womöglich auf Zahlen begründete Darstellung der Vortheile zu geben, die dem Weltverkehr und den einzelnen Nationen durch die Ausführung des interoceanischen Kanales erwachsen würden. Denn, genügt auch ein vorurtheilsloser Blick auf die Karte, um jeden Verständigen von dem unschätzbaren Werthe einer Wasserstraße zu überzeugen, die, indem sie der Schifffahrt Tausende von Meilen erspart, den eigentlichen Handel des westlichen Amerika erschließen wird: so hatte doch das neue Auftauchen des Projektes einer Kanalanlage, die schon den spanischen Seefahrern des 16. Jahrhunderts als Ideal vorschwebte, gerade in den letzten Jahren die erbitterte Polemik gewisser Kreise wachgerufen, die eifrig sich bemühte, das großartige Unternehmen lediglich als eine schwindelhafte Finanzoperation, eine Gründung im größten Maßstabe, darzustellen. Die geistvollen, klaren und überzeugenden Auseinandersetzungen des Präsidenten des Kongresses sowie der Berichterstatter der statistischen und kommerciellen Sektionen waren wohl geeignet, derartigen Angriffen des Vorurtheils und der ängstlichen Unwissenheit die Spitze abzubrechen; unseren Lesern glauben wir diese Auseinandersetzungen vorenthalten zu dürfen, die nur in wenigen Einzelheiten neue Gesichtspunkte boten.

Die Erhebungen der statistischen Kommission über die Zahl der Schiffe, welche die wahrscheinliche Frequenz des Kanals bilden würden, gaben den Ausgangspunkt für die eigentlichen Berathungen. Gestützt auf die amtlichen Schifffahrtslisten der letzten Jahrzehnte über den Verkehr im Suez-Kanal, konnte man als fast unzweifelhaft beweisen, daß, hätte der interoceanische Kanal im Jahre 1876 schon bestanden, die Fracht derjenigen Schiffe, die ihn passirt haben müßten, sich auf 4 830 000 Tonnen belaufen hätte. Nimmt man den jährlichen Zuwachs des Schiffsverkehrs jener Regionen auf nur 5 Proc. an (in Wahrheit hat er sich seit den letzten 15 Jahren um 6 Proc. jährlich erhöht) und läßt man die durch den Kanal voraussichtlich vermehrte und lohnend gemachte Ausfuhr des kalifornischen Getreides und der übrigen Rohprodukte der ganzen Westküste noch ganz unberücksichtigt, so stellt sich doch schon für das Jahr 1887, das in Aussicht genommene Jahr der Fertigstellung des Kanals, ein Minimaltransit von über 7 Mill. Tonnen in Aussicht. Die Einnahme der Suez-Kanal-Gesellschaft beträgt pro Tonne der den Kanal passirenden Fracht 15 Franks; rechnet man dieselbe Einnahme für den interoceanischen Kanal, so würde ein jährlicher Transit von 6 Mill. Tonnen schon genügen, um die Rentabilität des Unternehmens zu sichern, selbst wenn man das kostspieligste der vorliegenden Projekte ausführen wollte. Ein für die Kanalpassage geeigneter Dampfer hat durchschnittlich eine Tragkraft von 2050 Tonnen; also würden etwa 2500 bis 3000 Schiffe die jährliche Frequenz des Kanals bilden. Die Erfahrungen, die man bei dem Suez-Kanal gemacht hat, zeigen, daß die Vertheilung dieser Frequenz keine gleichmäßige durch das ganze Jahr sein wird, daß z. B. in der eigentlichen Handelssaison, sowie voraussichtlich in der Zeit nach der Ernte in Kalifornien täglich 16 bis 24 Schiffe den Kanal passiren werden, eine Anzahl, die sich gelegentlich durch Eintritt stürmischen Wetters oder anderer Umstände leicht auf das Doppelte, auf etwa 50 Schiffe pro Tag, erhöhen kann.

Leider sind sämmtliche vorliegende und mögliche Projekte durch erhebliche technische Schwierigkeiten bei der Ausführung, die meisten von ihnen noch durch die Hemmnisse, welche ihre Schleusen der freien Schifffahrt in den Weg stellen, weit von dem Ideale eines Kanales entfernt, wie es die ersten Begründer des Projektes geträumt haben, die noch an eine bedeutende Senkung, wohl gar an ein gänzliches Aufhören der Andenkette in Mittelamerika glaubten — aber, einmal die Maximalzahl der Schiffe festgestellt, welche an einem Tage den Kanal passiren könnten, mußten die beiden Pro-

jekte eines Kanals mit gleichem Niveau, d. h. ohne Schleusen (bis auf die unumgänglich nöthige Fluthschleuse an der Seite des Stillen Oceans) den entschiedenen Vorzug vor den Schleusenkanälen erhalten. Denn abgesehen davon, daß ein Schleusenkanal keine Garantie gegen mögliche Unterbrechung des Verkehrs durch nothwendige Reparaturen bietet, da doch das Haupterforderniß bei einer Wasserstraße ist, daß sie stets offen sei, so würde das Durchschleusen eines großen (im Durchschnitt 125 m langen) Dampfers eine so beträchtliche Zeit erfordern, im günstigsten Falle 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden bei jeder Schleuse, daß schon ein Kanal mit nur einer Schleuse nie mehr als 24 Schiffen pro Tag Durchgang gewähren könnte. Die Anlage von zwei nebeneinanderlaufenden Schleusensystemen, die für die eine Strecke vorgeschlagen wurde, würde die Kosten derselben um 50 Mill. erhöht, und auch nicht viel gebessert haben. So blieben für die engste Wahl nur die beiden Niveau-Projekte San Blas-Bayano und Colon-Panama, die mit ihren 16, resp. 7 km langen Tunnels im Anfange eifrige Gegner gefunden hatten. Die äußerst schwierigen Terrainverhältnisse auf der erstgenannten Strecke, die Länge des Tunnels, dessen Wölbung sich 300 m unter dem Grat der zu durchbohrenden Felsen befinden würde, ließen auch diese kürzeste von allen Linien trotz der Vorzüge guter Zugänge und Ankergründe verwerfen und die Linie Colon-Panama zur Ausführung empfehlen. Und in der That bietet auch dieselbe, nach den Feststellungen von Lucien B. N. Wyse und A. Reclus, außer der verhältnißmäßigen Kürze ihres Tunnels und der nicht hoch genug anzuschlagenden Nähe der Eisenbahn, welche den Transport von Baumaterial, Arbeitskräften und Lebensmitteln bedeutend erleichtern wird, mannigfache Vorzüge. Sumpfstrecken, in denen die Arbeit ebenso beschwerlich wie ungesund ist, existiren auf der ganzen Linie nur äußerst wenige; an Bauholz und anderm Material ist ein Ueberfluß vorhanden, der Lauf der Flüsse und Bäche wird an vielen Punkten der Arbeit und dem Maschinenbetriebe dienstbar zu machen sein. Auch die Anlage des Tunnels wird voraussichtlich keine erheblichen Schwierigkeiten bieten; die Höhe des zu durchbohrenden Felsens beträgt an der höchsten Stelle 60, an der niedrigsten 15 m über der Wölbung, so daß man ohne große Kosten an mehreren Stellen zugleich ihn durch Bohrungsarbeiten von oben in Angriff nehmen könnte. Während das Kanalbett am Grunde eine Breite von 20 m haben wird, soll es an der Oberfläche an den schmalsten Stellen wenigstens 32 m breit sein. Nur innerhalb des Tunnels wird es die Breite von 26 m nicht überschreiten. Die Höhe des Tunnels soll 34 m betragen — die Tiefe des Wassers auf der ganzen Strecke 8,5 m.

Die Seltenheit der Erdbeben in dem ganzen zu durchschneidenden Gebiet gewährt für die Dauer und Erhaltung des Kanals eine wünschenswerthe Garantie; die Erfahrungen, welche man bei dem Bau der Eisenbahn gemacht und mit unzähligen Menschenleben theuer erkauft hat, werden der Herstellung des neuen Riesenwerkes von Nutzen sein. Man wird vorsichtiger bei der Auswahl der Arbeiter, bei der Anweisung der Quartiere und der Beschaffung der Nahrungsmittel für dieselben zu Werke gehen.

Die beiden großen Schattenseiten der in Aussicht genommenen Linie bestehen erstens in der schlechten Beschaffenheit der Rhede von Panama, deren Umwandelung und Austiefung in einen Hafen, der mindestens 50 große Fahrzeuge aufnehmen kann, unerläßlich ist; zweitens aber in den jährlichen Anschwellungen und Ueberschwemmungen des Chagres, welche die Arbeiten in seinem Thale nicht nur erschweren, sondern zum Theil ganz unmöglich machen werden. Angesichts aber aller übrigen Hindernisse; die man zu besiegen gedenkt, erscheint selbst die Ableitung des Chagres in den Stillen Ocean, die wahrscheinlich nöthig werden wird, den Unternehmern nicht mehr als eine zu große Aufgabe. Denn die Verhandlungen des Kongresses haben allen Theilnehmern die unerschütterliche Ueberzeugung gegeben, daß das große Werk, das, indem es die größten technischen Leistungen unseres Jahrhunderts, den Suez-Kanal und die Alpentunnel weit hinter sich läßt, auch umgestaltend auf den ganzen Weltverkehr einwirken wird: daß dieses Werk gelingen wird und muß. Es sprach sich diese Zuversicht in der Abstimmung der letzten Kongreßsitzung unverkennbar aus, deren Resultat alle Erwartungen übertraf. Von 96 anwesenden Mitgliedern stimmten 74 für und nur 6 gegen die Ausführung der Linie Colon-Panama, 16 Mitglieder enthielten sich der Abstimmung; wie es heißt, lediglich aus persönlichen Rücksichten [1]).

[1]) Nicht verschwiegen darf werden, daß sich neuerdings in den Vereinigten Staaten eine lebhafte schon im Senate sich geltend machende Opposition gegen die Ausführung des Kanalbaues durch europäische Mittel zu regen beginnt.

Ueber die historische Erweiterung des Horizontes.

Von Prof. **Sophus Ruge**.

II.

So wie aber die Kenntniß sich über die Heimath hinaus thatsächlich bedeutend erweitert und uns in verschiedene Zonen einführt, muß sich die Kugelgestalt der Erde als eines der nothwendigsten Resultate der bereicherten Erdkunde ergeben. Aber noch schwieriger als die Erkennung der Kugelgestalt ist das richtige Verständniß der Stellung der Erde im Weltsystem.

In beiden Beziehungen erscheinen uns die Leistungen der Griechen an erster Stelle. Sie haben sich, man könnte sagen in mustergiltiger Weise durch alle Phasen der Erkenntniß hindurchgearbeitet. Sie geben uns das lehrreichste Beispiel, daß der Radius des Gesichtskreises in senkrechter Ausdehnung proportional mit dem Radius in wagerechter Lage wächst. Je weiter der Blick über die Erde schweift, um so tiefer dringt er auch in den Himmel. Wie beide Formen der Erkenntniß Hand in Hand gehen, will ich im Folgenden, als dem zweiten Theil meiner Aufgabe darzustellen versuchen. Ich beginne mit Homer. Die Erdscheibe ist eingefaßt von dem ringsfluthenden Flusse Okeanos. Das Aegäische Meer liegt etwa in der Mitte. Die Halbinsel Kleinasien, die Küsten Syriens, Aegyptens und des angrenzenden Libyens sind bekannt. Aber westwärts verschwindet die Kunde hinter Sicilien. Das Südende Italiens reicht kaum ins Gesichtsfeld. Das Adriatische Meer ist noch unbekannt, das Schwarze

Meer entbehrt des nördlichen Abflusses. Der Radius seiner Weltscheibe mag etwa 12 bis 13 Meridiane auf unseren Karten betragen. Dem entsprechend ist auch das Himmelsgewölbe noch niedrig. Es sei gestattet, die Höhe an der Schnelligkeit eines fallenden Körpers zu messen. Hephästos erzählt (Iliade I, 590 bis 593), daß Zeus ihn einst bei der Ferse gefaßt und aus dem Olymp geschleudert habe.

„Ganz den Tag durchflog ich und spät mit der sinkenden Sonne
Fiel ich in Lemnos und athmete kaum noch Leben."

Der Fall dauerte also noch nicht 24 Stunden.

Bei Hesiod hat die Erdkunde an Ausdehnung gewonnen, namentlich gegen Westen und Nordosten. Die vom Okeanos umgebene Scheibe wurzelt im Tartaros und ist von der Himmelskuppel überwölbt. Auf der Erde tritt Italien mit dem Lande der Tyrrhener und der ligurischen Küste heller hervor. Das Einströmen des Okeanos im äußersten Westen deutet auf die Kenntniß der Meerenge von Gibraltar, vielleicht weisen die Inseln der Seligen bereits auf die Kanarischen Inseln. Der in der Theogonie erwähnte Eridanosfluß läßt sich nicht fixiren, so viel auch darüber geforscht und geschrieben ist. Aber auch Müllenhoff in seiner deutschen Alterthumskunde (I, 118 ff.) hält es nicht für unmöglich, ihn als Rhein zu deuten. Hesiod kennt aber auch die Donau, den Phasis und das Volk der Skythen. Damit ist auch der Ufersaum des Schwarzen Meeres bekannt.

Dieser Erweiterung des Horizontes entspricht nun sehr drastisch auch die bedeutendere Höhe des Himmels. Nehmen wir den Halbmesser des Hesiodischen Erdkreises von Osten nach Westen, von den Säulen des Herkules bis nach dem Phasis am Ostende des Schwarzen Meeres zu 25 Meridianen, so haben wir das Doppelte der Homerischen Karte; demgemäß braucht auch ein fallender Körper bereits bedeutend längere Zeit als nach der Vorstellung Homer's, um vom Himmel auf die Erde zu gelangen. Ueber der größern Erdscheibe mußte auch die Dimension der Himmelskuppel wachsen. In Hesiod's Theogonie (Str. 720) wird berichtet, daß ein aus dem Olymp geschleuderter eiserner Ambos neun Tage und neun Nächte brauchte, um vom Himmel auf die Erde und hier durchschlagend bis in den untern Tartarus zu fallen.

Pythagoras, welchem man bereits die Lehre von der Kugelgestalt der Erde zuschreibt, hat auch schon, wie Plinius (II, 19) sagt, herausgefunden, daß der Mond von der Erde 126 000 Stadien entfernt sei (d. h. 700 Stadien auf einen Aequatorialgrad gerechnet, 2700 Meilen), und daß die Sonne noch einmal so weit sich jenseits des Mondes im Kreise bewege. Das zeigt schon einen wesentlichen Fortschritt gegen die ägyptische Berechnung (Plinius II, 21), wonach die Größe eines jeden Grades der Mondbahn etwas mehr als 33 Stadien, die ganze Bahn also etwa 12 000 Stadien, der Radius weniger als 2000 Stadien, der Abstand von der Erde zum Monde also noch nicht 50 geogr. Meilen betrug, wogegen sie (nach Plutarch de fac. lunae 19) die Erde für 72 mal größer als den Mond erklärten.

Thales (Plut. plac. phil. I, 24) meinte, die Erde sei hundert Mal kleiner als der Mond. Anaxagoras aber lehrte schon, der Mond sei nur so groß wie die Peloponnes (Plut. fac. lunae 19.)

Herodot giebt der Erde von Osten bis Westen eine Ausdehnung von etwa 500 geogr. Meilen (37 000 bis 40 000 Stadien), von denen nach Müllenhoff 1050 auf einen Grad gehen (a. a. O. 262); aber die Gestirne haben sich noch nicht als ordentliche Weltkörper entwickelt, die nach unwandelbaren Gesetzen ihre Bahn verfolgen. Ein tüchtiger, konstanter Wind kann die Sonne verwehen, die etesischen Winde treiben sie alljährlich ins hintere (südliche) Libyen. Wenn sie aufgeht, kommt sie dem Erdrande so nahe, daß die äußersten Völker im Osten, die Indier, durch die Sonne am Morgen weit mehr als zu Mittag belästigt werden.

Die fragmentarische Gestalt der Lehren und Werke vieler griechischer Kosmographen und Geographen läßt allerdings nicht immer einen direkten Zahlenbeleg zu für unsere Behauptung, daß sich das Himmelsgewölbe ähnlich in die Höhe, wie die Erde in die Weite streckt.

Einen wichtigen Fortschritt machte das Zeitalter Alexander's des Großen. Die von Wasser umgebene Erdscheibe war unhaltbar geworden, schon Herodot bespöttelte den Fluß Okeanos, und wenn der Vater der Geschichte auch von einer Umfahrt um Afrika berichtete und hier das Land seine Grenzen hatte, so dehnte es sich nach N.-O. und O. immer weiter aus und bei Alexander's Zug nach Indien verlor sich der Meeressaum im Osten ganz in unbekannter Ferne. Die Lehre von der Kugelgestalt der Erde fand immer mehr Anhänger, Aristoteles vermehrte die Zahl der Beweise dafür. Aus einer okeanosumgebenen Erdinsel wurden mehrere. Man schreibt dem Philosophen von Stagira auch den ersten Versuch einer Berechnung des Erdumfanges zu. Das gewonnene Resultat von 400 000 Stadien (circa 8000 geogr. Meilen) war natürlich noch zu hoch gegriffen. Zu gleicher Zeit wagte bereits Heraklid von Pontus die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne auszusprechen. Aber zu früh, um gewürdigt und geprüft zu werden. Ihm schloß sich in der Mitte des 3. Jahrhunderts Aristarch von Samos an. Er nahm wahrscheinlich den Umfang der Erde zu 300 000 Stadien an, kam also der Wahrheit schon bedeutend näher als Aristoteles. Rechnen wir 700 seiner Stadien auf einen Aequatorialgrad, so erhalten wir als Durchmesser der Erde etwas mehr als 2000 Meilen; der Durchmesser der Sonne war ihm aber mindestens sechs Mal größer, betrug also über 12 000 Meilen. Der Durchmesser des Mondes ward aber zu kaum $1/3$ von dem der Erde geschätzt und ergab demnach nur 660 Meilen. Diese Verhältnisse rücken der Wahrheit immer näher. Den Abstand des Mondes schätzte er auf 2 240 000 Stadien, d. h. 48 000 Meilen (700 Stadien $= 1^0$); den Abstand der Sonne vom Monde aber höchstens zwanzig Mal so weit (Plut. fac. lunae 10. Wallis opera III, 571). Seinem Zeitgenossen, dem Gelehrten Eratosthenes aus Kyrene, giebt das Alterthum einstimmig die Ehre, die erste rationelle Erdmessung ausgeführt zu haben. Sein Resultat von 252 000 Stadien ist allgemein bekannt, d. h. 700 Stadien zu 1 Aequatorialgrad gerechnet = 5400 Meilen [1]).

Die Angaben, welche sich über die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde erhalten haben, geben die Idee des Eratosthenes sicherlich nicht korrekt wieder. Sie erscheinen unheilbar verwirrt und mögen hier unerwähnt bleiben.

Mit der genauen Bestimmung der Größe der Erde wuchs auch die Sicherheit in der Angabe der Entfernung des Mondes. Doch vermochte man noch nicht in gleichem Maße der Zuverlässigkeit den Abstand der Sonne zu berechnen. Die Berechnungen gaben vielleicht auch Ungeheuerlichkeiten, die man nicht zu verkünden wagte.

Nun folgte in der Mitte des 2. Jahrhunderts der größte Astronom des Alterthums, der den Durchmesser des Mondes genau und seine Entfernung von der Erde nahezu richtig

[1]) Müllenhoff, Deutsche Altersthumskunde I, 293. Vergl. dagegen Lepsius' abweichende Ansicht in Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde 1877, S. 3 bis 8.

bestimmte, Hipparch aus Nicäa in Bithynien. Nach ihm beträgt die mittlere Entfernung des Mondes 59 Halbmesser der Erde (d. h. etwa 50 700 Meilen), der Durchmesser unseres Trabanten $^{3}/_{11}$ des Erddurchmessers. Wenn er aber den Durchmesser der Sonne nur $5^{1}/_{2}$ Mal größer sein läßt, als den der Erde, was viel zu klein ausfällt, dann ist damit Hipparch auch noch dem nämlichen Fehler wie seine Vorgänger verfallen, daß ihm die Sonne viel zu nahe der Erde steht.

Fünfzig Jahre später wagte Poseidonios von Apameia in Syrien eine Korrektur der Erdmessung des Eratosthenes und bestimmte danach den Umfang statt 252 000 auf 180 000 Stadien. Es kann das Resultat nicht als ein Fortschritt, als eine Verbesserung angesehen werden. Der bekannten Erdinsel gab er von Osten nach Westen eine Ausdehnung von 70 000 Stadien, d. i. auf dem Parallelkreis von Rhodos (etwa 36° N.) mehr als die Hälfte des Erdumfanges, nach seiner Berechnung. Der geringern Erdgröße entspricht auch die Annahme einer mindern Entfernung der Erde vom Monde. Nach Plinius (II, 21) gab er den Abstand zu 2 Mill. Stadien, d. i. circa 43 000 Meilen, an. Aber bis zur Sonne bestimmte er die Entfernung auf 5 Mill. Stadien, d. i. 10 bis 11 Mill. Meilen.

Wenn nach Ideler's Ausdruck (Müllenhoff a. a. O. S. 357) Poseidonios auch nicht zu den scharfsinnigsten Astronomen des Alterthums zu rechnen ist, so muß uns diese Annäherung an die richtige Stellung der Sonne befremden, um so mehr aber eine andere seiner Aeußerungen in Erstaunen setzen, wonach trotz dieses weiten Abstandes sich die Sonne doch von den Wasserdünsten der Erde nähren sollte. (Macrob. Saturnal. I, 23. Solem oceani humoribus ali.) Die Sonne besaß einen Durchmesser von 7000 bis 8000 Meilen.

Eine große Umwälzung hatte sich in dem kurzen Zeitraum von 200 Jahren, von Aristoteles bis auf Poseidonios, vollzogen. Fast nach allen Seiten wurden die den Kulturvölkern am Mittelmeer überhaupt erreichbaren Grenzen der bekannten Welt erreicht und unter den römischen Kaisern nur an den wenigsten Stellen später noch überschritten. Daß der Anstoß dazu durch die Kriegszüge der Griechen in den Orient gegeben war, bedarf keines weitern Beleges, als er oben bereits gegeben ist. Doch wollen wir uns ausdrücklich dagegen verwahren, als ob nun auch in striktester Konsequenz jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Weite der Himmelsräume auf der Erde einen Kriegs- oder Handelszug ins Unbekannte zum Vorgänger haben müßte. Astronomie und Geographie waren fast Modewissenschaften geworden und fanden zahlreiche Förderer; schärfere Instrumente zur Beobachtung und geniale Behandlung des Gegenstandes ließen den Blick tiefer in den Himmelsraum eindringen und eine immer richtigere Vorstellung von den Weltkörpern gewinnen. Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung tritt die erste Spur einer Ermattung ein. Strabo und Plinius, die Vertreter dieser Epoche, lassen den Mangel mathematischer und astronomischer Bildung bereits schmerzlich empfinden. Plinius, dem wir auch nicht immer korrekte Mittheilungen über die Rechnungen früherer Astronomen verdanken, versteigt sich so weit, die astronomischen Untersuchungen unter die Verkehrtheiten des menschlichen Geistes zu rechnen und ihre Behauptungen als Frechheit zu bezeichnen. „Nachdem man nun einmal gewagt hat,“ sagt er (II, 21), „die Entfernung der Sonne von der Erde zu errathen, legt man denselben Maßstab auch an den Himmel, weil ja die Sonne gerade mitten zwischen Himmel und Erde schwebt, und nun rechnet man die Größe der Welt ohne Weiteres an den Fingern ab.“

Noch einmal erheben im 2. Jahrhundert n. Chr. Männer wie Marinus von Tyrus und Claudius Ptolomäus die Leuchte der Wissenschaft, verbreiten gesundere Vorstellungen und wissen den Rechnungen der Astronomen die gebührende Achtung zu verschaffen; noch einmal gelingt es ihnen, unterstützt durch den gegen Osten sich immer mehr ausdehnenden Handel, auch die Grenzen der bekannten Erdstriche weiter gegen S.-O und O. bis zu den Häfen Chinas (Cattigara) und zu den Nilquellseen westlich von der Zanzibarküste fortzurücken; dann tritt eine Abschwächung des Lichts, eine Dämmerung ein, welche, je mehr sich das Weltreich der Römer zersetzt und verfällt, endlich einem Dunkel weicht, in dem nicht bloß der Horizont auf der Erde sich verengt, sondern auch das Himmelsgewölbe lastend und beängstigend sich herabsenkt und den freien Flug der Forschung in die unendlichen Weiten des Himmels geradezu hemmt und sperrt.

Durch die Philippinen.

Von Marinepfarrer **Wesenberg.**

III.

Zebu.

Von Zamboanga dampften wir nordwärts an der überall hohen und waldigen Küste von Mindanao hinauf und bekamen schon am folgenden Tage die Insel „Negros“ in Sicht. Die schluchtenreichen, langgestreckten Höhen derselben bilden mit ihrem kahlen, gelblich-grauen Gestein einen auffallenden Gegensatz zu dem Waldreichthum von Basilan und Mindanao. Ganz denselben Anblick bieten „Zebu“ und „Bajól“ dar. So steril aber die Bergrücken sind, so prachtvoll grün zeigen sich die Küstenstriche, und zahlreiche Dörfer und kleine Städte schauen mit ihren Kirchthürmen freundlich aus den Palmenwäldern heraus.

An der Ostküste von Zebu, etwa auf der Mitte dieser langgestreckten Insel, liegt die Hauptstadt gleiches Namens. Seit Singapore war dies die erste größere Stadt, welche wir anliefen, und sie macht auch in der That einen bedeutenden Eindruck, wenigstens im Vergleich mit all den kleinen Nestern und Dörfern auf den anderen Inseln. Sie zählt einige 30 000 Einwohner und ihr Handel ist nächst dem von Manila der lebhafteste auf den Philippinen. Ueber den weißen, in grellem Sonnenlichte liegenden Häusermassen erheben sich mehrere stumpfe Kirchthürme und zur Linken der Stadt bedeckt ein weit ausgedehnter Palmenwald die flache, etwa $1^{1}/_{2}$ deutsche Meilen breite Küstenebene bis zum Fuße der Berge. Diese steigen steil und kahl auf, in einem wellen-

förmigen Rücken die Insel der ganzen Länge nach durchziehend und scharfe Grate nach der Ebene heruntersendend. Man könnte sie sehr zutreffend mit dem Gerippe eines riesigen Walfisches vergleichen, denn sie sind nicht nur in ihrer Formation einem solchen ähnlich, sondern liegen mit ihrem graugelblichen Kalkgestein auch eben so todt in der Sonne wie bleichendes Gebein. Nur in den zwischen den einzelnen Graten herunterlaufenden Schluchten zeigt sich hier und da nach der Ebene zu etwas Vegetation. Offenbar sind Zebu, Negros und Bajol früher eben so bewaldet gewesen wie alle anderen zur Gruppe der Philippinen gehörigen Inseln, denn sie zeigen im Uebrigen dieselbe Natur und Beschaffenheit, aber die Thorheit der Spanier hat die Höhen ihres Schmuckes beraubt.

Einen eigentlichen Hafen hat Zebu nicht; man liegt auf Rhede in einer flach geschnittenen Bucht, welche auf der einen Seite durch eine niedrige mit Busch und Schilf bewachsene Insel geschützt ist. Das Landen war zu der Zeit, als wir dort lagen, mit etwas Unbequemlichkeit verbunden, und es wird auch wohl jetzt noch so sein. Von dem steil ansteigenden Sandstrande nämlich war eine sehr hochbeinige Pier aus Bambusstangen ins Wasser gebaut, deren einzelne Theile in höchst primitiver Weise mit Baststricken zusammengebunden waren. Da hinauf führte vom Wasser aus eine ebenfalls aus Bambusstangen hergestellte sehr weitsprossige und wackelige Hühnerleiter, die für jemanden, der etwas kurze Beine hatte, nicht ohne Leibesschaden zu erklettern war. Auch durften die Landenden nur immer einer hinter dem andern hinaufturnen, da das Gerüst die Last von mehreren zu gleicher Zeit nicht tragen zu können schien.

Wenn man den Sand des Strandes durchwatet hat, gelangt man in die erste hier ausmündende Straße. Schattenlos und breit läuft sie schnurgerade in die Stadt hinein. Die weißen massiven Häuser haben eine schwerfällige Bauart mit dicken Mauern. Große bis auf den Boden reichende vergitterte Fenster und kleine Balkone im obern Stockwerke unterbrechen die einfachen, schmucklosen Façaden. Hier und da tritt an die Stelle der Häuserreihe eine lange, ebenfalls weiße oder gelbe Steinmauer, welche einen großen Hof oder Garten umschließt. Der weiße kalkige Boden, die weißen Häuser, von der grellen Sonne beschienen, blenden empfindlich die Augen, und wenn ein Windstoß kommt, wirbelt der feine Kalkstaub, der wie Mehl dick die Straßen bedeckt, zu Wolken auf. Ganz denselben Eindruck machen auch die übrigen sich rechtwinklig schneidenden Straßen, nur daß einige ziemlich spärlich von Häusern besetzt sind und daß sie hier und da auf einen freien Platz ausmünden. Der öde Charakter derselben wird noch dadurch gesteigert, daß man die hochragenden kahlen Bergrücken im Hintergrunde erblickt.

Am interessantesten ist der Marktplatz. Von einem großen öffentlichen, desolat aussehenden Gebäude, von eben solchen Läden und Privathäusern und von ruinenhaften Ueberresten früherer, durch Brand oder sonst wie zerstörter Bauwerke auf drei Seiten umschlossen und auf der vierten nach dem Meere zu offen, bietet er mit seinem theils sandigen, theils lehmigen, hier und da mit Kraut bewachsenen und mit Schutthaufen bedeckten Boden ein Bild spanischer Liederlichkeit und Verkommenheit dar. Ist denn das aber interessant? Ohne Zweifel, man muß nur das richtige Verständniß dafür haben. Ich bin überzeugt, ein jeder Maler würde diesen Marktplatz mit Entzücken betrachten, denn er ist in hohem Grade malerisch. Aber man muß auch das lebendige Treiben auf demselben sehen und zu diesem Zwecke des Morgens und Vormittags dorthin gehen. Dann werden da unter Zelten oder meistens in brennender Sonne auf dem platten Boden die verschiedensten Arten von Früchten, Gemüsen, Geflügel, Gebäck, allerlei Zuckerwerk und Süßigkeiten neben Industrieerzeugnissen, besonders den mancherlei Arten von grasleinenen Zeugen feilgeboten, und weiße, gelbe, braune und schwarze Menschen, bekleidet und unbekleidet, wimmeln durch einander; ein Farbengemisch und buntes Leben, wie man es nicht oft sehen kann, und dazu die phantastisch liederliche halb verfallene Umgebung des ganzen Platzes — das ist dann ein Anblick, der wirklich interessant ist, auch für Menschen, die keine Maler sind.

In geringer Entfernung von diesem Marktplatze am Strande zieht sich eine Gebäudereihe hin, welche die Waarenlager des Großhandels enthält. Besonders ist es Zucker, d. h. in Form von „Melasse“, und Manilahanf, welcher exportirt wird. Letzterer wird aus dem Bast einer Bananenart, welche auf mehreren Inseln der Philippinen, besonders auf dem Zebu gegenüberliegenden Bajol, wächst, gewonnen und eignet sich wegen seiner Länge, Zähigkeit und Leichtigkeit ganz vorzüglich zu Tauwerk. Eingeborene Morros und Chinesen sind fortwährend beschäftigt, die Zuckersäcke und Hanfballen aus den großen Speichern nach dem Wasser zu schleppen und in Boote zu laden, da die Schiffe natürlich nicht so nahe herankommen können. Eine andere Stadt, welche einen gleich ausgedehnten Handel hätte wie Zebu und notabene nicht spanisch wäre, würde hier eine Pier gebaut haben, an welcher die Schiffe unmittelbar anlegen und laden könnten, aber die Spanier finden das nicht für nöthig, und deshalb müssen die Kulis mit ihren Lasten weit ins Wasser hinein, da der Strand flach ist: eine Art des Ladens, die eben so umständlich und schwierig als zeitraubend und theuer ist.

An die spanische Stadt schließt sich auf der einen Seite unmittelbar die „Morrostadt“ an, aus lauter kleinen, höchst elenden Bambuhütten gebaut. Dieselben sind so eng an einander gedrängt, daß zwischen den einzelnen Reihen kaum drei, manchmal nicht zwei Menschen neben einander gehen können, nur eine Straße, welche quer diese sonderbare Stadt durchschneidet, ist etwas breiter. Man kann daher eigentlich auch nicht von Straßen, sondern nur von Steigen reden. Ich habe aber nirgends ein solches Gewimmel von Frauen, Kindern und Hunden gesehen wie dort. Besonders Morgens und gegen Abend, wenn die Temperatur ein wenig kühler ist, treibt sich Alles, natürlich fast ganz nackt, wenigstens die Kinder, ohne jegliche Bekleidung, durch einander; die Kleinen toben mit den Hunden und Schweinen umher und die Großen schnattern. Und was nicht draußen ist, das hockt oder liegt in den stickigen Hütten in träger Ruhe oder beschäftigt sich mit Bananenessen. Welch ein Schmutz und Gestank in dieser Hüttenstadt herrscht, kann man sich ungefähr vorstellen, aber doch auch nur annähernd, denn die Wirklichkeit geht über die Vorstellung. Es ist räthselhaft, weshalb sich die Menschen so zusammenpferchen, da überall Raum genug vorhanden ist, um der Stadt eine zehnfache Ausdehnung zu gestatten.

Die beiden Städte also für sich betrachtet bieten jede in ihrer Art einen recht öden Anblick und haben für den Fremden nicht das mindeste Anziehende, ausgenommen für den, der fremde Artungen des Daseins und Lebens kennen lernen will und deshalb auch unangenehme Eindrücke mit einem gewissen Interesse in sich aufnimmt, wenigstens sich durch dieselben nicht abschrecken läßt, die eigene Anschauung mit neuen Erfahrungen zu bereichern.

Aber man würde doch von Zebu eine sehr einseitige Vorstellung haben, wenn man nicht auch einen Blick auf seine Umgebung werfen wollte. Diese entschädigt den Freund einer schönen Natur in vollem Maße für das Mißvergnügen, durch heiße, staubige und größtentheils todte Straßen zu

wandeln. Wenn man eine derartige Straße, die etwa parallel mit der Bucht läuft, verfolgt, so führt dieselbe aus der Stadt heraus und setzt sich nun durch den sich hier anschließenden Palmenwald als eine breite glatte Chaussee einige Meilen weit fort. Zahlreiche Seitenwege führen rechts und links zu kleineren Ortschaften, Dörfern und Plantagen, wie sie näher oder ferner, am Meeresufer oder weiter hinein nach den Bergen und an den Bergen liegen.

Gleich im Anfange des Waldes dicht bei der Stadt rauscht schnellen Laufes in einem felsigen, vielfach gewundenen, häufig tief in den Boden eingeschnittenen Bette ein klarer Fluß über Geröll und große Felsblöcke hin, um sich bald ins Meer zu ergießen. Die Ufer sind von reicher Vegetation, besonders Bambugebüschen, überschattet, und an den zugänglichen Stellen sitzen Frauen und waschen Zeug, wobei sie die nöthige Unterhaltung, welche in der ganzen Welt mit diesem Geschäfte verbunden ist, nicht versäumen. Seife brauchen sie dazu nicht, denn die Unterhaltung geht ohne sie von statten und die Wäsche wird ohne sie rein. Letztere Beobachtung kann man überall in den tropischen oder subtropischen Gegenden machen, ob man bei den Negern, oder Malayen, oder Chinesen, oder Japanern oder sonst wo ist, es wird dort überall ohne Seife gewaschen. Aber dieser Mangel ist der Wäsche doch nicht sehr zuträglich, denn sie wird zum Ersatze dafür auf große Steine geschlagen, wodurch sie natürlich stark ruinirt wird, wie jeder erfahren hat, der sich längere Zeit in den Tropen aufgehalten hat.

Aber dieser Wäscheartikel interessirt doch am Ende nur sorgsame Hausfrauen, und wir wollen uns deshalb den sonstigen Erscheinungen zuwenden, die sich dem Beobachter dort aufdrängen. An den Wegen oder auch etwas zurückgebaut liegen Pfahl-Bambuhütten zerstreut, von Bananenstauden, Brotfruchtbäumen, Orangen-, Mangobäumen und Gebüsch umgeben und umschattet, und über diesem so mannigfachen Grün wölben sich die hohen Gipfel der Kokospalmen. So klein, elend und verfallen auch die meisten der Hütten sind, so machen sie doch inmitten dieser herrlichen Vegetation einen malerischen Eindruck, und die Eingeborenen fühlen sich gewiß nicht unglücklich, weil sie unter einem Dache wohnen, das große Löcher hat, und zwischen Wänden, die auch mehr Lücken zeigen als ursprünglich für die Fenster berechnet waren; es kommt ja überall Luft hindurch, und das ist viel gesunder, als wenn sie in stickigen Räumen leben müßten. Hin und wieder trifft man auch ein massives, großes, europäisch gebautes Haus, in welchem Spanier wohnen, aber fast jedesmal tritt einem auch der Mangel an Sauberkeit und Nettigkeit entgegen und unwillkürlich fühlt man sich veranlaßt auszurufen: Wie liederlich!

Die beste Zeit, in diesem Palmenwalde umherzuwandeln, ist des Morgens recht früh, wenn der starke Nachtthau noch eine angenehme Kühle verbreitet und von dem nahen Meere her eine leichte Brise in den Kronen und dem dichten Bambugebüsch flüstert. Dann sind auch die Wege sehr belebt. Zweiräderige, schwerfällige Karren, meist von einem Kerabau, seltener von einem Pferde gezogen, fahren mit Gemüse, Früchten und Federvieh zum Markt nach der Stadt; Fußgänger und Fußgängerinnen, weiße, braune und schwarze, tragen in großen Körben auf dem Kopfe ihre mancherlei Verkaufsprodukte gleichfalls dahin.

Am Tage herrscht in Zebu eine unmäßig hohe Temperatur, und man kann deshalb keine weiteren Fußtouren unternehmen, ohne seine Gesundheit ernstlich zu gefährden. Ich versuchte es mehrere Male, mußte mich aber zuletzt immer in eine oder die andere Kirche flüchten, wo wenigstens vor der sengenden Sonnengluth Schutz war. Die Kirchen selbst bieten weder im Aeußern noch im Innern etwas Merkwürdiges oder Schönes; sie sehen aus wie gewöhnliche katholische Kirchen auszusehen pflegen; nur in der einen derselben fiel mir der Altar durch seinen Reichthum und Werth auf, er war nicht bloß mit dicken massiven Silberplatten ganz belegt, sondern auch mit kostbaren Edelsteinen verziert.

Die Morros, welche auf Zebu leben, sind den Spaniern ganz unterworfen, denn die Insel ist, wie bemerkt, auf den Bergen unbewaldet, bietet also den Eingeborenen keine Zufluchtsstätten, wo sie unabhängig leben könnten.

Die wenigen deutschen Landsleute, welche in Zebu existiren, erfreuen sich alle eines gewissen Wohlstandes, wenn sie auch nicht gerade reich zu nennen sind. Mit Ausnahme des Konsuls, welcher Kaufmann ist, sind es Handwerker oder Krämer.

Als wir den Hafen verließen und langsam nordwärts an der Küste hinaufdampften, zeigte sich die Formation im nördlichen Theile der Insel ganz eben so wie im südlichen, nur waren die Höhen doch noch stellenweise mit Wald bedeckt. An den Ufern lagen einzelne spanische Ansiedelungen, kleine Dörfer und Städte. Abends sahen wir auf den Bergen einen mächtigen Waldbrand, der noch lange, als wir das Land bereits außer Sicht verloren hatten, durch die dunkle Nacht leuchtete. Dies Ereigniß machte es erklärlich, auf welche Weise die Gebirge kahl geworden waren, und im Laufe der Zeit werden wohl auf eben dieselbe Art auch die Waldstrecken verschwinden, die bis jetzt in dem nördlichen Theile noch vorhanden sind.

* * *

Eigentlich hatten wir die Absicht, von Zebu nach Iloïlo auf Panay zu gehen. Der Plan wurde aber geändert; wir ließen Panay seitwärts liegen, stellten bei einem kleinen, felsigen, unbewohnten Eilande Schießübungen an und dampften dann weiter nordwärts in der Richtung auf Manila zu. Die Fahrt durch die nördlichen Philippinen ist überaus reizend. Auf allen Seiten ist man von hohen, in reiche Vegetation gehüllten kleineren und größeren Inseln umgeben, und die Passage ist meistens so eng, daß man rechts und links alles deutlich erkennen kann. An den schmalen Ufersäumen der Inseln blicken einzelne Häuser, Dörfer und Städte mit ihren Kirchthürmen grell aus dem dunkeln Grün hervor. Besonders malerisch und großartig in ihrer Formation ist die Insel Sibuyán. Ihre massigen steilen Berge sind aber von zerrissenen Wolkenschleiern umwoben und über und über mit dichtem Wald bedeckt, aus dem hier und da einzelne spitze Hörner herausragen. In den engen, tiefen Schluchten herrscht ein schwarzblauer Farbenton vor. An dem in hellem Sonnenlichte glitzernden schmalen Strande erheben sich einzelne versprengte schwarze Klippen und Bänke aus dem azurnen Meere. Ehe wir aber auch an der Insel vorübergedampft waren, senkte sich die Sonne auf den Horizont und übergoß bei ihrem Scheiden das Meer und die Gebirgsmassen mit dem wunderbar schönen gelblich bräunlichen Lichte, wie es eben nur dem tropischen Sonnenuntergange eigen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den letzten drei Jahren hat die Londoner Geographische Gesellschaft jährlich drei streng wissenschaftliche Vorlesungen für ihre Mitglieder halten lassen, wie z. B. während der letzten Session Prof. A. Geikie über geographische Entwickelung, Prof. Rolleston über die Modificationen des äußern Aussehens der organischen Natur durch menschliche Einwirkung und J. Ball über die Flora der Alpen und ihren Zusammenhang mit denen anderer Erdtheile gesprochen haben. Jetzt hat der Vorstand das Aufhören dieser Vorlesungen, die sich nicht bewährt haben — es wird nicht gesagt, in welcher Hinsicht —, beschlossen und will statt dessen, um auf eine mehr wissenschaftliche Auffassung der Geographie hinzuwirken, Leute, welche sich zu Forschungsreisenden ausbilden wollen, im Gebrauche der astronomischen Instrumente und im Routenaufnehmen unterrichten lassen — ein Beschluß, welcher sich anderen Gesellschaften, die gleichfalls Reisende hinausschicken, sehr zur Nacheiferung empfehlen dürfte.

— Die österreichische Regierung hat den Geologen Dr. E. von Mojsisovics, den durch seine Reisen in Persien bekannten Dr. E. Tietze und Dr. A. Bittner mit der geologischen Erforschung von Bosnien und der Hertzegowina beauftragt. Bei unserer geringen Bekanntschaft mit der Geologie des Landes ist davon so manches Resultat zu erwarten, das auch außerhalb der Fachkreise Interesse zu erregen im Stande ist. Wir wollen hierbei auf ein für weitere Kreise berechnetes Buch des bekannten Frhrn. von Schweiger-Lerchenfeld: „Bosnien, das Land und seine Bewohner" (2. Aufl. Wien 1879, L. C. Zamarski. Mit 9 Bildern und 1 Karte), hinweisen, welches in systematischer Weise die Geschichte, Geographie, Ethnographie u. s. w. der neuesten österreichischen Provinz behandelt. Die vorhandene Litteratur über das Land, die, wie Sachkenner wissen, sehr weit zerstreut ist, wurde dabei fleißig benutzt, um ein lesbares Ganzes zu schaffen, das sich beim Publikum denn auch großen Erfolges zu erfreuen hatte.

— Nach dem in Philippopel erscheinenden officiellen bulgarischen Blatte „Maritza" beträgt die Bevölkerung von Ost-Rumelien 500 000 Bulgaren, 70 000 Griechen und 30 000 Türken, zusammen 600 000. Nach dem griechischen Blatte „Philippopolis" besteht sie aus 400 000 Griechen und Türken und 200 000 Bulgaren. Beide Behauptungen sind falsch. Das Richtige dürfte sein: 400 000 Bulgaren, 100 000 Griechen und 60 000 bis 70 000 Türken, zusammen 570 000 Einwohner.

Asien.

— Während die Litteratur über Cypern fortgesetzt neuen Zuwachs erhält — soeben wird wieder ein neues Buch von Sir Samuel Baker („Cyprus as I saw it in 1879") angekündigt, welcher ein halbes Jahr auf der Insel zugebracht hat —, bringt das „Athenaeum" (28. Juni 1879) die betrübende Nachricht, daß die Aufnahme Cyperns durch Lieutenant H. H. Kitchener (s. „Globus" XXXV, S. 15) wegen Mangels an Geldmitteln wenigstens für den Augenblick eingestellt worden und Kitchener nach England zurückgekehrt ist.

— Dizfûl in Persien (Chûzistan) wird von General Hontum-Schindler in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (1879 S. 96 f.) wie folgt geschildert. Dizfûl ist der Hauptplatz eines Distriktes oder einer kleinen Provinz und hat ungefähr 25 000 Einwohner, die in 3800 Häusern wohnen. Zum Distrikte gehören 12 Dörfer, von denen 7 Regierungseigenthum sind und 1000 Familien des arabischen Stammes Ahl-i-Kesir. Die Einwohner der Stadt gehören dem Islam an, außer zwei Familien Johannes-Christen, die fälschlich von den Persern Sâbî genannt werden. 500 Familien des Luren-Stammes der Direkwend sind auch in Dizfûl ansässig. Die Stadt hat 34 Moscheen und 36 Imamzade-Gräber, 10 große und mehrere kleinere öffentliche Bäder, 4 Karawanserais, 9 höhere und viele kleinere Schulen.

Der Haupthandel von Dizfûl besteht in Indigo. Auf dem sandigen Ufer des Flusses am Fuße des Conglomerat-Felsens wird der Indigo gewaschen und gereinigt. Am Nachmittage eines Herbsttages 1877 brach plötzlich ein Gewitter aus, das wie gewöhnlich in Arabistan nur 10 Minuten dauerte, aber für 25 000 Toman (200 000 Mark) Indigo, das auf dem Ufer zum Trocknen ausgebreitet war, wurde in den Fluß geweht. Die Indigo-Händler von Dizfûl werden sich für mehrere Jahre von diesem Verluste nicht erholen können.

Mitten im Strome sind 25 Wassermühlen gebaut, die nur bei niedrigem Wasser, also von Mai bis December, arbeiten können; da der Strom sehr reißend ist (über 4 Miles per Stunde), werden oft einige Mühlen weggerissen und Menschen kommen oft dabei um.

Ein anderer großer Handelsartikel sind die aus Schilf oder Rohr gemachten Schreibfedern (qalam). Man findet die besten in den Dickichten der Flüsse bei Dizfûl; ganz Persien wird damit versehen, und Dizfûl-qalam werden bis nach Indien, Baghdâd und Konstantinopel versendet. Die Stadt hat vier Thore; eines ist das Brückenthor, die anderen liegen auf der östlichen Seite. Die Stadtmauer sowie die Thürme sind verfallen. Der Name der Stadt soll früher Dizpul, „die Burg der Brücke", geheißen haben; auch wird der an der Brücke gelegene Stadttheil noch Mahalle-i Diz (der Burgstadttheil) genannt, und Ueberreste der alten Burg werden noch gezeigt. Die Volksetymologie „Saubohnen-Burg" vom arabischen fûl (Vicia fava) verdient keine Beachtung.

Der Sommer ist hier sehr heiß; ein jedes Haus hat einige unterirdische Stuben, die in dem nagelfluhähnlichen Conglomerat ausgehauen, manchmal sehr tief unter den Höfen liegen. Diese unterirdischen Gemächer heißen hier Schewedân (in anderen Städten Persiens Serdâb); General Schindler hat deren eines 60 Fuß unter dem Niveau des Hofes bemerkt. Dahin zieht sich ein jeder im Sommer von Morgens bis Abends zurück. Als die Temperatur oben im Schatten 41° C. war, hatte Schindler im Schewedân nur 26°. Da der ganze Grund der Stadt zu solchen unterirdischen Wohnungen benutzt ist, so sind die Kloaken der Häuser in die Straßen abgeleitet, was namentlich im Winter die sehr engen Straßen übelriechend und ausnahmsweise schmutzig macht.

Außerhalb der Stadt und an der rechten Seite des Flusses ist ein Regierungsgebäude, Kûschk genannt, das im Winter als Residenz des Statthalters dient, im Sommer jedoch der großen Hitze wegen unbewohnbar ist.

— Der jetzt seinem Wortlaute nach bekannt gewordene englisch-afghanische Vertrag, abgeschlossen zu Gandamak am 26. Mai zwischen Amir Muhammed Jakub Chan und Major N. Cavagnari, bestimmt unter anderen, daß des Amirs auswärtige Politik fortan unter englischer Kontrole steht (Art. 3), daß in Kabul ein englischer Resident mit Gefolge und Bedeckung stationirt wird (Art. 4), daß englische Unterthanen mit Erlaubniß ihrer Regierung in Afghanistan und

dessen Dependentien Handel treiben dürfen (Art. 6). Dem Amir wird in Art. 7 die Verpflichtung auferlegt, für die Sicherheit und Wegsamkeit der großen Straßen nach Indien zu sorgen; nach Art. 8 wird Kabul mit Kuram durch eine Telegraphenlinie verbunden, wogegen (Art. 9) England alles besetzte Gebiet räumt mit Ausnahme der Distrikte von Kuram, Pischin und Sibi, welche jedoch nicht als auf die Dauer von Afghanistan losgerissen, sondern als übertragene Gebiete (assigned districts) betrachtet werden sollen, so daß der Ueberschuß ihrer Erträge nach Abzug der Verwaltungskosten dem Amir eingehändigt werden. Der Chaiber- und Mitschni-Paß bleibt unter englischer Kontrole; aber England zahlt nach Art. 10 dem Amir eine jährliche Subsidie von 6 Lakh Rupien. Ein besonderer Handelsvertrag soll binnen einem Jahre abgeschlossen werden.

— Graf Bela Széchényi's Expedition nach Inner-Asien (vergl. „Globus“ XXXV, S. 15 und 174) befand sich Ende Januar in Si-ngan-fu und Ende Februar in Lantschou-fu am obern Hwang-ho und hat bis jetzt einen durchaus befriedigenden Fortgang genommen. Die eingegangenen Briefe schildern nicht allein die Reise selbst und ihre Mühseligkeiten über bis 3000 Meter ansteigende Pässe bei 20° Kälte, sondern auch die Verwüstungen, welche die mehrjährige Hungersnoth in den Provinzen Schen-si, Schan-si und Honan angerichtet hat, sowie die in Kan-su sichtbaren Spuren der kaum unterdrückten fünfzehnjährigen mohammedanischen Rebellion. Der Reisende beabsichtigte, am 24. Februar nach der 25 Tagemärsche entfernten Stadt Su-tschou aufzubrechen, wo über die weitere Richtung der Expedition Beschluß gefaßt werden sollte.

— Das geographische Departement der japanischen Regierung, welches nach manchen Richtungen hin eine rege Thätigkeit entfaltet, hat jetzt die Herausgabe eines großen Planes von Jedo begonnen, auf welchem die Namen sowohl in japanischer als wie in lateinischer Schrift geschrieben sind.

— Zu der immer noch andauernden Völkerwanderung im türkischen Reiche (vergl. „Globus“ XXXV, S. 95 und 271) liegen einige neuere Nachrichten vor. Tifliser Blättern zufolge wandert die gesammte mohammedanische grusische Bevölkerung von Nieder- und Ober-Adscharien, über 60 000 an Zahl, nach Armenien aus und erhält in den Vilajets von Erzerum, Wan und Diarbekir Grundstücke angewiesen. In der europäischen Türkei andererseits fangen die aus der Umgebung Adrianopels nach Ost-Rumelien ausgewanderten Christen (Griechen und Bulgaren) an, wieder in ihre alten Sitze zurückzukehren, weil sie in Ost-Rumelien nicht die verheißenen Ländereien erhielten, während jetzt die türkische Regierung für ihr Unterkommen nach Kräften sorgt. Nahezu ein Drittel der Ausgewanderten, die man auf 40 000 Köpfe schätzte, sind bereits zurückgekehrt und die Bewegung nimmt täglich zu.

— Die Kaukasische Statistische Gesellschaft veröffentlicht folgende Angaben über die Bevölkerung von Tiflis: Gesammtzahl 104 024, davon männlich 66 147, weiblich nur 37 877, also wenig mehr, als halb so viel. Nach Nationalitäten zerfällt diese Zahl in 37 308 Armenier, 20 390 Georgier, 10 574 Russen, 2186 Tataren, 2005 Deutsche, 1692 Perser, 1592 Polen, 1145 Juden, 388 Griechen, 293 Osseten, 267 Franzosen, 227 Aïssors, 163 Italiener, 123 Türken, 123 Mingrelier, 81 Großbritannier, 52 Lesghier, 37 Tschechen, 32 Gurier, 28 Schweden, 15 Litauer, 10 Latishes (?), 10 Rumänier, 9 Slovaken, 8 Mordvinen und Tschuwaschen — zusammen ein reichliches Viertelhundert Völkerschaften.

Afrika.

— In immer weiteren Kreisen zieht Afrika die Aufmerksamkeit auf sich: Beweis dafür ist, daß vom Juli dieses Jahres an in Genf eine Monatsschrift, „L'Afrique explorée et civilisée“, in der Stärke von je 16 Oktavseiten und zum jährlichen Preise von 7 Franks erscheinen wird, die es sich zur Aufgabe macht, gewissenhaft alle Nachrichten über Afrika zu sammeln, die in Reisebeschreibungen, gelehrten Zeitschriften, Missionsberichten, Handelsnachrichten und so fort zerstreut und dadurch dem Publikum unzugänglich sind. Der Leiter dieses Unternehmens ist Gustave Moynier, Präsident des Vereins des Rothen Kreuzes, der durch ganz Europa Anklang gefunden und in den letzten Kriegen so viel Gutes gestiftet hat. Seiner gemeinnützigen Gesinnung ist auch das Entstehen dieses Blattes zu verdanken.

— Renzo Manzoni, dessen letzte arabische Reise in Nro. 24 des vorigen Bandes des „Globus“ ausführlicher besprochen worden ist, hat einstweilen Arabien den Rücken gekehrt und wollte eine Reise im Lande der Somali ausführen, ist aber schon in Berbera auf so ernstlichen Widerstand gestoßen, daß ein italienisches Kriegsschiff zu seinem Schutze abgeschickt werden mußte. Besser ist es in jenem unwirthlichen Gebiete einem Franzosen, M. Georges Révoil, gegangen, welcher soeben aus dem Lande der Medschertin- oder Medschurtin-Somali zurückgekehrt ist. Dasselbe wird vom Wadi Nogal, der südlich vom Kap Guardafui mündet, bewässert und gehört zu den unbekanntesten Gebieten Afrikas. Révoil's Bericht wird hoffentlich an die Stelle der vagen Erkundigungen Lieutenant Cruttenden's (1848) positive Daten setzen. Der Reisende verstand es, durch Pflege der in einem Kriege mit dem Sultan von Alula verwundeten Medschertin sich die Zuneigung dieser argwöhnischen und grausamen Wilden zu erwerben und fand Zeit, sie genau kennen zu lernen. Ihr Häuptling gab ihm einen Passirschein, und mit dessen Hülfe hofft Révoil dort Handelsbeziehungen anknüpfen zu können.

(Le Tour du Monde 1879. Premier Semestre p. 418.)

— Zwei bekannte Afrikareisende werden im Herbste dieses Jahres wieder nach dem schwarzen Erdtheile aufbrechen: Dr. W. Junker nach dem ägyptischen Sudan und Dr. Oscar Lenz, der Ogowe-Erforscher, nach Marocco, letzterer im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, welche den Plan gefaßt hat, in diesem näher gelegenen und noch so wenig bekannten Lande Reisende gewissermaßen praktisch heranzuziehen und an mohammedanisches Leben zu gewöhnen, um sie später im Sudan zu verwenden.

— Achtzehn algerische katholische Missionäre haben Ende Juni Zanzibar verlassen, um zu den nach dem Viktoria Nyanza und Tanganjika-See bestimmten Missionen zu stoßen; zwei davon sind Schotten, vier Belgier, die übrigen Deutsche. Jene beiden Missionen (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 304) haben inzwischen ihre resp. Bestimmungsorte nach einigen Verlusten erreicht.

— Abbé Debaize, der französische Afrikareisende (vergl. „Globus“ XXXV, S. 272 und sonst), ist in Udschidschi am 2. April dieses Jahres angelangt und will sich nun nach dem nördlichen Ende des Tanganjika-Sees begeben, um dort in der Landschaft Uzighe ein Depôt zu errichten, das von einigen zuverlässigen Dienern bewacht werden soll. Ein zweites soll dann womöglich am Zusammenflusse des Aruwimi und Congo seine Stelle finden, und auf beide gestützt, hofft es der Abbé zu ermöglichen, das Gebiet zwischen Congo, Tanganjika-See und dem Südende des Muta Nzige (Albert Nyanza), namentlich den Westabhang von Baker's Blauen Bergen und die Landschaften Unjambongu, Mpororo und Ruanda zu erforschen.

— Unter Führung des Artillerieoffiziers Paiva d'Andrada soll demnächst, wie E. Behm in seinem Monatsbericht für Juni dieses Jahres meldet, eine neue Expedition Portugal verlassen, deren Aufgabe die Erforschung des Zambesi und Gründung von Handelsstationen in der Gegend von Tete und der jetzt verlassenen Station Zumbo ist, einstmals dem am weitesten nach Westen vorgeschobenen portugiesischen Posten.

— Im Nordosten von Transvaal zwischen dem Lim-

popo-Flusse und den Zoutpans-Bergen sitzt in einer Stärke von 200 000 Seelen das Volk der Bawenda, über welche Missionär Beuster in der „Zeitschrift der Ges. f. Erdk. zu Berlin" (1879 Heft 3) einige Mittheilungen macht. „Merkwürdig ist es — sagt er dort —, daß sie in ihrer Sprache, trotz ihres sonst frechen Benehmens, namentlich, wenn man so sagen darf, in höfischen Kreisen, gewisse euphemistische Redewendungen haben. So sagen sie anstatt: der König ist todt, die Quellen sind versiegt; anstatt: der König ist betrunken, der König ist in die Quelle gefallen; anstatt: der König ist krank, der König ist heiß; anstatt: der König ißt, der König arbeitet ein Werkchen; und ebenso besitzt ihre Sprache für die vom Könige gebrauchten Eßgeräthschaften und sogar für das auf dem königlichen Herde brennende Feuer noch besondere umschreibende Ausdrücke."

— Der Franzose de Semellé giebt als Resultate seiner Reise auf dem Niger (s. vorigen Bd. S. 287) Folgendes an: Aufnahme des Niger von Orista bis Bussa, wo seine Schiffbarkeit aufhört, in einer Länge von 298 (See-)Meilen; Aufnahme des Benue von seiner Vereinigung mit dem Niger bis Okeri, das bis dahin noch nie besucht worden war, 180 Meilen Entfernung; Studien über die Geschichte und Ethnographie der durchreisten Länder; eine Sammlung ihrer Produkte; schriftliche Zusicherung freier Schifffahrt bis Yola (2800 Meilen weit) Seitens der Sultane von Abruza und Koffe; Landschenkungen in verschiedenen Städten, um darauf Faktoreien anzulegen; meteorologische Beobachtungen u. s. w.

Nordamerika.

— Um auf eine Verminderung der massenhaft einlaufenden falsch oder ungenügend adressirten Briefe hinzuwirken, wird bekannt gemacht, daß es in den Vereinigten Staaten 18 Brooklyns, 20 Williamsburgs, 5 Baltimores, 10 Bangors, 16 Buffalos, 12 Bostons, 17 Burlingtons, 9 Chicagos, 8 Cincinnatis, 10 Clevelands, 19 Columbus, 25 Daytons, 5 Detroits, 15 Louisvilles, 8 Memphis, 3 Melroses und 14 Nashvilles giebt.

— Gegen Ende des vorigen Jahres ist die Eisenbahnlinie bis Winnipeg in Manitoba eröffnet worden, so daß jetzt eine ununterbrochene Schienenverbindung von Newyork bis zum Red River in einer Länge von 2000 engl. Meilen besteht. Als im Jahre 1841 Archidiakonus Cowley von der Church Missionary Society nach dem Red River sich begeben wollte, suchte er vergeblich sein Ziel auf jenem Wege zu erreichen, mußte schließlich nach England zurückkehren, dort ein nach Hudson's Bay gehendes Schiff besteigen und schließlich noch 800 engl. Meilen im Boote zurücklegen. So berichtet der „Church Missionary Intelligencer".

— Das neueste (Juli-)Heft der „Mittheilungen aus J. Perthes' Geogr. Anstalt" enthält einen Reisebericht des russischen Meteorologen A. Woeikof über Yucatan, welcher um so mehr Interesse erregt, als aus jenem Staate uns nur selten Nachrichten zukommen. „Was den Reichthum Yucatans, resp. seiner großen Grundbesitzer, ausmacht — heißt es dort S. 203 —, ist die Kultur des Jennequen. Dies ist eine Agave (Agave Sisalensis), deren Blatt kaum von demjenigen der Agave americana zu unterscheiden ist. Aus den Fasern, welche sich zwischen den fleischigen Theilen des Blattes befinden, werden Taue, Stricke rc. bereitet, welche, obgleich den Tauen aus Hanf sehr nachstehend, doch wegen ihrer Billigkeit in Nordamerika bedeutenden Absatz gefunden haben. Jennequen ist der wichtigste, fast der einzige Artikel des Exportes von Yucatan. Ihm allein verdankt der Staat Yucatan, daß er, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens und dem Fehlen aller mineralischen Schätze, doch zu den reicheren und den wenigen, in wirthschaftlicher Hinsicht progressiven von Mexiko gehört. Heller giebt an, daß im Jahre 1845 Yucatan (mit Ausnahme der Gegend des Usumacinta) nur für 265 000 Doll. Waaren ausführte; im Jahre 1873 wurde an Jennequen allein für mehr als eine Million ausgeführt. Ein, namentlich für mexikanische Zustände, außerordentlicher Fortschritt! Andererseits giebt Stephens an, daß im Jahre 1842 die ersten Maschinen zur Reinigung des Blattes von Nordamerika verschrieben wurden. Jetzt besitzt Yucatan mehr als hundert Dampfmaschinen zu diesem Zwecke. Ich bezweifle, ob alle anderen Staaten der mexikanischen Republik zusammen mehr als hundert Dampfmaschinen besitzen. Es werden meistens vier durch Dampf bewegte Messer dazu gebraucht, die grüne Substanz von beiden Seiten des Agave-Blattes zu entfernen und also die Faser möglichst bloßzulegen."

— Uns liegt der „Siebente Jahresbericht des Vereins zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen zu Stettin" vor, der des Interessanten mancherlei enthält, was Vereinsmitglieder in fernen Ländern berichtet haben. Der erste Bericht des Herrn O. Wermuth ist aus Guatemala; er ist ein Beweis dafür, daß „die deutsche Industrie, unterstützt von den Seestädten, sich durch Beharrlichkeit und Fleiß einen heute oft unterschätzten Markt im transatlantischen Auslande erobert hat, obgleich wir weder Kolonien besaßen noch früher kräftigen Schutz von einer starken Regierung genossen." Weitaus der größere Theil alles Einfuhr- und Ausfuhrgeschäftes von Guatemala ist in Händen deutscher Kaufleute. Bremen und Hamburg exportiren dorthin mehr als England, Frankreich und die Vereinigten Staaten zusammengenommen, und Newyorker Fabrikate können dort mit europäischen nicht konkurriren. An Exportartikeln giebt es heute nur einen von Bedeutung, Kaffee, der vorzüglich gedeiht und dessen Anpflanzung seit Kurzem bedeutend ausgedehnt worden ist. Dagegen ist der Anbau von Cochenille, welche früher der werthvollste Exportartikel war, völlig im Verschwinden begriffen, seitdem die Chemie billigere Ersatzmittel gefunden hat, und die früher damit bestellten Felder werden jetzt zum Kaffeebau hergerichtet. Die kräftige und wirklich wohlmeinende Regierung — sie ist despotisch, aber darum allein für das Land geeignet und findet die Unterstützung der Fremden aller Nationen — thut ihr Mögliches, um bisher unbeachtete Produkte in Aufnahme und zum Export zu bringen, und richtet dabei ihre Blicke vornehmlich auf Ausländer, deren größere Willenskraft und Bildung sie allen Eingeborenen überlegen macht.

Die Bevölkerung wird auf etwas über 1 Million (nach H. Au circa 1 200 000) geschätzt und zerfällt in 3000 Fremde (am zahlreichsten Spanier, dann Deutsche, dann Engländer, Nordamerikaner, Franzosen, Italiener u. s. w.), etwa 200 000 Ladinos, Abkömmlinge der mit Indianern sich vermischt habenden Spanier, und etwa 800 000 Indianer, die betriebsamsten, wenngleich beschränktesten Leute des Landes. Sie sind äußerst sanft, unterwürfig, scheu, leben höchst friedlich unter einander; sind streng katholisch, beobachten Feste und Gebräuche ihrer Religion auf das Aengstlichste und hängen zähe an hergebrachten Eigenthümlichkeiten.

Die Verkehrswege und Verkehrsmittel in Guatemala sind schlecht, ebenso wie die beiden Landungsplätze an der Küste des Stillen Oceans, San José und Champerico, die nicht einmal als Rheden bezeichnet werden können. Am Atlantischen Ocean dagegen besitzt das Land in San Tomás einen der besten und sichersten Häfen der Welt, auf welchen vor 30 bis 40 Jahren Belgien seine Augen richtete. Doch schlug die damalige Kolonisirung gänzlich fehl, und heute wohnen in den noch aufrecht stehenden fünfzig Häusern der Stadt nicht mehr als zwanzig Menschen. Der Schwerpunkt Guatemalas liegt jetzt an seiner Westküste, am Stillen Ocean, wo die Schiffe laden und entladen; die Regierung ist aber jetzt bestrebt, den Osten ihres Landes zu eröffnen und dadurch dasselbe den europäischen Häfen um Tausende von Seemeilen näher zu rücken. Darum wurde seit 1876 ein Fahrweg nach der Ostküste in Angriff genommen, dem eine Eisenbahn folgen soll, und eine weitere Maßregel in dieser Richtung ist die bevorstehende Eröffnung des Hafens Living-

ston an der Mündung des R. Polochic in den Atlantischen Ocean, welche wir auf S. 384 des vorigen Bandes meldeten. Der Ort verdankt nach O. Wermuth seine Existenz den Engländern, welche zu Anfang des Jahrhunderts eine Anzahl rebellischer Neger von den Antillen dorthin verpflanzten. In Folge dessen werden diese Neger noch heute „Caraibes“ genannt. Sie sind an 2000 Seelen stark, leben jetzt so friedlich, daß selten einmal eine Klage vor den Alkalde kommt, finden auf leichte Weise ihren Unterhalt durch Fischfang und Anbau der Maniokwurzel, vermischen sich nicht mit anderen Nationen, sprechen ein Mischmasch von Englisch, Spanisch und ihrem Afrikanisch, sind streng katholisch und wallfahrten gewissenhaft jedes Jahr nach Esquipulas, einem Orte an der Grenze Salvadors, wo das hölzerne Christusbild zu ihrer Wonne ein Neger ist.

Vermischtes.

— Wir wollen nicht versäumen unsere Leser nachträglich auf ein schon im vorigen Jahre vollendetes Prachtwerk aufmerksam zu machen, welches sich durch eine große Fülle (166) interessanter Abbildungen (meist nach Photographien) auszeichnet: es ist des österreichischen Linienschiffs-Lieutenants Joseph Lehnert zweibändiges Werk „Um die Erde. Reiseskizzen von der Erdumseglung mit Sr. Maj. Corvette „Erzherzog Friedrich“ in den Jahren 1874, 1875 und 1876.“ (Wien 1878. A. Hölder.) Der Autor, in Fachkreisen durch seine streng geographischen Arbeiten im südlichen Albanien und andere bekannt, führt darin in leichter, unterhaltender Form und mit viel Freimuth seine persönlichen Erlebnisse vor. Da aber die „Friedrich“ außer wohlbekannten und oft beschriebenen Meeren auch selten besuchte Wasserstraßen befahren hat, so bleibt Geographie (richtiger Hydrographie) und Ethnographie nicht ohne Gewinn an neuem Materiale. Namentlich gilt dies von der Umseglung von Borneo (Kap. 29 mit einer Specialkarte), welche „vorher von keinem (größern) Schiffe irgend einer seit Jahrhunderten in Ostasien bekannt gewordenen Nation ausgeführt wurde.“ Diese Expedition trug zur Kenntniß jener Gewässer wesentlich bei; ihre hydrographischen Arbeiten ergaben mehr als 4000 meist astronomisch bestimmter Sondenpunkte, dann Korrekturen in der Position von Inseln und Riffen, endlich auch vollkommene Aufnahmen von Küstenstrecken. Ungemein reich illustrirt ist namentlich die Schilderung des zweimaligen Besuches von Japan; hervorzuheben sind ferner die Abschnitte über Pola, Unterägypten, Singapore (mit interessanten Nachrichten über die Arbeiten N. von Miklucho-Maclay's, wie z. B. dessen „Geständnisse eines Opiumessers“), Hongkong, Schanghai, Manila, Bangkok, Java u. s. w. Der Schwerpunkt der Reisebeschreibung und Illustrirung fällt in die ostasiatische Inselwelt; die Rückfahrt ging über San Francisco, Valparaiso, Magelhaens-Straße, Montevideo und die Azoren. Dem unterhaltenden Theile folgt ein Anhang von 70 Seiten mit commerciellen, politischen, geographischen u. s. w. Notizen über die besuchten Länder, mit meteorologischen Daten über die Taifune von 1874 &c. — Dieselbe Erdumseglung schildert der Befehlshaber der „Friedrich“, T. L. Freiherr von Oesterreicher, in „Aus fernem Osten und Westen“ (Wien. A. Hartleben 1879).

— Eine andere Erdumschiffung schildert in anziehender Weise das Buch der Mrs. A. Brassey, welches in England bereits acht Auflagen erlebt hat und eben im Verlage von F. Hirt und Sohn in Leipzig unter dem Titel Eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam“ in deutscher Ausgabe erschienen ist. Es beansprucht nicht, wissenschaftlich zu sein, oder viel Neues zu bringen, ist aber so unterhaltend und amüsant (hervorzuheben sind namentlich die reizenden Schilderungen von einigen Südseeinseln), daß das prächtig ausgestattete Buch sich gewiß auch in Deutschland einen zahlreichen Leserkreis erwerben wird. Besondere Erwähnung verdienen die zahlreichen Illustrationen, vor allem die von der Magelhaens-Straße und den Südseeinseln, die wohl zum Theil nach den von der Verfasserin selbst angefertigten Photographien hergestellt sind.

— Das Doppelheft 310/311 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff“ bringt eine sehr interessante Abhandlung des Dr. G. von Boguslawski über „Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse“, welche mit einer Tiefenkarte der Oceane und sechs Diagrammen ausgestattet ist. Der als Autorität auf diesem Gebiete bekannte Verfasser giebt zuerst die noch sehr junge Geschichte der Tiefseeforschung und behandelt namentlich die großen Expeditionen der Schiffe „Challenger“, „Gazelle“ und „Tuscarora“; bespricht dann ausführlicher die bisher erreichten Resultate hinsichtlich der Tiefenverhältnisse, der Gestaltung und physikalischen Beschaffenheit des Seebodens, der Vertheilung der Temperatur und der allgemeinen oceanischen Circulation. Wir theilen hier anhangsweise nach v. Boguslawski die größten, mit zuverlässigen Tieflothapparaten in den einzelnen großen Oceanen der Erde bis jetzt gemessenen Meerestiefen mit:

Ocean	Geographische		Größte Tiefe		Gelothet vom Schiff	Jahr
	Breite	Länge v. Gr.	Meter	Faden		
Nördlicher Atl. Ocean . .	19°41′ N.	65° 7′ W.	7086	3875	„Challenger“ (Nares)	1873
Südlicher Atl. Ocean . .	19°55′ S.	24°50′ W.	6006	3284	„Essex“ (Schley)	1878
Nördlicher Stiller Ocean	44°55′ N.	152°26′ O.	**8513**	**4655**	„Tuscarora“ (Belknap)	1874
Südlicher Stiller Ocean .	36°21′ S.	153° 8′ W.	5422	2965	„Gazelle“ (v. Schleinitz)	1875
Indischer Ocean	16°11′ S.	117°32′ O.	5523	3020	„Gazelle“ (v. Schleinitz)	1875
Nördliches Polarmeer . .	78½° N.	2½° W.	4846	2650	„Sofia“ (v. Otter)	1868
Südocean	62°26′ S.	95°44′ O.	3612	1975	„Challenger“ (Nares)	1874

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XXXVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

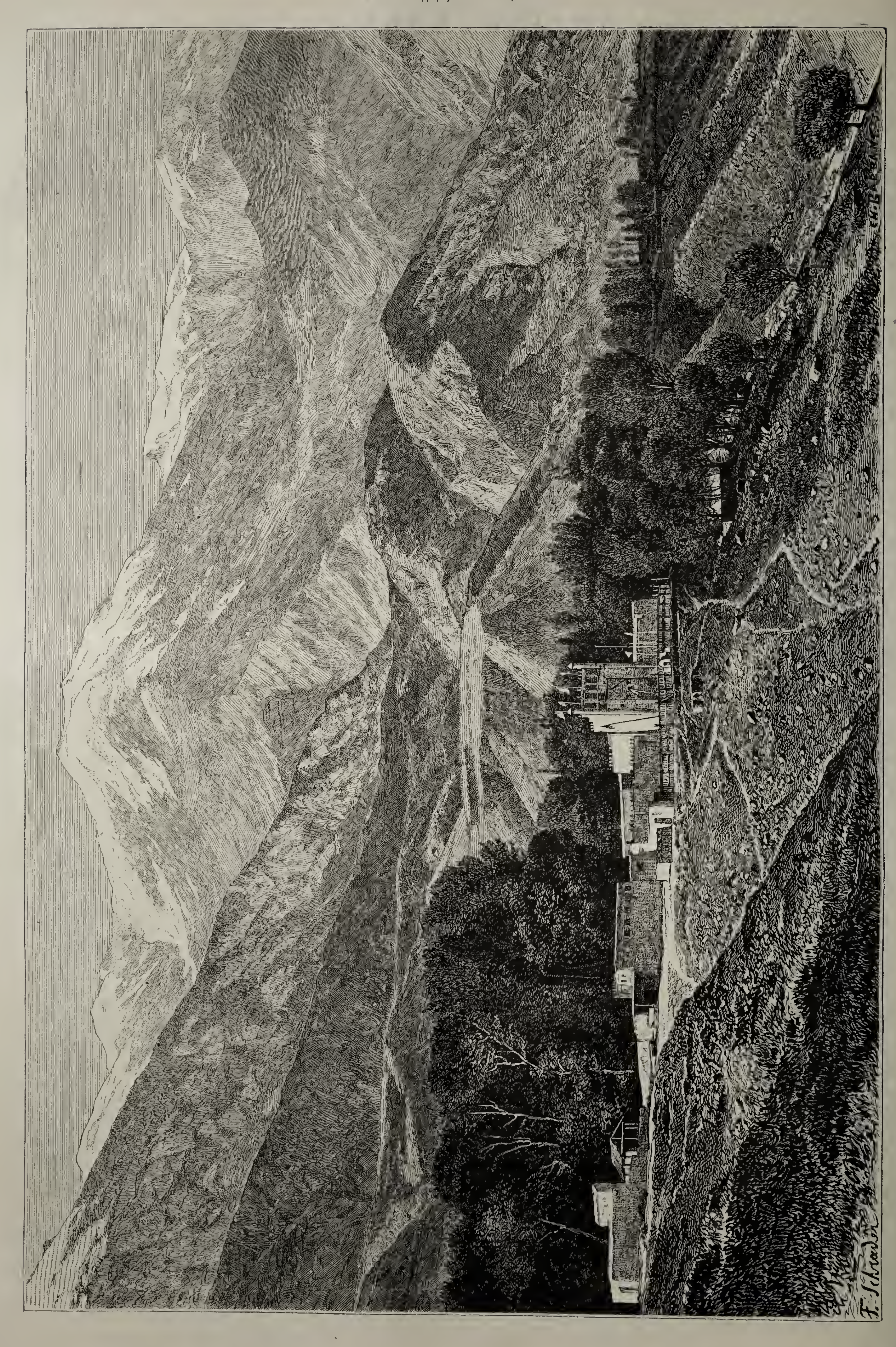
Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

VII.

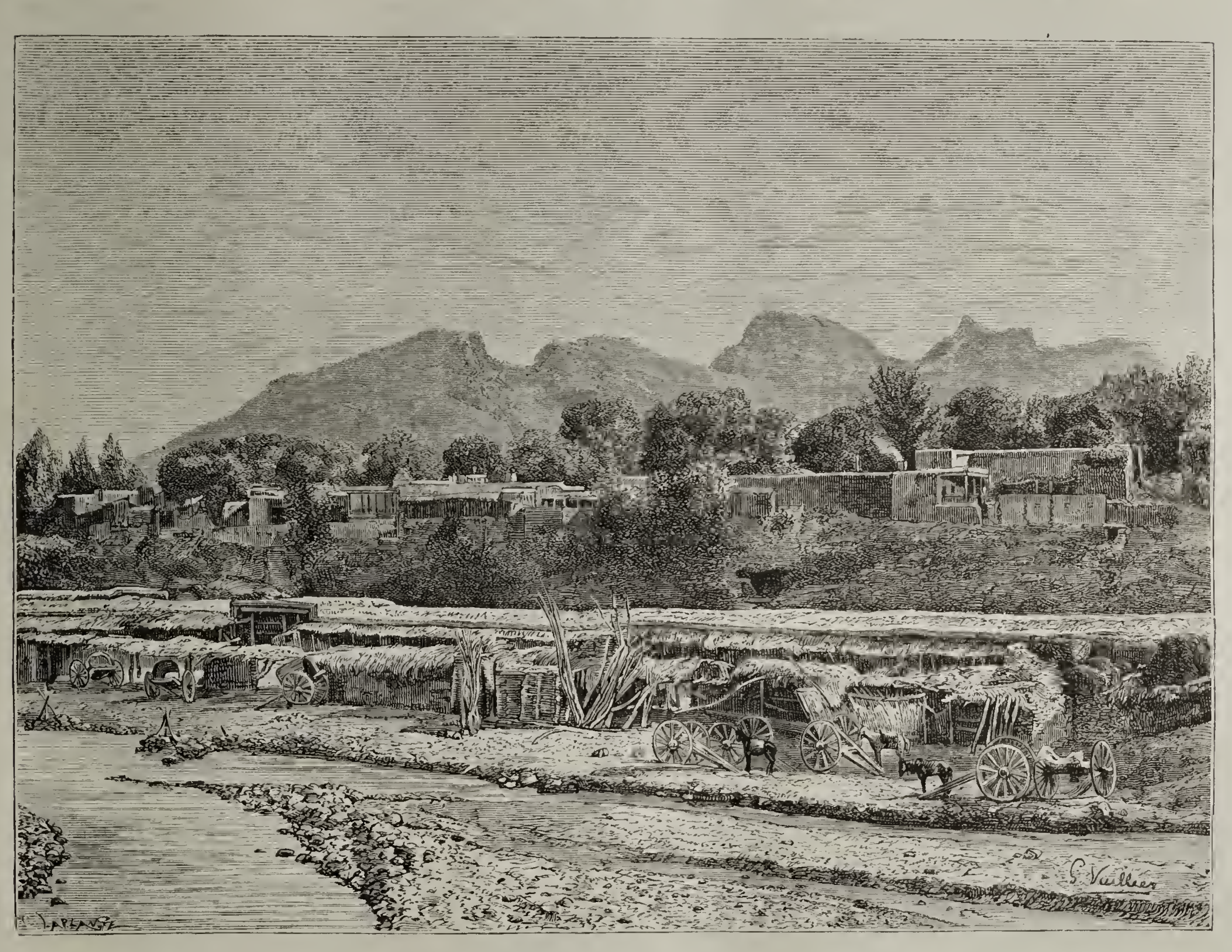
Von Marghilan aus unternahm Ujfalvy einen mehrtägigen Ausflug nach dem am nördlichen Abhange des Alaïgebirges gelegenen Wadil. Die Straße führte in südlicher Richtung zuerst nahe am Ufer des Schachimardan entlang, der, vom Alaï kommend, einen langen schmalen Oasenstreifen zwischen Wadil und Marghilan bildet. Schöne stattliche Bäume beschatten den Weg; auf beiden Seiten zeigen sich, halb versteckt in dem dichten Grün ihrer Obstgärten, größere und kleinere Dörfer; aber kaum eine Viertelstunde vom Flußufer entfernt sieht man sich wieder von steiniger Wüste oder verdorrter Steppe umgeben. Die Distriktsstadt Wadil, wenn auch nicht im Besitze irgend welcher architektonischer Sehenswürdigkeiten — selbst die Hauptmoschee ist nur ein kleines unansehnliches Bauwerk —, entschädigt durch ihre ungemein malerische Lage reichlich für diesen Mangel. Auf beiden Ufern des Schachimardan erbaut, der hier rasch und reißend aus engem Felsthale tritt, genießt die Stadt neben dem Vorzuge, in allen Jahreszeiten ausreichendes und gesundes Wasser zu besitzen, noch denjenigen eines durch die Nähe des Gebirges bedeutend temperirten Klimas. Die Sommertemperatur übersteigt nie + 32° C., der Winter, wenn auch oft strenge (die Kälte soll bis — 23° gehen), ist nur von kurzer Dauer. Zum ersten Male seit ihrem Aufenthalte in Turkestan genossen die Reisenden hier die Wohlthat eines erfrischenden Gewitters, dessen Donner in den Bergen langanhaltenden Wiederhall hervorriefen. Die Filzbekleidung der im Garten des Distriktschefs für die Fremden errichteten Kibitken gewährte vollkommenen Schutz gegen den herniederströmenden wolkenbruchartigen Regen. Die Vegetation war in den Gärten von Wadil noch nicht so weit vorgeschritten wie in dem nur wenige Meilen entfernten Marghilan; viele Obstarten, die man dort und auf dem Bazar von Chokand schon im Ueberfluß gehabt hatte, zeigten sich hier noch weit von der Reife entfernt. Fast überall in Turkestan werden die Weinstöcke für den Winter mit Stroh zugedeckt; in Wadil ist dieser Schutz selbst für die Granatbäume nothwendig, und werden dieselben, um leichter bedeckt werden zu können, hier allgemein laubenartig, d. h. in Form von Trauerweiden, gezogen, so daß die Spitzen ihrer tief herabhängenden Zweige fast den Boden berühren. Von dem Berge, an dessen Fuß sich die Stadt Wadil ausbreitet, genießt man eine herrliche Fernsicht über die weite Syr-Ebene nach Norden, bei klarem Wetter erblickt man am Horizont die Berge hinter Andidschan, weiter im Vorgrunde an den durch das Grün ihrer Umgebung sich abzeichnenden Flußläufen unzählige Dörfer; über dem schmalen Thaleinschnitt des Schachimardan ragen die schneebedeckten Gipfel der im Süden sich hinziehenden Bergkette hoch empor.

In der ersten Frühe des 18. Juli verließen die Reisenden Wadil, um sich nach dem einige Meilen südlicher gelegenen Gebirgsorte Schachimardan zu begeben, dem Hauptwallfahrtsziele der schiitischen Turkestaner; denn von den fünf heiligen Gräbern Ali's, die sich alle einander ihre Echtheit streitig machen und von denen das berühmteste das Grab von Kufa am untern Euphrat ist, befindet sich auch eines in den Bergen bei Schachimardan. Und in der That hätte der heilige Mann keinen schlechten Geschmack bewiesen, wenn er sich seine Ruhestätte in dieser Gegend ausgesucht hätte,



Ali's Grab in Schachimardan. (Nach einer Photographie.)

die der russische Naturforscher Fedtschenko, der in den Jahren 1868 bis 1871 Turkestan bereiste, allein den schönsten Partien der Schweiz vergleichbar fand. Schon der Weg von Wadil aus durch das von schroffen Wänden eingeschlossene Flußthal, in dem ungeheure Granitblöcke im Grunde die Straße zu mannigfachen Windungen zwingen, ist reich an pittoresken Einzelheiten. Allmälig verbreitert sich das Thal und man gelangt in eine lachende Landschaft von Wiesen und Gärten. Eine große uzbegische Besitzung liegt am Wege, ein stattliches Wohnhaus inmitten eines großen Gartens, der von Weiden, Platanen und Pappeln umgeben ist; auf den dazugehörigen Wiesen und Feldern weidet das Vieh und wird fleißig gearbeitet; breite Wassergräben umgrenzen das Ganze und speisen das Netz von schmalen Kanälen, die den Boden in gleichmäßigen Abständen durchziehen. Die Straße ist von zahlreichem Fuhrwerk belebt: hoch mit Holzkohlen beladene Arbas, oft mit drei Pferden lang bespannt, von Eingeborenen geführt, kommen von den Bergen herab, der Kavalkade der Reisenden entgegen. Endlich gegen Abend, nachdem man eine weite Wiesenfläche passirt hat, die der hier in unzähligen Windungen fließende Schachimardan auf drei Seiten umgrenzt und in deren Mitte sich vier ungeheure, über hundertjährige und deshalb als heilig verehrte Weidenbäume erheben, zeigt sich die Stadt Schachimardan, amphitheatralisch an einem Felsabhange erbaut und rings von hohen schneebedeckten Bergen umgeben. Aus einem breit



Osch. (Nach einer Photographie.)

nach Süden sich öffnenden Felsenthale fließt der Aksu und vereinigt sich dicht unter der Stadt mit dem Schachimardan, der in zahllosen Strudeln und Wirbeln um die großen Steine, die mitten in seinem Bett liegen, schäumt. Auf den grünen Matten der Abhänge weiden Ziegenherden — Adler, Geier und Falken umkreisen in der klaren Abendluft die Gipfel der Felsen. Auf einer Anhöhe, seitwärts von der Stadt, zeigt sich den Blicken das berühmte Grab Ali's mit einer Moschee und einer Koranschule daneben. Die weißen Gebäude mit ihrer Umgebung von hohen Bäumen hoben sich, von der Abendsonne beleuchtet, anmuthig von dem großartigen Hintergrunde der Berge ab, sie machten, aus der Ferne gesehen, einen entschieden schönern Eindruck als bei dem Besuche der Reisenden am folgenden Morgen aus der Nähe. Ein Zickzackweg führt zu dem Grabe hinauf; so steil, daß man vorzog, die Pferde zurückzulassen und zu Fuß emporzusteigen. Oben angelangt, wurden die Reisenden von mehreren Mollahs empfangen und zunächst in einen großen Garten geführt, in dem Weiden und Platanen von wahrhaft riesenhaftem Wuchse sich erhoben. Rechts von dem Garten liegt die Moschee, links das Grab Ali's; über einen kleinen Vorhof, in dem eine Schar eben angelangter frommer Pilger sich zu dem Besuche des Heiligthumes durch Waschungen und Wechseln der Kleider vorbereitete, gelangt man vor die Front des Grabgebäudes; zwei Reihen zierlich skulptirter Säulen vor dem Eingange bilden den Hauptschmuck des Bauwerkes. Eine reich in Holz geschnitzte Thür führt in einen kleinen Vorraum, dessen Wände mit Inschriften bedeckt sind; auch einige roh skizzirte Ansichten von Mekka befinden sich dazwischen. Die frommen Pilger pflegen hier ihre Namen aufzuschreiben, und

wer von ihnen in Folge eines Gelübdes einen Stein aus seiner Heimath mitgebracht hat, legt denselben hier nieder. Ein großer Haufen von solchen meist seltsam geformten und schweren Steinen lag in der einen Ecke des Gemaches aufgeschichtet. Hier, an der Schwelle des heiligen Grabraumes, ist das Ziel für die Pilgerfahrt der Gläubigen; kein Fuß darf das Heiligthum selbst betreten und durch die halbgeöffnete Thür dürfen nur die Blicke in den dämmerigen Raum dringen. Da sieht man an den Wänden alte verrottete Fahnen hängen; zur Linken steht ein mächtiger bronzener Armleuchter, augenscheinlich alte bucharische Arbeit. In sternenförmigen Lampen, deren Dochte in schwärzlichem Fette schwimmen, brennen einige trübe Flämmchen; eine Menge von Straußeneiern sind ringsum als Verzierungen aufgehängt und auf dem Fußboden ausgelegt. Zur Rechten aber und durch einen verschossenen alten Vorhang aus buntem Seidenstoffe von dem übrigen Raume getrennt, steht der heilige Grabstein, über den ein großes leinenes Tuch gebreitet ist.

Neben dem Vorhofe des Heiligthumes befindet sich noch ein geräumiges Gemach, in dem über steinernen Feuerstätten umfangreiche eiserne Kessel hängen: hier werden die Speisen für die frommen Pilger bereitet, die oft unter Gebeten und Bußübungen mehrere Tage an dem geheiligten Orte zubringen. Die Koranschule ist nur klein und von wenigen Schülern besucht: in einem kahlen halbdunkeln Gemach, das durch die Thüröffnung allein sein Licht erhielt, fand man zwei Knaben, von denen der eine 16, der andere 12 Jahr zählen mochte, mit Schreibübungen beschäftigt; aus einem daranstoßenden Raume tönte das wüste Durcheinander vieler Kinderstimmen; etwa zwanzig Schüler jugendlichen Alters lernten und lasen unter Aufsicht eines Mollah ihre Koransprüche mit anerkennenswerthem Eifer und äußerster Anstrengung ihrer Lungen.

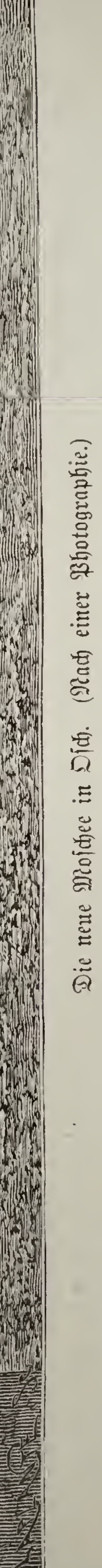
Am folgenden Tage machte man einen Ausflug nach dem Bergsee Kutban-Kul, den im Jahre 1870 Fedtschenko aufgefunden hatte. Durch das Thal des Aksu, des „weißen Flusses“, so genannt wegen seines hellen klaren



Der Bazar in Osch. (Nach einer Photographie.)

Wassers, führt ein schmaler Pfad auf halber Höhe der Thalwand nach Süden. Auf einer kleinen Insel tief unten in dem breiten Flusse sah man einen kirghizischen Aul liegen; auf dem schmalen Wiesenstreifen am Ufer weideten die Herden der Nomaden. Je weiter man nach Süden kommt, desto enger wird das Thal, bis es an dem Punkte, wo die Quelle des Aksu in mächtigem Strahle aus einer Höhlung in der Felswand hervorbricht, durch einen hohen Damm von auf einander gethürmten Felsblöcken abgeschlossen ist. Die Wände auf beiden Seiten zeigen deutlich die noch unverwitterten Spuren des Bruches und Absturzes jener Blöcke; mühsam überklimmen die Reisenden, die Pferde am Zügel führend, den Wall. Auf seiner Höhe angelangt, sieht man tief unter sich in einer trichterförmigen Senkung die stille dunkelgrüne Wasserfläche des Kutban-Kul. Nach Osten ebenso wie nach Norden von hohen Stein- und Geröllwällen umgeben, auf der Süd- und Westseite aber von steilansteigenden Bergen, deren schroffe Wände mit Wachholder- und anderm Strauchwerk bewachsen sind, liegt der malerische See in einer von den Eingeborenen nie besuchten Einöde. Gerade sechs Jahr war es her, daß er durch Fedtschenko entdeckt worden war; inzwischen hatte der kühne unermüdliche Forscher, der die Schrecken der Wüste Kyzyl-Kum glücklich überwunden, die fast unzugänglichen Thäler des Jagnaub und des Iskander-Darja durchstreift und zum ersten Male die gefährlichen Pässe des nördlichen Pamir überstiegen hatte, in dem Schnee des Montblanc seinen Tod finden müssen. Ujfalvy's nachmaliger Vorschlag, dem Andenken des Reisenden zu Ehren den Namen des Sees Kutban-Kul in See Fedtschenko umzuändern, fand die Billigung der russischen Regierung, und so ist jetzt auf den Specialkarten der Provinz Ferghana dem unternehmenden Erforscher Centralasiens ein bescheidenes aber dauerndes Denkmal gesetzt worden.

Es lag in der Absicht Ujfalvy's, seine Reise noch weiter nach Süden in das Alaïthal und auf das Hochland von Pamir auszudehnen; doch zeigte es sich schon in Marghilan, wohin man sich, behufs einiger Vorbereitungen, für wenige Tage zurückbegeben hatte, daß sich der Ausführung dieses Planes mannigfache Hindernisse in den Weg setzten. Die Kunde von dem plötzlichen Tode des Emirs von Kaschghar,



Die neue Moschee in Osch. (Nach einer Photographie.)



Tadschik- und Sartenfrau. (Nach einer Photographie.)

Jakub Beg, war in Marghilan zugleich mit der Nachricht eingetroffen, daß der Sohn des Verstorbenen sich an den General Kaufmann gewandt habe, um russische Hülfe gegen die drohende chinesische Invasion zu erbitten. Die Dunganen von Urumtsi am westlichen Thian-Schan sollten sich gegen die chinesische Herrschaft empört haben: so mußte eine Reise nach dem Pamirhochlande zum mindesten bedenklich erscheinen. Dazu kam noch die Erkrankung des Photographen der Expedition und sein danach andauernder schwächlicher Gesundheitszustand, der ihn für angreifende Gebirgstouren durchaus ungeeignet machte. Schweren Herzens entschloß sich Ujfalvy, sein Vorhaben aufzugeben und von Marghilan aus mit einem weiten Umwege nach Süden über Utsch-Kurgan nach dem östlich gelegenen Osch zu gehen, wohin ein Theil der Reisegesellschaft schon von Wadil aus sich begeben hatte. Zwischen Utsch-Kurgan und Osch kam man durch viele vorher noch nie von Europäern besuchte Dörfer, die meisten unter ihnen von Kara-Kirghizen, nur wenige von Uzbegen bewohnt; das Land zeigte sich überall fruchtbar und unter guter Kultur stehend. Sehr häufig traf man am Wege große Lager von Luli- oder Mazang-Zigeunern, die einen nicht unbeträchtlichen Theil der nomadisirenden Bevölkerung von Ferghana ausmachen; sie beschäftigen sich selten nur mit Viehzucht; durch Anfertigung und Verkauf von allerhand hölzernen Geräthen, von Drahtsieben und dergleichen verschaffen sie sich auch hier ihren Lebensunterhalt; auch das Einfangen und Abrichten von Jagdfalken, die von den Turkestanern vielfach angewendet und theuer bezahlt werden, ist ausschließlich Sache der Zigeuner. Die Stadt Osch, Hauptort des Distriktes gleichen Namens, soll nach Annahme der Einwohner ebenso wie die Städte Andidschan und Namangan von Alexander dem Großen angelegt worden sein. Am Fuße eines Berges erbaut, liegen ihre Straßen in mehreren Terrassen über einander. Tief unten, am Ufer des Flusses Akbura, befindet sich der weitläufige Bazar, der als Pferdemarkt für das südliche Ferghana eine große Bedeutung hat; die kleinen, gedrungenen, unansehnlichen aber sehr dauerhaften kirghizischen Pferde sind es hauptsächlich, die hier verkauft und weithin ausgeführt werden; ihr Preis ist nur sehr gering, er schwankt zwischen 40 und 80 Francs. Eine stattliche neue Moschee, vor etwa 10 Jahren erst erbaut, beherrscht die Stadt, in deren Straßen eine große Zahl ansehnlicher neueingerichteter Verkaufsmagazine und Kaffeehäuser Zeugniß für die Sicherheit ablegen, in welcher sich die Sarten unter dem Schutze der russischen Herrschaft fühlen. Bis vor wenigen Jahren war gerade Osch häufigen Plünderungen durch Horden räuberischer Kara-Kirghizen ausgesetzt; jetzt entfaltet es sich zu einer blühenden Handelsstadt, der augenscheinlich eine große Zukunft bevorsteht. Nicht weit von Osch erhebt sich inmitten einer großen Ebene der Berg Tachti-Soliman, den die Eingeborenen auch die Moschee Soliman's nennen, wegen der vier kuppelartigen Gipfel, die ihn krönen. Er gilt den Einwohnern von Osch für heilig, und eine kleine alte Moschee, die auf ihm erbaut ist, wird viel von gläubigen Pilgern besucht; die rohen unbehauenen Steine, die den Fußboden des Heiligthumes bilden, sind an einigen Stellen durch die Füße und Knie der andächtigen Beter glatt und blank polirt wie Marmor. Dicht neben der Moschee befinden sich in den Felsen eingehauen zwei wunderbare Höhlungen, die der Heilige des Ortes zum Wohle der leidenden Menschen selbst gegraben haben soll. Wer dreimal den Kopf in eines dieser Löcher steckt, wird von Kopf- und Zahnschmerzen unfehlbar geheilt; hinter der Moschee aber befindet sich eine schräggeneigte, etwa 3 m lange Felsplatte, die man dreimal hinabgleiten muß, um von allerhand anderen Krankheiten zu genesen. Eine warme Schwefelquelle, die auf der entgegengesetzten Seite des Berges in einer schwer zu erreichenden Höhle zu Tage tritt, wird natürlich auch als ein Wunder angesehen und an ihre Entstehung eine fromme Legende geknüpft: ihr Wasser aber zu Heilzwecken anzuwenden, ist angesichts der wunderthätigen Steine noch niemandem eingefallen.

Der Aufenthalt in Osch wurde von Ujfalvy wieder zu zahlreichen Messungen benutzt; die Bewohner des östlichen Turkestan sowie Kaschghars gehören der Mehrzahl nach zu einer Mischrace von Uzbegen und Tadschiks, wobei aber das Tadschikelement entschieden überwiegt. Zum Unterschiede von den eigentlichen reinen Uzbegen und Tadschiks nennen sich diese Mischlinge in Ferghana mit Vorliebe Sarten, ohne bei dieser Benennung die Lebensweise als Ansässige zu berücksichtigen, die im übrigen Turkestan allein den Sarten kennzeichnet. Einem einigermaßen geübten Auge ist es nicht schwer, die einzelnen Volkstypen auf den ersten Blick zu unterscheiden, das Vorwiegen von tadschikischem, uzbeghischem oder kirghizischem Blute in einem Individuum festzustellen, so weit es nämlich den männlichen Theil der Bevölkerung anbetrifft. Bei den Frauen ist die Unterscheidung viel schwieriger, in den meisten Fällen sogar unmöglich. Die Tadschikfrauen, Uzbeginnen und Sartinnen, die in den Harems neben einander leben, oft ganz verschiedene Dialekte sprechen, haben keinerlei unterscheidende Merkmale mehr. Dunkle Hautfarbe, schwarze Augen und dunkles Haar sind ihnen allen gemeinsam; nur äußerst selten findet man ein Individuum mit etwas schrägstehenden Augen. Hände und Füße sind auffallend klein, die Zähne, wenn sie dieselben nicht künstlich färben, sehr weiß.

Ueber die historische Erweiterung des Horizontes.

Von Prof. Sophus Ruge.

III.

Es ist ein lehrreiches, aber betrübendes Beispiel, welches uns die ersten christlichen Jahrhunderte bieten. Wir sehen nicht bloß den Raum der bekannten Welt verengt, und den Himmel wieder zu einem krystallenen Gewölbe werden, wovon die griechische Forschung in ihren Anfängen gesungen hatte, ja selbst unser Weltkörper muß wieder in die Embryoform einer Scheibe zurückkehren und auch die Lehre vom Centrum und Nabel der Welt wagt es, wieder aufzutauchen und sich jahrhundertelang zu behaupten. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die fanatischen Vertreter der christlichen Dogmen im engen Buchstabenglauben gebannt und durch künstliche allegorische Deutungen alttestamentlicher Ordnungen irregeleitet, die Schuld an diesem furchtbaren Rückschritt in der Erkenntniß tragen.

Bereits die älteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum, Celsus wahres Wort, wirft den Christen Abneigung gegen wissenschaftliche Forschungen vor. Dr. Th. Keim, der Herausgeber dieser interessanten Schrift (Zürich 1873), bemerkt: Allen Christen sitze das formale Princip tief im Blute: „Prüfe nicht, untersuche nicht, glaube vor allem, dein Glaube macht dich selig. Wissenschaft aber macht ungesund. Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit."

In gleichem Sinne eifert der Rhetor Lactantius (um 300 n. Chr.) gegen die wissenschaftlichen Forschungen. Geographische und astronomische Untersuchungen haben für ihn keinen Werth. „Denn nach den Ursachen der Natur der Dinge zu fragen, oder wissen zu wollen, ob die Sonne so groß ist, wie sie uns scheint oder ob sie weit größer ist als die ganze Erde, ferner, ob der Mond kugelig oder konkav und ob die Sterne am Himmel festsitzen oder freien Laufes durch die Luft fliegen; wie groß der Himmel selbst und aus welchem Stoffe er ist, ob er still steht oder sich bewegt und zwar mit unglaublicher Schnelligkeit, dergleichen wie groß die Erde ist oder wie sie im Gleichgewicht gehalten werde, darüber zu disputiren, das ist gerade, als wollte man eine wissenschaftliche Debatte über eine weit entfernte Stadt anregen, die niemand kennt und noch kein Mensch besucht hat. Solches Unterfangen ist einfach Verrücktheit." Nur was von den Erscheinungen der Natur, wie Sonnenauf- und Sonnenuntergang, Mondwechsel, Jahreszeiten, so zu sagen zum Hausgebrauch nützlich zu wissen ist, nur das läßt Lactantius gelten. Ins Geographische übersetzt heißt das nichts anderes, als: weg mit der wissenschaftlichen Erdkunde, treibt Heimathskunde und kümmert euch nicht um die Völker hinten in der Türkei. „Denn ich möchte nur wissen, was für einen Gewinn für meine Seligkeit ich davon hätte, wenn ich die Nilquellen entdeckte oder das lernen will, was die Gelehrten vom Himmel faseln." Wenn Lactantius weiterhin auch die Lehre von den Antipoden angreift, so tritt er damit direkt der Kugelgestalt der Erde entgegen. „Aus dem Lauf der Gestirne," meint Lactantius, „habe man den Himmel in allen seinen Theilen für ein riesiges Gewölbe, eine Art Hohlkugel erklärt und aus dieser Rundung weiter die Kugelgestalt der Erde gefolgert. Sie müsse rund sein, weil sie in die Rundung des Himmels eingeschlossen. Ist das aber der Fall, so müsse sie nach allen Seiten dieselbe Gestalt haben, d. h. Berge, Land und Meer zeigen. Daraus folgt dann weiter, daß auch überall Menschen und Thiere leben müßten. Also ist man von der Rundung des Himmels auf jene Antipoden gekommen. Wenn man nun die Leute fragt, die solche Ungeheuerlichkeiten glauben und vertheidigen, wie es denn komme, daß nicht alles, und auch die Antipoden in den untern Theil des Himmels hineinfallen, so antworten sie: das liege in der Natur der Dinge, daß die Schwere alles nach der Mitte der Erde ziehe. Gegen solche Thorheit läßt sich nicht streiten; manche, glaube ich, disputiren nur zum Scherz so, und meine Zeit ist mir zu kostbar, um solche bodenlose Behauptungen zu widerlegen."

Zwar erhebt hundert Jahre später Macrobius noch einmal seine Stimme für die Vertheidigung der antiken Lehre, aber sein Wort verhallt. Die Kirchenväter durften, auch wenn manche unter den griechisch Redenden es besser wußten, nicht dagegen auftreten, um die Gemüther nicht zu verwirren. Die Erde wurde wieder zur Scheibe oder gar zur viereckigen Platte und darüber bauete der ägyptische Mönch Kosmas seinen Glaskasten des Himmelsgewölbes nach dem Modell der mosaischen Stiftshütte, an welchem die Engel als Lampenputzer der Gestirne und als Wolkenschieber figurirten.

Es war eine traurige Zeit des schmählichsten Verfalls. Die Kenntniß der fernsten Länder verlor sich in alberne Ammenmärchen; über die Regionen der in der Folgezeit christlich gewordenen Völker hinaus schweifte der Blick theilnahmlos ins Blaue. Mit der Verwilderung geographischer Darstellungen hielt die Kartographie gleichen Schritt. Man begnügte sich mit den rohesten, kinderhaften Konturen. Um Astronomie kümmerte sich niemand mehr, auf Kartenprojektion verstand sich keiner. Der große Ptolomäus lag im Abendlande begraben bis 1417. Selbst noch 1422, allerdings ein Anachronismus, besingt der Italiener Dati den bequemsten Kartenentwurf als ein T in ein ○ eingeschrieben Ⓣ. Das ergiebt die Gliederung der Erdtheile auf der Erdscheibe [1]). Die Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit nahm derart überhand, daß der irische Mönch Dicuil, der über die Erde schrieb, nicht einmal römische Zahlzeichen richtig lesen konnte.

Jerusalem bildete den Mittelpunkt der Welt. Man sank damit also wirklich wieder zu dem Begriff des Weltnabels herab.

Man könnte nun annehmen, die Monstrositäten des Kosmas bildeten eine Ausnahme; allein dem ist nicht so. Isidor von Sevilla, der berühmte, vielseitig gebildete Kirchenvater des 7. Jahrhunderts, dessen „Origines" den Inbegriff der Wissenschaften seiner Zeit enthalten, und der sich auf seine polyhistorische Vielwisserei nicht wenig einbildete, versteht nachweisbar nicht, was er zusammenschreibt. Er könnte sonst unmöglich die Lehren von der Kugelgestalt und der Erdscheibe in einem Athem vortragen. Man höre nur seine Lehrmeinungen: „Die Welt erhebt sich gegen Norden und senkt sich gegen Süden, der nördliche Pol wird daher beständig gesehen, der südliche nicht. Der Kopf und gleichsam das Gesicht der Welt liegt gegen Osten, dort ist das Paradies. Der Himmel hat seinen Namen (coelum) daher, weil die Sterne an ihm, wie Zeichen und Bilder (signa) an einem Gefäße, eingravirt sind (tamquam vas coelatum). Die Erde bildet das Centrum der himmlischen Sphäre und die Bewegung der Sphäre geschieht durch zwei Achsen (Pole), von denen die nördliche nie untergeht, die südliche nie sichtbar ist. Die Umdrehung der Sphäre geschieht in einem Tage von 24 Stunden. Die Sonne vollendet ihren Lauf über und unter der Erde." Danach müßte doch Isidor die Kugelgestalt der Erde erkennen. Aber im Folgenden verwirren sich seine Collectaneen und Vorstellungen sehr bedenklich. Isidor fährt fort: „Es giebt vier Klimate oder Himmelsstriche: Norden, Süden, Osten, Westen. Es giebt aber auch noch sieben andere Klimate, d. h. Linien von Osten nach Westen (Isidor spricht nicht von Kreisen), unter denen Menschen und Thiere verschieden sind. Diese sind nach berühmten Orten genannt: Meroe, Syene, Aphrica, Rhodos, Hellespont, Mesopontos, Borysthenes. Die Sonne ist viel größer als die Erde, daher kommt es, daß sie in dem Momente, wo sie aufgeht, im Osten und Westen gleich groß erscheint (unde et eodem momento, quo oritur, et orienti simul et occidenti aequaliter apparet)." Geradezu Homerischen Vorstellungen begegnen wir in der Erklärung, daß die Sonne, wenn sie zum Abend gelangt und in den Ocean untergetaucht ist, unter der Erde auf unbekannten Wegen wieder zum Aufgange zurückläuft (lib. III, 29; 51). Der Erdkreis (Orbis) hat seinem Namen von der Rundung des Kreises, welcher einem Rade gleicht. Der ringsum fließende Ocean umgiebt seine Grenzen in einem Kreise. Damit wird auch die Abbildung gerechtfertigt, welche Isidor von der Erde als Scheibe giebt. Es ist das schon erwähnte T in einem ○ Ⓣ mit ringsum fließendem Ocean.

[1]) Die drei durch das T in der Erdscheibe gebildeten Theile repräsentiren Asien, Afrika und Europa.

Und bei solchen Ansichten und Lehren blieb es nun im Abendlande viele Jahrhunderte. Die Schranken wurden eng und enger gezogen und es schien, als ob die genialen Arbeiten und Leistungen der Griechen für alle Zeiten der Vergessenheit preisgegeben worden wären.

Glücklicherweise war aber schon zu Isidor's Zeiten im Orient ein Name aufgetreten, welcher, mittelbar wenigstens, den Anstoß gab, daß die Erbschaft der Griechen nicht verloren ging. Ich meine Mohammed.

So lange die Araber nicht aus ihrer nie von fremden Eroberern bezwungenen Heimath herauskamen, war auch ihre Erd- und Weltanschauung eine sehr bescheidene gewesen. Die Lehre Mohammed's trieb aber ihre beweglichen Scharen rasch zur Verbreitung des Islam und Eroberung der Nachbarländer über die Wüstengrenzen Arabiens hinaus. Im Fluge fiel ihnen Westasien und Nordafrika zu. Sie drangen zu Lande bis nach Spanien und Senegambien im Westen, bis nach Turan und Indien im Osten vor, erreichten auf dem Indischen Ocean fast das Südende Afrikas und auf der andern Seite die Molukken und China. Ihre Kaufleute schweiften durch Rußland und erhielten Kunde von den nördlichen Ländern fast bis ans Weiße Meer. Der Gesichtskreis wurde mächtig erweitert. Die astronomischen und geographischen Werke der Griechen wurden neu belebt, Ptolomäus ins Arabische übersetzt und fleißig studirt.

Natürlich erhielt die Erde ihre Kugelgestalt wieder anerkannt, und ihr Umfang wurde wiederholt gemessen. Astronomische Ortsbestimmungen wurden vielfach ausgeführt. Von Sicilien und Spanien aus wirkte ihre wissenschaftliche Thätigkeit befruchtend und anregend, wenn auch anfänglich noch sporadisch auf die lethargischen Geister des Abendlandes. Hier bedurfte es noch eines mächtigen Impulses, um auch die christliche Welt zur Theilnahme an diesen Arbeiten anzufeuern.

Diesen Impuls gaben die Kreuzzüge. Ich kann diese Epoche nicht mit derselben Ausführlichkeit behandeln. Es wiederholt sich dasselbe Bild, wie in der griechischen Zeit.

Die Bedeutung der Araber erlosch mit dem Falle Bagdads 1268. Und wenn auch ihr Glaube seine weite Ausdehnung behielt, so war doch der wissenschaftliche Geist gebrochen. Er hatte etwa ebenso lange in Blüthe gestanden, als der griechische. Mit dem Fall der politischen Machtstellung schränkt sich, wie beim Römerreich, auch der Blick ein. Unwissenheit, krasser Fanatismus traten an die Stelle. Erdkunde und Astronomie sind bei den Arabern verschollen.

Der zweihundertjährige Kampf des Kreuzes mit dem Islam regte, wie allgemein bekannt, die Geister im Abendlande gewaltig auf, man lernte eine neue fremde, hohe Kultur kennen, welche sich weit ins Innere Asiens erstreckte. Die Residenz der Chalifen wurde zwar zertrümmert durch die Mongolen, trotzdem waren die Mohammedaner in Syrien noch mächtig genug, um kaum fünfundzwanzig Jahre später den Christen die letzte Burg, Ptolomais, zu entreißen. Allein der Verlust wurde weitaus ersetzt durch die erweiterte Kenntniß des fernen Morgenlandes. Denn um dieselbe Zeit, als Ptolomais fiel, weilte bereits der berühmte Venetianer, Marco Polo, seit Jahren im chinesischen Reiche und faßten kühne Genueser schon den Plan, Schiffe um Afrika herum nach Indien zu senden (1291). Letzteres leider ohne Erfolg. Die Christen sahen in den glaubensindifferenten Mongolen ihre Freunde und Bundesgenossen gegen den Islam, Päpste und Könige sendeten ihre Boten an den Hof des Chachan von Karakorum. Man hoffte so die verhaßten Sarazenen im Rücken fassen zu können.

Unter allen christlichen Staaten des Abendlandes hatten sich nur die Fürsten und Völker der iberischen Halbinsel nicht am auswärtigen Glaubenskampfe betheiligt, weil sie im eigenen Lande einen beinahe achthundertjährigen Streit mit den Mauren auszufechten hatten.

Aber dieselbe Politik, welche die Mongolen aufsuchen hieß im Innern Asiens, trieb ursprünglich auch den Prinzen Heinrich von Portugal zu seinen Seeunternehmungen. Man hatte beobachtet, daß den Mohammedanern in Maghreb niemals Succurs von südlichen Völkern gekommen war, folglich mußten diese dem Islam fremd und abgeneigt sein. Vielleicht ließen sie sich gar wie die Mongolen zum Kampf gegen die Mauren bestimmen. Verworrene Begriffe vom verschlungenen Laufe des Niger und Nil im Sudan ließen sogar die Hoffnung entstehen, den Priesterkönig Johannes vermittelst eines Seeweges aufzufinden und als Bundesgenossen zu gewinnen. Solche und ähnliche Gedanken trieben den prinzlichen Seefahrer zu seinen Entdeckungszügen. Man wagte sich doch, wenn auch anfangs noch recht schüchtern, wieder auf den Ocean. „Das freie Meer befreit den Geist," kann ich hier noch einmal betonen. Denn es ist ein interessantes Zusammentreffen, daß in den ersten Jahren, als Prinz Heinrich seine Schiffe an die Westküsten Afrikas zur weitern Erforschung aussendete, auch 1417 Ptolomäus wieder von den Todten erstand, um den Abendländern wieder für zweihundert Jahre als Lehrmeister zu dienen. Und damit brach für die abendländische Welt ein neuer Morgen an. Die Pläne eines Columbus sind ohne die feste Ueberzeugung von der Kugelgestalt der Erde nicht zu verstehen. Durch die Nautik der Romanen und die Astronomie der Deutschen wurde die ganze Welt im Sturme erobert. Als Magelhaens und Sebastian d'Eloano zum ersten Mal den Erdball umschifften, stand im Geiste des Copernikus die Ordnung unseres Sonnensystems schon fest und hatte auch die Erde ihren rechten Platz für immer im Weltgebäude angewiesen erhalten.

Nach solchen Wahrnehmungen darf wohl mit Recht behauptet werden, daß der beste Kulturmesser eines Volkes die Größe seines Gesichtskreises ist. Darin liegt ohne Zweifel auch die eminente Bedeutung der Geschichte der Erdkunde ausgedrückt. Und in diesem Sinne hat Vivien de St. Martin vollkommen recht, wenn er seine Geschichte der Geographie mit den Worten beginnt: „Die Darstellung der Entwickelung der Erdkunde ist eines der wichtigsten Kapitel der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften und im höchsten Maße des Studiums würdig."

Eine Skizze aus dem Zigeunerleben.

Von Dr. Oskar Asbóth.

Das waren lustige Ferien — noch jetzt stehen die Bilder aus jener Zeit so frisch und lebendig vor mir und drängen mich dazu, ihnen endlich eine feste Form zu geben. Wohlan! ich will es versuchen, weiß ich doch nicht, wann ich wieder

an jene heiteren Erinnerungen anknüpfen werde, um das Werk zu vollenden, dessen erstes Entstehen mir so viel Freude bereitet hat.

Es war im Sommer 1877, als ich Pest verließ, um die Ferien wie gewöhnlich in Siebenbürgen, in dem kleinen sächsischen Hermanstadt, zuzubringen. Außer einer russischen Grammatik und Turgenjew's „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers“ — natürlich im Original — befanden sich in meinem Koffer unter vielen anderen Büchern auch mehrere Zigeunergrammatiken, Abhandlungen über die Sprache der Zigeuner, Texte 2c. Ja das war ein Staunen, ein verwundertes Fragen: „Wozu lernen Sie denn diese Sprache?“ — „Wozu brauchen Sie das?“ u. s. w. ohne Ende. Darauf antwortete ich ungefähr Folgendes: „Die Zigeuner sind jedenfalls ein höchst eigenthümliches Volk, über deren Herkunft, über deren frühere Schicksale etwas zu erfahren in vieler Beziehung höchst interessant wäre. Nun gar für einen Ungarn! Spielen sie doch in unserm nationalen Leben eine bedeutende Rolle. Die schönen Lieder, die ein Bauernbursch, ein Bauernmädchen in Freud' oder Leid gedichtet und gesungen hat, trägt der Zigeuner auf seiner Zaubergeige durchs ganze Land und entfacht in den Gemüthern allenthalben helle Flammen der Begeisterung. Jeder Fasching, jede Jahreszeit streut neue Volkslieder — neue Csárdás-Weisen — wie Blumen über das Land und der Vermittler — ist der Zigeuner. . . Der Geschichte ist es bis jetzt nicht gelungen, dies Volk bis in seine erste Heimath zu verfolgen, aber die Sprachwissenschaft hat nachgewiesen, daß die Zigeuner aus Indien stammen, daß ihre Sprache in letzter Linie auf das Sanskrit zurückführt oder wenigstens auf eine indische Volkssprache, die in einer bis jetzt noch nicht haarscharf bestimmbaren engen verwandtschaftlichen Beziehung zum Sanskrit stand. Wir Sanskritkenner sind in erster Linie berufen in die Frage nach den früheren Sitzen der Zigeuner mehr Licht zu bringen und dem Historiker den Faden in die Hand zu geben, an dem er weiter gehen kann als es bisher möglich.“

Doch was kümmerten mich die verdutzten Gesichter meiner Freunde und Bekannten? Unangenehmer war mir anfangs die Ueberraschung meiner braunen Studienobjekte. Die Zigeuner in jener Gegend sprechen alle fließend Wallachisch, können aber nur selten Deutsch. Da ich nun selbst wenig Wallachisch kann, mußte ich oft einen Dolmetsch benutzen, und so hatte ich anfangs meine liebe Noth aus den Leuten etwas heraus zu bringen. Erst begriffen sie nicht, was ich wollte, dann fingen sie an zu lachen und wollten nichts sagen. Endlich brachte ich eine alte Zigeunerin doch so weit, daß sie wallachische Wörter ins Zigeunerische übersetzte. Das war der erste Grund meiner Wörtersammlung, die später so sehr anwuchs. Diese alte Zigeunerin war gleichzeitig die einzige unter meinen Lehrerinnen, die ich zum Erzählen bringen konnte. Sie erzählte, wie es scheint, Märchen und auch selbst erfundene Geschichten, aber so fabelhaft rasch, daß ich selbst bei vollkommener Kenntniß der Sprache mit meinem Stift nicht hätte folgen können. Es war eine seltsame Erscheinung, dies alte Weib. Da saß sie mit ihren markirten Zügen, eine Zigarre im Munde, mit einer Beweglichkeit und Unruhe, die man sich kaum groß genug denken kann, doch sah man ihr beim lebhaftesten mit leidenschaftlichen Handbewegungen begleiteten Erzählen an, daß sie nachdachte, daß sie über die Fortsetzung nachsann. Sagte man, sie solle langsamer sprechen, so brach sie plötzlich ab, zog ein paar Mal hastig an ihrer Zigarre und — fing eine neue Geschichte an.

Doch endlich nahmen meine Studien eine glückliche Wendung. Ich fand eine junge Zigeunerin, die außer Wallachisch auch gut Deutsch, selbst ein wenig Ungarisch konnte. Es war eine Städterin — Hermanstadt hat nämlich zwei große „Ziganien“, d. h. Vorstädte, in denen Zigeuner wohnen. Sie erklärte mir auch mit großem Selbstbewußtsein, sie würde mich das „feine“ Zigeunerisch lehren, nicht wie die Alte, „das ist ja nicht das gute Zigeunerisch.“ Hier muß ich mit aller Bestimmtheit erklären, daß jenes Dogma, wonach die angesiedelten Zigeuner ihre Sprache nicht mehr rein erhalten hätten, wenigstens für Hermanstadt und den Marktflecken Leschkirch entschieden falsch ist. Ich habe von Anjitza Honz — so heißt meine verehrte Lehrerin, von der ich das Meiste gelernt habe — so viel gesammelt, daß ich im Stande war, aus dem Material ein Lexikon zusammenzustellen, in dem ich zu mehr als 1000 deutschen Wörtern das zigeunerische Equivalent nachschlagen kann, aber ich habe nie gemerkt, daß ihre Sprache mehr Fremdartiges in lexikalischer und syntaktischer Beziehung enthalte, als die Sprache der Wanderzigeuner oder irgend ein zigeunerischer Text, der mir aus dem bereits gedruckten Material zugänglich war. Zu Hause spricht der Zigeuner zigeunerisch und s i n g t zigeunerisch. Ich habe zwar die junge Frau nie dazu bewegen können, mir die Lieder, die ich von ihr aufgezeichnet habe, vorzusingen, aber daß sie wirklich gesungen werden, bestätigte sie und das ist ja auch ganz natürlich. Zufällig kam ich dahinter, daß sie mir selbst Lieder diktirte, die in anderen Gegenden gesungen werden, in Klausenburg und Udvarhely, also in Städten, die viele Meilen weit entfernt sind. Mir fiel in einem Liede die Form romajke („die Zigeuner“) auf; in Hermanstadt heißt es stets, auch im Liede nur romale. Ich fragte, warum es hier nicht romale heiße. „Ja, das habe ich von meinem Schwager aus Udvarhely gelernt, wie er bei uns war.“ Ich glaube, das beweist zur Genüge, daß die Sprache, das Interesse für ihre Sprache, für ihre Lieder durch die Ansiedelung wenigstens bei den Siebenbürger Zigeunern durchaus nicht in dem Maße gelitten haben, als es nach vielfachen Behauptungen in anderen Ländern der Fall sein mag.

Ueber die Sprache der Zigeuner will ich an dieser Stelle nicht sprechen, so sehr ich auch besonders durch einzelne syntaktische Eigenthümlichkeiten meine Behauptung stützen könnte, daß die Sprache der Hermannstädter Zigeuner, die seit langer Zeit angesiedelt sind und in netten, sehr rein gehaltenen Häusern wohnen, nichts von ihrer Originalität eingebüßt hat. Nur eine Kleinigkeit möchte ich hier erwähnen, bevor ich zu den Liedern übergehe. Der Zigeuner in jener Gegend hat kein Wort für „Gesicht“, er sagt dafür „Mund“ — muj —, z. B. hi less schukar muj, „er hat ein schönes Gesicht“ heißt gleichzeitig und ursprünglich so viel wie „er hat einen schönen Mund.“ Uebrigens bedeutet schon das entsprechende Sanskrit mukha außer „Mund“ auch „Gesicht“ und zwar zunächst das Gesicht resp. „die Schnauze“ der Thiere, und dann besonders in Zusammensetzungen auch das der Menschen.

Hierher will ich noch das einzige Sprichwort, das ich aufgezeichnet habe, setzen; es ist eine sinnreiche Variation zu unserm „einmal ist keinmal“ und lautet: ik data hin ik zara, „einmal ist e i n w e n i g.“

Nun aber will ich einige von den Liedern mittheilen, die nebst dem rein sprachlichen Material die interessanteste Ausbeute meiner damaligen Studien sind, und zwar beginne ich mit dem Gros derselben, den in Hermanstadt gesammelten.

Lulugi heißt „die Blume“. Dies lulugi ist in zahlreichen Gedichten der Ausgangspunkt, dem die allerunmöglichsten Ergänzungen folgen, die bloß dazu bestimmt sind, die Grundlage für den die eigentlich bedeutsame zweite Zeile schließenden Reim zu bilden. Aehnliches finden wir in allen Volkspoesien, jedoch in so krasser Form wie im Zigeune-

rischen ist es mir nirgend aufgestoßen. Wenn es in einem Vers heißt:

Lulugi de pro bostano,
Moro pirano Jefano.
Blume von dem Kürbiß,
Mein Geliebter ist Johann.

so läßt man sich das noch gefallen; wer weiß, wie schön den Zigeuner die Kürbißblüthe dünkt. Oder wenn es heißt:

Rosmarino djando grinda,
Moro pirano ande tjinda.
Rosmarin vom Plafond,
Mein Geliebter ist in der Küche.

so kann man noch immer daran denken, daß damit wirklich an den Plafond gemalte Blumen gemeint sind. Schon bedenklicher sind die Verse wie:

Lulugi de pro kopatschi,
Moro pirano Ragatschi.
Blume von der Eiche,
Mein Geliebter ist Ragatschi.

Vollends klar wird uns das ganze Wesen dieser Eingangszeile aus Versen, in denen der Unsinn klar auf der Hand liegt, z. B.:

Lulugi djando rontaschi,
Moro pirano boltaschi
Wi boltaschi wi tschetraschi.
Blume aus der Einbrenn,
Mein Geliebter ist Kaufmann,
Sowohl Kaufmann als auch Musikant.

* * *

Lulugi de pro schendila,
Moro pirano oj Ilia.
Lulugi djando tachtéj
Moro pirano o rej.
Blume von Dachschindeln,
Mein Geliebter ist Elias.
Blume aus Glas,
Mein Geliebter ist ein Herr.

* * *

Lulugi de pro schaschtari,
Moro pirano i hussari.
Blume von dem Schaffe,
Mein Geliebter ist ein Hussar.

Die bedeutsame Zeile, die in diesen Versen dominirt, ist die zweite, welche stets mit moro pirano — mein Geliebter — beginnt, worauf dann der Name oder Stand des Geliebten genannt wird. Die erste mit lulugi beginnende Zeile muß nun auf den Namen des Geliebten reimen und macht das Schwierigkeiten, so heißt es „reim dich oder ich freß dich."

Ich habe mich bei diesen kleinen Zweizeilern, die manchmal doppelt gesetzt sich zu Vierzeilern erweitern oder noch eine erläuternde dritte Zeile annehmen, länger aufgehalten, weil sie selbst innerhalb der zigeunerischen Poesie durch ihre Sinnlosigkeit eine Ausnahmestellung einnehmen. Im Uebrigen sind die durchgängig kurzen Liedchen, die ich gesammelt habe, weit entfernt von solchem Unsinn, ja einige sind geradezu schön. Ich habe leider nicht Zeit genug gehabt, um allem auf den Grund zu gehen, ich habe die Lieder gesammelt, ohne erfahren zu können, wie sie entstehen, bei welchen Gelegenheiten sie vorzugsweise gesungen werden, wie sie sich bei den Zigeunern selbst verbreiten. Ich biete diese wilden Feldblumen dem Leser so, wie ich sie gefunden habe, und bin überzeugt, daß er auch ohne nähere Details sie mit einigem Antheil lesen wird. Ich lasse von nun an das Original fort und gebe nur die streng wörtliche Uebersetzung. Rhythmus und Reim muß man sich eben hinzudenken, mir liegt es vor allem daran, den Gedanken nicht zu fälschen.

Die winzigen Liebesgedichtchen sind oft recht stimmungsvoll:

Wegen deiner schwarzen zwei Augen
Habe ich meine liebe Mutter verlassen.

* * *

Gieb mir, Gott, aber nicht zu viel,
Laß mich leben auf der Welt
Und küssen,
Die ich lieb habe.

Unglückliche Liebe giebt es natürlich bei dem Zigeuner ebensogut, wie in der feinsten Gesellschaft. So singt ein verlassenes Zigeunermädchen:

Ich hatte, o Gott, einen Geliebten,
O Gott, hoch und schlank,
Und er hat sich aufgemacht und ist fortgegangen,
Wie ein großer Narr.

Der Schluß ist jedenfalls drastisch, der Aerger der Verlassenen äußert sich hier in einer für uns ganz neuen Form. Das Seitenstück, welches der Bursch in solchen Fällen singt, ist noch kräftiger:

Ich hatte, o Gott, eine Geliebte,
Die hat sich aufgemacht und ist fortgegangen,
Wie eine große Närrin.
Schlag sie diese Nacht!

Viel ruhiger ist folgender Zweizeiler:

Ich hatte, o Gott, einen Geliebten,
Er hat sich in der Welt verloren.

worin nur der Seufzer dela, „o Gott", uns vermuthen läßt, daß der Schmerz um den Verlorenen deshalb nicht geringer ist.

Hübsch ist auch das schmachtende Liedchen aus Udvarhely:

Lieber Gott, alele [1]),
Wie viel Zigeuner sind hier
Und zu mir kommt keiner.

Manches Interessante findet sich in den aus Klausenburg stammenden Liedchen, die meine Lehrerin von einem Verwandten in Klausenburg gelernt hat:

Die Mädchen aus Klausenburg
Sind schwarz wie die Stiefelröhre.

* * *

Jenseits Klausenburg
Hab' ich einen Kreuzer verloren,
Den haben die Mädchen gefunden
Und haben sich dafür Blumen gekauft,
Sie hinter das Ohr gesteckt
Und haben sich darüber gefreut.

Auf einen Besuch von Hermanstädtern in Klausenburg, etwa bei Gelegenheit einer Hochzeit, scheinen folgende Gedichte zu deuten:

Klausenburger waren 24,
Die umfaßten die schlanke Taille,
Hermanstädter nur 2,
Die küßten das weiße Gesicht.

Die letzte Zeile heißt wörtlich „die küßten den weißen Mund", doch, wie schon oben bemerkt, haben die Zigeuner für Mund und Gesicht nur den einen Ausdruck muj. Die Bezeichnung „das weiße Gesicht" erinnert an das in den serbischen Volksliedern sich stets wiederholende bjele litze, was ganz dasselbe bedeutet.

---

[1]) alele ist eine Interjektion.

Liebschaften zwischen Zigeunern und anderen Nationalitäten gehören nicht gerade zu den Seltenheiten. Allerdings sind die Fälle häufiger, wo das Mädchen eine Zigeunerin ist und der Bursch einer andern Nationalität angehört, sind doch die Zigeunermädchen oft überraschend schön. Doch auch der Zigeunerbursch weiß sich manchmal ein Liebchen aus einem andern Volksstamme zu verschaffen und auch im Liede finden wir Spuren von solchen Verhältnissen:

Hier ist ein Sumpf, hier ein Wasser,
Hier wohnt ein ungarisches Mädchen,
Das ist meine Geliebte.

Allein stehend und durch seinen fremdartigen Charakter und seine Länge grell abstechend von allen übrigen von mir gesammelten Liedern ist eine Art Legende, die in wörtlicher Uebersetzung also lautet:

Steht auf, Zigeuner, und schaut,
Wie der heilige Gott niedersteigt
Auf einer Leiter von Wachs
In den Garten mit Blumen
Und das Kloster baut
Ein silbernes Kloster
Mit einem goldenen Tisch.
Wer sitzt hinter dem Tische?
Da sitzt der heilige Gott.
Neben ihm wer sitzt?
Da sitzt seine Mutter.
Neben ihr wer sitzt?
Da sitzt der heilige Peter.

So wie ich die Legende hier mittheile, ist sie nur ein Bruchstück; denn nach der letzten Zeile, die hier steht, folgt noch „Mit Fenstern von Wachs“, was offenbar auf eine mir unbekannte Fortsetzung hindeutet. Die Zigeuner gehören übrigens in Hermanstadt dem griechisch orientalischen Ritus an und beten das Vaterunser — falls sie überhaupt in die Verlegenheit kommen zu beten — walachisch. Als ich ein zigeunerisches Gebet erfahren wollte, erhielt ich nur eine konfuse Formel zu hören, in der Glück und Gesundheit gewünscht wird. Einen ähnlichen mit prächtigem oratorischem Schwung vorgetragenen Wunsch hörte ich einst auf der Landstraße von einem schönen langbärtigen Wanderzigeuner, dem ich dafür ein paar Kreuzer gab. Doch war es mir damals unmöglich, das Gehörte aufzuzeichnen.

Hier wäre es am Platze, über etwaige mythologische Ueberreste, über Aberglauben ꝛc., zu reden, doch habe ich derartiges so gut wie nichts gefunden. Die paar Zeilen, die sich darauf zu beziehen scheinen, theile ich weiter unten mit. Vorher muß ich einer dritten Quelle Erwähnung thun, aus der mir manches Material zufloß.

Ich hielt mich damals ein paar Tage bei lieben Freunden in Leschkirch, einem sächsischen Marktflecken, auf. Dort sammelte ich von einem 15jährigen Zigeunermädchen, das bei meinen Bekannten im Dienste stand, Wörter und drei Lieder. Sie behauptete, mehr könne sie nicht, doch war sie ein scheues, seltsames Kind, aus dem es schwer war, etwas herauszubringen. Uebrigens ging es mir mit meiner Lehrerin in Hermanstadt auch alle Augenblicke so, daß sie sagte, nun könne sie nichts mehr, und es kam doch jeden Tag wieder etwas Neues zum Vorschein. Ich entnahm schon aus dem Wenigen, das ich in Leschkirch sammeln konnte, manche dialektische Verschiedenheit von dem Hermanstädter Dialekt, wie denn überhaupt weniger im Lexikon als in der Formenbildung, besonders in den Formen des Zeitwortes „sein“, sich überall dialektische Nüancen zeigen. Selbst das Wenige, das ich aus dem Mädchen herausbringen konnte, bot neue Gesichtspunkte, besonders war mir die Erwähnung des Zigeunertanzes höchst interessant. Es heißt nämlich in dem einen Gedichte:

Auf einem kleinen Hügel
Tanzten sie den Zigeunertanz.
Sie riefen mich zum Tanze,
Ich sage, ich kann nicht;
Nur auf einmal haben sie mich geworfen,
Daß meine Schuhe zerrissen.

Nicht minder charakteristisch ist das kleine Liebeslied und der Trinkspruch, die ich dort aufgezeichnet.

Schlag, Gott, diesen Zaun,
Ueber den ich nicht hinüber kann,
Um zu meiner Schönen (wörtliche Uebersetzung) zu gehen.

* * *

Schlag mich Gott, daß ich sterbe,
Nur eine Maß Wein soll ich noch trinken.

Ich kann nicht umhin, hier ein walachisches Märchen einzuschalten, das ich damals in Leschkirch gehört habe, und das durch seinen Inhalt im engsten Zusammenhang steht mit dem Gegenstande, der uns hier beschäftigt. „Es war einmal ein Wallach und eine Wallachin, die hatten ein Schwein geschlachtet und hatten Speck im Zimmer. Abends kam ein Zigeuner zu Besuch. Da sprach der Wallach zum Zigeuner: Setz' Dich nieder, wenn Du zu uns gekommen bist. Der Zigeuner sprach: Ich werde mich nicht setzen, ich bin gekommen, Du sollst so gut sein, mir morgen den Wagen zu leihen, damit ich in die Mühle fahren kann. Draußen war ein arges Wetter. Der Zigeuner sagte gute Nacht und nahm im Fortgehen dem Wallachen heimlich eine Speckseite weg. Ehe er in die Ziganie (Zigeuner-Kolonie) gelangte, mußte er über einen schmalen Steg gehen. Es war dunkel und immer, wenn es blitzte, ging er ein Stückchen vorwärts. Der Zigeuner sagte: Blitze, blitze, Gott, so geb' ich dir ein Stück Speck. Als er über den Steg hinübergekommen war, sagte er: Ob du blitzest oder nicht, Speck werd' ich dir keinen geben. Da blieb er hängen und fiel. „Ach Gott,“ rief er schnell aus, „ich habe nur Scherz gemacht und du hast mich schon hingeworfen.“

So treffend dies Märchen auch gerade unsere Zigeuner schildert, so finden sich doch solche Züge auch bei anderen Völkern wieder. Besonders lebhaft erinnert dies Märchen an die Worte, die Hennins im Jahre 1702 von den Litauern schreibt: „Percunos ist der Gott des Donners, den der Bauer, wan es donnert, mit entblößtem Haupt, einen schüncken auf der Schulter durch seinen Acker tragend also anredet: Percune Devaite niemuski und mana, dievu melsu tawi palti miessu, d. h. enthalte dich, Percune, und thue meinem Acker keinen Schaden, ich will dir diesen schüncken geben. Allein wan der Donner vorbei, isset er ihn selbst uff.“

Ich habe schon oben erwähnt, daß ich so gut wie nichts an mythischen Ueberresten und Aberglauben entdeckt habe. Allerdings habe ich ein allerliebstes Gedichtchen aufgezeichnet, in dem ein mythischer Kern verborgen sein mag, aber so allein stehend beweist es nichts. Das Original lautet:

Gule dela rupuve,
Tu ssoves pro luludja
The i lumea tatjare.

Die Uebersetzung:

Lieber silberner Gott,
Du schläfst auf Blumen
Und erwärmst die Welt.

Das Wort „silbern“ ist auch in anderen Zigeuner-Texten Epitheton des Gottes und ist ursprünglich gewiß ganz

sinnlich aufgefaßt worden. Dieser „silberne“ Gott möchte dann wohl die Sonne sein. So erklärte sich die letzte Zeile „und erwärmst die Welt“ von selbst, während die zweite Zeile etwa auf das „rosige“ Abendroth bei Sonnenuntergang hindeuten könnte. Man vergleiche auch in der oben angeführten Legende den „Garten mit Blumen“, in den Gott „niedersteigt“, das „silberne“ Kloster mit dem „goldenen“ Tisch, in dem er wohnt. Doch ich wiederhole, es ist rein unmöglich auf drei kleine Zeilen irgend etwas zu bauen. Bis man nicht mehr Aehnliches findet, bleibt dieses Gedichtchen ein bloßes Kuriosum, dem übrigens ein gewisser Werth schon durch die anmuthige Form und die unmittelbar verständliche Poesie, die daraus spricht, gesichert wird.

So erwähne ich auch eine Mittheilung meiner Lehrerin, in der man versucht sein könnte, eine indische Tradition zu erkennen, nur mit der größten Reserve. Ich war leider nicht mehr im Stande, in den letzten Tagen meines Ferienaufenthaltes die Sache weiter zu verfolgen. Die Inder nennen den Hasen çaça und den Mond çaçin, „das Bild des Hasen haltend;“ denn „in den Flecken des Mondes sieht der Inder einen Hasen“ [1]). Im Zigeunerischen heißt nun der Hase schoschoj. Als ich das Wort von meiner Lehrerin hörte, fuhr mir etwas durch den Kopf und ich fragte, ob sie nicht einen Hasen im Monde sehe. „O ja,“ war die Antwort. Als ich nun fragte „wie so? haben Sie ihn auch gesehen?“ meinte sie „nein, aber man sagt so.“ Ich schrieb sofort nach Leschkirch und bat das junge Zigeunermädchen darüber zu befragen, aber mit äußerster Vorsicht und ihr die Frage ja nicht direkt zu stellen, ob es einen Hasen im Monde gebe. Denn ich habe bei den Zigeunern die Neigung bemerkt, auch solche Dinge zu bejahen, die sich nicht so verhalten, um sich nur rasch der Antwort zu entledigen oder vielleicht um einem einen Gefallen zu thun. Die Kleine antwortete auf die ihr vorgelegte Frage, sie habe nie in den Mond gesehen, sie wisse nicht, was darinnen sei.

[1]) Siehe Böhtlingk und Roth, Sanskrit-Wörterbuch, unter çaça und çaçin.

Bei einer eingehenden Vergleichung der in den verschiedenen Gegenden gesprochenen Dialekte ließe sich gewiß viel Interessantes finden. So kann man beobachten, daß man für bestimmte Objekte in gewissen Gegenden den ursprünglichen Ausdruck länger bewahrte, weil man mit denselben stets in Berührung kam, als wo anders, wo er einem selten, fast nie begegnete und man ihn daher auch nicht oft nannte. Für „Traube“ haben die Hermanstädter noch den alten Ausdruck; denn sie kennen die Traube, handeln selbst im Kleinen mit Trauben, während um Leschkirch meilenweit keine Traube wächst; hier hat der Zigeuner nur ein aus dem Wallachischen entlehntes Wort dafür. Die Hermanstädter Zigeuner hingegen kommen sehr selten in den Wald, nennen ihn auch nur mit einem wallachischen Wort, während die Leschkircher, die kaum 100 Schritt weit vom Walde wohnen, die ursprüngliche Bezeichnung dafür noch jetzt haben . . .

Dies ungefähr waren diejenigen Resultate meiner Sommerferien, die sich leicht mittheilen lassen und wohl bei einem größern Leserkreis auf einiges Interesse rechnen dürfen. Freilich so lebhaft, so frisch, wie ich dies Alles gefunden habe, kann ich es nicht wiedergeben. Das Staunen der braunen Kindergesichter, wenn ich ihnen auf der Landstraße zurief, sie sollten zigeunerisch, nicht wallachisch betteln, die Freude, wenn dann jedes seinen Kreuzer bekam und zigeunerisch dafür danken mußte, die Verwunderung der Großen, diese lebhaften scharfen Augen, diese tiefgefurchten sprechenden Züge, wie das alles in Bewegung gerieth! Ich habe seither schon oft und oft bedauert, daß ich keine Muße mehr fand, diese Studien fortzusetzen, daß ich sie immer wieder aufschieben mußte. Wie viel Interessantes muß da für Jemanden zu finden sein, der der Sprache vollkommen mächtig ist, der ihr Vertrauen ganz gewonnen hat und einen tiefen Blick in das ganze Treiben und Leben derselben thun kann. In der Besorgniß, daß ich dazu vielleicht nie Muße genug haben werde, habe ich diese Zeilen niedergeschrieben, um das, was ich gefunden habe, nicht ganz der Vergessenheit anheim fallen zu lassen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— A. K. Der Fluß Atrek ist, wie die Moskauer Zeitung berichtet, in sein altes Bett geleitet worden. Früher mündete der Atrek in die Nordspitze der Bay Hassan-Kuli, 12 Werst von Tschikischlar, ins Kaspische Meer. Als die Russen vor neun Jahren Krasnowodsk einnahmen, errichteten persische Turkmenen vom Stamme Akatabatz etwa 60 Werst oberhalb der Mündung des Flusses einen Damm (Bent) und leiteten ihn hierdurch in die Gegend ihrer Winterlager, welche weit südlich vom natürlichen Flußbette liegen. Die russischen Atrek-Nomaden, welche des nothwendigen süßen Wassers beraubt waren, zogen ihm nach und gingen auf persisches Gebiet. Vor Kurzem entsandte nun der General Lazarew den Oberstlieutenant Schelkownikow, um das alte Bett des Atrek zu untersuchen. Das Resultat hiervon war der Befehl, jenen Damm zu zerstören, und dieser Befehl wurde am 28. Mai (a. St.) ausgeführt. Drei Tage und drei Nächte arbeiteten die an der Rückleitung des Flusses interessirten Stämme fast unentgeltlich an dem Werke und nun fließt der Atrek in seinem frühern Bette. Man hofft Wasser aus dem Atrek mit der Zeit nach Tschikischlar zu leiten, die Gegend zu kolonisiren, und dadurch einen großen Theil der persischen Turkmenen auf russisches Gebiet zu ziehen.

— Die Vorarbeiten zur Legung eines Telegraphenkabels durch das Kaspische Meer sind beendigt. Das Kabel wird vom Kap Gurjew bis Krasnowodsk gelegt, eine Strecke von etwa 240 km, und wird 700 000 Rubel kosten. Es wird noch im Juli von London nach St. Petersburg abgesandt werden und bis Ende September gelegt sein. Eine Drahtleitung wird Tschikischlar (unweit der Mündung des Atrek) mit Asterabad verbinden, und Telegramme vom erstgenannten Orte werden über Teheran und dann über die indoeuropäische Linie nach Tiflis gelangen.

— Bykow's Untersuchung des mittlern Amu-Darja 1878. Das „Athenäum“ (Nro. 2697, 5 Juli 1879, S. 19) enthält einige Angaben über die im Herbst 1878 durch Stabskapitän Bykow ausgeführte hydrographische Aufnahme des Oxus. Daneben sollte er Nachrichten über die Geographie und Ethnographie der anliegenden Gebiete einziehen und zusehen, wie es mit der Beschaffung von Brennmaterial steht. Der Offizier ging zu Lande von Samarkand über Karschi nach Kabadian (am Kafirnehan-Flusse — südlich von Hissar — s. die Karte „Globus“ XXXI, S. 9), wo er

zu erfahren bekam, daß sich das ganze Land nur zweier Boote rühmen könnte. Eines davon sicherte er sich und ließ es nach Aiwadsch (unweit der Mündung des Kafirnehan in den Amu) schaffen, während er selbst zu Pferde am untern Kafirnehan entlang ritt. Von Aiwadsch schickte er seine Leute am Amu abwärts nach Kilif, wo sie seine Ankunft erwarten sollten, und schiffte sich selbst mit einem Dolmetscher und zwei Schiffern ein. Das Wetter war sehr günstig, und die Reise war, von der Hitze abgesehen, ganz angenehm. Bis zu der Fährstelle Patak-hissar (nördlich von Balch) sind beide Flußufer ganz öde; weiterhin zeigen sich mitunter Niederlassungen und unterhalb Kilif sind beide Ufer mit Feldern und Gärten bedeckt und bis Ildschik hinab ohne Unterbrechung bewohnt. Weiter abwärts zeigen sich nur von Zeit zu Zeit Militärposten, durch weite Wüstenstrecken von einander getrennt; nur selten kommen einmal einige Nomaden dorthin oder auch Händler wegen Holzkohlen, Fischen, Kohlen und Bauholz. So beschaffen sind die Ufer des Amu bis Pitnek, wo die Oase von Chiwa beginnt. Die Turkmenen, welche Bykow traf, zeigten sich gegen den Islam völlig gleichgültig, waren aber gegen die Russen gutmüthig und gastfreundlich.

Am 30. August war Kilif erreicht, eine kleine Stadt mit verfallener Citadelle, aber wichtig wegen einer Fähre über den Oxus, welche von den meisten Karawanen, die zwischen Buchara und Afghanistan verkehren, benutzt wird. Ein zweiter wichtiger Uebergangspunkt ist Karki, circa 67 engl. Meilen weiter stromab, über welchen der Verkehr zwischen Buchara und den Städten des westlichen Afghanistan geht. Bei Kilif ist die Landschaft am Amu schön: am einen Ufer wilde steile Abhänge, die bis an den Strom herantreten, am andern üppige Vegetation, die zwar einladend aussieht, aber doch nur fieberbrütende Sümpfe verdeckt. Im Juni und Juli schwillt der Amu wegen der Schneeschmelze in seinem Quellgebiete stark an und läßt beim Fallen zahlreiche kleine Seen und große Massen vegetabilischer Stoffe zurück, welche bei der nun folgenden Hitze in Fäulniß übergehen. Kein einziger jener einladenden Haine wird bewohnt; vielmehr leben die Eingeborenen auf den hohen sandigen Ufern, ohne auch dort ganz vor dem Fieber geschützt zu sein. Es kommen Fälle vor, wo ganze Ansiedelungen deshalb verlassen werden müssen.

Am 6. September traf Bykow an der Fähre Chodscha-Salih (an der Grenze von Afghanistan und Buchara gelegen) den Dampfer „Samarkand", welcher von dem russischen Fort Petro-Alexandrowsk, der Stadt Chiwa gegenüber, bis hierhin ihm entgegen gekommen war und dabei die Strecke von Tschardschui bis Chodscha Saleh (173 engl. Meilen) als das erste Dampfschiff befahren hatte. Drei Tage später wurde die Heimreise angetreten. — Bykow stellt als das Resultat seiner Untersuchungen die Ueberzeugung hin, daß der Amu für die Erfordernisse der Schifffahrt völlig geeignet ist.

— Ueber die vermeintliche Troglodyten- und Felsenstadt el-Hidschr oder Madâin-Salih, an der Pilgerroute von Damask nach Mekka gelegen, eine Oertlichkeit, um welche mehr als um andere des arabischen Innern die Sage ihre Schleier gewoben hat, ist nun endlich eine authentische Nachricht durch den Engländer Doughty zu uns gekommen, der im vorigen Jahre, wie wir bereits gemeldet, vom Rothen Meere nach Teima, Kasim und über Taif zurück gewandert ist. Hidschr liegt 20 Kamelmarschtage von Damask. Zur Zeit des größten Arabia-Kenners unter den Alten, Ptolemäus, war es Durchgangsstelle für den Handel aus Süd-Arabien nach Syrien, besonders in Gold und Elfenbein. Es dürfte sein Egra dem el-Hidschr entsprechen. Nicht ohne Mühsal gelangte Doughty in die einsame Wüstenortschaft, welche einst die vielbesprochenen in die Berge ringsum eingehauenen sieben Städte gebildet haben soll: was Doughty fand, waren etwa hundert in die Sandsteinfelsen gehöhlte Grabkammern. Der Ort war, nach den Spuren zu urtheilen, ein Haufen von etwa vier oder fünf lehmgebauten Palmendörfern, jedes mit einer Mauer nach arabischer Art umgeben. Die Sepulcralmonumente sind im Innern eingesunkene Grabkammern, während an den Wänden noch sich niedrige Simse von Mannslänge finden. Inschriften hat man in den Fülltafeln über den Thüreingängen einiger Gräber und zwar geschickt eingehauen gesehen, über diesen Tafeln in den besseren Gräbern häufig die Figur eines Vogels mit ausgestreckten Flügeln, wie die Araber sagen Bussard oder Falke, wie Doughty meint, das Bild der Todteneule der alten Araber.

— General Houtum Schindler (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1879, S. 99) giebt von der Stadt Schûschter in der persischen Provinz Chûzistan oder Arabistan folgende Schilderung. Die Stadt, deren Namen schon bei Plinius in der Form Sostra vorkommt, ist auf weichen Sandsteinfelsen, Vorhöhen des Gebirges Fedelek, gebaut; der Felsen selbst wird zum Häuserbau verwendet. Der nördliche Theil der Stadt ist der höchstgelegene; dort steht auch die Burg Salâsil. Der Ort ist jetzt voll von verfallenen Häusern, jede Straße hat Ruinen, und einige Stadttheile, namentlich die südlichen, sind gänzlich zerstört. Das Regierungsregister giebt die Zahl der Einwohner auf 20 000 an, was Schindler jedoch, zumal nach den Verlusten durch die Pest von 1876 für übertrieben hält. Mit den Einwohnern der 22 Dörfer, den 700 Familien des Stammes Kundazlû, den 3000 Familien der Sa'ad und Anâfidsche, Zweigen des Stammes Ab-i Kesir, kann die Gesammtzahl der Einwohner des Gebietes von Schûschter auf höchstens 40 000 angenommen werden. Sie bezahlen eine jährliche Steuer von nur 15 000 Toman (120 000 Mark), was der beste Beweis der Armuth der Stadt ist. Ein anderer Grund der kleinen Einnahme ist die in Schûschter ansässige große Anzahl von Abkömmlingen des Propheten (Sejiden) und der zu den Ulema (Priestern) gehörigen Leute, die keine Taxen bezahlen. Die Stadt hat 24 Heiligengräber, 21 größere Moscheen, 6 größere und einige kleinere öffentliche Bäder und 5 Schulen. Die Halle der großen Moschee, Masdsched-i Dschuma'a, ist imposant. Sechszig 40 Fuß hohe Säulen in fünf Reihen von je zwölf trugen das Dach; jetzt stehen nur 53 Säulen, sieben sind gefallen, und wo sie standen, hat man weiß angestrichene Wände gebaut. An ihrem Eingange steht ein runder Thurm, der den Proportionen der Moschee gemäß jedenfalls viel höher gewesen ist, jetzt aber nur noch 50 Fuß mißt. Das ganze Gebäude scheint aus dem elften oder zwölften Jahrhundert zu sein. Der Handel von Schûschter ist sehr unbedeutend. Außerhalb der Stadt in den nördlichen Sandsteinbergen finden sich unter anderen alten Ueberresten viele „Dachme", d. i. Terrassen zur Aussetzung der Leichen von Gebern oder Feueranbetern.

— Die persische Stadt Mohamra unweit Basra, am Zusammenflusse des Karun und des Schatt gelegen, ist erst vor wenig mehr als 40 Jahren gegründet worden und zählt heute etwa 15 000 Einwohner. Damals theilte sich der große Stamm Ka'âb in zwei Theile; der eine blieb bei Fellahije, der andere siedelte nach Mohamra über. Letztern regiert Scheich Dschaber, jetzt ein Greis von über 70 Jahren, der sich weit und breit eines großen Ansehens erfreut. Er wohnt in der Nähe der Stadt in Feilije, führt ein wahres Patriarchenleben und läßt seine Geschäfte durch seine vier wackeren Söhne besorgen. Der älteste, Scheich Mohammed, ist Bürgermeister der Stadt. Dieselbe besitzt einen auf Dattelpalmstämmen gebauten Quai und einen kleinen, wohl versehenen Bazar und treibt viel Handel. Am gegenüberliegenden Ufer des Karun liegt eine Vorstadt mit vielen Werften, auf denen Tag und Nacht gearbeitet wird. Hunderte von Segelschiffen liegen dort immer vor Anker, und namentlich zur Zeit der Dattelernte im September ist der Andrang groß. Die Regierung hat in Mohamra ein kleines Haus, eine verfallene Kaserne, sechs kleine Kanonen und einige Soldaten. Die vor mehr als zwanzig Jahren im englischen Kriege zerstörten zwei Bastionen sind bis jetzt noch nicht vollständig

wieder hergestellt. — Kleine Haifische, Küsse genannt, gehen vom Persischen Meerbusen durch den warmen Schatt in den Karun, dessen um circa 8° C. kühleres Wasser ihnen besser behagt. Im Schatt bis Basra sieht man diese Thiere sehr selten; bei Mohamra giebt es viele; bei Ahwaz (etwa halbwegs zwischen Mohamra und Schûschter) trifft man sie oft an, und sogar oberhalb Ahwaz bis nahe bei Schûschter sind sie bemerkt worden. Alljährlich kommen Leute durch Bisse der Haifische um und viele werden verwundet.

(Nach Houtum Schindler.)

— Die „Nowoje Wremja" entnimmt einem Privatbrief des Obersten Prschewalski einige neue Mittheilungen über dessen Expedition. Die Strecke vom Zaisan-Posten bis zum Fluß Buguluk im südlichen Altai, 616 Werst, wurde bis Ende April zurückgelegt. Diese ganze Strecke ist eine unfruchtbare Einöde und weist weder Flora noch Fauna auf; nur an den Ufern des Flusses Urungu wird eine geringe Vegetation angetroffen, die Fauna ist auch da arm. In klimatischer Hinsicht wird die von Prschewalski zurückgelegte Strecke durch Fröste in der Nacht und Hitze und Stürme am Tage charakterisirt. Häufig wechselten 8 Grad Frost am Morgen mit 20 Grad Hitze um die Mittagszeit ab. Dessen ungeachtet gehen die Untersuchungen glücklich von statten, und die zurückgelegte Strecke ist nach allen Richtungen hin erforscht. „Wenn es ebenso in Tibet fortgeht," schreibt Prschewalski, „so werden wir viel leisten." Am 2. Mai beabsichtigte der Reisende auf dem kürzesten Weg über den südlichen Altai weiter nach Barkul und Chami vorzudringen.

— In London ist eine Gesellschaft in der Bildung begriffen, welche den Zweck hat, die Bewunderer und Kenner japanischer Kunst, Litteratur u. s. w. in nähere Verbindung zu bringen, bessere Kenntnisse über Japan zu verbreiten, Europäer in Japan und Japaner selbst zum Sammeln wissenschaftlichen Materials zu veranlassen, Verhandlungen, Nachrichten, Notizen, Anfragen zu veröffentlichen u. s. w.

Afrika.

— Es wird manchem unserer Leser die Notiz vielleicht von Interesse sein, daß in dem schon auf S. 79 erwähnten „Siebenten Jahresbericht des Vereins zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen zu Stettin" ein ausführlicher Bericht des Herrn Franz Neumann über den Handel Marokkos, seine hauptsächlichsten Hafenplätze und deren Verbindung mit dem Binnenlande wie mit Europa enthalten ist. Tetuan (20000 Einw.) ist danach Hauptsitz der Waffenfabrikation und starke Festung, als Handelsplatz aber unbedeutend. Von Tanger (12000 Einw., darunter 1000 Europäer) gilt das Gleiche; namentlich der Export ist kaum der Rede werth, und die Stadt hat nur als Sitz der europäischen Legationen Bedeutung. Larache (4000 Einw.) liegt in fruchtbarer Umgebung und hat in guten Jahren eine ansehnliche Ausfuhr (Wolle, Hülsenfrüchte, Oel, Wachs 2c.). Rabat (30000 Einw.) ist der größte, aber nicht der bedeutendste Hafenplatz des Landes, sehr schön und interessant durch seine Bauwerke, als Handelsplatz wichtig; der Handel liegt fast ausschließlich in Händen von Mauren, die in Europa ihre Bildung erhalten haben. Der wichtigste Seehafen des nordwestlichen Afrika, der beste an der ganzen marokkanischen Küste, ist Casablanca (Dar-el-baida; 10000 Einw.); von Jahr zu Jahr wird es mehr der Landungsplatz der für Fez, Marokko und Mekines bestimmten europäischen Waaren und der Exporthafen für die Produkte des Innern, wie Wolle, Mais, Erbsen, Bohnen, Ziegenhäute, Rinderfelle, Wachs, Gummi, Mandeln und sonstige Früchte. Azemur (20000 Einw.), berühmter Wallfahrtsort, aber ohne jeden Handel, wie das bei Rabat gelegene Saleh (20000 Einw.). Mazagan (5000 Einw., davon 150 Europäer); Seeverbindungen, Aus- und Einfuhr ähnlich wie bei Casablanca. Safi (12000 Einw., darunter 15 bis 20 Procent Juden), schlechter Hafen, viel Schiffbrüche, Handel gering, Haupteinfuhr Zucker. Der Handel von Mogador (12000 Einw., 300 Europäer), welcher vielfach als der bedeutendste galt, nimmt jetzt zusehends ab, wenn die Stadt auch viele Verbindungen nach dem Süden, ja bis in den Sudan besitzt. Agadir wird voraussichtlich bald von den Spaniern besetzt werden, denen es im Frieden zu Tetuan abgetreten worden ist. Doch wird das kaum ohne Blutvergießen abgehen, da die Einwohner als sehr fanatisch bekannt sind. — So groß aber auch im Ganzen die Reichthümer des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens ist, so hindert doch die tyrannische Regierungsform jeden Aufschwung des marokkanischen Handels.

— Zu Major Serpa Pinto's Afrikareise. Die englische Zeitschrift „Nature" vom 3. Juli dieses Jahres theilt einiges aus einem Vortrage mit, welchen Major Serpa Pinto, der letzte Afrikareisende, dem die Durchkreuzung des Kontinentes gelungen ist, in Lissabon gehalten hat. Derselbe scheint aber noch immer nicht mehr als eine Reihe bunter Notizen gegeben zu haben, und von einem systematischen Berichte verlautet noch nichts; vielmehr soll seine Erzählung an die vagen wunderbaren Geschichten der einfachen Reisenden alter Zeit erinnern. Nur so viel scheint sicher zu sein, daß er die Hydrographie des südwestlichen Afrika wesentlich berichtigen wird, namentlich an jener Stelle, wo nahe bei einander die Quellen von Zambesi, Quanza und Cubango entspringen, und wo das Land so flach und sumpfig ist, daß in der Regenzeit den Gewässern der Entschluß schwer fallen muß, ob sie nach dem Atlantischen oder nach dem Indischen Ocean fließen oder durch den Cubango sich im Sande der Wüste Kalahari verlieren wollen. In Bihé trennte sich Serpa Pinto bekanntlich von seinen Reisegefährten Capello und Ivens, fand dann nach Osten gehend die Quelle des Cubango (Okavango), darauf diejenige des Cuando, der in den Zambesi mündet. Für seinen Unterlauf gab Livingstone den Namen Tschobe an. Der Cuando ist anfangs ein kleiner Wasserlauf, wird aber bald schiffbar dadurch, daß er eine Anzahl gleichfalls schiffbarer Nebenflüsse aufnimmt. Weiter zog Pinto durch Ungo-e-ungo zwischen Cuando und dem obern Zambesi, wo alles ein weiter unermeßlicher Sumpf war — „Wasser bedeckte alles," sagt er —, und dann den Zambesi hinab, der noch mehr Katarakten zu haben scheint, als der Lualaba-Congo. Pinto fuhr über 37 Schnellen hinab und sah im Zeitraume von $1\frac{1}{2}$ Stunden 30 derselben, „welche noch nie von jemand erwähnt worden sind."

An der Mündung des Cuando (Tschobe) in den Zambesi begegnete Pinto einem englischen Naturforscher aus dem Kaplande, Dr. Bradshaw, der sich in sehr reducirtem Zustande befand, aber doch unverdrossen Vögel und Säugethiere für Museen erjagte.

Sonst verdient noch folgende Stelle aus Pinto's Vortrag Erwähnung: „Ich bemerkte eines Tages, daß einer der Träger ein Weißer war. Er gehörte zu einem bis heutigen Tages ganz unbekannten Stamme. Es existirt nämlich in Südafrika ein großes weißes Volk. Sie heißen Cassequer, sind weißer als die Kaukasier und haben statt der Haare kleine Büschel sehr kurzer Wolle auf dem Kopfe. Die Backenknochen stehen hervor, ihre Augen gleichen denen der Chinesen. Die Männer sind außerordentlich kräftig. Wenn sie einen Pfeil auf einen Elephanten abschießen, so gräbt sich der Schaft desselben völlig in den Leib des Thieres ein. Sie leben von Wurzeln und von der Jagd und nur, wenn ihnen die Lebensmittel ausgehen, verkehren sie mit ihren Nachbaren, den Ambuelas, und tauschen sich bei ihnen Nahrung gegen Elfenbein ein. Die Cassequer sind vollständige Nomaden und schlafen nie zwei Nächte hinter einander auf demselben Platze. Sie sind das einzige Volk in Afrika, welches seine Speisen nicht in Töpfen kocht. Sie ziehen in Gruppen von vier bis sechs Familien in dem ganzen Gebiete zwischen den Flüssen Cubango und Cuchi umher." Was Pinto noch weiter über Verwandtschaft zwischen Buschmännern und

Cassequer hinzufügt, ist einstweilen noch schwer verständlich. Jedenfalls hat der portugiesische Major ein gutes Stück Arbeit geleistet, wenn er auch nicht sofort unter die ersten Afrikareisenden eingereiht zu werden beanspruchen kann.

— Auf S. 26 seines vorzüglichen Werkes „Die Loango-Expedition" (Abtheilung II) kommt Dr. Falkenstein auch auf die sogenannte Zwergrace der Babongo zu sprechen, welche vor einigen Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit erregten sowohl in Europa als auch an der afrikanischen Westküste. „Es dauerte denn auch nicht lange — schreibt er —, so wurden mir Individuen als zu jenem seltsamen Stamme gehörig vorgeführt, die sich bereits 15 bis 20 Jahre im Dienste der betreffenden Häuser befinden sollten, ohne je an Körperhöhe oder Umfang zugenommen zu haben. Betrachtete man sie aber genauer, so bewies alles an ihnen den kindlichen Habitus, und zwar in solchem Grade, daß man die Mühe der Zahnuntersuchung ersparen konnte. Dergleichen Scherze lernt man erst nach längerm Aufenthalte an der Küste verstehen und würdigen; sie entspringen der unendlichen Langeweile, mit welcher die Händler im Allgemeinen geplagt sind, und einem eigenen Vergnügen derselben, den Scharfsinn der sogenannten Gelehrten zu prüfen. Die versuchte Mystification wird beim Mißglücken ebenso harmlos eingestanden, als man sich im Falle des Gelingens mit Gesinnungsgenossen darüber amüsiren würde. Es ist nach solchen und ähnlichen Erfahrungen, wie alle Reisenden sie machen, und dem fast kindlichen Muthwillen der Eingeborenen gegenüber, dem neugierigen weißen Frager die unglaublichsten Dinge für Wahrheit zu geben, höchst nothwendig, alle, selbst die scheinbar einfachsten Angaben mit Zweifeln aufzunehmen und erst nach mehrfachem Forschen an verschiedenen Quellen als richtig zu notiren. Was die Babongo endlich betrifft, so bin ich nach Prüfung aller späteren Angaben und aller mir nach und nach vorgestellten, dem Stamme wirklich angehörigen, theils verkümmerten, theils durchaus muskulösen Neger zu der Ueberzeugung gekommen, daß es sich in keiner Weise um eine zwergartige Race handelt, sondern um ein nomadisirendes Jägervolk von etwas dürftigerm Körperbau, als ihn die Küste aufweist, den sogenannte Buschneger aber ebenfalls zeigen."

— In der „Deutschen Revue" (III, 9, S. 367 ff.) bespricht Dr. Hübbe-Schleiden die „Rentabilität der Kultur Afrikas." Zunächst beweist er, daß die von englischer Seite geplante Eisenbahn von der Suaheli-Küste nach dem Victoria Nyanza und dem Tanganjika-See nun und nimmer rentiren kann und unmöglich im Stande ist, die jetzt sich jährlich auf circa 10 Millionen Mark belaufende Ausfuhr der Zanzibar-Küste höher zu treiben, als die von Indien, d. h. um das 130fache oder gar das 200fache zu steigern. Dennoch ist er der Ansicht, daß das Innere Afrikas der europäischen Kultur nur durch Handel erschlossen werden kann und wird, wie dies schon die Meinung H. Barth's, Livingstone's, Rohlfs' und anderer war. Als geeigneten Angriffspunkt dafür empfiehlt er das westliche Aequatorial-Afrika, bis wohin der demoralisirende Islam noch nicht vorgedrungen ist, und wo die naturwüchsige Kraft der Fan und Njamnjam solcher Unternehmung zur Verfügung steht. Zu einem Vordringen nach dem Innern sind aber die dortigen Flüsse, Congo, Ogowe, Quanza, insgesammt ungeeignet; es muß zu Lande geschehen, etappenweise und am besten von Eloby aus bis an einen der größeren Nebenflüsse des Congo, ein Weg, der wahrscheinlich ausschließlich durch Gebiete der Fan führen wird, welche vielleicht das beste Volkselement Afrikas für eine Organisation der dortigen Arbeit abgeben und keinen energischen Widerstand leisten können, weil sie durchaus jeder politischen Organisation entbehren. Ein solches vorsichtig vorgehendes Unternehmen müßte dabei vollkommen autonom sein, Militärwesen, Polizeiwesen, Justiz u. s. w. selbst verwalten und die Bebauung des fruchtbaren Innern systematisch organisiren. Aber nur langsam und allmälig kann sich so etwas entwickeln, mit reicher Rentabilität lohnen und die Eingeborenen zu selbständiger Arbeit und Erwerbsfähigkeit und damit auch zu geistiger Kultur erziehen. An dem Beispiele einer Kaffeepflanzung weist der Verfasser zum Schlusse das Lohnende einer solchen Unternehmung nach.

Geistesverwandt dem Hübbe-Schleiden'schen Aufsatze ist eine eben erschienene kleine Schrift des unseren Lesern gleichfalls wohl bekannten Herrn Ernst von Weber: „Die Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebietes und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten" (Leipzig, A. Twietmeyer). Es werden darin zum Theil Gedanken vorgetragen und weiter ausgeführt, welche der Autor schon in seinem „Vier Jahre in Afrika" geäußert hat, und die hier in handlicher Form einem größern oder auch andern Publikum geboten werden, als das ist, welches mit Vorliebe Reisebeschreibungen liest. Er behandelt die Enge des deutschen Wirthschaftsgebiets und ihre Folgen, wie Pauperismus, Zunahme der Verbrechen u. s. w.; die Erfolglosigkeit der bisherigen deutschen Auswanderung, welche dem Mutterlande vollständig verloren gegangen ist und lediglich fremde Staaten gestärkt hat; im Gegensatze dazu den reichen Erfolg der englischen Auswanderung, die mit der Heimath in politischer wie wirthschaftlicher Verbindung geblieben ist; dann die deutschen und englischen Interessen in Afrika, das Bestreben der Engländer, den Satz „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil" zu verwirklichen und die Gleichgültigkeit Deutschlands gegen Machterwerb im schwarzen Kontinente, gegen die englische Vergewaltigung der Boers in Südafrika (Africanders), deren eines Land, Transvaal, nach von Weber eines der gesegnetsten auf Erden ist. Mit vieler Wärme setzt er zuletzt seine Pläne für deutsche Kolonisation auseinander und rechtfertigt dieselben. Was er verlangt, ist: erstens der Ankauf bedeutender Territorien zu Ackerbaukolonien einerseits in Südamerika, andererseits in Südafrika, in den jetzt beinahe nur nominell portugiesischen Gebieten der Ost- und Westküste, da diese den Zugang zu den gesunden und fruchtbaren Distrikten des afrikanischen Hochlandes gewähren würden; — und zweitens die Anlage von möglichst zahlreichen deutschen Handelsfaktoreien an der afrikanischen West- und Ostküste, die allmälig ihre Filialstationen immer weiter ins Binnenland vorschieben müßten. Die letzteren Unternehmungen müßten gänzlich der Privatinitiative unserer deutschen Kaufleute überlassen bleiben, nur der staatliche Schutz wäre ihnen jederzeit im ausgedehntesten Maße zu gewähren.

Die Weber'sche Broschüre enthält recht beherzigenswerthe Gedanken und Betrachtungen, die wir der Beachtung unserer Leser empfehlen möchten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

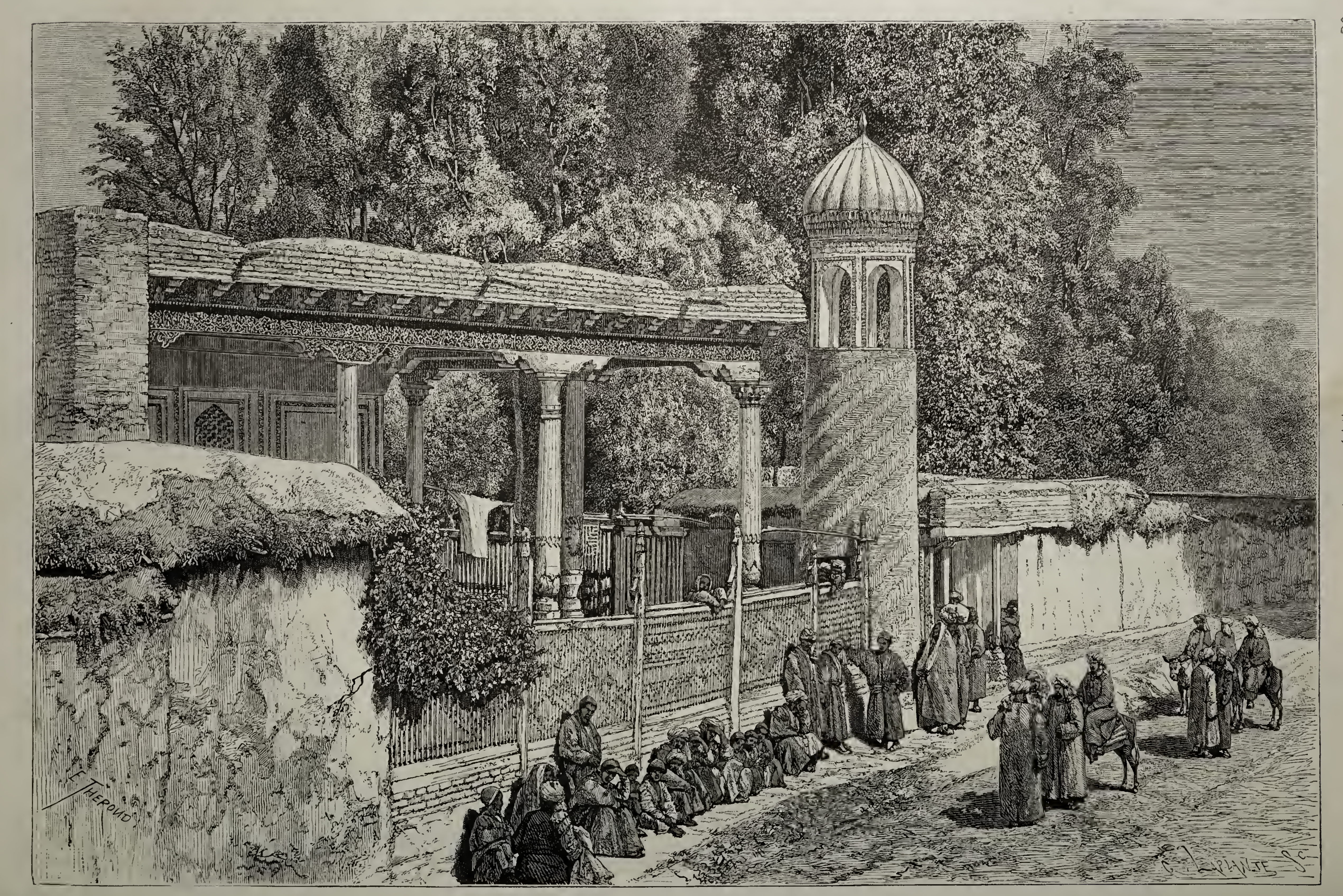
Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

VIII.

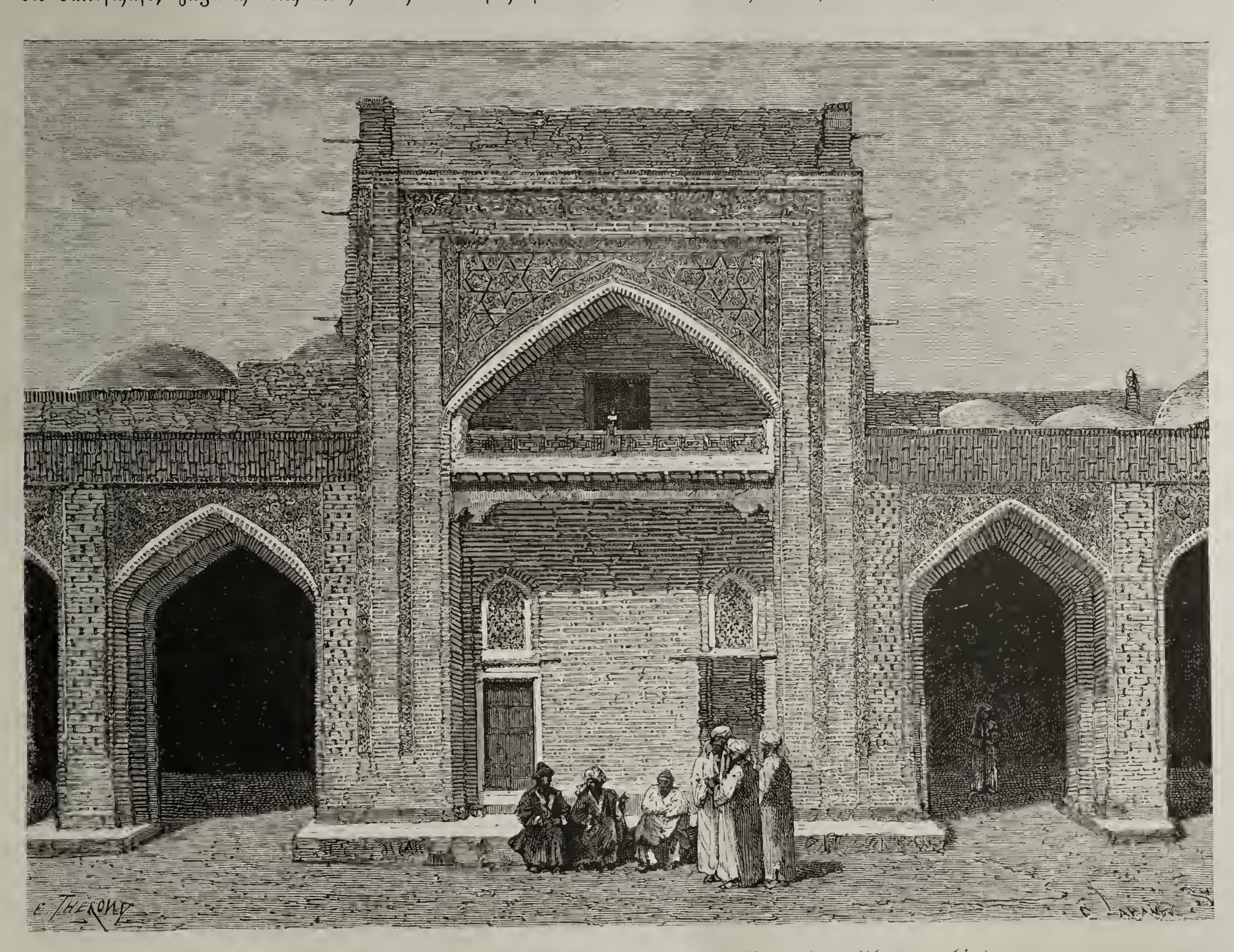
In der ersten Woche des August verließ Ujfalvy mit seinen Begleitern die Stadt Osch, um eine Tour durch die nördlichen Distrikte von Ferghana anzutreten. Die Reisegesellschaft bestand aus acht Personen; denn da man sich nicht ausschließlich an die Poststraße zu halten, die ganze Reise aber zu Pferde zu machen gedachte, so hatte man in Osch zu dem russischen Diener und dem Dolmetscher Mohammed-Schah noch einen landeskundigen Führer, einen Koch und einen Eingeborenen zur Besorgung der Reitpferde engagirt. Eine Arba für den Transport des unentbehrlichsten Reisegepäcks, von einem jungen Uzbegen geführt, vervollständigte die Karawane. Der Weg nach der nordwestlich gelegenen Distriktsstadt Andidschan, dem ersten Ziele der Reise, ging durch wellenförmiges Terrain; Wiesen und eingezäunte Felder zu beiden Seiten der Straße, dazwischen große Dörfer und von Zeit zu Zeit, von hohen Bäumen umgeben, alte Moscheen, die mit ihrem hölzernen Gitterwerk zwischen den vorderen Säulen wie große Vogelhäuser aussehen, und deren Hauptbestimmung jetzt ist, den des Weges kommenden frommen Pilgern als Herberge zu dienen. In Chodschawata, einem großen Uzbegendorfe von 40 Häusern, wurde das erste Nachtquartier gemacht; die Zahl der Häuser einer Niederlassung bildet im russischen Turkestan die Grundlage für die statistischen Erhebungen, und rechnet man gewöhnlich fünf Bewohner auf ein Haus oder Zelt. Wie bei den meisten Ortschaften dieser Gegend befand sich auch bei Chodschawata eine nicht unbedeutende Kolonie von kaschgharischen Einwanderern, die zur Zeit der letzten chinesischen Invasionen ihre Heimath verlassen und der ohnedies schon aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Bevölkerung von Ferghana ein neues Element zugeführt hatten. Die Kaschgharen sind ein turko-tatarisches Mischvolk, bei welchem je nach der Lage der ursprünglichen Heimath der Individuen bald der uzbegische, bald der kalmückisch-dunganische Typus besonders hervortritt. Von kräftigem Körperbau, meist über Mittelgröße und hager, sind sie fleißige und ausdauernde Arbeiter, aber schlechte Fußgänger und Reiter. Die Hauptzüge ihres Charakters sollen im Allgemeinen Grausamkeit und Hinterlist sein: man geht wohl nicht fehl, wenn man in diesen Eigenschaften die Frucht einer Jahrhunderte langen Sklaverei und Bedrückung des Volkes sieht. Wesentlich aber unterscheiden sie sich dadurch von den im benachbarten Distrikte Tuß vielvertretenen Kara-Kalpaken, die, ein uzbegischer Stamm, ebenfalls ansässige Ackerbauer, wegen ihres friedfertigen, sanften und ehrlichen Charakters im ganzen Turkestan für den Inbegriff der Zuverlässigkeit gelten. Ihren Namen Kara-Kalpaken (Schwarzmützen) führen sie, weil ein großer Theil von ihnen in gewissen Gegenden des Landes hohe schwarze Fellmützen zu tragen pflegt.

Ein großer quadratischer, von hohen Mauern gefängnißartig umschlossener Hof wurde den Reisenden von dem Aksakal von Chodschawata als Nachtherberge angewiesen, zugleich mit dem Bemerken, daß der Chan Chudajar in eigener hoher Person häufig an diesem Orte übernachtet habe, wenn ihn seine Reisen durch die nördlichen Provinzen des Reiches hierhergeführt hätten. Man mußte in der That die An-



Typus einer alten Moschee in Centralasien. (Nach einer Photographie.)

spruchslosigkeit des Herrschers bewundern; denn einen unwirthlichern Raum, um die Zelte darinnen aufzuschlagen, als diesen schmutzigen ungepflasterten Hof ohne Baum oder Strauch, aber mit großen Haufen von Unrath und Abfällen aller Art in den Ecken, konnte man sich kaum vorstellen. Vielleicht war es auch nur das Gefühl der Sicherheit hinter den hohen festen Mauern, was den Chan dieses Quartier wählen ließ; denn daß er für landschaftliche Schönheit, für die malerischen Reize einer Gegend durchaus nicht unempfänglich war, das beweist die Anlage der vielen von ihm erbauten Lustschlösser in den verschiedenen Theilen des Landes, deren jedes einzelne durch richtige Benutzung der örtlichen Verhältnisse eine Zierde für die Landschaft, zugleich reich an herrlichen Aussichtspunkten ist. Leider ist das berühmteste dieser Schlösser, das von Assakeh, das, zwischen Marghilan und Osch auf steilem bewaldeten Flußufer gelegen, eine unvergleichlich schöne Fernsicht über die weite Syr-Ebene darbot, heute nur noch eine Ruine. Nach der Flucht des Chan im Jahre 1876 wurde auch dieser stattliche Bau von der aufgebrachten Bevölkerung geplündert und den Flammen preisgegeben. Der Aksakal von Chodschawata war unter dem frühern Régime als Scharfrichter des Chan eine wichtige Persönlichkeit gewesen; jetzt widmete er seine Dienste der russischen Regierung und bekleidete, neben dem ihm durch Wahl der Gemeinde zugefallenen Amte des Ortsvorstehers, noch den Posten eines Steuereinnehmers für den Distrikt Andidschan, eine Stel-



Typus einer modernen Moschee in Centralasien. (Nach einer Photographie.)

lung, die in dem vor einem Jahre erst eroberten Landestheile durchaus nicht zu den Sinekuren gehörte. Denn die Einwohner, obwohl von früherher an eine maßlose Bedrückung durch hohe Steuern gewöhnt und von den Russen für die ersten Monate nach der Annexion, in Anbetracht der im Kriege erduldeten Lasten und Schädigung des Eigenthums, von allen Abgaben befreit, waren jetzt mit dem Aufhören dieses Interimszustandes begreiflicherweise nicht einverstanden und suchten unter allen nur möglichen Vorwänden sich den von ihnen geforderten Leistungen zu entziehen; in Kohistan war es seiner Zeit unter den nämlichen Verhältnissen zu bewaffnetem Widerstande ganzer Ortschaften gegen die Regierungsbeamten gekommen. Die Russen haben einstweilen das alte turkestanische Steuersystem beibehalten, das bedeutend modificirt und ohne die willkürlichen Zuschläge, welche sich früher die Herrscher, und wenn sie nicht, so doch ihre Beamten zu erheben erlaubten, das Maß des Zulässigen nicht überschreitet. So werden noch heute die drei landesüblichen alten Steuern erhoben: der Cheradsch, $^1/_{10}$ der Ernte an Cerealien; der Tanap, $^1/_{10}$ der Produkte der Obst-, Gemüse- und anderweitigen Gartenkultur; und der Seket, $^1/_{40}$ des Ertrages der Viehzucht, mit dem Unterschiede, daß das angegebene Verhältniß der Abgabe zum Ertrage jetzt eingehalten wird, daß nicht mehr wie früher das nominelle Zehntel gewöhnlich die Hälfte, oft sogar drei Viertel der Ernteerträgnisse zu bedeuten hat. Von der Bestechlichkeit der Beamten des Chan, mit deren Hülfe die reichen Turkestaner die auf sie fallenden Lasten von sich ab und auf die Schultern des ärmern Theils der Bevölkerung zu wälzen pflegten, werden erstaunliche Dinge erzählt: in wie weit heute die

russischen Steuerbeamten, in wie weit namentlich die von der Regierung angestellten Eingeborenen derartigen an sie herantretenden Bestechungsversuchen gegenüber ihre Integrität zu bewahren wissen werden, muß dahin gestellt bleiben; gewiß ist nur — und es kann dieses angesichts der entgegengesetzten Behauptungen der nicht vorurtheilslosen englischen Presse nicht oft genug wiederholt werden — gewiß ist, daß die russische Regierung nach besten Kräften bestrebt ist, die Lage des Volkes von Turkestan zu heben, ihm, selbst mit Hintansetzung aller materiellen Vortheile, die das Mutterland aus den neu eroberten reichen Provinzen ziehen könnte, die Mittel zu ausgiebigster Entfaltung seiner Kräfte zu gewähren. Das häufig gebrauchte Wort, „daß die Russen von den alten Römern die Kunst des richtigen Kolonisirens gelernt haben," erscheint dem unbefangenen Beobachter der Zustände in den turkestanischen Provinzen nicht mehr wie eine unbegründete Uebertreibung. Die alten sehr beträchtlichen Ein- und Ausfuhrzölle auf Handelswaaren sind jetzt ganz abgeschafft, insoweit sie sich auf einheimische und russische Waaren beziehen; nur die Einfuhr englischer Industrieerzeugnisse unterliegt gewissen hemmenden Beschränkungen; der Import indisch-englischen Opiums, das unter dem Namen Nascha in Ferghana wie in Kaschghar dem Tabak beigemischt wurde, ist gänzlich verboten.

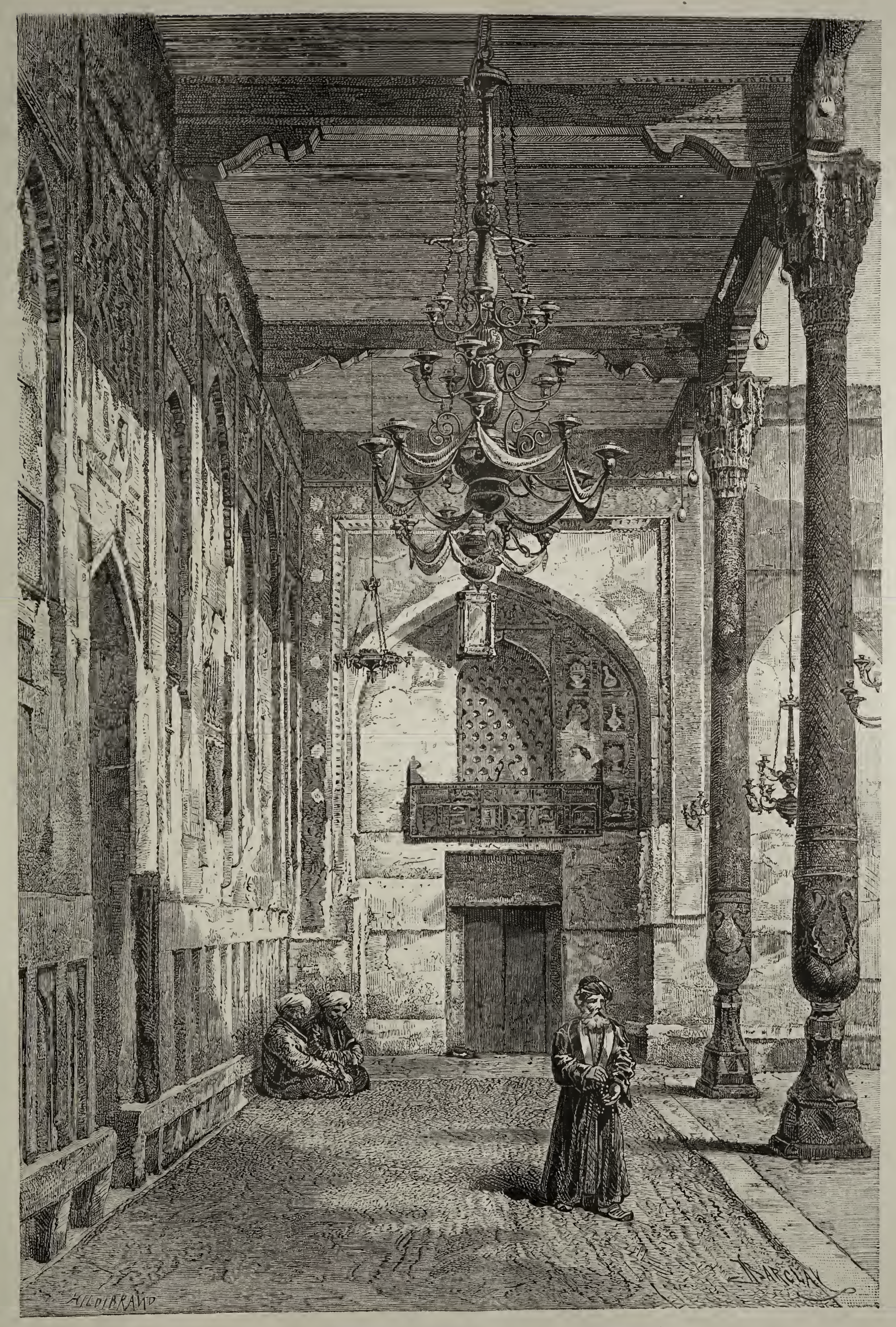
Von Chodschawata aus ging die Straße wieder meilenweit durch verdorrte staubige Steppen; zum Glück fiel ein feiner Regen, so daß man von dem wirbelnden Staub und Sand weniger zu leiden hatte. Endlich zeigte sich in der Ferne im reichsten Schmucke ihrer baumreichen Gärten die Distriktsstadt Andidschan, die ehemalige Hauptstadt des



Tadschik und Karakalpak. (Nach einer Photographie.)

alten Reiches Ma-Veran-Nahar, die Residenz Baber's, des gelehrten Eroberers, der im Anfange des 16. Jahrhunderts die Gebiete von Kaschghar, Kabul und Kandahar, endlich auch Hindostan seiner Herrschaft unterwarf, sich zum ersten Großmogul von Indien machte und nach Vollbringung dieser Heldenthaten in seiner neuen Residenz Delhi die Geschichte seiner Eroberungen in tatarischer Sprache niederschrieb. Dieses uns vollständig aufbewahrte Werk, das für den hohen geistigen Standpunkt seines Verfassers ein beredtes Zeugniß ablegt, enthält äußerst werthvolle Schilderungen von Land und Leuten des gewaltigen von Baber beherrschten Reiches, die namentlich wo sie seine Heimath, das heutige Ferghana, betreffen, ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild des damaligen Kulturzustandes geben.

Die Stadt Andidschan trägt heute noch die Spuren des zweimaligen Bombardements, dem sie während des letzten Krieges ausgesetzt war, als die auf dem Rückzuge befindlichen kiptschakischen Horden sich hineingeworfen hatten; eine entsetzliche Feuersbrunst, die bald darauf ausbrach und eine Woche hindurch wüthete, hat einen großen Theil der innern Stadt in Asche gelegt. Aber eine beträchtliche Anzahl neuer Straßen ist durch Unterstützung der Regierung schon wieder entstanden und überall wird noch fleißig an dem Wiederaufbau gearbeitet, werden Schäden an den Gebäuden ausgebessert. Der neue Bazar mit breiten geraden Straßen, mit luftig gebauten Kaffeehäusern, deren bemalte Wände bunte Blumen auf weißem Grunde, dazwischen die hier als Ornamente immer wiederkehrenden Wasserkannen, zeigen, macht einen freundlichen Eindruck. In der Mitte der Stadt befindet sich die kleine Citadelle; eine Reihe schwerer Geschütze auf ihrem Walle giebt dem alten ziemlich verfallenen Bau ein möglichst imposantes Aussehen. Auf einem weitläufigen Platze davor stehen eine Anzahl hoher, in Folge der Feuersbrunst leider abgestorbener Bäume; auf ihren kahlen Zweigen haben unzählige Störche ihre Nester gebaut, und so muß man, um die Gefühle der mohammedanischen Bevölkerung für die heiligen Vögel zu schonen, wohl oder übel die todten Bäume in der wiederaufblühenden Stadt stehen lassen. Ein



Inneres einer Moschee bei Buchara. (Nach einer Photographie.)

großer Markt, der wenige Tage nach der Ankunft der Reisenden in Andidschan auf diesem Platze abgehalten wurde, ließ das Volk aus allen Dörfern des Distriktes zusammenströmen; es war ein Treiben und Drängen von Menschen, Vieh und Wagen, das oft lebensgefährlich schien. Kirghizische Kiptschaken, die unruhigsten, stets noch auf Empörung sinnenden Einwohner der neuen russischen Provinz, brachten Getreide und Vieh zum Verkauf; chinesische Händler boten silberne und goldene, oft reich mit Steinen verzierte Schmucksachen feil, die seltsamerweise nach dem Gewichte verkauft wurden. Der größte Umsatz fand aber augenscheinlich in Früchten aller Art statt; denn Andidschan ist weit und breit berühmt durch das vortreffliche Obst, das in seinen die Stadt in weitem Umkreise umschließenden Gärten gezogen wird. Schon Baber in seiner oben erwähnten Beschreibung des Landes rühmt die Trauben und besonders die Melonen von Andidschan als unübertrefflich; auch seine Schilderung des in dieser Gegend herrschenden Reichthumes an Wild, vorzugsweise an Fasanen, ist noch heute zutreffend. Der Palast des Chan, ein noch ziemlich neues Gebäude, ist in eine Kaserne umgewandelt; in dem daranstoßenden Garten hat sich der Gouverneur der Stadt ein Haus in europäischem Stil gebaut, in dem er die Reisenden aufnahm. Der Garten, der, von hohen Mauern umschlossen, sich beinahe eine Meile weit über die Stadt hinaus erstreckt, enthält neben großartigen Obstplantagen, in denen jetzt täglich viele Arbeiter mit dem Pflücken des Obstes und dem Einsammeln von Mandeln und Pistazien beschäftigt waren, die getrocknet werden sollten, auch noch weitläufige, von der Hand des Gärtners unberührte Waldstrecken, die von zahlreichem Wilde belebt sind. Hier pflegte der Chan bei seinen Besuchen in Andidschan Fasanen-, Hasen- und Fuchsjagden abzuhalten. Unter den Moscheen der Stadt befindet sich nur eine, die, in den letzten Jahren der einheimischen Herrschaft errichtet, wegen ihrer stilvollen Formen und der Güte des zu ihrem Bau verwendeten Materials Erwähnung verdient. Auch eine große inmitten der Stadt von Nasr-ed-Din erbaute und reich dotirte Koranschule zeichnet sich vor ähnlichen Anstalten neuern Datums nur durch die geschmackvollen Blumenanlagen aus, die in den geräumigen Höfen von den wohlgenährt und zufrieden aussehenden Mollahs mit einer Liebe und Sorgfalt gepflegt werden, wie sie nur je ein abendländischer Mönch seinem kleinen Klostergarten zu Theil werden ließ. Es ist diese Liebhaberei eine Seltenheit bei den mohammedanischen Gärtnern, die das Schöne über dem Nützlichen gewöhnlich zu vergessen pflegen, und ist die Blumenzucht, die im Laufe der letzten Jahre in Taschkend sich entwickelt hat, lediglich dem europäischen Einfluß zu verdanken.

Etwa 4 km von Andidschan entfernt liegt in einem fruchtbaren Thale der Kischlak-Kaufmann, ein von der russischen Regierung angelegtes Musterdorf, dessen für je eine Familie bestimmte Häuser alle nach einem Plane, mit kleinem Hof- und Gartenraum daneben, gebaut sind. Man hat einige zwanzig arme Uzbegenfamilien hier angesiedelt, ihnen das nöthige Land und einige Stück Vieh gegeben, und da die kleine Kolonie vortrefflich zu gedeihen scheint, so wird man mit der Anlage ähnlicher Niederlassungen in den übrigen Landestheilen vorgehen. Um nach dem Kischlak-Kaufmann zu gelangen, mußte man eine nördlich von der Stadt sich erhebende sandige Anhöhe passiren, von welcher aus man die Fluthen des Kara-Darja im Sonnenscheine leuchten sah, dahinter eine unabsehbare mit Gärten, Durrafeldern, Obstplantagen und herrlichen Wiesen bedeckte Ebene; kleine Teiche und breite Wassergräben verliehen dem Bilde eine noch größere Mannigfaltigkeit: es war das berühmte Iki-su-Arasi, das Mesopotamien Turkestans, das Land zwischen dem Naryn und dem Kara-Darja. An dem linken Ufer des letztgenannten Flusses entlang führte die Straße von Andidschan nach dem nordwestlich gelegenen Namangan, welche die Reisenden am 12. August einschlugen. Es war sehr heiß, 35° C. im Schatten; so empfand man es als eine Wohlthat, daß der Weg mit hohen dichtbelaubten Bäumen eingefaßt war. Man passirte zahlreiche große Dörfer; denn die Gegend ist reich bevölkert und der fruchtbare Boden wird durch die Kultur von Baumwolle, Mais und Durra (Sorghum saccharatum L.), welches letztere ausschließlich zur Zuckergewinnung angebaut wird, aufs Beste verwerthet. Auf einigen Feldern stand die Durra so hoch, daß ein Mann zu Pferde gut sich darin verbergen konnte. An den Ufern des Flusses und des schilfumgebenen Sees Kata-Kul zeigten sich große Scharen von Kranichen, Reihern, schwarzen und weißen Ibis und Kormoranen; Rothwild, Hasen und Fasanen sollen noch heute hier ebenso zahlreich vorkommen wie zur Zeit Baber's, der den Landstrich zwischen Andidschan und Achsi (dem heutigen Namangan) als die wildreichste Gegend seines ganzen Reiches bezeichnet, und dabei das zarte, nahrhafte Fleisch der hier erlegten Hasen rühmt sowie die Größe und den Fettgehalt der Fasanen. „Wenn man es glauben will," sagt er vorsichtig und naiv, „so sollen vier Personen nicht im Stande sein, den Schenkel eines Fasanen von Andidschan aufzuessen."

In einem großen uzbegischen Dorfe wurde das Nachtquartier genommen; hier hatten die Reisenden zum ersten Male Gelegenheit, eine turkestanische Bestattung eines Verstorbenen zu sehen, die sich von der langsamen Feierlichkeit unserer Trauerzüge wesentlich unterschied. Die Bahre, auf welcher der Todte ruhte, wurde von vier Trägern im schnellsten Laufe aus dem Dorfe nach dem nahegelegenen Friedhofe befördert; die begleitenden Leidtragenden liefen im Trabe daneben; eben so eilig wird der Todte, mit dem Kopfe nach Mekka gerichtet, in die Grube gesenkt und das Grab geschlossen. Der Glaube, daß die Pforten des Paradieses nicht eher sich dem Todten öffnen, als bis der sterbliche Leib in der Erde ruht, erklärt diese für abendländische Begriffe anfänglich verletzende Sitte.

Nicht weit von der Stadt Balaktschi, die durch den letzten entscheidenden Sieg des Generals Skobelew über die Kiptschaken berühmt geworden ist, passirte man auf einer Schiffsbrücke den breiten aber wenig tiefen Kara-Darja. Man war nicht weit von dem Punkte entfernt, wo er sein schwarzes schlammiges Wasser in den Naryn ergießt, der nach dieser Vereinigung den Namen Syr-Darja annimmt. Noch eine gute Strecke den Syr abwärts unterscheidet man in den verschiedengefärbten Streifen seiner Strömung das dunkle trübe Wasser des Kara-Darja von dem klaren des Naryn. Nach kurzem Ritte durch die kräuterreiche Steppe, welche das kleine Delta vor dem Zusammenflusse der beiden Ströme einnimmt, erreichte man das hohe steile Ufer des Naryn, über den eine im schlechtesten Zustande befindliche Fähre führte. Es kostete keine geringe Mühe, die Pferde zum Betreten derselben zu bringen; endlich gelang es, indem man ihnen die Vorderbeine mit Gewalt auf den Rand des Fahrzeuges setzte und sie dann durch Peitschenhiebe dazu brachte, mit Gefahr für ihre Hinterbeine den Sprung aus dem Wasser hinauf zu machen. Das eine freilich ließ sich auch dadurch nicht bewegen, und man sah sich genöthigt, ihm einen Strick um den Leib zu legen, den man an der Fähre befestigte, und es dann, so gut es gehen wollte, den hier reißenden Strom durchschwimmen zu lassen. Zwischen üppigen Reisfeldern entlang reitend, erreichte man nach mehreren Stunden die Stadt Namangan, die, ein bedeutender Ort von 40 000 Einwohnern, durch nichts Hervorragendes sich

von den meisten ihrer centralasiatischen Schwesterstädte unterscheidet. Dieselben engen, winkligen Straßen mit den finsteren, fensterlosen Mauern, dieselbe Unreinlichkeit darin, derselbe Staub und endlich auch derselbe Bazar, dessen Gänge zum Schutze gegen die brennende Sonne mit einem Geflechte aus Zweigen bedeckt sind! Rings um die im Mittelpunkte der Stadt gelegene Citadelle wächst die russische Stadt empor; es sind schon etwa 50 Häuser entstanden, und für eine große Anzahl mehr ist noch Raum; denn bei Gelegenheit eines Aufstandes bald nach Einnahme der Stadt wurde das ganze Terrain um die Citadelle durch russische Bomben rasirt. Der Gouverneur wies den Reisenden in den Räumen einer alten Moschee ein bei der herrschenden Hitze angenehm luftiges Quartier an. Die Mosquitos, die schon in Andidschan keine geringe Plage gewesen waren, zeigten sich hier auch reichlich vertreten; es hätte aber ihrer kaum bedurft, um die Reisenden in der Nacht am Schlafe zu hindern; denn neben den lauten Schlägen des Nachtwächters, der nach Landessitte bei seinem Gange durch die Stadt alle fünf Minuten mit seinem Stabe vernehmlich aufschlagen muß, ertönte hier die ganze Nacht hindurch noch das Geheul und Gebell zahlloser häßlicher und halbwilder Hunde, die in den Straßen sich umhertrieben. Die beiden Moscheen Aziz-Halfa und Chodschamne-Chabri repräsentiren in ihrer vom Grunde aus verschiedenen Anlage auch die grundverschiedenen Typen der modernen und alten asiatischen Moscheen. Die reiche Façade von Chodschamne-Chabri, die bald nach Einführung des Islam erbaut sein soll, zeigt viele Inschriften und zierliche Skulpturen; in der Ausstattung des Innern finden sich manche Anklänge an den sogenannten arabischen Baustil, freilich im kleinsten, dürftigsten Maßstabe. Hochberühmt unter den Einwohnern Turkestans ist eine Moschee in der Nähe von Buchara, die, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, aus früher Zeit stammen soll. Im Aeußern wenig von den alten Moscheen im russischen Turkestan unterschieden, trägt die Architektur ihres Innern einen so durchaus eigenartigen Charakter, daß selbst das heute nicht mehr kunstverständige Volk wie von einem fremdartigen Wunderwerke von den Säulenhöfen und Wandverzierungen der bucharischen Moschee erzählt, die doch an blendender Farbenpracht von den Samarkander Bauten bei weitem übertroffen wird.

Die neuen Silberstädte Colorados[1]).

Als Edelmetallstaat macht Colorado immer erfreulichere Fortschritte. Nachdem seine Ergebnisse an Gold und Silber im Jahre 1877 die Summe von 7 365 283 Doll., im Jahre 1878 9 662 619 Doll. erreicht, läßt sich in diesem Jahre ein Minenertrag von mindestens 20 000 000 Doll. in Aussicht stellen. Mit der unaufhörlichen Vergrößerung seines Bahnnetzes, der steten Zunahme an Kapital und Arbeitskraft, einem unaufhaltsam in dieses Herz des Kontinents strömenden Einwandererzug, hat der Centennialstaat in den drei Jahren seines Bestehens einen erstaunlichen Aufschwung genommen. Seine Bevölkerung wird jetzt auf 175 000 bis 200 000 Seelen und der monatliche Zufluß auf 15 000 geschätzt. Pilzartig schießen die Minenplätze empor, um schon in wenigen Monden eine Bevölkerung von 5000 bis 10 000 Seelen zu zählen. San Juan hieß erst die Losung, dann Leadville und jetzt schon wieder Silver Cliff. Entdeckungen über Entdeckungen, Funde über Funde, aber auch Enttäuschungen über Enttäuschungen! Dem Besitzenden gelingt's, dem Besitzlosen schlägt's oft fehl. Leadville ist überfüllt mit verunglückten Gold- oder vielmehr Silberjägern; das Zurückkommen hält schwer und falls der durch Entbehrungen geschwächte Körper nicht seine Dienste versagt, wird wieder von vorn angefangen.

Doch bevor wir die steilen Bergpässe zu den so schnell berühmt gewordenen Silberlagern emporklimmen, verlohnt es sich einer kurzen Umschau über Colorado als Gesammtstaat. Der Mensch lebt hier nicht von Metall allein. Nicht weniger als 85 000 Stück Rindvieh, im Werthe von 1 Mill. Doll., wurden im verflossenen Jahre aus Colorados Hürden ausgeführt. Die Wollschur ergab 5 Mill. Pfd. (= 875 000 Doll.) und die Vermehrung an Lämmern bezifferte sich auf 500 000 (= 750 000 Doll.). Die Ackerbauerzeugnisse dieses so oft für ganz unfruchtbar verschrienen Landes brachten 2 Mill. Doll. ein; die Kohlenminen 1 Mill. Doll. 200 Meilen Schienenstraßen wurden im letzten Jahre im Staate ohne jede Regierungssubvention gebaut, so daß sich die Meilenzahl der Eisenbahnen Colorados nunmehr auf etwa 1300 beläuft. Dazu die 250 öffentlichen Schulgebäude, die einen Gesammtwerth von mindestens 1 Mill. Doll. repräsentiren; ein Dutzend Collegs und Universitäten; 150 Kirchen; 56 Zeitungen; 40 Banken mit 3 Mill. Doll. Grundcapital und einem jährlichen Umsatz von circa 75 Mill. Doll.; Meilen auf Meilen blühender Farmstrecken auf wasserreichem Hochplateau; 700 000 Rinder und 2 000 000 Schafe. Alles das sind stattliche Ziffern und bekunden ein um so wunderbareres Aufblühen des jungen Staatswesens, als seine Industrien erst in den Kinderschuhen stecken, seine ungeheuren 106 000 Geviertmeilen messenden Domainen noch nicht zur Hälfte erforscht sind. Aber die Wünschelruthe menschlichen Goldbegehrens hat dies ganze Leben hervorgezaubert. Und wie erst im Norden, dann in der San-Juan-Region nur an einzelnen Punkten die Eingeweide dieser gewaltigen Bergveste durchwühlt wurden und die jetzige Sensation sich wieder nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Umkreis beschränkt: so schlummern noch unermeßliche Regionen unermeßlicher Schatzlager unangetastet von der Picke des Bergmanns. Auf nicht weniger als 350 Meilen von Nordost nach Südwest, bei einer Breite von 5 bis 50 Meilen, wird der bis jetzt bekannte Mineralgürtel mit Gold-, Silber-, Blei- und Kupfergehalt angegeben, während seine zahlreichen Aussporungen nach allen Richtungen weit und breit, in alle Bergketten links und rechts sich verzweigen.

Vor 20 Jahren hatte man von den Erzminen — jetzt Colorados bedeutendster Ertragsquelle — keine Ahnung. Goldwäschen und hydraulische Minen gehören jetzt auch hier fast der Vergangenheit an. Das Minenwesen Colorados ist zur Industrie geworden, die auf geschäftlichen und wissenschaftlichen Grundsätzen basirt. Zahllose Minen sind im Betrieb und 260 nie rastende Schmelz- und Reductionswerke unabweisbare, beredte Zeugen der Ergiebigkeit jener Minen.

---

[1]) Aus einem Aufsatze Paul Oecker's im Newyorker Belletristischen Journale.

Leadville ist nur ein leuchtender Punkt in der großen Minenkonstellation Colorados. Auch Gilpin- und Clear-Creek-Counties, nach Lake County die minenreichsten des Staates, Boulder, Custer und Summit-Counties und San Juan erfreuen sich bedeutender Zunahme ihrer Minenindustrien. Leadville aber, das Riesen-Baby nicht in, sondern auf den Bergen, ist so jung, daß sein Name noch kaum auf einer Karte verzeichnet ist. Bereits nicht weniger als drei Wege führen nach Leadville: über Chicago, Omaha via Union Pacific, Cheyenne, Georgetown, von da per „Bergschooner" 60 Meilen nach Leadville (in 10 Stunden); oder über Omaha, Denver, Webster, von da per „Stage" 65 Meilen; oder aber über Kansas City via Atchison Topeka und Santa-Fé-Bahn nach Canyon City, und vom Terminus der, jetzt nach Leadville, durch den Grand Canyon des Arkansas im Bau begriffenen Bahn per „Stage". Welcher Kontrast zu den Argonautenzügen nach Kalifornien! Tausende von Meilen mühselige Postreise durch gefährliches Indianergebiet; oder gar, noch langsamer und entbehrungsreicher, im ochsenbespannten „Prairieschiff", oft ein volles Jahr auf dieser Schneckenfahrt zubringend und in steter Lebensgefahr schwebend! Und heute, nach dem neuesten Dorado, den Carbonatminen von Lake County, bis auf 60 Meilen vor ihr Thor im luxuriösen Palastzug, um bald sogar unmittelbar per Bahn auf jene stolze Höhe von 10 200 Fuß zu gelangen! Welcher Wechsel der Zeit, wo nun bald das Dampfroß auch alle goldreichen Oeden Arizonas und Mexikos durchfliegen wird!

Wo liegt nun jenes verlockende Mekka der Glücksjäger? 135 Meilen südwestlich von Denver, von Puebla nordwestlich, an der Außenseite des Bergzuges, der Middle- und South-Park westlich abgrenzt, verzeichnen die Karten das Oertchen Oro-City. Nur 3 Meilen davon befindet sich Leadville, auf einer Höhe von 10 200 Fuß über dem Meeresspiegel, aber noch lange nicht auf dem Scheitelpunkt der Gebirgskette, sondern noch um mehrere tausend Fuß von höheren Bergzinnen überragt. Der Standort des Städtchens ist ein Theil des ungeheuern Abhanges, der sich von dem höhern Zuge bis hinunter in die romantische „California-Schlucht" zieht. Ringsum befinden sich auf Hunderte von Meilen trotzig emporstarrende Bergkuppen, auf welche man von dieser Höhe aus eine entzückende Fernsicht genießt. Es ist zum zweiten Male, daß Tausende in wilder Hast hierher geeilt, angelockt von überaus reichen Funden. Schon im Jahre 1865 wurden, nahe dem jetzigen Leadville, im California-Gulch werthvolle Goldlager entdeckt, und bald hatte sich hier eine Bevölkerung von nicht weniger als 10 000 Köpfen zusammengestaut. Ungefähr 4 bis 6 Mill. Doll. Goldwerth wurden damals hier den Kieseldepositen entnommen. Doch mit dem Versiegen dieser Quelle verschwand hier unten fast jede Spur der Ansiedelung wieder. Schon damals soll hier „Carbonat", jener dunkle, silberhaltige, schwere Sand, gefunden worden sein, der erst vor einem Jahre den Anfang der Leadville-Sensation machte. Im Frühjahr 1878 stürzten sich die Massen der Goldsucher hierher und brachten binnen wenigen Monaten die großartigste Entwickelung dieser Bergwerksregion hervor, welche die Welt überhaupt je gekannt. Kaliforniens Goldlager, Montanas weltberühmte „Alder Gulch", die ihre 40 Mill. Doll. Goldstaub gleich Wasserfluthen darbot, und Nevadas Silberstadt Virginia City mit ihren immensen Jahresprodukten haben für eine gleich große Zeitspanne keine ähnlichen Resultate aufzuweisen. Binnen Kurzem war ein vollkommenes Gemeinwesen organisirt: drei tägliche Zeitungen im Gange, Banken geöffnet, Kirchen, Schulen und Hotels gebaut, Wasser- und Gaswerke und Pferdebahnen angelegt, kurz, aus einem leichten Minenlager war, wie über Nacht, eine blühende Stadt von 12 000 bis 15 000 Einwohnern entstanden. Tausende von Minen sind reklamirt und beinahe hundert davon zahlen hohe Dividenden. Die vorjährige Minenernte erreichte die Summe von 2 818 000 Doll., während der diesjährige Silberertrag auf 12 000 000 bis 15 000 000 Doll. geschätzt wird, bei einem täglichen Ergebniß von ungefähr 1000 Tonnen, à 75 Doll. Silbergehalt per Tonne. Die „Little Pittsburgh Mine" hat bereits einmal eine monatliche Dividende von 300 000 Doll. erklärt und ein Kaufgebot von 5 000 000 Doll. ist dafür verworfen worden. Der Bürgermeister von Leadville, der als Krämer seinerzeit für $17\frac{1}{2}$ Doll. Provisionen, die er an zwei Prospectors abgab, den dritten Antheil einer Mine im „California-Gulch" erworben, entnimmt daraus täglich 2000 bis 3000 Doll. Werth Silber. Die Eigenthümer der „Iron-Mine" haben für dieselbe das Gebot von 5 Mill. Doll. ausgeschlagen. Folgendes sind die hauptsächlichsten Minen mit ihrer ungefähren Produktion: Little Pittsburgh (40 Tonnen Erz per Tag), Borden, Tabor Co. (60), Argentine Grove (30), Iron (30), Agassiz (15), Adelaide (15), Little Chief (30), Double Deck (6), Penn (10), Dyer u. Long u. Derry (20), Climax (5), Winnemuc (20), New Discovery (40), Chrysolite (40), Carboniferous (15), Carbonate (15), Crescent (20), Morning Star (10), Gone abroad (10), Robert Emmet (10), Conny Bird (30). Der „Carbonatgürtel" soll ein Areal von circa 300 Quadratmeilen umfassen und neue Entdeckungen werden bis auf 20 Meilen im Umkreise der Stadt fast täglich gemacht. Hier also ist „Raum für die Million!" Und auch Millionen Dollars sind zufolge sorgfältiger Prospectirung in mehreren Minen (circa 25 Mill. Doll. allein in den fünf Hauptminen) in Sicht. Kurz, Leadville verspricht dem Kapitalisten — nicht dem mittellosen Abenteurer — ein zweites Virginia City, eine neue Comstock-Region zu werden. Minenantheile sind zu je 500 bis 500 000 Doll. zu haben. Geld ist dort in Fülle vorhanden und die meisten Geschäfte befinden sich im Blüthezustande. Chestnut-Street, die Hauptverkehrsader der Stadt, giebt an Lebendigkeit und Frequenz dem Broadway Newyorks wenig nach. Fünfzehn Märkte rühmen sich eines monatlichen Gesammtumsatzes an Fleisch und sonstigen Lebensmitteln im Betrage von 100 000 Doll. Ueber 15 Millionen Fuß Bauholz wurden den benachbarten Wäldern im verflossenen Jahre entnommen und 20 Sägemühlen sind gegenwärtig im Betriebe. Für telegraphische Depeschen werden monatlich 3000 Doll. eingenommen. Grundeigenthum und Miethepreise sind natürlich enorm, einzelne Bauplätze bis zu 10 000 Doll. notirt. Das „Theatre Comique" bringt seinem Eigenthümer über 20 000 Doll. Miethe per Jahr. Die abendliche Kasseneinnahme des Theaters erreicht aber auch häufig die Summe von 1200 Doll. Für das City-Hall-Gebäude wird eine Jahresmiethe von 7200 Doll. entrichtet. Die Preise für Lebensmittel sind im Ganzen nicht zu hoch. Sobald die Eisenbahn vollendet sein wird, stehen natürlich gewaltige Umwälzungen in den Verhältnissen Leadvilles bevor.

Canyon City ist auch der Ausgangspunkt für die Stages nach Rosita und Silver Cliff, den anderen beiden vielversprechenden Minenlagern Südcolorados. Rosita ist 30 Meilen südlich von Canyon City gelegen, Silver Cliff circa 30 Meilen südwestlich. Auf 8 Meilen von Canyon City schlängelt sich die Straße die „Fußhügel" entlang, Berge zur Rechten und im Westen, und das Meer der Plains im Osten. Dann hinauf, hinauf bis zum „Grade", wieder an den Hängen der andern Seite bis zum Oak Creek herab, durch dessen 7 Meilen langen, wilden, unebenen Canyon mit seinen rothen Felsblöcken wieder hinaus ins Freie bei „Grif-

fins", der Halbwegstation zwischen Canyon City einerseits und Rosita und Silver Cliff andererseits. Hier theilt sich die Straße, führt durch die Oakcreek-Thalgründe nach Rosita und westlich über die Greenhornkette nach Silver Cliff. Der Weg nach Rosita schlängelt sich durch überaus liebliche Gefilde, zahllose Grasparks, wie diese Coloradoer Thalkessel genannt werden, mit dem Ausblick auf die Tausende der kegelförmigen Kuppen der Sangre-de-Cristo-Kette im Westen, den runden, moundartigen Greenhornbergen im Osten. Anbau findet sich in diesem jungfräulichen Terrain nur wenig und zahlreiche Viehherden sind meilenweit nur die einzigen lebenden Wesen in Sicht. Rosita ist zwischen Fichten und Mounds der Greenhornkette ins Wet-Mountain-Thal gebettet und zählt eine Bevölkerung von 1500, von denen viele im benachbarten Silver Cliff gleichzeitig Mineninteressen haben. Die Pennsylvania-Reductionswerke sind im westlichen Theile des Städtchens gelegen und die Einwohnerschaft ist rüstig mit der Zutageförderung von Hornsilber und Carbonat beschäftigt, das nach Wagenladungen gegen Baar verkauft wird.

Die Hauptminen sind die Humboldt-Pocahontas-Combination. Darunter ergiebt die Bassik-Mine Silber- und Golderz im Werthe von 100 bis 1700 Doll. per Tonne. Diese Mine ist eine echte „Bonanza", in einem merkwürdig geformten, mit glitzernden, wie goldemaillirten Kieseln versetzten Hügel gelegen. Für eine Wagenladung dieses Minerals erhielt der Eigenthümer vor Kurzem 70 000 Doll. Die Leavenworth-Mine ergab im vorjährigen Frühling für 91 Tonnen Erz 8581 Doll. Das Erz der Lucille-Mine bringt circa 200 Doll. per Tonne.

Von Rosita wenden wir uns 8 Meilen in nordwestlicher Richtung und befinden uns am „Rundberge" (Round Mountain) und in der Schwesterstadt Silver Cliff, die bei neunmonatlichem Alter bereits eine Einwohnerschaft von 5000 Seelen zählt. Westlich vom Rundberge erhebt sich ein niedriges Felsplateau düstern rauchigen Aussehens. Das ist das berühmte „Silver Cliff" mit seinen reichen Minenlagern, von denen „Racine Boy" und „Silver Cliff" bis 1. April allein unter 150 000 Doll. Bonds standen. Die Stadt besteht aus circa 150 Häusern und zahlreichen Zelten und bietet gleichfalls das Bild geschäftigen Lebens. Von emsigen Arbeiterscharen wimmelt das „Cliff". In seinen trachytischen oder porphyritischen weißen Felsmassen findet sich Hornsilber in Menge (es läßt sich gleich Horn mit dem Messer schneiden, daher der Name), oft in Stücken von der Größe einer Bohne (2000 per Tonne). Westlich daran ist die berühmte „Plata-Verde-Mine" und östlich die „Hornsilber-Mine", welche letztere von 136 bis 274 Doll. per Tonne ergiebt. Zwei Meilen entfernt treffen wir auf den „Carbonatgürtel", und seit der Entdeckung dieser Carbonatlager, die einen leichtern und lohnendern Erwerb des kostbaren Metalls gewährleisten, werden die Hornsilber- oder Chloridminen darüber theilweise vernachlässigt. Auch auf dem halben Wege zwischen Canyon City und Silver Cliff sind werthvolle Metalllager entdeckt worden. Der „König des Thals" wurde neulich für 150 000 Doll. veräußert. Die neuen Carbonatminen, deren Zahl sich energisch dem ersten Hundert naht, ergeben jeden Tag reichere Erzquantitäten für die Mühlen. Dr. Bell, ein Prominenter unter diesen Silbergräbern, hat bereits zwei Meilen von der ältern Niederlassung ein „Neu Silver Cliff" als Stadtwesen ausgelegt. Wenn irgendwo Gefahr zur Ansteckung vom Minenfieber, so ist es hier, wo der Anfang so leicht gemacht ist. Rosita, die erste Anlage, ist bereits vom Silver Cliff überflügelt. Letzteres wurde durch Zufall entdeckt. Ein Händler aus Rosita, Namens Edwards, hatte bei der Vorüberfahrt oft den rauchfarbenen senkrechten Felsen, den jetzigen „Racine Boy", mit Interesse betrachtet, brach daher eines Tages ein Stück des Gesteins ab und ließ es untersuchen. Das Ergebniß war mehrere Unzen Silber. Sofort ging Edwards im Verein mit seinem Minenpartner dem „Racine Boy" zu Leibe und beschäftigt heute, als Eigenthümer dieses und 16 anderer Claims, über hundert Leute mit Picke und Schaufel. Diese beiden sind wahrlich nicht die einzigen überaus erfolgreichen Finder in dieser Region. Diese 9000 Fuß hohe Plateauebene ist übrigens zugänglicher als Leadville, und das Leben hier gleichfalls müheloser. Und dazu ist die Luft so schön, so stärkend, zwischen den fichtengekrönten Immergrünhügeln, zu Füßen der schneebedeckten mächtigen „Christiblut"-Berge und auf allen Seiten umringt von den Königsriesen des Felsengebirges! In dieser neuen schönen Heimath fühlt sich der glückliche Miner gewiß zum Bleiben ermuthigt, und dieser unermeßlich reiche Gold- und Silberstaat muß über kurz oder lang einer der größten der Union werden.

Bilder aus den südlichen Wolga-Steppen.

Von **A. Glitsch**, Archivar der Brüder-Unität in Herrnhut.

I.

Allgemeines. Merkwürdige Gegensätze. Einförmigkeit und Vielheit. Die Herde, der Typus des Steppenlebens. Mannichfaltiger Wechsel zwischen Wasser und Land, zwischen Ruhe und Leben. Kontrast der weiten Fläche und dünnen Bevölkerung. Poesie der Steppe.

Die Steppe repräsentirt den Begriff des Unermeßlichen und doch auch des Ganzen, in sich Abgeschlossenen. Stellen wir uns auf einen etwas erhöhten Punkt und blicken ringsum, so findet das Auge kein endliches Ziel, sondern der Blick verliert sich in das Unendliche; er schaut, durch nichts gehindert, bis dahin, wo die Sehkraft aufhört. Der ganze Horizont ruht in unserm Auge und die Grenze bildet der kreisförmige Rand, der das Sehfeld einschließt. So findet die Unermeßlichkeit auch ihren Abschluß. Wie ein Meer mit plötzlich erstarrten sanften Wogen umgiebt uns das Land, eine Formation, die nicht in Tiefe und Höhe, wie die Alpenländer, sondern in der Weite ihre Großartigkeit hat.

Das Charakteristische dieser Fläche ist Mangel an Gliederung. Große Landmassen und stellenweise, ja zeitenweise, große Wassermassen liegen unvermittelt neben einander. Von letzteren brauche ich nur den Riesenstrom, die Wolga,

und die auch immerhin noch jeden unserer deutschen Flüsse (die Donau vielleicht ausgenommen) an Größe übertreffen: den Ural, Don, Dniepr und Dniestr zu nennen, sowie die gewaltigen Steppenseen, den Elton, Gorka und andere.

Die Erdformation ist ebenso großartig. Die westlichen Ufer der eben genannten, fast parallel fließenden, Ströme sind hoch und steil und erheben sich zu Hügelketten, welche die Wasserscheiden ausmachen; die östlichen flach; das zwischen ihnen liegende Land bildet eine einzige, wenig unterbrochene schiefe Ebene, die sich von der Westseite des einen Flusses bis zum Ostufer des andern stetig absenkt. Sonst wird dieselbe nur durch Schluchten unterbrochen, die das Frühjahrswasser, von den Hügeln den großen Strömen zufließend, gerissen hat.

Endlich unterbrechen kleinere und größere, von Menschenhand aufgeworfene Hügel die Fläche. Es sind dies die Kurgane oder Hünenbetten, Gräber aus der Zeit der Hunnen, in welche wahrscheinlich ihre Stammhäupter gebettet wurden. Viele derselben sind ausgegraben worden und man hat in ihnen Gebeine und Schädel eines mongolisch-türkischen Mischlingsvolkes, Metallspiegel, Glasflußperlen und metallene Ueberbleibsel von Pferdegeschirr, aber auch goldene, dünne Armspangen und dergleichen gefunden. Sogar eine Chanskrone von feinem Gold, etwa 2 Zoll im Durchmesser, die auf der Zobelmütze befestigt war, ist aus ihnen zum Vorschein gekommen.

Merkwürdige Gegensätze sind beim Blick auf das Steppenland im Allgemeinen zu beobachten. Der erste Eindruck, den wir erhalten, ist der der Einförmigkeit; vertiefen wir uns aber ins Einzelne, so entdecken wir eine, wenn auch nicht Mannigfaltigkeit, so doch Vielheit im Naturleben. Die Herde ist der Typus des Steppenlebens sowohl in Bezug auf die Pflanzen- als auf die Thierwelt. So klein und selten Berge, Wälder, ja sogar Bäume sind, kurz alles das, was unter anderen Himmelsstrichen groß gefunden wird, so groß ist in der Steppe die Zahl der kleinen Gegenstände; der Pflanzen, der Vögel, der kleinen Vierfüßler, der Insekten vor allem. Es ist, als ob das Einzelne in dem weiten Raum sich zu allein fühlte und sich im großen Ganzen zu verlieren fürchtete; darum schart es sich in Herden, in Massen zusammen und imponirt auf diese Weise. Der Reiz, der durch eine Vertheilung der lebenden und unbelebten Landschaftstheile, durch ihren Wechsel hervorgerufen wird, ist hier nicht zu finden; viele mit Steppengewächsen bestandene Flächen machen einen Eindruck wie die großen Handelsgärten oder Felder um Erfurt oder Quedlinburg. Hier sehen wir ein ungeheures Tulpenfeld, dort ein gleiches von Astragalus, hier ein Feld prachtvoller Disteln, dort ein ganzes Gelände einer Wickenart. Aehnlich ist es mit den kleinen Nagethieren, und zu gewissen Jahreszeiten mit der Fauna der Gegend.

Im Gegensatze zu der Einförmigkeit steht der Wechsel der Steppe je nach den Jahreszeiten. Diese setzen ohne allmälige Uebergänge sehr plötzlich ein; die Natur tritt überhaupt mit wuchtender Kraft auf. Da, wo man ein kleines Bächlein zu sehen gewohnt war, haben sich zu anderer Zeit breite Wasserflächen über den Boden gelegt; aber auch hier geht der Wechsel nicht in die Tiefe, sondern in die Weite; wenige Wochen vergehen, und jene Flächen sind wieder wasserleer, und die Erde lechzt vom Sonnenbrand, mit dem eine Hitze von 30° R. Gras und Kräuter, die der feuchten Erde entsprossen waren, versengt.

Noch ein Gegensatz. Im Gewöhnlichen ist über die Steppe eine majestätische Ruhe ausgegossen. Das All liegt still und ohne Bewegung, feierlich, ja sabbathsmäßig vor unseren Augen. An das Ohr schlägt nur dann und wann ein vereinzelter Ton, das Zirpen der Heuschrecke oder der helle Ruf eines Raubvogels, dann wieder ist alles still und der Wanderer vernimmt nichts als den Tritt seiner Füße. Dies Alleinsein mit der schweigenden Natur erweckt ein eigenthümliches Sichbewußtwerden der Endlichkeit dem Unendlichen gegenüber. Der Blick ist unbegrenzt, der Phantasie ist kein Raum gelassen, hinter einem Berg oder Wald sich noch andere Gegenstände und Wesen zu denken, denn alles liegt bereits im Auge; und dieses wieder verliert in der ungeheuren Weite, in der klaren, dünstefreien Luft das Vermögen der Schätzung von Größe und Entfernung; beide laufen durch einander; wie oft habe ich eine auf einem Maulwurfshügel sitzende Lerche für eine Krähe, Trappe, ja für einen Adler angesehen. Alles Leben befindet sich unter dem Auge des Menschen; ausschließlich nach dieser Richtung wendet sich der Blick; die Vögel allein schweben wie entfesselte Gedanken im Tiefblau des Himmels. Nur der Mensch unterbricht diese Stille; und in ganz anderer Weise als in kultivirten Ländern richtet sich der Blick auf einen einsamen Wanderer, auf einen Reiter, auf das lange Band der den Steppenweg ziehenden Karawane.

Aber auch zu diesem Bilde giebt es Gegensätze. Es sind Orte in der Steppe vorhanden, an denen jene Ruhe durch einen Lärm verdrängt wird, den man hier in der Einsamkeit nicht geahnt hätte. Das sind die Brüteplätze der Wasservögel in den im Frühjahr durch das austretende Wasser sich bildenden Seen der Steppenflüsse, bei Sarepta, der Sarpa. Hunderttausende des Wasserwildes halten sich dort auf und werden wolkenweis aufgescheucht, wenn man im Kahn auf den schmalen Wasserstraßen durch das Schilf fährt. Viele Tausende von Nestern sind dort theils in das Schilf, theils von Langfüßern auf Thonkegeln gebaut (um beim Brütegeschäft nicht durch die langen Beine genirt zu werden). Alle aber erheben bei dem unvermutheten Besuch einen Lärm, der es unmöglich macht, das eigene Wort zu verstehen. Man wird von der Macht dieser Naturstimmen wie betäubt, und sie klingen noch lange im Ohre nach, wenn man schon ihr Revier verlassen hat.

Endlich bietet zu der weit gestreckten Ebene einen merkwürdigen Kontrast die dünne Bevölkerung. Stunden- ja tagelang kann man in gewissen Richtungen reiten, ohne auch nur ein Dorf oder Spuren der Kultur anzutreffen. Der Mangel an Bevölkerung und näherer Nachbarschaft macht es den Bewohnern zur Nothwendigkeit, sich zu Schutz, Trutz und gegenseitiger Hülfe in geschlossenen Dörfern eng an einander anzuschließen, und eben dadurch erscheint die Steppe noch menschenleerer, als sie wirklich ist, indem der weite Raum durch dörfliche Ansiedelungen, wie man sie z. B. in Westphalen findet, doch mehr gefüllt erscheinen würde. Wohl finden sich in tiefer Einsamkeit, wie verlorene Posten, einzelne Vorwerke in der Nähe größerer Felderkomplexe oder als Bergungsort für das in der Steppe weidende Vieh, aber ihre Zahl ist nicht so groß, um der Landschaft Leben zu geben.

Und doch bewohnen Völker diese Gegenden, welche ihre freien, weiten, durch keine Einhägungen und sonstige Beschränkungen zerstückten Ebenen, durch welche Hunderte und doch keine eigentlichen Wege nach unseren Begriffen führen, gegen unsere Fluren nicht vertauschen würden; Völker, denen die Freiheit, da, wo es ihnen gefällt, den Pflug einzusetzen, ihr Vieh zu weiden, der Jagd nachzugehen, über alles geht; Völker, die sogar in ihrer kahlen Steppe eine Poesie finden, welche ihr Herz erhebt.

So heißt es in einem kosakischen Volkslied: Wo auf der ganzen Erde sind Flächen, wie die unseres Landes, in denen, soweit das Auge reicht, kein Dorf, kein Feld, kein Wald, kein Baum zu sehen ist? Und hören Eingeborene

jener Gegenden, wenn auch deutschen Stammes, bei ihrer Versetzung in die civilisirte Welt nicht selbst von ihren Kindern die Klage um die Freiheit der Steppe, wie um ein verlorenes Paradies? Auch in späteren Jahren treten, in die rosenrothen Farben der Jugend getaucht, Bilder vor unser geistiges Auge, die die Sehnsucht nach dem Lande unserer Kindheit wach rufen. Die reine klare Luft, der italienische Himmel jener Gegend, der bitter gewürzige Wermuthduft der Steppe und noch viele kleine Einzelheiten rufen Laute in uns wach, die noch lange nachklingen in der ihre irdische Heimath liebenden Seele:

> O du Heimathflur, o du Heimathflur!
> laß zu deinem heilgen Raum
> mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
> entflieh'n im Traum!

Der Steppenwinter.

Der Schnee, die Zierde des winterlichen Landes. Seine Nothwendigkeit und Gefahr. Landstraßen. Schlittenfahrt. Winterkarawanen. Winterreisen in Rußland. Schneewetter. Das Verhalten der Nomaden im Winter. Winterjagd mit ihren Freuden und Gefahren.

Will man einen Begriff davon bekommen, was der Winter in seiner ganzen Macht ist und vermag, so begebe man sich im Januar auf die freie Steppe. Die Kälte hat vielleicht die Höhe von 30° R. erreicht und zwar nicht bloß einzelne Stunden oder Tage, sondern eine Woche lang; ein scharfer Wind streicht von Osten über Sibirien her und sticht wie mit Nadeln in das Gesicht. Die Sonne am unbewölkten Himmel ist von vier Nebensonnen umgeben, die durch kreuzförmige Strahlen mit der Centralsonne verbunden sind. So hell sie strahlt, scheint sie doch alle Wärme verloren zu haben und dient mehr zum Schmuck und zur Erleuchtung.

Und in der That, diese

> reine Schönheit, Wintertag,
> wo nur Sonnenstrahlen leben,
> und kein Erdentrieb vermag
> frostgebunden aufzustreben,

sie dringt trotz der bittern Kälte ins warme Herz; sie erleuchtet, erwärmt und erfreut es. Ist auch die Landschaft ringsum in den Superlativ der Oede eingetreten, so ergänzt sie mit ihrer hellleuchtenden, die Sonne wiederstrahlenden Schneedecke in einer Reinlichkeit und Sauberkeit, die das Auge geradezu blendet. Ist diese freilich auch nicht ganz „zweifelsohne", da nicht nur die Reste der Vegetation, die Auswurfsstoffe der Civilisation, sondern auch die verwesenden Kadaver von Vieh und Wild mit diesem Mantel der Liebe bedeckt werden, so ist doch für jetzt alles Unästhetische dem Auge entzogen und man kann sich der angenehmen Täuschung hingeben, daß alles dies für uns nicht vorhanden sei. Und solche Tage sind nicht bloß einzelne, wie im deutschen Klima, sondern sie sind die Regel; nur wenige trübe Tage legen den Schnee auf das Land, der gewöhnlich nicht früher weicht, als bis die Macht der Frühlingssonne ihn verzehrt. Ist die Sonne aber zur Rüste gegangen, so spannt sich über der Steppe ein Sternenhimmel von einer Klarheit, einer Macht der Helligkeit, die vereint mit dem wiederleuchtenden Schnee fast den deutschen Mondschein ersetzt.

Wie alles in der Steppennatur wuchtig ist, so auch die Zierde des Winters, der Schnee. Er liegt in solchen Massen auf der Erde und wird vom Wind derart vertheilt, daß er die geringen Ungleichheiten des Landes völlig nivellirt und die sonstige Einförmigkeit in ein noch höheres Stadium erhebt; andererseits aber wieder, je nach der Laune des Luftzugs, Berge und Thäler bildet, von denen man im Sommer nichts weiß. Ein jeder feste Gegenstand von größerer Ausdehnung, ein Haus, ein Zaun, eine Gesträuchgruppe giebt ihm Gelegenheit sich dahinter zu lagern und einen Hügel zu bilden. Da die Gartenzäune ihm besonders zu diesem Zweck dienen, und der perennirende Inhalt der Gärten darunter leiden würde, bringt man vor denselben Schneeschirme an, um ihn zu anderer Ablagerung zu nöthigen. Das Niveau der Straßen in den Orten wächst im Lauf des Winters zu einer Höhe, daß man auch in die höheren Fenster der Häuser horizontalen Einblick gewinnt. Die Höfe müssen von Zeit zu Zeit ausgeschaufelt und der Schnee abgefahren werden, theils um die Kommunikation zwischen den Gebäuden zu erleichtern, theils um dem ungestümen plötzlichen Aufthauen im Frühjahr zuvorzukommen. Wie die Tibetaner haben die russischen Steppenbewohner Grund, sich reichlichen Schnee zu wünschen, da er fast ausschließlich den mangelnden Regen des Sommers ersetzen muß; aber auch er richtet manch Unheil an. Abgesehen davon, daß er, nebst der die Spitzen der Bäume verletzenden Kälte, das frohe Aufstreben derselben verhindert, die Triebkraft gewissermaßen niederdrückt, richtet die auf den Zweigen liegende und den Winter über ruhende Schneelast Verheerungen an, indem sie die Aeste, besonders der Obstbäume, abbricht. Letztere und vorzüglich die feineren Sorten bleiben trotz der Umbindung mit Stroh klein und krüppelhaft, und der Wein kann nur durch Einlegen in die Erde und auch dadurch nicht immer vor dem Frost geschützt werden.

An den Landstraßen, die in der weiten Fläche ganz unkenntlich sein würden, ragen die Werstpfähle in Kilometer-Entfernung, und auf jedem Viertel der Werst dazwischen hohe Stangen empor, um die Richtung des Weges anzugeben, dessen Geleise vielfach während des Winters wechseln. In anderen Gegenden Rußlands dienen geflochtene mit Erde gefüllte Körbe als Wegzeichen; ja ich habe sogar gelegentlich Strohgarben zu diesem Zwecke benutzt gesehen, die aber nur ein unsicheres Auskunftsmittel sind, da sie vom Wind leicht umgeblasen und verweht werden. Was nun den Verkehr auf diesen Straßen betrifft, so macht man sich häufig ein unrichtiges Bild von der lustigen Schlittenfahrt in Rußland. Richtig ist, daß der Russe, sobald nur eine Spur von Schnee sich zeigt, den Wagen mit dem Schlitten vertauscht (sei es auch nur, um die Wagenschmiere zu ersparen), aber das Gegentheil von dem, was in Deutschland die Schlittenbahn verhindert und unmöglich macht, von dem Schneemangel, also die Schneemasse ist's, die sehr bald die Bahn verdirbt. Quer durch die Steppe im hohen Schnee zu fahren ist unmöglich. Man muß sich also an Landstraßen und befahrene Wege halten. Hier aber bilden sich bei hohem Schnee die sogenannten Schlaglöcher, Hügel und Thäler, die besonders da, wo viele Geleise neben und durch einander laufen, dem Weg das Ansehen eines aus Schneewellen gebildeten Meeres geben. Auf diesen Wellen schwankt und schlägt der Schlitten hin und her, auf und ab, wie ein Schiff auf bewegtem Wasser, und die Insassen sind keinen Augenblick ihrer vertikalen Lage sicher. Manche werden förmlich seekrank. Ein anderer Uebelstand ist eine den ganzen Weg in gleichen Abständen sich hinziehende Reihe kleiner Gruben, die von den Pferden der langen Karawanen gemacht werden, welche den Winter über das weite Rußland durchziehen.

Diese Pferde, deren Hufe mit Schneeballen inkrustirt sind, haben die Gewohnheit, stets in die Spur der vor ihnen gehenden zu treten, um festern Halt zu gewinnen. So bilden sich Querrinnen, die den rasch fahrenden Schlitten in eine schlagende Bewegung versetzen und für Ohr und Körper des Fahrenden das Gefühl hervorrufen, als ob er in dem

Geschüttere einer Mühle sich befände. Es läßt sich denken, daß solche Fahrt wenig angenehm ist. Dagegen findet sich im Anfang des Winters gewöhnlich eine Zeit, in welcher die Tour auf dem Schlitten ein wahres Vergnügen ist. Trifft es sich gar, daß man das schneebedeckte Eis eines Flusses zum Weg wählen kann, so ist es eine Lust, auf leichtem Schlitten, eine Troyka (Dreispann) davor, mit einer Schnelligkeit von zwei Meilen und mehr die Stunde dahin zu sausen, und es scheint fast, als ob dem rüstigen Gespann die rasche Bewegung der leichten Last auf glattem Wege ein selbst eigenes Privatvergnügen machte.

Ich berührte eben die Winterkarawanen, die das russische Reich von einem Ende bis zum andern durchziehen. Sie bestehen aus kleinen hölzernen Schlitten, auf welche etwa 40 Pud (13 bis 14 Centner) Waare geladen werden können; diese sind mit einem Pferde nach russischer Weise bespannt. Die Karawanen machen 50 bis 100 und noch mehr Schlitten aus, die, hinter einander fahrend, je 6 bis 8 durch die Zäume der Pferde an einander gebunden oder gereiht sind. Für jede solche Abtheilung ist ein Treiber bestimmt, der meist auf einem der Schlitten seinen Platz hat. An gewissen Stationen in Dörfern oder Orten wird ausgespannt, so daß gelegentlich nicht bloß der Hof des Wirthshauses, sondern auch der Raum vor und um dasselbe gedrängt voll Schlitten ist. Während die Pferde aus der am hintern Schlittenende befestigten Leinwandkrippe fressen, stärken sich die Fuhrleute, meist Kleinrussen, in der heißen Wirthsstube an Thee und Branntewein. Die Begleitung und Leitung erfordert kein geringes Maß von wenigstens passiver Kraft, Ausdauer und Gesundheit, da ein fortwährender Aufenthalt in der eisigen Luft, die den Bart in einen förmlichen Eisklumpen verwandelt, nur stundenweis von dem Verweilen in der Wirthsstube unterbrochen, ohne irgend welchen Schutz gegen die Unbilden der Luft, als die Pelzkleidung, starke Ansprüche an die menschliche Konstitution macht. Auch das Fell der Pferde ist häufig mit Reif bedeckt und an manchen Stellen bilden sich kleine Eiszapfen. Die armen Thiere kommen während der ganzen Tour nicht aus dem Geschirr und in keinen Stall, und müssen zufrieden sein, wenn sie im Schutz einer Flechtwand ihre Mahlzeit verzehren können. Und doch liebt der Russe, dem immer noch etwas Nomadenblut eigen ist, diese Berufsart und klagt nicht über Kälte und Müdigkeit, sondern verkürzt sich im Gegentheil durch fröhlichen Gesang die Zeit und befindet sich wohl, wenn er die Nacht auf dem geheizten Ofen der Schänke schlafen kann. Ihm scheint, wie der Natur um ihn her, der gewaltige Temperaturunterschied adäquat und gemüthlich zu sein. Daß unter solchen Verhältnissen zur Winterszeit nur der Beruf den Steppenbewohner treibt, das warme, trauliche, wohlgeheizte Haus zu verlassen, ist natürlich.

Und doch ist der Verkehr auf den Land- und Poststraßen auch in dieser Jahreszeit nicht ganz gering. Militärs, Beamte, Kaufleute sind oft genöthigt, im wohlverwahrten Schlitten mit Extrapostpferden große Strecken zu reisen. Solche Reisen sind aber reich an Beschwerlichkeiten. Trotz aller Verwahrung des Schlittens, trotz doppelter Pelzkleidung, trotz Kissen und Decken, dringt die Kälte, besonders wenn man Tag und Nacht hindurch fährt, bis auf die Knochen, und der Aufenthalt in den elenden Poststationen wird auch meist vermieden, da in ihnen von Bequemlichkeit keine Rede ist. Ein Tisch und eine Holzbank längs den Wänden und höchstens ein leeres Bettgestell sind das dem Reisenden gestellte Mobiliar. Der einmal des Tages am Morgen geheizte große Ofen spendet den Tag über und im ersten Theil der Nacht seine Wärme, trifft man aber nach einer Nachtfahrt am Morgen in einer Station ein, so bleibt man in dem Frösteln, in das man durch die Nachttour versetzt worden. Von für civilisirte Menschen genießbaren Lebensmitteln ist in den Dorfstationen nichts zu finden; das einzige, was gereicht werden kann, ist der große geheizte Samowar (Selbstwärmer), die Theemaschine, das einzige Geräth, von dessen Reinlichkeit man einigermaßen überzeugt sein kann, da es nur mit Wasser gefüllt wird; doch ist man bei ihm auch nicht davor sicher, daß es nicht in seinem runden Bauch todte Schwaben birgt. Was den Lebensunterhalt betrifft, so ist der Reisende darauf angewiesen, ihn mit sich zu führen. Wenn er zu dieser Zeit auch nicht zu befürchten hat, daß ihm die Lebensmittel verderben (denn die Kälte ist ein guter Konservator), so hat er dafür die Unbequemlichkeit, daß alles Feuchtigkeit enthaltende zu Stein und Bein gefriert. Ist er erfahren und vorsichtig, so schneidet er vor Antritt der Reise Brod, Fleisch, Schinken und dergleichen in dünne Scheiben, um das Aufthauen desselben leichter und in kürzerer Zeit bewerkstelligen zu können.

Dies kann nämlich nicht im Ofen geschehen, da der russische Ofen keine Röhre hat und, nachdem er einmal geschlossen ist, vor Morgen nicht geöffnet wird, sondern dazu dient der Samowar, auf dessen obere Fläche man die Scheiben legt und fleißig umwendet. Und doch geschieht es oft, daß in der Mitte noch eine Eisschicht bleibt, die zwischen den Zähnen knirscht. Leichtere Weine gefrieren in den Flaschen zu Klumpen, sprengen dieselben oder treiben den Stöpsel heraus; schwere, wie Madeira, verwandeln sich in feine Eisnadeln und nur starker Branntewein bleibt flüssig, nimmt aber einen so hohen Kältegrad an, daß man ihn kaum genießen kann. Ist man genöthigt, aus Mangel an Vorspann in einem Posthause zu übernachten (denn bei stillstehendem Schlitten würde sich in ihm die Kälte noch bemerkbarer machen, als bei der Bewegung), so hat man den Kampf mit den unvermeidlichen Hausgenossen des gemeinen Volkes, Wanzen und sonstigem Ungeziefer, zu bestehen und in Folge dessen selten den erwünschten Schlaf, zu dem man sich, in seinen Pelz gehüllt oder sonstwie zugedeckt, auf die leere Bettstelle, die Bank oder auch den nicht sehr saubern Fußboden niederstreckt. Kommt man durch eine Gouvernementsstadt oder in bedeutendere Oerter, so findet man eine relativ bessere Bequemlichkeit, wenn auch nicht die gehoffte Reinlichkeit.

Uebel aber sind Reisende, besonders solche, die mit eigenem Fuhrwerk und Kutscher unterwegs sind, daran, wenn sie von einem Schneesturm überfallen werden, den Postweg verlieren und sich in der Steppe verirren. Ihnen bleibt dann häufig nichts übrig, als, um sich nicht noch weiter zu verfahren, die Pferde auszuspannen, an den Schlitten zu binden, sich in denselben zurückzuziehen, ihn wohl zu verschließen und nun in Geduld das Ende des Sturmes und das Klarwerden der Luft abzuwarten. Freilich geschieht es dann auch manchmal, daß man sie am nächsten Tage erfroren in ihrem Schlitten findet.

Die in jenen Gegenden nomadisirenden, unter Filzzelten wohnenden Kalmücken fliehen den harten Winter und ziehen mit ihren Herden nach dem Süden, der kaukasischen Landenge. Aber auch dorthin folgt ihnen der gestrenge Herr, wenn auch nicht mit derselben Strenge. Da ihre Verhältnisse (das Umherziehen ohne Bleibstätte) es ihnen nicht erlauben, Wintervorräthe für das Vieh zu sammeln, so gerathen sie häufig in große Noth, und viel Vieh geht elend zu Grunde. Denn dasselbe ist auf die schneebedeckte Ebene angewiesen, sich dort die Nahrung in den verdorrten und gefrorenen Grashalmen des vorigen Jahres zu suchen. Da werden denn zuerst die Pferde hinaus getrieben, um den Schnee mit den Hufen wegzuscharren; ihrer Spur folgt dann

das Rindvieh, und mit dem von beiden übrig gelassenen müssen sich die Schafe begnügen. Häufig geschieht es, daß in Folge des Mangels Hungerkrätze und derartige Krankheiten ausbrechen, oder der Hunger das Vieh hinwegrafft. Sieht man im ersten Frühjahr solche Herden, so gleichen sie Gerippen; gar bald aber erholen sie sich auf dem frischen Futter und man merkt ihrer Leistungsfähigkeit wenig von der vorhergegangenen Entbehrung an.

Die Kalmücken selbst verbringen den Winter in der Kibitke [1]), dem Filzzelt, das häufig halb im Schnee begraben ist oder auch von ihnen selbst mit Schnee verschüttet wird; sie schützen sich vor der Kälte durch die Pelzkleidung, die sie nur Nachts ablegen, um sich mit derselben zuzudecken, und durch ein kleines den Tag über in der Kibitke brennendes Feuer, an welchem sie ihren Thee, Mehlbrei, Milch und sonstige Nahrung kochen. Fällt ihnen ein Stück Vieh, so wird ihm die Haut abgezogen und der Kadaver sans gêne verzehrt.

Furchtbar ist es, wenn ein kalmückischer Viehhirt mit seiner Herde durch den Schneesturm in die Steppe verschlagen wird; ohne Dach und Fach, ohne Nahrung hält seine unverwüstliche Natur tagelang aus, so lange er nur noch Tabak hat, um durch Rauchen den nagenden Hunger zu vertreiben. Gar manche aber gehen auch dabei zu Grunde.

Während des Winters zieht sich das Jagdwild in die wenigen Wälder der Steppe in Schluchten, auf Inseln und in die nähere Umgebung menschlicher Wohnungen zurück, um dem scharfen Wind der Ebene zu entgehen. Das reizt dann zur Jagd. Großes Vergnügen gewährt es an einem schönen Wintertag, allein oder in Gesellschaft in die weite, weiße Steppe hinaus zu ziehen, um Hasen aus ihren Schneelöchern aufzutreiben, den Rebhühnern und Steppenhühnern nachzugehen, gelegentlich auch ein Birkhuhn zu erbeuten. Nicht selten geschieht es, daß man Meister Reineke durch die Schluchten streichen sieht oder einem Wolf begegnet. So zutraulich letzterer auch des Nachts ist, indem er häufig in nächster Nähe bewohnter Oerter umherschleicht, um eine Beute an Kleinvieh oder Geflügel zu erhaschen (was man aus seinen Spuren im Schnee erkennt), so vorsichtig und furchtsam ist er auf freier Steppe. Da er an dem Wild hinreichende Nahrung findet, hat er keinen Grund, sich mit dem Menschen einzulassen, sondern sucht, wenn er ihn erblickt, das Weite. Gefährlich ist er nur zur Laufzeit, wenn er in Rudeln umherzieht; dann ist es nicht gerathen ihm zu begegnen. Tragisch und gefährlich kann aber eine solche Jagdpartie ablaufen, wenn sich etwa gegen Abend ein Schneesturm erhebt, der den Jäger wie in einen dichten Nebel versetzt, so daß er bald die Richtung seines Heims verliert. Es ist vorgekommen, daß Russen in solchem Schneewetter stundenlang umhergeirrt sind, daß sie die Glocken ihres Heimathsdorfes hörten und doch nicht im Stande waren sich zu orientiren.

Es blieb ihnen endlich nichts übrig, als ein Loch, vom Winde abgewendet, in einer Schneewehe auszuhöhlen, sich hineinzulegen und in diesem prekären Obdach den nächsten Morgen oder das Ende des Unwetters zu erwarten, wobei sie aber häufig dies oder jenes Glied erfroren. Klärte sich aber das Wetter, so befanden sie sich oft nur in geringer Entfernung von Haus und Hof.

Solche Schneestürme verschlagen öfters ganze Herden der Saiga-Antilope in die nördlicheren Gegenden. Sie sind dann eine sichere Beute des Menschen. Man treibt sie auf Stellen, wo tiefer Schnee liegt und kann sie dort mit den Händen fangen, da sie mit ihren kleinen scharfen Hufen einsinken und nicht von der Stelle kommen.

Das ein Bild des Steppenwinters.

Und doch, wie es auch frieren mag,
o Herz, gieb dich zufrieden,
es ist ein großer Maientag
der Steppe auch beschieden.

Dieser bricht für die südliche Wolga-Steppe gewöhnlich in der letzten Hälfte des April an.

[1]) Unter Kibitke versteht man auch das Halbverdeck eines russischen Wagens.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eben ist der 9. Jahrgang der „Registrande der Geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabes“ erschienen, in welchem nicht nur die Fachgelehrten der Geographie, Ethnographie und Statistik, sondern weite Kreise, die an militärischen Dingen, an Handel und Verkehr u. s. w. interessirt sind, alljährlich ein hochwillkommenes Hülfsmittel begrüßen. Die „Registrande“ enthält einen Theil der beim Generalstab zusammenfließenden oder dort gesammelten Mittheilungen, Notizen und Quellennachweise, diesmal gegen 10000 an Zahl, über geographisch-statistische Dinge und über das Gebiet der Heeresorganisation und Formation — und wenn sie sich auch im Titel auf die Staaten Europas und seiner Kolonien beschränkt, so bringt sie doch gleich zu Anfang unter der Ueberschrift „Allgemeines und Einleitendes“ sehr ausgedehnte Nachweise über die neuen Reisen und Entdeckungen zu Wasser und zu Lande, über geographische Gesellschaften, Institute, Kongresse und Zeitschriften u. s. w. Original und in gleicher Art nirgends zu finden sind die Mittheilungen über die Landesaufnahmen in Europa, welche der Redaktion meist direkt von den betreffenden Behörden zugehen. Ebenso verdienen besondere Aufmerksamkeit die Uebersichten über die Entwickelung des Heerwesens, insbesondere der großen Militärmächte, sowie die sehr vollständigen Darlegungen der Fortschritte des Verkehrwesens (neueröffnete, im Bau befindliche, projektirte Eisenbahnen, Kanäle u. s. w.).

— Eine Reihe neuer Reisebücher sind uns zugegangen, die wir hier kurz anführen wollen: aus dem Cyclus Meyer'scher Reisebücher die vierte Auflage von F. Hey'l, Rheinlande, ausgezeichnet durch handliches Format und zahlreiche Karten, Pläne und Panoramen; aus demselben Verlage „Yngvar Nielsen, Norwegen, Schweden und Dänemark“ mit 14 Karten und 5 Plänen, die vierte gänzlich umgearbeitete Auflage eines ältern Führers. Der Verfasser ist Direktor des Ethnographischen Museums in Christiania und wird als ausgezeichneter Kenner des Landes gerühmt. Die reizenden „Illustrirten Wanderbilder“, welche wir auf S. 349 des 34. Bandes besprachen, haben ihren Titel in „Europäische Wanderbilder“ geändert und werden von nun an die Gegenstände ihrer Schilderungen auch außerhalb der Schweiz suchen. So führt uns eines Baden-Baden vor, ein anderes Zürich und Umgebung. Die Illustrationen sind nach wie vor ausgezeichnet, an die Karten und Pläne aber dürfte mancher Tourist mit Recht höhere Anforderungen stellen.

Speciellere Gebiete aus den deutschen Alpen behandeln Dr. Höfler's Führer von Tölz und Umgebung (München, J. A. Finsterlin; 3. Auflage mit 2 Karten und 3 Panoramen) in sehr eingehender und umfassender Weise, indem auch Tegernsee, Schliersee, Kochel-, Walchen- und Achensee und das angrenzende Gebirge Berücksichtigung finden, ferner „H. Mörle, Von Partenkirchen über Nassereit nach Imst in Tirol" (Mit Karte. Gera 1879. A. Reisewitz.) und A. Waltenberger, Stubai, Oetzthaler- und Ortlergruppe (Augsburg, Lampart u. Comp. 1879. Preis 5 M.), letzteres von einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiete verfaßt und mit einer sehr hübschen Karte ausgestattet. Es gehört zu einem aus mehreren Theilen bestehenden „Specialführer durch die Deutschen und Oesterreichischen Alpen", von dem früher schon der „Führer durch Algäu, Vorarlberg und Westtirol" erschienen ist und sich großer Beliebtheit erfreut.

— Die seit zwei Jahren in Dublin bestehende „Gesellschaft für Erhaltung der keltischen Sprache" bezweckt zweierlei: erstens die wissenschaftliche Bearbeitung des Irischen in philologischer Beziehung und als literarische Sprache, zweitens seine Erhaltung als Verkehrssprache im Volke. So sehr nun ersteres Ziel zu wünschen ist und alle Aussichten auf Erfolg hat — wird doch auf dem Kontinent bereits das Studium der keltischen Sprachen vielfach mit großem Eifer betrieben und bildet doch Irisch auch auf der Universität Boston schon ein Lehrfach —, so wenig, fürchten wir, wird die Erreichung des zweiten Zieles gelingen, wenn auch schon in den nationalen Erziehungsanstalten die alte Sprache auf eine Stufe mit Französisch, Deutsch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch gestellt ist: keinem einzigen Knaben wird Irisch im Leben forthelfen, wenn er es nicht gerade mit so außerordentlichem Erfolge betreibt, um eine der wenigen vorhandenen Professuren für Keltisch zu erlangen, da für keine Anstellungsprüfung Irisch verlangt wird. Außerdem haftet ihm auch der Mangel aller Sprachen an, die auf eine arme, unkultivirte und unterworfene Race beschränkt sind; keiner der lebenden Sprachen hat das Irische Wurzeln geliehen, und wenn es auch genau genug war für Gesetze, die gerade jetzt das Interesse der Juristen erregen, und reich genug für wilde Gesänge, welche die Dichter entzücken, so fehlen ihm doch alle Ausdrücke für die Natur- und exakten Wissenschaften. Trotzdem hofft die „Gesellschaft" auch hierin sehr auf Erfolg.

— Die Auswanderung der vor etwa einem halben Jahre in Ostrumelien eingewanderten Christen nach ihren früheren Wohnsitzen, Adrianopel und Umgebung, dauert ungeschwächt fort. Dagegen kehren Türken und Juden, welche vor der russischen Invasion geflohen waren, allmälig zurück, erstere einstweilen nur spärlich, letztere dagegen unter dem Schutze des Barons Hirsch und der Alliance Israélite fast vollzählig, allein nicht ohne auf heftigen Widerstand bei den Bulgaren zu stoßen. Zwar hat Aleko Pascha, der Gouverneur von Ostrumelien, eine eigene Kommission deswegen ernannt; aber das bulgarische Volk beginnt, die Wohnhäuser der Türken, welche es längst in seinen Besitz übergegangen glaubte, zu zerstören, um den Türken das Wiederkommen zu verleiden. So namentlich in den Ortschaften Beykiöj, Kuru-Himetly, Tschoba-Gerenkiöj, Karlowa, Bujuk-Owa, Kezanlyk, Muderisli u. s. w.; sogar in Philippopel, dem Sitze der Regierung, hat man die Zerstörung von fünf der schönsten Türkenhäuser im Viertel „Aladscha Dschami" nicht verhindern können. So wird der „Allgemeinen Zeitung" (11. Juli 1879) aus Philippopel vom 26. Juni geschrieben.

Asien.

— Nach dem „Golos" theilt die „A. Z." ein Projekt der russischen Regierung mit, wie es grausamer kaum gedacht werden kann. Eine eigens dazu ernannte Kommission schlägt nämlich unter anderen behufs Pacificirung des Kaukasus vor: 1. Die kaukasischen Bergbewohner werden einzeln nach den inneren Gouvernements Rußlands übergesiedelt, familienweise nur im äußersten Nothfall und auch dann nur vereinzelte Familien. 2. Die Bergbewohner werden in der Etappen-Ordnung (d. h. unter militärischem Geleit und zu Fuß, während der Nacht unter Schloß und Riegel) nach den vom Minister des Innern bestimmten Orten geführt. 3. Die zum Ackerbau geschickten Bergbewohner werden in den kleinen Dörfern des Gouvernements Tambow und Saratow, die nicht zum Ackerbau befähigten Personen in den Städten angesiedelt. Nro. 4 bestimmt die Kompetenzen der „Uebergesiedelten" und Nro. 5 lautet: Im Falle die Bevölkerung ganzer Dörfer verpflanzt werden sollte, wird sie zu Schiffe nach Ost-Sibirien (wohl nach der Insel Sachalin) gesandt. — Der sehr lesenswerthe Artikel der „A. Z." (19. Juli 1879) führt des Weitern aus, wie diese Maßregel der vollständigen Ausrottung der davon betroffenen Stämme durchaus gleichkommt.

— Die Zustände im Sandschak Ismid (das zum Vilajet Konstantinopel gehört) haben jetzt denjenigen Grad erreicht, wo eine Existenz nicht mehr möglich ist. Der Distrikt Adabazar enthielt früher 17 000 Einwohner (Türken, Griechen, Armenier) und erfreute sich eines relativen Wohlstandes, weil die Nähe der Hauptstadt den Absatz seiner Produkte erleichterte. Jetzt aber hat die Regierung etwa 40 000 Tscherkessen, Abchasen aus dem Kaukasus und Pomaken aus dem Rhodope dort angesiedelt, und statt die ihnen von der Pforte eingeräumten Ländereien zu bebauen, ziehen diese Einwanderer es vor mit Hülfe der ihnen belassenen Revolver, Gewehre und Dolche die bisherigen Bewohner auszurauben, deren Felder zu bestehlen, deren Vieh wegzuführen und jeden, der sich nur auf eine Viertelstunde von seinem Wohnort entfernt, auszuplündern; die Maulthiertreiber, welche diese Strecke betreten müssen, sind genöthigt, sich den ungehinderten Durchzug mit schwerem Gelde zu erkaufen. Die Behörden sind außer Stande dagegen etwas zu thun, weil es in der ganzen Provinz kaum 100 Gendarmen giebt, welche noch dazu sehr elend besoldet sind, während man an der Pforte diesem Treiben ruhig zusieht; den Räubern und Mördern ist die Straflosigkeit gewissermaßen verbürgt, denn selbst diejenigen, welche in flagranti ertappt werden und ihre Verbrechen unumwunden eingestehen, werden schon nach wenigen Tagen wieder entlassen. Die Bewohner von Adabazar und von 30 umliegenden Dörfern haben daher beschlossen in Masse auszuwandern; jetzt haben sie noch einen letzten Versuch gemacht, indem seit einigen Tagen sich in Konstantinopel eine aus Türken, Griechen und Armeniern bestehende Deputation der unglücklichen Bewohner befindet, um bei dem Großwessier oder, wenn es sein muß, bei dem Sultan ihre Beschwerde anzubringen. Gleichzeitig dauerten die Waldverwüstungen in der Provinz im Angesicht der Hauptstadt auch in der vorigen Woche fort, ohne daß sich die Verwaltung der Wälder deshalb rührte. (Korrespondenz der „A. Z." vom 13. Juli 1879 aus Pera, 7. Juli.)

— In einer Zuschrift an die „Times" (s. „Mail" 14. Juli 1879) führt Sir Samuel Baker aus, daß, wenn auch der Erdboden der Messaria, des Ackerlandes von Cypern, durch die Hitze gespalten erscheint, doch jederzeit wenige Fuß unter der Oberfläche ein schier unerschöpflicher Wasservorrath existirt, den es nur zu heben gelte, um die Insel wieder dem ähnlich zu machen, was sie früher war. Zahlreiche überall verstreute Reste von Wasserleitungen und anderen Vorrichtungen zu künstlicher Bewässerung bewiesen, daß das einst anders war, und daß das Land nur unter der türkischen Mißwirthschaft so herabgekommen sei. Englands Pflicht sei es, den Grundeigenthümern hier mit Geld zu helfen und sie in den Stand zu setzen, Brunnen zu graben, Wasserschöpfräder aufzustellen und Ochsen anzuschaffen, um jene in Bewegung zu setzen.

— Hormuzd Rassam hat seine zweite assyrische Expedition jetzt vollendet und ist nach England zurückgekehrt, nachdem es ihm gelungen, mehr oder weniger vollständig die Reste der assyrischen Städte Ninive, Kalah und Assur und der babylonischen Orte Babylon, Borsippa (Birs

Nimrud) und Zergul (Tel Ho) sowie einer Anzahl kleinerer Ortslagen zu untersuchen. In Ninive konnte er dieses Mal den von einer Moschee gekrönten Hügel Nebbi Junus (das Grab des Jonas), den die Besitzerin, eine religiöse Genossenschaft, bisher gegen alle Nachgrabungsversuche zu schützen gewußt hatte, in Angriff nehmen, und er fand darin die Reste eines Palastes des Sennacherib, welchen dessen Sohn Essarhaddon vergrößert hatte, und zwar, wie eine Inschrift beweist, nach dem Jahre 668 v. Chr. In dem wenig nördlicher gelegenen Hügel Kojundschik wurden die Paläste des Sennacherib und Assurbanipal näher untersucht und eine Menge Inschriften gefunden. Weiter im Süden wurde der bei der ersten Expedition entdeckte Venustempel in Nimrud gründlich untersucht, die Reste von Assur (heute Kileh Schergat), wohl die ältesten von allen, aber nur flüchtig berührt. In Babylonien folgten Ausgrabungen des Hügels Mudschelibi, welche bewiesen, daß dort die „hängenden Gärten" sich befunden haben: man stieß auf Brunnen, Wasserleitungen und große Mengen aus Armenien stammenden schwarzen Basaltes, die dazu gedient hatten, Gebirgslandschaften nachzuahmen. Südlich von der Ruinenstätte Dschumdschuma wurden die Ueberreste einer prächtigen Halle aus Nebuchadnezzar's Zeit entdeckt, deren Säulen aus emaillirten Ziegeln und Mosaik, deren Gesimse aus bemaltem Thon und deren Dach aus schwarzem indischen Holze bestanden. Im Birs Nimrud, wo einst der große Tempel Merodach's stand, fand Rassam Reste mehrerer reich verzierter Gemächer, und er beschloß seine Arbeiten ganz im Süden mit dem Tel Ho, der ihm gleichfalls interessante Ausbeute aus der Zeit des chaldäischen Königs Gudea lieferte. Ehe es aber möglich ist, den ganzen Gewinn, den die Assyriologie aus dieser Expedition ziehen wird, zu veranschlagen, wird erst eine weit eingehendere Untersuchung der gefundenen Objekte stattfinden müssen.

— Die Telegraphenlinie zwischen Taku an der Mündung des Pei-ho und Tientsin im nördlichen China ist am 8. Mai dieses Jahres vollendet worden.

— Der zwischen Japan und Formosa sich hinziehende Liu-kiu-Archipel, welcher bisher seinen eigenen, Japan tributpflichtigen König hatte, ist mittels Dekret der japanischen Regierung, welches der kaiserliche Kommissar Matsuda am 27. März nach der dortigen Hauptstadt Schiuri überbrachte, aus einem Han, dem Besitzthume eines mehr oder minder unabhängigen Fürsten, in einen Ken, d. h. in eine der direkten Botmäßigkeit der Regierung unterstehende Provinz verwandelt worden, und damit ist im ganzen Reiche der Centralismus an die Stelle des frühern feudalen Föderalismus getreten. So wird der „Allgemeinen Zeitung" — nebenbei gesagt, dem in wissenschaftlichen Dingen, wie in asiatischer Zeitgeschichte am besten bedienten Blatte Deutschlands — aus Jokohama geschrieben („A. Z.", Mittwoch, 16. Juni 1879). Bei dieser Gelegenheit wurde sogar der alte Name Liu-kiu, d. i. „der auf dem Wasser ruhende Drache", in Okinawa-Ken umgewandelt nach dem Namen der bedeutendsten des aus 36 größeren und kleineren Inseln bestehenden Archipels. Die Gesammtbevölkerung desselben beträgt 165 930 Seelen; der Boden ist großentheils sehr fruchtbar; Reis und Zucker sind die hauptsächlichsten Produkte. Die Anzahl der Häuser ist 26 814, darunter 7 Schinto- und 42 Buddha-Tempel. Die Absetzung des frühern Königs verlief ohne Zwischenfall; derselbe wird mit seiner Familie nach Tokio übersiedeln. Japanische Verwaltung, Rechtspflege, Geld ꝛc. wird alsbald eingeführt; die niederen Beamten bleiben auf ihren Posten, und nur die höheren Stellen werden mit Japanern besetzt. Bereits haben sich Ingenieure zur bessern Bearbeitung der Minen nach den Liu-kiu-Inseln begeben; andere sind beschäftigt, die zwischen diesen und Japan liegende See behufs eventueller Legung eines Kabels zu untersuchen. — China hat freilich gegen diese Annexion protestirt; allein Japan ist Willens, sein Recht auf die Inseln zu behaupten.

Afrika.

— Ein Dekret des französischen Präsidenten vom 13. Juli ernennt auf den Antrag des Bautenministers Freycinet eine Kommission von 40 Personen, darunter Lesseps, Henri Duveyrier, La Roncière Le Noury, welche die Duponchel'schen Projekte betreffend eine Eisenbahn von Algerien nach dem Niger und von Senegambien nach dem Niger erörtern und weitere Vorschläge machen soll. Wenn auch diese Projekte voraussichtlich noch lange Projekte bleiben werden, so werden sie doch ebenso, wie der Roudaire'sche Plan einer Ueberfluthung der Schotts, den Anstoß zu geographischen Expeditionen und Vermessungen geben, und darum dürfen wir sie mit Freuden begrüßen. Eine andere Frage ist es freilich, ob die bevorstehenden Expeditionen so bald materielle Früchte tragen werden, als ihre Befürworter hoffen — wir wagen das zu bezweifeln.

— Paul Soleillet, dessen Reise nach Timbuktu bekanntlich gescheitert ist (vergl. „Globus" XXXV, S. 287), hat vom Verwaltungsrathe der Senegal-Kolonie 20 000 Francs bewilligt erhalten, um in Frankreich sich zu erholen, für eine neue Reise sich auszurüsten und dieselbe mit diesem Gelde durchzuführen.

— Das Juliheft des „Church Missionary Intelligencer and Record" veröffentlicht ein ausführliches, schon am 1. Januar dieses Jahres in England eingetroffenes Tagebuch des Missionärs Wilson über dessen Fahrt von Uganda über den Victoria Njanza nach Kagehji, wo er mit Mr. Mackay zusammentraf (s. „Globus" XXXV, S. 128). Diese Reise dauerte vom 18. Juni bis 9. August 1878, und das Tagebuch enthält manche interessante Einzelheiten. Mtesa hatte befohlen, dem Missionär die Boote zu liefern; aber seine Waganda-Begleiter fuhren nicht quer über den See, sondern an der Westküste desselben entlang von Insel zu Insel, wahrscheinlich um an jedem Halteplatze ihre alten Boote gegen neue umzutauschen. Das nahm natürlich sehr viel Zeit in Anspruch, und erst am 3. Juli wurde die nordwestliche Ecke des Sees, in welche der Fluß Katonga mündet, erreicht. Auf dieser Fahrt fand Wilson, daß die große Insel Sesse, welche auf Stanley's Karte die nordwestliche Ecke des Sees einnimmt (s. „Globus" XXVIII, S. 376), gar nicht existirt, sondern daß ihre Stelle von einem ganzen Archipel von mindestens 150 kleineren Inseln eingenommen wird, deren Mehrzahl bewohnt ist. Am 23. Juni sah er, wie einer seiner Ruderer dem Gotte Mukasa, dem Neptune des Victoria Njanza, ein Opfer darbrachte: er legte zwei Bananen auf ein Ruder, hielt es über das Wasser, sprach ein Gebet, worin er Mukasa bat, zu kommen, das Geschenk anzunehmen und ihnen eine glückliche Fahrt zu gewähren, und warf dann die Früchte in das Wasser. Am folgenden Tage entdeckte Wilson, daß auf einer der Inseln zahlreiche Muskatnußbäume wuchsen. Von der Mündung des Katonga an ging die Fahrt nahe der Küste entlang südwärts. Als der Kagera (Alexandra-Nil) erreicht war, änderte sich die Scenerie vollständig. Bisher war die Küste niedrig, mit dichtem Walde bedeckt und oft mit Papyrus umsäumt. Nun wurde das Gestade bergig und fiel oft 300 bis 400 Fuß hoch steil zum See ab. Stellenweise war dem Absturz ein flacher Alluvialstreifen mit Dörfern und weidenden Herden darauf vorgelagert, welchen ein blendend weißer Sandstrand einfaßte. Auch die geologische Formation wurde nun eine andere: nördlich vom Kagera bestanden die Felsen aus einem harten Konglomerate, dessen Grundstoff, Thoneisenstein, Quarzkiesel einschloß; südlich stand Thonschiefer und rother Sandstein an. Auch die Bewohner stehen hier auf einer tiefern Stufe als in Uganda und sind schlecht gekleidet; sie tragen schmutzige Felle oder Grasschürzen, während die Kinder fast nackt herumlaufen. Die Fahrt bis Kagehji verlief im Ganzen glücklich, trotzdem gelegentlich die Bewohner der Inseln dem Reisenden feindselig entgegentreten wollten.

— England und Portugal haben einen Handels-, Schifffahrts- u. s. w. Vertrag geschlossen, um gemeinsam den

Handel Südafrikas zu entwickeln, den Sklavenhandel dort zu unterdrücken und an der Civilisirung des Landes zu arbeiten. Portugal giebt die Schifffahrt auf dem Zambesi und seinen Nebenflüssen frei, räumt England den freien Durchgang durch den Hafen Lourenzo Marques für die nach oder von Transvaal kommenden Waaren ein und erleichtert den Transport von Truppen und Munition durch sein Gebiet. Auch die Eisenbahn von der Delagoa-Bay nach Transvaal soll nun gebaut werden. (L'Afrique explorée et civilisée.)

Australien.

— Die britische Korvette „Cormorant", befehligt von Captain Bruce, entdeckte auf einer Kreuzfahrt in der Südsee gegen 40 Untiefen und Riffe, welche sich auf den Admiralitätskarten nicht eingetragen finden. Dieselben sind jedenfalls ganz neuen vulkanischen Ursprungs. Die Korvette ging auch bei Brooke Island (zur Calvados-Gruppe, Neu-Guinea, gehörig) vor Anker, um Nachforschungen über die dort stattgehabte Ermordung des Mr. R. B. Ingham (s. „Globus" XXV, S. 320) anzustellen. Die Eingeborenen betheuerten zwar ihre Unschuld; aber da man ihre Treulosigkeit kennt, wurde eine bewaffnete Mannschaft ans Land geschickt, welche denn auch bald Reste des Bootes und andere dem Mr. Ingham gehörige Gegenstände auffand. Captain Bruce ließ dann mehrere Dörfer der Eingeborenen durch Feuerraketen und Bomben einäschern.

— Einem Berichte des „Army and Navy Journal" (Washington) über die Fahrten des Vereinigten-Staaten-Schiffes Adams in Polynesien entnehmen wir folgende Angaben über die Marquesas-Inseln: „Die Franzosen haben als Gouverneur einen Lieutenant der Marine eingesetzt, der seines Amtes mit Hülfe von 8 Gendarmen und 2 Kompagnien (?) einheimischen Militärs waltet. Der Hauptplatz und gleichzeitig der beste Hafen der Gruppe ist Anne-Marie-Bay auf Nukahiva. Die gesammte eingeborene Bevölkerung wird heute auf 2000 bis 2500, die von Nukahiva auf 400 geschätzt. Auf der letztern Insel befinden sich außerdem etwa 20 Weiße, die meist kleine Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen machen. Die Eingeborenen haben das meiste von den sie einst auszeichnenden Eigenthümlichkeiten verloren, ohne daß sie durch die Berührung mit den Europäern im Allgemeinen fortgeschritten wären." Nukahiva ist ein vortrefflicher Rastplatz für Schiffe, welche auf langer Reise ihre Fleischvorräthe zu ergänzen wünschen. Die Früchte sind reichlich und ausgezeichnet. Gemüse und Wurzeln sind selten, wiewohl der Boden zu irgend welchen Kulturen geeignet zu sein scheint. Wegen des bergigen Charakters der Inseln ist allerdings der anbaufähige Theil des Bodens gering und beschränkt sich meist auf die fruchtbaren Thalgründe: Baumwolle und Copra (getrocknete Kokosnußkerne) sind die einzigen nennenswerthen Erzeugnisse für die Ausfuhr und werden jährlich durchschnittlich 1000 Ballen von der erstern ausgeführt. Consuln giebt es auf den Marquesas nicht. Eine unter 13° südl. Br. und 160° westl. L. angegebene Insel wurde nicht gefunden. Dagegen wurden die Suwarow-Islands (Swarro Island hier geschrieben; 13° südl. Br., 163° westl. L.) angelaufen, welche sich als eine aus niedrigen, durch ein Riff verbundenen Inseln bestehende Gruppe von etwa 20 km Länge und 13 km Breite erwiesen.

Arktisches Gebiet.

— Mr. James Gordon Bennett's Dampfer „Jeannette", welcher die New-York-Herald-Erforschungsexpedition durch die Beringsstraße in die arktischen Gewässer tragen soll, verließ S. Francisco in der ersten Woche des Juli. Sie ist sehr stark gebaut und neuerdings noch durch Querbalken gegen Eispressungen verstärkt worden. Befehlshaber ist Lieutenant Delong, ebenso wie alle anderen Offiziere Angehöriger der Marine der Vereinigten Staaten. Die Besatzung von 18 Mann wurde sorgfältig aus einer Schar von 1300 Bewerbern auserlesen. Das Ziel der Nordfahrt ist natürlich der — Nordpol.

— Das schwedische „Aftonblad" bringt im Auszug einen Brief, welchen der Professor Nordenskjöld an seine Frau geschrieben: „An Bord der „Vega", eingefroren an der Nordküste Sibiriens, etwas östlich von der Koljutschin-Bucht, 67° 7' nördl. Br., 173° 15' westl. L., den 6. Oktober 1878. Seitdem ich zuletzt von der Mündung der Lena schrieb, ist die „Vega", obgleich mit großer Schwierigkeit, vorgedrungen bis in die Nähe der Beringsstraße, d. h. bis zu dem Theile des Polarmeeres, der jährlich von Walfängern aus dem Stillen Ocean und von Handelsfahrzeugen, die der amerikanischen Alaska-Kompagnie gehören, besucht wird. Sie haben dieses Fahrwasser mehreremal Mitte Oktober verlassen. In Folge der nördlichen und nordwestlichen Winde, welche in diesen Gegenden den ganzen September geblasen, scheint dieses Jahr äußerst ungünstige Eisverhältnisse im Polarmeere in der Nähe des Bering-Sundes gebracht zu haben. Die eisfreie Rinne in der Nähe der Küste, die unsere Fahrt von der Mündung der Lena begünstigte, endete bei den Baranows-Inseln, an denen wir am 3. September vorbeisegelten. Seitdem sind wir so langsam durch dichtes Treibeis vorgeschritten, daß wir erst am 27. September die Ostküste der Kaljutschin-Bucht erreichten. In der Nacht auf den 28. September bedeckte sich das Meer zwischen den Eisschollen mit so dickem neuen Eise, daß wir bald genöthigt wurden von jedem Versuche weiter vorzudringen abzulassen, und bis auf Weiteres eine halbe Seemeile von der Küste neben dickem Grundeise stillliegen mußten. Drei Tage danach konnte man auf neugebildetem Eise ans Land gehen. Das Schiff liegt hier ruhig und sicher. Alles ist so gut wie möglich für den Fall, daß wir genöthigt werden hier zu überwintern. Die Küste ist von Tschuktschen bewohnt, mit denen wir in der freundschaftlichsten Weise verkehren, obgleich wir, da dieselben Russisch weder sprechen noch verstehen, einige Schwierigkeit haben uns einander verständlich zu machen. Nordquist steht indessen im Begriff ihre Sprache zu lernen. Sie erklären einstimmig, daß das Eis sich nicht lange halten wird; aber für den Fall, daß ihre Weissagung nicht in Erfüllung gehe, schreibe ich diesen Brief mit dem Tschuktschen-Häuptlinge, der zufällig den Ort in der Nähe unseres Ankerplatzes besucht. Es ist höchst ungewiß, ob wir ihm den Zweck der Papiere, die wir ihm übergeben, werden begreiflich machen können, und ob dieselben ihren Bestimmungsort erreichen. Alle Leute an Bord gesund, das Schiff in gutem Stande, Vorrath von Kohlen und Lebensmitteln reichlich." — Ein privater Brief, der von dem Führer der „Vega" in Karlskrona angekommen ist, sagt, daß das Schiff, wenn es zwei Tage früher an die Stelle gekommen, wo es liegen bleiben mußte, bis zur Beringsstraße hätte kommen können. Die Tschuktschen, sagt er, sehen den Grönländern sehr ähnlich und würden für Eskimos gehalten. Ihre Haut ist braungelb, Haar und Augen schwarz; sie tragen Kleider von Renthierfellen, wohnen in Zelten von Häuten und leben von Robben. Sie sind sehr wohlwollend und dienstfertig. Ihre Sprache ist schwer zu verstehen. Die „Vega"-Fahrer haben ein tschuktschisch-schwedisches Vokabular von 300 Wörtern verfaßt. In der Nähe des Ankerplatzes der „Vega" sind drei tschuktschische Lager. Die Polarfahrer erwarten am 1. Juli aus dem Eise befreit zu werden und Japan am 15. August zu erreichen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 3.



Band XXXVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

IX.

Die Poststraße von Namangan westwärts nach Ture-Kurgan führt über ebenes Terrain; zu beiden Seiten des Weges liegen Getreidefelder, denn man ist kaum $1\frac{1}{2}$ km von dem Syr-Darja entfernt; dahinter aber breitet scheinbar endlos die traurige Steppe sich aus. Gegen Abend erreichte man, müde von der heißen Fahrt durch die einförmige Landschaft, die uzbegische Stadt Ture-Kurgan, am Ufer des Flusses Kassan-Su gelegen. Die Stadt selber, aus 200 bis 300 Häusern bestehend, ist nur unbedeutend; aber schon von weitem zeigte sich den Blicken der Reisenden das auf einer hohen Terrasse gelegene Schloß, dessen mächtiges Mauerwerk, von mehreren Wartthürmen flankirt, an manche unserer mittelalterlichen Bergfesten erinnert. Von Schir Ali, dem Begründer der letzten Chokander Dynastie, in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts erbaut, diente das Schloß dem Beg von Ture-Kurgan zur Residenz; heute befanden sich die inneren Räume, in denen Ueberreste von glänzenden Deckenmalereien an ehemalige Pracht erinnerten, in einem Zustande arger Verwüstung; nur eine kleine Anzahl von Zimmern war noch bewohnbar, und diese hatte der Aksakal von Ture-Kurgan in Besitz genommen. Ujfalvy nahm das Anerbieten des zuvorkommenden Beamten, den europäischen Gästen sein Quartier abzutreten, nicht an, sondern zog es vor, mit seiner Reisegesellschaft unter einem großen Karagatschbaume in einem der Höfe des Schlosses zu übernachten. Bei dem Erwachen in der ersten Frühe des nächsten Morgens sah man die ganze zahlreiche Dienerschaft des Aksakal in einem kleinen Teiche inmitten des Hofes ihre von dem Gesetze gebotenen Waschungen vor dem Morgengebete vollziehen. Der geschäftsmäßige Eifer und der würdevolle Ernst bei dieser Handlung, die Geschicklichkeit, mit welcher alle das in der hohlen Hand geschöpfte Wasser durch eine gewandte Drehung derselben gleichmäßig vertheilt über den Arm bis an den Ellenbogen herabfließen ließen, die gleichen Bewegungen bei den vorschriftsmäßigen drei Waschungen der „sieben Oeffnungen des Hauptes“, der Ohren, Augen, Nase und des Mundes, ließen den Zuschauern diese ungewohnte Scene zuerst belustigend erscheinen; als aber gleich darauf das Wasch- und Trinkwasser für sie wie für den übrigen Hausstand aus demselben Teiche geschöpft wurde, da kamen ihnen die Untersuchungen der russischen Aerzte über die wahrscheinlichen Ursachen der in Turkestan übergroßen Verbreitung aller Haut- und Ausschlagskrankheiten, des Aussatzes und anderer, in unliebsamste Erinnerung. Ganz abgesehen von der äußerst ungesunden Beschaffenheit des Wassers in einigen Landestheilen, dessen Genuß neben anderen Krankheiten auch die gefürchtete „Reschta“, den Guineawurm, erzeugt, der ja in fast allen Ländern auftritt, wo heißes Klima und schlechtes Wasser zusammenkommen: unterliegt es heute keinem Zweifel mehr, daß der gedankenlose Leichtsinn, der jede Wasserfläche ohne Unterschied, wenn sie nur die vorschriftsmäßige Tiefe von mindestens einer Handbreite hat, von Kranken und Gesunden durch einander zu ihren täglich fünfmaligen Waschungen benutzen läßt, viel dazu beiträgt, Ansteckungsstoffe aller Art weiter zu verbreiten. Es wird wohl kaum gelingen, die Eingeborenen in dieser Beziehung vorsichtiger zu machen, um so weniger, als die Regierung sich aller Einmischung in die

religiösen Gebräuche des Volkes gänzlich enthält; und so ist man heute schon in vielen russischen Familien Turkestans auf das Auskunftsmittel gekommen, wenn kein Brunnen in der Nähe zur Verfügung steht, alles Wasser für den Hausbedarf, besonders aber das Waschwasser, vor dem Gebrauche abzukochen. Daß diese Vorsicht keine überflüssige ist, zeigte sich vor einigen Jahren in Taschkend, wo nur diejenigen Familien, in denen gekochtes Wasser zum Waschen und Baden benutzt wurde, von einem bösartigen äußerst schmerzhaften Geschwürausschlag verschont blieben, der allmälig den ganzen Körper überzieht und tiefe Narben hinterläßt. Gewöhnlich befällt diese Krankheit, welche die Eingeborenen Jarra Afghani (afghanische Krankheit) oder auch Paza-harda (Würmerfraß) nennen, nur die Kinder: in jenem Jahre aber wurden in Taschkend alle ohne Unterschied des Alters davon heimgesucht, die das Wasser der Aryks in und dicht bei dem sartischen Stadtviertel zum Waschen benutzten, ohne es vorher zu kochen.

Neben dem alten Schlosse von Ture-Kurgan und auf derselben Anhöhe wie dieses liegt, von der eigentlichen Stadt durch einen breiten Thaleinschnitt getrennt und von hohen Mauern umschlossen, der Bazar der Stadt; es wird erzählt, daß der Beg seinerzeit oft genug diese ihm günstige Lage zu verwerthen gewußt und die Einwohner, durch das einfache Mittel ihnen den Markt abzuschließen, nach seinem Willen gezwungen, sie bestraft oder hohe Abgaben von ihnen erpreßt habe. Die Aussicht von der nördlichen Seite des Schlosses ist eine unvergleichlich schöne; das breite Thal des Kassan-Su mit seinen unzähligen Dörfern und Obstgärten bot in der sonnigen Morgenbeleuchtung einen so freundlichen Anblick dar, daß es der Erzählungen des Aksakals von den Alterthümern der Stadt Kassan, der ältesten Stadt Ferghanas, kaum bedurfte, um die Reisenden zu veranlassen, einen Abstecher dorthin zu machen, anstatt, wie erst bestimmt war, direkt nach Tuß zu gehen. Kassan liegt äußerst malerisch auf den hohen steilen Ufern des Kassan-Su; zwei elende



Schloß Ture-Kurgan. (Nach einer Photographie.)

Brücken verbinden die beiden Theile der Stadt; ein altes verfallenes Schloß und eine große Medresse, deren schöner Hof von hundertjährigen Bäumen beschattet wird, sind die einzigen hervorragenden Bauwerke; aber noch kein europäisches Haus ist hier vorhanden, wie denn auch der Natschalnyk, der Distriktschef, der auf seiner Inspektionstour jährlich einmal von Tuß hierher kommt, der einzige Europäer und Ungläubige ist, der in der ehrwürdigen Stadt zeitweise sich aufzuhalten pflegt. Die nächste russische Garnison liegt etwa 50 km von Kassan entfernt, und doch fanden die Reisenden bei den als fanatisch verrufenen Einwohnern der Stadt die freundlichste Aufnahme. Der Vorsteher des Kassaner Bezirkes, eine augenscheinlich hochangesehene Persönlichkeit, beherbergte Ujfalvy mit seiner ganzen Begleitung während der mehrtägigen Dauer ihres Aufenthaltes in seinem streng nach mohammedanischer Vorschrift gebauten Hause; man hielt sich mit Vorliebe in dem von Gallerien umgebenen Hofe, der Männerabtheilung des Hauses, auf, denn die engen Zimmer, die, hinter den Gallerien liegend, nur schwaches Licht durch die kleinen papierbeklebten Fensteröffnungen empfingen, waren nach europäischen Begriffen nicht für längeres Verweilen eingerichtet, obgleich ihre Decken mit zierlichen bunten Malereien geschmückt, die Fußböden mit kostbaren bucharischen Teppichen belegt waren und längs der Wände seidene Polster sich hinzogen. Von den häuslichen Einrichtungen und dem Familienleben im Hause ihres Wirthes lernten die Reisenden auch hier nicht viel kennen; in dem Harem befand sich zur Zeit nur der kleine zweijährige Sohn des Hausherrn, der unter Obhut mehrerer Dienerinnen bei dem Vater zurückgelassen war, während die Frauen mit der übrigen weiblichen Dienerschaft die heiße Jahreszeit in einem Landhause zubrachten, das der Vorsteher in der Nähe der Stadt besaß. Er selbst hielt sich den größten Theil des Tages auf dem ungemein belebten Bazar auf; die Verwaltungsgeschäfte der Stadt von 12 000 Einwohnern und des dazu gehörigen Bezirks schienen ihm persönlich nicht viel Zeit zu kosten, bei weitem nicht so viel wie die Ausübung seiner religiösen Pflichten in der Moschee. Nach gut patriarchalischer Sitte pflegte er die Abendmahlzeit mit seiner Dienerschaft gemeinsam in dem großen Hofe zu verzehren; einmal jedoch ließ er sich dazu bewegen, an dem Mahle seiner Gäste theilzunehmen; der Mollah einer benachbarten Moschee kam dazu,

ob aus Zufall oder auf Bestellung, konnte man nicht erfahren: auf jeden Fall schien er es für seine Pflicht zu halten, das unheilige Mahl der Ungläubigen zu heiligen. Denn nachdem er den Ehrenplatz an der Tafel eingenommen hatte, ließ er sich den Koran reichen und las mit lauter feierlicher Stimme einen langen Abschnitt daraus vor. Erst als er sich entfernt hatte, traten auf einen Wink des Hausherrn die Batschas ein, die er zur Belustigung seiner Gäste bestellt hatte, und kaum hatten die Knaben zum Klange eines Saiteninstrumentes, der sogenannten Dutara, ihren Tanz begonnen, so strömten von der Straße her Scharen von Zuschauern in das Haus, die nicht müde wurden, stundenlang die Sprünge und zierlichen Wendungen der Tänzer zu bewundern und mit den Händen lebhaft den Takt dazu zu schlagen. Bis weit nach Mitternacht dauerte das Schauspiel, und auch da wurde es mehr aus Rücksicht auf die Fremden abgebrochen, als weil die einheimischen Zuschauer seiner müde gewesen wären.

Kassan wird ausschließlich von Tadschiks bewohnt, die den reinsten persischen Typus zeigen; nach einer unter ihnen erhaltenen Tradition sind ihre Vorfahren lange vor der Einführung des Islam in das Land gekommen; ob sie die Stadt Kassan gegründet oder schon vorgefunden haben, darüber sind die Annahmen verschieden. Die große Nekropole Sadpir (Hundert Heilige), die, ein weites Feld bedeckend, mit ihren zum Theil wohlerhaltenen Grabsteinen dicht vor der

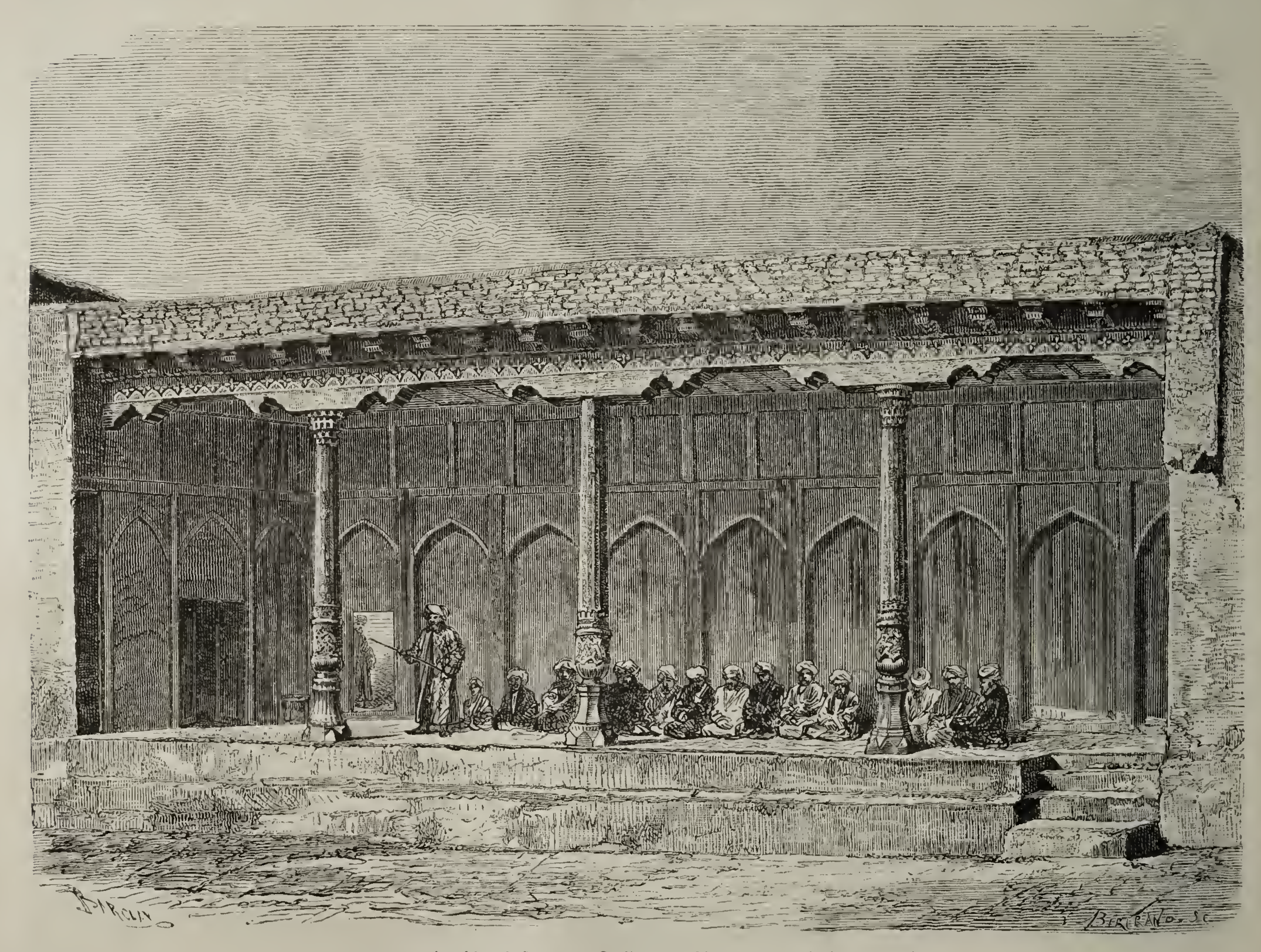


Umgebung von Ture-Kurgan. (Nach einer Photographie.)

heutigen Stadt sich ausbreitet, stammt der Tradition nach aus dem 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Zu jener Zeit sollen kalmückische Horden das Land verwüstet und in Kassan ein furchtbares Blutbad angerichtet haben; die wenigen überlebenden Bewohner aber gründeten dem Andenken ihrer größten Todten die Gedächtnißstätte Sadpir, von deren der Sage nach ungemein zahlreichen Denksteinen heute noch etwa 70 vorhanden sind, die meist gut erhaltene Inschriften in kufischen und arabischen Charakteren zeigen. Ujfalvy nahm von einigen dreißig der Steine Abklatsche, die er, nachdem photographische Abbildungen derselben hergestellt worden waren, späterhin dem Museum von Taschkend übergab. Der Archäologe Deremburg in Paris hat seitdem sich mit der Entzifferung dieser Kopien der alten Inschriften beschäftigt, und es steht zu erwarten, daß er die Resultate seiner Arbeit demnächst veröffentlichen wird. Auffallend war es und für den Bildungsgrad der turkestanischen Gelehrten bezeichnend, daß weder der Mollah, dem die Bewachung der heiligen Todtenstätte oblag, noch auch einer der im Rufe großer Gelehrsamkeit stehenden Mollahs der Medresse von Kassan sich je mit einem Versuche, die Inschriften zu lesen, abgegeben hatte. Dieser offenbare Mangel eines jeden höhern Interesses, das über den engbegrenzten Kreis der täglichen Religionsübungen und der rituellen Vorschriften hinausginge, macht die mohammedanische Geistlichkeit Turkestans zu der zäherbittertsten Feindin der neuen Ordnung der Dinge; fanatisch konservativ und unablässig bemüht, das Volk im Geheimen aufzureizen und zu fanatisiren, ihm die mit den Ungläubigen abgeschlossenen Verträge als eben so viele Vergehen gegen den Glauben darzustellen, sieht der turkestanische

Geistliche in dem heiß zurückersehnten status quo ante nichts anderes als die Garantie des fortdauernden Stillstandes, der leisen Herrschaft über die Masse.

Als die Reisenden von Kassan aufbrachen, um nach Tuß sich zu begeben, ließ ihr Wirth es sich nicht nehmen, sie eine Strecke Weges bis an die Grenze seines Verwaltungsbezirkes zu geleiten. In der Umgegend von Kassan hatte die Landschaft schon ein ganz herbstliches Aussehen, obgleich man sich erst im August befand; das von der Sonne verdorrte Laub der Bäume lag überall gelb am Boden. Nachdem man einige Tadschikdörfer in nächster Nähe der Stadt passirt hatte, kam man wieder in eine steinige Wüste von trostlos ödem Aussehen, welche der Weg in ihrer ganzen Breite von 18 km durchschnitt. In ihrer Mitte erhebt sich eine ehemals starke, heute leider in Ruinen befindliche Festung, die von dem ältern Bruder Chudajar's, dem gewaltthätigen Mallach-Chan, erbaut worden ist; ihre mit Schießscharten versehenen gewaltigen Umfassungsmauern sind alle in vollkommen gutem Zustande. Nicht weit davon befindet sich in einer Bodensenkung um ein Netz kleiner Wasserläufe die einzige Oase dieser Wüste; fünf bis sechs hohe Bäume beschatten die ärmlichen Hütten der Uzbegenfamilien, die sich hier angesiedelt haben. Es war damals in russisch-turkestanischen Kreisen viel von einem Plane des Generals Abramow, des Gouverneurs von Ferghana, die Rede, der nichts Geringeres bezweckte, als vermöge einer richtigen und durchaus nicht im



Hof des Distriktschefs von Kassan. (Nach einer Photographie.)

Bereiche des Unmöglichen liegenden Bewässerung diese Wüste der Kultur zu gewinnen; der alte Satz, daß unter den nämlichen Verhältnissen, die ein halbes Dutzend Bäume gedeihen lassen, auch ihrer tausend gedeihen können, wurde hier vielfach angewendet, um die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu begründen. Daß die erfolgreiche Ausführung des Planes von unberechenbarem Werthe für das Land sein mußte, darüber konnte niemand im Zweifel sein; auf der andern Seite aber erschien es als durchaus nicht wünschenswerth, die ungeheuren Summen, welche die Verwaltung Turkestans in den ersten Jahren der Mißverwaltung verschlungen hatte, nicht noch nachträglich durch immerhin fragliche kostspielige Versuche zu vergrößern; ganz abgesehen von der Verminderung des Ansehens der russischen Regierung, welche das etwaige Fehlschlagen dieser Versuche unter der eingeborenen Bevölkerung nothwendig zur Folge haben mußte. Die letztere Ansicht muß wohl gesiegt haben; denn unseres Wissens ist der betreffende Plan, wenn auch vielleicht nicht aufgegeben, so doch bis auf Weiteres vertagt.

Ein ungeheurer Staubwirbel, der bei heftigem Winde drei Tage lang anhielt, überfiel die Reisenden, bald nachdem sie die uzbegische Oase passirt hatten; feiner Flugsand und Staub verfinsterten die Luft dermaßen, daß die Sonne strahlenlos wie ein rother Ball am Himmel erschien. Mit Freuden begrüßte man am zweiten Tage die Stadt Baïmak, wo am Steppenrande die ersten Felder sich zeigten. Spät Abends erreichte man Tuß oder Tschust, wie die Russen es nennen, den Hauptort des Distrikts gleichen Namens. Die Stadt mit ihrem Bazar liegt auf einem Hügel, auf einem zweiten etwas höhern erhebt sich das alte Schloß

des Beg, heute von dem Chef des Distriktes Tuß, dem Hauptmann Döbner, einem geborenen Deutschen, bewohnt. Von beiden Anhöhen aus soll man eine schöne Aussicht haben, aber die Reisenden mußten mit dem Glauben an diese Angabe sich begnügen; denn die Sandwirbel, die fast während des ganzen Sommers die Stadt heimsuchen, erfüllten auch jetzt die Luft in einem solchen Maße, daß die ganze Gegend wie in dichten Nebel gehüllt dalag; es ist der weiße Flugsand des Syr-Darja-Ufers, der hier durch den oft wehenden Südwind in großen Wolken und Wirbeln nordwärts über die Ebene und noch weit über Tuß hinaus getrieben wird. Neben dieser Plage, die mehrere Monate des Jahres hindurch den Aufenthalt in Tuß unangenehm macht, hat die Stadt noch unter einer andern zu leiden, unter dem häufigen Vorkommen von Skorpionen nämlich, deren Stich, wenn auch nicht absolut gefährlich, so doch äußerst schmerzhaft ist und eine



Distriktschef und Bezirksvorsteher in Ferghana. (Nach einer Photographie.)

häßliche Geschwulst erzeugt. Die mit Recht gefürchteten schwarzen giftigen Spinnen (Latrodectes lugubris), von den Eingeborenen Kara-kurt genannt, die in allen sandigen und Steppengegenden Turkestans häufig sind, finden sich in der Stadt Tuß nur wenig vor; dafür aber um so massenhafter in dem nahegelegenen Lombano, das deshalb im ganze Lande in Verruf ist. Von allen mehr oder weniger schädlichen Arten der Spinnenthiere, den Taranteln, Skorpionen und Solpugen (Solpuga araneoides und Solpuga intrepida), die im ganzen Centralasien so überreich vertreten sind, ist die giftige Karakurt-Spinne unzweifelhaft die gefährlichste. Nicht größer als ein Fingernagel, von schwarzer Farbe, lebt sie im Grase und auf dem Sande, soll aber mehrere Fuß weit springen können. Daß ihr Biß Pferden und Kamelen gewöhnlich tödtlich ist, steht fest; die Kirghizen des nördlichen Turkestan, die an den kleinen Gebirgsflüssen der Alexander-

kette leben, sollen jährlich viele ihrer Thiere durch den Biß der dort besonders häufigen Spinnen verlieren. Im Allgemeinen herrscht unter dem Volke die Ansicht, daß das Gift der Kara-kurt auch bei Menschen meist tödtliche Wirkung habe; doch ist es bisher keinem europäischen Reisenden gelungen, wirklich Authentisches darüber zu erfahren. Die Kirghizen behaupten, daß die Spinne nicht im Stande sei über wollenes Zeug zu kriechen; deshalb lassen sie sich nie am Boden nieder, ohne zuvor die große filzene Kaschmah unterzubreiten: eine Praxis, die von ihnen schon auf das russische Militär in Turkestan übergegangen ist.

Mit dem dreitägigen Aufenthalte in Tuß schlossen die Reisenden ihre Tour durch Ferghana ab — man hatte die sieben Distrikte der Provinz: Chokand, Marghilan, Wadil, Osch, Andidschan, Namangan und Tuß, der Reihe nach besucht und konnte nun, befriedigt durch die Ergebnisse der Rundreise, den Rückweg nach Taschkend antreten. Von einem zuerst projektirten Ausflug in die Berge des nördlichen Ferghana mußte abgesehen werden, da Ujfalvy in Folge der anstrengenden sechswöchentlichen Tour unter heftigen Fieberanfällen zu leiden hatte. Daß die Erfolge der anthropologischen Aufnahmen über alle Erwartung günstig gewesen waren und ein so überaus reichliches Material für spätere wissenschaftliche Verwerthung geliefert hatten, verdankte man großentheils der liebenswürdigen Zuvorkommenheit der russischen und einheimischen Behörden, deren Zusammenwirken



Aksakals. (Nach einer Photographie.)

in dieser wie scheinbar in jeder andern Beziehung es oft genug vergessen machte, daß man in einem erst seit so kurzer Zeit annectirten Landestheile sich befand. Die Erfahrungen, die man in den sechsziger Jahren in der Provinz Turkestan und noch später in Kohistan gemacht hatte, waren für die Verwaltung der neuen Provinz nicht ohne segensreiche Frucht geblieben. Die komplicirte Regierungsmaschine arbeitete hier ohne Störung und anscheinend auch ohne Reibungen zwischen den einzelnen Theilen: an der Spitze jedes Distriktes steht der Natschalnyk oder Distriktschef, der in seiner Person zugleich die höchste civile wie militärische Charge des ihm unterstellten Gebietes vereinigt; ihm stehen zwei Pamoschnyks oder Unterpräfekten und ein Friedensrichter zur Seite, die ihren Wohnsitz in der Distriktsstadt haben und den Chef vertreten müssen, während er seine Inspectionstour durch die Bezirke macht. Die Bezirke wiederum werden von eingeborenen Vorstehern, den Walazuyi, verwaltet, die von der Regierung ernannt werden; während die Aksakals oder Vorsteher der Gemeinden, durch Wahl der Ortseinwohner zu ihrem Posten berufen, nur der Bestätigung des russischen Provinzialgouverneurs bedürfen; der älteste Aksakal eines Bezirkes führt den Titel Amin und ist eine sehr angesehene von dem Volke hochverehrte Persönlichkeit. Das Verhältniß zwischen diesen Beamten und der Bevölkerung war dem Anscheine nach ein durchweg gutes; nirgends kam den Reisenden während des ganzen sechswöchentlichen Aufenthaltes unter dem Volke von Ferghana ein Fall von Mißbrauch der Amtsgewalt oder behördlicher Brutalität zu Ohren oder vor die Augen.

Am 24. August brach man von Tuß auf und trat mit

Rücksicht auf Ujfalvy's leidenden Zustand den Weg nach Chokand zu Wagen an. Wieder folgte die lange Fahrt durch ermüdende sandige Steppe; an manchen Stellen mußten sechs Pferde vor die Arba gelegt werden, deren Räder tief in den beweglichen Sand einschnitten. Der Syr-Darja wurde auf einer Fähre passirt, in Chokand nur ein Aufenthalt von wenigen Stunden genommen, und der unerhört schlechte Weg bis Chodschend in der Nacht zurückgelegt. Ueber Murzurabad, wo man noch einmal die Nacht unter freiem Himmel bei herrlichstem Mondschein mitten in hügeliger Steppe zubrachte, und über Pskend erreichte man in der Nacht des 30. August das Hauptquartier Taschkend, woselbst man einige Wochen bis zum Antritt der Reise nach der altchinesischen Provinz Kuldscha zu bleiben gedachte.

Eine Skizze Siciliens.

„Sicilien. Ein geographisches Charakterbild" betitelt sich eine 65 Seiten umfassende Abhandlung des Prof. A. von Lasaulx (Bonn, E. Strauß, 1879), welche mit Hinsicht auf die eingehendere Besprechung des Aetna und den letzten Ausbruch des Vulkanes so recht zur geeigneten Zeit erschien. Wer Sicilien betrachtet, damit beginnt die Schrift, muß gleichzeitig den Blick nach Afrika und nach Europa wenden, um es zu verstehen. Die Insel ist nur durch seichte Meere von dem nahen Italien wie von Afrika getrennt, und da sie zugleich in Hebung begriffen ist, so kann sie dereinst, wie schon in früheren Zeiten, eine Brücke bilden zwischen jenen beiden Ländern. Daß eine solche Verbindung einst existirte, beweist der geologische Bau, der im südlichen Italien wie auf der gegenüberliegenden Partie Siciliens derselbe ist (Granit, Gneiß, altkrystallinische Schiefer), das beweist das seichte Meer zwischen Sicilien und Tunesien und die nach Afrika hinweisende fossile Thierwelt in den Kalkhöhlen namentlich bei Palermo. Die Insel ist durchaus ein Bergland; ihre Hauptgebirgskette verläuft ziemlich längs der Nordküste und trägt die nächst dem Aetna höchsten Spitzen Siciliens. Unbedeutend nur sind die Ebenen; die größte ist die halbkreisförmige von Catania, deren nördlicher Theil vom Aetna eingenommen und zu einem isolirten Gebirge umgeschaffen worden ist; ihr südlicher Theil ist dagegen das fruchtbarste Kulturland der Insel. Von dieser Ebene und von den kleineren an der Südküste und um Trapani und Marsala im Westen abgesehen, tritt sonst überall das Bergland schroff an das Meer heran; überall aber sieht man die deutlichsten Zeichen, daß das Wasser sich dennoch die stolzesten Felsen unterjocht. Auf dieser Zerstörung des Gesteins durch das Meer und die atmosphärischen Wasser beruht gerade die unbeschreibliche Schönheit und Mannigfaltigkeit der Küsten Siciliens von Messina bis nach Catania einerseits und bis über Palermo hinaus andererseits, so bei Taormina, zwischen Cefalú und Termini und am Monte Pellegrino bei Palermo. Ebenso ist das ganze Berg- und Hügelland im Innern reich an den gewaltigsten Erosionsformen. Doch haben sich die Gesteine, welche alle diese Berge bilden, erst in ganz junger geologischer Vergangenheit aus dem Meere niedergeschlagen — von dem sogenannten peloritanischen Gebirge bei Messina, das aus altkrystallinischen Gesteinen besteht, abgesehen, ist die Insel aus tertiären Schichten gebildet —; in noch jüngerer Zeit sind sie in die vielen Falten und Zickzackstellungen gepreßt worden, in denen wir sie vor uns sehen.

Der Hauptberg der Insel ist der Aetna, den ihre Bewohner noch heute schlechthin mit aus einem italienischen und einem gleichbedeutenden arabischen Worte zusammengesetzter Bezeichnung Mongibello, d. i. den Berg, nennen. Er ist bei einer Höhe von 3313 m der höchste und gewaltigste aller europäischen Vulkane. Unmittelbar aus der Meeresfluth steigt er mit seiner ganzen Höhe empor, und nur die gewaltige kreisrunde Basis, auf der er steht, läßt diese Höhe geringer erscheinen. Als Feuerberg ist er von den ältesten Zeiten an bis heute immer der Gegenstand angstvoller Verehrung für die Umwohner gewesen, das Ziel nachdenkenden Studiums der Forscher. Und doch ist er noch nicht ganz durchforscht und birgt noch unbekannte Gegenden und unverstandene Eigenschaften. Fortwährend gestaltet sich in Folge der seitlichen Eruptionen die Gestalt des Berges um. Der unverhältnißmäßig viel kleinere Vesuv äußert seine Thätigkeit nur aus dem centralen Schlote heraus, der in seinem Gipfel mündet; bei der Höhe des Aetna dagegen vermag die Lava nicht bis zum Gipfel aufzusteigen, sondern sprengt durch ihren ungeheueren Druck die Seitenwände auseinander und fließt tief unten am Berge aus, den Wohnsitzen der Menschen hierdurch leider am nächsten. Hunderte von Kegeln, die auf solchen seitlichen Ausbruchsstellen sich aufgeschüttet haben, stehen rings auf den Abhängen des Aetna; die vorletzte Eruption vom Jahre 1874 schuf in wenigen Stunden allein 35 derselben. Die Großartigkeit des Aetna, die sich immer mehr aufthut, je höher man an ihm emporsteigt, war wohl auch der Grund, daß man ihn als den Träger von Sicilien ansah. Aber Sicilien ist weit älter wie er. Die weite alte Meeresbucht, in der er sich erhebt, ringsum von steil aufsteigenden tertiären Sandsteinküsten umrandet, war fast so vorhanden, wie wir sie jetzt sehen, als er begann, sich seinen Riesenbau selbst aufzuschütten. Aber der Boden, auf dem er steht, ist geologisch doch sehr jung. Die Thon- und Kalkablagerungen, die das eigentliche Fundament des Berges bilden, enthalten zahlreiche Muscheln, die größtentheils noch jetzt in den sicilianischen Meeren lebenden Arten angehören, und Tuffe, die den ältesten Aetnabildungen zugerechnet werden, zeigen, daß die Myrthe und der Lorbeer auch damals schon auf seiner Schwelle blühten. Aber wann er den Anfang genommen, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls bestehen die tiefsten Küstenwände schon aus vulkanischem Gesteine und über diesem lagern jung-tertiäre Kalke.

Der ganze Berg hat sich allmälig aus sich selbst heraus aufgethürmt. Wenn auch die Hebung der nahen Küste sich in unzweideutigen Zeichen ausgeprägt hat, so hat sie doch am eigentlichen Baue des Vulkanes keinen Antheil. Ein Blick auf die Massenhaftigkeit der entströmten Laven läßt erkennen, daß auch diese allein schon vollkommen ausreichen, einen solchen Riesenberg in immer wiederholter Aufschüttung zu bilden. Die Laven z. B., welche im Jahre 1852 im Val del Bove ausbrachen, dessen ganzen Boden erfüllten und weiter abwärts Tausende von Ackern fruchtbaren, trefflich angebauten Kulturlandes bedeckten, sind ihrer Masse nach allein ausreichend, daraus zwei solcher Berge aufzubauen wie der Vesuv. Und solcher Ströme liegen Hunderte über einander. So ist der Aetna sein eigenstes Produkt, und keine fremde Kraft hat ihn bei seiner Arbeit unterstützt.

Gewaltig sind die Kontraste, die dieser Berg bietet: um

seinen Fuß herum liegen die fruchtbarsten und bevölkertsten Landstrecken Europas, die herrlichsten Gärten mit Weinreben, Palmen, Cypressen, Apfelsinen- und Citronenbäumen, Oleander, Magnolien und Brodbäumen — und der ganze obere Theil des Aetna ist eine weite Wüste, nur schwarze oder rothe Aschen und Schlacken, kein menschliches Wohnhaus, kein grüner Halm, kein lebendes Wesen. Zwischen diesen beiden Extremen liegt die Zone des Baumwuchses, der Wälder, nach oben hin in natürliche Grenzen eingeschlossen, während von unten her der Mensch sie stetig durch Erweiterung des Anbaues einschränkt. Ueber Nicolosi ist der Weinbau z. B. jetzt bis zu 1200 m emporgestiegen. Zusammenhängende Waldstrecken giebt es vornehmlich nur noch gegen Norden und Nordwesten; sie bestehen aus Kastanien, Eichen, Buchen, Ulmen, Birken und Nadelhölzern. Zwischen 900 bis 1400 m liegt der Kastaniengürtel, in dem auch Apfel- und Birnenbäume wachsen, dann folgen Eichen und höher hinauf Nadelhölzer, die einst hochberühmten, jetzt nur noch seltenen Tannen und die Föhren. Unter den Bäumen steht der Adlerfarren, der keine andere Pflanze neben sich aufkommen läßt, als die oft riesigen Pilze, die zum Theil bei den Bewohnern sehr beliebt sind. Es ist eine der allergenußreichsten Unternehmungen, durch alle die wechselnden Pflanzengürtel hindurch zu wandern und den Aetna zu ersteigen. Es ist nicht ohne Beschwerde, denn der Gipfel liegt sieben volle Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt (wenigstens nach Nicolosi zu), und nur ein Weg über wildes Gerölle führt die letzte Hälfte aufwärts, ein Gerölle, das jeder Fußwanderung spottet, das nur der sichere Huf des Maulthieres zu überwinden vermag. Aber der Lohn der Mühe ist größer, als ihn irgend ein anderer Gipfel, vielleicht in ganz Europa, zu bieten vermag.

Und nun folgt eine entzückende Schilderung des Rundblickes, den der Berg gewährt, und der grausigen Zerstörungen, die er anrichtet, die wir aber unsere Leser an Ort und Stelle selbst nachzulesen bitten; denn wir müßten die ganze Lasaulx'sche Arbeit hier abdrucken, wollten wir ihnen alle ihre Schönheiten und ihre Belehrungen vermitteln.

Lasaulx bespricht alsdann die übrigen vulkanischen Erscheinungen auf Sicilien, die Basalte des Val di Noto, des Kap Passero und im Westen der Insel die vielen Gasquellen und ausführlicher die mächtigen Schwefelablagerungen, Siciliens bedeutendste und fast einzige Mineralschätze, ihre Entstehung, ihr Vorkommen und ihre Ausbeutung. Die Schwefelproduktion (S. 32) ist für die Insel von ungeheurer Bedeutung; denn es ist ihre einzige größere Industrie. Auch das Leben der Häfen von Palermo, Catania, Licata und Porto Empedocle beruht größtentheils auf dem Exporte des Schwefels. Die dort verschifften Mengen sind außerordentlich bedeutend und betrugen noch im Jahre 1871 1 712 360 Kubikmeter. In neuerer Zeit liegt zwar die Schwefelindustrie sehr darnieder; aber dennoch wurden allein im Hafen von Catania, in den Monaten August und September 1878, über 15 Millionen Kilogramm verladen. Wenig erschlossen sind dagegen, hauptsächlich wegen des Mangels an Verkehrswegen, die reichen und mächtigen Steinsalzlager, so daß ihr Produkt mit dem bei Trapani, Marsala und Augusta gewonnenen Seesalz nicht konkurriren kann. Sonst werden an Mineralien nur noch Gyps, bunter Marmor und Bernstein gewonnen.

Sicilien ist zwar reich an Flüssen, richtiger Flußbetten, aber arm an Wasser. Nur drei Flüsse sind bedeutender: der Simeto, der Platani und der südliche Salso; alle anderen sind im Sommer fast immer trocken und bilden dann die Fiumaren, eine der charakteristischsten Erscheinungen der sicilianischen Berge. Blockanhäufungen, nach dem Meere zu immer feinkörniger werdend, nach oben wilde Felsenhalden bildend, bezeichnen eine solche Fiumare zur trockenen Zeit. Sie sind in ihren unteren Theilen die natürlichen Straßen im Sommer, wilde zerstörende Sturzbäche im Winter. Schiffbar von allen Flüssen Siciliens ist nur die kurze, aber durch ihre Papyrusstauden, die einzigen in Europa, berühmte Kyane bei Syrakus. Um so besser verstehen sich die Bewohner des wasserarmen Landes auf die künstliche Bewässerung, so daß die Insel doch durchweg gut bebaut ist, dreiviertel der ganzen Oberfläche sind kultivirtes Ackerland, das sich bis auf die Berge hinaufzieht. Auf den Bergkuppen, oft ganz auf den schmalen Gräten der Bergrücken liegen die Städte über dem Ackerlande. Denn in der Tiefe haust die Malaria, und gerade dort am ärgsten, wo das Land am fruchtbarsten ist, wie in der Ebene des Simeto bei Catania, wo der beste Weizen und treffliche Baumwolle gedeiht. Es giebt keinen Ort in Sicilien, mit Ausnahme der Küstenorte, wo nicht die gelbbleichen Gesichter das Herrschen des Fiebers verrathen.

Fast wichtiger noch als der Ackerbau ist die überall zunehmende Baumzucht; wie im Westen der Weinbau überwiegt, so im Osten die Kultur der Agrumi, der Orangen und Limonen. Die ganze Nord- und Ostküste von Palermo an über Messina bis nach Syrakus ist ein einziger Garten: unten an der Küste wachsen die Agrumi und Mispeln, höher hinauf Oliven, Weinstöcke, der Johannisbrodbaum und die Mandeln, endlich auf größeren Plateaus Sumach und Mannaesche mit Getreide untermischt. Und meist trägt derselbe Boden drei- oder vierfache Frucht zugleich: unten Gerste oder Hafer, dazwischen Opuntien, darüber den Oelbaum, an welchem sich der Weinstock emporrankt. Wie wichtig der Anbau von Orangen und Limonen ist, zeigt der Umstand, daß z. B. bei Palermo ein Hektar damit bestellter Boden etwa 3000 Lire Rohgewinn bringt, während die bestgepflegten Gemüse- und Obstgärten bei Paris kaum einen Reingewinn von 2500 Lire erreichen. Neben den Agrumi ist der Wein, welcher überall bis zu einer Höhe von 1000 bis 1200 m wächst, eine echt sicilische Kultur, der freilich keine besonders sorgsame Behandlung zu Theil wird, und ein bedeutender Exportartikel. Besonders von dem blühenden Hafen von Giarre-Riposto aus, das am Fuße des Aetna zwischen Catania und Taormina liegt, wird der billige und kräftige Rothwein in Mengen nach Bordeaux verschifft und dort verarbeitet. Wichtig ist ferner die anspruchslose Opuntie, welche zuerst der Fürst Biscari als vorbereitend für die Fruchtbarmachung des Lavabodens empfahl, und deren Beeren wegen ihres großen Stärkemehlgehaltes außerordentlich nahrhaft und dabei überaus billig sind. Dann die Tomate, welche für Sicilien als der Vertreter der ihr verwandten Kartoffel gelten kann und fast alle sicilianischen Speisen, obenan den Maccaroni, würzt. An sonstigen Früchten sind zu nennen Haselnuß, Apfel, Birne (diese drei namentlich auf den nördlichen Abhängen des Aetna), Feigen, Granatäpfel, Pfirsiche und Kirschen; doch nirgends bemüht man sich, besonders edele Sorten zu ziehen. Die Pflege des Maulbeerbaumes und die damit verbundene Seidenzucht hat in Sicilien in den letzten Jahren sehr abgenommen, und die Produktion erreicht lange nicht mehr die frühere Höhe.

Von weit geringerer Bedeutung als die Vegetation ist für Sicilien der Nutzen der Thierwelt. Eigentliche Viehzucht über das eigene Bedürfniß hinaus giebt es nicht; Rind- und Ochsenfleisch müssen die Gasthöfe zu Catania und Palermo zum Theil aus Neapel beziehen. Pferde sind, von den Städten abgesehen, selten und dienen mehr dem Luxus; nur Ziegen, Maulthiere, Esel und Schweine werden überall gezogen. Auch Wild ist wenig vorhanden, um so reichlicher

aber die Fische, an denen der Golf von Catania und der Markt in Syrakus besonders reich ist.

Den Beschluß des reizenden Büchleins macht eine höchst anziehende, oft drastische Schilderung der Sicilianer, welche wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen. Mögen sie Seite 44 überschlagen, wo von den ältesten Bewohnern der Insel die Rede ist und Iberer und Kelten leider als identisch behandelt werden, und sich dafür ganz dem Genusse der liebevoll ausgeführten Darstellung des Charakters der Sicilianer hingeben und mit dem Autor hoffen, daß mit den Eisenbahnen, der Schule und der Militärpflicht die letzten Reste des Brigantenwesens und der Maffia verschwinden werden, und daß dann Sicilien auch in diesem Punkte sich enger an Europa anschließen und weniger afrikanisch sein wird.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VI. (Erste Hälfte.)

Die Indianer und die Civilisation.

1. Die Krankheiten der Civilisation.

Eine genaue Betrachtung des Naturzustandes der nordamerikanischen Indianer und der übrigen Naturvölker zeigt uns also, daß sie lebensfähig sind, sowie ferner, daß die Civilisation für sie genau dieselbe Bedeutung hat wie für die heutigen Kulturvölker, nämlich einen befreienden, emporhebenden, fördernden und schließlich auch einen erhaltenden: denn sie giebt stets neue, stets erhöhte Kraft zum Leben. Die Civilisation ist eine durchaus natürliche Stufe in der Entwickelung der Völker, welche nur da nicht erreicht wird, wo äußere Hemmnisse, wo sich eine feindselige Natur dem natürlichen Entwickelungsgang menschlicher Erhebung übermächtig entgegenstellt. Je mehr ein Volk im Laufe der Generationen Kraft, die es von außen her aufnimmt (als Nahrung, Licht, Wärme, Klima u. s. w.), in innere Kraft (größere Bequemlichkeit, reichlichere Vorstellungswelt, schärferes Denkvermögen u. s. w.) umsetzt, je rascher wird es sich zu bestimmten Kulturzuständen emporheben, die ihm eigen sind und seine Verhältnisse darstellen. Je weniger dagegen ein Volk Kraft von außen aufnimmt oder je mehr es von der aufgenommenen Kraft wieder nach außen hin verwenden muß, je mehr es also kämpfen muß um die Existenz, um so weniger wird es in freier, eigenartiger Entwickelung leisten. Die Aufnahme jener Kraft von außen (von der ein Theil stets zum täglichen Leben verwendet wird) geschieht nach bestimmten physischen und psychischen Gesetzen, ist zunächst und vielfach immer so gut wie unbewußt und desto gleichmäßiger, je weiter man in der Geschichte der Menschheit zurückgeht. Verschiedenheit in den Leistungen der Völker wird nicht sowohl durch individuelle Verschiedenheiten der Einzelnen bewirkt, da diese Verschiedenheiten sich im Mittel ausgleichen, als vielmehr durch die Ungleichmäßigkeit der äußeren Einflüsse, die im Laufe der Zeiten sich (in Folge von Wanderungen) immer größer herausstellen. Daher ergiebt sich der Satz: die Civilisation steht in geradem Verhältniß zur Wirkung der äußeren Einflüsse, ihre Höhe ist der direkte Ausdruck der Gunst der letzteren. So finden wir sie bei den verschiedensten Völkern: bei Amerikanern (Mexiko, Peru, Tschirokesen), bei Mongolen (Chinesen, Japanesen — neben den ihnen nächst verwandten Aino —, Türken, Finnen), unter den Dravida bei Tamulen, Telinga, Kanaresen, unter den Nordafrikanern bei den Aegyptern; von den semitischen und indogermanischen Völkern brauchen wir nichts zu sagen, als daß neben sehr hoch kultivirten Stämmen andere von viel geringerer, ja kaum anfangender Kultur standen und stehen. Auch unter den Malaiopolynesiern mag man von einzelnen höher entwickelteren Völkern reden (Malaien, Tagalen) und ebenso sind unter den Negerstämmen (im engern Sinne) einzelne, denen man eine gewisse gar nicht ganz geringe Art von Civilisation keineswegs absprechen kann. Und da die letztere also eine natürliche, nicht künstlich gegebene oder von außen offenbarte Entwickelungsnothwendigkeit ist, so ergiebt sich, daß sie an und für sich keinen schädlichen Einfluß haben kann.

Auf der andern Seite aber, gerade weil die Civilisation eine natürliche Entwickelungsstufe ist, so wirkt alles Plötzliche, sprungweise Eintretende, alles was den natürlichen Entwickelungsgang unterbricht, für ihre Erreichung besonders gefährlich. Aus einer Raupe kann nicht plötzlich ein Schmetterling, aus einer Zwiebel nicht plötzlich eine Tulpe werden: die Entwickelung bedarf Zeit, und gewährt man ihr diese nicht, so geht der Organismus zu Grunde. Ganz ebenso ist es mit dem Gang der Civilisation. Wäre letztere etwas Aeußerlich-Heterogenes, was man wie ein Kleid an- und ausziehen könnte, so würde man weit weniger Gefahren durch eine plötzliche Nöthigung, dies Kleid anzuziehen, entstehen sehen. Allein sie ist nichts Aeußerliches: sie ist Phase der naturgemäßen Gesammtentwickelung des Menschen. Sie hat nicht bloß psychologische und historische, sie hat erst recht auch physiologische und naturwissenschaftliche Bedeutung. Denn die Aufnahme der äußeren Einflüsse, ihre Umsetzung in Kraft für Gegenwart und Zukunft (thätige und latente Kraft) ist natürlich von größter Wirkung auf das ganze somatisch-psychische Leben. Diese Wirkung besteht in allmäliger Umbildung des ganzen Organismus. Je günstigere und reichere Einflüsse statthaben, um so mehr wird derselbe von seinem ursprünglich (im Naturzustand) gegebenen Wesen zu größerer Leistungsfähigkeit umgebildet; je weniger reich sie sind, desto einfacher, gleichförmiger, unbeweglicher, unentwickelter bleibt der Organismus. Die Umänderungen, welche eintreten, sind von doppelter Art: erstlich bestehen sie in einer Summe von mehr weniger zahlreichen Gewöhnungen und Dispositionen des Körpers, des vegetativen Lebens, welche nur sehr allmälig erworben und nur durch lange Vererbung fest werden können; und zweitens bestehen sie in einer Summe von Veränderungen im Centralorgan des Menschen, indem sich eine stets größere Menge von Leitungsbahnen im Gehirn bildet und durch diese wieder sich das gesammte bewußte wie unbewußte Nervenleben total umändert. Derselbe Entwickelungsgang zeigt sich beim einzelnen Individuum wie bei

ganzen Völkern: ein Kind, welches man zwingt, früh reif zu sein, geht, wie die Erfahrung in vielen traurigen Fällen gelehrt hat, zu Grunde oder verkümmert; das Bild von einer übertriebenen Pflanze, welches man so gewöhnlich hierbei anwendet, ist mehr als Bild, es ist vollkommene Analogie. Ebenso ist es aus rein physiologischen Gründen so schwierig, so gefährlich für Wohlfahrt und Leben eines Volkes, wenn es durch historische Schicksale zu einem Sprung in seiner Entwickelung gezwungen ist. Je größer der Unterschied des frühern und des neuen Zustandes ist, desto gefährlicher ist der Sprung. Einen solchen Sprung nun, und zwar einen außerordentlich großen, muthet unsere heutige Civilisation den Naturvölkern zu.

Wollen wir nun die Einwirkung der Civilisation auf die Indianer schildern, so gerathen wir wieder in dieselbe Verlegenheit wie bei Schilderung ihres Naturzustandes: wir müssen das, was in äußerster Vielartigkeit und Verwickelung zu gleicher Zeit auf die Indianer einwirkt, das müssen wir in seine einzelnen Momente zerlegen und diese nach einander eingehend besprechen. So aber wirken sie nicht: vielmehr wurzelt gerade in diesem gleichzeitigen Einwirken und in der Massenhaftigkeit der gleichzeitigen Einflüsse die furchtbare Kraft ihrer verderblichen Wirkungen. Es ist wichtig, daß wir uns diesen Umstand immer gegenwärtig halten.

Diejenigen üblen Einflüsse der Civilisation, welche sie auf unentwickelte Völker nur durch sich selbst, durch die Eigenartigkeit ihrer Entwickelung gleichsam unschuldig und ohne es zu wollen ausübt, werden für uns von besonderm Interesse sein. Denn sie sind es besonders oder richtiger gesagt, sie sind es allein, auf welche sich die Theorie von dem tödtlichen Hauche der Civilisation, von dem natürlichen, gesetzmäßigen Hinschwinden nicht civilisirter Racen vor der Civilisation und also auch die Theorie von der größern oder geringern Vitalität, von der höhern und niedern Befähigung und Bestimmung oder Berufung der Racen stützen kann. Diese Einflüsse der Civilisation sind es, welche wir zunächst besprechen wollen: und zwar wenden wir uns zuerst zum Leben des ganzen Körpers, zum vegetativen Leben, um zu sehen, wie nach dieser Seite hin die Kulturvölker so viel günstiger gestellt sind, warum sie das sind und inwiefern ihre bessere Gewöhnung bei plötzlicher Berührung den Naturvölkern schaden kann.

Da sind es vornehmlich die Krankheiten, welche durch die Civilisation den Indianern und allen Naturvölkern gebracht sind. Diese Krankheiten sind sehr verschieden und namentlich die Art ihrer Mittheilung, die auch wieder sehr verschieden ist, muß uns interessiren. Theils nämlich scheinen Krankheiten unter den Naturvölkern auch dann schon zu entstehen, wenn sie mit ganz gesunden civilisirten Menschen in Berührung kommen, so daß also eine direkte Ansteckung durchaus unmöglich erscheint, die Krankheiten auch nur unter dem betreffenden Naturvolk, keineswegs aber unter den eingewanderten Trägern der Civilisation ihre Wirkung zeigen. Sie entstehen also ohne irgend welchen anderen ersichtlichen Grund als durch die Berührung mit den Weißen, und wir wollen sie deshalb vorläufig spontane Berührungskrankheiten nennen. Die zweite Klasse ist wesentlich anderer Art: es sind dies Krankheiten, die auf unmittelbarer Ansteckung, auf Uebertragung der Krankheiten selbst erkrankter Einwanderer beruhen. Die dritte Klasse kann man geradezu Civilisirungskrankheiten nennen: es sind mehr oder minder schwere Leiden, welche durch die Annahme der Civilisation, durch die völlige Veränderung der Lebensweise des betreffenden Volkes entstehen, welche in Folge dieser Veränderung eintreten.

Ueber die ersten Arten von Krankheiten läßt sich kaum etwas mehr sagen, als was ich schon in meiner frühern Abhandlung über das Aussterben der Naturvölker gesagt habe. Die spontanen Berührungskrankheiten sind namentlich für den Stillen Ocean, von der Osterinsel bis zu den Marianen vielfach beobachtet und behauptet, für Amerika weniger: doch erwähnt Drake [1]), daß in Neuengland kurz nach dem Scheitern eines französischen Schiffes an Kap Cod eine verheerende Krankheit unter den Indianern ausgebrochen sei. Das „congestive fever“, welches zwischen 1820 und 1830 am Columbia viele Opfer dahinraffte, soll nach der Ansicht der Indianer nach der Ankunft eines amerikanischen Schiffes ausgebrochen sein [2]). Besser beobachtet und verläßlicher sind Humboldt's oft wiederholte Angaben, daß die Ankunft von Schiffen aus Chile in Panama und Calao den Anfang großer Epidemien des gelben Fiebers bezeichneten, obwohl doch Chile selbst eines der gesundesten Länder der Welt sei und das Fieber nicht kenne. Allein zu wissenschaftlicher Behandlung sind alle diese Beispiele nicht zu verwenden, weil sie zu allgemein, zu wenig exakt sind; wie denn auch George Gibbs sehr mit Recht an der Richtigkeit jener Ansicht zweifelt, welche die Columbier hegten. Auch die Angaben aber, welche wir aus dem Stillen Ocean besitzen und die ich (Aussterben der Naturvölker S. 10 f.), zusammengestellt habe, sind sehr wenig exakt und zu wirklich eingehend naturwissenschaftlicher Behandlung absolut unverwendbar. Sollten sie wirklich exakte Einzelresultate ergeben können, so müßte man 1) den Gesundheitszustand der betreffenden Schiffe, nach deren Ankunft jene Krankheiten ausbrachen, genauer kennen, als ihn jene allgemeine Phrase schildert, die Mannschaft sei gesund und frei von jenen Krankheiten gewesen, welche in Folge des Besuches entstanden. Man müßte das Tagebuch des Schiffsarztes haben, oder vielmehr der Schiffsarzt müßte von Anfang der Fahrt an die Mannschaft behufs Aufklärung jener spontanen Berührungskrankheiten beobachtet haben; man müßte die Stationen der betreffenden Schiffe, die Lebensweise der Mannschaft daselbst genau kennen u. s. w. — Forderungen, welchen kaum je Genüge geleistet werden kann. Ebenso müßte man 2) den frühern Gesundheitszustand der später erkrankten Eingeborenen genau kennen, sowie ihre Lebensweise nach Abfahrt des Schiffes; man müßte genau wissen, wann und wie die Erkrankung eingetreten sei, genau die Art der Krankheit selber kennen — auch hier also lauter Forderungen, welche so ausführlich sich gar nicht erfüllen lassen. Wir können also nur ganz im Allgemeinen die Thatsache als richtig gelten lassen, daß gesunde Menschen zu solchen Völkern, die ihnen fern oder überhaupt fern vom Verkehr wohnen, Krankheiten bringen können, und zwar bei einem Besuch auch wohl ganz verschiedenartige Krankheiten.

Die Erklärung, welche ich vor 10 Jahren für diese Thatsachen gegeben habe [3]), finde ich durch die neueren Untersuchungen auf diesem schwierigen Gebiet nur bestätigt. Es sind folgende: alle diese spontanen Berührungskrankheiten sind kontagiöse Krankheiten, deren Kontagium, wie die Kontagien meist, auf trockenem Wege, durch die Luft u. s. w., übergeführt wird. Aber das Kontagium (mag man in demselben nun Spaltpilze oder irgend etwas anderes sehen) wirkt nur, wenn es einen ihm günstigen Boden, die richtige Disposition, findet. Diese Disposition (gleichviel, ob dieselbe auf einem bestimmten Stoff, der im Körper enthalten und Nahrung des Kontagiums ist, oder, nach Nägeli, in bestimmten chemischen Verhältnissen beruht, die zum Gedeihen des Kontagiums gehören) ist nun bei Einzelnen, aber auch bei

[1]) Bei Waitz 2, I, 164.

[2]) G. Gibbs in Contributions of North Amer. Ethnol. I, 208.

[3]) Aussterben der Naturvölker S. 12 f.

ganzen Stämmen und Völkern, sehr verschieden. Eine fortwährende höchst allmälige Infektion mit so minimalen Theilen des Kontagiums, daß eine eigentliche Krankheit nicht entsteht, sondern entweder gar keine merkliche Indisposition oder doch nur sehr geringe aber verwandte Krankheitserscheinungen auftreten, wie z. B. bei Pflegern von Scharlachkranken Halsbeschwerden und dergleichen — eine solche minimale allmälige Infektion kann nach und nach zu völliger Immunität gegen verschiedene Kontagien führen. Hierauf beruht das Einimpfen der Kuhpocken. So sind wir Kulturmenschen von verschiedenen Krankheiten mehr oder weniger „durchseucht“ und dadurch immun gegen dieselben, und zwar in Folge der Massenbeziehungen unseres Lebens, welche uns den verschiedensten Einwirkungen aussetzt. Denkbar ist es auch, daß verschiedene Kontagien einander paralysiren. So sind wir von einer Menge kontagiöser Stoffe umgeben, die auf uns keinerlei Wirkung oder doch keinerlei bedeutende Wirkung mehr äußern, da wir gegen dieselben immun sind, immun vielleicht nur durch individuelle Gewöhnung, aber auch in nicht seltenen und sehr stark wirkenden Fällen, immun durch Vererbung von Eltern, Großeltern, langen Generationen her [1]. In den meisten Fällen vereint sich beides. So können wir Kulturmenschen völlig gesund sein innerhalb einer Menge von Kontagien. Werden diese nun aber zu anderen Menschen gebracht, welche unsere Immunität nicht besitzen, sonst aber auch völlig gesund sind, so werden die letzteren, gleichviel ob das Kontagium direkt durch Berührung oder indirekt durch die Luft übertragen wird, erkranken: sie können je nach der Verschiedenheit der Kontagien und ihrer eigenen Disposition verschieden heftig und verschiedenartig krank werden. Hieraus ergiebt sich erstlich, daß jene spontanen Berührungskrankheiten mit diesem Ausdruck, den wir bisher anwendeten, nicht korrekt bezeichnet sind, denn auch sie sind durchaus nur kontagiös: daher benennen wir sie viel richtiger indirekt oder mittelbar oder latent kontagiöse Krankheiten, zum Unterschied von jenen direkt, unmittelbar, offenkundig kontagiösen Krankheiten, wie Pocken u. s. w. Und zweitens. Da diese Erklärung die ethnologisch-anthropologischen Thatsachen, auf welche es uns hier ankommt, völlig umfaßt, ohne irgend eine derselben unerklärt übrig zu lassen, so nimmt sie alles Räthselhafte vom anthropologisch-ethnologischen Gebiete hinweg. Wir sind weit entfernt zu glauben, daß die Lehre von den Kontagien nicht noch sehr dunkel, ja vielleicht noch ganz und gar hypothetisch sei; allein diese Dunkelheit trifft nicht das Verhalten der Völker zu einander, es betrifft die Natur der Kontagien. Man darf und kann in diesem Punkt durchaus nicht etwas anthropologisch „Mysteriöses“ oder „Räthselhaftes“ sehen [2]; noch weniger aber läßt sich dieser Sachverhalt irgendwie als Racenmerkmal hinstellen oder gar so erklären, daß die „niederen“ Racen die Nähe der „höheren“, die unkultivirte Menschheit die Nähe der civilisirten nicht vertragen könne, sondern von derselben wie von „einem giftigen Hauche“ getroffen aussterben. Vielmehr drittens, es ergiebt sich, daß sich die Kulturvölker genau ebenso gegen die Kontagien wie die Naturvölker verhalten. Auch bei ihnen finden wir solche mittelbar kontagiöse Krankheiten, wie denn nach Mac Culloch [3]) die Bewohner von St. Kilda (westlichste Hebriden) nach jedem Schiffsbesuch einen Katarrh bekommen. Auch andere von Humboldt erwähnte Beispiele besagen dasselbe. Ueberhaupt sind Fälle, wo gesunde Personen anderen gesunden Personen ein Kontagium von irgend welcher Krankheit übertragen, durchaus nicht selten. Kontagien aber, welche den Kulturvölkern noch fremd waren, wirken bei ihrem ersten Auftreten besonders stark, bis sie durch allmälige „Durchseuchung“ des ganzen Landstriches oder Volkes bei allgemein gewordener Immunität gegen sie allmälig erlöschen. Dies zeigt sich um so mehr, je tiefer man in die Geschichte der Kulturvölker zurückgeht; es zeigt sich aber ebenso auch in der modernen Krankheitsgeschichte, z. B. in der Geschichte der Cholera.

Wenn also bei den unkultivirten Völkern auf die geschilderte Weise kontagiöse Krankheiten eingeführt werden und wüthen, so ist dies nur ein Zeichen einfacherer, eingeschränkterer Lebensweise und daher minderer Durchseuchung. Auf der andern Seite sind auch die Fälle nicht selten, wo wir unkultivirte Völker an Kontagien oder wenigstens Stoffe, welche zu Kontagien werden können, angepaßt finden, denen umgekehrt die Kulturvölker erliegen: so die Anpassung an Malariagegenden, welche sich bei manchen Völkern, auch Indianerstämmen, vollzogen hat. Die Umgegend um den Kern River und White River (südl. Neukalifornien) ist heutzutage ganz unbewohnt wegen ihrer Malarialuft; dennoch finden sich alte Ueberreste einer Bevölkerung, welche einst diese Gegenden bewohnte [1]). In der Kiowa- und Comanche-Agency leiden die Weißen sehr von Malaria [2]); die Indianer dagegen vertragen die Luft daselbst gut. Das ungesunde Klima Floridas ist bekannt; dennoch sind auf der Halbinsel eine Reihe Völkerstämme einheimisch und keineswegs besonders kränklich. In dieser Angewöhnung an Malariamiasmen kann man im Wesentlichen nichts anderes sehen als eine Art von Durchseuchung, wie wir Kulturvölker sie so manchen Kontagien gegenüber zeigen. Daß übrigens auch amerikanische Stämme in vielen Gegenden der Malaria erliegen, daß man also nicht etwa in ihrem Verhalten den Malariamiasmen gegenüber ein Racenmerkmal sehen kann, das erhellt aus zahlreichen anderen Beispielen.

Aus allem Gesagten folgt von selbst, daß neue direkt kontagiöse Krankheiten besonders gefährlich sein müssen, deren ganze Art des Auftretens naturgemäß ein heftigeres ist. Vor allen am schlimmsten haben die Pocken gewüthet: doch auch sie unter den Indianern keineswegs mit höherm Procentsatz an Todten als unter den Europäern. Auch Mallery ist dieser Ansicht, die wir etwas näher begründen müssen.

Es ist unmöglich, und wäre für diese Blätter auch viel zu weitläufig, wenn wir alle Pockenepidemien aller nordamerikanischen Völker aufzählen wollten. Auch wäre damit nichts genützt: denn das meiste Material, was vorliegt, ist ein höchst ungenügend bearbeitetes und von keiner Tragkraft für kritisch-wissenschaftliche Behandlung. Denn da heißt es meistens nur: dies oder jenes Volk wurde von den Pocken arg heimgesucht, fast vernichtet und dergleichen. Allein die Kopfzahl des Volkes sowohl wie die Größe des Verlustes ist nur nach ganz ungefährer Schätzung, vielleicht auch gar nicht, bekannt, nach den Ueberlebenden wird gar nicht gefragt, kurz, die Mittheilungen sind so ungenau als möglich. Die Schätzung der Verluste ist meist ins Grobe sensationell übertrieben, oft — wenigstens von den meisten Berichterstattern — gewiß nicht mit Absicht, sondern in der Erregung durch das Geschehene, aus Mitleid. Stammen aber die Nachrichten von den Indianern selber, so verdienen sie vollends keinen Glauben. Häufig schloß man auch daraus, daß ein Volk nach einer solchen Blatternseuche von seinem frühern Wohnort verschwunden war, auf seinen vollständigen Ruin, ohne zu

[1]) Aussterben der Naturvölker, 13.
[2]) Darwin, Abstammung des Menschen, I, 210. Reise eines Naturforschers, übersetzt von Carus, 501.
[3]) Bei Darwin, Reise eines Naturforschers 501.

[1]) Kalifornier: Contributions of N. Amer. Ethnology III, 370. Shoshoni ebendaselbst 392. Pawnie, Ann. Rep. 1877, 95.
[2]) Ann. Rep. 1877, 89.

bedenken, daß die Ueberlebenden aus Furcht vor Ansteckung weggezogen waren und später nicht wiederkamen, weil sie sich an ihrer neuen Ansiedelung wohl gefielen und weil ihnen begreiflicher Weise die alte Heimath auch später noch nicht sicher erschien. So völlig unsicher ist das Material, welches über die Pockenwirkungen vorliegt: wir werden also von demselben nur sehr vorsichtig Gebrauch machen können.

Da tritt nun zunächst eine Behauptung Hearne's uns entgegen [1]), daß etwa neun Zehntel der nordamerikanischen Indianer an den Blattern zu Grunde gegangen seien. Völlig unmöglich: unsere obige Berechnung zeigt uns, daß seit 1600 die Zahl der ursprünglich anzunehmenden Indianer sich etwa um die kleinere Hälfte vermindert hat. Und was hat dabei nicht alles auf die Amerikaner eingewirkt! Krieg und leibliches Elend, Hungersnoth, ihre schlechte Lebensart u. s. w.: es liegt auf der Hand, daß Hearne den Einfluß der Pocken bedeutend übertrieben hat. Ja wir behaupten, daß die Pocken mit dem ganzen Heer der übrigen epidemischen Krankheiten die Indianer im Ganzen keineswegs decimirt, daß sie dieselben höchstens in ihrer naturgemäß raschen Vermehrung gehindert hat. Wir wollen damit die furchtbare Wirksamkeit der Pocken nicht leugnen, wir sahen ja schon oben, daß gleich nach ihrem ersten Auftreten (um 1630) die Huronen etwa 1200 Seelen (nicht bloß Männer, wie oben irrthümlich gesagt wurde), also etwa 8 Procent ihrer Gesammtzahl, verloren [1]); daß 1738 die Seuche unter den Cherokee noch stärker wüthete, indem dieselben, nach Adair's summarischen Angaben, von 30 000 auf die Hälfte, auf 15 000, zusammenschmolzen. Freilich hob sich die Volkszahl bald wieder. Nach Cranz starben 1733 etwa 3000 Grönländer an der Seuche, die von Dänemark her eingeschleppt war, und solche Beispiele ließen sich häufen.

[1]) Waitz, Anthropologie 2, I, 162.

[1]) Gallatin, Synopsis of the Indian tribes. Arch. Americ. II, 70.

Bilder aus den südlichen Wolga-Steppen.

Von A. Glitsch, Archivar der Brüder-Unität in Herrnhut.

II.

Das Steppen-Frühjahr.

Plötzlicher Anbruch des Frühlings. Das Schneewasser der Steppe. Das Eis der Ströme. Der Russe im Kampfe mit den Elementen. Frühjahrsreisen. Gefahren des raschen Uebergangs in den Lenz. Feldbestellung. Frühjahrsflora. Das Tulpenfest. Thierwelt der Steppe. Frühlingsviehmärkte. Fang der in Freiheit aufgewachsenen Steppenpferde. Ochsenkarawanen. Menschen als Zugvögel. Rasches Vergehen der Frühlingspracht.

Die stetige Kälte des Winters, von keinem Schlackerwetter unterbrochen, ruft fast den Gedanken hervor, als ob der alte Herr unter seiner Schneedecke eingeschlafen sei und das Aufwachen vergessen würde, so sehr ist Eis und Frost ihm zur Gewohnheit geworden. In der ersten Hälfte des April macht er gelegentlich einige matte Versuche aufzuwachen, die Sonne bemüht sich energisch zu scheinen, und einige vorwitzige und voreilige Staare rekognosciren das Terrain, schütteln aber die Köpfe und gehen wieder ab. Nähert sich jedoch der Monat seinem Ende, so erscheint Held Frühling, wirft sich wie ein Gewappneter auf den Alten, dessen Tage gezählt sind, faßt ihn bei den Ohren, zerrupft, zerzaust, zerquetscht und zermanscht ihn, daß oft nach dem kurzen Verlauf von acht Tagen auf dem Lande keine Spur mehr von dem alten Griesgram zu sehen ist. Ein wunderbar mächtiges, ungestümes Erwachen der Natur tritt ein. Die Sonne sendet mächtig ihre Strahlen vom klaren Himmel nieder und läßt sich durch den scharf wehenden Wind nicht beirren; sie meint es ernstlich. Das erste Wesen, das aus starrer Gebundenheit erlöst wird, ist der Schnee. Welcher Kontrast zwischen der Ruhe, die bis dahin über den Boden gebreitet war, und dem Leben, das nun beginnt! Der Schmelzproceß geht mit riesenhafter Geschwindigkeit vor sich, und der die Erde noch fesselnde Frost hat nicht Zeit zu weichen, um die befruchtende Nässe aufzunehmen; das Schneewasser schießt über sie hinweg. Ueberall sieht das Auge das Glitzern und Blitzen der kleinen Wasserbäche, die, an allen Orten entstehend, zusammenfließen, sich trennen, kleine Fälle bilden, oder sich zu Flächen ausbreiten; überall hört das Ohr den ersten Frühlingsgesang der Steppe, das Murmeln und Plätschern des lustigen Elements. Dieses Eilen und Jagen des Wassers nach den tieferen Stellen, die Mannigfaltigkeit, die sich in ihm zeigt, hat für den Beobachter viel Erheiterndes, im Hintergrund aber als bösen Dämon die „Furchtbarkeit der Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafft."

Das abströmende Wasser füllt nicht nur seine altgewohnten Bassins aus, sondern überfließt dieselben aller Orten; es hat nicht Zeit, auf den gewohnten Wegen den Flüssen zuzuströmen, sondern macht sich neue Bahnen. Steinernen Kern, Erdknochen hat die Steppe nicht; ihr Grundstock ist Thon, Lehm, Sand, und dieser kann, wenn ihn der Frost nicht mehr zusammenhält, der Macht des Wassers nicht widerstehen. Alle Hügelabhänge sind von Schluchten durchfurcht, die sich mehr oder weniger durch die Fläche zu den Flüssen hin fortsetzen. In diesen arbeitet das Wasser und wälzt Erdmassen in die Flüsse, tiefe und steile Schluchten bildend, die der Steppe in Ermangelung von Berg und Thal doch stellenweis ein romantisches Ansehen geben. Sie theilen und zerklüften sich, bilden Bergrücken und Kegel, welche sich aber freilich nicht über das Niveau der Steppe erheben.

Viel sonst brauchbares Land wird auf diese Weise verwüstet, und den künstlichen Wasserreservoiren, die den nöthigen Bedarf für den Sommer sichern sollen, werden die Dämme zerrissen; die entfesselten Wassermassen bedrohen Gärten, selbst Häuser mit dem Untergang.

Nur eine Erinnerung an den Winter bleibt für eine, wenn auch nur kurze, Zeit der Steppe, das Eis der großen Ströme. Dies kann sich nicht so schnell in den Schmelzungs-

proceß finden, sondern bildet fest und unbeweglich die Flußdecke und dient, wenn der Wagen nicht mehr durch die flache Grundsuppe der Erde auf dem noch festen Untergrund fahren kann, als einziger, praktikabler Weg. Und als solcher wird der Fluß, so lange es irgend möglich ist, benutzt, wie auch als Brücke zur Verbindung beider Ufer. Die kaiserliche Post fährt auf dem Flusse so lange, bis sie wenigstens einmal durchgebrochen ist und ihre Briefschaften auf dem Ofen der Poststube hat trocknen müssen; die Karawane benutzt diesen Weg, bis einige Wagen geschwommen haben; und der Uferbewohner rutscht auf dem Leib, mit einer langen Stange bewaffnet, die ihn beim Einbrechen im morschen Eise vor dem Untersinken schützen soll, von einem Ufer zum andern.

Der Russe entwickelt im Kampf mit den widerwärtigen Elementen eine Kühnheit, Besonnenheit, Ausdauer, die zu bewundern ist, denn selten hört man von Unglücksfällen, die bei solchen Gelegenheiten sich ereignet hätten. Aber eben die gegebenen Verhältnisse treiben ihn zum Wagniß. Alle größeren und selbst auch die kleineren Flüsse haben meist nur in der Nähe von Städten Brücken. Der Postweg wird nicht für eine so frequente Straße angesehen, um die Kosten einer Brücke zu tragen; den Sommer über fährt man durch die Furth, im Winter über das Eis. Nun kommt aber das Frühjahr. Das Eis wird morsch, trennt sich vom Lande; will man nicht, bis die Fähre im Gang ist, d. h. 8 bis 14 Tage, am Ufer eines kleinen Flüßchens liegen, so muß es gewagt werden, das Eis zu benutzen. An einzelnen Stellen hat es sich noch nicht vom Lande gelöst, diese dienen als Brücken zur großen noch festliegenden Scholle. Durch starkes Auftreten, durch Aufschlagen mit dem Axthelm wird die Stärke geprüft, die Pferde werden einzeln geführt, der Wagen an langen Stricken, damit die Last sich möglichst vertheilt, gezogen. Doch kann es auch leicht geschehen, daß der Reisende, sein Gefährt zurücklassend, auf über das Eis gelegten Brettern das andere Ufer erreichen und sich dort mit neuer Equipage versehen muß.

Ist das Eis geschmolzen und haben sich die Flüsse gefüllt, so vermittelt die Fähre die Kommunikation. Es treten aber auch Fälle ein, in denen der Fluß das Land weithin, also auch den Postweg seicht überschwemmt, so daß er nur für den Kundigen kenntlich ist. Oft führt er auf einem langen Damm hin, den man nicht verfehlen darf, und doch sieht man keine Spur von ihm; oft stehen die Brücken über den Bach im engern Sinn unter Wasser, und ihre Enden sind durch hohe Pfähle bezeichnet, die als Merkmale dienen. So bringt die Frühjahrsreise manche Gefahr, außer dem Risiko des langen Aufenthaltes vor den Flüssen.

Aber auch in anderer Beziehung kann das Frühjahr durch seinen raschen Eintritt und Verlauf verderblich werden, da bis Mitte Mai einzelne Nachtfröste im Hintergrund lauern. Die energische Wirkung der Frühjahrssonne versetzt den Saft der Bäume und Pflanzen in vorzeitige Cirkulation, die Blüthenknospen bilden sich überaus rasch und können durch einen Nachtfrost vernichtet werden; daher ist man genöthigt, die Kulturvegetation, wie im Winter gegen die Kälte, so jetzt gegen die Wärme zu schützen und zwar zum Theil durch dasselbe Mittel. Noch wenn die Sonne recht warm scheint, läßt man Pflanze und Baum in seiner Winterkleidung in Stroh gehüllt, oder unter einer Erddecke liegend; die Stämme der Obstbäume bestreicht man mit Kalk, damit sie die zudringlichen Sonnenstrahlen von sich abgleiten lassen oder zurückwerfen, und noch während der Frostperiode begießt man die Wurzeln der Bäume, so daß das Wasser an ihnen gefriert und Eisballen bildet, um auf diese Weise die Saftcirkulation aufzuhalten. Erst gegen Mitte des Mai kann man die Weinreben aus der Erde nehmen.

Ist nun der Frost aus dem Lande gewichen, so muß der Ackerbauer rasch die Zeit benutzen, in welcher der lehmige Steppenboden für den Pflug zugänglich ist, da in wenig Wochen die Sonnengluth ihn in Fels verwandelt. In dieser Zeit schon haust der Russe wochenlang auf freier Steppe, da die Felder häufig fern von dem Dorfe liegen. Während ihm die Lenzessonne am Tage den Schweiß auf die Stirn treibt, birgt er sich in den kühlen Nächten auf feuchtem Boden unter den Pelz, seinen getreuen Begleiter das ganze Jahr hindurch; denn der Russe liebt es, warm zu schlafen. Außer den Getreide-, Senf-, Sonnenblumen- (aus deren Kernen Oel gepreßt wird), Lein- und Hanffeldern werden auch die für die russischen Südfrüchte, Gurken, Kürbisse, Melonen und Arbusen bestellt, welche letztere für den Herbst Labsal und dem gemeinen Volk tägliche Nahrung bieten sollen. Die künstlichen Wasserreservoire für Gärten und Wiesen, ein in dem heißen Sommer unentbehrliches Erforderniß, werden geschlossen, um möglichst viel von der Winterfeuchtigkeit in Reserve zu behalten. Aber auch die schon vorher erwähnten natürlichen Wasserbecken der Steppenseen füllen sich, das Schilf wächst massig auf und bildet undurchdringliche Dickichte; kurz der Blick auf diesen augenblicklichen Wasserreichthum der Steppe läßt nicht die ihm so bald folgende Dürre ahnen.

Ebenso aber, wie der Mensch, ist auch die Natur nicht unthätig geblieben, sondern benutzt die günstigen Bedingungen, ihre Auferstehung zu feiern. Fast fußtief in der Erde beginnen die Zwiebelwurzeln der Steppenblumen zu schwellen und ihre langen Triebe durch das Erdreich an das Licht zu drängen; das Gras sproßt, zwar nicht rasenmäßig, sondern in einzelnen Büscheln, machtvoll auf und erreicht Mannshöhe; Tulpen, Scylla, hohe Königskerzen, Rittersporn, Ginster, Maiglocken, vanilleduftende Irisarten, Mandelblüthe, braune Glockenblumen, Veilchen und Sternblumen schmücken die Steppe mit bunter Färbung; dazwischen bedecken den Boden die vielen Wermuthsarten in den mannigfachsten Schattirungen des Grüns vom Gelb bis zum Blau, und erfüllen die Luft mit köstlichem aromatischen Duft. Die Schlehensträucher sind mit Blüthenschnee bedeckt, und der wilde Apfelbaum prangt in seiner hellröthlichen Pracht. Das Kamelskraut mit seinem, selbst dem Bein des Pferdes empfindlichen, Stachel sproßt auf, und nicht zu nennen und herzuzählen sind die Geschlechter und Arten der Steppenpflanzen, die jetzt ihre Existenz zur Geltung bringen.

Das Schönste und Charakteristischste ist der Tulpenflor, der stellenweis die Steppe übersäet. In allen für diese Pflanzengattung möglichen Farben, vorherrschend in Roth und Gelb, den den Mongolen heiligen Farben, wiegen sie sich im Frühlingswind auf ihren langen Stengeln und beleben das frische Grün. Die Blüthe selbst ist bei den verschiedenen Arten verschieden groß und erreicht nicht ganz, oder doch nur ausnahmsweise die Größe der Gartentulpe, hier aber bringt es thatsächlich die Menge; diese Massenhaftigkeit dieser Sterne der Aue giebt der Steppe eine zeitweilige Verklärung. Jung und Alt freut sich auf diesen Brautschmuck der Natur, und keines unterläßt es, zu diesen Frühlingsrepräsentanten hinaus zu wallfahrten. Dies Volksfest (denn so kann man es nennen) bietet von den höheren Punkten des Steppenplateaus gesehen einen reizenden Anblick dar. In den Blumen verstreut stehen die leichten Droschken, die die Besucher hergetragen; die Pferde sind entschirrt und weiden mit gespannten Füßen auf dem duftigen Steppengras. Hier und da sieht man eine Gruppe in der Nähe eines Kochfeuers, über dem der Kaffee bereitet wird, dessen Wärme bei dem immerhin empfindlichen Frühlingswind recht erwünscht ist. Alt und Jung aber hält nicht lange bei diesen materiellen Genüssen aus, sondern wendet sich bald wie-

der zu dem „Weiden in den Blumen“. Besonders thätig dabei sind die Kinder; sie werden nicht müde, den bunten Frühlingskindern nachzugehen, die Händchen mit Sträußen zu füllen und sie den Müttern zu bringen. Schließlich wird die Fülle dieses Steppensegens, von dessen Verminderung auf dem Lande man keine Spur bemerkt, in die Droschkenkästen gepackt, die Pferde und ihre Geschirre werden ebenfalls festlich geschmückt, und wie in einem Brautzug hält man seinen Einzug im Wohnort, in den Häusern, deren Zimmer in den nächsten Tagen noch im reichsten Schmuck prangen und von dem zarten Duft, den diese Blumen nur in großer Menge merkbar ausströmen, erfüllt sind.

Gleichzeitig stellt sich auch das Thierleben der Steppe ein. Vor Allem ist da das Federwild vertreten. Bald nach dem Milan, dem sichern Frühlingsboten, zeigt sich der stolze Seeadler über dem Strom schwebend, der Pelikan in seiner plumpen Gestalt mit den boshaft dummen Augen und dem Fischsack am Schnabel auf den Sandbänken. Die Reiher tragen auf den Bäumen zu Neste, unter ihnen glänzt der Silberreiher mit seinem blendend weißen Gefieder. Enten und Gänse in den verschiedensten Gattungen sammeln sich an den freiwerdenden Gewässern, ruhen auf den treibenden Eisschollen, in welche die steinerne Decke des Flusses zerfallen ist und suchen ihre Brüteplätze auf den Inseln oder an den oben erwähnten Steppenteichen auf. Am hohen Lehmufer der Wolga sehen wir unzählige kleine Höhlen, die Bergungsorte und Nester der Goldschwalbe oder des Immenwolfs, der durch sein buntes, hellleuchtendes Gefieder lebhaft an die Vögel der Tropen erinnert. In manchen Gegenden macht er durch seine Anzahl die Bienenzucht geradezu zur Unmöglichkeit, da die Stöcke von ihm förmlich umlauert werden. Auch der Hudhud oder Wiedehopf mit seinem lebhaften Gefieder und der hohen Federkrone ist eine Zierde der Steppe. Kraniche von verschiedenen Arten, unter denen sich der Jungfernkranich (auch die Numidische Jungfrau genannt) auszeichnet, die Trappenarten stellen sich ein, um dem Brutgeschäft obzuliegen. Von kleinerm Geflügel sind es besonders verschiedene Lerchenarten, welche mit ihrem Gesang die Luft erfüllen; dazu kommen noch die Schnepfen, Tauben und andere Zugvögel, so daß es zu dieser Zeit der Steppe an Leben wahrlich nicht fehlt. Von Vierfüßlern bietet sie weniger Arten. Der Hase ist als Jagdthier stark vertreten und wird hauptsächlich des Felles wegen geschossen. Kleinere Nagethiere sind reichlich, zum Theil zahllos, vorhanden: so die Springhäschen, der Gestalt nach das Känguruh im Kleinen, Dipus, niedliche, aber sehr dumme Thierchen, Ziselmäuse, eine wahre Landplage, wie überhaupt Mäuse verschiedener Art; ferner die Blindmaus mit unter dem Fell liegenden Augenandeutungen; die Bisamratte mit moschusduftendem Schuppenschwanz und andere. Also nicht bloß in der Luft, auch auf dem Erdboden Leben!

Und der Mensch? Auch dessen Verkehr beginnt nun auf der Steppe. Die Bauern ziehen mit ihren Pflügen, Wagen und Ochsen auf das Land, die Kalmücken treiben ihr an Zahl und persönlichem Gewicht zusammengeschmolzenes Vieh auf das köstliche Steppengrün, das es in wenig Wochen wieder rund und voll macht, wenn es ihnen auch keine kernige Kraft verleiht. Kränkelnde Stücke werden auf das Steppengras gestellt und erholen sich bei dieser Frühlingskur wunderbar rasch.

Nun beginnen die Frühjahrsmärkte der Städte. Von allen Seiten sieht man da die Nomaden mit ihren Herden von Pferden und Hornvieh viele Tagereisen weit herbeiziehen; denn Futter haben sie unterwegs überall. Auf großen Flächen vor den Städten stellen sie sich auf; Herden bedürfen keiner Einzäunung oder Absonderung, sie sind es gewöhnt, zu Schutz und Trutz auf freier Steppe beisammen zu bleiben. Selbst die munteren Pferde mit borstenartig kurz geschnittener Mähne schmiegen sich aneinander. Ist nun ein Kauf auf ein einzelnes Stück derselben abgeschlossen, dann gilt es zuerst, sich desselben zu bemächtigen, und eben darin besitzen die Kalmücken eine große Geschicklichkeit. Auf raschem Renner, die Fangschlinge in der Hand, drängt sich der Fänger in die Herde, die 200 bis 500 bis 1000 Stück enthalten kann, hinein; die Pferde weichen aus, zerstreuen sich aber nicht; nur dasjenige Thier, auf welches es abgesehen ist, sucht sich zuerst, sobald es die Absicht merkt, in der Herde zu verbergen, bricht aber endlich heraus und nun beginnt das Wettjagen auf freiem Felde.

Der Kalmück wirft die Schlinge nicht aus weiter Entfernung, sondern nähert sich möglichst seiner Beute; sein Reitpferd muß also eines der vorzüglichsten sein. Die Jagd geht querfeldein durch Schlucht und Thal, über Hügel und Fläche, durch Gebüsch und Gestrüpp; Platz ist ja vorhanden. Endlich wird der Flüchtling eingeholt, die Schlinge fliegt ihm um den Hals, aber er ist noch fern davon, sich gefangen zu geben; im Gegentheil verdoppelt er seine Anstrengungen, zu entkommen. Oft entreißt er den Fangstrick den Händen des Kalmücken und dieser ist genöthigt, im vollen Jagen sich seitwärts bis auf die Erde herab zu beugen, um das auf derselben schleifende Seil wieder zu fangen. Ist schließlich das gejagte Thier so ermattet, daß es stehen bleibt, so springt der Kalmück vom Pferde, setzt sich auf die Erde und sucht nun das sich sträubende heranzuziehen. Während dessen sind andere Reiter zu seiner Hülfe herangekommen, nähern sich von beiden Seiten vorsichtig zu Fuß, und suchen das Pferd gleichzeitig bei den Ohren, einem empfindlichen und zugleich handlichen Körpertheil, zu fassen. Ist ihnen dies gelungen, so wird ohne große Schwierigkeit dem Wildling, der bis dahin weder Stall, noch Zaum, noch Sattel gekannt hat, eine Halfter umgelegt und er dem Käufer zugeführt. Da bei dem Einfangen das Thier Schaden nehmen kann, so richtet sich der Preis danach, ob es vor oder nach demselben vom Käufer übernommen wird; im letztern Fall ist er natürlich höher. Viel Mühe kostet es nun noch, dem Pferde Gebiß und Sattel anzulegen, oder gar es an den Wagen zu spannen, worüber oft Wochen vergehen. Manche Thiere sind schwer zu bewegen, auch nur den Stall zu betreten. Der Preis eines solchen wilden zwei- bis dreijährigen Steppenpferdes war vor 10 Jahren 15 bis 30 Rubel.

Doch zurück zur Steppe und ihrem Frühjahrsleben, zu der Kommunikation, die theils auf dem Fluß, theils auf dem Lande stattfindet.

Neben den Waarenbarken, die von Pferden oder Menschen gezogen werden, neben den Booten und Fischerkähnen, die sie beleben, findet auf den größeren Strömen Fracht- und Personendampfschifffahrt statt; und das Erscheinen des ersten Dampfers im Frühjahr erweckt den frohen Gedanken, daß man endlich wieder mit entlegeneren Gegenden in Verbindung steht. Wenn auch manche Theile des Steppenlandes vom Dampfroß durchflogen werden, so bestehen daneben noch immer die althergebrachten Ochsenkarawanen, die mit knarrenden Rädern Rußland durchziehen. Für sie ist zu beiden Seiten der Landstraße ein bestimmter Streif Landes reservirt, auf dem sie lagern und die Ochsen weiden können. Denn diese Karawanen kehren nirgends ein, sondern nächtigen stets unter freiem Himmel. Bei der ihnen eigenen langsamen Bewegung, bei welcher die Zeit gar nicht in Anschlag kommt, hat es nichts auf sich, wenn am Morgen stundenlang nach den verlaufenen Zugthieren gesucht werden muß, besonders, wenn eins oder das andere von kalmückischen Dieben gestohlen worden ist. Große Gefahren bringen den

Viehherden der Steppendörfer diese Karawanen durch die öfters vorkommende Verschleppung der Viehseuche, denn ein an dieser Krankheit verendetes Stück wird, nachdem ihm die Haut abgezogen worden ist, den Wölfen und Raubthieren zur Beute auf der Steppe liegen gelassen, und da kann es nicht fehlen, daß Herdenvieh in seine Nähe und in Berührung mit ihm kommt.

Dies Ziehen mit Karawanen ist, wie oben bemerkt, ein den Russen und besonders den Kleinrussen angenehmer Lebensberuf, zumal sie im Sommer wenig von den Unbilden der Witterung zu leiden haben. Dagegen sind die Insekten der Steppe, Fliegen, Bremsen, Mücken und Muskiten, die mit Heeresmacht auf sie eindringen, ihnen zu großer Unbequemlichkeit, und sie suchen sich durch starke Gerüche gegen sie zu schützen. Zu dem Ende schmieren sie ihre Leinwandkleidung mit ihrer Wagenschmiere, dem Birkentheer, ein, wodurch dieselbe allerdings kein sehr reinliches Aussehen erhält. Auch im Sommer sieht man Pferdekarawanen, ja sogar dreispännige Frachtwagen durch die Steppe ziehen, um Güter zu transportiren, die nach unseren Begriffen Eilgut genannt werden könnten.

Als ich vorhin von den Zugvögeln sprach, hätte ich gleich anderer Zugvögel erwähnen können, die eine ähnliche Lebensweise führen. Dies sind einzelne Klassen des Russenvolkes, die Zimmerleute, Maurer, Brettschneider, Ziegelstreicher und andere. Diese verlassen im Frühjahr ihre Heimathdörfer im obern Rußland, in denen sie den Winter verbracht haben, und ziehen in Artellen, d. h. Gesellschaften, deren Glieder im verantwortlichen Verhältniß zu einander stehen, in die südlichen Gouvernements, um dort für den Sommer Arbeit zu suchen. Sie könnte man ebenfalls unsere Frühlingsboten nennen; manche kommen schon vor Anbruch des Frühlings, manche aber, und das sind insonderheit natürlich die Maurer, erst im entscheidenden Augenblick oder später, d. h. wenn das Eis der Flüsse im Aufgehen begriffen ist, so daß sie häufig kurz vor ihrem Eintreffen ein unfreiwilliges kaltes Flußbad genommen haben. Doch das hat nichts zu bedeuten. „Nitschewo!“ (Nichts) das ist das Wort, mit dem der Russe ein jedes Mißgeschick, das ihn trifft, parirt, so daß es ihm nicht tiefer als bis auf die Haut geht.

Mit diesem fröstelnerregenden Bilde sei die Reihe der Steppenfrühlingsbilder geschlossen. Nur kurz, 2 bis 3 Wochen, dauert die Brautzeit der Steppennatur; während derselben schon hat der häufig wehende Wind die Oberfläche des Landes abgetrocknet; von Tag zu Tag wächst die Sommerwärme und dringt, wie die Kälte im Winter, in die Erde hinein; ehe man es sich versieht, ist der Sommer da.

Bei all seiner überwältigenden Schönheit ist unser Steppenfrühjahr ein besonders drastisches Bild der irdischen Vergänglichkeit, wie wir es von den Sängern der heiligen Schrift oft angewendet finden. Sie hatten eben jene Lenzespracht der Steppe vor Augen, wie sie so rasch, gar so rasch vergeht, und so lag ihnen die Parallele mit dem Menschenleben, seiner Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, nahe. „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf der Steppe, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“ (Ps. 103, 15. 16). „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen“ (1. Petri 1, 24).

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der „Courier“ von Tlemsen in Algerien berichtet von einer merkwürdigen Entdeckung, die unlängst bei dem malerischen Wasserfalle dort gemacht worden ist. In der Nähe desselben hatten ein paar Minirer einen mächtigen Felsblock losgesprengt und fanden beim Forträumen des Schuttes den Zugang zu einer Höhle, deren Boden mit Wasser bedeckt war. Die Leute bauten sich also ein rohes Floß, versahen sich mit Lichtern und fuhren auf dem unterirdischen Flusse hin, der 60 m weiter in einen großen See klaren Wassers mündete. Die Decke der Höhle war sehr hoch und mit prächtig gefärbten Stalaktiten bedeckt. Bei der Weiterfahrt mußten sie stellenweise zwischen den zu riesigen Säulen vereinigten Stalaktiten und Stalagmiten ihr Floß hindurchlenken. Am Ende des Sees angelangt, fanden sie einen breiten nach Süden gehenden Kanal, in welchem das Wasser ruhig dahinfloß. Derselbe ist wahrscheinlich eine breite Spalte, deren anderes Ende bei Sebdou liegt, und deren Untersuchung von dort aus bisher nicht geglückt ist. Die Entdecker schätzen die von ihnen unterirdisch zurückgelegte Strecke auf 3 km und die Breite des Sees auf 2 km und brachten eine Anzahl blinder Fische mit, welche ihr Floß umschwärmt hatten.

— Eben (23. Juli) wurde das 3. Heft der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ ausgegeben, welches außer manchen, unseren Lesern schon bekannten Nachrichten von den zahlreichen Expeditionen der Gesellschaft namentlich vieles über und von der Rohlfs'schen Reise bringt. Die Berichte von Rohlfs beginnen mit einer ausführlichen Beschreibung der Oase Dschofra in Tripolitanien, ihrer 1500 Einwohner zählenden Hauptstadt Sokna, und ihrer Orte Hon (2000 Einw.) und Uadan, das 1500 Einwohner hat und meist von Schurfa, d. h. Nachkommen Mohammed's, bewohnt wird. Die Bewohner Soknas sind Berber. Ihnen gehört der Grundbesitz, und namentlich die Gärten können von den in Sokna wohnenden Arabern nicht erworben werden. Letztere können wohl die Palmbäume, aber nicht die Gärten, in denen sie wachsen, kaufen. Selbst wenn ein Garten durch Erbschaft rechtmäßig einem Araber zukommen sollte, geht er an Seitenverwandte über, und da ganz Sokna eine Verwandtschaft bildet, fehlen diese nie. Diese komplicirten Verhältnisse sind oft genug Ursache zu blutigen Zwisten, nicht nur zwischen den Ortschaften, sondern auch innerhalb einer einzelnen Stadt.

Am 11. März dieses Jahres verließ die Expedition Sokna und erreichte über abwechselungsloses, aber versteinerungsreiches Terrain am 18. die Oase Sella, welche bisher nur von Moritz von Beurmann besucht worden war. Auf dieser noch von keinem Europäer betretenen Route herrscht die Eigenthümlichkeit, daß stets die sämmtlichen Verzweigungen eines Wadi einen und denselben Namen führen, wodurch der Reisende leicht in Verwirrung gerathen kann, weil man manchmal an einem Tage drei bis vier Wadis überschreitet, welche alle denselben Namen führen oder sich höchstens durch die Beiwörter „klein“, „groß“, „östlich“, „westlich“ u. s. w. unterscheiden.

Nachdem in Sella Kamele gemiethet und ein Wüstenführer angeworben worden, ging es am 20. März weiter nach Audschila, und zwar, da der gewöhnliche Weg über

Maradeh durch Räuberbanden — jetzt überhaupt eine Geißel der sonst wegen ihrer Sicherheit gerühmten tripolitanischen Straßen — unsicher gemacht wurde, auf einem südlichern, welcher durch ein wahres chaotisches Durcheinander von zahllosen Felsblöcken, sogenannten Zeugen (témoins), führt. Hierbei wurde eine bisher unbekannte und unbewohnte Oase, Abu Naim (d. i. „Vater des Schlafes" oder „des Traumes"), unter $28^1/_2{}^0$ nördl. Br. und $16^1/_2{}^0$ östl. L. Paris entdeckt. Sie hat nur schlechtes schwefelhaltiges Wasser, aber Palmbäume, die ebenso wie die ganze Oase herrenloses Gut sind. Nur zur Zeit der Dattelreife finden sich Angehörige verschiedener Stämme ein, um zu ernten, wobei es nicht selten blutige Köpfe setzt. In der Nähe soll Schwefel gefunden werden.

Jenseit der nächsten Oase Dschibbena kam die Expedition in die trostloseste Einöde, die man sich nur denken kann, eine fast vegetations- und thierlose, ganz mit kleinen Kieselchen und grobem Kies überstreute Fläche. Dazu herrschte fast unaufhörlich ein fürchterlicher Sandsturm, der bald glühendheiß aus dem Süden, bald kalt aus dem Norden, aber immer mit großer Heftigkeit wehte. Am 2. April wurde Audschila erreicht, wo der Empfang kein allzu freundlicher war. Es gelang hier der Expedition festzustellen, daß der Ort nicht, wie Rohlfs selbst früher angegeben hatte, unter dem Meeresspiegel liegt, sondern vielmehr $27^1/_2$ m über demselben. Am 4. April war sie in Dschalo, wo die Kinder sich geradezu frech gegen sie benahmen, und stieß dort auf die schon früher (S. 47) von uns erwähnte Schwierigkeit, einen Führer nach Süden, nach Kufra und Wadai, zu erhalten, was beide Reisende nach einander veranlaßte, in Bengazi Hülfe zu suchen, d. h. etwa 50 deutsche Meilen weit bis an die Mittelmeerküste zurückzugehen. Schon standen die Dinge so schlimm, daß selbst ein Scheitern der ganzen Expedition nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, als mit der Ankunft des neuen Gouverneurs der Kyrenaika (seit Kurzem ein eigenes Wilajet), Ali Kemali Pascha, eine Wendung zum Bessern eintrat. Derselbe hatte auf Verwendung des deutschen Botschafters in Konstantinopel den bestimmten Befehl von der türkischen Regierung erhalten, die Expedition auf jede Weise zu fördern. Nun erhielt dieselbe eine Eskorte von etwa 80 Suyas — den arabischen Herren der Oase Kufra und denselben Leuten, die sich früher geweigert hatten, mit ihnen zu gehen —, welche sie bis nach Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, geleiten soll. Zur Beförderung des Gepäcks dienen 22 Kamele, außer den Lastthieren, welche die Eskorte mit sich führt. Die Mitglieder der Expedition erfreuen sich insgesammt der besten Gesundheit und hoffen, im Oktober dieses Jahres von Abeschr aus wiederum Nachricht von sich geben zu können.

— Der Sklavenhandel im ägyptischen Sudan hat in diesem Frühjahr einen vielleicht auf lange Zeit hin fühlbaren Stoß erhalten — denn ganz wird er wohl nicht eher aufhören, als bis manche Institutionen des Islam sich geändert haben. Gessi, der bekannte Umsegler des Mwutan, jetzt für seine Siege über die Sklavenhändler und ihren Anführer Suliman Sibér zum Pascha ernannt, schreibt nämlich aus Dem Idris, 19. April 1879, an Konsul Hansal in Chartum unter anderem Folgendes (s. Oesterreichische Monatsschrift für den Orient 1879, Nro. 7, S. 124. Vergl. auch „Globus" XXXV, S. 287): „ . . . Sie werden bereits jetzt in Kenntniß sein, daß von Suliman (Sibér) nur noch eine traurige Erinnerung geblieben ist. Total geschlagen nach elf Gefechten, mußte er am 28. des vergangenen Monats seine befestigte Position verlassen, welche wir nach einem Gefecht von $11^1/_2$ Stunden einnahmen. Allein unsere Munition war zu Ende und wir mußten in unserer alten Position bleiben, bis wir von irgendwo Kriegsvorrath bekommen konnten. Er floh nach seiner Seriba, welche er befestigen ließ; jedoch seine Flucht war ein Désastre, nur mit 800 Mann konnte er in seine Seriba einkehren; alle anderen sind zu Tausenden desertirt. Nun, Gott sei Dank! haben wir genug Vorrath und Munition bekommen, und ich hoffe, mit Anfangs Mai ein Ende zu machen... Was Sie aber erfreuen wird, ist, daß ich den Sklavenhandel total vertilgt habe. Ueber tausend Araber, welche von diesem unmenschlichen Handel lebten, sind erschossen oder aufgehängt worden. . . Uebermorgen gehe ich den letzten Boulevard des Sibér einnehmen. Ich bin so weit gesund und aus dem ganzen Gemenge glücklich herausgekommen und hoffe, noch nach Chartum zu kommen, um meine Freunde zu besuchen."

— Am 21. Juli erhielt die „Church Missionary Society" ein Telegramm, welches die glückliche Ankunft ihrer Missionare in Uganda, dem Reiche Mtesa's auf der Nordküste des Victoria Njanza, meldete. Von den vier Geistlichen, welche ursprünglich die Reise unternahmen, wurde einer durch Krankheit zur Umkehr gezwungen, während die übrigen ihr Ziel erreichten und von Mtesa sehr herzlich empfangen worden sind (vergl. „Globus" XXXIV, S. 48, XXXV, S. 287).

— Dem letzten datumlosen Briefe des Afrikareisenden Schütt, geschrieben am rechten Ufer des Flusses Tschikapa (Quicapa) unter 8° 32′ südl. Br. und 21° 35′ östl. L. (wohl von Paris), entnehmen wir Folgendes:

„Von Cafuxi aus machten wir einen vergeblichen zweiten Versuch, zwischen den Bangala und den Hollo durch über den Quango zu kommen. Der Neid des erstern Volkes, das glaubte, wir würden im Elfenbeinlande ihnen den Handel verderben, der einzig in ihrer Hand und von Süden her in der der Quioco (Kioko) ist, verstand sogar, die wilden aber sonst apathischen Hollo gegen uns aufzubringen. Alles stand in Waffen gegen zwei Mann, denn unsere Träger, die nichts zu verlieren hatten, liefen bei jeder Gelegenheit davon. So gingen wir südlich ins Songoland, wo man sich begnügte, uns gehörig auszurauben, aber mit guter Manier; wir passirten den Quango an Pogge's Uebergangsstelle auf einer selbstgebauten Brücke und gelangten, trotz der ungünstigen Jahreszeit, über die unzähligen Sümpfe des Hochplateaus, der Erzeuger aller dieser Wässer, die sich unten im Zaire vereinigen, nach Quimbundo. Dieser Ort, sowie der ganze Pogge'sche Weg dahin sind jetzt verlassen und aufgegeben; Saturnino ist wenige Zeit nach Pogge's Abreise von dort zurückgekehrt und nicht wieder hingegangen. Von dort aus unternahm ich mit dem Reste der Träger, die unterwegs nicht ihre Last weggeworfen hatten und fortgelaufen waren, die Reise nach Norden, von der Alle sagten, kein Weißer komme durch die Quioco durch, die das ganze Land in Besitz genommen haben. Wir sind jetzt zwar noch nicht durch, aber wir haben einen großen Strom zwischen uns und der Heimath der Träger, und diese können nun nicht anders, als mir folgen. Ich will über den Cassaï und Lulua zu dem mythenhaften Volke der Caschilanga (wohl die als Kannibalen bezeichneten Casselange der Pogge'schen Karte Red.) gehen, die bis an den Lualaba wohnen sollen.

Ich habe eine exakte Aufnahme in gleichem Maßstabe wie die drei ersten Blätter (d. h. seine Karte des Rio Quanza in 1 : 400 000) mit Terrainschichten vom ganzen Lande der Bangala und dem umgrenzenden gemacht. Die ornithologische Kollektion beläuft sich auf 400 Stück. Wir sind beide akklimatisirt, aber hier wird die Hitze schon fürchterlich." Der Reisende darf danach mit Recht sagen, daß er nach wirklich großen Leiden und mit Bekämpfung aller Arten von Schwierigkeiten die Hindernisse überwunden hat, die ihm den Eintritt in das innerafrikanische Becken wehren wollten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Raffray's Reise durch die Molukken und an der Nordküste von Neu-Guinea 1876 bis 1877.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

I.

Bereits im Jahre 1873 hatte der Naturforscher Achille Raffray von dem französischen Unterrichtsministerium den Auftrag erhalten, behufs zoologischer Sammlungen sich nach der Ostküste von Afrika zu begeben. Diese seine erste Reise dauerte im Ganzen 21 Monate, vom Juli 1873 bis zum April 1875, und führte ihn nach Abessinien, wo er fast ein Jahr verweilte, dann nach der Insel Zanzibar und nach dem Gebiete der Wanika auf der gegenüber liegenden Festlandsküste. Eine zweite Mission derselben Art wurde ihm 1876 zu Theil; diesmal war das Ziel die Molukken und Neu-Guinea, und als sein Gehülfe bei den naturwissenschaftlichen Arbeiten begleitete ihn Maurice Maindron. Am 20. Juli 1876 verließen sie über Toulon ihre Heimath, berührten Saigon, Singapur und Batavia, wo sie sich der thatkräftigen Unterstützung des niederländischen Generalgouverneurs van Lansberghe, selbst eines eifrigen Entomologen, zu erfreuen hatten, und erreichten von dort am 4. December, vorüber bei Surabaja, Mangkassar und dem nordöstlichen Celebes, Ternate. Hier übte der bekannte Zoologe Bruyn (vergl. „Globus" XXXII, S. 368) echt holländische Gastfreundschaft, indem er seinen französischen Kollegen ein geräumiges Haus zur Verfügung stellte.

Ternate bezeichnet gleichzeitig die Stadt und die Insel, auf welcher dieselbe gebaut ist. Letztere besteht lediglich aus einem etwa 1500 m hohen Vulkan, aus dessen Krater beständig eine unheilverkündende Rauchsäule emporsteigt. Wie oft ist die kleine Stadt zu seinen Füßen durch ihn schon zerstört worden, und stets wird sie wieder aufgebaut und liegt ruhig und lieblich da auf unsicherm Boden. Denn die Europäer treibt die Liebe zum Gewinne und die Eingeborenen Gleichgültigkeit und Gewohnheit, immer wieder nach dem altgewohnten Flecke zurückzukehren. Die Stadt am Meeresufer zerfällt scharf in zwei Hälften, die europäische und die einheimische, beide getrennt durch das Fort Orange, die letzte Spur der einstigen portugiesischen Herrschaft, an deren Stelle die holländische getreten ist. Dort wohnt der Resident, der die wirkliche Macht hat, aber ein bescheidenes Amt, hier residirt der Sultan, hinter dessen prächtigem Titel nur eingebildete Befugnisse sich verbergen: der eitle Orient unter dem Joche des prosaischen, praktischen Abendlandes. Und zwischen ihnen der mäßige, fleißige Chinese, der sich in die inneren Angelegenheiten keines von den beiden mischt, dem einen an Goldgier, dem andern im Aberglauben ähnlich ist und auf beiden Seiten Freunde hat, die er bald abwechselnd, bald gleichzeitig in seinem Interesse ausbeutet.

Die europäischen Häuser sind groß und geräumig, aber besitzen mit Rücksicht auf die zahlreichen Erdbeben nur ein Stockwerk; dabei gleichen sie sich alle wie ein Ei dem andern, und das durch den ganzen malaiischen Archipel. Denn der Grundplan ist gut; warum also daran ändern? Natürlich erzeugt diese Sitte große Einförmigkeit, wie das der Charakter des herrschenden Volkes einmal so mit sich bringt. Das

Bruyn'sche Haus, in welchem die Franzosen wohnten, ist vorn mit einer weiten Veranda versehen, zu welcher einige Stufen hinanfführen. Glasthüren vermitteln den Zugang zu den inneren Räumen, in deren Mitte ein sehr großes, mit Marmor gepflastertes Zimmer liegt, eine Art Empfangssalon, wo an hundert Personen gleichzeitig zu Mittag speisen könnten. Zu beiden Seiten desselben befinden sich je zwei Gemächer, und eine zweite Veranda an der Hinterseite des Hauses dient als Speisezimmer. Neben dieser Veranda liegen zwei kleine Räume, und von ihr aus führt ein bedeckter Gang zu einem zweiten, kleinern Hause, das ganz aus Holz besteht, während das größere aufgemauert ist. Es enthält die Schlafzimmer und ist seiner leichtern Konstruction wegen minder gefährlich bei Erdbeben. So haben die Bewohner von Ternate zwei Häuser, wie andere Leute zwei Anzüge, einen für die Bequemlichkeit, den andern, um darin sich zu zeigen. Das größere Haus, wo Schatten und Luftzug eine angenehme Kühlung verbreiten, ist von einem ausgedehnten Garten umgeben, den man fast als kleinen Wald bezeichnen könnte, wo sich Bananen, Pinangs, Palmen, Brotbäume und Bambus in einander schlingen. Daneben stehen Baulichkeiten für die Küche, das Bad und die zahlreiche Dienerschaft, welche jeder angesehene Europäer stets um sich hat.

Um auf die Ausstattung überzugehen, so hängen in der Veranda Petroleumlampen und es stehen ein Tisch, Stühle, Sessel aus spanischem Rohr und Schaukelstühle umher.



Ein holländisches Haus in Ternate.

Ebenso ist die Einrichtung des großen Mittelraumes, dessen Estrich eine große Matte bedeckt. Im Schlafzimmer befindet sich eine riesige eiserne Bettstelle mit Säulen, Moskitovorhang und einer winzigen Matratze, dafür aber einer Fülle von Kissen, darunter eines speciell für die bequeme Lage der Füße. Alle Möbel sind nur dürftige Kopien europäischer Vorbilder. Die Wände aller Zimmer sind einfach mit Kalk geweißt. In diesen zwar einfach, aber dem Klima durchaus angemessen ausgestatteten Räumen vollzieht sich das Leben in vollkommenster Regelmäßigkeit: Vormittags wird gearbeitet, Nachmittags geruht, Abends Besuche gemacht, Nachts geschlafen, und zwischen jeder dieser Verrichtungen findet eine Mahlzeit statt. Man darf deswegen nicht glauben, daß die Holländer hier faul sind. Im Gegentheil! Die bewundernswerthen Erfolge, die man überall in ihren Kolonien erblickt, sprechen für ihren Fleiß. Es ist das ein ausdauernder, geduldiger Fleiß, der die Kräfte schont und sich dem Klima angepaßt hat. Darum trifft man auch völlig gesunde Leute, welche schon länger als vierzig Jahre in Ostindien leben.

Am Ufer des Meeres liegen einige Privathäuser, Bureaux der Regierung, die Wohnung des Residenten und der überall im holländischen Indien zu findende Club, und am Ende dieser kleinen Europäerstadt befindet sich das Chinesenviertel, einige enge Gassen voller Buden, wo in malerischem Durcheinander die Produkte Europas und Chinas zum Verkaufe ausliegen. Jenseits des oben erwähnten Forts liegt die halb aus Stein, halb aus Bambu erbaute Ansiedelung der Eingeborenen, deren hervorragendstes Stück die Moschee ist, ein viereckiges, plumpes Bauwerk mit merkwürdigem Dache, das sich aus einem halben Dutzend über einander gestellter

Vorsprünge zusammensetzt. Hinter der Stadt breiten sich nach dem Innern der Insel die Kaffeepflanzungen aus; sie reichen aber auf dem rasch ansteigenden Boden nicht weit landeinwärts und machen bald dem Walde Platz, der, an Höhe ständig abnehmend, fast bis zur Spitze des Vulkanes reicht und erst dort durch Steingeröll verdrängt wird.

Ehe Raffray nach Neu-Guinea abging, wollte er die Insel Dschilolo besuchen, wo aber gerade ein Aufstand ausgebrochen war. Hassan, ein Abkömmling einer abgesetzten Sultansfamilie, hatte sich, um sein väterliches Erbe wiederzugewinnen, gegen die beiden von den Holländern beschützten Sultane von Ternate und Tidore empört, wodurch die Holländer im eigenen Interesse zum Einschreiten gezwungen wurden. Dschilolo aber ist groß und mit Bergen und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und Hassan war klug und entschlossen, so daß den Holländern ein schweres Stück Arbeit bevorstand, trotz der Geschicklichkeit ihres Residenten Tobias, eines eben so tapfern Soldaten als klugen Verwaltungsbeamten. Letzterer erlaubte dem Reisenden, seinem Versprechen gemäß, den ihm schon bekannten Kontroleur van Oldenborgh, welcher das alte portugiesische Fort in Dodinga mit einigen Soldaten besetzen sollte, dorthin zu begleiten. Die Stunde der Abfahrt war auf 5 Uhr des Morgens festgesetzt und wäre sicher eingehalten worden, wenn es nur von den holländischen Beamten abgehangen hätte. Allein der Sultan von Tidore sollte die Praus stellen, gewiß wenig



Die Moschee in Ternate.

genug, wo es sich um die Aufrechterhaltung seiner Herrschaft handelte; trotzdem aber zu viel, als daß es rechtzeitig hätte ausgeführt werden können. So kostete es denn viel Lauferei und dauerte bis 11 Uhr, ehe die nöthigen drei Boote für 30 Soldaten, deren Frauen und persönliches Gepäck, Munition und Lebensmittel zur Stelle waren und man die Anker lichten konnte. Ein Prau trug das Gepäck, einer Soldaten und der dritte den Kontroleur, einen Offizier, die Reisenden und einige von den Leuten.

Was die niederländische Armee in Indien anlangt, so bestehen vier Fünftel derselben aus freiwillig eintretenden Eingeborenen und der Rest aus schweizerischen, deutschen und besonders belgischen und französischen Söldnern, welche die ziemlich hohe Prämie anlockt. Alle Offiziere und die meisten Unteroffiziere sind Niederländer. Dadurch erklärt sich, wie das kleine kaum 4 Millionen Einwohner zählende Land im malaiischen Archipel ein Heer von über 30 000 Mann zu unterhalten im Stande ist.

Im gesammten Orient bequemt sich der Eingeborene nur schwer zum Cölibate, was die Niederländer mit dem ihnen eigenen praktischen Blicke leicht begriffen. Unbeirrt durch moralische Bedenken, die in Europa vielleicht ganz am Platze sind, dachten sie: Andere Länder, andere Sitten, und gestatteten jedem Soldaten, sich eine eingeborene Frau zu nehmen. Nichts ist so sonderbar wie eine Kaserne in Niederländisch-Indien, wo innerhalb großer Säle jeder Mann mit seiner kleinen Familie einen abgegrenzten Raum bewohnt. Hier putzt eine junge Frau das Lederzeug ihres Mannes und paßt dabei auf einen braunen Jungen auf, der sich im Staube wälzt, während der Vater sich süßem Nichtsthun hingiebt;



Die Moschee von Dodinga auf Dschilolo.

dort hält eine ältliche Malaiin Backwaaren und allerlei Krimskrams feil. Ueberall herrscht die vollste Harmonie; kommt dann die Stunde, wo die Offiziere inspiciren, so verschwinden Weiber und Kinder spurlos und wie mit einem Zauberschlage. Es zeigt dies, daß die Anwesenheit von Frauen in den Kasernen viel mehr geduldet wird, als daß sie berechtigt ist. Trotzdem liefert die Regierung den Frauen Rationen, befördert sie bei jedem Garnisonwechsel auf ihre Kosten und läßt sie sogar mit zu Felde ziehen, wo sie ihren Männern oft gute Dienste leisten, wozu die Intendantur kaum im Stande wäre. Mitunter bleiben die Frauen aber auch in den Kasernen zurück und werden dort verpflegt. Auch für die Sprößlinge aus solchen zeitweiligen Ehen sorgt der Staat, namentlich für die Knaben, welche gleichfalls zu Soldaten ausgebildet werden.

Nach fünfstündiger Ueberfahrt liefen die Boote zwischen kleinen grünen Inseln hindurch in eine von Mangrovegebüsch umgebene Bucht ein, in welche sich der Fluß von Dodinga ergießt. Dieselbe liegt dort, wo die nördlichste der vier Halbinseln, aus welchen Dschilolo besteht, mit den drei anderen durch einen schmalen Isthmus zusammenhängt. Da die großen Praúen nicht landen konnten, so mußte die ganze Gesellschaft auf kleinen Pirogen die Fahrt fortsetzen. Unter einem wahren Dome von Laub fuhr man den Fluß hinauf bis zu einer kleinen Erhöhung, wo zerstörte Häuser, zerbrochene und verbrannte Bambus und eine Moschee mit eigenthümlichem, weit übergreifendem Dache die Lage des von Hassan's Banden verwüsteten Dorfes Dodinga bezeichneten. Den Gipfel des Hügels nahm ein verfallenes portugiesisches Fort ein, dessen drei alte Kanonen, von wuchernden Pflanzen überdeckt, auf Steinblöcken oder gemauerten Unterlagen ruhten. Unsere Reisenden selbst erhielten für wenig Geld einen großen Schuppen zur Benutzung, wo sie sich ungestört sofort an ihre Arbeit machen konnten. Die Umgegend war früher wohlhabend und gut bevölkert gewesen; aber in Folge des Aufstandes waren die Einwohner in die Wälder geflohen und die früheren Felder hatten sich mit Gras und Unkraut bedeckt. Erst die Ankunft der kleinen holländischen Truppe, welche rasch überall bekannt wurde, gab den Eingeborenen ein größeres Gefühl von Sicherheit,

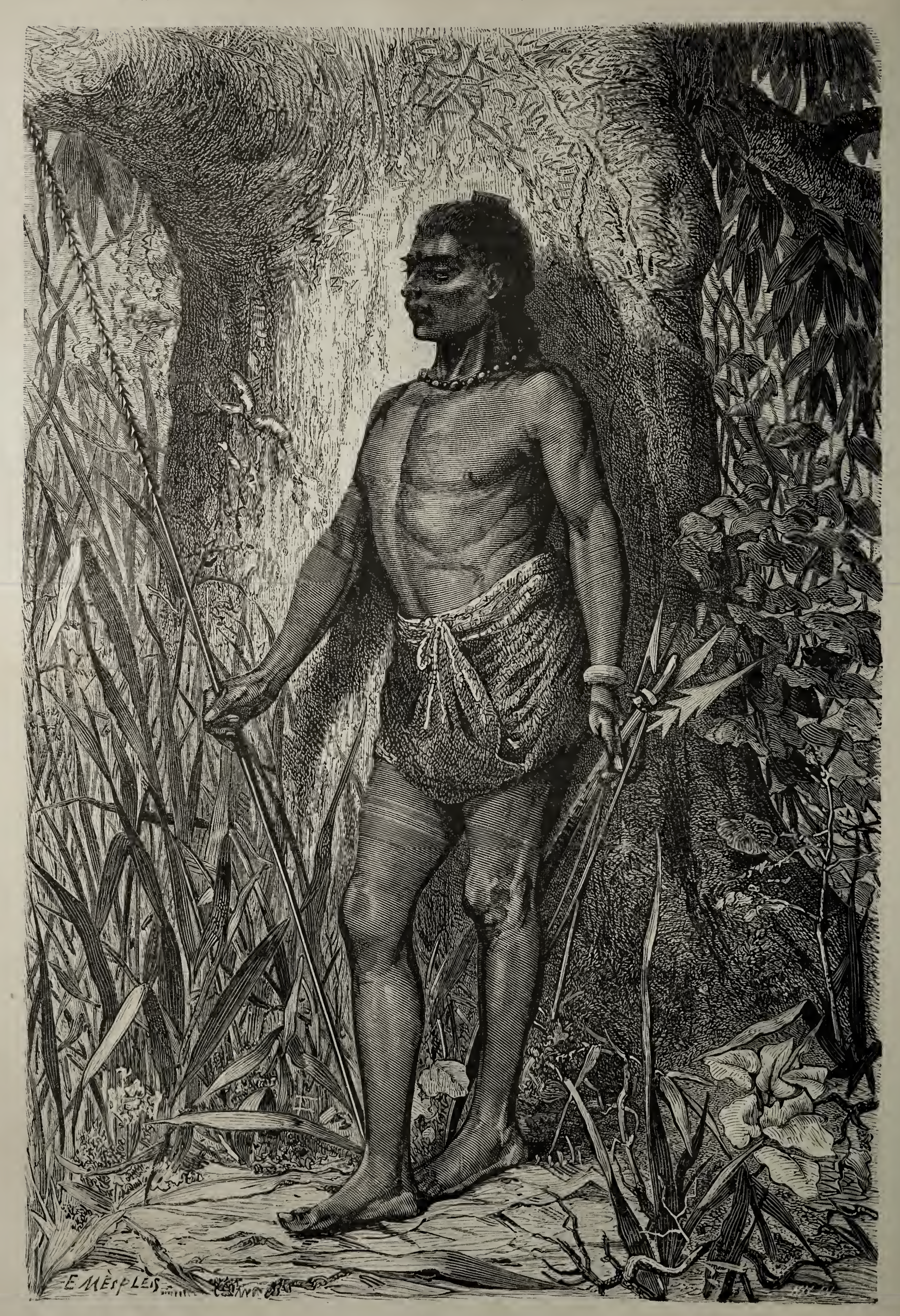


Malaiin von Dodinga mit ihrer Tochter.

so daß sie allmälig in ihre Heimath zurückkehrten. Es sind das zum Theil eingewanderte Malaien, zum Theil ursprünglich dort ansässige Alfuren, ersteren sprachlich verwandt. Zwischen beiden herrscht ein gutes Einverständniß, so daß man unweit der Moschee der mohammedanischen Malaien die Fetische der Alfuren, hölzerne mit menschlichen Haaren geschmückte Büsten in Lebensgröße, sehen kann. Ueber denselben waren Schutzdächer aus Palmblättern errichtet, und zersprungene Töpfe und bunte Lappen zeugten von der ihnen erwiesenen Verehrung. Die Alfuren, welche Raffray dort zu Gesichte bekam, glichen nach seinem Ausdrucke den Malaien eben so wenig wie wir Europäer. Ihr Wuchs ist größer und besonders schlanker als derjenige der Malaien, und ihr ovales Gesicht mit der ziemlich hohen und offenen Stirn, ihre Adlernase und horizontal geschlitzten Augen unterschieden sie scharf von jenen mit ihren vorspringenden Backenknochen und ihren Stumpfnasen. Die Alfuren haben Bartwuchs, der mitunter sogar ziemlich reichlich ist; sie sind muskulös; ihr Rumpf ist unbehaart, während Beine und Schenkel mit schwarzen, krausen Haaren bedeckt sind. Ein hölzerner Kamm hält ihre langen schwarzen sehr leicht gekräuselten Haare am Hinterkopfe in einer Art Wulst zusammen. Um den Leib tragen sie einen Strick, an welchem hinten ein Stück rothen, blauen oder gestreiften Zeuges befestigt ist. Dasselbe wird zwischen den Beinen hindurchgezogen, vorn durch den Strick gesteckt und fällt dann wie eine Schürze nach vorn hinunter. Armbänder aus Messingdraht, große Ringe aus einer großen weißen Muschel und ein Halsband von Glasperlen vollenden ihr Kostüm. Ihre Waffen sind gezähnte Lanzen ganz aus Eisenholz, ein kleiner Bogen und nicht vergiftete Pfeile aus Bambu.

Der Alfure, welcher bei dieser Beschreibung als Typus angenommen und auch von Raffray photographirt worden ist, war ein hübscher Bursche Namens Niru, dessen unruhiger Blick und stets irrendes Auge so recht den Wilden charakterisirte, der bei Berührung mit der Civilisation über alles, was er nicht versteht, erschreckt ist. Im Vergleich mit ihm und anderen dortigen Alfuren erschienen die Malaien als schon verhältnißmäßig civilisirt.

Die echten Alfuren — denn es giebt viele andere und unter einander sehr verschiedene malaiische Stämme, welche



Niru, ein Alfure von Dodinga.

mit diesem Namen bezeichnet werden — wohnen namentlich auf der südlichen Halbinsel von Dschilolo, ferner auf Ceram, Celebes, Borneo (als Dayaks) und Sumatra (als Battas) in Pfahldörfern inmitten der Wälder und sind wegen ihres Kopfschnellens berüchtigt. Die schwierige Arbeit, alle Stämme der weiten malaiischen Inselwelt zu klassificiren, hat die Ethnographen schon oft gereizt, so verwickelt sie auch durch das Vorkommen zahlreicher Mischlinge von Portugiesen, Chinesen, Arabern, Alfuren, Papuas u. s. w. gemacht wird. Sie haben schließlich alle diese Inselbewohner in eine ethnische Familie zusammengefaßt und Dr. Hamy hat dann vorgeschlagen, diese Alfuren als „Indonesier" zu bezeichnen, um so durch die Wortbildung schon auf die Polynesier hinzudeuten, mit denen sie, wie es sich täglich deutlicher herausstellt, viele verwandtschaftliche Beziehungen verbinden [1]).

[1]) So Raffray. O. Peschel (Völkerkunde, 3. Aufl., S. 360) verwirft den von den Niederländern (und danach auch von Raffray) auf alle sogenannten Wilden jenes Archipels verallgemeinerten Namen Alfuren ganz und nennt die stark mit malaiischem Blute vermischte papuanische Urbevölkerung der Molukken von Dschilolo, den Banda-Inseln u. s. w. „asiatische Papuanen", während Friedrich Müller in der eben vollendeten 2. Auflage seiner „Allgemeinen Ethnographie" (Wien 1879, A. Hölder) S. 123 f. die sogenannten Alfuren der nördlichen Halbinsel von Dschilolo, die Aboriginer-Bevölkerung der Inseln Ceram, Buro und Timor u. s. w. zu den gemischten Papuas, S. 329 die Alfuren im Norden von Celebes sowie auf den Molukken und den benachbarten kleinen Inseln zu den rein malaiischen Völkern zählt.

Der See von Skutari.

L. Ueber die Rekognoscirung des Gebietes zwischen dem Skutari-See und Podgoritza schreibt Oberst Kaulbars dem „Russischen Invaliden" am 17. (29.) Mai 1879:

Das östliche Ufer des Sees von Skutari ist eine prachtvolle Ebene, die vom See bis zum Fuße der Albanischen Alpen reicht, welch letztere hier fast überall ungewöhnlich steil ansteigen. Gewaltige Felsen und fast senkrechte Wände erreichen in einigen kurzen Absätzen die beträchtliche Höhe von 4000 bis 6000 Fuß. Darüber erheben sich die blendend weißen Gipfel der beiden Bergriesen der Ufergegend des Skutari-Sees, des Biskazit-wrch und der Gora Weletschko, beide circa 8000 Fuß hoch. Im Vergleich zu ihnen erscheinen die Berge Maly-Choti und Maranei (beide 3000 bis 4000 Fuß hoch), die weit näher stehend in der Ebene selbst sich erheben, nur als einfache Hügel.

Ungefähr von der Mitte des Sees zweigt sich in nordöstlicher Richtung ein 12 Werst langer Busen, genannt Liceni-Castrati-Hoti, ab. Der dem See zunächst gelegene Theil desselben ist von Niederungsland begleitet, das zur Zeit noch ganz unter Wasser steht, der andere Theil aber bildet eine enge Spalte zwischen den steilen Hängen der dem See naheliegenden Vorberge, und endet bei dem Dorfe Kuze wie in einer Ritze, die bis zum Fuße des majestätischen Kegels des Weletschko führt. Es ist ein Anblick von überraschend strenger und wilder Schönheit.

Die Ebene von Podgoritza hat nur eine ganz unmerkliche Abdachung zum See, so daß z. B. das Dorf Tuzi am westlichen Fuße des Maly-Choti (auf der 12-Blatt-Karte von Bosnien, Herzegowina rc. des Oesterreichischen militär-topographischen Instituts Mala Hoti), 10 Werst vom See entfernt, nur 40 Fuß über dem Wasserspiegel liegt. Nicht dasselbe Bild zeigen die Ebenen südöstlich von dem genannten Busen, darunter besonders die des Castrati und Rüli (auf der österreichischen Karte Rioli); beide zeigen eine beträchtliche Abdachung vom Fuß der Berge zum See. Der Uebergang über diese so verlockend und unschuldig aussehenden Ebenen ist manchmal mit großer Gefahr verbunden, und jedem, der sie passiren muß, kann man nur rathen, sorgfältig auf das Wetter in den Bergen zu achten und namentlich auf das, was um die Gipfel des Biskazit-wrch und des Weletschko vorgeht. Es ist vorgekommen, daß wenn es dort auf der Höhe regnete, das Wasser in wenigen Minuten (höchstens einer Viertelstunde) von den Berghängen herabstürzend wilde Gießbäche bildete, die rauschend und brausend dem See zueilten und Alles mit fortrissen, was ihnen in den Weg kam. Die Gefahr für den Reisenden liegt aber hauptsächlich darin, daß diese Bäche kein bestimmtes Bett haben, sondern je nach der Richtung des hauptsächlichsten Wasserzuflusses bald hier bald dort herunterkommen.

Bis jetzt (Ende Mai) steht noch ein beträchtlicher Theil all' dieser Ebenen unter Wasser, da der See von Skutari noch nicht in seine gewöhnlichen Ufer zurückgetreten ist. Schon früher sagte ich einmal, daß diese fast acht Monate im Jahre andauernde Ueberschwemmung eine ganz normale Erscheinung ist und bleiben wird, seit die Drina ihren Lauf geändert hat und in die Bojana sich ergießt. Die Einwohner berücksichtigen diese Ueberschwemmungen bei ihren wirthschaftlichen Berechnungen und selten nur ziehen sie Nutzen von dem Ueberschwemmungsgebiet.

Besonders stark und anhaltend macht sich die Ueberschwemmung geltend in der Umgebung der ersten Hälfte des Busens Liceni-Castrati-Hoti; hier kann man sogar das seltsame Schauspiel beobachten, daß die bekannte Wasserrose auf viele Zehner von Quadratwerst weit die ganze Wasserfläche dicht bedeckt. Seltsam erscheint die Bewegung eines Dampfers auf dieser völlig horizontalen, mit Myriaden großer weißer Blüthen bedeckten Wiese. Nur der Wasserstreif hinter dem Dampfer, erfüllt mit dem Mischmasch der zerstörten Pflanzen, verräth das Vorhandensein von Wasser unter dem Schiff. Zur Vervollständigung des Bildes gehört, daß alle diese Sümpfe und überschwemmten Stellen die Zufluchtsstätten bilden für Tausende von Wasservögeln verschiedenster Art, deren Flügelschlag, wo sie aufgescheucht werden, sich in eigenthümlicher Weise weithin vernehmlich macht.

Eine (näher beschriebene) am 16. (28.) Mai unternommene Jagd im Boote ließ hauptsächlich Pelikane (Pelecanus onocratulus) in Schwärmen von über 50 Stück, dann verschiedene Reiherarten (Ardea cinerea, A. garzetta, A. egretta, A. minuta und A. stellaris) und endlich kleine Möven (Sterna minuta) beobachten.

Der Theil der Ebene von Podgoritza, den wir sahen, zwischen dem See und dem Dorfe Tuzi ist ziemlich gut angebaut und verspricht nach dem Aussehen der Felder auch für dieses Jahr eine gute Ernte. Dort, auf dem Nordufer des mehrbezeichneten Busens des Sees, erhebt sich fast isolirt, 750 Fuß hoch, ein kegelförmiger Hügel, der berühmte Hum

(Kula-Helmit). Der Vertrag von S. Stefano wies ihn Montenegro zu, der Vertrag von Berlin gab ihn der Pforte zurück. Die Lage dieses Hügels und namentlich der ganzen Reihe kleinerer Höhen, die ihn in dieser Ebene umgeben (beginnend mit den Höhen von Branj und endend mit dem Hügel Scheptschanik nahe bei Tuzi), bilden für die Türkei eine Position rein offensiven Charakters, deren Behauptung die Beherrschung von Podgoritza und fast der ganzen Ebene von Podgoritza für Montenegro zweifelhaft macht, da diese vom See bis Podgoritza, ja fast bis zum linken Ufer des Flusses Moratscha unter dem Feuer der Reihe von Werken liegen, welche die Türken auf allen den bezeichneten Höhen errichtet haben. Diese Anlagen sind in letzter Zeit noch verstärkt, ja ihre vorgeschobensten Stellungen liegen sogar in der neutralen, noch keinem von beiden Theilen zugesprochenen Zone.

(Nach dem „Russ. Invaliden" 1879, Nro. 128.)

Bilder aus den südlichen Wolga-Steppen.

Von **A. Glitsch**, Archivar der Brüder-Unität in Herrnhut.

III.

Der Steppensommer.

Sommersteppenbild aus den Schilderungen der Propheten des Alt. Testaments. Das Land eine Wüste. Gluthhitze. Künstliche Bewässerung. Ungeziefer. Der Nomade unter den Insekten. Joel's Schilderung der Heuschrecken. Feldzug gegen dieselben. Pastor roseus. Mäusearten. Steppengewitter. Die Wolga, der Nil des östlichen Ufers. Urweltliche Funde. Flußschifffahrt. Wolga-Dampfschifffahrt.

„Wie ist doch das Land so wüste geworden und seine Gestalt verkehret; es weinet und welkt; der Erdboden ist matt und verwelkt; der Most trauert, der Weinstock verschmachtet; alle, die von Herzen fröhlich waren, seufzen. Die Großen schicken die Kleinen nach Wasser, aber wenn sie zu den Brunnen kommen, finden sie kein Wasser und ihre Gefäße kehren leer wieder; da stehen sie mit Scham und Schande und verhüllen ihr Haupt. Denn auch die Gazelle, so auf dem Felde wirft, verlässet ihre Jungen, weil kein Gras wächst. Die Antilopen stehen auf den Hügeln und schnappen nach Luft, wie die Schakale; ihre Augen verschmachten, weil kein Kraut da ist. Das Feuer hat die Auen der Steppe verbrannt, und die Flamme hat die Bäume des Feldes gesengt. Es lechzen auch die wilden Thiere zu Gott, denn die Wasserbäche sind vertrocknet."

Diese Schilderung der alttestamentlichen Propheten vor Jahrtausenden giebt uns noch *heute* das treffendste Bild von der Steppe im hohen Sommer. *Kein* Zug fehlt darin. Das, was vor wenigen Wochen ein Garten Gottes, ein Lustgarten, war, wird zur Wüste. Rasch ist der größte und schönste Theil des Blumenflors verblüht; braun und fahl liegt das Land vor uns, nur bitterer Wermuth wuchert in seinen verschiedenen Schattirungen. Immortellen mit ihrem zähen Leben, Disteln geben der Steppe einen stereotypen, aber kargen Schmuck. Alles Uebrige aber ist vom Wind verweht. Mit Wucht drückt die Sonnengluth auf die Natur und saugt allem Leben den Saft aus; was nicht von zäherer Natur ist, oder durch die Hand des Menschen geschützt wird, verlechzt. Nicht, daß das Land an sich unfruchtbar, eine *Sandwüste* wäre. Der Untergrund ist Lehm und trägt vielfach eine dünne Schicht Humus; nur stellenweis findet sich Sand, so daß unter anderen klimatischen Verhältnissen der Boden seine Frucht bringen würde; aber das Lebenselement für alle Vegetation, das *Wasser*, fehlt. Es fehlt in der *Tiefe*, denn der gethauete Schnee des Winters hat sich rasch in die Flüsse verloren, und ihnen mangelt die Gliederung stetig fließender Nebenarme; es fehlt in der *Höhe*, denn wie die Erde *unter uns* eisern ist, so der Himmel *über unserm Haupt* ehern. Tiefblau liegt seine Schale über uns, von keinem, nicht dem kleinsten Wölkchen getrübt, und die Sonne sendet ungehindert Pfeil auf Pfeil der schmachtenden Erde zu. Die Luft zittert unter der Gluth und zeigt oft die täuschenden Bilder der Fata Morgana am Horizont, den trügerischen Wasserstreifen mit umgekehrt oder aufrecht (manchmal auf beide Weisen) stehenden Bäumen und anderen Gegenständen. Die Luft ist still und, regt sie sich, so ist es ein heißer, von Osten oder Westen herströmender Luftzug, der den letzten Rest von Feuchtigkeit wegträgt. Betritt man am *vollen* Tage die Steppe, so umfängt den Wanderer tiefe Stille, denn auch die Thierwelt verbirgt sich vor den Sonnenstrahlen in Löcher, Schluchten oder unter Gebüsch, um eines matten Schattens sich zu erfreuen. Das Vieh auf der Weide muß sich an den verdorrten Halmen des Steppengrases und dem warmen Brackwasser der Pfützen genügen lassen. Dazu kommen fliegende Insekten und vor allem eine Bremse, die ihre Eier unter die Haut des Hornviehs zu legen weiß, und durch das Ausschlüpfen der Maden die Thiere zur Verzweiflung treibt. Wie von einem Dämon gejagt stürzen die armen Geschöpfe in die Weite und suchen durch Springen und Ausschlagen sich des Feindes zu entledigen. Auch die ruhig liegenden Antilopen sieht man plötzlich kerzengerade ellenhoch aufspringen, von diesem Plagegeist gequält.

Wie die *Wüste*, hat aber auch die *Steppe* ihre Oasen, jedoch in anderer Weise. Während in der Sahara um starke Wasserquellen ein Wäldchen aufgewachsen ist, das das Wasser, seine Mutter, vor dem Austrocknen schützt, sind die Oasen der Steppe Einsenkungen des Bodens, aus welchen das Schneewasser nicht ablaufen konnte, auf denen es vielmehr stehen blieb, bis die Erde sich aufthat, es aufzunehmen. An einzelnen Stellen findet man auch kleine Quellen, die als Brunnen für Menschen und Vieh dienen. An solchen relativ wasserreichen Plätzen zeigt sich auch während des Sommers eine grüne Vegetation, und sie werden als Felder oder Heuschläge ausgebeutet. Das auf ihnen wachsende Steppengras ist von vorzüglicher Güte und vom Vieh sehr gesucht.

Wo diese Bedingungen *nicht* vorhanden sind, muß die Hand des Menschen nachhelfen. Auf höherliegenden Ein-

senkungen werden Dämme errichtet, das Wasser gespannt und zu bestimmten Zeiten zur Ueberrieselung auf die Kunstwiesen geleitet. Das Bett der kleinen Steppenflüsse wird doppelt und dreifach durch Dämme und Schleusenwerke gesperrt, um für die am Flußbett liegenden Gärten den für den Spätsommer nöthigen Wasservorrath zu behalten. Aber auch dieser kann nicht direkt in die Gärten geleitet werden, da dieselben zu hoch liegen; darum sind Schöpfwerke, durch Pferde getrieben, aufgestellt, die mit kreischendem Getön das Wasser in die tiefliegenden Beete ergießen, um die Wurzeln der Pflanzen feucht zu erhalten. Aber auch hier wird oft die Kunst des Menschen vor der Macht der Natur zu Schanden, indem zu besonders heißer Zeit die Wurzeln von der steten Nässe zu faulen anfangen, während Stengel und Blätter versengen. Obstbäume, ja Waldbäume, müssen durch Bewässern wenigstens in den ersten Jahren am Leben erhalten werden, wenn sie nicht in Schluchten einen von Natur feuchten Boden erhalten haben. Alleen zu pflanzen ist bei aller darauf gewandten Mühe und Kosten eine Unmöglichkeit.

Zu diesem Hauptfeind der Vegetation, dem Wassermangel, kommen nun noch andere, die das Gedeihen der Pflanzungen in Frage stellen. Wörtlich wird hier das Wort Joel's, des Propheten, wahr: „Was die Grashüpfer lassen, das fressen die Heuschrecken, was die Heuschrecken lassen, die Käfer, was die Käfer, das Geschmeiß.“ Kurz nach der Aussaat stellen sich häufig Erdflöhe ein und verwüsten den jungen Sproß; Grashüpfer in den verschiedensten Gattungen, in unzählbarer Menge halten ihren Schmaus; Raupen und Käfer suchen auf der Saat ihre Nahrung, und endlich kommt als der gefürchtetste Feind die Flugheuschrecke. Schwache Versuche werden von den Menschen gemacht, den Kampf mit jenen Feinden aufzunehmen. In der Nähe der Felder werden die Grashüpfer, wenn sie noch nicht geflügelt oder wenn sie, die in der Hitze ihr Hauptleben haben, von der relativen Morgenkühle noch steif sind, massenweis zertreten und vernichtet, aber mit wenig Erfolg. Das einzige Mittel, ihre Existenz unmöglich zu machen wäre, alles Land unter den Pflug zu nehmen, dadurch würden ihre Brutstätten zerstört und das Ungeziefer käme nicht auf. Dies ist aber bei einem Areal von mehreren Quadratmeilen, das mancher Ort hat, rein unmöglich, und so ist ihre Existenz gesichert. Wäre es aber auch möglich, diese stationären Verwüster nieder zu halten, so ist man vor dem Hauptverderber, dem Nomaden unter den Insekten, der Flugheuschrecke, nicht gesichert. Von dem Treiben desselben giebt uns Joel das lebendigste Bild, wenn er spricht.

„Ein finsterer Tag, ein dunkler Tag, wie die Morgenröthe lieget es an den Bergen; ein großes mächtiges Volk ohne Zahl; das hat Zähne wie Löwen, und Backenzähne wie Löwinnen. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, und nach ihm wie eine wüste Einöde, und ist keine Errettung vor ihm. Sie kommen daher über die Höhen der Berge, wie die Wagen rasseln und wie eine Feuerflamme knattert, die Stoppeln frißt. Sie laufen wie die Helden und ersteigen die Mauern wie die Krieger, ein jeglicher rückt stracks auf seinem Wege vor und weicht nicht aus dem Zug; sie brechen durch die Waffen und werden nicht verwundet. Sonne und Mond werden finster, und die Sterne verhalten ihren Schein.“

So ist es noch heute in den Wolgasteppen. Wochenlang hat die Sonne gebrannt, die Hitze vielleicht schon 30° R. erreicht, Land und Menschen lechzen nach Regen. Da erblickt man am Horizont ein dunkles Wölkchen, ein zweites taucht auf, ein drittes; wird es den ersehnten Regen bringen? Es bleibt bei den wenigen scharf abgegrenzten Wolken; sie lassen uns Unheil ahnen. Höher ziehen sie herauf, größer, schwärzer werden sie, schärfer heben sie sich auf dem dunstelosen Himmel ab, der keine Verwandtschaft mit ihnen hat. Es ist kein Wasser, das ein günstiger Wind auf leichtem Wolkenwagen uns zuträgt. „Heuschrecken im Anzug!“ der Ruf läuft durch das Dorf, den Ort, in dessen Nähe sie sich zeigen, und Alles eilt nach den Feldern und Gärten, dem Feind zu begegnen. Feuer, mit Mistholz genährt, werden angezündet, um durch den Rauch die Insekten fern zu halten. Geschrei und Lärm wird nach Möglichkeit mit allen im Augenblick disponiblen Instrumenten, Becken, Gießkannen, Eimern, Ofengabeln gemacht, um das Sichniederlassen des Schwarmes zu verhindern. Ist derselbe nicht allzu groß und ausgebreitet, so gelingt es wohl; im andern Fall ist in einem Augenblick der Erdboden und alles, was auf ihm steht, mit Heuschrecken bedeckt, die sogleich ihr Zerstörungswerk beginnen, und in der That, „sie haben Zähne wie Löwen und Backenzähne wie Löwinnen“; ein Geräusch, als ob zwei harte Körper sich an einander rieben oder mahlten, macht die Arbeit ihrer Kinnbacken hörbar; hier hilft kein Schlagen und Treten, denn der Raum, den die wenigen Getödteten einnehmen, wird augenblicklich von anderen ausgefüllt. Reitet man über einen lagernden Heuschreckenschwarm weg, so fliegen höchstens diejenigen auf, die von den Pferdehufen gestreift werden, die anderen lassen sich in ihrer Arbeit nicht stören. Und reine Arbeit machen sie! Denn auf der Stelle, auf welcher sie gelegen, ist kein grünes Hälmchen mehr zu sehen. „Vor ihnen ein Lustgarten und hinter ihnen eine Einöde!“ Das Getreide ist vor ihnen erst dann sicher, wenn der Halm eine gewisse Härte erlangt, die dem Gebiß des Nagers widersteht.

Der Schatten großer Begebenheiten geht denselben voraus; auch im Kleinen findet dies statt. Gewöhnlich stellt sich tagelang vor der Ankunft oder zur selben Zeit ein Vogel in großen Schwärmen ein, der der gefährlichste Feind dieses Insektes ist; dem es nicht nur zur Nahrung dient, sondern der es auch als Lebensaufgabe und Beruf erfaßt zu haben scheint, dasselbe in solchen Massen zu tödten, daß ihre Leiber sein Magen nicht aufnehmen kann. Dies ist der Rosenstaar, Pastor roseus, etwas kleiner als der schwarze Staar; Brust und Bauch mit röthlich weißen Federn bedeckt, so daß ein Baum, auf welchem er sich im Schwarm niedergelassen hat, wie ein Apfelbaum in der Blüthe aussieht. Die Scharen dieser Thierchen sind zu Heuschreckenzeiten sehr geschäftig; sie begnügen sich häufig, den Insekten nur die Köpfe abzubeißen, welche Operation sie jedesmal durch ein niedriges Aufliegen oder Hüpfen bezeichnen. Den Nutzen dieses Vogels wissen die Steppenbewohner wohl zu schätzen, und daher ist das Schießen derselben oder eine Störung seiner Brutplätze obrigkeitlich streng verboten.

Nicht weniger gefährlich für die Pflanzungen und Felder, als die Heuschrecken, sind die Mäusearten, die sich scharenweis in der Steppe aufhalten, und unter diesen zeichnen sich die Suslicki oder Zieselmäuse aus, eine größere Nagerart, die bedeutende Verwüstungen in den Feldern anrichtet, indem sie die Halme abbeißt, ehe das Getreide reif ist. Sehr ungünstig ist es für den dortigen Feldbau, daß große und weite Gebreite zu bestellen unmöglich ist und man sich auf kleinere, feuchter gebliebene Landparcellen beschränken muß. Rings um dieselben haben diese Mäuse ihre Wohnungen und fallen sie von allen Seiten an. Die Regierung oder Landesverwaltung verordnet dann, daß eine gewisse Anzahl Mäusebeine (denn Schwänze haben sie nicht) von jedem Kopf der Bevölkerung eingeliefert werden muß. Sie können aber nur einzeln gefangen werden, und dies geschieht, indem man sie durch Wasser aus ihren Erdhöhlen, in welche sie sich bei An-

näherung des Menschen verkriechen, vertreibt und dann todtschlägt. So wird wenigstens verhindert, daß ihre Zahl nicht allzusehr zunimmt.

Kurze Unterbrechung erleidet die Hitze durch einzelne Gewitter, die sich im Laufe des Sommers einstellen. Sie dienen dazu, die mächtige Spannung in der Atmosphäre gewaltsam zu lösen, sind meistens sehr heftig und öfters erfolgt Einschlagen des Blitzes; doch sind sie, wie aller Regen, auf dem rechten Wolgaufer selten, da der Fluß die Wetterscheide macht. In großer Geschwindigkeit erfolgt ein solcher Gewitterguß. Ein kleines Lüftchen erhebt sich im S.-W., es wird stärker und treibt endlich dicke Wolkenmassen mit rasender Schnelligkeit über den bis dahin rein blauen Himmel. Unter dem Wolkenzug sieht man, ihm folgend, eine ungeheure Staubwolke über die Steppe dahin jagen, die alles hinter sich verdunkelt; häufig erhebt sie sich in Trombenform. Die Bäume biegen sich unter dem Peitschen des Windes, dürre Aeste brechen wie Glas. Im nächsten Augenblicke stürzen Wasserströme herab, ungeheure Pfützen bildend, die Gräben ausfüllend; einige Minuten schloßt es. In einer Stunde nach dem Beginne des Unwetters ist fast keine Wolke mehr am Himmel zu sehen.

So ersehnt ein solcher Gewitterregen ist, so wohl er dem kultivirten Steppenland thut, indem von ihm allein oft das Gedeihen einer Ernte abhängt, so gering ist seine Wirkung für die Steppe im Allgemeinen. Wie die geschmolzenen Schneemassen über den gefrorenen Grund wegschossen, ohne ihn zu tränken, so die Wassermassen des Gewitterregens über den steinharten von der Sonne gedörrten Steppenboden. Das Wasser hat keine Zeit in die von der Hitze gesprengte und rissige Erde einzudringen, sondern sammelt sich höchstens in den künstlichen Reservoiren (was auch dankenswerth ist), und in den großen Flüssen. Die Steppe selbst bleibt dürr und verbrannt, wie sie war; die Luft wird auf Stunden, höchstens Tage etwas abgekühlt.

Und doch kommt ihr in der heißesten Zeit ein großer Wasserreichthum zu, wieder aber, ohne irgend welchen Nutzen für sie. Im Juni kommt der Frühling aus dem Norden herab, ohne die arme, dürre Steppe frühlingsmäßig zu gestalten. Die nördlichen Gegenden der Wolga liegen unter einem regenreichern Himmelsstriche; ihr Frühling ist länger, von starken Niederschlägen begleitet, und so geschieht es, daß der Riesenstrom der Wolga noch riesenhafter wird. Auf der Westseite hat der Fluß ein doppeltes Ufer, das niedere sandige, und ein hohes, steil abfallendes, oft phantastisch gestaltetes Lehmufer. Stellenweis ist der Raum zwischen beiden mit Baum- und Strauchwaldung ausgefüllt und wird „Vorland" genannt. Schwillt der Fluß an, so bedeckt er auf der Westseite das niedere Ufer und findet an dem hohen seine Grenze und Bett, während er auf der Ostseite von keiner Eindämmung gehemmt ins Unermeßliche sich ausbreitet. So weit das Auge reicht, dehnt sich ein See aus, in welchem man nur an den herausragenden Baumwipfeln das, was sonst Insel oder Erhöhung der Steppe war, erkennt. Von dem Gipfel der Westhügelkette aus gesehen, ist dies ein majestätischer Anblick.

Die sonst trockenen Schluchten des Westufers werden aber auch bis weit hinauf mit Wasser gefüllt, welches aber zu tief liegt, um durch Dämme gehalten oder durch Maschinen zur Bewässerung des Landes benutzt zu werden. Auch eine Fata Morgana! Und doch kommt diese Ueberfluthung in mancher Beziehung den Flußbewohnern zu Gute. Die Inseln, welche auf diese Weise eine Zeitlang unter Wasser treten, erhalten die Quote des Elements, die zum Wachsen des Baum- und Graswuchses nothwendig ist. Sie sind größtentheils nur mit Pappeln und Weiden bestanden, jedoch finden sich auch Eichen, Rüstern und andere Waldbäume, und diese erreichen in Folge der Wässerung, wie auch ihrer tiefern Lage wegen, eine viel bedeutendere Höhe und Stärke, als die auf dem Plateau in den Schluchten wachsenden, wozu wohl auch der auf dem vom Wasser umgebenen Lande sich häufiger niederschlagende Thau und Nebel beitragen mag. Wenn das Gras auf der Steppe längst unter der Sense gefallen ist, wächst das sogenannte Inselgras auf, an Qualität jenem zwar nachstehend, im Winter aber ein brauchbares und gesuchtes Viehfutter. Geraume Zeit nach dem Fallen des Stromes fahren die Artelle der Mäher nach den Inseln, besorgen das Heu und setzen es in hohen Miethen auf; die Holzschläger finden sich zu gleicher Zeit ein und legen den zum Fällen bestimmten Theil des Inselwaldes nieder; und ist dann im Winter die Eisdecke der Wolga fest geworden, so wird beides eingeheimst. Ein Nicht-Zufrieren des Flusses würde die Anwohner in große Sorge und Noth versetzen, da das Einbringen dieser beiden Wirthschafts-Faktoren für sie gewissermaßen Lebensbedingung ist.

Daß durch solch mächtiges Anschwellen eines großen Stromes die Ufer nicht geschont werden, ist selbstverständlich. Alljährlich treten Veränderungen ein; an einer Stelle wird das Erdreich abgespült, an einer andern setzt es sich wieder als Sandbank oder Vorland an, auf welchem sich Weidendickicht ansäet, das späterhin zum Wald werden kann. Da man die vom Wasser bedrohten Stellen kennt, so rettet man den auf ihnen stehenden Wald, indem man ihn im vorhergehenden Jahre wegschlägt und in Sicherheit bringt. Wird dies versäumt, so werden die Stämme ausgespült und von den Fluthen weggeführt. Dagegen bringt das Spülen der Fluthen Schätze zu Tage, die für die Wissenschaft von nicht geringem Werth sind. Schädel und Körpertheile von urweltlichen, vorsintfluthlichen Thieren entsteigen ihrem vieltausendjährigen Grab, werden aus dem weichenden Ufer herausgespült oder auf dem Grund des Flusses bloßgelegt und kommen zu großer Verwunderung und unliebsamer Ueberraschung der Fischer statt einer Ladung der köstlichen Wolgafische im Netze zu Tage. Bos priscus, Nashorn und Mammuthstheile sind schon vielfach aus der Wolga in naturwissenschaftliche Museen gewandert.

Handel und Verkehr wird durch das Steigen des Flusses gemehrt und bequem gemacht. Nicht allein, daß die Dampfschiffe zu solchen Zeiten im Stande sind, kürzere Wege zu machen, indem sich ihnen neue Wasserstraßen eröffnen; nicht nur, daß sie die Anlagestellen bequemer legen können; auch die Flußhandelsschiffe sind in den Stand gesetzt, auf dem in die Schluchten eingedrungenen Wasser sich den Ansiedelungen zu nähern und einen förmlichen Schiffsmarkt zu etabliren, zur großen Bequemlichkeit und Versuchung der Anwohner, insonderheit ihrer Frauen. Die Holzbarken kommen aus dem obern Rußland und bringen Vorräthe in die baumlosen Steppen, werden auf seichtere Stellen des Vorlands geführt und dort, wenn das Wasser hinreichend gefallen ist, aus einander geschlagen und als geringeres Baumaterial verkauft.

Mit dem Fallen des Flusses beginnt die Zeit der Moskiten, die den Anwohnern zu einer förmlichen Plage werden, jedoch nur in freier Luft am Wasser und zwischen Gebüschen. In die Zimmer dringen diese Quälgeister nicht ein, oder sterben doch sehr bald im eingeschlossenen Raum. Gegen sie sucht man sich durch filirte Netze, die man schleierartig vor dem Gesicht trägt, durch starke Gerüche, wie Terpentin und Lavendelöl, das gemeine Volk durch in Theer getauchte und an der Mütze befestigte Lappen, zu schützen. Da sie auch den Rauch fliehen, so ist im Freien der Qualm von angezündetem Mistholz gegen sie ganz wirksam; doch ist die Frage

dabei, was dem Menschen widerwärtiger ist, die Plage, oder das gegen sie angewandte Mittel.

Durch die seit mehr als zehn Jahren auf der Wolga eingerichtete Personen-Dampfschifffahrt ist das Reisen im Sommer im Vergleich mit den früheren Land- und Flußtouren sehr erleichtert und bequem geworden. Dauert zwar die Fahrt zwischen Nishni-Nowgorod und Astrachan immer noch 6 bis 7 Tage, so ist sie doch rascher und bequemer und weit interessanter, als das Reisen nach früherer Methode. Die Kajüten der Schiffe sind mit Lagern versehen, und die Kost ist ebenso gut, als auf den deutschen Flußdampfern und Eisenbahnrestaurationen. Die Gesellschaft ist zwar eine sehr mannigfache, gliedert sich aber in die verschiedenen Klassen nach Rang, Bildung und Vermögen. Auf dem Deck, durch Sonnenzelte geschützt, lagert das gemeine Volk, hauptsächlich von der russischen Nation vertreten. Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch soviel Schlaf genießen kann, wie es der gemeine Russe thatsächlich im Stande ist. Volle 6 bis 7 Tage und Nächte sieht man ihn auf Filzen und Kissen, auf Bänken oder dem Fußboden liegen, und alle Zeit, die nicht vom Essen und Trinken in Anspruch genommen wird, verschlafen; und zwar ist das nicht ein lethargischer Zustand, sondern der gesundeste, energischste Schlaf. Die Krämer- und Kaufmannswelt nimmt die zweite Kajüte ein, schläft weniger und vertreibt sich die Zwischenzeit mit Plaudern und Kartenspiel. In der ersten Kajüte findet sich die Crême der Gesellschaft und ist dort vorzüglich gut untergebracht. Sehr interessant ist eine solche Wolgafahrt durch die Berührung, in die man auf ihr mit den orientalischen Nationen, die ebenfalls des Handels wegen den Strom befahren, kommt. Da findet man die fein und zart gebauten Perser, die auch in der Sommergluth nicht die hohe Pelzmütze von dem kahl geschorenen Schädel entfernen und mit einer angeborenen Artigkeit und Feinheit sich bewegen, bei aller Zuvorkommenheit und Freundlichkeit aber nie die Grenze überschreiten, die Religion und Sitte ihnen gesteckt hat. Sie wie ihre Glaubensgenossen, die Tataren, verfehlen nie, zu den festgesetzten Gebetszeiten auf die Radkästen zu steigen, sich nach Mekka zu wenden und auf die ausführlichste Weise, ohne sich um irgend Jemand zu kümmern, ihre Gebetspflichten zu erfüllen. Da sie mit den sogenannten Ungläubigen auch keine Tischgemeinschaft haben dürfen, so haben sie ihre eigene Küche, in welcher sie, oder ihre Diener, den Pillau mit Hühnerfleisch kochen oder Thee aufbrühen. Gelegentlich trifft man unter ihnen auch in ihrer Art Gebildete an, denen die großen persischen Dichter nicht unbekannt sind, und die sich über deren Werke zu unterhalten verstehen. Ein Perser sagte mir einmal: Firdusi ist ein großer Dichter, er hat mehr als 10 Pud (4 Centner) geschrieben. Bei den Tataren findet man solche Bildung nicht, sie sind aber ein energisches, fleißiges und schlaues Volk. Die Armenier, mit rabenschwarzem Haar, durch die krumme Nase gekennzeichnet, äußerst beweglich, schlau und rührig, erinnern in ihrem ganzen Wesen stark an die Juden. Auch sie sind zum größten Theil Handelsleute und wissen den weniger gewandten Russen gut auszubeuten. Die Russen bilden das Mittelglied zwischen diesen orientalischen Nationen und den ehrlichen, aber plumpen Deutschen, die sich, meist Württemberger und Pfälzer, in mehr als 100 Kolonien an der Wolga angesiedelt haben. Diese erkennt man nicht nur an ihrer Tracht, sondern auch durch ihr mehr massives und ungelenkes Gebahren aus den übrigen Nationen heraus.

Wenngleich Rußland die Eigenthümlichkeit hat, ganze Kulturperioden zu überspringen, wie z. B. das Zeitalter der Chausseen, indem man von der gemeinen Poststraße gleich zur Eisenbahn überging, so ist das doch nicht bei der Dampfschifffahrt geschehen, die sehr allmälig sich zu dem herausbildete, was sie jetzt ist. Noch im Jahre 1851 wurde die Dampfkraft nur zum Schleppen großer Lasten auf der Wolga angewandt. Ein Remorqueur zog 2 bis 5 Potschalken oder Schleppschiffe mit mäßiger Geschwindigkeit; Passagiere wurden nur wenige befördert, und von einer komfortabeln Einrichtung auf dem Schleppschiff war nicht die Rede.

Oefters aber gingen die Remorqueure leer, und dann mit bedeutender Geschwindigkeit, stromab, um Ladung von Astrachan zu holen; für Passagierbeförderung war aber auf ihnen kein Platz und keine Gelegenheit.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VI.

Die Indianer und die Civilisation.

1. Die Krankheiten der Civilisation.

(Zweite Hälfte: Die Pocken).

Allein wollen wir die Sache kritisch untersuchen, so müssen wir einen möglichst bedeutenden Volksstamm herausheben, der zugleich von 1600 an bekannt und eingehend und unbefangen genug studirt ist, daß wir genügend über ihn urtheilen können. Kein anderer ist geeigneter für unsere Untersuchungen als der Bund der Irokesen, der alle die geforderten Eigenschaften aufweist. Und ihr Beispiel ist, wenn eines, gewiß typisch, maßgebend: es bestätigt aber durchaus den eben ausgesprochenen Satz von der verhältnißmäßig geringen Wirksamkeit der Pocken. Nach Wentworth Greenbalgh zählten die Irokesen etwa 10 750 Seelen im Jahre 1677, wo er ihr Gebiet durchwanderte und mit großer Vorsicht die Krieger ihrer einzelnen Völker abschätzte. Zu gleicher Zeit schätzte sie Colonel Coursey zu Albany auf 17 000 Seelen: allein mit Recht zieht N. S. Clark die Schätzung Greenbalgh's, welche auf Augenschein beruht, der Coursey's als die glaubwürdigere vor [1]). Zwei Jahre später, 1679, berichtet Graf Frontenac von einer großen Blatternepidemie, welche eine sehr große Zahl von ihnen hinraffte, so daß sie weder an Versammlungen noch an Krieg denken konnten [2]); trotzdem aber schätzte sie abermals nach zwei Jahren, 1681, du Chesneau, der damals an der Spitze der Verwaltung Neu-Frankreichs stand und im selben Jahre eine Pockenepidemie unter den Ottawas, die von europäischem Gesindel eingeführt war, zu beklagen hatte, du Chesneau schätzte die Irokesen auf höchstens 10 000 Seelen [3]). Es zeigt sich also

[1]) W. Greenbalgh bei Clark in Ann. Rep. 504.
[2]) Documents relating to the Colonial History of the State of New York IX, 129.
[3]) Ebendaselbst IX, 154.

gegen Greenhalgh's Zahlen eine Verminderung, die für den Zeitraum von zwei Jahren bedeutend genug ist. Allein hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß beide Zahlenangaben nur auf Schätzungen beruhen, und zwar nur auf Schätzungen der Krieger, aus welchen Zahlen die Gesammtsumme der Seelen sich erst durch die herkömmliche Multiplikation mit 5 ergiebt. Wir sind also keineswegs berechtigt, eine Abnahme von 750 bis 1000 Seelen in diesen zwei Jahren mit Sicherheit anzunehmen. Hierfür spricht auch der Umstand, daß die französischen Schätzungen der folgenden Jahre durchaus ähnliche Schwankungen zeigten: de la Barre, der freilich mit ihnen Krieg führen wollte[1]), giebt 1682 ihre Zahl auf 13 000 an, ein französisches Memoir von 1685 dagegen auf 10 250, ein anderes von 1687 auf 10 000 Seelen. Daß diese Zahlen nicht die Ergebnisse eines rapiden Hinschwindens, sondern nur der völligen Unsicherheit der Schätzungen sind, braucht kaum gesagt zu werden. Auch nicht genauer scheint die Schätzung zu sein, welche Governor Bellomont für 1689 zugleich mit einer Schätzung für 1698 im letztern Jahre aufstellte, um an beiden Zahlen die Größe des Verlustes zu zeigen, welchen die Irokesen im englisch-französischen Kriege erlitten hatten. Bellomont giebt für 1689 die Kopfzahl auf 12 750[2]) an; für 1698 zählt er nur 6150, schiebt aber die ganze Größe dieses Verlustes nur auf den Krieg, ohne die Pocken zu erwähnen[3]). Sie müssen also weder ihm noch den Irokesen selbst, seinen Verbündeten, die er jedenfalls um ihre Verluste selbst befragte, irgend nennenswerth vorgekommen sein. Und doch war 1690 abermals die Seuche da und raubte ihnen 300, nach anderen Berichten 400 Mann[4]). Auch die Mohegan litten damals sehr: in ihrer Stadt blieben nur 16 Menschen übrig[5]). Dies beweist nicht, daß die anderen alle gestorben seien: viele wanderten aus, um sich vor der Ansteckung zu sichern. Eine neue Pockenepidemie herrschte 1717 unter den Irokesen[6]); dennoch aber schätzt Governor Hunter im Jahre 1720 ihre Zahl wieder auf etwa 10 000[7]), in welcher Zahl vielleicht die Tuscarora, welche sich zwischen 1712 und 1720 mit den Irokesen verbanden, mit eingeschlossen sind[8]). Jedenfalls aber scheint die Schätzung zu hoch zu sein. Denn betrug die Kopfzahl der Irokesen 1698 nur 6150, so konnten sie sich innerhalb 22 Jahren nicht um 4000 Seelen vermehren. Die nächste bedeutende Epidemie ist 1731 bis 1732, während welcher Zeit die Pocken in Neuyork und in ganz Neu-England verbreitet waren und unter den Irokesen namentlich die Seneka plagten. Auch die Algonkinvölker wie die Mississangi am Obern See litten unter der Epidemie[9]). Sie scheint sehr bedeutend gewesen zu sein; vielleicht muß man noch zu ihr hinzurechnen, wenn 1733 wieder große Sterblichkeit in Folge der Pocken unter den Irokesen herrschte[10]). Die nächste Schätzung haben wir aus dem Jahre 1736, welche Dr. O'Callaghan, der Verfasser der Documentary History of New York, mit großer Wahrscheinlichkeit Joncaire zuschreibt, welcher durch Adoption Mitglied des Senekastammes war[1]). Major S. N. Clark nennt diese Schätzung eine der glaubwürdigsten: sie ergiebt als Gesammtzahl 7350 Seelen, schließt sich also ganz regelmäßig, jedenfalls regelmäßiger als Hunter's Zahl, an die Schätzung von 1698 an: sie ergiebt für 38 Jahre den bedeutenden Zuwachs von 1200 Seelen, von ungefähr 17 Procent. Die Zahl der Seneka finden wir nun freilich dem Anschein nach bedeutend vermindert: während sie 1698 noch mit 600 Kriegern angegeben sind, zählen sie jetzt nur noch 350. Aber sehr mit Recht macht Major Clark darauf aufmerksam, daß der Autor der Zählung von 1736, mag es nun Joncaire oder ein anderer gewesen sein, sich ein Adoptivmitglied der Seneka nennt, und folglich ihre Kriegerzahl genau kennen konnte; daß uns also hier in Betreff der Seneka eine zum ersten Male wirklich genaue Zahl vorliegen mag. Deshalb würde es sehr übereilt und grundlos sein, wenn wir jenen Unterschied von 600 und 350, also von 250 Kriegern oder 1250 Seelen, den Verlusten zuschreiben wollten, welche dem Stamm durch die Pocken zugefügt worden sind.

Das nächst bedeutende Auftreten der Pocken scheint die Epidemie von 1746 bis 1747 gewesen zu sein, welche die Irokesen stark mitnahm[2]). Und auf diese folgt eine ganze Reihe heftiger Epidemien, theils der Blattern, theils anderer Krankheiten unter den Irokesen. So herrschte 1752[3]) eine Blatternseuche „durch den ganzen Kontinent bis Detroit", bei welcher ganz besonders die Miami (ein Algonkinstamm) litten, ohne Zweifel aber auch die Irokesen heimgesucht waren. Die Miami suchten dem Uebel durch Flucht zu entgehen[4]). Schon 1754 traten die Pocken wieder auf unter den Indianern in Canada, bei Montreal, zugleich aber auch bei Albany, also in der eigentlichen Heimath der Irokesen[5]), ebenso 1755[6]); 1756 litten die Irokesen am Niagara unter der Krankheit[7]), 1757 wüthete sie, eingeführt von Soldaten, stark in Canada, zugleich mit einer schlimmen Hungersnoth[8]). Drei Jahr später, 1759, waren die Mohawk, zum Irokesenbund gehörig, vom gelben Fieber heimgesucht[9]) und auch damals waren die Blattern verbreitet[10]). Dennoch aber, trotz aller dieser Seuchen, ergiebt sich im Laufe des Jahrhunderts ein allmäliges Zunehmen der Bevölkerung: Sir William Johnson, welcher lange unter den Irokesen gelebt, der bei seinem warmen Interesse für alle ihre Angelegenheiten sie besser kannte als irgend ein Zeitgenosse, schätzte sie nach sorgfältiger durchaus persönlicher Beobachtung und Forschung auf 11 650 Seelen, die Seneka auf 1050 Krieger (5250 Seelen), die Mohawk, welche 1736 nur 80 betrugen, auf 160 Krieger, d. h. 700 Seelen[11]).

Diese Zahlen sprechen nicht dafür, daß die Pocken, welche doch unter den Irokesen oft und stark genug aufgetreten sind, den Bund auf die Dauer ernstlich geschädigt haben. Folgende Tabelle wird diese wichtige Thatsache noch unmittelbar vor Augen legen.

---

1) Clark in Ann. Rep. 504. Vergl. Doc. Col. Hist. New York IX, 196; 321. Documentary History of New York I, 196.
2) Nicht 12 850, wie Clark Ann. Rep. 505 sagt, denn die Zahl 320 für die Krieger der Cayuga in der Documentary History of New York I, 690, ist ein Druckfehler für 300.
3) Doc. Col. Hist. 4, 420.
4) Doc. to the Col. Hist. N. York IX, 129, 461, 490.
5) Ebendaselbst IX, 490.
6) Ebendaselbst IX, 877; V, 485.
7) Ebendaselbst V, 557.
8) Clark in Ann. Rep. 1877, 505.
9) Documents Col. Hist. N. York V, 980; IX, 1029, 1036.
10) Ebendaselbst V, 963.

1) Clark, Ann. Rep. 506.
2) Docum. to Col. Hist N. York VI, 362.
3) Ebendaselbst X, 246, 249 bis 250.
4) Ebendaselbst X, 246.
5) Ebendaselbst X, 324, 580.
6) Ebendaselbst X, 345.
7) Ebendaselbst VII, 240.
8) Ebendaselbst X, 650.
9) Ebendaselbst VII, 376.
10) Ebendaselbst VI, 140.
11) Bei Clark in Ann. Rep. 1877, p. 507.

	Epidemie	Volkszahl
1677	—	10 750, rund
1679	Pocken, stark	—
1681	—	10 000, rund
1689	—	12 750
1689 - 1690	Pocken	—
1698	—	6 150
1700	—	6 000, höchstens [1])
1717	Pocken	—
1720	—	10 000
1731 - 1732	Pocken, stark	—
1736	—	7 350
1738	—	8 825
1746 - 1747	Pocken, stark	—
1752	Pocken	—
1754	Pocken	—
1755 - 1756	Pocken	—
1757	Pocken, stark	—
1759	Gelbes Fieber, Pocken	—
1763	—	11 650

Wir haben also trotz aller Pockenepidemien ein fortwährendes Aufsteigen der Volkszahl, und die sehr starke Verminderung, welche wir 1698 sehen, ist Folge des Krieges, nicht der Pocken. Wir kommen also zu dem Schluß, daß die Irokesen keineswegs in ihrer Volkszahl irgendwie durch die Blattern dauernd herabgedrückt seien, sondern höchstens, daß ihre Entwickelung, ihre Ausbreitung durch dieselbe aufgehalten, verlangsamt ist. Dadurch tritt die Wirksamkeit dieser akuten Krankheiten in ein ganz anderes Licht. Wenn irgend ein Volk, so mußten die Irokesen, welche den Weißen gegenüber so exponirt waren, von den Pocken decimirt werden, und wir finden das Gegentheil. So zeigt es sich auch hier, daß nicht die akut wirkenden, heftig-plötzlichen Mächte die wirklich einflußreichen und dauernd nachhaltigen sind, so sehr sie auch gefährlich scheinen, sondern die kleinen, alltäglichen Ursachen, die man eben wegen ihrer Alltäglichkeit kaum bemerkt: auch nach dieser Seite steht das Leben der Völker durchaus unter denselben Gesetzen wie die übrige Natur.

Die Documents der Kolonialgeschichte von Neuyork lehren aber zugleich noch ein Anderes, daß nämlich die Irokesen keineswegs anders unterlagen, keineswegs stärker heimgesucht waren wie die Europäer selber, und daß Mallery, welcher diese Behauptung in Bezug auf alle Indianer aufstellt [2]), gewiß nicht Unrecht hat. Um nur einige Beispiele anzuführen, so herrschte die Epidemie von 1689 bis 1690 auch unter den Weißen, ebenso die von 1717, von 1731, 1752, 1757, 1759 u. s. w., vergl. Doc. to the Colon. History of N. York außer an den schon erwähnten Stellen noch VI, 140; IV, 194 bis 196; IX, 460, 492; X, 408, 580, 700 u. s. w. Hierher gehört es auch, wenn wir, ganz wie solche Seuchen in der Kulturwelt auftreten, die Pocken lokal beschränkt sehen, entweder in ihrem ganzen Erscheinen oder doch in ihren heftigsten Wirkungen. So fanden wir die Seneka (1731), die Miami (1752), die Mohawk und andere Völker bei einzelnen Epidemien besonders stark leidend. Und wie wir Mallery in Betreff seiner Verallgemeinerung Recht geben mußten, so können auch wir wohl das Resultat des Beweises, den wir aus der Geschichte der Irokesen entnehmen, ganz allgemein auf alle Indianer ausdehnen und behaupten: die Pocken haben die Volkszahl nicht direkt herabgedrückt, sie haben nur eine raschere Vermehrung gehindert.

[1]) Docum. Col. Hist. IX, 725. Die Schätzungen aus 1711, welche Clark nach den Docum. Col. Hist of N. York anführt und welche von 800 und 682 Kriegern reden, beziehen sich nur auf einen Theil der Irokesenmannschaft, auf den nämlich, welcher mit den Engländern ins Feld zu ziehen bereit war.

[2]) Former and present number of our Indians, Proceed. of Amer. Soc. for the advancement of science 1878, p. 354.

Solche Uebertreibungen, wie die Hearne's, finden wir sehr häufig, namentlich auch in vielen Nachrichten noch aus unserm Jahrhundert, und da einige derselben, weil bei Schoolcraft stehend, ganz besonders populär geworden sind, so müssen wir sie noch kurz erwähnen. Hierher gehört vor allem das berühmte Aussterben der Mandan im Jahre 1837, welche nach Catlin (dessen lebhaft erregte Phantasie auch sonst gern ins Sensationelle färbte) den Blattern fast ganz erlagen. Nach einem Bericht bei Schoolcraft [1]) blieben 31 am Leben; nach anderen Berichten ebendaselbst [2]) 125, ja 145; nach denselben Mittheilungen [3]) zählten sie vor der Seuche 1600, nach Gallatin's [4]) sorgfältigen Untersuchungen indeß nur 1500 Seelen, und Gallatin fügt ausdrücklich (1832) hinzu, daß sie diese Zahl nie überschritten hätten. Allein schon 1852 gab Col. Mitchell, Superintendent of Indian Affairs, ihre Zahl wieder auf 385 an [5]), so daß also, auch wenn wir die letzte Ziffer für etwas zu hoch ansehen wollten, dennoch jene anderen Zahlen, auch die höchste, 145, doch ohne Zweifel unter der Wahrheit geblieben sind. Auch waren die Mandan zur Zeit, als sie die Seuche überfiel, noch außerdem in höchst mißlicher Lage: die Sioux, ihre Feinde, hielten sie, die schon durch frühere Blatternverheerungen und ferner durch ewigen Krieg mit den Sioux geschwächt waren, rings umschlossen, und so erlagen sie keineswegs der Krankheit allein, der Krieg wirkte mindestens ebenso verderblich auf sie ein als diese. Heute sind sie, als Abschluß ihrer mannigfachen Schicksale, auf die Fort-Berthold-Agency gebracht, wo sie 1877 nach dem officiellen Bericht [6]) 257 Seelen zählten und in langsamer Zunahme begriffen sind.

Außer den Mandan waren nach Schoolcraft [7]) namentlich die Schwarzfüße mitgenommen, welche vor der Epidemie 40 000 bis 50 000 gewesen sein und in derselben 6000 bis 8000 Seelen verloren haben sollen. Daß sie von 30 000 bis 40 000 auf 1000 zusammengeschmolzen seien, giebt Waitz an, in Folge eines Mißverständnisses von Schoolcraft I, 357. Im selben Jahre, 1837, heißt es bei Schoolcraft weiter, wurden die Minnetarie von 1000 auf 500, die Arrickarie von 3000 auf 1500 durch die Pocken zurückgebracht und ebenso starben die Crows, die Assiniboin und die Cree zu Hunderten. „Keine Darstellung," fährt der Bericht fort, „kann eine schwache Idee von dem Bild der Zerstörung geben, welches die Gegend jetzt zeigt. In welcher Richtung man gehen mag, nur die traurigen Zeugnisse von Sterblichkeit begegnen dem Auge: Häuser stehen auf allen Hügeln, aber kein Rauch steigt von ihnen mehr empor. Kein Laut unterbricht die schauervolle Stille, außer dem unheimlichen Krächzen der Raben, dem traurigen Geheul der Wölfe, die sich von rings daliegenden Menschenleichen mästen. Der Genius der Zerstörung selber scheint die Prärien durchschritten und seine Wuth an allem, was menschliches Antlitz trug, ausgelassen zu haben." Gut gebrüllt, Löwe! Und weiter: „Die Prärie ist ein großer Friedhof geworden, ihre Blumen blühen über den Gräbern der Indianer. Die Luft

[1]) Schoolcraft, Inform., I, 357.
[2]) Schoolcraft II, 239; III, 250 f.; VI, 486.
[3]) III, 250.
[4]) Archaeol. Americ. II, 123.
[5]) Schoolcraft III, 250 f.
[6]) Ann. Rep. 1877, p. 290.
[7]) I, 357 f., VI, 486.

ist meilenweit vergiftet durch die Verwesung von Hunderten unbegrabener Leichen. Weiber und Kinder wandern in Schaaren einher, ohne Nahrung, wehklagend um die Todten. Die Männer flüchten nach jeder Richtung. Die stolzen, kriegerischen, edeln Schwarzfüße sind nicht mehr. Ihre verlassenen Wohnungen stehen auf allen Hügeln. Kein Laut außer dem Krächzen der Raben und dem Geheul des Wolfes unterbricht die feierliche Stille. Dies Bild der Zerstörung ist grauenvoll und übersteigt alle Phantasie." Noch besser gebrüllt! Weder betrugen je die Schwarzfüße 40000 bis 50000, noch weniger „waren sie nicht mehr" nach der Pockenepidemie, denn im Census von 1847 wurden sie auf 13000 abgeschätzt [1]) und 1850 nur noch auf 8600 bis 9600 Seelen [2]), was beides zu beiden vorher erwähnten Angaben gleich schlecht paßt. Gallatin [3]) schätzte sie auf 30000, aber auch diese Zahl ist viel zu hoch, wie Schoolcraft selber eingesteht, indem er VI, 180, ihre Zahl vor 1837 auf 9600 normirt. Alles dies sind nur Schätzungen; 1877 zählten sie 7300 Seelen.

Wir wollen die Größe der Epidemie von 1837 nicht leugnen, noch weniger die Schrecken, welche sie mit sich brachte, wir wollen nur die Thatsachen ohne sensationelle Entstellung finden, und daß jene Schilderungen bei Schoolcraft sensationell übertrieben sind, geht aus ihrer ganzen Art hervor. Dennoch finden sie sich im 6. Band des Werkes (1862, S. 486) wiederholt. Wie sehr gerade die Wirkungen der Pocken zu Uebertreibungen herausfordern, dafür giebt Mallery ein ebenso drastisches als ergötzliches Beispiel [4]) aus dem Report des Ministers des Innern für Canada 1876. „Eine klägliche Geschichte," erzählt er, „lief durch alle Zeitungen und erregte auch die Aufmerksamkeit der Regierungen, daß 1868 die Indianer der Insel Vancouver von den Pocken fast ganz aufgerieben seien, wobei die herkömmlichen „Hunderte von unbegrabenen Leichen" nicht fehlten. Da auch Beamte der Nachlässigkeit angeklagt waren, so wurde von der Regierung eine umfassende Untersuchung angeordnet. Da ergab sich denn, daß auf der ganzen Insel innerhalb des ganzen Jahres nicht mehr als 88 Indianer an den Blattern gestorben waren und daß die Angst der vor der Krankheit Fliehenden und ihre Erzählungen die nächsten Ansiedler, welche keine Gelegenheit hatten, den Ort der Krankheit selber aufzusuchen, zu jenem weitverbreiteten Gerücht aufgeregt hatten, welches ohne die rasche Untersuchung gewiß zu einer authentischen Tradition und zum Beweis des Aussterbens eines ganzen großen Stammes herangewachsen wäre."

Daß auch im Westen des Felsengebirges die Pocken arg gehaust haben, ist bekannt genug, doch gehen wir nicht weiter darauf ein, hauptsächlich, weil uns wirklich sichere, beweisende Daten fehlen. Es ist unglaublich, wie man sich gerade bei diesen Krankheitsberichten mit den übertriebensten Zahlen trägt, die einer jeden schärfern Kritik sofort als völlig unerläßlich sich ergeben müssen; unglaublich, wie diese Zahlen von einem Buch ins andere übergehen. Wissenschaftlich allein zu verwenden und werthvoll sind nur wirklich beobachtete, möglichst genaue Zahlenangaben, und glaube ich am Beispiel der Irokesen gezeigt zu haben, zu welch ganz anderen Resultaten sie führen als die gewöhnlichen Tiraden. Diese letzteren sollte man möglichst antiquiren. Solche Phrasen wie „ganze Völker, ganze Stämme starben aus", sind völlig halt- und werthlos auch da, wo sie Grund haben: denn selbstverständlich kann es bei der Zersplitterung der Amerikaner (man denke an die Kalifornier) in einzelne Stämme gar kein wissenschaftliches Interesse haben, ob dieser oder jener kleine Stamm von der Krankheit aufgerieben ist: von Interesse ist bloß das Verhältniß der Zahl der Opfer zu der Gesammtzahl der indianischen Bevölkerung. Das Aussterben und Hinschwinden beruht unter den nordamerikanischen Indianern wesentlich auf anderen Dingen, zu welchen die Pocken nur verstärkend hinzutreten.

In unseren Betrachtungen ist denn auch schon die Widerlegung einer Behauptung J. J. v. Tschudi's enthalten, welcher nach genauem Studium der Geschichte der nord- und südamerikanischen Stämme die Regel aufstellt, daß keiner dieser Stämme, wenn er durch Krieg oder Seuchen plötzlich sehr stark reducirt würde, sich jemals wieder erholt habe. Nach dem, was wir von den Irokesen, was wir von den Mandans ausgeführt haben, ist ein weiteres Eingehen auf diese Ansicht nicht mehr nöthig, da ihre Unrichtigkeit auf der Hand liegt.

Verhalten sich nun in dieser Beziehung die nordamerikanischen Indianer durchaus wie alle übrigen Völker, durchaus wie die Kulturvölker selber, wie sich leicht aus einer allgemeiner eingehenden Geschichte der Krankheiten nachweisen ließe: so zeigen sie auch in der dritten Klasse von Krankheiten, die wir oben „Civilisirungskrankheiten" nannten, durchaus nichts Eigenartiges, nichts von der Geschichte und Natur der übrigen Stämme Abweichendes. Wir haben schon früher („Globus", Bd. XXXV, S. 268) gesehen, daß die Eskimo in Labrador nach dem Bericht der herrnhutischen Missionäre viel von Krankheiten zu leiden haben, welche mit der Gesammtveränderung ihrer Lebensart aus dem frühern Naturzustand in den der Kultur, welche also mit der Kultur eingetreten sind. Es sind dies Krankheiten, welche fast alle in den großen Haufen der sogenannten Erkältungskrankheiten gehören, welche also auf dem gestörten Einklang des Organismus und seiner Gewöhnung und der äußeren ihn umgebenden Einflüsse (Klima, Nahrung u. s. w.) beruhen. Daß eine so plötzliche totale Aenderung des gesammten Lebens den Körper mächtig erschüttern muß, bedarf nicht des Beweises.

Wir kommen hier auf das zurück, was wir oben sagten. Die Gewöhnungen der Kultur sind völlig andere als die des Naturlebens; der Körper der Naturvölker, ganz angepaßt an die Nahrung, Wohnung, Lebensweise, wie sie die völlige Abhängigkeit von der Natur gebietet, kann sich nur sehr allmälig völlig heterogenen Gewöhnungen und ihren so ganz allmächtigen Einflüssen anpassen. Die heftigsten Störungen des leiblichen Lebens sind die nothwendige Folge einer raschen Umänderung der Gesammtverhältnisse des Seins. Dazu kommt, daß gerade bei solchen gänzlichen Umänderungen leicht Fehler, Unvorsichtigkeiten, völlig unbewußte und unabsichtliche Nachlässigkeiten vorkommen, die gerade, weil dem ganzen Körper eine so besonders große Arbeit zugemuthet wird, besonders schädlich wirken. Wie sehr die Einführung wollener Decken anstatt der alteinheimischen Kleidung oder Nacktheit den Maori und Neuholländern geschadet hat, ist bekannt genug; und diese Beispiele ließen sich sehr häufen. Die Indianer-Agenten der Vereinigten Staaten betonen und wiederholen diese Schwierigkeiten der neuen Kultur immer. Wir wollen hier beispielsweise nur auf das Wort der Missionare Riggs und Williamson hinweisen [1]), welche die Dakota und Sioux so genau kennen. Gegen diese Krankheiten, welche durch die heutigen geschichtlichen Verhältnisse mit Naturnothwendigkeit, ohne irgend welche Böswilligkeit Sei-

[1]) Schoolcraft I, 523; vergl. Mitchell ebendaselbst VI, 556.
[2]) Ebendaselbst III, 631.
[3]) Arch. Am. 132.
[4]) Proceedings 354.

[1]) Ann. Rep. 1877, 515.

tens der Kulturträger, entstehen, giebt es nur ein sicheres Mittel: immer ausgedehntere und völligere Annahme der Civilisation. Dies bestätigt sich für Nordamerika vollkommen, wie sich bei dem Studium der Annual Reports der Indian Agents deutlich zeigt. Im Allgemeinen ist der Gesundheitszustand der Indianer in entschiedener Besserung [1]).

[1]) Ann. Rep. 1877, 518.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die Expedition des portugiesischen Offiziers Paiva d'Andrada, von welcher wir auf S. 79 dieses Bandes berichtet, basirt auf einer Koncession vom 26. December 1878, durch welche die portugiesische Regierung besagtem Herrn zuspricht: den Besitz aller schon bekannten Metallbergwerke und Kohlenlager in einem Theile der Provinz Mozambik, der über 9000 Quadratlieues groß ist und vom Zambesi in zwei gleiche Hälften getheilt wird; das Recht der Ausbeutung aller daselbst noch zu entdeckenden Erzlagerstätten und Kohlengruben auf 20 Jahre; das Recht, die Wälder auszubeuten, und 100 000 Hektaren Landes zum Bebauen und Kolonisiren. Daraufhin bemüht sich der Koncessionär, eine Gesellschaft zur Ausbeutung dieser Privilegien zu Stande zu bringen. Er selbst wollte schon Ende Juni dieses Jahres in Gesellschaft des Herrn de Gourgues, des Ingenieurs de la Touche und eines Arztes nach dem Zambesi abgehen.

— Der „Natal Mercury" entnimmt dem Jeppe'schen Transvaal Book Almanac and Directory für 1879 einige Angaben über die Bevölkerung von Transvaal. Man weiß von den Eingeborenen nur sehr wenig; es sind meist Mantatis, auch als Makkatis oder Mahomes bekannt, letzteres ein von den kräftigern Eingeborenen im Süden gebrauchter Spottname. Obwohl die Mantatis in lauter kleine Stämme unter kleinen Häuptlingen zerfallen, so erkennen sie doch alle Sekokuni's Oberherrlichkeit an, dessen Macht dadurch derjenigen des Zulukönigs fast gleichkommt. Ein Herr Watermeyer giebt eine Liste von 24 kleinen Häuptlingen, deren Stämme von 4000 bis 30 000 Köpfe zählen; zusammen sind es mit Sekokuni's direkten Unterthanen 241 000. Dazu kommen noch 12 000 Untergebene des Mopotsch im Bezirk von Lydenburg, 3000 bis 4000 wandernde Vaalpens-Kaffern und etwa 15 000 Korannas unter Mankoroane Gasibon, so daß man die Gesammtzahl der Eingeborenen von Transvaal auf nicht weniger als 300 000 berechnen kann, welche über ein Gebiet von 13 Millionen englischer Acres zerstreut sind. Die weiße Bevölkerung dagegen wird verschieden von 30 000 bis 50 000 geschätzt und ihre waffenfähige Mannschaft wird gewöhnlich zu 8000 angenommen. Die Ortschaften sind weniger volkreich, als man denkt: obenan steht Pretoria mit 400 und dann folgt Potschefstroom mit 290. Die Goldfelder haben nur 155, Lydenburg nur 100 Bewohner. Wo das Verhältniß zwischen Städtern und Landbewohnern ein solches ist, sollte man eine starke Produktion von Ausfuhrartikeln erwarten; aber abgesehen von Wolle exportirt Transvaal nichts von Bedeutung. Während Natal mit einer weißen Bevölkerung von 21 045 Köpfen 2519 Schüler zählt, giebt es in Transvaal mit seinen circa 40 000 Weißen deren nur 306. Es kommen auf je 1000 Europäer in der Kapkolonie 82,35 Schüler, in Natal 119,69, im Oranje-Freistaate 20,12 und in Transvaal nur 6,8. Auf diesen geringen Schulbesuch möchte — nebenbei gesagt — der „Natal Mercury" die Dummheit und Halsstarrigkeit der Boers zurückführen, mit welcher sie sich gegen die beglückende Herrschaft Englands sträuben!

— Am 6. Juni dieses Jahres hat der Dampfer „Barga" Kapitän de Mytenaere, Antwerpen verlassen, um im Auftrage der Association internationale eine volle Ladung Waaren, die für die schon in Afrika befindliche internationale Expedition bestimmt sind, nach der Congo-Mündung überzuführen. Da das Schiff aber zu großen Tiefgang besitzt, als daß es den Congo weit hinauf befahren könnte, so hat es noch 3 Dampfkähne ohne Deck, einen kleinen Dampfer mit 2 Kajüten für etwa 30 Personen und 3 große Schuten von je 50 Tonnen an Bord. Keines dieser Fahrzeuge hat einen größern Tiefgang als 0,38 m, so daß sie während der Regenzeit den Congo weit hinauffahren können. Man wird also mit ihrer Hülfe im Stande sein, an beiden Ufern Stationen anzulegen. Die drei Dampfkähne sollen zum Vorposten- und Verproviantirungsdienst verwendet werden, der Dampfer als Schlepper und die Schuten enthalten das Material und die Waaren. Kapitän Lösewitz soll diese mit 40 ausgesuchten Matrosen bemannte Flotte befehligen. Die Leute sind auf drei Jahre engagirt, und es befinden sich darunter Zimmerleute, Schmiede, Mechaniker, Segelmacher u. s. w. So meldet „L'Afrique explorée et civilisée" Nro. 1. Die Frage ist nur, wie die Flottille über die Wasserfälle des Congo hinüberkommen will, die doch bekanntlich verhältnißmäßig nahe der Küste beginnen. Da übrigens gleichzeitig vom untern Congo gemeldet wird, daß man daselbst gegen Anfang Juli die Ankunft einer Expedition wissenschaftlicher und kommercieller Natur unter Führung von Stanley erwarte, so liegt darin wahrscheinlich die Erklärung von Stanley's geheimnißvollen Vorbereitungen, welche jüngst in Zanzibar so viel Neugierde erweckten (vergl. oben S. 47). Möglicherweise betheiligt er sich an Kapitän Lösewitz' Stromfahrt.

Australien.

— Neu-Süd-Wales hatte am 31. December 1878 eine Bevölkerung von 693 743, und die City of Sydney (die in den meisten deutschen Zeitungen vorkommende Schreibweise Sidney ist in ganz Australien ungebräuchlich) zählte am 30. Juni 1879 im Ganzen 183 000 Seelen, von denen 103 000 auf die Altstadt und 80 000 auf die Vorstädte entfielen. Hyde Park, wo die Gebäude der nächsten großen Industrieausstellung aufgeführt werden, bildet ein schönes Plateau im Umfange von 40 Acres und liegt fast inmitten der Altstadt von Sydney. Es befindet sich darin ein dem Prinzen Albert (Albert the Good) errichtetes Denkmal.

— Ohne Unterlaß zieht Neu-Guinea Goldsucher sowohl als auch wissenschaftliche Reisende an, ohne daß die Erforschung der Insel dabei sonderliche Fortschritte machte. Australische Blätter berichten, daß der amerikanische Schooner „Saddie F. Caller" in Sydney für ein ganzes Jahr sorgfältig ausgerüstet worden ist, um eine halb wissenschaftliche, halb kommercielle Fahrt längs der Küsten der ungastlichen Insel zu unternehmen. An Bord befindet sich neben Chevalier Bruno, welcher zuerst Handelsbeziehungen zwischen Australien und Neu-Guinea anzuknüpfen versuchte, und Kapitän Leeman auch der bekannte russische Naturforscher Miklucho-Maclay.

— Die Eingeborenen von Jesnisu an der Lawes-Bay am Südostkap von Neu-Guinea, tödteten aufs Neue sechs

dort stationirte Südsee-Missionslehrer, indem sie in das von diesen gebrauchte Wasser eine äußerst giftige Pflanze thaten. Wasser, mit wenigen Tropfen von dem Safte der Wurzel vermischt, wird milchig und tödtet in kurzer Zeit. Wenn man einen Stock, an welchem einige Blätter oder ein Stück der Wurzel von dieser Pflanze befestigt sind, ins Wasser hält, so erscheinen die Fische, welche damit in Berührung kamen, bald todt auf der Oberfläche. Die Eingeborenen begingen den Mord, um sich das Bandeisen, die Beile, das rothe Tuch und die Perlen, welche die Lehrer besaßen, anzueignen.

Nordamerika.

— Die „Opinion publique" von Montréal hat unlängst eine lange Arbeit über die Huronen aus der Feder eines angesehenen Huronen, Ahatsistari, veröffentlicht, und daraus theilt H. de Lamothe einiges im „Tour du Monde" mit. Etwa die Hälfte dieses kleinen Volkes, welches heute fast ausschließlich aus französisch-indianischen Mestizen besteht, lebt in la Jeune-Lorette, einem 14 km von Québec entfernten Dorfe. Der Stamm scheint an Zahl zuzunehmen; denn der Census von 1871 gab für den Distrikt, in welchem la Jeune-Lorette liegt, nur 216 Personen indianischer Nation an, der Bericht über die Indianer-Angelegenheiten für 1875 aber 295, und ein namentliches Verzeichniß am Ende der Ahatsistari'schen Arbeit 336. Wahrscheinlich sind aber in der letzten Ziffer Canadier und Canadierinnen von ganz oder nahezu reinem Blute einbegriffen, welche durch Familienbande mit dem Stamme der Huëndat — so ist der echte Name der Huronen — verbunden sind, wie auch umgekehrt zahlreiche canado-französische Familien in ihren Adern einige Tropfen indianischen Blutes haben. So hatte einer der hervorragendsten Staatsmänner des französischen Canada, Viger, unter seinen Vorfahren den Häuptling Aruntio, dessen Tochter im 17. Jahrhundert einen der ersten Ansiedler im Lande geheirathet hatte.

Außerhalb des Dorfes la Jeune-Lorette giebt es nur zwei anerkannte Gruppen von Huronen, eine von 76 Seelen in der Grafschaft Essex im Süden der Provinz Ontario und eine zweite von 247 Personen auf der Reserve Quapaw im Indianer-Territorium der Vereinigten Staaten, wo sie als Wyandots, was ihrem wahren Namen sehr nahe kommt, bezeichnet werden. Vor den großen Kriegen gegen die Irokesen, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Untergang der Huronen-Nation herbeiführten, zählte dieselbe an 2000 Krieger, was einer Volkszahl von etwa 10 000 Seelen entspricht. In dem Namenverzeichniß der Bewohner von la Jeune-Lorette, welches Ahatsistari giebt, sind die meisten Familiennamen französisch: Picard, Groslouis, Vincent, Romain, Aubin, Bastien, Verret, Dauphiné, Hôtesse; nur zwei Namen sind rein indianisch: Siuï und Lasinnen (die Ziffer 8 wurde schon früh von den Missionären benutzt, um einen Laut zu bezeichnen, der dem englischen w analog ist, aber in ganz besonderer Weise ausgesprochen wird). Ein einziger Name, Lindsay, weist auf englischen Ursprung hin. Uebrigens hat jeder neben seinem europäischen noch einen indianischen Namen oder vielmehr Beinamen; so heißt der jetzige große Häuptling F. X. Picard im Huronischen Tarenschê oder „der Tagesanbruch" und unser Autor Ahatsistari heißt, so viel de Lamothe weiß, im gewöhnlichen Leben M. Vincent.

Nach Alter und Geschlecht zerfällt die Einwohnerschaft von la Jeune-Lorette in 94 Männer, 137 Frauen, 49 Knaben und 56 Mädchen, ein sonderbares Mißverhältniß, welches der Autor nicht weiter erläutert.

— Wenige Leute — schreibt „Philadelphia Record" — wissen, daß das stolze Wort der Engländer, die Sonne gehe im britischen Reiche nicht unter, auch auf die Vereinigten Staaten anwendbar ist. S. Francisco ist keineswegs die Westgrenze der Union, sondern liegt nur etwa in der Mitte zwischen der fernsten Aleutischen Insel und Eastport in Maine, und das Gebiet der Vereinigten Staaten zieht sich durch 197 Längengrade, d. h. 17 Grade mehr, als die Hälfte des Erdumfangs beträgt. Der „Rocky Mountain Presbyterian" sagt mit Bezug hierauf: „Wenn die Sonne unserer westlichsten Insel am Beringsmeere den Gutenacht-Kuß giebt, so übergießt sie schon die Gefilde und Wälder von Maine mit ihrem Morgenlichte und steht im östlichen Theile dieses Staates schon länger als eine Stunde über dem Horizonte. Zur selben Zeit, wenn der aleutische Fischer, durch die nahenden Schatten der Nacht gewarnt, sein Canoe dem Ufer zuwendet, läßt der Holzhauer von Maine den Wald ertönen von dem Klange seiner rührigen Axt."

Keith Johnston †.

— Wieder hat ein tüchtiger Reisender und Geograph in Afrika sein Grab gefunden: der Führer der englischen Expedition nach dem Nordende des Nyassa-Sees, Keith Johnston (vergl. oben S. 47) ist am 28. Juni dieses Jahres in Berobero der Dysenterie erlegen. Der Ort liegt etwa 30 deutsche Meilen von Der es-Salam entfernt, von wo er unter den denkbar günstigsten Umständen am 14. Mai aufgebrochen war. Gleich zu Beginn seiner Expedition mußte er im jugendlichen Alter erliegen, nachdem er kaum die Schwelle desjenigen Erdtheils betreten, zu dessen besten Kennern er gehörte. Sohn des bekannten englischen Kartographen und zum Theil in Deutschland für dasselbe Fach gebildet, sammelte er seine ersten Erfahrungen im praktischen Reisen 1874 bis 1875 in Paraguay. Die Resultate seiner Aufnahmen und Forschungen veröffentlichte er im September 1875 im „Geographical Magazine" in Gestalt einer schönen Karte des Landes und eines ausführlichen Textes. Dann wandte er sich Afrika zu und schrieb für Stanford's Compendium der Geographie einen stattlichen Band von fast 600 Seiten mit zahlreichen Karten (London 1878) und einem Anhange über die Vertheilung des Regens in Afrika, wie er überhaupt für physikalische Geographie eine besondere Vorliebe hatte und durch Veröffentlichung von Abhandlungen und Karten bethätigte. Seine erst unlängst erschienene, ganz neu konstruirte „General Map of Africa" (1 : 8 420 000) wird als die augenblicklich richtigste und vollständigste angesehen. So erschien er nach allen Seiten hin als der geeignete Mann, eine afrikanische Expedition anzuführen, und seine ersten Unternehmungen an der Zanzibar-Küste bestätigten das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen; es waren das ein Bericht über einen Ausflug nach Usambara (noch unveröffentlicht) und seine geschickt eingezogenen Erkundigungen über die Straße von Der es-Salam nach dem Nyassa-See (s. Proceedings of the Royal Geographical Society, July 1879). Schade, daß ihm kein besseres Loos fiel, als die lange Reihe afrikanischer Märtyrer um einen neuen Namen zu vermehren! Mr. Thomson, Johnston's geologischer Begleiter, wird zwar die Reise nach dem Nyassa-See allein fortsetzen; aber in London zweifelt man, ob es ihm möglich sein wird, die zweite Hälfte des Projektes auszuführen, nämlich von dort nach dem Tanganjika-See vorzudringen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Raffray's Reise durch die Molukken und an der Nordküste von Neu-Guinea 1876 bis 1877.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

II.

Unter all den Bewohnern von Dodinga, die den Reisenden besuchten, kam ihm am meisten der „Orang-kapal“ (Dorfvorsteher, wörtlich Menschen-Haupt) Kimalaha entgegen, der seine Aufmerksamkeit durch Zweierlei auf sich zog: seinen Hut und seine Pantomimen. Vergebens versuchte Raffray durch alle Mittel, selbst durch die schönsten Piaster, erstern in seinen Besitz zu bekommen; es war dies ein wahres Gebäude: bunt, von Palmenblättern, mit heruntergebogenem Rande, verlängerte er sich in eine ziemlich enge Röhre von beinahe doppelter Kopfeslänge, die mit einem Federbusch gekrönt war. Eines Tages erblickte Kimalaha mehrere alfurische Schilde, die Raffray für seine ethnographischen Sammlungen erworben hatte; sie sind aus einem höchstens 60 cm langen und 10 cm in der Mitte breiten Stücke Holz gefertigt, welches der Länge nach leicht, der Breite nach stark wie ein Dach gebogen ist; es ist schwarz angestrichen und mit Muscheln oder Perlmutter ausgelegt, manchmal sogar mit Menschenhaaren geschmückt. Der Anblick dieser Schilde erregte den alten Orang-kapal; er ergriff einen, prüfte ihn und fragte, ob der Reisende seine Handhabung kenne. Kaum hatte derselbe ihn gebeten, sie ihm zu zeigen, als er seinen Stock verwegen wie einen Säbel faßte und unter der Deckung des Schildes sich gegen einen gedachten Feind zur Wehr setzte; dann begann er eine Reihe Luftsprünge, schnellte vorwärts, warf sich zurück, bückte sich nieder, richtete sich wieder auf und beschützte mit dem Schilde am linken Arm, der wie ein Signaltelegraph hin und her ging, bald den Kopf, bald die Beine, bald den Rumpf; auch fügte er seiner Vorführung theoretische Erläuterungen hinzu und zeigte so, wie diese Waffe zwar nur im Säbelkampf zu gebrauchen, dann aber in geübten Händen eine undurchdringliche Mauer sei.

Die Gefahr, die den Bewohnern Dodingas drohte, von dem Empörer Hassan mit Leichtigkeit gefangen und ermordet zu werden, wurde zu Raffray's Verwunderung von seiner Umgebung — sei es aus Muth oder aus Sorglosigkeit — gar nicht beachtet; wohl aber schritt man sofort zur festen Unterbringung der kleinen Besatzung. Das Fort war ein Außenwerk von geborstenem Gemäuer, dessen Plateforme noch die Spuren einiger verfallener Hütten zeigte. Hier begriff er, wie wesentlich die eingeborenen Soldaten den holländischen Heeren sind: in Europa wäre ein ganzes Regiment Arbeiter zum Bau einer Kaserne nöthig gewesen; in Dodinga machten sich die malaiischen Soldaten, fast alle an Wälderausroden und Hüttenbauen gewohnt, sofort ans Werk und hatten binnen Kurzem das Terrain gesäubert, wozu sich das Hackmesser, welches ihnen als Säbel dient, vorzüglich eignete (s. die Abbildung S. 132); rottenweise durchzogen sie den Wald und kehrten mit Bambus beladen zurück, und in kaum vier Tagen erhob sich auf der Plateforme des Forts das Gebäll einer für die ganze Besatzung genügenden Kaserne. Auch die Frauen waren nicht unthätig, sondern flochten Matten, holten Wasser und besorgten die Küche. Letztere freilich wurde nach und nach schmaler, da das Land ausgesogen war; selbst die Konserven gingen zu Ende, und

so bildete schließlich der zähe Papagei und der allerdings etwas saftigere Hornvogel ihre Hauptspeise.

Andererseits vermehrten sich die Sammlungen des Reisenden zusehends; eine der schönsten Erwerbungen war ein Vogel, der Tohokko der Malaien, die Pitta Gigas des Naturforschers; gerade Dodinga besitzt die schönste Art dieses in seinem Gebahren an unsere Elster erinnernden, doch schwanzlosen Vogels; Rücken, Kopf, Hals und die großen Flügelfedern sind sammetschwarz, die Brust blendend weiß und die Schultern von unvergleichlichem Perlmutterblau. Raffray erhielt ihn mit Hülfe eines Eingeborenen, den er auf die Jagd mitnahm, und der den Vogel nach und nach durch den Ruf „tohokko!“ an sich lockte, bis er ihn in unmittelbarer Nähe erlegte.

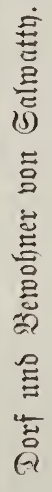
Nun aber nahte sich der Termin für die Abfahrt nach Neu-Guinea, und so mußten die Reisenden nach Ternate zurückkehren. Diese Residenz eines ehemals mächtigen, jetzt aber unter der Oberhoheit der Holländer stehenden Sultans war stets der Mittelpunkt eines wichtigen Handels; sein durchaus gesundes Klima, seine Lage nahe bei Dschilolo, Neu-Guinea, Celebes und den Philippinen, sein natürlicher Hafen haben stets den Kauffahrer angezogen. Jetzt, wo die regelmäßigen und schnellen Packetboote die ganze Schifffahrt umgeändert haben, halten höchstens noch fünf oder sechs Schooner, die alle reichen Malaien gehören, die Verbindung mit Neu-Guinea aufrecht, indem sie im Anfang Januar nach der Geelvinksbay fahren und dort gegen Stoffe, Glaswaaren, Eisen, Messer u. s. w. von den Papuas Schildpatt, Perlmutter, Tripang, diese den Chinesen als Leckerbissen dienende Holothurie, Massoï, eine medicinische Rinde, die in einer Menge von circa 50 Tonnen jährlich verbraucht wird, und endlich Paradiesvogelfedern eintauschen.

Auf dem schönsten dieser Schooner, dem „Makassar“, schiffte sich Raffray ein, nachdem er nach mehrtägigem Besprechen der Bedingungen und des Preises mit seinem Eigenthümer Hassan, dessen Sohn Idriß als Kapitän des Schiffes schon wenigstens zwölfmal die Fahrt nach Neu-Guinea gemacht hatte, einig geworden war. Keine geringen Schwierigkeiten machten die letzten Vorbereitungen; da Neu-Guinea nichts, nicht einmal Reis, erzeugt, so mußten sie für sieben Personen und für circa acht Monate Lebensmittel mitnehmen, außerdem eine große Last Tauschmittel und ihr wissenschaftliches Material, ungefähr 500 Liter Alkohol, Munition für 8000 Schüsse, Baumwolle um mehr als 2000 Vögel auszustopfen, und das Uebrige nach Verhältniß, im Ganzen über 150 Kolli.

Kimalaha als Fechtmeister.

Um auf alle Fälle gegen die Flotte des Empörers Hassan von Dschilolo sicher zu sein, und um furchtlos auf der Insel Salwatty Station machen zu können, deren Radscha, wie man glaubte, mit jenem verbündet war, wurde beschlossen, daß alle Schooner von Ternate zugleich absegeln sollten. Dadurch und durch das in anderer Hinsicht höchst angenehme Zusammentreffen, daß ein anderer französischer Naturforscher, Herr Léon Laglaize, mit einem wissenschaftlichen Auftrage nach Neu-Guinea fuhr, verzögerte sich der Termin der Abfahrt. Nachdem dieser endlich auf den 16. Januar 1877 festgesetzt war, begaben sie sich am Abend dieses Tages an Bord, um sich auf dem nicht gerade bequem gebauten Schooner einzuquartieren; der ganze Schiffsraum war für die Waaren reservirt, auf dem Verdeck diente vorn ein einer Hundehütte nicht unähnlicher Bau als Küche, hinten ein Kabinet als Zimmer des Kapitäns, der ihnen den größern, durch einen Verschlag getrennten und mit zwei hölzernen Bänkchen als Betten versehenen Theil desselben überließ. Am nächsten Morgen sagten sie ihren Freunden ein letztes Lebewohl, die französische Flagge, die ihnen Frau Bruijn verehrt, wurde neben der holländischen am Hauptmast emporgehißt und bald schwellte die Brise die Segel, und der „Makassar“ entführte sie für lange Monate der Civilisation und der Verbindung mit dem Vaterlande.

Nach einer Fahrt von mehreren Tagen erreichten sie ihre erste Station auf papuanischer Erde, das Dorf Salwatty, an der nordöstlichen Spitze der gleichnamigen Insel beim Eintritt in die Meerenge von Galevo. Da das Ufer sehr flach ist, und Sand- und Korallenbänke sich weit hinaus erstrecken, mußten sie sehr fern vom Strande vor Anker gehen. Idriß und Raffray gingen ans Land, um dem Sultan einen Besuch abzustatten, während Maindron durch eine Wunde am Beine, die er sich vor der Abfahrt zugezogen, gezwungen war, an Bord zu bleiben. Um sicher zu gehen, nahmen sie Revolver und Flinte mit sich. Der Radscha Abu-Kassin war von ihrem Besuch unterrichtet und ließ nicht auf sich



Dorf und Bewohner von Salwatty.

warten; er trug malaiische Kleidung: Sarong als Beinkleid und Kattunjacke, dazu eine bunte Kopfbedeckung theils aus Stoff, theils aus Bast; klein, mager, sehr braun und dürftig, ähnelte er mehr einem Araber als einem Malaien; seine erste Erscheinung war bescheiden und zurückhaltend, aber bald bemerkte man, daß unter dieser Maske nur Schurkerei, Heuchelei und Grausamkeit versteckt war. Wohlweislich zündete der Franzose die angebotene Cigarrette erst an, nachdem sein Wirth ihm darin vorangegangen war, denn sicher hätte derselbe nicht verschmäht, sie mit Gift anstatt mit der Waffe aus dem Wege zu räumen.

Wahrscheinlich um ihnen den Verdacht seines Bündnisses mit Hassan zu benehmen, zeigte er ihnen einen Brief, worin dieser ihn aufforderte, gemeinsame Sache mit ihm zu machen; doch war er schlau genug, um nicht den Sieg der Holländer vorauszusehen, und hatte bei diesen schon genug auf dem Kerbholz, um noch überflüssiger Weise sein Konto zu belasten. Wohl um einst einen unwiderleglichen Beweis seiner Ergebenheit zu haben, beherbergte er den Sohn oder Neffen des Sultans von Tidore, den man in seiner Heimath schon lange für ermordet hielt.

Auf Raffray's Bitte auf seiner Insel jagen zu dürfen, erwiderte er, daß der Fremde in unmittelbarer Nähe des Dorfes sicher wäre, er weiterhin aber keine Verantwortung für ihn übernehmen könnte. Nun, gekonnt hätte er schon, aber er wollte nicht, und zwar aus Besorgniß für seinen größten Schatz: Salwatty nämlich ist die Heimath eines der schönsten und begehrtesten Paradiesvögel, der Seleucides alba, und jeder einzelne muß durch seine Hände gehen. Trotzdem war es klug seinen Rath zu befolgen, und so verließen die Reisenden am 26. Januar Salwatty.

Nach mühsamer Fahrt, bei sehr schwachem Winde und enormer Hohlsee, an der nördlichen Küste von Neu-Guinea, kamen sie am 30. bei der kleinen Insel Aori vorbei und





Mafor-Weiber.

langten am 31. Mittags in der Bay von Dore, dem Endpunkt ihrer Schifffahrt, an.

Im Norden der großen Geelvinksbay bildet eine Einbuchtung die Dorebay, an deren nördlichem Ufer drei Dörfer: Konavi im Osten (wo sie wohnten), Nandi in der Mitte und Monukwari im Westen liegen. Gegen die Ostwinde ist die Bay durch die Insel Manaswari (bekannter unter dem Namen Mansinam, nach ihrem einzigen Dorfe) und gegen die Südstürme durch die Insel Musmapi geschützt. (Vergl. die Karte in der nächsten Nummer.)

Alle Häuser sind auf Pfählen im Meere gebaut und mit dem 50 bis 60 Meter entfernten Ufer durch einen Steg verbunden. Das Dach aus Kokosblättern ähnelt einem umgestülpten Schiffsrumpf. Die Brücke geht in einen Flur über, zu dessen beiden Seiten je 5 bis 7 ziemlich dunkele Zimmer liegen und der an der Seeseite in eine Art Gallerie endigt; das Innere bietet ein Muster von Unordnung, Unbequemlichkeit, ja sogar Gefahr dar für einen, der nicht versteht über Löcher und halsbrechende Gegenstände zu balanciren. Zudem ist das Hausgeräth höchst primitiv: Stühle und Tische sind unbekannt, und stets hockt der Papua, selbst wenn er sitzen könnte; mit einer Matte bedeckte Bretter bilden das Bett, ein Flechtwerk mit einer dicken Schicht Erde den Herd, auf dem die Speisen, wenn man sie nicht roh genießt, fast stets unter der Asche gekocht oder geröstet werden, denn irdene Töpfe sind ein seltener Luxus; lange und dicke Bambusrohre mit durchbrochenen Scheidewänden als Wasserbehälter, einige Säcke aus Matte, Wurfspieße, Bogen, Pfeile, Lanzen — und damit ist das papuanische Mobiliar zu Ende.

Uebrigens bewohnt nicht eine einzige Familie ein Haus allein; dies gehört zwar nominell einem Familienhaupt, in der That aber hausen darin oft bis 50 Personen, die alle mit jenem als Verwandte, Freunde, Sklaven durch ein gemeinsames Band, den Kampf ums Dasein, verbunden sind.

Die Papuas haben einen ziemlich schönen Wuchs, doch unterscheiden sie sich hinsichtlich der Körpergröße nicht wesentlich von den Malaien (wir folgen hierin den Darlegungen A. B. Meyer's), ja es ist ihnen eine ganz bedeutende Schwankung hierin eigen, und ebenso weist die Hautfärbung alle Uebergänge von den Farbentönen heller Malaien zu denen wirklich schwarzer Neger auf. Doch sind sie im Allgemeinen nur schwarzbraun zu nennen; hellere, bräunliche Individuen trifft man besonders unter den Frauen. Auch für die Physiognomie einen bestimmten Typus als charakteristisch hinzustellen erscheint gewagt, da man unter ihnen die ver-

schiedenartigsten Physiognomien trifft, sowohl solche, die, wie die allgemein als charakteristisch angenommene, an den jüdischen Typus erinnern, als solche, die den Malaien, oder den Negern, oder gar, abgesehen von der Farbe, den Europäern gleichen.

Bei den verschiedenen Stämmen ist auch das Haar verschieden, aber stets schwarz und kraus; bei Kindern hängt es, gelb oder braun gefärbt, in langen Strähnen herab, später aber wird es geschnitten und nicht mehr gefärbt und wächst nun, indem man es unablässig mit einem Bambuskamme, der, mannigfach verziert, im Haar getragen wird, auskämmt, zu einer Perrücke heran, die den Umfang des Kopfes zwei- oder gar dreimal übertrifft und von deren Verfilzung und Belebtheit mit Parasiten aller Art man sich schwer einen Begriff macht.

Auch sonst spielt der Schmutz leider eine große Rolle bei den Papuas, besonders bei den Weibern, und dicke Krusten davon und Spuren von Hautkrankheiten sind häufig nicht gerade verführerisch.

Ihre Kleidung besteht aus der bearbeiteten Rinde einer Feigenart; sie wird, in lange Streifen geschnitten, als Gürtel benutzt, geht zwischen den Beinen durch und fällt vorn als Schurz herab. Auf derselben Stufe steht ihr Schmuck: kupferne, gläserne oder Schildpattgehänge im Ohr, Halsbänder, an denen die verschiedensten Gegenstände hangen, Arm- und Beinringe aus Silber (was der höchste Luxus), Kupfer, Schweinszähne u. s. w., endlich blaue Tatuirungen auf Arm und Brust sind so ungefähr alles, was papuanische Eitelkeit begehrt.



Tempel in Dore.

Zum Glück für den Reisenden bedient sich der Papua noch nicht der Feuerwaffen; er verfügt nur über Bogen, Lanze und Peda, eine Art Messer, welches die Malaien als Tauschmittel einführen und der Eingeborene zu allem Möglichen zu gebrauchen versteht. Trotzdem könnte er auch hiermit ein furchtbarer Gegner sein, wenn er nicht, wie sich Raffray verschiedentlich überzeugte, ein gar zu schlechter Schütze wäre.

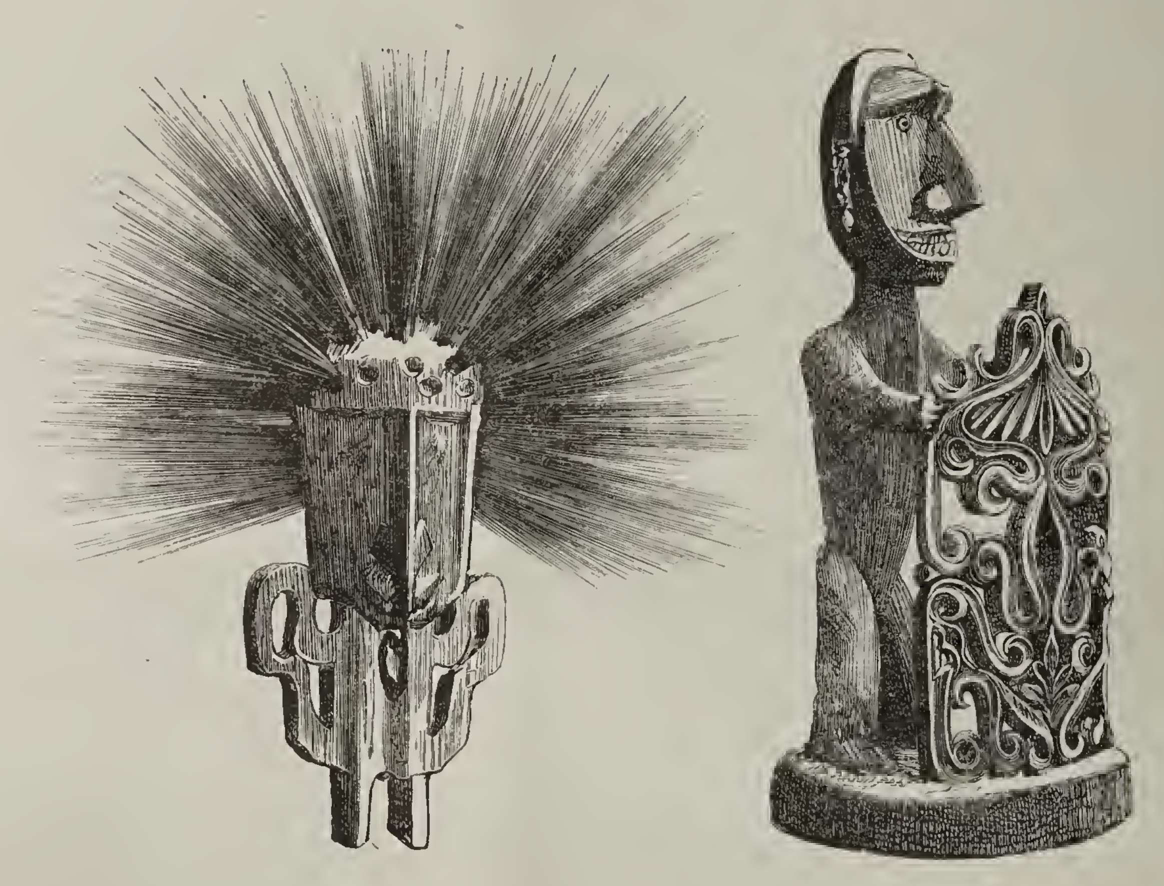
Unter dieser Bevölkerung nun lebten sie. Gleich in den ersten Tagen hatten sie sich mit Hülfe einiger 20 Papuas ein Haus gebaut und nahmen auch fernerhin einige von ihnen als Führer und Begleiter in Dienst, doch machten sie keine guten Erfahrungen mit ihnen. So hatte Raffray einen, Dore mit Namen wie sein Land, für einen Monat — ausdrücklich auf 30 Tage festgesetzt — gegen eine bestimmte Bezahlung angenommen; nach 12 Tagen jedoch verlangte er ohne Weiteres den Lohn für 3 Monate und bestand, trotz der selbstverständlichen Weigerung des Franzosen, sich so plump ausbeuten zu lassen, auf seiner Forderung, ebenso wie seine Verwandten, die zur Schlichtung des Falles zusammengerufen worden waren; denn — der papuanische Monat besteht aus 4 Tagen, und da er 12 Tage gedient, wäre er im Recht, sich für 3 Monate bezahlen zu lassen. Raffray brach die langwierigen Unterhandlungen ab, indem er ihm nochmals den zwölftägigen Lohn anbot; er schlug es zwar

aus, doch nach mehreren Tagen kam er wieder, holte sich seine versprochenen Stoffe und Glaswaaren und verschwand damit.

Ueberhaupt war es nicht leicht, mit den Papuas zu rechnen, da sie nicht über 10 zählen können; wenn der Reisende nun einen in seine Dienste nehmen wollte, so nahm er ein Bündel von so viel Aestchen, wie es Diensttage geben sollte, dann legte er dieses Bündel zur einen, die Bezahlung zur andern Seite und nachdem der Papua lange mit sich und seinen Freunden zu Rathe gegangen, nahm er sämmtliche Aestchen und gab seinem Herrn jeden Morgen eins zurück; hatte er keins mehr, so erhielt er den ausbedungenen Lohn, den Raffray immer an einem Ort aufbewahrte, wo er ihn täglich sehen und befühlen konnte.

Um zum Sammeln zu ermuntern, gaben die Reisenden für Insekten, Muscheln, Fische, Schlangen u. s. w. bis zu acht blauen Perlen, und nahmen auch zuerst alles, was man ihnen brachte, ohne großen Unterschied; allmälig aber mußten sie zurückhaltender werden, was nicht gar leicht war bei der Verschmitztheit, mit welcher man ihnen verstümmelte Exemplare aufzuhalsen versuchte und dem unablässigen Geschrei: Tuan, binatang, binatang! (Herr, Thiere, Thiere!)

Aber auch ein geradezu schurkischer Streich wurde ihm gespielt. Eines Tages brachten zwei seiner Leute von der Jagd ein Pack kleiner, zugespitzter Bambusstäbchen mit, die sie überall im Walde so in die Erde gesteckt gefunden hatten, daß sie 5 bis 6 cm weit darüber hinausstanden. Die Papuas behaupteten zwar, sie hätten die Fremden auf diese Weise vor einem Ueberfall der furchtbaren Arfaks schützen wollen; aber trotz Raffray's Erklärung, daß er diese Wilden durchaus nicht fürchtete, verschwanden die gefährlichen Bambusstäbchen nicht, bis eines Tages zwei Papuas sich in der eigenen Schlinge gefangen hatten; einer von ihnen kam mit durchbohrten Füßen zu ihm, bat ihn um ein Mittel und erhielt auch eins, welches die Strafe aber noch verdoppelte: Collodium; bekanntlich wirkt dies sonst ausgezeichnete Medikament



Papuanische Idole.

auf eine Wunde wie heißes Eisen. Von dem Tage an hatten sie nicht mehr von dieser Perfidie zu leiden.

Die socialen Zustände sind bei einem so unentwickelten Volke selbstverständlich noch im Anfange, Regierung, Gesetz, Recht, Priester, Autorität sind unbekannte Dinge, man hat nur eine Gesammtheit von durchaus unabhängigen Individuen vor sich, die nur, soweit es ihr Interesse verlangt, aneinander hangen und sich doch wunderbarer Weise untereinander solidarisch fühlen, sei es, daß eine allgemeine Gefahr droht oder daß ein gemeinsamer Vortheil zu erwarten steht.

Man findet gewöhnlich Monogamie unter ihnen; mehrere Frauen haben sie nur nacheinander: ist die erste verblüht, so wirft man sie bei Seite wie ein unnützes Möbel und nimmt eine andere und so fort, so lange man im Stande ist, dem neuen Schwiegervater eine genau abgesprochene und den Verhältnissen angemessene Summe zu zahlen.

Bewirbt sich ein junger Mann um ein Mädchen, so darf er sie nie zu erblicken suchen, ja nicht einmal sie ansehen, wenn sich zufällig die Gelegenheit bietet, sonst fällt er in eine schwere Strafe.

Ueber ihre Religion bewahren die Papuas ein ganz wunderbares Stillschweigen; weder die beiden vertrautesten unter Raffray's Eingeborenen, noch seine Malaien, die schon öfter hier gewesen, noch endlich Missionäre, die vollkommen mit der Sprache vertraut waren, konnten ihm Aufschluß über dieses Kapitel geben; selbst zum Christenthum übergetretene Papuas wollen nichts darüber offenbaren.

Die Tempel von Dore und Mansinam sind berühmt; auch sie ruhen, wie die Häuser, auf Pfählen, sind aber bedeutend höher und länger. An beiden Enden senkt sich das Dach nicht, sondern richtet sich auf und läuft in Ornamente aus, welche einen Giebel mit einer kleinen Pforte und eine Plateforme beschützen, auf welchem eine männliche und eine weibliche Bildsäule von natürlicher Größe stehen; auch die Pfeiler stellen menschliche Gestalten beider Geschlechter, einige auch Krokodile dar, doch sind sie zu ekelhaft, um beschrieben zu werden. Der Zutritt zu den Tempeln steht dem Reisenden frei, doch erfährt er auch hier nichts über den Kultus, nur hörte Raffray, daß in diesen Räumen die jungen unverheiratheten Männer die Nächte zubringen.

Die kleinen, 15 bis 20 cm hohen Idole stellen ein geschlechtloses Individuum stehend und die Arme auf ein Ge-

länder gestützt dar; von Kunstfertigkeit und Verhältniß zwischen Kopf und Körper ist gewöhnlich wenig vorhanden. Ist ein Papuaner gestorben, so schnitzt sein Sohn ein solches Bildniß und stellt es in seinem Hause auf, wo es die Stelle des Verstorbenen einnimmt und in wichtigen Lagen angerufen wird; stirbt der Bildhauer selbst, so verfertigt dessen Sohn wieder ein Idol von ihm und wirft den nun unnütz gewordenen Großvater bei Seite.

Auch eine Kunst haben die Papuas aufzuweisen, wenn es erlaubt ist so die schwachen Versuche zu nennen, die sowohl in der karikirten Kopie des papuanischen Typus an Idolen und Amuleten, am Vordertheil von Pirogen und sogar an Lanzen- und Pfeilschäften sichtbar sind, als auch in einer Verbindung von Arabesken erblickt werden, wobei die Spirale eine hervorragende Rolle spielt und die man besonders bei durchbrochener Arbeit an Schiffsschnäbeln und Beteldosen aus Bambus findet.

Die papuanische Sprache ist fast in jedem Dorfe verschieden; lernen konnte Raffray keinen dieser unzählbaren Dialekte, nur ungefähr 300 Wörter in zweien derselben, dem maforischen, der in Dore, und dem amberbakischen, der an der Nordwestküste Neu-Guineas gesprochen wird, hat er mit Hülfe des Malaiischen gesammelt. Wenn, wie er bemerkt zu haben glaubte, die Verba konjugirt werden, so stehen diese Sprachen grammatisch weit über dem Malaiischen.

Die ersten vierzehn Tage seines Aufenthaltes in Dore benutzte er so zu ihrer Einrichtung und zur Vervollständigung der Sammlungen; doch sollte ihre Niederlassung daselbst unter der Obhut seines Genossen Maindron, dessen an sich leichte Wunde in der heißen Gegend zu einer unheilbaren wurde und ihn so ans Haus fesselte, nur zur Operationsbasis und zum Mittelpunkt für Ausflüge in die für seine Untersuchungen günstigsten Gegenden dienen.

Von Oberst Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien[1]).

I.

Später, als es sonst bei englischen Reisenden der Fall zu sein pflegt, hat Oberst Mac Gregor die Schilderung seiner 1875 unternommenen Reise durch die persische Wüste und die Provinz Chorassan veröffentlicht; sie hat dadurch nichts an Interesse verloren, wenn auch der Verfasser selbst durch die Oede des von ihm bereisten Theiles von Persien sehr enttäuscht und des Landes recht überdrüssig wurde. Dort zu reisen, sagt er schon auf S. 80 des ersten Bandes, heißt über kahle, ausgebrannte Ebenen und über wilde, braune, nackte Berge zu irren, ohne zu Beginn des Tagemarsches oder in der Mitte oder gegen Ende desselben irgend etwas zu sehen. Eine der Ursachen, die ihn zu der Reise veranlaßte, war der Tod seiner Frau, in deren Gesellschaft er nach längerm Dienste in Indien England wiederzusehen gehofft hatte. In der Seelenstimmung, in welche ihn dieser Schlag versetzt hatte, war es ihm freilich ziemlich gleichgültig, wohin er seine Schritte lenkte, um seinen Urlaub auszufüllen; aber wenn er auch landschaftlich wenig fand, so gereichte es ihm doch zur innern Befriedigung, nach seinen Kräften zur Kenntniß dieses für asiatische Politik so wichtigen Landes beizutragen. Kartographisch war er, wie es scheint, fortdauernd thätig, wenn auch die dem zweiten Bande beigegebene Karte überaus dürftig und unvollkommen ist. So spricht er auf S. 93 und 97 des 1. Bandes von seinen Winkelmessungen und erwähnt wiederholt seine Karte, die er wohl der Regierung mitgetheilt hat. So sagt er auf S. 163, wo er seine Freude über die Kühle eines Nachtmarsches ausdrückt, daß er solche nicht immer machen könnte, „weil ich auf Routen, die noch kein Europäer gegangen ist, im Interesse der geographischen Wissenschaft und der Regierung bei Tage marschiren und die glühende Sonne Chorassans blinzelnd ertragen muß.“ Und wieder auf S. 149, als er in Tûn hört, daß dort ein russischer Oberst im Jahre 1874 sich aufgehalten habe, sagt er: „Weßwegen auch immer der Russe hergekommen ist, sei es, daß er die Austrocknung des Sumpfes von Seïstan beobachten und darüber eine Theorie aufstellen, sei es, daß er die interessante wissenschaftliche Frage nach der relativen Höhe der Salzwüste und der Wüste Lut lösen wollte oder was sonst — der englische Oberst steht nicht an zu sagen, daß er ein Land kennen lernen wollte, welches eines Tages durch russische Intrigue für die Engländer interessanter werden wird, als sie heute vielleicht denken, und daß er seine Regierung, soviel er es vermochte, über die Straßen desselben zu unterrichten wünschte.“

Ein Hauptaugenmerk richtet deshalb Oberst Mac Gregor auf sogenannte militär-geographische Dinge, beschreibt ausführlich alle Wege und Bergpässe und verzeichnet umständlich bei jedem Orte, wie er mit Wasser versorgt ist, ob und von wo er durch Geschütz beherrscht werden kann, ob Gärten und Felder in der Umgebung die Fouragirung gestatten, ob es dort viel Maulthiere zu Transportzwecken giebt, wie rasch sich die kleinen Burgen und Forts zusammenschießen lassen und so fort. Alles Angaben, die bei einem spätern Kriege gelegentlich von Wichtigkeit sein können, denen gegenüber es aber zu bedauern ist, daß das Wichtigste, nämlich des Obersten Aufnahmen, einstweilen der Oeffentlichkeit noch vorenthalten werden. Die zahlreichen, zwar ziemlich rohen, dafür aber recht charakteristischen Holzschnitte können dafür nicht entschädigen.

Von Bombay erreichte der Reisende zur See über Karatschi, Maskat, Bander Abbasi und Lindscha den Küstenplatz Buschir (vergl. „Globus“ XXXI, S. 330 f.). Bander Abbasi liegt an der Straße von Hormûz am Fuße einer niedrigen, der Küste parallelen Bergkette in einer Position, die wie ausgesucht erscheint, um auch den geringsten Luftzug abzuhalten. Es hat Häuser aus Stein und Lehm mit flachen Dächern und vielen Schilfhütten und ist schlecht mit Wasser versorgt. Auch einen Hafen besitzt der Ort nicht, und Schiffe vermögen oft Tage lang keine Ladung einzunehmen. Trotzdem hat der Ort für Persien einen ansehnlichen Handel, der eher zu- als abnehmen wird. Importirt werden Stückgüter, Zucker, Thee und Töpferwaaren, und zwar von Bombay, obwohl der direkte Bezug von England besser wäre. Exportirt werden Teppiche, Wolle, Tabak,

[1]) Narrative of a Journey through the Province of Khorassan and on the N. W. Frontier of Afghanistan in 1875 by Colonel C. M. Mac Gregor, C. S. J., C. J. E. 2 Bde. Mit Illustrationen. London, Wm. H. Allen u. Comp. 1879.

Safran, Mandeln, Opium, Krapp, Assa foetida u. s. w. Nur der Nachlässigkeit der englischen Kaufleute ist es zuzuschreiben, daß nicht auf den Märkten aller Plätze östlich von Jezd, in Kirmân, Tebbes, Tûn, Birdschân, Gain, in Seïstan, Herat, Meschhed und Nischapur, wohin überall von Bender Abbasi gute Straßen führen, englische Waaren dominiren. Doch hat der Ort auch seine Schattenseiten, namentlich die große Hitze und den Mangel eines Hafens, der sich freilich auf der nahen Insel Hormûz in ausgezeichneter Güte findet.

Von Buschîr, wo er seine Landreise begann, weiß Mac Gregor auch nicht viel zu melden; charakteristisch sind nur die vielen Windthürme (badgir) auf den flachen Dächern der besseren Häuser. Dieselben sind viereckig, 15 bis 20 Fuß hoch und an allen Seiten offen, um selbst den geringsten Windhauch aufzufangen. Im Gegensatz zu Indien fiel ihm hier Zweierlei auf: die glückliche Lage der Sklaven und die Freiheit der Weiber. Er will sich zwar mit Niemandem streiten, dessen Steckenpferd die Abschaffung der Sklaverei in der ganzen Welt ist, aber er stellt es doch als seine wohlbegründete Ansicht hin, daß die Engländer die Sklaverei im Orient vielfach sehr falsch auffassen. Es mag Jemandem, der nie aus Europa herausgekommen ist, sehr grausam erscheinen, daß ein Mensch aus seiner Heimath entführt und später wie ein Stück Vieh an den höchsten Bieter verkauft wird. Aber das ist nur die eine Seite der Medaille, und mit dem Verkauf nimmt auch gewöhnlich das Leiden des Sklaven ein Ende. Gewiß verläßt er seine Heimath, wo Glühhitze herrscht, Kleider unbekannt sind, und Niemand ohne Abendessen sich schlafen legen braucht, so lange noch ein Schwächerer neben ihm existirt. Nun aber kommt er in ein Land, wo ihm die Häuser als Paläste erscheinen, wo er prächtig gefuttert wird, wo es alles giebt, was nach seinen beschränkten Vorstellungen Menschen überhaupt bedürfen. Nun besitzt er mehr Kleider, als die Könige in seiner Heimath, wird gut behandelt und in einer Religion unterrichtet, die für seinen sinnlichen Geist die Glückseligkeit selber ist. Ob wohl einer unter tausend nach fünfjähriger Sklaverei solcher Art sich nach seiner frühern Freiheit zurücksehnt? Noch mehr aber bessert sich die Lage der Weiber, deren Reize weit höher geschätzt werden, als in der Heimath.

Was ferner die Freiheit der Frauen anlangt, so ist es nach Mac Gregor's Meinung ebenfalls ein Irrthum, sie für arme hülflose Wesen anzusehen, deren ganze Existenz darauf hinausläuft, die Lüste sinnlicher und eifersüchtiger Ehemänner zu befriedigen, zu welchem Zwecke sie ihr ganzes Leben lang in die vier Wände ihres Hauses eingeschlossen sind und nie Gelegenheit finden, die Außenwelt zu sehen. Ganz im Gegentheil können die orientalischen Frauen — mit Ausnahme von Indien, wo ihre Lage schlechter ist, als irgend wo anders — ausgehen, so viel sie wollen, und thun das auch; sie dürfen in die Moschee, in das Bad oder sonst wo hin sich begeben oder ihre Freundinnen besuchen, wie es ihre Schwestern im Abendlande thun, und können bei diesen Gelegenheiten eben so viel oder noch mehr von der Welt und namentlich von dem Theil der Welt sehen, gegen dessen Besichtigung sie selbst so eifersüchtig behütet werden. Unter solchen Umständen erscheint unserm Obersten die Fortdauer des Gebrauchs, ihre Weiber zu verhüllen, von Seiten der Mohammedaner als ein großer Fehler; denn keine Tracht ist besser für eine intrigante Frau geeignet, einen eifersüchtigen Gatten zu täuschen, als die mächtigen Tücher, in welche sie sich hüllt, und sie selber, meint er, erblickt darin wahrscheinlich eine größere Freiheit, als sie je durch Annahme abendländischer Sitten erlangen zu können hoffen darf.

Von Buschîr schlug Mac Gregor zunächst die schon oft und genau beschriebene Straße über das Gebirge nach Schiraz ein. Nur muß man jetzt gegenüber den früheren Beschreibungen die Verwüstungen der letzten Hungersnoth in Anschlag bringen: so sind in der nicht unwichtigen noch in der Ebene gelegenen Stadt Borazdschan von 6000 Einwohnern nur noch 1500 übrig geblieben. In der Stadt Kazerûn (circa 5000 Einwohner), die sich durch Frische, gutes Wasser und treffliche Früchte auszeichnet, starben über 1000 Menschen; der Ort hatte einst an 3000 Häuser, von denen nur noch 1000 bewohnt sind, übrigens ein in persischen Städten gewöhnliches Verhältniß. Als Mac Gregor einem dortigen Kaufmann erzählte, daß er bei Gelegenheit der Hungersnoth in Bengalen als Beamter fungirt habe und etwa 250 000 Maulthierladungen Reis durch seine Hände gegangen seien, lächelte der Perser ungläubig und meinte, gleichsam um jene Angabe zu übertrumpfen, daß in Persien 90 Millionen Menschen lebten! Als aber der Engländer fragte, wo sie denn wären, da er schon an 100 (engl.) Meilen im Lande geritten sei und noch keine tausend Menschen zu Gesicht bekommen hätte, antwortete der Orientale, ohne einen Augenblick zu zögern: „O, sie wandern umher." Ein ergötzliches Beispiel echt persischer Aufschneiderei!

Kazerûn ist berühmt durch die Fabrikation einer Art Schuhe, „maleki" genannt. Dieselben sind sehr fest und leicht und zeigen, daß Leder nicht der einzige, ja vielleicht nicht einmal der beste Stoff ist, aus dem man Schuhe machen kann. Ihr oberer Theil besteht aus weißem, gerripptem Baumwollenzeug, die Sohle aus alten zusammengepreßten Lumpen, und nur unter dem großen Zeh und der Ferse sind Streifen roher Haut untergenäht. Das Paar kostet 1 bis 5 Kran (etwa zu 90 Pfennig), und sie werden von allen Bewohnern von Farsistan und allgemein von den persischen Soldaten getragen, halten selbst auf den schlechtesten Wegen sehr lange und wären gerade die richtige Fußbekleidung für Indien, in dessen Klima die schwarzen Stiefel der englischen Soldaten nichts taugen. Durch ihre Einführung würden nach des Obersten Ansicht die Fußkrankheiten fast ganz aufhören und die Marschfähigkeit der dortigen Infanterie sich um 20 Procent steigern.

Ueber eine Anzahl von Pässen hinweg, deren höchster, der Pirzun, nach Mac Gregor's Messung zu 7650 Fuß ansteigt, gelangte er nach Schiraz, wo ihn erst der englische Resident Oberst Roß, ein enthusiastischer Geograph, auf den Gedanken brachte, statt den oft zurückgelegten Weg nach Ispahan und Teheran den weniger bekannten nach Jezd einzuschlagen. Er schloß also mit einem Maulthiertreiber einen Vertrag dahin ab, daß dieser ihn überallhin, wohin er wünschte, begleiten mußte, und verließ am Nachmittage des 24. April 1875 das oft beschriebene Schiraz (vergl. unter andern Dr. Stolze's Beschreibung „Globus" XXXI, S. 311 f.), welchem er zwar ein eigenes Capitel widmet, ohne jedoch viel Neues darin beizubringen. Am nächsten Tage schlug er sein Zelt zwischen den Ruinen von Persepolis auf, erreichte am 26. Sirwand, am 27. Meschhed-i-Murghab, einen wohlhabenden Ort mit besseren Gärten und Häusern, als man gewöhnlich in Persien zu sehen bekommt, und am 28. Deh-i-Bid, das auf einem wilden, öden, von 1000 bis 3000 Fuß hohen Bergen umgebenen Plateau liegt und den Reisenden lebhaft an Tibet erinnerte. Schon hier, wo sich die Wege nach Jezd und Ispahan trennen, war er des uninteressanten Landes so überdrüssig, daß er fast versucht war, umzukehren und den geradesten Weg heimwärts einzuschlagen, und nur der Gedanke, etwas Nützliches zu vollbringen, ließ ihn an seinem einmal gefaßten Plane festhalten. Am 30. April Morgens schlug er also eine nordnordwestliche Richtung ein und ritt, nachdem er unterwegs einen Trupp im Hinterhalte liegender Bachtijarischer Räuber glück-

lich in die Flucht geschlagen hatte, über nicht sehr bergiges Land nach Bedaf, dem ersten Dorfe der Oase von Aberkuh, welchen Ort selbst er am nächsten Tage erreichte. Derselbe hat 800 bis 900 Häuser, ist der Hauptort eines Distriktes mit etwa 25 Dörfern und war früher, wie fast alle Städte in Persien, weit bedeutender. Ringsum dehnt sich die Wüste aus, etwa 15 engl. Meilen nach Süden, doppelt so weit nach Norden, nach den anderen Richtungen aber so weit, als nur das Auge reicht. Es ist aber kein sandiger, sondern ein guter mit von den Bergen herabgeschwemmten Steinen und Kies bedeckter Boden, der, wo er bewässert wird, vorzügliche Ernten bringt. Leider reicht das vorhandene Wasser nur aus, um das Land in einem Umkreise von etwa 8 engl. Meilen zu befruchten. In diesen öden, flußlosen Gegenden ist der Mensch auch gezwungen, für Wasservorrath längs der Straßen zu sorgen, und das geschieht durch Anlage sogenannter Ab-ambars, großer unterirdischer mit Ziegeln ausgemauerter und oben gewölbter Reservoire, welche entweder das Wasser aus Quellen auffangen oder so liegen, daß das auf eine möglichst große Oberfläche Landes fallende Regenwasser in ihnen zusammenfließt. Mehr als einmal wußte Mac Gregor während seiner Wüstenreise das Vorhandensein solcher Ab-ambars nicht hoch genug als eine der menschenfreundlichsten Einrichtungen zu preisen. Am 4. Mai wurde ein Gebirgszug in einem Passe von 8900 Fuß Höhe überstiegen und am nächsten Tage das große Dorf Taft (circa 5000 Einwohner) erreicht, einer der Hauptsitze von Feueranbetern in Persien, die etwa ein Fünftel der Einwohnerschaft ausmachen. Der Ort besitzt einen sehr hübschen, bedeckten Bazar, ein kleines unbedeutendes Fort und viele schöne Gärten und ist berühmt wegen der Fabrikation einer Filzsorte, die zu den besten persischen gehört.

Mac Gregor sandte jetzt fast täglich, wann er zum Frühstücken Halt machte, einen Mann an den Vorsteher des für das Nachtlager bestimmten Dorfes voraus, ließ ihm seine Ankunft melden und um Quartier bitten, und stets empfing ihn dann Abends der Dorfschulze mit den Worten: „Ihr seid willkommen; Euer Quartier steht bereit." Auf diese Weise brauchte er sein Zelt fast nie und hatte bessere Unterkunft, als früher in den Karawansereien. In Jezd hielt es sogar der Bruder des dortigen Statthalters Mohammed Hussein Chan für nöthig, ihm 4 englische Meilen weit entgegenzureiten und einen feierlichen Empfang, einen sogenannten Istikbal, zu bereiten.

Jezd ist ringsum von Sandwüsten umgeben, welche immer mehr die Oberhand über das bebaute Land gewinnen. An manchen Stellen reicht der ertödtende Sand schon bis an die Zinnen der Stadtmauer und wird nun Tag für Tag in das Innere hineingeweht. Freilich macht er nur geringe Fortschritte; dieselben sind dafür aber um so sicherer. Der Anblick der Stadt ist von allen Seiten her äußerst uninteressant: er bietet nichts als eine Masse erdfarbiger Dächer mit zahlreichen Windthürmen. Die wenigen Bäume ragen meist nicht über die Häuser hinaus. Die Straßen sind ebenso krumm, aber nicht schmutziger, als gewöhnlich, und durch viele fließen Ströme von Wasser. Die Bazare haben, als Gebäude betrachtet, nur ein mäßiges Ansehen, enthalten aber vielerlei Waaren und zeigen viel Leben. Das Merkwürdigste an dem Orte sind die zahlreichen Badgirs oder Windthürme, Sardabs und Zerzamins, letztere beiden unterirdische Räume, welche beweisen, wie warm hier das Klima ist. Als befestigte Stadt ist Jezd ohne alle Bedeutung, weil seine Mauern durchaus verfallen sind, wie denn die in Trümmern liegenden Häuser, Gärten und Kirchhöfe fast ebenso viel Raum einnehmen, als die Wohnungen der Lebendigen. Unter den Gebäuden erregt nur die gleichfalls schon zerstörte Dschuma Mesdschid mit ihren beiden hohen Minarets Interesse. Der Ort fabricirt die beste Seide in Persien, wozu das Rohmaterial aus der Provinz Gilan kommt, ferner vortreffliche Zuckerwaaren und Süßigkeiten, welche die Perser bekanntlich so sehr lieben, ferner gute irdene Waaren, Schuhe, Teppiche, messingene Töpfe und abscheulichen Wein, den die dortige starke Geberngemeinde herstellt. Vortreffliches Eis giebt es in Ueberfluß; man holt es im Winter vom Schir-Kuh. Der größte Theil des Handelsverkehrs von Jezd kommt von Bander Abbasi und geht nach Teheran, wie Mac Gregor von den ersten Kaufleuten der Stadt gesprächsweise erfuhr; einiges geht nach Ispahan und einiges kommt von Schiraz. Sonderbarer Weise geht auch einiger Handel von Tebriz in Aderbeidschan über Teheran nach Jezd und von da nach Herat, in der That ein erstaunlicher Umweg.

Am 8. Mai verließ der Reisende Jezd und setzte seinen Marsch nach Nordosten über glühenden Wüstensand und nackte sonnenverbrannte Berge und Felseinöden fort, die denkbar trostloseste Gegend von der Welt, ähnlich den Küstenlandschaften des Rothen Meeres. Und das Schlimmste dabei ist, daß keine Aussicht vorhanden ist, das Land je zu heben. Es hat kein Wasser und producirt nichts, und es ist auch nicht möglich; Wasservorräthe zur Berieselung zu sammeln, weil die Anlage von Ab-ambars viel zu kostspielig ist. Endlich hat das Land auch nicht Bewohner genug; dieselben reichen ja kaum hin, um das bewässerbare Land zu bestellen. Wie soll es da jemals besser werden. Und was sollen vor allem in einem solchen Lande die projektirten Eisenbahnen! Es würde schon eine große Errungenschaft sein, wollte man im südlichen Persien die Hauptstraßen so weit herstellen, daß sie durchweg für Kamele und Maulthiere gangbar wären, und allenfalls im Norden des Reiches, wo die Wege besser sind, leichte Karren einführen.

Es sind merkwürdige Berge, welche der Reisende hier zu übersteigen hatte. Sie erreichen eine Höhe von 8000 bis 9000 Fuß über dem Meere, ohne jedoch besonders hoch über ihre Umgebung hinauszuragen, und stets senden sie einen langen glacisartigen Abhang nach unten, den kein Sporn unterbricht, keine Welle modulirt, und der ständig bis zu der Thalsohle sich senkt. So findet sich zwischen diesen Bergen kein horizontales Stück Land. Sie selbst bestehen ganz aus nacktem Fels, an welchem keine Spur von Humus haftet; derselbe ist vollständig hinabgeschwemmt worden und hat jene unmerklich geneigten Abhänge gebildet. Man kann diesen Proceß in seinen verschiedenen Stadien beobachten; an einer Stelle sieht man noch runde Hügel, die mit Erde und Gebüsch bedeckt sind, eine klar ausgesprochene Kette bilden und mehr oder weniger steil aus einer Ebene aufsteigen. Im zweiten Stadium ist der Erdboden herunter gespült, die Bäume verschwinden, die Gipfel sind schroffer, die Thalseiten weniger steil, und ganz zuletzt sind die Berge zu einfachen großen und völlig nackten Felsen zusammengeschwunden und die Thäler zu langen geneigten Ebenen geworden [1]). In letzterm Falle fällt ihre ideelle Verbindung zu durchgehenden Ketten dem Reisenden überaus schwer.

Mac Gregor ging übrigens nicht den geraden Weg von Jezd nach Tebbes, sondern etwa halbwegs, in Puschtibadam, bog er nach Nordwesten ab, um eine Oasengruppe Biabanak kennen zu lernen, welche noch kein Europäer besucht

[1]) Ebenso erklärt Dr. E. Tietze die Entstehung der persischen Becken, nämlich durch Ausfüllung der Vertiefungen zwischen den Gebirgen, die in ihren eigenen Schutt eingehüllt sind und er vergleicht ihren Zustand einem langsamen, allseitigen, allmäligen Auseinanderfließen. Das persische Plateau ist daher kein Plateau im tektonischen Sinne des Wortes. (Vergl. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1878, S. 108).

hatte, und die auf allen unseren Karten fehlt. Dieselbe liegt etwa zwei Breitengrade nördlich von Jezd und zwei Längengrade westlich von Tebbes und besteht aus acht Dörfern (Chur, Dschandak, Ferudschi, Garmab, Urdib, Iradsch, Mehrdschan und Bijaza), die alle zerstreut in einer schrecklichen Wildniß liegen. Die Oase gehört administrativ zu Semnan, das bekanntlich weit nördlich am Fuße des Elburz-Gebirges liegt. Als der Reisende nach dem Grunde dieser Zutheilung fragte, weil Biabanak doch von Semnan so weit entfernt sei, erhielt er die charakteristische Antwort: „Es ist von überall weit entfernt, und auf allen Seiten ist Wüste." Der Hauptort Chur, den er am 15. Mai erreichte, zählt etwa 400 von Persern und Arabern bewohnte Häuser und besitzt einen dichten Palmenwald, ist aber sonst jeden Reizes bar. Die Hitze erreicht im Sommer einen fürchterlichen Grad; trotzdem fällt wegen seiner hohen Lage im Winter gelegentlich Schnee. Das Wasser ist salzig, und süßes findet sich erst in einer Entfernung von 10 engl. Meilen. Nur dadurch hat der Ort einige Wichtigkeit, daß in ihm eine Anzahl Wege von allen Seiten her zusammenlaufen, und zwar von Semnan, Biardschumand, Sebzewar und Nischapur, welche alle im Norden der Deschti-Kuwir, d. h. der Großen Salzwüste, liegen, und außerdem von Tebbes, Jezd und Nain, einer Station auf der Straße nach Ispahan.

Die Austrocknung der Sümpfe von Pinsk.

L. Die Arbeiten zur Austrocknung der ausgedehnten Sumpfstrecken des Pripet und seiner Zuflüsse, über welche bereits in den Jahrgängen 1875 und 1877 dieser Zeitschrift berichtet werden konnte, haben in den letzten Jahren einen stetigen und guten Fortgang genommen.

Als Anhalt für die 1873 begonnenen und auf eine Gesammtdauer von 20 Jahren berechneten Arbeiten dienen die seither ausgeführten Nivellements, welche die in dem Sumpf- und Seegebiet vorhandenen, wenn auch unbedeutenden Abdachungsverhältnisse genau nachwiesen und so die wissenschaftliche Grundlage boten für die rationelle Anlage eines Systems von Abzugsgräben und theils flößbaren, theils schiffbaren Kanälen sowie zur möglichsten Nutzbarmachung einestheils der vorhandenen großen Wassermassen, anderntheils der neu gewonnenen fruchtbaren Bodenflächen. Neben den immer weiter ausgedehnten Nivellements und Detailaufnahmen der Bodengestaltung wurden gleichzeitig Bohrungen ausgeführt, theilweise bis zur Tiefe von 12 Saschen (26,37 m), um über die geologischen Verhältnisse Aufschluß zu erhalten. Ebenso ist den Witterungsverhältnissen sowie der Beobachtung der Magnetnadel eine stete Aufmerksamkeit zugewendet worden.

Das eigentliche Arbeitsfeld bildete aber die Ausführung der in dem zu entwässernden Gebiet anzulegenden Kanäle. Die dabei bereits erzielten Erfolge, die Ausdehnung der alljährlich entwässerten Flächen, sowie der von letzteren bereits gewonnene Ertrag, verdienen mit vollem Rechte die allgemeinste Aufmerksamkeit.

Es sind in den Jahren 1877 und 1878 je 2000 Werst, im Ganzen bis Ende 1878 aber 20 000 Werst Nivellements ausgeführt worden. Bodenuntersuchungen fanden statt an je 40 neuen Bohrlöchern, im Ganzen waren aber bereits 160 Schächte auf eine Tiefe von 40 bis 80 engl. Fuß (12 bis 25 m) und 200 Schächte auf 7 bis 35 Fuß (2 bis 8 m) abgetäuft worden. Hydrometrische Untersuchungen und Wasserstands-Beobachtungen fanden seit 1876 regelmäßig, zuletzt an 20 Zuflüssen des Pripet und an drei Pegeln am Pripet selbst statt. Die meteorologischen Beobachtungen auf den Observatorien zu Pinsk, Doroschewitschi, Mozyr und dem 1878 neu eingerichteten Punkte im Dorfe Wasiljewitschi (auf einer trocken gelegten Stelle zwischen Dnjepr und Pripet) ergaben eine mittlere Regenmenge von 25 Zoll und eine vorherrschend südwestliche Windrichtung.

Die Kanalisirung der Sümpfe hat naturgemäß im niedrigsten Theile des sogenannten Poläß, an der Einmündung des Pripet in den Dnjepr, begonnen und ist von dort in zwei Richtungen, nach Nordwesten und Südwesten, weiter geführt worden.

Das bisher erreichte Resultat läßt sich nach dem im „Russischen Invaliden" 1879, Nro. 77 veröffentlichten officiellen Bericht dahin zusammenfassen, daß bis Ende 1878 kanalisirt waren: der Fluß Wjedritsch von seiner Mündung in den Dnjepr nahe bei Rjetschitza bis aufwärts zu den Quellen, die Flüsse Wit und Zakowanka, Zuflüsse des Pripet, und die Flüsse Swjed und Sherdijanka, Zuflüsse der Berezina; die Niederung des Flusses Slowetschna (speciell sind von letzterer Nebenkanäle geführt zur Trockenlegung von 100 000 Deßjatinen Domänenland, das in der Nähe der genannten Flüsse liegt), der Fluß Tremtja im Kreise Mozyr und die Flüßchen Sinjaja und Tzitowka in den Kreisen Bobruisk und Igumen. Insgesammt umfaßt die beschriebene Kanalisation eine Länge von über 450 Werst, und ergab eine freie und regelmäßige Bewegung des Wassers auf einem Gebiete von reichlich einer halben Million Deßjatinen Landes.

Ferner sind an Stellen, die dem Staate oder Privatpersonen, die sich an den Kosten der Austrocknung betheiligten, Vortheile versprachen, eine Reihe besonderer Austrocknungen vorgenommen worden und zwar 1. im Kreise Mozyr an der Utwacha, an den Sümpfen, welche den See Shid umgeben, und auf der über 100 000 Deßjatinen Landes umfassenden Turow'schen Krondomäne; 2. im Kreise Pinsk, auf der Luninetzki'schen Domäne, und 3. im äußersten Westen des Poläß, zwischen der Eisenbahn Moskau-Brest und der Niederung der Jaselda auf Domänen der Kreise Slonim, Kobrin und Prushany des Gouvernements Grodno.

Auf den genannten Stellen sind 1878 ausgehoben 211 Werst, und einschließlich derselben im Ganzen schon 731 Werst Kanäle. Die Maße für die einzelnen Anlagen sind: Hauptkanäle (Magistralkanäle) 5 bis 15 Arschin (3,5 bis 10,6 m) Breite, 1 bis 3 Arschin (0,7 bis 2,1 m) Tiefe; Seitenkanäle $3^1/_4$ bis 5 Arschin (2,3 bis 3,5 m) Breite und 1 bis $1^1/_4$ Arschin (0,7 bis 0,9 m) Tiefe.

Bei Kreuzung der Kanäle mit Poststraßen oder Viehabtriebswegen sind im letzten Jahre 6 neue, im Ganzen schon 38 Brücken gebaut, bei einigen derselben zur Erhaltung des Wasserstandes in den Kanälen bei trockener Jahreszeit auch Schleusen angelegt.

Die wichtigsten praktischen Resultate der Entwässerungsarbeiten im Poläß bis Ende 1878 sind aber folgende: 1. Etwa 120 000 Deßjatinen Land mit bisher nutzlosem Pflanzenwuchs sind theils in Wiesen verwandelt, deren Heuertrag an Menge und Güte jährlich zunimmt, theils in Weiden, auf welchen das Rindvieh von Anfang

Mai bis zum Spätherbst verbleibt. 2. Etwa 180 000 Deßjatinen mit nassem Buschwerk und Holz, die früher oft unter Wasser gesetzt wurden und von unten faulten, haben jetzt ihr regelrechtes Wachsthum und liegen noch dazu an Kanälen und in Folge dessen bereit zur Verflößung auf dem Dnjepr, dem Pripet, der Berezina und weiter. 3. Etwa 80 000 Deßjatinen kostbaren Holzes, die dem Staate gehören, waren 15 bis 40 Werst von flößbaren Wasserwegen entfernt und fanden keinen Absatz, oder mußten zu ganz niedrigen Preisen verkauft werden; jetzt sind sie höchstens 7 Werst von flößbaren Kanälen entfernt und haben somit einen viel höhern Werth. So wurden in den Jahren 1876 bis 1878 auf den Kanälen in den Gebieten der Flüsse Wjedretsch, Wit und Utwacha rund 37 000 Stück behauene und unbehauene Balken und 73 Haufen Eichenstämme verflößt. 4. Etwa 10 000 Deßjatinen Hof-, Acker- und Gartenland in den Kreisen Rjetschitza und Mozyr, die durch Grundwasser litten und nicht selten im Frühjahr ein paar Tage unter Wasser standen, sind jetzt die besten Ländereien geworden.

Ebenso ist auch die Ertragsfähigkeit der ausgetrockneten Sümpfe im Kreise Mozyr gestiegen. Im Bassin der Utwacha und um den See Shid haben verschiedene Besitzer und Bauern auf etwa 11 000 Deßjatinen Landes im Sommer 1878 rund 900 000 Pud Heu gewonnen, was zu dortigen Preisen für die Deßjatine entwässerten Sumpfes einen mittlern jährlichen Reinertrag von 3 Rubel 30 Kopeken ergiebt.

Zahlreich sind natürlich auch die durch die Trockenlegungen erzielten Abkürzungen der Verbindung zwischen den einzelnen Orten, wobei zu bemerken, daß nach Anweisung des Gouverneurs von Minsk seit 1876 zur Herstellung der neuen Wege im Frühjahr und Herbst auch die Einwohner herangezogen werden. Als hauptsächlichste Beispiele können dienen: 1. Ein Weg von Rjetschitza nach Mozyr ist von 140 Werst auf der Poststraße jetzt auf 93 Werst verkürzt; ein früher 38 Werst langer Nebenweg, zwischen verschiedenen Dörfern in diesem Gebiet, ist sogar in eine 3 Werst lange Verbindung umgestaltet worden. 2. Ein Weg von Petrikowo nach Turow hat die Entfernung Mozyr-Petrikowo-Turow auf 30 Werst verkürzt. Andere sonst nur bei Frost zugängliche Ortschaften erfreuen sich jetzt dauernder Verbindung mit den Nachbarorten. Im Ganzen waren bis Ende vorigen Jahres 106 Werst neuer Wege angelegt worden.

Auf die Arbeiten im Poläß ist von 1873 bis 1878 ein Betrag von 560 000 Rubel verwendet worden, davon 110 000 Rubel für wissenschaftliche Arbeiten, Instrumente u. s. w. und 450 000 Rubel für die eigentlichen Bauarbeiten, die Kanäle, Brücken, Wege, Pumpwerke und dergleichen.

Die Nordpolexpedition der Dampfyacht „Jeannette“.

Von **Theodor Kirchhoff.**

San Francisco, am 12. Juli 1879.

Am 8. Juli dieses Jahres verließ die Dampfyacht „Jeannette“ den Hafen von San Francisco und fuhr durch das „Goldene Thor“ gen Norden, um durch die Beringsstraße einen Weg nach dem durch die arktischen Eisbarrikaden verschlossenen Nordpol zu finden. Es ist dies die erste Nordpolfahrt, welche von dieser Küste jenem entlegenen Ziele zustrebt, das so viele kühne Seefahrer von den Atlantischen Meeren aus oft und vergeblich zu erreichen sich bemüht haben. Werden wir die „Jeannette“ dereinst mit Ruhm gekrönt wieder heimkehren sehen, oder hat uns dieselbe auf Nimmerwiederkehr verlassen, um unter den Eisbergen des Polarmeers ihr Grab zu finden? Diese Frage drängte sich Vielen unwillkürlich auf, als jenes Schiff, begleitet von schnellen Seglern und Dampfern, unter dem Abschiedsgruß von Geschützen und dem Hurrahrufen der die Werften und Hügel an der Bay bedeckenden Menschenmenge, seine abenteuerliche Reise antrat.

Wahrlich! es liegt ein eigenthümlicher Reiz über diesen Nordpolfahrten. Das Ungewisse der Zukunft und die tausend Gefahren, welche ein solches Unternehmen begleiten, beleben das allgemeine Interesse dafür stets aufs Neue. Wenn sich eine Schar lebensfroher Menschen, in voller Manneskraft, freiwillig auf einen Zeitraum von drei langen Jahren alles Komforts eines civilisirten Daseins begiebt, Freunde und Familie, vielleicht Weib und Kind, zurückläßt, um dem eisigen Polarmeer sein verschlossenes Geheimniß zu entreißen, so erweckt ein solcher Heroismus stets die Sympathie der Massen. Um wie viel mehr aber muß ein derartiges Wagniß das Interesse der gebildeten Welt in Anspruch nehmen, in deren Dienst es doch allein unternommen wurde. Deutschland steht gegenwärtig, namentlich in Folge der Anregung des Dr. August Petermann, in der vordersten Reihe derjenigen Nationen, welche einen besonders lebhaften Antheil an den Nordpolexpeditionen nehmen, und sah auch eine kühne Schar seiner eigenen Söhne vor nicht langer Zeit eine solche gefahrvolle Reise unternehmen. Daß die Augen des gebildeten Deutschlands auch auf diese neueste Nordpolfahrt gerichtet sind, leidet wohl keinen Zweifel, und will ich deshalb versuchen, in kurzen Zügen den Plan zu dieser Expedition, ihre Ausrüstung und Abfahrt aus dem Hafen von San Francisco zu schildern.

Die Polarfahrt der „Jeannette“ wurde unter den Auspicien von James Gordon Bennett, dem ehrgeizigen Eigenthümer des „New York Herald“, unternommen, dem es gelungen ist, durch die Hülfe des erfolgreichsten Forschungsreisenden der neuern Zeit die Geheimnisse Afrikas zu entschleiern. Alle Kosten zu dieser Nordpolexpedition wurden von Bennett getragen, den die Regierung der Vereinigten Staaten nur insofern unterstützte, als das Marinedepartement von ihr beauftragt wurde, die Führer zu stellen und der Ausrüstung des Expeditionsschiffs in den „Navy Yards“ auf alle Weise Vorschub zu leisten. Ob jedoch George W. De Long, dem die Führung der „Jeannette“ anvertraut wurde, als ein zweiter Stanley das Glück fortdauernd an die Fahne des „Herald“ zu knüpfen vermag, ob die sich ihm entgegenthürmenden Schwierigkeiten den Auftrag Bennett's, „den Nordpol zu erreichen“, unausführbar machen werden, das kann uns allein die Zukunft lehren.

De Long ist Flottenlieutenant in Diensten der Vereinigten Staaten, und wurde auf seinen Wunsch für den Posten eines Befehlshabers der „Jeannette“ beurlaubt. Er ist ein geborener Neuyorker und steht gegenwärtig im Alter von 35 Jahren. Schon einmal hat er, im Jahre 1873, eine Fahrt ins Polarmeer unternommen, um mit dem Dampfer „Juniata“ die verlorene „Polaris“ aufzusuchen. Als die „Juniata“ damals an der grönländischen Küste im Eise eingeschlossen war, ward De Long das Kommando einer Dampf-

schaluppe, die „Kleine Juniata“ genannt, übergeben, mit welcher er in elf Tagen unter unzähligen Gefahren bis in den Melville-Sund vordrang. Er wird für besonders befähigt gehalten, eine Nordpolexpedition zu leiten, und vereinigt mit einem in den größten Gefahren erprobten Muthe sowohl die Umsicht als den für eine derartige Unternehmung unumgänglich nothwendigen Enthusiasmus eines kühnen Entdeckers.

Kurz nachdem Stanley seine große Reise den Congo hinunter und quer durch Afrika vollbracht hatte und das Verdienst des „Herald“ in Aller Munde war, begegneten sich De Long und Bennett, und überredete jener den ehrgeizigen Eigenthümer des „Herald“, durch die Entdeckung des Nordpols seinem Ruhme die Krone aufzusetzen. De Long erbot sich, eine für diesen Zweck auszurüstende Expedition anzuführen und Bennett gab seine Zustimmung, stellte jenem die nöthigen Mittel zur Verfügung (beiläufig gesagt 200 000 Doll.) und überließ ihm die Wahl und Ausrüstung eines geeigneten Schiffes.

De Long begab sich zunächst nach New Bedford, um unter den daselbst stets zahlreich zu findenden Kapitänen der Walfischfänger Bekanntschaften anzuknüpfen, und die Meinung jener praktischen Leute über die beste Route nach dem Nordpol auszukundschaften. Es war die Ansicht jener „alten Seebären“, daß der einzig richtige Weg dorthin durch die Beringsstraße führe, da die Meeresströmungen für ein nach dem Pol hinstrebendes Schiff dort weit günstiger als im Osten von Nordamerika seien. Es wäre, wie sich einer der erfahrensten jener alten Seekapitäne ausdrückte, dies, im Vergleich mit einer Fahrt durch den Melville-Sund oder die Meere bei Spitzbergen, eine Reise „bergab nach dem Pol“, während man früher stets den Weg sozusagen „bergauf“ genommen hätte. Kurzum, De Long entschloß sich, anstatt wie Franklin, Kane, Roß und andere berühmte Nordpolfahrer den Atlantischen Ocean zur Basis seiner Operation zu nehmen, diesmal dasselbe Ziel vom Stillen Meere aus zu erreichen zu suchen. Bennett war mit dem Plan einverstanden und ermunterte De Long, ohne Verzug ein passendes Schiff zu suchen. Würde er unverrichteter Sache von seiner Entdeckungsfahrt zurückkehren, so solle es ihm nicht an den Mitteln fehlen, zum zweiten und nöthigenfalls zum dritten Mal eine Expedition für denselben Zweck auszurüsten.

Die Wahl eines Schiffes fiel auf den Dampfer „Pandora“, welcher gerade damals in New London lag. Durch eine specielle Kongreßakte wurde die „Pandora“, ein in England erbautes Schiff, ausnahmsweise als ein amerikanisches Schiff registrirt und, nach dem Namen einer Schwester Bennett's, in „Jeannette“ umgetauft; gleichzeitig wurde De Long, wie schon bemerkt worden, zum Befehlshaber des Schiffs ernannt und zeitweilig vom regulären Dienst abkommandirt. Unter dem Namen „Pandora“ machte die „Jeannette“ bereits drei Fahrten ins Polarmeer, 1873 nach King Williams Land, 1874 ebendorthin und 1875 zum dritten Mal als Begleitschiff des „Alert“ bis nach dem Pearl's Sund.

Die „Jeannette“ ist ein schlank gebauter, mittelmäßig großer Schraubendampfer von 420 Tonnen. Der aus doppelten Lagen von Eichenholz besonders stark konstruirte Rumpf ist obendrein noch der Länge nach unter der Wasserlinie mit Eisenbändern beschlagen, um Schutz gegen das Eis zu geben. Zwischen der äußern Schiffswand und der innern Holzfütterung wurde eine Schicht von dickem Filz eingelegt, um die enorme Kälte eines arktischen Winters so viel als möglich abzuhalten. Der vordere Theil des Kiels ist abgerundet, so daß das Schiff, wenn es zwischen Eisschollen eingeklemmt ist, anstatt zerdrückt zu werden und in das Eis einzuschneiden, eher auf dieses hinaufgehoben werden muß. In der „Navy Yard“ von Mary Island bei San Francisco wurde die „Jeannette“ nochmals einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und auf alle mögliche Weise in allen ihren Theilen stärker gemacht. Als ich das Schiff am Tage vor seiner Abreise besuchte, fand ich dasselbe mit Kisten förmlich vollgepfropft, und war es, so viel ich beurtheilen konnte, mit einer Sorgfalt ausgerüstet, die allen Anforderungen für eine solche Reise entspricht. Die Dampfmaschine hat jedoch bedenklich kleine Dimensionen, und läßt die Fahrgeschwindigkeit des Schiffs unter Dampf viel zu wünschen übrig. Als dasselbe aus dem Hafen dampfte, betrug seine Schnelligkeit nicht mehr als zwei und eine halbe engl. Meile per Stunde, und man glaubt, daß vier bis höchstens fünf Miles die Stunde — allerdings mit dem sehr geringen Kohlenverbrauch von drei und einer halben Tonne in vierundzwanzig Stunden — die größte Fahrgeschwindigkeit ist, welche das Schiff unter Dampf erreichen kann. Es ist dies gewiß ein großer Nachtheil, der für die „Jeannette“ in einer unglücklichen Stunde leicht verhängnißvoll werden könnte.

Die in jeder Beziehung vorzügliche Ausrüstung der „Jeannette“ hat ein gewisser Morrison ins Werk gesetzt, der als Mitglied einer in New-York etablirten Walfischfahrerfirma in dergleichen Dingen praktische Erfahrung hat. Das Schiff besitzt zwei Pumpen, worunter eine, die durch Dampfkraft getrieben wird, einen Destillirapparat, mit einer Kapacität von 200 Gallonen per Tag, eine auf dem Deck aufgestellte Hebemaschine, um die Schraube oder das Ruder schnell herausnehmen zu können, acht Zelte, eine Anzahl mächtiger Sägen, welche Eis von einer Dicke von 8 Fuß zu zersägen im Stande sind, drei Schrauben, jede mit vier Flügeln versehen, und alle Maschinentheile in duplo. Es befinden sich auf der „Jeannette“ zwei schottische Walfischboote, zwei Kutter, eine Dampfschaluppe und ein transportables Boot aus schwerem zusammengefalteten und wasserdicht gemachten Segeltuch, sowie eine vollständige Ausrüstung zum Walfischfang. Auch ist für das Material eines Holzhauses gesorgt worden, dessen Einzelntheile sämmtlich zum schnellen Ineinanderfügen numerirt worden sind.

Als Hauptproviant befinden sich 7500 Pfund Pemmican an Bord, und genug Schiffszwieback, Kaffee, Thee, eingemachte Früchte, präservirtes Fleisch rc., um der Besatzung drei Jahre lang auszureichen. Von gesalzenem Fleisch wurden nur dreizehn Faß mitgenommen, um dem Ausbruch von Skorbut so viel als möglich vorzubeugen. Als Präventivmittel gegen dieselbe Krankheit wurden drei Faß Citronensaft angeschafft. Ein förmlicher Apothekerladen mit Medikamenten aller Art befindet sich im Besitz des Schiffsarztes Dr. Ambler. Spirituosen sollen der Mannschaft nur in Krankheitsfällen verabreicht werden, da die Erfahrung gelehrt hat, daß der Genuß von Branntewein in hohen Breiten die Lebenskraft beeinträchtigt.

Die Kochöfen wurden so konstruirt, daß Spiritus darin als Brennmaterial benutzt werden kann, wovon 300 Gallonen vorhanden sind. Ein ganzes Arsenal von Waffen — Büchsen, Doppelgewehre, Hinterlader, Revolver rc. —, alle von neuestem Muster, gehört zur Ausrüstung, genug, um jedes Mitglied der Expedition damit bis an die Zähne bewaffnen zu können. Handwerkszeuge aller Art, eine Schmiede und ein Blasebalg befinden sich an Bord, um nöthigenfalls ein neues Schiff konstruiren zu können. Die vier Schlitten, welche die „Jeannette“ mitnimmt, wurden nach dem Plane des berühmten Nordpolreisenden Kapitän Mc Clintock in England gebaut. Jeder derselben führt einen durch Spiritus zu heizenden Kochofen mit sich und genug Lebensmittel und Lageransrüstung, um acht Mann für einen Zeitraum von 45 Tagen zu genügen.

Wissenschaftliche Instrumente sind in reichster Auswahl

vorhanden; darunter ein photographischer Apparat mit den nöthigen Chemikalien, und eine von Eddison erfundene und der Expedition von ihm geschenkte elektrische Lichtmaschine, welche in der stillen Mitternachtsluft am Pol Lichtsignale bis auf eine Entfernung von 150 engl. Meilen zu geben im Stande sein wird; außerdem mehrere Telephone nebst Draht, welche den auszusendenden Schlittenabtheilungen mitgegeben werden sollen, um die Sprechverbindung derselben mit dem Schiff auf eine Entfernung von 300 Miles ununterbrochen aufrecht zu erhalten. Der dabei in Anwendung kommende Draht ist so leicht, daß ein Mann genug davon für eine Länge von zehn englischen Meilen mit Leichtigkeit tragen kann. Ein transportables Observatorium nebst Fernrohr, um astronomische Beobachtungen anzustellen, ein genau regulirtes Pendel für Gravitationsmessungen, sieben Chronometer und Instrumente, um Experimente über Magnetismus und Elektricität zu machen, befinden sich auf der „Jeannette“, genug, eine Auswahl der neuesten praktischen Hülfsmittel im Dienste der Wissenschaft, wie sie in solcher Menge nie zuvor ein Nordpolfahrer mitgenommen hat. Der Plan, einen Ballon der Ausrüstung einzuverleiben, ist dagegen wieder aufgegeben worden, da sich die Unmöglichkeit herausstellte, den dazu nöthigen Kohlenvorrath zu placiren, wovon etwa vierzig Tonnen nöthig sind, um das für eine Füllung erforderliche Gas zu produciren.

Die Besatzung der „Jeannette“ besteht im Ganzen aus 33 Mann. Nur solche Leute wurden angenommen, welche in jeder Beziehung körperlich gesund und fehlerfrei sind. In New-York konnten unter 300, die sich meldeten, nur zehn die Musterung passiren; der Rest wurde in San Francisco unter 250 Seeleuten ausgewählt. Die Mannschaft besteht vorwiegend aus Norddeutschen, Skandinaviern und Briten; nur drei geborene Amerikaner sind darunter. Jedem wurde zwei Monat Lohn im Voraus bezahlt; den Rest erhalten sie nach ihrer Rückkehr, oder es wird im Todesfalle derselbe ihren Familien ausbezahlt. Auch drei Chinesen befinden sich auf dem Schiffe, die man unter fünfzehn der scheinbar kräftigsten Zopfträger in dieser Stadt auswählte. Einer derselben ist der Koch, die beiden anderen sind Bedienten. Man war genöthigt diese Mongolen mitzunehmen, da sich kein Weißer in San Francisco fand, der eine solche Stellung anzunehmen bereit war. Wie aus Obigem hervorgeht, besteht die Besatzung der „Jeannette“ aus den kräftigsten Seeleuten, die zu finden waren. Es hat wohl nie ein Schiff gegeben, das eine Bemannung an Bord hatte, die den Strapazen einer Nordpolfahrt besser gewachsen war, als die Besatzung der „Jeannette“.

Der zweite und dritte Offizier der „Jeannette“ sind die Lieutenants Chipp aus New-York (der bereits mit De Long auf der „Kleinen Juniata“ war) und Dannenhover aus Chicago; der Name des Oberingenieurs ist Melville, ein geborener New-Yorker. Alle drei gehören zur Vereinigten-Staaten-Flotte und wurden vom Marinedepartement in Washington beurlaubt, um an der Expedition Theil zu nehmen. Als Eispilot geht Dunbar, aus New-York gebürtig, mit, der seit seiner Jugend auf Walfischfängern gedient hat. Er fuhr bereits drei Mal durch die Beringsstraße, machte öfters Reisen nach Grönland und dem antarktischen Ocean und ist ein sehr tüchtiger, praktisch geschulter Mann. Schiffszimmermann ist ein gewisser Lindemann, ein Ueberlebender der unglücklichen Hall-Expedition, der sich auf jener Reise ausgezeichnet hat.

Die wissenschaftlichen Instrumente befinden sich in den Händen von Jerome Collins, einem geborenen Irländer, der gleichzeitig als Berichterstatter des „Herald“ angestellt ist. Collins ist ein ebenso ausgezeichneter Ingenieur wie Astronom und Botaniker und ein außerordentlich vielseitig gebildeter Mann. Er wird meteorologische Beobachtungen anstellen, neu entdecktes Land kartographisch aufnehmen und besonders die Meeresströmungen genau beobachten. Den photographischen Apparat, Eddison's elektrische Lichtmaschine, die Telephone und sonstigen Instrumente versteht er selbst praktisch in Anwendung zu bringen. Auf der Reise wird er bei jeder passenden Gelegenheit die Schwingungen des Pendels beobachten, um die Abplattung der Erde gegen den Pol so viel als möglich festzustellen. Collins glaubt nicht an das Vorhandensein eines offenen Polarmeers, sondern ist vielmehr der Ansicht, daß der Pol selbst von Land, vielleicht von erloschenen Vulkanen, umgeben ist.

Als Naturforscher begleitet R. Newcomb, aus Massachusetts gebürtig und ein entfernter Verwandter des berühmten Astronomen Prof. Newcomb, die Expedition. Sein Hauptfach ist Zoologie und Ornithologie. Er wurde vom Smithsonian Institut in Washington für diesen Posten besonders empfohlen.

Die „Jeannette“ wird von San Francisco zunächst nach dem 2100 Miles von hier entfernten Hafen von Unalaska auf den Aleuten, und durch den Unalga-Paß vom Stillen Ocean in die Beringssee fahren. Von Unalaska geht die Reise 240 Miles weiter nach der Insel St. Paul und von dort weitere 500 Miles nach St. Michael's, nicht weit von der Mündung des Yukonflusses gelegen. Die genannten drei Plätze sind „trading posts“ der bekannten „Alaska Commercial Company“, welche das Monopol des Pelzhandels in jenen Gegenden besitzt. Diese Gesellschaft, deren in San Francisco wohnhafte Directoren sich bei allen öffentlichen Kundgebungen stets durch Liberalität auszeichnen, wird der gesammten Mannschaft der „Jeannette“ in Unalaska und St. Michael's Pelzanzüge zum Geschenk machen und hat außerdem ihren auf den Aleuten angestellten Leuten die Weisung zukommen lassen, der Expedition in jeder Beziehung und unentgeltlich hülfreich an die Hand zu gehen.

In St. Michael's, der nördlichsten Station der „Alaska Commercial Company“, werden Schlitten und 40 oder vielleicht 70 Eskimohunde nebst 20 Tonnen Hundefutter, sowie einige Eingeborene als Führer und Wärter für die Hunde, mitgenommen. An demselben Platze hält die „Alaska Commercial Company“ einige Boote aus Walroßfellen, wie sie von den Eingeborenen der Aleuten benutzt werden, für die Expedition in Bereitschaft. Diese Boote sind sehr leicht gebaut und werden nur in seltenen Fällen durch Eisgang beschädigt. Im Nothfall kann man sie als Proviant gebrauchen und aus den zerschnittenen Fellen eine gute Suppe kochen. Die Boote sind auch zu Schlitten eingerichtet und können als solche unter Segel über das Eis kutschiren.

Von St. Michael's geht die Reise nach der St.-Lawrence-Bay an der asiatischen Küste, um dort wo möglich Nachrichten über Nordenskjöld zu erhalten und zum letzten Mal Lebensmittel zu erlangen. Von der St.-Lawrence-Bay wird die „Jeannette“ durch die Beringsstraße direct nach dem Polarmeer steuern und zwar in der Richtung von Wrangel's und Kellett's Land. Die weitere Fahrt der Expedition läßt sich natürlicher Weise nicht voraussagen, da Alles jenseits dieser Punkte terra incognita ist.

Es liegt in der Absicht De Long's, an den Küsten von Wrangel's Land so weit als möglich nach Norden vorzudringen und dann den Pol durch Schlitten zu erreichen. Die durch die Beringsstraße ostwärts und nordwärts einsetzende Meeresströmung wird ihm zuerst besonders günstig sein; dieselben Strömungen sind aber einer Rückkehr hinderlich. Sollte die „Jeannette“ in jenen unwirthlichen Meeren

durch Eis eingeschlossen oder gar zerstört werden, so wäre die Lage ihrer Besatzung in der That eine verzweifelte, da eine Rückkehr in Booten durch das gefährliche Polarmeer nach einer rettenden Küste nur geringe Aussicht auf Erfolg haben könnte. De Long hat nicht die Absicht, nach dieser Küste zurückzukehren, sondern will, nachdem er zuerst den Pol zu erreichen versucht hat, seine Rückreise wo möglich durch die sogenannte „Nordwestpassage" nehmen.

Die Abfahrt der „Jeannette" aus diesem Hafen hat sich leider mehr, als es sein sollte, in die Länge gezogen und ihrem wackern Befehlshaber nicht minder als dem Eigenthümer des „Herald" selbst während der letzten Zeit viel Sorge und Aerger verursacht. Es war De Long von der Regierung in Washington das Versprechen gegeben worden, der Expedition einen V.-St.-Kriegsdampfer, wahrscheinlich die in der Bay von San Francisco liegende „Alaska", als Begleitschiff bis zur Beringsstraße mitzugeben, welcher die „Jeannette" bei der Trennung mit Kohlen und Lebensmitteln neu versorgen sollte. Der Krieg der südamerikanischen Republiken hat diesen Plan so zu sagen in der letzten Stunde vereitelt, denn nachdem die Abfahrt der Expedition von Tag zu Tag hinausgeschoben worden war, weil die „Alaska" noch nicht reisefertig sei, erhielt diese mit anderen in der Bay von San Francisco stationirten Kriegsschiffen der V.-St.-Flotte plötzlich den Befehl, unverzüglich nach der peruanischen Küste abzufahren, um die amerikanischen Interessen in jenen Gebieten in Schutz zu nehmen. Mit einiger Mühe hätte die Regierung natürlich leicht ein anderes Schiff zur Begleitung der „Jeannette" auftreiben können. Als jedoch alle Hoffnung dazu verschwunden war, charterte De Long — dem ein längerer Verzug den Erfolg der Expedition in Frage zu stellen schien — einen Schoner, der bereits mit einem Kohlenvorrath von 100 Tonnen und 20 Tonnen Provisionen nach St. Michael's abgefahren ist, um daselbst die von der „Jeannette" bis dorthin verbrauchten Lebensmittel und Kohlen wieder zu ersetzen. Nach der Abreise von St. Michael's ist die „Jeannette" jetzt ganz auf sich allein angewiesen. Es ist sehr zu bedauern, daß Bennett nicht bei Zeiten ein zweites Schiff als „Tender" der „Jeannette" ausrüsten ließ, da sich zwei Schiffe oft durch gegenseitige Hülfeleistung aus einer gefährlichen Lage befreien können, in welcher ein einzelnes Schiff unrettbar verloren gehen muß.

Die um mindestens einen Monat verspätete Abfahrt der Expedition hat ihre Aussichten, noch in diesem Jahre einen bedeutendern Erfolg zu erzielen, sehr problematisch gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der arktische Winter schon eingetreten sein, ehe die nichts weniger als schnell fahrende „Jeannette" nach Wrangel's Land gelangt, so daß das Schiff gezwungen sein wird, an der asiatischen Küste zu überwintern und erst nächstes Jahr seine eigentliche Polarfahrt antreten kann. Bennett wird wohl schon oft die Stunde verwünscht haben, in der er dem Marinedepartement die Führung der Expedition überließ. Das sprichwörtlich gewordene „red tape" (d. h. die Beamten-Pedanterie) jener Herren in Washington, denen jegliche Uebereilung und das Abweichen vom alltäglichen Reglement ein Greuel ist, war in diesem Falle besonders schlecht angebracht; und die Art und Weise, wie die Regierung ihr Versprechen, ein Begleitschiff bis zur Beringsstraße mitzusenden, gehalten oder vielmehr nicht gehalten hat, ist, gelinde gesagt, eine unverzeihliche Rücksichtslosigkeit gegen den Schöpfer dieses Unternehmens gewesen, auf den allein alle Kosten gefallen sind.

Die Abreise der „Jeannette" aus dem Hafen von San Francisco kam einer Ovation gleich. Trotz des von zahlreichen „Reporters" der hiesigen Tagespresse unverhohlen ausgesprochenen Unmuths über die auffallend schroffe Weise, mit der jene an Bord des Polarfahrers behandelt wurden — da es wahrscheinlich in der Absicht des „Herald" lag, die ersten ausführlichen Berichte zu veröffentlichen —, hatten sich doch viele Tausende an der Hafenfront versammelt. Die Höhen des „Russian-Hill" und des „Telegraph-Hill" waren förmlich schwarz von Menschen, welche das seltene Schauspiel der ersten aus diesem Hafen abfahrenden Nordpolexpedition mit anschauen wollten. Die von Seglern und Dampfern belebten Gewässer der weiten Bay gewährten bei dem herrlichsten Wetter einen überaus pittoresken Anblick. Etwa ein Dutzend schnellsegelnde Boote des San-Francisco-Yacht-Klubs, eine Anzahl von Schleppdampfern und ein Excursionsdampfer gaben der „Jeannette" das Geleit bis vor das „Goldene Thor". Die Dampfpfeifen der die Bay durchkreuzenden großen Fährboote begrüßten das Schiff, die versammelte Menge ließ ihr Hurrah von den Werften und Bergen ertönen, die mit Festungswerken malerisch gekrönte Alcatraz-Insel tauschte einen Flaggengruß aus und die Strandbatterie bei Fort Point salutirte, als die „Jeannette" langsam vorbeidampfte.

Vor dem Bergportal des „Goldenen Thors" hielt das Schiff einen Augenblick an. Ein kleiner Dampfer brachte die Gattin De Long's, die ihren Mann bis dorthin begleitet hatte, wieder nach der Stadt zurück. Als die Batterien von Fort Point und dem Presidio ihre Kanonen beim Untergang der Sonne lösten, war von der „Jeannette" nur noch eine leichte Rauchwolke am fernen Horizonte sichtbar. Möge den kühnen Männern, welche dort auf ihrer gefahrvollen Reise nach dem unwirthlichen Polarmeer begriffen sind, die Sonne des Glücks in den langen Wintertagen leuchten und in der langen, langen arktischen Nacht ihr Muth nicht wanken, der sie allein dort aufrecht erhalten kann. „Eine fröhliche und ruhmvolle Heimkehr der wackern „Jeannette"!" — Dieser Wunsch war im Herzen und auf der Lippe eines Jeden, der ihr das Abschiedsgeleit von San Francisco gegeben hat [1]).

[1]) An dieser Stelle scheint es uns angebracht, auf ein unlängst erschienenes Werk des berühmten Karl Weyprecht, des nautischen Führers der österreichisch-ungarischen Expedition, aufmerksam zu machen, auf „Die Metamorphosen des Polareises" (Wien, 1879. M. Perles). Es ist das die erste zusammenhängende und dabei allgemein verständlich gehaltene Behandlung des Stoffes, wozu keiner befähigter war, als Weyprecht. Denn der „Tegetthoff" hat ein volles Jahr eingekeilt in die Eismassen und ihrer Willkür überlassen, umhertreibend mit ihnen, zugebracht. „Der Umformungsproceß ist vor unseren Augen und unter unseren Füßen vor sich gegangen und es war uns dadurch ein tieferer Einblick in die Geheimnisse der Eiswelt gestattet, als jemals einem arktischen Reisenden. Wir haben aus nächster Nähe die eigenthümlichen Verhältnisse kennen gelernt, welche bei der Zubereitung des Packeises, wenn ein solcher Ausdruck erlaubt ist, obwalten, und in dem Kampfe um das Dasein gegen die das Eis in Bewegung setzenden Kräfte Gelegenheit gehabt, in die Details des früher ziemlich dunklen Vorganges Einsicht zu nehmen." Zuerst wird die Entstehung der beiden in Betracht kommenden Arten von Eis, des Gletscher- und des Salzwassereises, besprochen, dann die furchtbaren Eispressungen, die Entstehung der Sprünge und Wacken, die Bildung jungen Eises, welches die durch die winterlichen Pressungen aufgehäuften alten Stücke und Schollen zusammenkittet, die staunenswerthe Fortpflanzung des Schalls im Eise, die Schneestürme und das Verhalten des sandartigen Schnees, der eine Schlittenreise über das Packeis zu der härtesten Geduldprobe macht, die ein Mensch bestehen kann; dann das Eis im Sommer, die Schmelzwasser, welche mit der Verdunstung aus offenen Stellen zur Sommerszeit ewige Nebel erzeugen u. s. f. Die klaren sachlichen Auseinandersetzungen dieser Vorgänge sind häufig von prächtigen Schilderungen unterbrochen, wovon die folgende, den Gegensatz des Eises im Sommer und Winter betreffend, als Beispiel diene: „Als die Sonne im Frühjahre über dem Horizonte erschien, beleuchtete sie eine trostlose, schein-

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die französische Abgeordnetenkammer hat in ihrer Sitzung vom 26. Juli die Errichtung zweier neuer Dampfschiffslinien von Port Vendres im Departement der Ost-Pyrenäen nach Algier und nach Oran gutgeheißen. Bisher hat Marseille fast den gesammten Verkehr zwischen Frankreich und Algerien vermittelt, von welchem es nun wohl einen Theil an jenen kleinen Hafen unweit der spanischen Grenze, welcher in ganz Frankreich der der afrikanischen Kolonie am nächsten gelegene Platz ist, wird abgeben müssen. Namentlich der Verkehr des südwestlichen und westlichen Frankreich mit Algerien wird die neue Linie bevorzugen, welche z. B. die Ausfuhr der Gemüse, Früchte rc. von Oran besorgen wird.

— Wie ein Brief des Pater Livinhac vom 18. Februar aus Kaduma am südwestlichen Ufer des Victoria Njanza meldet, sind dortselbst eine Anzahl katholischer Missionare angelangt und haben zwei aus ihrer Schar an König Mtesa geschickt, um zu erfahren, ob sie bei ihm willkommen seien oder besser blieben, wo sie sind. Sie klagen sehr über Hungersnoth und über die hohen Preise, eine Folge der Verschwendung der protestantischen Missionare und der englischen Reisenden.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Vor einiger Zeit brachten die Tagesblätter die Nachricht von einer beabsichtigten großen italienischen Expedition nach Neu-Guinea, welche dazu dienen sollte, für die unruhigen Elemente in Italien einen Abzug herzustellen. Später wurde die ganze Sache widerrufen, aber nur um jetzt von Neuem aufzutauchen. Die Vorbereitungen zu jener Unternehmung dauern nach den „Times" fort; Mitte September will Fazzari mit einer kleinen Schar von Freunden nach Australien abgehen, während in Italien die Organisation der Hauptexpedition weiter betrieben wird.

— Deutschland besitzt bereits vier Marinestationen im Großen Ocean: Vavau auf den Tonga-Inseln, Mioko auf der Insel Duke of York (Neubritannien), Jalluit auf den Marshall-Inseln und als vierte und jüngste Salnafata auf der Samoa-Insel Upolu.

— Der „Sydney Morning Herald" macht über den vorjährigen Maori-Census folgende Angaben: Die Anzahl der Maori betrug 1878 42 819, 1874 dagegen noch 46 016, also eine Abnahme von 3197. Männliche giebt es beträchtlich mehr, als weibliche, nämlich von ersteren 23 533, von letzteren 19 286. Auffallend ist besonders der gewaltige Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern: von der Gesammtzahl von 42 819 waren nicht weniger als 14 533 Männer über 15 Jahre und 11 802 Frauen vom selben Alter. Während in europäischen Ländern die Männer gewöhnlich ein Fünftel oder ein Sechstel der Bevölkerung bilden, repräsentiren sie bei den Maoris etwas mehr als ein Drittel.

— Die internationalen Ausstellungen zu Sydney und Melbourne haben den Anlaß gegeben, daß einer der besten deutschen Kenner Australiens, unser geschätzter Mitarbeiter Dr. Carl Emil Jung, in knapper, aber doch möglichst vollständiger Weise eine Skizze der dortigen Zustände entworfen hat unter dem Titel: „Australien und Neuseeland" (Leipzig, Oswald Mutze; 90 Seiten und 10 Illustrationen). Er legt den Hauptnachdruck auf die wirthschaftlichen Verhältnisse (Viehzucht, Bergbau, Ackerbau, Industrie, Verkehr und Verkehrsanstalten in fünf Kapiteln), beschränkt den eigentlich geographischen und ethnographischen Theil (drei Kapitel: Das Land, die Urbewohner, die Kolonisten) und giebt dafür im 10. und letzten Abschnitte eine vollständige Statistik der Kolonien, wie sie in gleicher Weise in unserer Literatur sonst vergeblich gesucht wird.

— Die neu entdeckten Mount-Arthur-Alluvial-Goldfelder auf Tasmanien, 28 Miles von Launcaston, erregen große Aufmerksamkeit. Die dortigen Digger gewinnen wöchentlich Gold im Werthe von 5 bis 10 Pf. St.

H. K. Bruchstücke römischer Bearbeitungen der Geographie. Kein größerer Gegensatz gegen den regen Wetteifer, der in unserer Gegenwart (und in eingeschränkterm Sinne schon seit Jahrhunderten) die europäischen und die aus Europa hervorgegangenen Kulturvölker antreibt, nicht allein ihre eigene Heimath nach allen Seiten zu durchforschen, sondern auch die entlegensten und schwerzugänglichsten Winkel unseres Planeten aufzuhellen, als die Beschrän-

---

bar alles Lebens bare Eiswüste, der innerhalb des Gesichtskreises keine Spur von Wasser Abwechselung verlieh. Das ganze Eis bestand aus ausgedehnten Feldern, getrennt von einander durch schmale Canäle, die sich nur öffneten, um rasch wieder zu überfrieren, nur hier und da und in weiten Zwischenräumen verrieth eine für kurze Zeit offene Stelle die Existenz von Wasser.

Welch' ganz verschiedenes Bild bietet jetzt, Anfangs August, der Hochsommer! Wasser auf allen Seiten, Wasser fließt in Rinnen und kleinen Bächen, von jedem Abhange und jeder Eismauer und tropft von jedem Eisstücke, Wasser steht in weiten Seen in jeder Niederung und verbindet als schmale Straßen die Thäler zwischen den Eiswällen, am Rande jedes Feldes tritt das Wasser zu Tage und bildet bald enge Canäle, bald weite Wacken. Von der Spitze eines hohen Eisberges übersehen durchziehen die dunkeln Streifen nach allen Richtungen die weiße Decke, hier verengern sie sich und verschwinden, dort werden sie weiter und breiten sich aus. Während im Frühjahr ein Brett zum Uebersetzen der einzelnen offenen Stellen genügt hätte, um die weitesten Strecken zu durchwandern, braucht man jetzt ein Boot, um nur wenige Meilen zu durchschreiten.

Und mit dem Wasser ist auch das animalische Leben zurückgekehrt. In den Wacken tummelt sich der Wal und der Seehund, ab und zu taucht das Walroß aus der dunklen Fluth empor und erhebt den wilden, struppigen Kopf über die Oberfläche, an den Rändern der Felder treibt sich mit knurrendem Magen vorsichtig der Bär umher und lauert mit gierigem Blick auf den Schlaf des Seehundes und Walrosses. Vögel der verschiedensten Gattung und Größe, Enten, Möven, Gänse, Taucher beleben die Luft und das Wasser und tragen zu großen Schwärmen geschart die Beute den Nestern am Lande zu. Sie alle ernährt das Meer mit seinen Milliarden Krebsen und Mollusken jeder Art, mit den Muscheln, Sternen, Würmern und den Hunderten von Varianten niederer Thiere, die sich am Grunde umhertreiben. Alles schwelgt und freut sich des üppigen Lebens, denn der Sommer hat die Fesseln gelöst, welche die Winterkälte über Alles ausgebreitet hatte, er hat die Mittel zu schwelgerischer Existenz bloßgelegt, die das Meer in jenen Gegenden seinen Bewohnern in reichlichster Fülle bietet."

Die Umformung des Eises, die Wasserbewegung der Polargegenden (ein höchst werthvolles Kapitel aus der Physik desselben), die Eisbewegung und das Eis des arktischen Innern werden sodann im Folgenden behandelt. Weyprecht schließt mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Eisverhältnisse im größten Theile des uns unbekannten Innern zum wenigsten nicht ungünstiger sind, als an den uns bekannten Grenzen, und daß es sicherlich zu weit gegangen ist, wenn man mit kategorischer Bestimmtheit, wie geschehen, die Ansicht in die Welt hinausposaunt, die Erreichung des Poles sei zu Schiff unmöglich.

kung der wissenschaftlichen Thätigkeit auf geographischem Felde im sogenannten klassischen Alterthume auf ein einziges hervorragendes Volk, das griechische. Bis ins spätere Mittelalter hinein sind die Arbeiten der bahnbrechenden Forscher jener Nation für alle übrigen (von den Chinesen abgesehen) mustergültig geblieben: auch die Araber haben in der Zeit ihrer höchsten Blüthe zwar den äußern Umfang der Länderkunde über die Grenzen des klassischen Alterthums um ein Beträchtliches erweitert, in der systematischen Behandlung dieses Wissenszweiges aber sind sie ebenso unbeholfene, unselbständige Schüler der Griechen geblieben, wie ein Jahrtausend früher das andere große Kulturvolk des Abendlandes, die Italiker und speciell die Römer. Was wir auch von dem zu unserm Schaden untergegangenen Theile der römischen Literatur wissen, berechtigt uns zu dem Ausspruch, daß sich darunter kein einziges selbständiges, die Wissenschaft in neue Bahnen förderndes Werk geographischen Inhalts befunden habe, während das, was unter diesem Titel sich in dem kleinen erhaltenen Theile des antiken Schriftthums findet, wie Mela's aus veralteten Quellen geschöpftes dürftiges Kompendium und die mageren Namenverzeichnisse der geographischen Abschnitte in der wüsten und unkritischen Kompilation des Plinius, uns den niedrigen Standpunkt veranschaulicht, auf welchem im Vergleich zu einem Strabon diese Studien noch im kaiserlichen Rom zurückgeblieben waren. Das rechtfertigt fast den harten Ausspruch eines Gelehrten, dem gerade die Geschichte Roms vorzugsweise ihre kritische Aufhellung verdankt, Niebuhr's, daß kein Volk der alten Welt so sehr in der Lage gewesen sei, die Erdkunde fördern zu können, keines aber wirklich so wenig dafür gethan habe, als die Römer. Klagte doch schon Polybius mit Recht über römische Unwissenheit in Dingen, welche doch das nächste Staatsinteresse angingen: konnte er doch über die geographische Grundlage der strategischen Operation des zweiten punischen Krieges in Rom selbst ein halbes Jahrhundert später keine genügende Auskunft erlangen, und war genöthigt, um eine klare Darstellung jener Ereignisse geben zu können, den Schauplatz derselben in Oberitalien, Gallien, Hispanien selbst zu besuchen. Auch eine andere derselben Zeit angehörige Thatsache beweist den noch vollständigen Mangel geographischen Interesses bei den Besiegern Karthagos: in der dem Untergang geweihten mächtigsten Handelsstadt der damaligen Welt wurden zwar auch reiche literarische Schätze erbeutet, aber nur diejenigen, welche durch ihren auf Landwirthschaft und Gartenkunst bezüglichen Inhalt einen unmittelbaren praktischen Nutzen versprachen, durch Uebersetzungen der Aufbewahrung werth erachtet; alles Uebrige und darunter sicher auch zahlreiche Berichte über geographische Entdeckungen ersten Ranges gleichgültig der Vernichtung überliefert. So führte jener Sieg europäischer Halbkultur über die letzte semitische Großmacht des Alterthums nur mittelbar und unbeabsichtigt einen Vortheil der Erdkunde zu: die Eröffnung des bis dahin durch die Handelseifersucht der Karthager verschlossenen Westens für die Forschung zunächst griechischer Gelehrter. Erst ein Jahrhundert später beginnt mit dem weitsichtigsten und planvollsten Geist jener Zeit, mit Julius Cäsar, eine selbständige Betheiligung der Römer an geographischen Dingen, aber nicht sowohl an der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben, als an der dem praktischen Geiste des weltherrschenden Volkes entsprechenden staatswirthschaftlich nutzbaren Seite. Cäsar's Plan einer Vermessung des gesammten der römischen Verwaltung untergebenen Gebietes, der, durch seinen Tod unterbrochen, erst von dem großen Minister seines direkten Nachfolgers, von M. Agrippa, ausgeführt wurde, hat ohne Zweifel auch finanziellen Zwecken, als erste noch sehr unvollkommene Grundlage eines Katasters dienen sollen; als augenfälligstes Resultat jener Arbeiten wird aber stets die große Reichskarte — fast könnte man in Berücksichtigung der außerhalb der damaligen römischen Welt eng gesteckten Grenzen der Kultur auch sagen Weltkarte — angeführt, welche in einem von Agrippa begonnenen, von Augustus zu Ende geführten Prachtbau auf dem römischen Marsfelde als kolossales Wandgemälde zu allgemeiner Belehrung den staunenden Augen der römischen Stadtbürger vorgeführt und in Kopien später durch alle namhaften Provinzialstädte des großen Reiches verbreitet wurde. Allerdings nicht ein den heutigen Begriffen von geodätischen Aufnahmen oder auch nur der schon längst feststehenden, auf mathematische Principien begründeten Praxis griechischer Geographen entsprechendes Erdbild, sondern eine ziemlich rohe, vielfach unnatürlich verzerrte, den räumlichen Dimensionen des Aufstellungsortes und den Grenzen bequemer Lesbarkeit angepaßte Zeichnung — man müßte sie von unserm Standpunkt eine wahre Karrikatur einer Karte nennen —, wie uns dies das leider einzige und zwar erst in späterer vielfach entstellter Kopie (aus dem 13. Jahrhundert) erhaltene verkleinerte Exemplar, die sogenannte Peutinger'sche Tafel, lehrt.

Daß nun vor dem großen römischen Staatsmann unter Augustus, oder wohl in seinem Auftrage von den kompetenten Beamten zum leichtern Verständniß jenes populären Kartenbildes auch ein Text, ein geographischer Kommentar veröffentlicht worden sei — was mehrere Gelehrte in Zweifel gezogen haben, indem sie die betreffenden Citate nur auf die Karte beziehen —, darf nach den eingehenden Erörterungen des neuesten Herausgebers wohl als ausgemacht angesehen werden. Diese sogenannten Kommentarien des Agrippa, deren geringe Bruchstücke sich fast allein aus Strabon's und Plinius' Büchern zusammenlesen lassen, das bedeutendste und zugleich das einzige selbständige Werk dieses Faches in der römischen Literatur, haben einer großen Zahl von Kompilatoren als Haupt- oder einzige Quelle gedient, deren einige erst der spätesten Kaiserzeit und dem beginnenden Mittelalter angehörige (wie Hieronymus Presbyter, Julius Honorius, Paulus Orosius, Vibius Sequester, der sogenannte Aethicus und mehrere anonyme) handschriftlich erhalten und verschiedentlich mehr oder weniger kritisch gedruckt sind. Wie wenig umfangreich diese ganze Literatur ist, ergiebt ein Blick auf die in einem kleinen Bändchen neuerdings von Herrn A. Riese [1]) mit vorzüglichem, kritischem Fleiße veranstaltete Sammlung: auffallenderweise die erste vorhandene, so häufig auch von Peutinger's Zeiten an ähnliche Pläne in Angriff genommen worden sind. Auf eine vollständige Sammlung aller im Alterthum lateinisch abgefaßten Schriften geographischen Inhalts, wie sie jene älteren Philologen im Sinne gehabt haben, hat der neue Herausgeber mit Recht verzichtet, also namentlich die in den letzten Jahrzehnten von Pinder und Parthey in musterhaften Separatausgaben reproducirten Bücher des Mela, die römischen Itinerarien, die frühmittelalterlichen des Dicuil, des Guido und des anonymen Ravennaten ausgeschlossen; im Uebrigen aber sind die hier mitgetheilten, auf die wenigen Fragmente des Agrippa'schen Werkes folgenden 15 geographischen Schriftstücke, so weit sie bereits publicirt sind, so zerstreut und schwer zusammenzufinden, daß schon ihr einfacher Wiederabdruck, auch abgesehen von den auf sorgfältige Handschriftenvergleichung gegründeten kritischen Verbesserungen und der literar-historischen Einleitung, ein dankenswerthes Unternehmen gewesen sein würde.

[1]) Geographi latini minores. Collegit, recensuit, prolegomenis instruxit Alexander Riese. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1878, XLVIII und 174 S.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Raffray's Reise durch die Molukken und an der Nordküste von Neu-Guinea 1876 bis 1877.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

III.

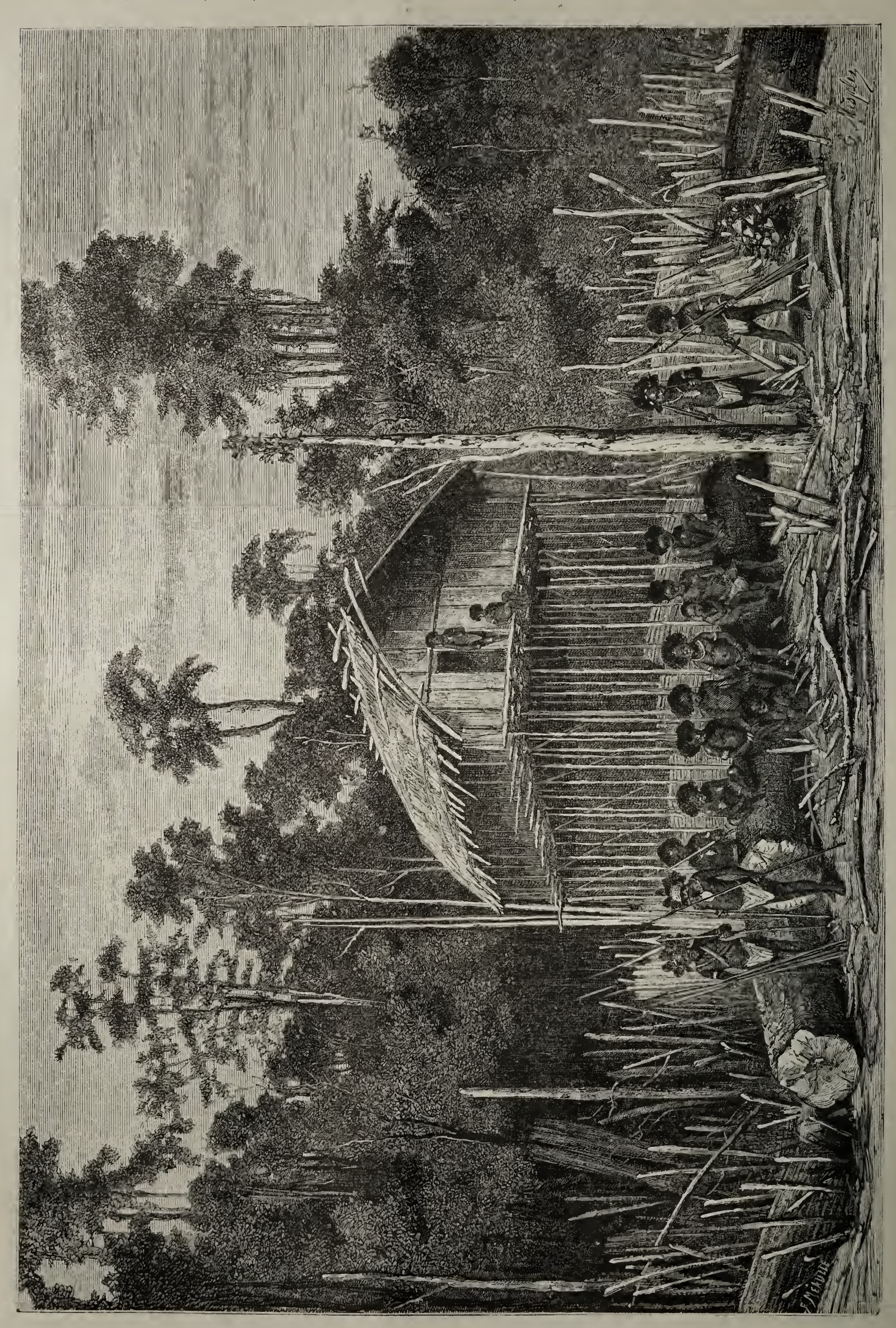
Raffray's Wunsch, die Arfaks, jene schrecklichen Kopfabschneider, genauer kennen zu lernen — einige hatte er schon ab und zu von ihrem Dorfe Aïambori nach Dore kommen sehen —, sollte in Erfüllung gehen: nach einigen Unterhandlungen bewilligte ihm der Sanadi des Dorfes, im Namen seiner Stammesgenossen, die Erlaubniß eines Besuches. Mit Tagesanbruch brach man daher auf und erstieg, quer durch den Wald, einen ziemlich steilen, ungefähr 100 m



Raffray's Fahrt an der Nordküste von Neu-Guinea.

hohen Hügel; auf dem Plateau zeigte der Wald an verschiedenen Lichtungen Spuren alter Niederlassungen; der Boden war merkwürdigerweise ganz und gar korallisch. Nach Ueberschreitung eines Flusses und einer fernern Stunde Weges befand man sich vor einer leichten, theilweise abgeholzten Bodensenkung, auf der drei Häuser standen: das war das Arfakdorf Aïambori.

Der Sanadi empfing den Reisenden vor seinem 10 Fuß



Das Dorf Aiambori.

über dem Erdboden auf Pfählen gebauten Hause, und nach einer Vorstellungsrede eines ihn geleitenden Papua, worin dieser sich sowohl als jenen, den großen Besitzer der Stoffe und Glaswaaren, pries, reichte man sich die Hände, und Raffray vertheilte Tabak. Darauf wurde er in das größere der beiden anderen Häuser geführt, welches für 50 bis 60 Personen ungefähr 20 Fuß hoch in der Luft errichtet war, und zu dem man auf einem schrägen, mit Einschnitten versehenen Baumstamme emporklimmen mußte, ein Kunststück, welches er nach Ablegung der Stiefel vorsichtig aber furchtlos in einigen Sekunden vollbrachte. Doch ein noch schwierigeres harrte seiner. Der Fußboden bestand aus höchstens armesdicken und einem halben Meter von einander getrennten Querbalken, über die man natürlich nicht gehen, sondern nur geschickt springen konnte; wie beneidete er einen vierjährigen Knaben, der diese Hindernisse mit der Geschwindigkeit und Sicherheit eines Affen überwand! Doch gelang es auch ihm endlich, sich auf einer weniger durchlöcherten Gallerie niederzulassen, wo er bald vom ganzen Dorfe umringt war; selbst die Schweinchen fehlten nicht, die in der Ueberwindung dieser Gefahren eine bisher ungeahnte Behendigkeit entwickelten und nun in den Armen der papuanischen Schönen eine Zufluchtsstätte fanden, ganz wie sich in Frankreich ein havanischer Seidenvogel in den Spitzen seiner Herrin niederduckt.

Die Arfaks sind ein anderer Zweig der papuanischen Race als die Mafors; ihr Wuchs ist größer, ihre Glieder muskulöser, ihr Gesicht ovaler, ihre Nase gebogener, ihre Haut dunkler; fast alle durchbohren die Nasenwand mit einem Knochen, der manchmal von einem Ohre zum andern geht. Anstatt der enormen Perrücke der Mafors tragen sie ihr Haar in Bündel getheilt, die sie an der Wurzel zusammenschnüren und deren Anzahl zwischen eins und zwanzig schwankt. Ein Bündel bildet ein mächtiger Chignon hinten am Scheitel, zwei andere stehen zu beiden Seiten, ein viertes am Hinterkopf, das fünfte vorn auf dem Scheitel und das sechste auf der Stirn, die übrigen Haare bilden gewöhnlich kleine, birnenförmige Bündel in concentrischen Kreisen.

Raffray erhielt für sich und seine Jäger die Erlaubniß, so oft er wollte, in den angrenzenden Wäldern jagen und besonders Insekten suchen zu dürfen, und da hierfür die in allen Stadien der Verwesung befindlichen Bäume reichliche Ausbeute versprachen, so machte er von dieser Erlaubniß jeden Morgen seines fernern einmonatlichen Aufenthaltes in Dore Gebrauch, wobei ihm stets Arfakweiber und -Kinder mit staunenswerthem Eifer und Geschick behülflich waren und ihm so manchen Käfer und Schmetterling einbrachten, den kein anderer als sie im Stande gewesen wäre zu erhaschen; natürlich wurden sie täglich, wie auch gleich beim ersten Besuche, mit Glaswaaren belohnt.



Junges Arfak-Weib.

Von der Wildheit und Grausamkeit der Arfaks hatte er persönlich während dieser ganzen Zeit nichts zu leiden, doch trauten ihnen die Mafors, obwohl damals mit ihnen befreundet, nicht so ganz und, wie ein Vorfall bewies, mit Recht: ein etwas verkrüppelter Papua, den ein holländischer Missionär adoptirt hatte, wurde im Walde enthauptet aufgefunden und, da es keine wilden Thiere in Neu-Guinea giebt, konnten nur die Arfaks diese That verübt haben, indem sie ihrem Wunsche, ihre Trophäensammlung zu vermehren, nicht hatten widerstehen können.

Ein anderes Ereigniß aber ist charakteristisch für das Solidaritätsgefühl, welches, indem es das Uebermaß der individuellen Freiheit beschränkt, die Grundlage der papuanischen Gesellschaft bildet. Einem Bewohner von Mansinam hatte einer von Manakwari eine Sklavin gestohlen, und da ersterer sich mit seinen Freunden zu schwach fühlte, diesen zur Herausgabe seines Raubes zu zwingen, so begnügte er sich vorläufig mit stummem Groll. Eines Tages jedoch erfuhr man, daß er drei Arfaks, die, wie häufig, freundschaftlich nach Mansinam herabgekommen, angegriffen, leicht verwundet und gefangen genommen hatte; dies war um so erstaunlicher, als die Arfaks an jenem Raube ganz unschuldig, und dazu zahlreich und kriegerisch genug waren, um die ganze Küstenbevölkerung aus dem Felde zu schlagen. Zwei oder drei Tage nachher zogen sämmtliche Bewohner von Atambori, mit frisch herausstaffirtem Haar und in vollem Waffenschmuck, den Berg herab bis zum Meeresufer; ebenfalls dorthin begab sich auf ihren Ruf der Vorsteher des Dorfes, Sakoï, mit einigen anderen Mafors und, nachdem in geschlossenem Kreise unterhandelt worden, fingen die Ar-

faks an zu tanzen, zu springen, zu schreien, zu heulen, und marschirten alle nach Manakwari. Sakoï, den Raffray um Aufklärung dieses ihm räthselhaften Gebahrens bat, sagte ihm höchst ruhig und naiv: „Es handelt sich nur darum, den Dieb von Manakwari zur Herausgabe der Sklavin zu zwingen; der Bestohlene ist zu schwach um mit jenem zu kämpfen; er hat daher die günstige Gelegenheit benutzt, drei Arfaks gefangen zu nehmen, um diesen Stamm für seine Sache zu interessiren. Sie werden nun Manakwari angreifen, die Sklavin nehmen und ihrem ersten Besitzer wiedergeben, der seinerseits die drei Gefangenen in Freiheit setzt; die Bewohner von Aïambori aber werden für ihre gezwungene Intervention durch die Plünderung von Manakwari entschädigt werden. Letzteres wäre das Schlimmste, was zu befürchten; zu einer Schlacht kommt es nicht: das entspricht nicht unserer Gewohnheit; man kann wohl im Walde überfallen, aber selten greift man sich offen an. Manakwari, als der schwächere Theil, wird den Drohungen der Arfaks nachgeben, die Sklavin ausliefern und die Kriegskosten tragen." Diese Prophezeiung ging Wort für Wort in Erfüllung, und alles beruhigte sich wieder.

In den ersten Tagen des März ließ Raffray seine Piroge ausrüsten und besuchte, auf die Einladung eines calvinistischen holländischen Missionärs, Andaï, ein kleines, einige Stunden südlich von Dore an der Mündung eines gleichnamigen Flüßchens liegendes Dorf, welches ebenso wie Aïambari auf dem Festlande und auf Pfählen erbaut ist, sich aber einer etwas vorgeschrittenern Kultur und malerischen Lage erfreut; an den Bewohnern jedoch, die ebenfalls Arfaks sind, bemerkt man keine irgendwie nennenswerthe





Arfak-Papuas.

Aenderung, trotzdem Herr Woelders bereits elf Jahre mit seiner Gattin in ihrer Mitte lebt und wirkt. Der eigentliche Zweck des Besuches, in das Innere des Arfakgebirges einzudringen, wurde durch einen zwischen den Berg- und den Strandbewohnern ausgebrochenen Krieg vereitelt. Daher kehrte Raffray bald nach Dore zurück und bereitete seine Reise nach Amberbaki vor; vierzehn volle Tage brauchte er zu Unterhandlungen hierüber mit den beiden Vorstehern, dem „Maior" Sakoï und dem „Captainlaut" (Kapitän der Meere) Funawô — mehr Zeit als ein diplomatischer Kongreß nöthig hat, um die Karte von Europa umzugestalten!

Auch hier galt es, eine Karte zu ändern, wollte er doch in der Piroge auf mehr als 100 Kilometer eine Küste entlang fahren, die bis dahin nur aus ziemlicher Ferne vom Meere aus erblickt worden war, dann bei Amberbaki landen und so weit in das Gebirge eindringen, als er die unentbehrlichen wissenschaftlichen Instrumente transportiren konnte; dazu brauchte er zwei große Pirogen und ungefähr zwanzig papuanische Ruderer.

Die großen Reisepirogen sind oft 5 bis 6 m lang und 60 bis 70 cm breit; der Rumpf, aus einem Stück, ist aus einem tadellosen Baumstamm gehöhlt und, um leicht zu sein, nicht stärker als 2 cm; im Innern verhindern Strebebogen, daß er sich wirft. Die beiden Enden sind aufwärts gebogen und durch eine Art Holzsporn, deren vorderer aufsteigt und mit Arabesken, Figuren, Federn und Muscheln geschmückt, manchmal auch weiß, roth oder schwarz angestrichen ist, festgehalten. Um den Bord über die Schwimmlinie zu erheben, bedient man sich der Rippen von Sagopalmblättern, die, von Natur lackirt, sehr stark, dicker als ein Arm, auf einer Seite konkav, auf der andern konvex, sich vorzüglich ineinander fügen und, an die Strebebogen festgebunden, eine ziegelartige, sehr wasserdichte Oberfläche bilden. Ueber den Bord befestigt man mit Rohr leichte Querhölzer, welche auf jeder

Seite $1^1/_2$ m darüber hinausragen und an deren Ende ein anderes, rechtwinklig gekrümmtes Holz die Oberfläche des Wassers streift; dieses wieder steckt in einem starken Baumzweige, welcher so leicht ist wie Kork und als Balancirstange oder Schwimmer dient. In der Mitte des Schiffes erhebt sich auf den Querstangen eine Art viereckiger Kasten aus Bambus, den ein kleines Dach von Kokosblättern gegen die Unbill des Regens und der Sonne schützt; mit Hülfe einiger Bretter wurde dieser Bau verbessert und das Bett diagonal gestellt.

Am 3. April Nachmittags fuhr Raffray mit seinen zwei Jägern und seinem kleinen Diener Maksut ab und kam am 7. bei der kleinen Insel Aori an, zwischen deren Nordspitze und dem Kap Bori sich das Schiff mit ziemlicher Gefahr durcharbeitete, um in einer kleinen Bay, Saobeba mit Namen, sich gegen die Hohlsee und den Nordnordostwind zu schützen; zufällig bot sich zwischen Sternkorallenfelsen, die mit Leuchterbäumen bedeckt waren, eine kleine Sandbank zum Landen dar.

Die Jäger wurden in den Wald geschickt und meldeten, einige Papuas vom Stamme der Prasis getroffen zu haben. Diese Nachricht beunruhigte die Mafors sehr. Früher nämlich hatten diese die Saobeba-Bay bewohnt, wie man noch an einigen bei der Ebbe aus dem Schlamm hervorragenden Pfählen sehen konnte; zwischen beiden Stämmen aber brach ein Krieg aus, in dem die Mafors den Kürzern zogen und in Folge dessen nach Dore auswanderten, und seitdem bestand



Das Dorf Andaï.

zwischen ihnen und den Prasis geschworene Feindschaft. Am Abend wurde ein Feuer angezündet und keiner wagte ein Auge zuzuthun; erst als die Fluth die Pirogen wieder aufs Wasser zu bringen gestattete, durfte sich der arme Reisende dem Schlafe hingeben, was bis dahin die Papuas, in ihrer Zuversicht auf seine Feuerwaffen, nicht geduldet hatten.

Da am nächsten Morgen der Wind sich nicht ändern wollte und er voraussah, daß er dort länger würde bleiben müssen, als er vorher gedacht, so ließ er sich eine kleine Hütte theils aus Matten, theils aus Pandanusblättern bauen. Insektenjagd verspricht in einem Walde ohne Lichtung keinen Erfolg, und so ergriff er denn statt des Netzes die Büchse, froh, sich wieder den Freuden der Jagd hingeben zu können. Er erfuhr, daß hier Känguruhs hausten, die bis dahin in seinen Sammlungen fehlten, da es sehr wilde und scheue Thiere sind, und da die Malaien immer nur ruhend, wie nach der Scheibe, schossen.

Auch hörte er den sonoren Schrei der männlichen Paradiesvögel, welche die Umgegend von Dore ganz verlassen haben; es ist das die Art, die Buffon wegen der grünen Federn, die vom Schnabel aus einen Brustlatz bilden, „den kleinen Smaragd“ genannt hat und die die heutigen Naturforscher den papuanischen Paradiesvogel (Paradisaea papua) nennen. Das Weibchen ist graubraun und hat nichts Bemerkenswerthes; das erste Jahr gleicht ihm das Männchen, aber bei jeder Mauserung werden die Federn schöner und länger, bis es nach 4 oder 5 Jahren sich in seiner ganzen Schönheit zeigt mit seinem grünsammetnen Visir und Brust-



Wald bei Saobeba.

fleck, den beiden breiten Fäden, die vom Schwanze ausgehen, und besonders den beiden unten gelben, oben grauen Federbüschen, seinem schönsten Schmuck.

Wenn am Morgen die Strahlen der aufgehenden Sonne noch unbestimmt wie durch ein Sieb durch das dicke Laub dringen, kann man den Vogel erblicken; doch muß man in grauer Kleidung sein und ganz leise, womöglich barfuß auftreten, denn der Paradiesvogel ist eins der scheuesten Thiere. Wenn man hinter dem Dickicht des Saumes sich mitten im Walde befindet, unter einem undurchdringlichen Laubdach, welches in einer Höhe von über 60 Fuß die Riesenstämme hundertjähriger Bäume stützen, deren Rinde und Wurzel weder die Zeit noch die Axt des Menschen zerstört haben; wenn man durch die Lianen gleitet, die sich verschlingen, sich zusammen und wieder aus einander wickeln, sich beugen, ihre biegsamen Stämme bald leicht fallen lassen, bald drohend emporstrecken, so daß ihre leuchtende, knorrige, klebrige Rinde einen in eine fabelhafte Welt phantastischer Schlangen versetzt glauben läßt; wenn inmitten dieser Einsamkeit urplötzlich ein rauher, sonorer Schrei ertönt, ein zitternder Ton, der zugleich Freude und Kühnheit athmet, dann kann man stehen bleiben, sich ducken, seinen Athem anhalten, der Paradiesvogel ist nicht weit, man sieht ihn bald, besonders wenn ein Weibchen seiner Stimme antwortet. Sofort ertönen, immer näher und näher, andere Schreie, denn selten antwortet nur ein Männchen.

Der Papua ahmte mit ganz wunderbarer Geschicklichkeit den Ruf des Weibchens nach. Die Rufe kreuzten sich über dem Kopfe des Jägers im äußersten Gipfel eines kolossalen Baumes; manchmal schien es wie eine gelbe Wolke, dann wieder wie ein Komet; er fühlte mehr als er sah, daß ungefähr 80 Fuß über ihm drei oder vier Männchen in Schönheit, Anmuth und Verführungskünsten einen Wettstreit ausübten, indem sie bald ihre langen Federbüsche hin und her schaukelten, bald ihre Flügel ausspannten und sich, gekrümmt, in ihre gesträubten und zitternden Federn wie in goldigen Dunst einhüllten. Vor aller Bewunderung vergaß er sogar seine Büchse und als er, auf die Ermahnung des Eingeborenen, ans Schießen dachte, war es zu spät, die Vögel waren entflohen, und so hatte er diesmal nur seine Lust befriedigt, die lebendige Natur zu sehen und zu belauschen; später jedoch gelang es ihm noch zwei Mal, diese anmuthigen Thierchen vor seine Füße niederfallen zu sehen.

In den weniger felsigen Theilen des Waldes hörte er manchmal ein dumpfes Geräusch, wie den sehr entfernten Galopp eines Pferdes, dann sah er es wie einen grauen Blitz durchs Dickicht schießen: es war der Sprung eines Känguruhs. Das erste dieser Thiere, welches er tödtete, war eine Mutter, die in ihrem Beutel ein Junges trug; dieses war schon stark und hätte sich bequem retten können, da es gar nicht verletzt war, doch ließ es sich lieber fangen, als daß es die Brust der Mutter verließ; aus Mangel an Milch aber konnte es nicht aufgezogen werden.

Am 10. April gegen 6 Uhr Abends drehte sich der Wind nach Westen, und so konnte man ohne Gefahr die Bay verlassen; doch erst gegen 3 Uhr Morgens ging dies wirklich von Statten.

Nach Umschiffung des Kaps Manwarki befand man sich in einer großen Bay, der Manseni-Bay, deren Ufer flach und bewaldet waren, während von Dore bis dort die Küste von 100 m hohen Hügeln begrenzt war. Im Süden des Ufers läuft ein Gebirgszug von Westnordwest nach Ostsüdost dem Arfakgebirge zu; seine beiden vom Meer aus sichtbaren Gipfel heißen Nekori und Wercki, beide ungefähr 2000 m hoch. In diese Bay mündeten drei Flüsse: Arwi, Adopi und Diori; sicher ist bis jetzt stets die wirkliche Mündung des Prafi mit der des letztern verwechselt worden, was dadurch bestätigt wird, daß man bei der Rückkehr in der des Prafi vor Anker ging, welche weiter nach Osten liegt. Ziemlich beträchtliche Hügel, welche die Becken beider Flüsse trennen, lassen sogar vermuthen, daß sie nicht auf demselben Gebirgsstocke entspringen.

Der Wunsch, etwas in den Diori einzudringen, wurde von den Mafors vereitelt, die große Furcht vor der Bevölkerung, den wilden Mansuavi, hatten. Man fuhr also, am Berge Smunfoni im Westen der Bay vorüber, den ganzen Tag langsam weiter; am Abend aber erhob sich der Wind und peitschte das Meer dermaßen, daß die kleine Nußschale hinter einem Vorgebirge, dem Kap Mombrani, mitten in Klippen Schutz gegen die Stöße der Fluthen suchen mußte, den sie aber nicht fand.

Am Morgen, nach 36stündiger Fahrt, war das süße Wasser bis auf den letzten Tropfen verbraucht; da man aber in der fürchterlichen Brandung nicht landen konnte, so sprangen die Papuas, mit Flaschen und Bambusrohr versehen, wahrhaft amphibienartig ins Meer und brachten nach Aufbietung ganz erstaunlicher Schwimmkünste alle Gefäße voll von klarem und vorzüglichem Wasser mit, welches durch die Trockenheit der Nahrungsmittel, Biscuit und Sago, noch werthvoller wurde.

Weiterhin wandte sich die Küste nach Norden und erhielt ein vollständig anderes Aussehen: die Berge näherten sich dem Meere, so daß ihre steilen Ausläufer bespült wurden. Auf einigen Höhen zeigten graue Flecken Abholzungen, und in Folge dessen die Gegenwart von Menschen an, was von Dore bis hierher nicht der Fall gewesen; es war der Stamm der Numbiaks, der mit den Mafors verbündet und wohl auch verwandt war.

Am selben Tage, dem 12. April, kam man gegenüber einem flachen Vorgebirge an, wo ein kleiner Fluß durch Ablagerung eine Sandbank angehäuft hatte, deren Ueberwindung den Reisenden große Schwierigkeit verursachte. Hier, an der Küste von Saokorem, machte man die zweite und letzte Rast vor Amberbaki. Ein Besuch bei Herrn Laglaize, der hier in der Nähe das Dorf Wepaï zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit genommen, verfehlte leider seinen Zweck, da dieser Gelehrte auf einem mehrwöchentlichen Ausflug in die benachbarten Berge begriffen war.

Am 16. desselben Monats fuhr man bei Tagesanbruch von Saokorem ab; bald wurde man von einem Papua an der Küste angerufen und entdeckte durch das Fernrohr am Horizont verschiedene Pirogen. Die Furcht der Mafors, es seien Piraten in der Nähe, schien dadurch bestätigt zu werden, daß ein mit Einwohnern von Wepaï bemanntes Schiff pfeilschnell an ihnen vorbei flüchtete. Doch da man an der Küste von Saokorem nicht sicherer gewesen wäre als auf der See, und außerdem die Feuerwaffen genügend Schutz boten, so flüchtete man nicht, sondern beschleunigte die Fahrt, und zur freudigsten Ueberraschung erkannte man die Piroge eines Freundes, des Sanadi Bruß von Mansinam, von dem später noch die Rede sein wird.

Endlich, gegen Mittag des siebenzehnten Reisetages, ruderten die Papuas in eine enge Bucht mitten zwischen gefährlichen Klippen ein und setzten Raffray auf einer 5 bis 6 m breiten, wüsten Sandbank zwischen Meer und Wald aus mit den Worten: „Das ist Amberbaki!" Der Maior jedoch theilte ihm mit, daß einen Tagemarsch entfernt mit ihnen befreundete Papuas wohnten.

Von Oberst Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien.

II.

Von Biabanak führte des Obersten Route östlich nach Tebbes durch einen Theil der großen Wüste, und das war das schwerste Stück Arbeit, das Menschen und Thiere bis dahin zu überwältigen hatten. Er schlug zwar den Weg ein, auf welchem noch das meiste Wasser anzutreffen war; allein es waren 60 bis 70 Meilen zurückzulegen, ehe das erste Naß erreicht werden konnte. Der erste Marsch wurde in der Nacht zurückgelegt. Zuerst wurde eine 10 engl. Meilen lange Kieswüste passirt, dann 5 Meilen Kuwir oder Salzwüste, dann wieder 2 Meilen Kies, worauf man an einen alten Wasserbehälter, aber ohne Wasser, kam. Wieder folgten 10 Meilen Kies und dann 7 Meilen Sand, wo die Thiere allgemach nur mühsam vorwärts kamen. Mac Gregor ließ deshalb alle seine Leute absteigen und zu Fuße gehen, und zwar so rasch als möglich; denn ein alter Führer meinte: „Um Gottes Willen laßt uns über das hinweg sein, ehe die Sonne aufgeht!" Das wurde auch glücklich bewerkstelligt, und gerade bei Tagesanbruch war der Rand der Wüste erreicht. Sie führt den Namen Sar-gardan, d. i. verlorener Kopf, wie der Reisende meint, weil jeder, der sich von der Sonne auf dieser Strecke überraschen läßt, erst figürlich den Kopf verliert, dann aber thatsächlich, d. h. zu Grunde geht. Nach Aussage des Führers sind einige Jahre früher achtzig Pilger, Männer, Frauen und Kinder, in dieser Wüste umgekommen, was sehr wohl glaublich ist, zumal von solchen Leuten, die nie wissen und nie ausschauen, wohin sie gehen. Und wenn sie keinen Führer bei sich hatten, so sind sie wahrscheinlich in Schlangenlinien einhergezogen, bis Sonne und Durst zu wirken anfingen, und einer nach dem andern umfiel. Nur wenige kreuzen diese Wüste, und wenn Jemand unterwegs umkommt, so kann es lange dauern, ehe seine Leiche gefunden wird.

Nachdem Mensch und Thier von dem stinkenden, bittern Wasser, was Mac Gregor in möglichst großer Menge mitgenommen hatte, gierig getrunken, ging es weiter, erst über Kies, dann wieder 12 Meilen über Kuwir. Es ist das kein Sand, sieht auch nicht aus, wie die indischen Wüsten, welche, sie mögen noch so verbrannt sein, eine üppige Vegetation im Vergleiche zu der Kuwir besitzen. Auf letzterer kommt buchstäblich kein Grashalm, kein Blatt, kein Thier irgend welcher Art vor. Es ist ein dunkler Erdboden, der aussieht, als wäre er ein Jahr zuvor umgepflügt worden, und der dabei mit einer dicken Salzefflorescenz bedeckt ist, deren Glitzern dem Auge wehe thut und deren trockene Kruste unter den Füßen knirscht. So weit das Auge reicht, erblickt es nur diesen hellen Glanz, nur ab und zu von den dunkelen Flecken unterbrochen, welche bei näherm Zusehen aus nasser Erde bestehen, deren Feuchtigkeit von unten her durchgeschwitzt zu sein scheint. Aber auch diese Stellen trocknen auf und bedecken sich mit Salz. Die Oberfläche der Kuwir ist nicht glatt, sondern dermaßen von kleinen Löchern von etwa 9 Zoll Tiefe und der Größe eines Menschenkopfes durchsetzt, daß die Thiere nur sehr schwer vorwärts kommen. Da aber der Erdboden der Kuwir gut zusammenhält, könnte man wahrscheinlich leicht eine brauchbare Straße über dieselbe anlegen.

Die von Mac Gregor überschrittene Kuwir hängt wahrscheinlich mit der großen nordpersischen Kuwir, die östlich von Kum sich hinzieht, zusammen. Dieselbe reicht ostwärts bis weit über Biabanak hinaus und entsendet dort einen Arm nach Süden, der stätig an Breite abnimmt. Am breitesten ist sie wahrscheinlich im Süden von Damghan, nämlich nicht weniger als 150 engl. Meilen; dort aber, wo Straßen hinüberführen, ist sie gewöhnlich nicht breiter, als 80 bis 100 Meilen. In militärischer Hinsicht ist sie eine fast unüberschreitbare Schranke, schlimmer als irgend welches Gebirge oder irgend welches Meer; für ganz kleine Abtheilungen, Eilboten und dergleichen, ist sie allerdings kein Hinderniß, vorausgesetzt, daß dieselben die geeigneten Vorsichtsmaßregeln treffen. Ohne Kamele sollten aber auch solche diesen Weg nicht einschlagen.

Nach Ueberschreitung der Kuwir folgte wieder Sand, und hier erreichten die Leiden der Leute ihren Höhepunkt. Es war schon 9 Uhr Morgens; die Sonne brannte schrecklich heiß (39° R. im Schatten) und dabei wehte ein glühender Wind, der den Wanderern feinen Sand in die Augen und Nasenlöcher — den Mund hielten sie möglichst geschlossen — jagte. Zeitweise blieb der Oberst stehen, um die ganz ermatteten Maulthiere wieder herankommen zu lassen; in solchen Augenblicken war die Hitze wahrhaft fürchterlich und der Sand so heiß, daß er gezwungen war, die Füße abwechselnd in die Höhe zu heben. So ging es mühsam vorwärts, und schon waren die Leute meist so weit erschöpft, daß man ihnen ansehen konnte, ihr Schicksal sei ihnen schon gleichgültig geworden, als endlich bald nach 1 Uhr die langersehnte Station Tschah Mehdschi in Sicht kam. Es war ein verfallener Thurm über einem Brunnen, dessen Wasser aber bitterer war, als dasjenige, welches sie mit sich führten; und nochmals mußten sie sich gedulden, bis Mac Gregor einige Flaschen davon durch Destilliren genießbar gemacht hatte. Am Nachmittage dieses angestrengten Tages brach noch ein Sandsturm los, auf welchen dann endlich ein schöner Abend mit kühlem Winde folgte.

Am 24. Mai erreichte Mac Gregor Tebbes. Die Stadt liegt in einer Ebene inmitten eines schmalen Kulturgürtels, den nach allen Seiten hin Wüste einschließt. 30 engl. Meilen im Nordwesten der Stadt liegt das Schorab-Gebirge, weit im Norden das Gebirge Nestundschi und im Osten die Schutari-Kette, welche nach dieser Seite hin jede Aussicht abschneidet, dafür aber durch ihre phantastischen Formen und ihre eigenthümliche Färbung die ringsum traurige Aussicht angenehm unterbricht. Die Stadt wird umgeben von einer hohen Lehmmauer, die auf einem Wall steht, dessen Erde aus einem Graben ausgehoben wurde; sie ist von Osten nach Westen etwa eine halbe Meile lang und eine viertel breit. An jedem Ende sind zwei Thore und der Länge nach führt in der Mitte eine Straße hindurch. Bazare sind nicht vorhanden und die Häuser von ärmlicher Beschaffenheit. In der Mitte der Südseite liegt die „Arg" oder Citadelle, welche aber eben so wenig wie die Mauern der Stadt irgend wie in vertheidigungsfähigem Zustande ist. Das Schönste an dem ganzen Orte ist der Chizaban, ein breiter Boulevard mit doppelter Baumreihe und fließendem Wasser, an welchem die Häuser und Gärten der Wohlhabenden liegen. Tebbes ist ohne jede Wichtigkeit; sein Ackerland ist so beschränkt, daß es wohl kaum mehr liefert,

als was dort gebraucht wird, Tabak ausgenommen; Industrie ist nicht vorhanden und der Handel ist gering. Die wenige dort producirte Seide wird in Jezd verarbeitet. Trotz einer Höhe von 2000 Fuß ist das dortige Klima sehr heiß. Der Wüstencharakter des durchwanderten Landes blieb auch hinter Tebbes nahezu derselbe, wie etwa von Jezd an, wenn er auch nicht so fürchterlich war, wie in der Kuwir. Um Jemandem einen Begriff von der Beschaffenheit des Distriktes von Tebbes zu geben, sagt Mac Gregor (I, S. 153), müßte man auf der Karte jedes Dorf mit einem schmalen, grünen Kreise umgeben, der das bebaute Land bezeichnet, und alles übrige mit einem todten Braun zum Zeichen seiner Wüstenhaftigkeit bedecken. Dann könnte man auf praktische Weise sehen, wie wenig Kulturland es im Verhältniß zu dem ganz öden und unfruchtbaren giebt. Doppelt empfindlich in solcher Gegend muß es aber sein, wenn auf die Einheimischen, und speciell die Führer so wenig Verlaß ist, wie in Persien. Wollen sie z. B. in einem abgelegenen Dorfe einen alten Bekannten begrüßen, so schwören sie ohne Weiteres Stein und Bein, daß der nächste Weg über jenen Ort führe. Dabei wissen sie fast nie, in welcher Richtung ein Ort liegt, und gewöhnlich fallen sie sofort in einen gesunden Schlummer, sobald sie ihr Maulthier besteigen. Wenn sie dann während des ganzen Tagemarsches schlafen, so nennen sie das einen „leichten Marsch"; wird aber ihr Schlummer ungewöhnlich oft unterbrochen, so ist es ein „schwerer". Rutscht z. B. solch ein Mensch rückwärts von seinem Thier hinab, so wacht er auf, grunzt, sagt „Kuh" (d. h. ein Berg) und steigt wieder auf, wenn das möglich ist; sonst bummelt er hinterdrein und paßt nur auf eine Gelegenheit, wieder auf sein Thier zu kommen. Unter solchen Umständen liegt es auf der Hand, daß man Wegebeschreibungen, die von einem gewöhnlichen persischen Reisenden herrühren, nicht viel trauen darf. Dabei wollen dieselben es nie zugeben, wenn sie sich im Unrecht befinden, sondern betheuern ihre Ortskenntniß so ernsthaft, daß man fast gezwungen ist, ihnen Glauben zu schenken.

Der nächste bedeutendere Ort, der nach unseren Karten bereits in der Provinz Chorassan liegt, war Buschruja, nach Chesney's Angabe eine Stadt von 30 000 Seelen in einer Oase der großen Salzwüste, die bis dahin nur von einigen Russen besucht worden war. Unser Reisender aber meint, daß sie nun und nimmer 30 000 Einwohner gehabt hat und auch nicht in der großen Wüste liegt. Es ist einfach ein großes Dorf von 800 Häusern, mit verhältnißmäßig großem circa 3 engl. Meilen breitem Kulturgürtel, an einem Flüßchen gelegen, von zerfallenen Mauern umgeben und im Besitze einer Burg, die natürlich wenig Bedeutung hat. Das Einzige, was dort fabricirt wird, ist ein schöner, weicher Wollenstoff, barrak genannt. Handel ist nicht vorhanden, aber das Wasser ist gut und alle Lebensmittel zu haben. Es ist außerdem der erste Platz, wo die weiter im Norden an der Turkmenengrenze so häufigen Zufluchtsthürme erscheinen. Man sieht dieselben hier auf allen Feldern zerstreut; sie sollen zum Schutze gegen räuberische Balutschen aus der Landschaft Seistan dienen, welche ihre Streifzüge zuweilen bis hierher ausdehnen, d. h. volle 70 deutsche Meilen weit.

Tûn, die nächste Station, ist entschieden malerisch gelegen, ein Eindruck, der bei näherer Bekanntschaft sich erhält, was sonst in Persien meist nicht der Fall zu sein pflegt. Von fern gesehen, hat sie als Hintergrund ein hohes dunkles Gebirge, die Wasserscheide zwischen den Flußsystemen von Tûn und Gunabâd, und kleinere braun gefärbte Ketten; davor weite gelbe Felder mit dunkelgrünen Flecken, dazwischen Büsche und Bäume und mitten darin die mächtigen Mauern und Thürme der Citadelle und der Stadt. Letztere hat etwa 4 engl. Meilen im Umfang, obwohl nur ein Achtel dieser Fläche mit Häusern bebaut ist. Hervorragende Gebäude hat Tûn nicht; die besseren unter seinen 1500 Häusern besitzen Windthürme. Als befestigter Platz ist es der einzige stärkere, den Mac Gregor auf seiner Reise gesehen hat, wenn er auch wegen seiner Vernachlässigung und, weil er von höheren Punkten beherrscht werden kann, einem regelrechten Angriffe nicht lange Stand halten könnte. Der Ackerbau in der Umgebung ist sehr ansehnlich, trotzdem nicht viel Menschen vorhanden sind. Namentlich wächst dort viel Tabak und Opium, und auch Seide wird producirt. Soldaten stehen dort nicht, und die Einwohnerschaft ist äußerst ruhig und friedliebend. Das Land wird jetzt stellenweise fruchtbarer, wie denn die Gärten von Tûn, welche Maulbeeren, Aepfel, Aprikosen, Weintrauben u. s. w. liefern, sich von 6 bis 9 engl. Meilen ausdehnen, und der nächste Ort im Osten jenseit einer, wie immer, kahlen Wasserscheide, Kalat, in einer kompakten Masse von Maulbeerbäumen und Kornfeldern liegt und Weizen, Opium, Tabak, Seide und allerhand Früchte producirt. Auch der nahe Bezirk von Gunabâd, den Mac Gregor nicht besuchte, hat viel Anbau, ebenso Kach und Dehischk, seine nächsten Stationen, während um Gain viel Land dem eigentlichen Ackerbau durch nutzlose und meist verwilderte Gartenanlagen entzogen wird. Gain hat 800 Häuser, die, wie es scheint, von lauter armen und obendrein faulen Leuten bewohnt werden. Nicht weniger als 300 Häuser befinden sich im Besitze von faulenzenden Nachkommen von Mohammed's Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali. Fabricirt werden nur Teppiche und Seidenstickerei, exportirt hauptsächlich Safran in Menge. Der Ort wurde 1872 zum ersten Male von einem Europäer, dem bekannten Dr. Bellew (vergl. dessen Buch From the Indus to the Tigris p. 320), besucht; derselbe giebt ihm 8000 meist tatarische Einwohner und 1500 bewohnte Häuser und glaubt, daß seine großen Ringmauern wohl Raum für deren 8000 bis 10 000 umschließen. Seine Höhe bestimmte er zu 4860 engl. Fuß. Die Lage Gains ist strategisch nicht unwichtig, weil es, zwischen Chaf und Birdschân gelegen, die Straßen von dort nach Herat beherrscht; es wäre ein vortrefflicher Punkt für eine Festung, welche die Ostgrenze Persiens deckt oder einen Stützpunkt für einen Angriff auf Afghanistan abgeben kann.

Ueber Lehdeh, ein ärmliches, aber durch seine vorzüglichen Teppiche berühmtes Dorf, bei dessen Fort ein großer Stein von 5 Fuß Durchmesser die Stelle des Thores vertritt, erreichte er am 9. Juni Birdschân (nach Bellew 4880 engl. Fuß hoch), wo ein Amir, der Mir Alam Chan, Hof hält, der sich bei Gelegenheit des Grenzstreites mit Afghanistan wegen Seistan um den Schah sehr verdient gemacht hat. Sein Bezirk umfaßt den ganzen Südosten von Chorassan südlich von Chaf und östlich von Tûn, freilich eine große wasserlose und felsige Wüste mit wenigen Oasen, die aber doch Weizen, Opium, Safran und Seide producirt und die vorzüglichsten Teppiche erzeugt. Dem Amir ist es durch strenges und festes Regiment gelungen, sein Gebiet, welches früher beständig von den Einfällen der Turkmenen, Afghanen und Belutschen zu leiden hatte, zu einer der sichereren Gegenden Persiens zu machen. Zu diesem Zwecke und zur Besetzung von Seistan unterhält er eine Kriegsmacht von 11 Kanonen, 1000 Reitern und 2000 Fußsoldaten. In der Geschichte jener Länder wird er vielleicht einmal eine große Rolle spielen. — Weniger interessant ist sein Sohn, ein hübscher, aber plumper und schwerfälliger Mensch, der in einem hohen Hause in der Citadelle („Arg") wohnt. Um zu ihm zu gelangen mußte Mac Gregor mehrere steile

Treppen hinaufsteigen und Gestänke aushalten, welche in einem herrschaftlichen Hause entschieden nicht wohl angebracht sind. Aber darin wie in vielen anderen Dingen weichen die Anschauungen der Asiaten von den unserigen ab. Eine andere Unzuträglichkeit in persischen Häusern sind die überaus niedrigen Thüren, welche selten über $4\frac{1}{2}$ bis 5 Fuß hoch sind, so daß man sich stets bücken muß, um sie zu passiren. Unser Oberst ist so häufig heftig mit dem Kopfe dagegen gerannt, daß er jedem Menschen, der über $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch ist oder nicht einen sehr dicken Schädel hat, nach Persien zu reisen abrathen möchte. Ebenso scheußlich sind die Treppen, deren Stufen meist 3 Fuß hoch und stets zerbrochen sind, so daß man eine Reihe von Sätzen bergauf wie eine Gemse zu machen hat, um sich schließlich an einer jener niedrigen Thüren den Kopf zu stoßen. Die Vorzüge eines persischen Hauses sind der mit einigen Bäumen und Blumen gezierte Hof in der Mitte und, wenn irgend möglich, fließendes Wasser in demselben. Die Zimmer sind dagegen, mit Ausnahme eines einzigen größern gewölbten in der Mitte, stets dunkel, schmutzig, schlecht ausgestattet, mit einem Worte höchst elend. Jenes bessere Gemach hat nur ein einziges Fenster, welches aber die ganze Höhe der Wölbung einnimmt; die obere Hälfte ist fest, unten sind Schiebfenster, und bei den Wohlhabenden wird das allzu reichlich einfallende Licht durch eingesetztes buntes Glas gedämpft.

Von Norden gesehen macht Birdschân mit seinen kahlen, braunen Bergen und Lehmhütten einen überaus traurigen Eindruck; besser nimmt es sich von Süden aus, weil man dort Felder und Bäume vor sich hat. Zum größern Theile liegt es, von einer niedrigen Mauer umschlossen, auf dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses und zwar auf einem demselben parallel laufenden niedrigen Bergrücken, den es vollständig einnimmt. Auf dem gegenüberliegenden Ufer liegen ebenfalls zahlreiche Häuser, so daß die ganze Stadt einen Raum von nicht unter $1\frac{1}{2}$ engl. Quadratmeilen einnimmt. Die Straßen sind wie immer eng, krumm, steil und abschüssig und mit so vielen Bogen überspannt, daß man nur mühsam durch sie reiten kann. Der Ort hat etwa 3000 Häuser (nach Bellew nur 2000. Nach demselben liegt er 4880 Fuß hoch). Ein bedeckter Bazar ist nicht vorhanden, aber mehrere Straßen mit ziemlich guten Läden. Die verfallene Citadelle liegt sonderbarer Weise am Fuße des Stadtberges und ist ohne allen militärischen Werth, während die Kulla Pain, westlich der Stadt am Flußufer, mit ihren 40 Fuß hohen Mauern und steilem Zugang, ein viel mehr achtunggebietendes Werk ist.

Birdschân hat ansehnlichen Handel mit Kirman, Jezd, Herat, Seistan und Kandahar; aber sein einziger Manufacturartikel sind Teppiche von großer Weichheit und brillanten Farben, aber meist geschmacklosen Mustern. Auch giebt es sehr gute Schmiede und Büchsenmacher hier. Anbau ist in dem Thale nur wenig vorhanden, und weitaus das meiste Land liegt wüst. Als Mac Gregor eines Tages durch die Straßen der Stadt ging, begegnete er einem Trupp turkmenischer Gefangener, die an Armen, Hals und Füßen mit schweren Ketten gefesselt waren. Soldaten hatten sie vor einigen Monaten im Zirkuh-Distrikte gefangen, und nun wartete man auf ihre Auslösung. Darüber war der Engländer in Anbetracht des unsäglichen Elends, welche dieses Raubgesindel über Persien bringt, billig erstaunt; aber die Perser selbst waren ganz anderer Meinung, zeigten den Turkmenen gegenüber keine Spur von Gehässigkeit, sondern plauderten freundschaftlich mit ihnen. Als Mac Gregor meinte, solche Landplage sollte man doch lieber todtschlagen, wie die Wölfe, erhielt er die praktische Antwort: „Nein! Ich würde sie nicht tödten; denn ein todter Turkmene ist nur ein Klumpen Fleisch, den man noch obendrein begraben muß; für einen lebendigen Turkmenen aber bekomme ich 200 bis 300 Kran (176 bis 268 Mark) Lösegeld." Allerdings die beste Art und Weise, so lange Persien seine Nordgrenze zu vertheidigen nicht im Stande ist. — Einige Tage später begegnete Mac Gregor auf der Weiterreise im Dorfe Furg einem Trupp Turkmenen, welcher wahrscheinlich jene Gefangenen auslösen wollte: Niemand dachte daran, ihnen Hindernisse in den Weg zu legen, während sie sich doch höchst wahrscheinlich auf dem Rückwege für das verausgabte Lösegeld an persischem Eigenthume schadlos zu halten die feste Absicht hatten.

Am 11. Juni schlug der Reisende von Birdschân aus die Richtung nach Osten und Nordosten, d. h. nach Herat, ein und passirte abwechselnd Ebenen und Gebirgszüge, stets auf der Hut vor räuberischen Turkmenen. Mehr als ein Mal ließ eine Staubwolke in der Ferne sein Blut rascher wallen; denn er wußte, daß bei der Feigheit seiner zehn bewaffneten Begleiter an ein Entrinnen nicht zu denken war, zumal die Turkmenen oft in Haufen (alaman genannt) von 200 bis 300 Reitern ihre Streifzüge unternehmen. Aber stets waren es wilde Esel, welche über die Ebenen hin galoppirten. Nur einmal sah er einen Trupp von etwa hundert Reitern, die aber, ohne ihn zu bemerken, ihren Marsch ruhig fortsetzten. Doch beschloß er in Folge dessen, unverzüglich mit vermehrter Vorsicht seinen Weg, der mit dem ihrigen nicht zusammenfiel, weiter zu verfolgen. Glücklich kam er mit seiner kleinen Karawane in die Nähe von Jezdun, wo ringsum auf den Feldern Leute arbeiteten und sich überall „Turkmenenthürme" erhoben. Plötzlich wurde vom Thurme des Forts, welches keiner Stadt und fast keinem Dorfe Chorassans fehlt, eine Flinte abgefeuert — und wie mit einem Schlage waren sämmtliche Arbeiter von den Feldern verschwunden und hatten sich in die Thürme geflüchtet. Mac Gregor mußte unter solchen Umständen allein bis an das Thor der Stadt reiten und seine friedliche Gesinnung betheuern; aber auch dann noch ließ man ihn nicht hinein, sondern setzte es durch, daß er außerhalb der Ringmauern biwakirte. Zu tadeln war solche Vorsicht nicht; denn der als Etappe auf der Straße nach Herat höchst wichtige, aber bedauernswerthe Ort liegt so recht einsam und gerade im Gebiete der Turkmenen-Einfälle und wird jährlich nur von drei oder vier Karawanen passirt. Am 19. Juni kam unser Reisender glücklich nach dem ersten afghanischen Dorfe Pehre, wo die Furcht vor Räubern ihr Ende erreichte. Hier herrschten auch sofort andere Sitten. Die von Ringmauern umgebenen Häuser waren nicht mehr vereinzelt, wie in persischen Dörfern, gebaut; beim Aufschlagen des Zeltes boten die Leute ihre Hülfe an, was in Persien nie vorgekommen war, und die Frauen bewegten sich mit vieler Ungezwungenheit. An Stelle der schwarzen Mützen, hellblauen Röcke und rasirten Gesichter der verhältnißmäßig elegant aussehenden Perser traten nun die mächtigen Turbane, die blauen „lungi" (eine Art Hüftentuch), die schmutzigen weißen Gewänder und bärtigen Gesichter der stets bis an die Zähne bewaffneten Afghanen, deren Bekanntschaft Mac Gregor genugsam an der Nordwestgrenze von Indien gemacht hatte.

Bilder aus den südlichen Wolga-Steppen.

Von **A. Glitsch**, Archivar der Brüder-Unität in Herrnhut.

III. (Schluß.)

Der Steppensommer.

Salzseen. Bildung der Salzniederschläge. Mächtigkeit derselben. Ausbeutung. Der Bogdo- (große) Berg. Opferstätte auf demselben. Die arbeitenden Kräfte in der Steppe. Steppenbrände. Dorfbrände. Morgenritt durch die Steppe. Mondscheinfahrt auf der Wolga. „Mütterlein Wolga".

Ich hatte unter den größten Wassermassen der Steppe die Seen erwähnt, die sich vielfach in größerer oder kleinerer Ausdehnung in der östlichen Steppe zwischen Wolga und Uralfluß finden. Diese alle sind mehr oder minder salzhaltig und auch die Qualität des in ihnen enthaltenen Salzes ist verschieden. Man hat Seen, wie den Baskuntschatskoje, dem zur Zeit der Pestgefahr vielgenannten Städtchen Tschornoijar gegenüber, in denen sich das Kochsalz fast ganz rein findet; in anderen ist es mit Glaubersalz, Bittersalz und ähnlichen Stoffen gemischt. Auch Steinsalz ist in großen Lagern vorhanden, die z. B. am Tschaptschatschi-Berg zu Tage stehen und gebrochen werden.

Ich bedaure, daß ich nie Gelegenheit gehabt habe, selbst einen Salzsee zu besuchen, und muß mich daher auf das beschränken, was ich über diese interessante Naturerscheinung der Salzbildung in den Steppenseen gehört und gelesen habe. Der Sarepta am nächsten gelegene See ist der Elton, eigentlich in kalmückischer Sprache Altan Nor, d. h. goldener See, so genannt, weil sein nicht ganz weißes Salz durch Verunreinigung mit einer gelben Thonart bei einer gewissen Beleuchtung durch die Sonne goldfarbig erscheint. Während andere Seen theilweis von Hügeln oder Bergen begrenzt werden, liegt dieser in ganz flacher Steppe. Acht ebenfalls salzführende Flüßchen ergießen sich in ihn während des Frühjahrs, trocknen aber im Sommer mit Ausnahme eines einzigen völlig aus. Trotzdem, daß das Land ringsum salzhaltig ist, was an den darauf stehenden rothen Salzkräutern und Salzbeschlägen zu erkennen ist, finden sich auch in nicht bedeutender Tiefe Süßwasserquellen.

Bis zu einer noch unerforschten Tiefe enthält das Becken des Sees festes Salz; das hineinfließende Frühlingswasser löst so viel auf, daß der Salzboden des Sees stets mit einer gesättigten Salzlösung oder Lauge bedeckt ist, deren Höhe zwischen 14 bis 27 Zoll schwankt. Durch das Verdampfen des Wassers sondern sich Krystalle ab, die auf der Oberfläche kleine Krusten bilden, wenn sie aber an Gewicht gewinnen und durch den Wind zerbrochen werden, zu Boden sinken. Auf diese Weise erzeugen sich auf dem Grund des Sees immer neue Salzschichten. Auf einer solchen Schicht lagert sich eine schlammige Masse und trennt sie von der im nächsten Jahr entstehenden. Als man einmal die Lagen durch in die Tiefe gehendes Graben erforschte, fand man die ersten derselben 1 bis $3^1/_2$ Zoll dick, die späteren verdickten sich bis auf 8 Zoll, und als man gegen 100 Lagen abgesondert hatte, kam man in der Tiefe von 2 Klaftern auf einen so festen Salzkörper, daß die angewendeten eisernen Instrumente zerbrachen. So scheint der See ein unerschöpfliches Magazin von Kochsalz zu enthalten.

Um eine Million Pud (300 000 Centner) in einem Sommer zu gewinnen, werden 125 Arbeiter gebraucht, die im Anfang des April sich einstellen, zunächst die Kanäle, auf denen das Salz an das Land gebracht wird, reinigen (denn das Ufer ist schlammig) und ihre Flachboote in Stand setzen. Wenn dann im Mai die eigentliche Arbeit beginnt, bestimmt der von der Regierung angestellte Aufseher, an welchen Stellen das Salz gebrochen werden soll. Je zwei Mann machen sich an die Arbeit, indem sie zu Boot an die Stelle fahren und in die Salzlauge hineinsteigen. Gegen den Aetzstoff derselben schützen sie sich durch eine Bekleidung mit langen, ledernen Schäften; an den Füßen tragen sie Bastschuhe mit Holzsohlen. Bei sehr großer Hitze kann nicht gearbeitet werden, weil dann die Lauge zu ätzend wird. Die Gewinnung des Salzes ist sehr einfach. Ein Arbeiter bricht mit dem Brecheisen die Salzstücken heraus (wie man es früher, ehe man die Säge benutzte, beim Eise machte), der andere zerschlägt die größeren Stücke und wirft sie und die kleineren in das Boot, nachdem er den Schlamm in der Lauge abgespült hat. Das Salz wird dann zu Lande gebracht und in länglichen Hügeln aufgeschichtet, da man nicht zu fürchten braucht, daß ein Regen es schmelzen werde.

Von hier wird es durch Fuhrleute in die Regierungsniederlagen bei Saratow und Kamüschin abgefahren. Ein großer Vorrath bleibt in der Nähe der Beamtenwohnungen, in kegelförmigen Haufen zu etwa 50 000 Pud (16 000 Centner) aufgestapelt, für den Fall, daß ungünstige Witterung, Sturm oder anhaltende Hitze die Arbeit im See unmöglich macht.

Zur Bewachung des Salzes und sonstigen Kroneigenthums ist ein Kommando von 10 Soldaten hier stationirt, außerdem haben 48 Kosacken und eine halbe Kompagnie Artillerie mit einer Kanone das Kronetablissement vor den Anfällen der benachbarten Kirghizen zu schützen.

Der Elton-See allein liefert jährlich 1 bis 3 Millionen Pud, in zehn Jahren etwa 18 Millionen. Der Baskuntschatskoje-See, am Fuß des Bogdoberges, enthält, wie gesagt, fast ganz reines Kochsalz und wird deshalb in jetziger Zeit stark ausgebeutet. Auf ihm verdampft die Salzlauge im heißen Sommer ganz, so daß sie einer ungeheuren Eisfläche ähnlich wird und ebenso wie diese glänzend und glatt ist. Auch hier ist es noch nicht gelungen, die Mächtigkeit des auf seinem Grund liegenden Salzlagers zu erforschen.

Der große Bogdoberg (von den Kalmücken Bogdo Ola [der große Berg] genannt) ist ein Gebirgsrücken, der sich von N.-W. nach S.-O. und dann im rechten Winkel nach S.-W. zieht. Er ist der höchste Berg der Wolga-Steppe und sein Gipfel erreicht eine Höhe von 103 Toisen = 618 franz. Fuß. Von der Kuppe, die aus Muschelkalk besteht und sich etwa in der Mitte des Gebirgszuges befindet, erblickt man eine Menge tiefer Schluchten mit einzelnen hervorstehenden, runden, rothen Kuppen, und in südlicher Rich-

tung eine große Anzahl sonderbar gestalteter großer Sandsteinfelsen und abgerissener Felsblöcke. Aus der ganzen Struktur des Berges ist ersichtlich, daß er einmal mit wilden Wasserfluthen zu kämpfen hatte.

Die Kalmücken betrachten den Bogdoberg als heiliges Land, in einer seiner Schluchten bringen sie ihren Göttern Opfer und Gebete dar. Die Opfer bestehen in Münzen und Gebetsschriften, die auf weißem oder blauem Papier oder auch auf Leinwand sehr sauber geschrieben die Gebete enthalten. Zu ihren Festen versammeln sie sich hier oft aus der Entfernung von 100 Werst, und illuminiren am Abend die Schlucht mit einer großen Menge kleiner Fettlämpchen. Die Kuppe des Berges aber zu betreten ist kein Kalmück weder durch Geschenke noch durch Drohungen zu bewegen. Sie sprechen: Wie könnten wir eine so schwere Sünde begehen und auf unsern Gott treten? Sie identificiren also den Aufenthaltsort ihres Gottes mit seiner Person.

Es mögen hier einige kurze Bemerkungen über die die Steppe bewohnenden Nationen Platz finden.

Wenn auch die Russen den Handel mit besonderer Vorliebe betreiben, so muß sich doch auch ein großer Theil des Volks mit Handarbeit und zum Theil mit schwerer beschäftigen. Gerade in den Steppen Südrußlands sind die Arbeiten, welche unter freiem Himmel besorgt werden müssen, wie Gras- und Getreideernte, Zimmer- und Maurerarbeit, unter der Gluthhitze der Sonne überaus anstrengend. Sehr natürlich ist es und zugleich richtig gehandelt, daß solche Arbeiten ohne Uebereilung, ja mit gemächlicher Muße geschehen, da im andern Fall bald die Kräfte der Arbeiter aufgerieben sein würden. Eine Ausnahme machen davon die Tataren, die besonders, wenn sie auf Akkord gemiethet sind, sehr fleißig arbeiten. Von früh Morgens bis an den späten Abend sieht man sie in weißer Leinwandkleidung in den Gärten und auf den Feldern thätig, und nur in der heißen Mittagszeit gönnen sie sich einige Stunden Ruhe. Dazu kommt, daß einer ihrer Fastenmonate eben in diese Jahreszeit fällt, so daß sie in der Lage sind, in den langen Tagen nicht einen Bissen Brot noch einen Schluck Wasser genießen zu dürfen; erst nach Sonnenuntergang ist ihnen eine Erquickung gestattet. Um so weniger aber sind die Kalmücken Freunde langer, anstrengender Arbeit und kärglicher Nahrung. Der Kalmück zieht den Hirtenberuf jeglichem andern vor, und nur dann, wenn er auf diese Weise keinen Verdienst erhalten kann, sucht er sich auf andere Art durch Erdarbeiten und dergleichen seine Nahrung zu verschaffen. Die Kibitke, sein Filzzelt, bietet ihm außerdem einen kühlen, angenehmern Aufenthalt, da durch Lüften der seitlichen Filze ein zweckmäßiger Durchzug der Luft hergestellt werden kann.

Aber nicht allein die Hitze der Sonne ist es, welche die Steppe zu einem Gluthofen macht, sondern sie kann es im wahrsten Sinne des Wortes werden, wenn mit Absicht oder durch Unvorsichtigkeit das trockene Steppengras und Kraut in Brand gesteckt worden ist. Findet ein Steppenbrand fern von menschlichen Wohnungen und Anlagen statt, ist er durch natürliche Grenzen, Wassergräben und dergleichen abgeschlossen, so verursacht er keinen Schaden, sondern düngt mit der zurückbleibenden Asche die Grasflur. Anders ist es, wenn er Haus und Hof, Feld und Garten, Heuſtöße und Getreideschober bedroht. Da gilt es dem Feind zu begegnen. Es ist nicht der rothe Hahn, es ist die rothe Schlange, die, an den Boden gebunden, vom Wind getrieben, mit rasender Schnelligkeit sich hinwindet, und nur zuweilen, wenn sie höhere Gegenstände erfaßt, hoch aufschlägt. Wehe dem einsamen Reiter der Steppe, auf den dieser Feind eindringt. Flucht ist unmöglich, denn gar bald würde das Feuer ihn eingeholt haben; es gilt daher, demselben die Stirn zuzuwenden und mit verhülltem Haupt durch dasselbe hindurch zu sprengen. Nur so ist Rettung und auch dann nur, wenn der laufende Feuerstreifen nicht allzu breit, wenn die Flamme nicht allzu hoch ist. Aber auch in den günstigsten Fällen muß man auf Verletzungen und Brandwunden rechnen. Für einen Fußgänger wird selten Rettung möglich sein. Nähert sich der Brand Feldern und Wohnungen, so ist an ein Löschen durch Wasser auf keine Weise zu denken. Es bleibt dem Menschen nichts übrig, als möglichst breite Gräben zu ziehen, welche die Flamme nicht überspringen kann, und diesseit derselben den beginnenden Brand mit Besen, nassen Säcken oder Stöcken auszuschlagen. Ist das Steppenfeuer noch in der Ferne und droht heranzukommen, so ist das sicherste Mittel, das dürre Gras im Umkreis vorher mit Vorsicht abzubrennen, so daß die Flamme keine Nahrung mehr findet.

Aber die Steppendörfer werden auch häufig ohne diese Veranlassung ein Raub der Flammen. Die Häuser in denselben sind meist von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt. Die Gehöfte, von hölzernen Flechtzäunen eingeschlossen, hängen an einander und sind gewöhnlich mit staubdürrem Viehdünger angefüllt, der ein vorzügliches Vehikel für das Feuer ist. Eine einzige übersehene Kohle aus dem Samowar (der Theemaschine, die gewöhnlich auf dem Kreletz, der Gallerie am Hause, nach dem Hofe zu, aufgestellt wird, um nicht den Kohlendunst in die Stube zu bekommen) genügt, dies trockene Gemengsel von Dünger, Stroh und anderen Stoffen in Brand zu setzen; und steht erst ein Haus in Flammen, so trägt der Wind brennende Theile des Strohdachs auf andere Häuser, in andere Höfe und überall wiederholt sich dieses Schauspiel. Von Löschgeräthschaften existiren in einem Russendorf nur Wassertonnen, die stets gefüllt sein sollen, es aber nicht sind, Eimer und große Feuerhaken. Diese letzteren sowie das Beil sind die wirksamsten Mittel, dem Feuer Einhalt zu thun. Gelingt es rechtzeitig, die Flechtzäune niederzuhacken, eine Anzahl der benachbarten Häuser mit den Haken aus einander zu reißen (was, da sie einfach aufgeblockt sind, keine schwierige Arbeit ist), so kann der größere Theil eines Dorfes gerettet werden. Ereignet sich aber das Unglück während der Erntezeit, welche die Mehrzahl der männlichen Dorfleute wochenlang auf den oft weit entfernten Feldern zubringt, so ist häufig das ganze Dorf verloren. Der Refrain eines jeden russischen Bettlerspruchs ist: „ja pogarjät“ (ich bin abgebrannt!), und man kann und darf in den meisten Fällen die Wahrheit dieses Wortes nicht bezweifeln.

Fast möchte es nach alle dem bisher Gesagten scheinen, als ob ein Steppensommer ein Magazin alles Unbequemen, Widerwärtigen, aller Gefahr, jedes Unglücks sei, kurz eine Zeit, welche der Mensch nur mit totaler Kreuzigung des Fleisches und auch des Geistes, nämlich der Nerven, ertragen könne. Und dies ist einerseits der Fall, anderntheils giebt es aber auch Stunden und Zeiten, die einen zauberischen Reiz haben. So ist ein Ritt am frühen Morgen über die in etwas abgekühlte Steppe ein wahrer Hochgenuß. Da regt sich das während der Tagesgluth schlummernde Leben, die Lerchen steigen in die Lüfte, die Ziefelmäuse sitzen lauschend auf den Erdhügeln und fahren mit behender Geschwindigkeit bei der Annäherung des Reiters in ihre Schlupflöcher. Die Kraniche erheben sich von ihren Nestern und die Trappen laufen, an die Erde geduckt, durch das verdorrte Gras. Falken schwirren durch die Luft, während der Adler, der König der Vögel, stolz und ruhig in dem blauen Luftmeer schwimmt.

Eine Freude anderer Art ist der Genuß des späten Abends, der uns ohne jegliche Tücke von Nebel und Nacht-

than einladet, bis tief in die Nacht im taggleichen Mondschein die gemäßigte Wärme, die dann die Nacht über anhält, in die genügsam gewordenen Lungen einzusaugen, oder auf starkem Boot im Mondglanz die mächtigen Fluthen der Wolga zu befahren und dem Rauschen des Wassers am Kiel zu lauschen. Da tritt man in ein intimeres Verhältniß zum „Mütterlein Wolga“, wie der Russe seinen königlichen größten Strom nennt, als wenn man auf dem Dampfschiffkoloß ihn hinauf- oder hinabfährt; man läßt sich von der Mutter in Schlummer wiegen und denkt nicht an die Strömungen und Wirbel, die dem Kahn Gefahr drohen, auch nicht an die Russalken (Wassernixen) und andere Gespenster, mit denen die Phantasie des Russen seine Gewässer bevölkert. Von ihm hat einst beim Abschied ein Sohn des Russenlandes gesungen:

Mütterlein Wolga, so hold und schön,
glockengleich rollt deiner Wogen Getön;
grün, wie das Gras in der quellichten Gruft,
blau, wie des Himmels durchsichtige Luft.

Wohl möcht' ein weißer Taucher ich sein,
Der taucht in die schäumenden Wellen ein.
Ein Fisch möcht' ich werden in schilfigem Grund,
im Sand eine Muschel, so feucht und rund.

Ach wär' ich ein Adler, im Morgenduft
schöß ich hernieder aus blauer Luft,
an deine tief aufrauschende Brust
schlüg ich den Fittich mit brünstiger Lust.

Die Insel inmitten der kosenden Fluth,
wie hat sie's in deinen Armen so gut!
Sie duftet, sie grünet, wenn alles verblüht,
wenn rings auf der Steppe der Mittagswind glüht.

Mütterlein Wolga, leb' wohl, leb' wohl!
spiele mir auf, doch nicht traurig und hohl;
rausche mir freudig, wie einst, als ich kam,
Mütterlein, laß mir, o laß mir den Gram!

Eine Fahrt auf dem nördlichen Stillen Ocean.

Von **Karl Neumann**[1]).

I.

Der Zweck meiner diesmaligen Reise war ein doppelter: ein administrativer und ein wissenschaftlicher. Ueber die Resultate meiner Thätigkeit in administrativer Hinsicht habe ich einen eingehenden Bericht dem Herrn Generalgouverneur von Ostsibirien zugefertigt. Meine wissenschaftliche Thätigkeit umfaßte: 1. Einen Bericht über den Gang der Reise. 2. Astronomische und magnetische Beobachtungen. 3. Untersuchungen, welche sich auf die physikalische Geographie im Allgemeinen und die der Meere im Speciellen bezogen. 4. Ethnographische und statistische Mittheilungen über die besuchten Gegenden. 5. Geologische, mineralogische und zoologische Untersuchungen. 6. Ein Ueberblick über die Geschichte des Ackerbaues in Kamtschatka; eine Untersuchung über die Ursache seines Verfalles und über die Mittel zu seiner Wiederherstellung. Ich habe nach allen diesen verschiedenen Richtungen hin Materialien gesammelt, doch konnten dieselben unter den gegebenen Bedingungen nicht vollständig sein. Wenn man berücksichtigt, daß nach dem Plane der im Jahre 1852 projectirten, aber leider nicht zu Stande gekommenen kamtschatkaschen Expedition die letztere ihre Forschungen über dasselbe von mir besuchte Gebiet ausdehnen sollte, und daß dazu im Zeitraum von vier Jahren eine Anzahl von 11 Specialisten und eine Summe von 60,000 Rubeln bestimmt war, so wird jeder es begreifen, daß ein einziger Mensch, noch dazu kein Specialist, im Verlauf von einigen Monaten kein vollständiges Material — nach keiner Seite hin — sammeln konnte.

Ich beginne mit der Schilderung meiner Reise. Ich übergehe die Strecke von Irkutsk bis Wladiwostok und wende mich gleich zu meiner Seefahrt. Am 4. Juni 1875 lichtete der „Haidamak“ unter Kapitän-Lieutenant Tyrtow die Anker und warf sie am 6. Juni auf der berühmten Rhede von Hakodade wieder aus.

Die Ansicht der Stadt ist sehr schön; sie ist terrassenförmig an einem mit Cypressen und Eichen bewachsenen Berge erbaut. Wer Gibraltar gesehen, wird über die auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden Städten überrascht sein. Hakodade hat ungefähr 1000 Häuser und 8000 Einwohner. An der Einfahrt in die Bucht liegt ein nach europäischer Weise gebautes kleines Fort, dessen Kanonen ein Geschenk der russischen Regierung sind. Der Ort hatte bis vor Kurzem, so lange außer ihm nur noch Nangasaki den Europäern geöffnet war, eine viel größere Bedeutung, jetzt aber haben beide in Beziehung auf den Handel viel verloren. Früher befanden sich hier Konsuln aller Nationen — auf der Rhede lagen beständig Kriegsschiffe; jetzt wird Hakodade außer von japanischen nur von russischen Schiffen auf der Fahrt von Wladiwostok und zurück besucht. Deshalb verstehen viele Einwohner Russisch. — Auf der halben Höhe des Berges liegen friedlich neben einander das griechisch-orthodoxe, das katholische und das lutherische Missionshaus, dicht dabei ein japanischer Tempel. — Die Umgebungen der Stadt sind sehr malerisch, besonders ein kleines Dorf, welches Graf Murawjew-Amurski Peterhof benannt hat.

Am 8. Juli verließen wir Hakodade und befanden uns nach glücklicher Fahrt am Morgen des 15. auf dem Parallel der Bucht von Asatscha (Kamtschatka); doch konnten wir wegen des dichten Nebels nichts sehen. Plötzlich aber zertheilte sich derselbe, die Sonne kam zum Vorschein und vor unseren Augen entfaltete sich eines der prächtigsten Bilder, welche je auf Erden zu sehen: vor uns lag eine ganze Reihe mit ewigem Schnee bedeckter kegelförmiger Berge und über alle erhob sich der mit einer Rauchkrone gezierte Vulkan Asatscha. Die Ansicht ist in hohem

[1]) Im Auszuge nach einem in Irkutsk in der Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage. (Mittheilungen der Sibirischen Abtheilung der K. R. Geographischen Gesellschaft, Bd. VIII, Irkutsk 1877, Heft 1 u. 2, S. 43 bis 56; Heft 3 u. 4, S. 83 bis 94; Heft 5 u. 6, S. 147 bis 154.) Neumann bezieht sich vielfach auf einen frühern Vortrag, den der „Globus“ Bd. XXVI, 1874, S. 313 ff. im Auszug gebracht hat, worin er über eine frühere Expedition in das Land der Tschuktschen berichtet.

Grade großartig, doch etwas düster. Um 11 Uhr fielen die Anker in dem Hafen von Petropawlowsk, dem besten der ganzen Welt; auf seiner Rhede hätten die vereinigten Flotten aller Nationen Spielraum genug zu den complicirtesten Manövern, so ausgedehnt ist der Hafen. Die innere Bucht ist vor allen Winden geschützt und so tief, daß große Schiffe, z. B. der „Haidamak“ (14 Fuß 6 Zoll Tiefgang), unmittelbar am Ufer anlegen können. Auf der Rhede lag unter der Flagge des deutsches Reiches das Hamburger Barkschiff „Vega“, welches Mehl, Salz, Pulver und Blei hergeschafft hatte. Während eines zehntägigen Aufenthaltes in Petropawlowsk, der zu allerlei Geschäften und Beobachtungen benutzt wurde, machten wir mit Hülfe des Dampfkutters eine Excursion in die Bucht Tarinskaja und von da theils zu Fuße, theils auf kamtschatkaschen Booten einen Ausflug zu den heißen Quellen am Fuße des Vulkans von Vilutschin. Unterdeß fing die Mannschaft die schönsten Fische in einer Menge, von der man sich schwer einen Begriff machen kann. — Verweilen wir noch einen Augenblick in der Stadt und ihrer Umgebung: Wir besuchen die Peter-Pauls-Kirche, sie ist in allen ihren Theilen und zwar auf Kosten der amerikanischen Kompagnie, welche sich mit dem Thierfang auf den Kommandeur-Inseln beschäftigt, aus Amerika herübergeführt. Dicht daneben steht die alte Kirche, welche im Jahre 1806, als die Krusenstern'sche Expedition in Petropawlowsk war, begonnen wurde. Von der älteren Kirche dagegen, welche unter Bering im Jahre 1740 errichtet wurde, hat sich außer einem Steine, welcher den Altar kennzeichnet, nichts erhalten. Bei der Kirche befindet sich eine wunderschöne Birke, aber kein einziger Nadelholzbaum. Auffallend ist, daß in der Nähe von Petropawlowsk weder eine Tanne, noch eine Lärche existirt, daß eine Anzahl aus Nishny-Kamtschatsk in den 70er Jahren hierher verpflanzter Bäume ausgegangen sind. Bei der Kirche befindet sich auch das Denkmal Bering's, während sein Körper auf einer einsamen, jetzt nach ihm benannten Insel ruht, wo er am 8. December 1741 starb. Auf der andern Seite der Bucht ist dem berühmten französischen Seefahrer Laperouse ein Denkmal errichtet; doch ruht sein Leib ebensowenig hier als der Bering's. (Beide Schiffe der Expedition Laperouse's gingen an der Küste der Insel Mallicollo — Neue Hebriden — mit Mann und Maus unter.) Nicht weit von dem Denkmal Laperouse's befinden sich zwei Grabhügel mit Kreuzen. Unter dem einen, größern, liegen die sterblichen Reste der am 27. August 1854 gefallenen Engländer und Franzosen, unter dem andern die Reste der heldenmüthigen Vertheidiger Rußlands. Auf dem Rückwege in die Stadt bemerken wir am Ende der Bucht den Rumpf eines alten Schiffes, von dem jetzt nur noch einige Rippen übrig sind. Das sind die Ueberreste eines stolzen Fahrzeuges, „der Ruhm Rußlands“ genannt; auf ihm schiffte Billings nach Norden zur Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt; viel erwartete man seiner Zeit von dieser Expedition, und doch war ihr Erfolg mit Rücksicht auf die kolossalen Unkosten nur ein geringer.

Am 25. Juli spät verließen wir das gastfreundliche Petropawlowsk und richteten unsern Kours auf den Golf von Anadyr. Nach Lütke gilt als die südwestliche Grenze dieses Busens das Vorgebirge des H. Thaddäus, welches 220 Meilen vom Cap Tschukotskoi, als der nördlichsten Ecke des Festlandes, entfernt ist. Bei dieser Ausdehnung hat der Golf von Anadyr etwa einen Umfang von 428 Meilen, ungerechnet die geringen secundären Buchten, von denen eine, die Heilige-Kreuz-Bay, allein einen Umfang von 180 Meilen hat. Vor Lütke hat nur Bering diesen Golf besucht, doch war er damals nicht in der Lage, eine genaue Beschreibung zu geben. — Immerhin hat die Zeichnung der Küste nach Bering mehr Aehnlichkeit mit der wirklichen Beschaffenheit als alle anderen Zeichnungen, welche von der berühmten Reise des „Senjäwin“ (das Schiff, welches Lütke befehligte) angefertigt sind. Nach Lütke ist der Golf nur selten besucht worden. Genaue Aufnahmen führten einerseits der Kapitän Klinkowstroem 1847 an der Mündung des Flusses Anadyr aus, andererseits die amerikanischen Ingenieure der Telegraphen-Kompagnie. Ungeachtet dessen waren auf der Karte des Golfs von Anadyr einige Lücken geblieben, welche erst wir ausfüllen konnten.

Am 7. Juli warfen wir Anker in der Klinkowstroem-Bucht; dieselbe bietet keinen guten Ankerplatz, weil sie völlig offen ist. — Am 9. Juli fuhren wir auf unserm Dampfkutter in die Mündung des Anadyr ein und dann weiter stromaufwärts. Die Mündung ist eigentlich nichts anderes als ein großer aus zwei kleinen Buchten bestehender Busen mit süßem Wasser. Von den beiden kleinen Buchten führt die eine südliche den Namen Onemen, die nördliche den Namen Rerpitschy-Saliw = Seehundsbucht; in die nördliche fällt ein großer Fluß gleichen Namens, welchen die Tschuktschen Memen-Weem heißen. Das ist derselbe Fluß, der uns im Frühjahr 1879 [1]) in seinem obern Laufe so viel Schwierigkeiten bereitete. In der ganzen Mündungsbucht des Anadyr liegt nur ein kleines Inselchen, welches von den Amerikanern nach seiner Form den Namen „Sarkophag“ erhalten hat (nach Klinkowstroem heißt die Insel Aljumka, im Jahre 1869 nannten die Eingeborenen sie „Peritschew“). Nicht weit von dieser Insel war ein der amerikanischen Telegraphen-Kompagnie gehöriges Schiff gescheitert; das Wrack versorgte uns 1869 mit gutem Holz zur Reparatur unserer defekten Narten (Schlitten). Jetzt war es völlig verschwunden; wahrscheinlich hatten die Tschuktschen es um des Eisens und Holzes willen auseinandergerissen.

Wir verwandten eine volle Woche zur Rekognoscirung der Flußmündung und überzeugten uns, daß keinerlei von amerikanischen Walfischfängern ausgeführte Bauten existiren. Ich bestimmte zwei Vorgebirge astronomisch, von denen das eine durch Kapitän-Lieutenant Tyrtow nach meinem Namen benannt wurde. — Wie erfreut war ich, als ich denselben Platz wiedererkannte, an welchem wir 1869 am Namenstage des Kaisers ein hölzernes Kreuz errichtet hatten. Im Jahre 1869 war dies die äußerste Grenze unseres beschwerlichen Marsches durch die Tundren (Moräste), und wir langten hier an, fast an allem Mangel leidend. Jetzt besuchte ich dieselbe Gegend, aber mit einem guten Schiffe, in angenehmer Gesellschaft, mit allen Gegenständen des europäischen Luxus versehen. — Wir fuhren nun stromaufwärts bis zu der Stelle, wo im Jahre 1865 ein Theil der amerikanischen Telegraphen-Expedition unfreiwillig überwintern mußte. — Wir fanden einzelne Russen, da wir aber weder Kohlen noch genügende Lebensmittel besaßen, um bis nach Anadyrsk hinauf zu fahren, so kehrten wir um. Auf dieser Rückfahrt hatten wir Gelegenheit, alle Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens unter den Tschuktschen zu erproben, mir waren sie freilich von früher bekannt. Ein heftiger Sturm überfiel uns, wir mußten landen und waren genöthigt, ganze vier Tage unter den Tschuktschen in deren rauchigen, schmutzigen Hütten zu verbringen, und erreichten endlich nach vielen Mühseligkeiten unser Schiff.

Am 16. Juli um 3 Uhr Morgens lichteten wir die

---

[1]) Vergl. die frühere Neumann'sche Expedition „Globus“ Bd. XXVI, S. 363.

Anker und um 3 Uhr Nachmittags liefen wir in die Heilige-Kreuz-Bay ein. Die Bucht ist von Bering entdeckt und von Graf Lütke mit bewunderungswürdiger Genauigkeit beschrieben worden. Am andern Tage früh gelangten wir in die Bucht Engangin, den einzigen schönen Hafen in dem ganzen Meerbusen. Am nördlichen Ufer des Busens springen drei steile, finster aussehende Vorgebirge vor, deren Aussehen an den Buchstaben M erinnert. Die Winkel des Buchstaben sind die beiden Buchten: Egwekinot und Etelkujum; die erstere reicht fast bis zum Polarkreise. Graf Lütke traf zu Ende August hier eine Strecke von $1^1/_2$ Meilen mit Eis bedeckt; jetzt, einen Monat früher, fanden wir gar kein Eis. Das Jahr 1875 war überhaupt in klimatischer Beziehung ein sehr merkwürdiges. Der hohe Berg Makatschinga, welcher am Ende der Bucht von Etelkujum liegt, unterscheidet sich von allen anderen sowohl durch seine Höhe als auch durch seine finsteren, zerrissenen Schluchten. Es erscheint, wie Graf Lütke richtig bemerkt, als ob der Berg nur 20 bis 30 Meilen vom Meere entfernt wäre, während der eigentliche Abstand 60 Meilen ist. Ich bestimmte seine Höhe trigonometrisch zu 8640 Fuß, also um 25 Fuß höher, als Lütke gefunden. Solche hohen Berge sind im Norden nirgends zu finden; etwa nur in der St.-Lorenz-Bucht. Am 27. Juli liefen wir in den Providence-Busen ein, es ist die erste Bucht westlich vom Kap Tschukotskoi; sie ist bis jetzt nur von den Amerikanern aufgenommen worden, doch sind die Aufnahmen nicht veröffentlicht worden; deshalb lagen wir 3 Tage still und nahmen eine eingehende Beschreibung auf. Bei den Walfischfängern hat die Bucht zwei Namen: Big-Bay und „Plover"-Bay. Den letzten Namen hat sie nach dem englischen Schiffe Plover erhalten, welches den Winter 1848/49 hier zubrachte, als es die Reste der Franklin-Expedition aufsuchen wollte. Die Providence-Bay wird von Walfischfahrern sehr häufig besucht; sie bietet einen völlig gesicherten Ankerplatz dar, einen ausgezeichneten Ankergrund, und ein Segelschiff kann unter allen Umständen in dieselbe einfahren. Einer der an der Bucht befindlichen Berge wurde auf 2208 Fuß Höhe, die Bucht selbst astronomisch bestimmt. Im Jahre 1872 sollen hier zwei Amerikaner, welche mit einer großen Menge von Waaren, Flinten, Branntwein, Pulver, Blei, um Handel zu treiben, überwinterten, von den Tschuktschen erschlagen worden sein. Die näheren Umstände werden sehr verschiedenartig erzählt; sicher ist die Thatsache und giebt einen Beweis für die regelmäßigen Besuche der Amerikaner an dieser Küste zum Zweck des Handels.

Aus allen Erdtheilen.

Nekrologe.

— Am 13. August 1878 starb im Alter von 53 Jahren Kapitän Edwin A. Porcher, welcher mit seinem Freunde Kapitän R. Murdoch Smith zusammen während der Jahre 1860 und 1861 die Ruinen von Cyrene erforschte und aufnahm und dann jenes Prachtwerk „History of the Recent Discoveries at Cyrene" verfaßte.

— Am 23. Februar dieses Jahres starb zu Baltimore Colonel Brantz Mayer, Verfasser mehrerer Bücher über Mexiko, wo er eine Zeit lang als Sekretär der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten lebte. Geboren in Baltimore 1829, studirte er die Rechte und focht im Bürgerkriege von 1861 auf Seiten der Union. Seine Werke sind: „Mexico as it was and as it is" (Newyork 1844); „Mexico, Aztec, Spanish and Republican" (2 Bde.) und „Mexican antiquities" (Philadelphia 1858).

— Kapitän Charles G. Constable, ein um die Küstenaufnahmen im Oriente verdienter Offizier, starb am 18. März 1878. Er ward geboren 1821 als Sohn des berühmten Malers John Constable, trat 1835 in die Handelsmarine der Ostindischen Kompagnie und ging 1839 zur Kriegsflotte derselben über. 1844 und 1845 betheiligte er sich an der Aufnahme der Küsten von Arabien, 1849 und 1850 arbeitete er unter Sir James Outram in Aegypten, in den folgenden Jahren bis 1856 an der Westküste von Indien. Im Kriege gegen Persien nahm er den Hafen von Buschir und Umgegend auf, dann bis 1860 den Persischen Meerbusen. Nach Auflösung der Ostindischen Kompagnie verfaßte er für die Admiralität einen Bericht über den Stand der indischen Küstenaufnahmen und schrieb für das Hydrographische Bureau den „Persian Gulf Pilot".

— Am 20. Mai 1879 starb zu Baden-Baden im 73. Lebensjahre Dr. C. W. Schnars aus Hamburg, der Verfasser des besten Schwarzwald-Führers, der in mehreren Auflagen erschienen ist.

— Karl Heinrich Emil Koch, Botaniker, geb. 6. Juni 1809 zu Weimar, studirte in Jena und Würzburg und unternahm 1836 bis 1838 eine Reise durch Rußland nach dem Kaukasus, welche er in 2 Bänden (Stuttgart 1842 bis 1843) beschrieb. 1843 bis 1844 bereiste er Kleinasien, Armenien, Kurdistan, Transkaukasien und die Krim, was ihm Anlaß zu einer Reihe geschätzter Arbeiten über den Orient wurde, namentlich: „Wanderungen im Orient" (Weimar 1846 bis 1847, 3 Bde.); „Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman" (Leipzig 1847); „Der Zug der Zehntausend nach Xenophon's Anabasis" (Leipzig 1850); „Karte von dem kaukasischen Isthmus und von Armenien" (4 Blatt, Berlin 1850) und „Beiträge zu einer Flora des Orients" (Halle und Berlin 1848 bis 1854). Seit 1847 lebte er in Berlin, wo er bald darauf zum außerordentlichen Professor ernannt wurde und sich hohe Verdienste um Gartenbau und Obstbaumzucht erwarb. Er starb am 25. Mai 1879 zu Berlin.

— Siegfried Kapper, der Dichter, Arzt und Ethnograph, geboren 18. März 1821 zu Smichow bei Prag, gestorben 7. Juni 1879 in Pisa. Er studirte Medicin in Prag und Wien, bereiste 1847 Serbien, Bosnien und die Hertzegowina und war eine Zeit lang Leibarzt des Fürsten Milosch. Die südslavische Dichtung fand in ihm einen trefflichen Uebersetzer („Fürst Lazar" 1851; „Gesänge der Serben" 1852 2c.), wie er überhaupt die Kenntniß der Poesie, Geschichte und des Volkslebens der Südslaven wesentlich gefördert hat. Seit 1858 prakticirte er in Dobrisch bei Prag und Jungbunzlau, entfremdete sich aber mehr und mehr seinen früheren deutschen Idealen und wandte sich slavischen Ideen zu. Isolirt, verbittert und krank, lebte er zuletzt in Italien. Von seinen Werken nennen wir „Südslavische Wanderungen" (1851, 2 Bde.); „Christen und Türken, Skizzenbuch von der Save bis zum Eisernen Thore" (1854); „Die böhmischen Bäder" (1857); „Das Böhmerland" (1864); „Das Fürstenthum Montenegro" (in „Unsere Zeit", Leipzig 1875) und

zahlreiche Aufsätze ethnographischen ꝛc. Inhalts. Er zählte auch zu den Mitarbeitern des „Globus".

— Eduard Osenbrüggen, geboren in Uetersen in Holstein am 24. December 1809, gestorben am 9. Juni 1879 in Zürich. Anfangs klassischer Philologe und Privatdocent in Kiel, wandte er sich später der Jurisprudenz zu und wurde 1843 juristischer Professor in Dorpat und 1851 in Zürich. In den letzten Jahren konzentrirte er seine schriftstellerische Thätigkeit ganz auf das Gebiet der Schweizerkunde und hat sich durch seine Schilderungen von Land und Leuten („Kulturhistorische Bilder aus der Schweiz", Leipzig 1862 und 1864; „Wanderstudien aus der Schweiz", Schaffhausen 1867 bis 1876, 5 Bde.; „Die Schweizer, daheim und in der Fremde", Berlin 1874; „Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit", Berlin 1876), denen scharfe Beobachtung, sorgfältiges Studium und geschmackvolle, leichte Darstellung nachgerühmt wird, ein wahres Verdienst um sein Adoptiv-Vaterland erworben.

— Robert Barkley Shaw, der Erforscher Ostturkestans, starb am 15. Juni 1879 als englischer Resident in Mandale in Birma. Geboren 12. Juli 1839 unweit London, wurde er in Frankreich, Deutschland und Italien erzogen und bereitete sich 1853 bis 1855 zum Eintritt in die englische Kriegsakademie vor, wurde aber durch rheumatisches Fieber gezwungen, die militärische Laufbahn aufzugeben. Dann studirte er zwei Jahre lang in Cambridge, ging seiner Gesundheit halber 1859, als die indische Regierung die Anlage von Theepflanzungen begünstigte, nach Indien und bewirthschaftete eine solche im Kangra-Thale im nordwestlichen Himalaya, in einer der herrlichsten Gegenden der Erde. Dort lernte er Sprache (Hindi) und Sitten der Eingeborenen kennen und verstand dieselben auf das Trefflichste zu behandeln. Um die Mitte des Jahres 1868 brach er dann als der erste Engländer trotz alles Abredens der Regierung nach Ostturkestan auf und drang bis Jarkand vor, begleitete dann gleich nach seiner Rückkehr die erste Gesandtschaft unter Sir Douglas Forsyth nach Ostturkestan und erhielt 1872 bei seiner Rückkehr nach England für seine astronomischen, geographischen und geologischen Beobachtungen daselbst die erste goldene Medaille der Londoner Geographischen Gesellschaft. Sein Reisewerk „A Visit to High Tartary, Jarkand and Kaschgar" erschien 1871, in deutscher Uebersetzung 1872. Lord Mayo stellte ihn darauf im diplomatischen Dienste an und ernannte ihn zum Residenten in Ladach, wo er Sir Forsyth's zweiter Gesandtschaft wichtige Dienste leistete. 1874 wurde er ausgewählt, den ratificirten Vertrag mit Jakub Beg demselben zu überbringen, mußte aber das Land bald wieder verlassen, da der Amir keinen englischen Agenten in seiner Nähe haben wollte. 1877 wurde er zum Residenten am birmanischen Hofe in Mandale ernannt, wo er sich während der jüngsten Schlächtereien des Königs Thibo mit vollendetem Takte und Muthe benahm, bis ihn am 15. Juni dieses Jahres dieselbe Krankheit, welche seine Soldatenlaufbahn unmöglich gemacht hatte, wegraffte. — Außer mehreren geographischen Abhandlungen in den Schriften der Londoner Geographischen Gesellschaft und sonst schrieb er einige linguistische Abhandlungen — denn er war ein guter Kenner des Persischen und Türkischen —, so über das in Ostturkestan gesprochene Türkisch (Lahor 1875), über die (arische) Sprache von Wachan und Sarikul (im Journal der „Asiatic Society of Bengal" 1876), ferner eine „Turki Grammar and Dictionary" (2. Auflage, 1878) und zuletzt arbeitete er an einer Geschichte Kaschgars im 17. und 18. Jahrhundert.

— Dr. Clement Williams, englischer Militärarzt, geboren 1833, seit 1858 in Birma stationirt, dessen Einwohner und Verhältnisse er gründlich kannte und bei dessen Herrscher er in hoher Gunst stand. 1860 bereiste er Ober-Birma, leistete dann werthvolle Hülfe beim Abschlusse des englisch-birmanischen Vertrages und wurde dann zum politischen Agenten in Mandale ernannt. Viel beschäftigte er sich mit der Eröffnung einer Handelsstraße von Birma nach Westchina, bereiste auch die östlichen Zuflüsse des Irawadi, wurde aber durch einen in Mandale ausgebrochenen Aufstand zur Umkehr gezwungen. Seine über Geographie, Ethnographie, Handel u. s. w. gesammelten Erfahrungen veröffentlichte er 1864 im Journal der „Asiatic Society of Bengal" und 1868 in dem Buche „Through Burmah to Western China". 1867 kehrte er nach Quittirung des Regierungsdienstes nach Birma zurück und widmete sich von da an hauptsächlich der Entwickelung des Handels. Auf einer Reise nach England starb er am 26. Juni in Castagnolo bei Florenz am Typhus. Er soll eine ganze Anzahl werthvoller Karten und Pläne über Ober-Birma, manche davon ganz neuen Datums, hinterlassen haben.

* * *

— Das englische zur Aufnahme der Meeresküsten bestimmte Geschwader zählt augenblicklich 8 Dampfer und 4 Segelschooner mit 75 Offizieren und 620 Mann Besatzung. Davon werden 6 Dampfer (zwei davon gemiethet) und die 4 Schooner (ein gemietheter) im auswärtigen Dienste verwendet, die übrigen an der englischen Küste. Da ist zunächst „Alert", bisher unter dem Challenger-Führer und Nordpolfahrer Sir George Nares, jetzt unter Kapitän Maclear, seit Januar dieses Jahres in der Magelhaensstraße mit Aufnahmen beschäftigt, um später gewisse Theile des Stillen Oceans zu untersuchen. Die „Fawn" unter Commander Wharton hat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres die wenig besuchten Inseln nördlich von Madagaskar und eine Strecke der afrikanischen Küste nördlich von Zanzibar untersucht, mußte dann im December nach dem Mittelmeere abgehen und nimmt jetzt die Küsten des Marmara-Meeres auf. Staff-Commander Millard hat im letzten Jahre einen Plan des Hafens von Famagusta auf Cypern geliefert. Die „Nassau" unter Kapitän R. H. Napier war an der chinesischen Küste zwischen Hongkong und Schanghai beschäftigt, und die „Magpie" ist nach der Insel Hainan abgegangen, namentlich um den Kanal zwischen dieser und dem Festlande mit seinen zahlreichen Sandbänken zu erforschen. Die „Sylvia" unter Commander Aldrich arbeitet an der Westküste Japans, die gemiethete „Gulnare" unter Maxwell bei Neufundland, die „Sparrowhawk" unter Lieutenant Pullen bei Jamaika. In Australien sind die Küsten von Victoria vollständig aufgenommen und die von Südaustralien werden es voraussichtlich im Jahre 1880 oder 1881 sein, während Queensland und Westaustralien wegen der Länge ihrer Küsten und der vorliegenden Riffe noch Jahre geduldiger Arbeit erfordern. Es sind dort Lieutenant Tooker und die Commanders Bedwell und Howard stationirt, während Lieutenant Moore in der „Alacrity" mit der Aufnahme des Fidschi-Archipels beschäftigt ist und Lieutenant G. E. Richards in „Renard" das Indispensable Reef südlich von den Salomons-Inseln untersucht hat. — Im verflossenen Jahre sind 61 neue Seekarten herausgegeben, 1950 alte verbessert und 202 800 Exemplare für den königlichen Dienst und das Publikum gedruckt worden — in der That eine staunenswerthe Thätigkeit, welche England auf diesem speciellen Gebiete der Erdkunde entfaltet.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Raffray's Reise durch die Molukken und an der Nordküste von Neu-Guinea 1876 bis 1877.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

IV.

Das Versprechen des Maïors, durch einen Boten die Hauptbewohner des Dorfes holen zu lassen, um über Führung und Transport des Gepäcks zu unterhandeln, wurde wunderbarerweise pünktlich erfüllt: zwei Männer kamen mit dem Boten zurück, und da diese Küste von den malaiischen Kaufleuten nie besucht wird, Glaswaaren und Stoffe also noch nicht so niedrig im Werthe stehen wie in Dore, so gingen die Unterhandlungen sehr leicht von Statten; für ein Geringes wurde sogar die Bewohnung eines Hauses gestattet. Anstatt der 20 Träger aber, die ungefähr nöthig waren, erschien zwei Tage nachher zum großen Erstaunen der Reisenden das ganze Dorf, Männer, Weiber, Kinder, selbst die Schweinchen nicht zu vergessen; jeder von diesen 50 bis 60 Menschen wollte Theil haben am Tragen des Gepäcks, wenn es auch nur ein Kästchen, ein Stock war, und in Folge dessen natürlich auch an der Bezahlung, und wohl oder übel mußte man sich fügen.

Nun begann der Marsch. Nachdem man auf kaum sichtbarem Wege durch den Wald einen steilen und schlüpfrigen Hügel hinaugestiegen war und einen Strom überschritten hatte, mußte man einen fast senkrechten Berg erklettern, indem man sich an Zweigen und Wurzeln anklammerte; stellenweis mußte der Weg für das Gepäck sogar erst gehauen werden. Ein kleines Plateau in der Höhe von 550 m, ein Thal und noch ein Berg — und nach sieben Stunden, während deren man nur $8^1/_2$ km zurückgelegt, befand man sich am Ziele der Wanderung: auf vier einzelnen Hügeln in theilweiser Lichtung befanden sich vier Häuser, die das ganze Dorf Memiawa bildeten.

Im Vergleich zu dem kunstvollen, luftigen Bau dieser Häuser waren die früher beschriebenen von Aïambori nur ein schwacher Versuch. Wie Adlernester hingen sie, scheinbar als ob sie von jedem Windstoß hinweggefegt werden müßten, 15 m hoch in der Luft, auf dünnen und schwanken Stangen, deren ganze Festigkeit in einer Durchkreuzung bestand, die sie unter einander stützte; außerdem gab ihnen ihre Lage auf dem letzten Vorsprunge eines steil abfallenden Hügels etwas geradezu Schwindelerregendes.

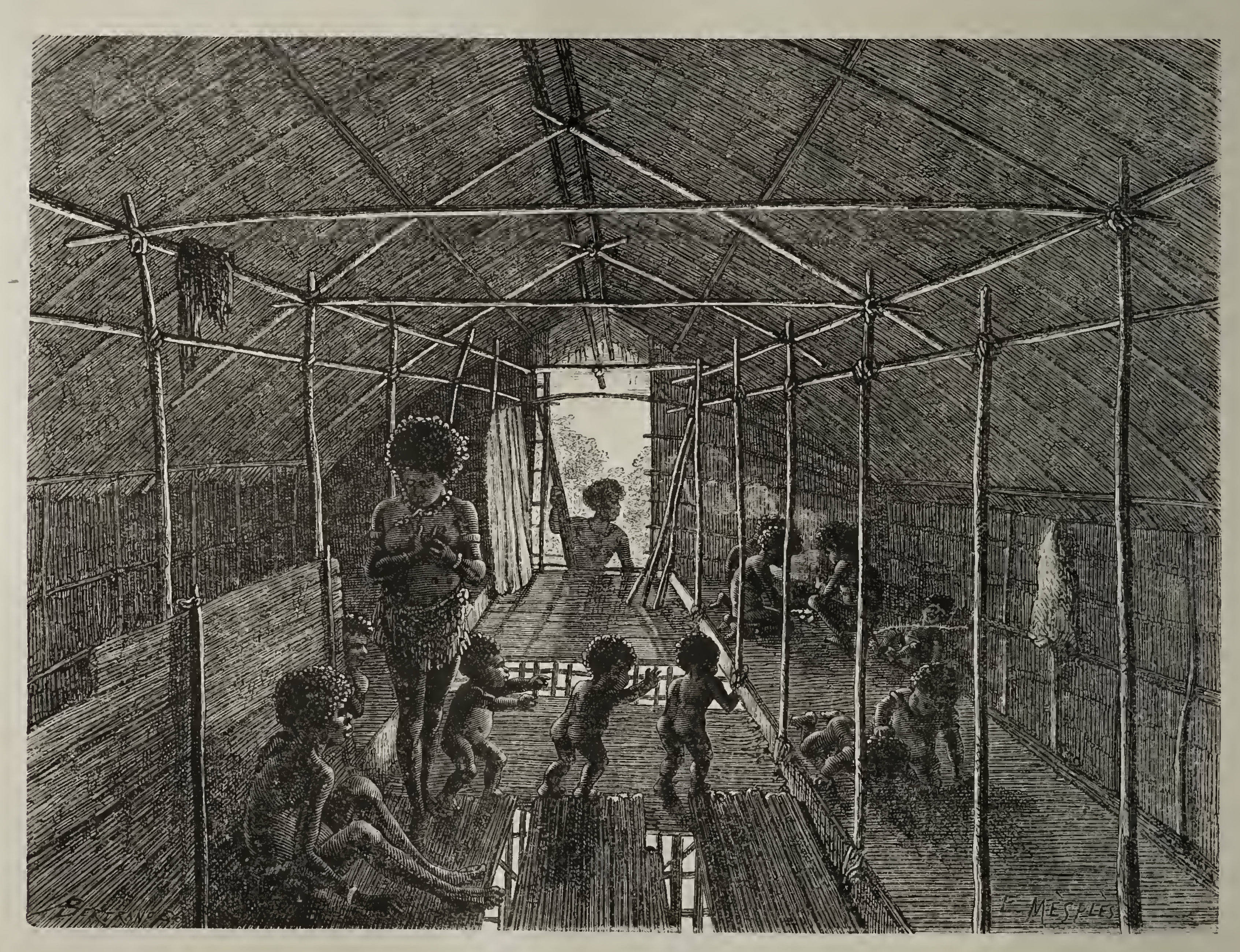
War man den als Treppe dienenden Baumstamm, der meist durch eine Art Treppenflur in zwei ungleiche Theile zerlegt war, hinangeklommen, so fand man anstatt des Mittelganges mit den Seitenzimmern von Dore ein großes Hangedach mit einer Oeffnung an jeder Seite, die als Fenster und Thür diente und auf einen engen Balkon führte. Der Fußboden bestand der Länge nach aus drei Theilen: in der Mitte ein ebenfalls höchst löcheriger Korridor und zu jeder Seite eine Art verhältnißmäßig komfortablen Parquets aus Bambu, der, in schmale Streifen geschnitten, den Anblick und die Annehmlichkeit einer groben Matte darbot.

Raffray ließ sofort zwei Verbesserungen bewerkstelligen: die Löcher des Fußbodens wurden mit Bast verdeckt und ein zweiter Treppenbaumstamm zum ersten gefügt, so daß er

fortan wenigstens nicht mehr zu turnen brauchte, um in seine Wohnung zu gelangen; und nachdem ihm freundschaftlichst eine Ecke am Fenster eingeräumt war, wo er sein Bett mit Moskitonetz aufschlug, lebte er in einer bis dahin ungewohnten Gemeinschaft mit Wilden, die ihm aber, abgesehen vom Rauch und von Ausdünstungen, die eine weniger blasirte Nase wohl belästigt haben würden, abgesehen von Kindergeschrei, Grunzen der Schweine und furchtbarem Schnarchen der jungen Leute, für seine damaligen Verhältnisse ziemlich behaglich schien. Oft genug allerdings wurde sein Wunsch, ins Land der Träume zu flüchten, vereitelt; die Papuas haben nämlich ein äußerst geringes Bedürfniß zu schlafen; anstatt sich hinzulegen und zu ruhen, hocken sie um das Feuer und erzählen, singen, ja schlagen die Trommel bis 3 oder 4 Uhr Morgens!

Die Papuas von Amberbaki unterscheiden sich von den Mafors nur durch ihre fast stets kurz geschnittenen Haare, ihren Dialekt und ihre große Furchtsamkeit; übrigens behaupten sie, und sicher mit Recht, daß sie ebenso wie die Numbiaks maforischen Ursprungs seien; höchst wahrscheinlich sogar ist diese Race weiter nach Westen gewandert und bildet die Bevölkerung von Salwatti.

Die zoologische Ausbente dieser Gegend war höchst lohnend, aber nur mit großen Mühseligkeiten zu erlangen; das Terrain bestand nämlich aus einer ganzen Reihe parallel nach dem Meere zu laufender Schluchten mit senkrechten Wänden; ab und zu waren sie zwar mit einem Baumstamm überbrückt, doch machte dessen Glätte den Weg noch gefährlicher. Der Boden scheint viel fruchtbarer zu sein als in Dore. Reis und Tabak wachsen hier und würden bei etwas mehr Pflege schöne Erträge liefern; Betelwurzeln, süße Bataten und Zuckerrohr bezeugen den Reichthum des Bodens. Trotzdem leben die Einwohner nicht besser, eher vielleicht schlechter, denn ihre Nahrung ist rein vegetabilisch und entbehrt sogar der Fische und Muscheln, von denen sich die Küstenbewohner nähren. Als Würze der gerösteten Betelwurzeln essen die Amberbakis häufig Blätter gewisser wilder Pflanzen, die sie in einem grünen, an beiden Seiten geschlossenen Bambus schmoren: fängt dieser an zu kohlen, so ist das Gemüse fertig; doch ist diese Manier häufig nicht ohne Gefahr, da der Bambu, zu fest gestopft, vom Dampf platzt und das ganze Diner auf alle hungerigen Umstehenden geschlendert wird.



Inneres eines Hauses zu Amberbaki.

Eine Fleischspeise giebt es allerdings: wenn die Schweine groß werden, ißt man sie; doch ist das ein seltenes Fest, da höchstens eins dieser Thierchen auf 50 bis 60 Einwohner kommt. Eines Tages hätten diese Pachyderme die Reisenden beinahe in Unannehmlichkeiten verwickelt. Markus traf beim Jagen im Walde zwei Frischlinge, die er, wie er behauptete, für wilde Thiere hielt und in Folge dessen niederschoß. Triumphirend brachte er sie mit William's Hülfe heim; aber kaum war er angelangt, als eine alte Megäre in den Opfern ihre beiden Lieblingsschweinchen erkannte, die sie in ihren hageren, abgezehrten Armen so oft gewiegt! Doch alle Thränen und Wehklagen konnten die Leichen nicht wieder



Haus in Memiawa.

zum Leben erwecken; es blieb Raffray nichts übrig, als den Preis des vergossenen Blutes zu bezahlen. Da aber kam er bei der Rechenkunst der Papuas schön an: er wollte nur zwei Frischlinge bezahlen, sie aber verlangten den Preis zweier ausgewachsenen Schweine, denn — so rechneten sie — in zwei Monaten wären sie so weit gewesen. Nun, der Streit wurde mit Hülfe des Maïors zu Raffray's Gunsten entschieden, und zwei Stücke Stoff waren schließlich nicht zu viel für diesen Vorrath frischen Fleisches, welches den Reisenden außerordentlich wohl that.

Inzwischen hatte sich das Gerücht von der Anwesenheit eines Weißen in die ganze Umgegend verbreitet und die Neugierde trieb von weit her Papuas, ihn zu sehen. Die ersten Besucher, zwei Wosaonis, Vater und Sohn, ein Arfaktypus mit kurzgeschorenem Haar, waren drei Tage weit hergekommen. Einige Geschenke sollten sie zu Zweierlei bewegen: sich zur photographischen Aufnahme herzugeben und den Reisenden in ihre Heimath mitzunehmen; das erstere gelang, zu dem andern aber wollten sie sich durchaus nicht verstehen und zwar, wie jener wohl merkte, aus Furcht vor seiner weißen, wenn auch bereits stark verbrannten, Haut; da es ihm aber durchaus um einige Paradiesvögel zu thun war, die nur in ihrer Gegend hausten, so brachte er sie wenigstens dahin, Markus und einen Papua von Dore dorthin zu geleiten.

Schon in Paris, später auf Dore hatte Raffray von papuanischen Menschenfressern gehört; eines Morgens nun, als er eben zur Jagd aufbrechen wollte, hatte er die Ueberraschung, zwei Vertreter derselben, der Karons, leibhaftig vor sich zu sehen; sie traten leise ins Haus, hockten ohne zu sprechen nieder und beide Theile gaben sich einer stummen sorgfältigen Prüfung hin. Sie maßen ungefähr 1,60 m und hatten gedrungenen Rumpf, fleischige Glieder, dicken runden Kopf, prononcirte Augenbrauenbogen, kurze Nase, dicke Lippen, breites Gesicht und krauses, in zahlreiche Strähnen ge-





Wosaoni-Papuas.

theiltes Haar. Der ganze Oberkörper war mit Narben bedeckt, die auf dem Bauch einen Gürtel bildeten, und um die Lenden hing an einem Strick ein Schurz von gegerbter Rinde. Der größere und wildere von beiden hatte außerdem in der Nasenwand einen Muschelring, der den ganzen Mund umrahmte und bis zum Kinn reichte, in den Ohren aber große dreieckige Ringe von blauem Glase. Bewaffnet waren sie mit Bogen, Pfeilen und einer Lanze, deren Spitze aus einem Schweinshauer bestand. Das Geschenk einiger Perlen rief ein vergnügtes Lächeln bei ihnen hervor, wobei ihre Lippen zwei prachtvolle Reihen porcellanweißer Zähne erblicken ließen.

Mit Hülfe eines Amberbaki — denn von den Mafors verstand keiner den karonischen Dialekt — und durch den Reiz prachtvoller Geschenke (nämlich eines rothschaligen Messers für zwei Sous und eines kleinen Spiegels in Flittergoldrahmen) gelang es, sie zum Photographiren zu bewegen; doch hatte die Sache selbst noch bedeutende Schwierigkeiten, denn nachdem die unglücklichen Opfer vermittels eines Baumeinschnittes und einiger Nägel zur möglichsten Unbeweglichkeit gebracht worden, befiel sie im letzten Augenblick, als Raffray sich unter die schwarze Decke begab, die Furcht zu sterben, und erst als der Maïor mit ihnen zugleich das Schreckliche über sich ergehen ließ, hielten sie aus, bis einige genügende Negative erzielt waren.

Nach und nach wurden sie zutraulich und baten sogar um einige „Manimani“ (Glaswaaren); Appetit auf die weißen Waden schienen sie nicht zu haben, und doch hatte der eine von ihnen nach eigenem Geständniß bereits funfzehn Menschen verzehrt. Sie verschlingen übrigens nicht den ersten besten, sondern nur die im Kriege getödteten Feinde; überhaupt ist vielleicht bei ihnen nicht blutige Grausamkeit das Motiv dazu, sondern die Leiden eines thierischen Hungers; nur auf die elendeste Pflanzenkost angewiesen — denn Säugethiere giebt es außer dem Menschen fast gar nicht auf Neu-Guinea — müssen sie durch den Leichnam eines Feindes Reizungen ihres Appetites verspüren, denen sie nicht widerstehen können. Der delikateste Leckerbissen soll das menschliche Gehirn sein; man rührt es mit einem Sagoteig ein und läßt es in siedendem Wasser kochen. Der übrige Theil des Körpers, in kleine Stücke zerlegt und in grünem Bambus gekocht, soll dem Schweinefleisch ähnlich schmecken. Uebrigens schienen die Papuas vor dem Kannibalismus Abschen zu haben und sagten nur verstohlen „Makan Orang!“ (sie essen Menschen!).

Die Karons selbst aber sind keine Papuas, sondern Negritos[1]), den wilden Eingeborenen der Philippinen ähnlicher als den melanesischen Papuas, die in ihrer Umgebung hausen; auch sind sie sicher nicht die einzigen Negritos Neu-Guineas; der Beschreibung nach wenigstens, welche die Amberbakis von dem Stamme der Gebars machten, die jenseit des Gebirges wohnten, müssen auch diese zu jener Race gehören.

Nun kam auch Markus von seinem höchst mühseligen Ausfluge zurück und brachte Proben fast aller Paradiesvögel mit; so konnte man an die Heimfahrt denken, um so mehr als schon Mitte Mai herangekommen und die Mafors, denen ihre Nation Sago entzogen worden, ungeduldig auf die Rückkehr harrten. Sämmtliche Memiawas betheiligten sich wieder am Transport des Gepäckes, und so wurde der recht beschwerliche Abstieg vom Gebirge angetreten.

Nicht weit vom Ufer erblickte William in den höchsten Zweigen eines Baumes eine Riesenschlange; er schoß zweimal auf sie, an der Art aber, wie sie ihre Ringe entrollte, konnte man sehen, daß sie kaum verwundet war; man verfolgte sie mit den Augen, schoß noch mehrere Male mit demselben Erfolge und schnitt ihr durch Niederhauen der Bäume den Rückweg ab; endlich betäubte sie ein Schuß in den Kopf, sie fiel aus einer Höhe von 50 Fuß herab, eine Schlinge wurde ihr um den Kopf gezogen und so wurde sie von zwei Papuas an den Strand gebracht, wo Raffray und Markus



Raffray's Pirogen.

sich sofort daran machten, ihr die Haut abzuziehen. Wie eine hungerige Meute umstanden sie die Amberbakis, und als der enthäutete Körper fortgeworfen wurde, stürzte sich alles auf denselben, um ein Stück dieses saftigen Leckerbissens zu erhaschen.

Nun wurden die Pirogen beladen, und in der Nacht war man wieder auf der Küste von Saokorem, wo am nächsten Morgen Laglaize, der inzwischen auch von seinem Ausfluge zurückgekehrt war, herzlich begrüßt wurde. Am Abend fuhr man weiter; als man aber nach 24 Stunden das Kap Korope umschiffen und vor Anker gehen wollte, damit die Ruderer etwas ruhen konnten, erblickte man Feuer, Menschen und Pirogen am Ufer; der Verdacht, es möchten biakische Seeräuber sein, war nur zu gerechtfertigt; und so kehrte man um, ankerte an der andern Seite des Kaps und rüstete sich zum würdigen Empfange der Piraten. In der That rückten diese gegen Morgen in drei großen Pirogen an und zwar mit abgenommener Bedachung, ein unzweideutiges Zeichen ihrer kriegerischen Absicht, da sie sonst den Bogen nicht spannen konnten. Raffray ließ dasselbe thun, die Flagge hissen und, sobald sie auf Gehörweite genaht, ihnen zurufen, daß man mit Feuergewehr versehen sei. Die Biaks verstanden den Wink, bedeckten die Pirogen und baten schließlich um etwas Tabak, was ihnen gegen einige Arekanüsse gewährt wurde.

[1]) Dieser Unterschied, den einige Anthropologen, z. B. Quatrefages, annehmen, wird von anderen Forschern, z. B. Ad. Bernh. Meyer, und wohl mit Recht, geleugnet. (Anm. d. Uebers.)

Die Weiterreise wurde durch einen heftigen Wind unterbrochen, der in der Mündung des Prafi vor Anker zu gehen zwang; dann fuhr man an der Saobeba-Bay vorüber zur Insel Aori, um nach 48 Stunden wieder einmal den Fuß aufs Land zu setzen — eine Wohlthat nach tagelanger Einschachtelung — und etwas Nahrung zu genießen, denn die Biscuit- und Reisvorräthe waren inzwischen auf die Neige gegangen; zwei Maleos wurden geschossen und gebraten und die Papuas sättigten sich an Muscheln und überließen sich dann dem Schlafe im Ufersande.

Der Mangel an Lebensmitteln trieb zur schleunigen Heimkehr und mit angestrengtem Rudern langte man am frühen Morgen nach sechswöchentlicher Abwesenheit wieder im Dorfe Kuawi an, doch alles war still und selbst fünf Revolverschüsse weckten nur das Echo des Waldes, aber keine freundschaftliche Gegenantwort. Raffray gab sich den schlimmsten Befürchtungen in Betreff seines Gefährten Maindron hin, den er krank zurückgelassen; vor Ungeduld sprang er bis an den Gürtel ins Wasser und stürmte nach seiner Hütte. Da fand er seinen Genossen im Bett, so bleich wie das Moskitonetz, abgemagert und im höchsten Fieber; seine Wunden hatten sich verschlimmert und, um das Unglück voll zu machen, hatte ihm ein deutscher Missionär anstatt Calomel Corrosivsublimat gegeben, ein Gift statt eines Heilmittels! Ein zu rechter Zeit genommenes Gegengift hatte ihn zwar gerettet, doch war er so krank, daß das Anerbieten des Herrn Woelders, ihn in Andaï zu pflegen, mit Dank angenommen wurde.

Am 1. Juni fuhr Raffray wieder ab — Begleiter erhielt er durch den Sanadi Bruß von Mansinam, da seine bisherigen, genugsam bereichert, keine Lust mehr verspürten — und kam in 24 Stunden nach der Insel Mafor, der Wiege der maforischen Stämme, die seit Jahren sowohl durch ihre erbitterten Feinde, die Biaks und Wandamen, als auch durch die große Unfruchtbarkeit ihrer Heimath gezwungen werden, auszuwandern. Die kleine Insel bietet einen angenehmen



Wandamen-Papuas.

Anblick dar; nach einem Marsche von 200 bis 300 m durch sumpfigen Wald und der bequemen Ersteigung eines Hügels befindet man sich auf einem Plateau, dessen leichte Wellenlinien sich über die ganze Insel zu erstrecken scheinen; der Boden ist trocken, porös, korallisch und mit Wäldern und riesigen Farren bedeckt, die wohl von Alters her dort stehen und nicht erst das Resultat von Urbarmachungen sind. Am Rande dieses Plateaus befinden sich inmitten von Lichtungen Häuser auf Pfählen, deren Bewohner sich durch kriegerische Haltung, größere Wildheit und Feindseligkeit gegen Fremde, sitzende Lebensweise und Ackerbau von den furchtsamen, menschenfreundlichen und reiselustigen Strandpapuas unterscheiden, ein Unterschied, der in ganz Neu-Guinea zwischen Berg- und Küstenbevölkerung besteht.

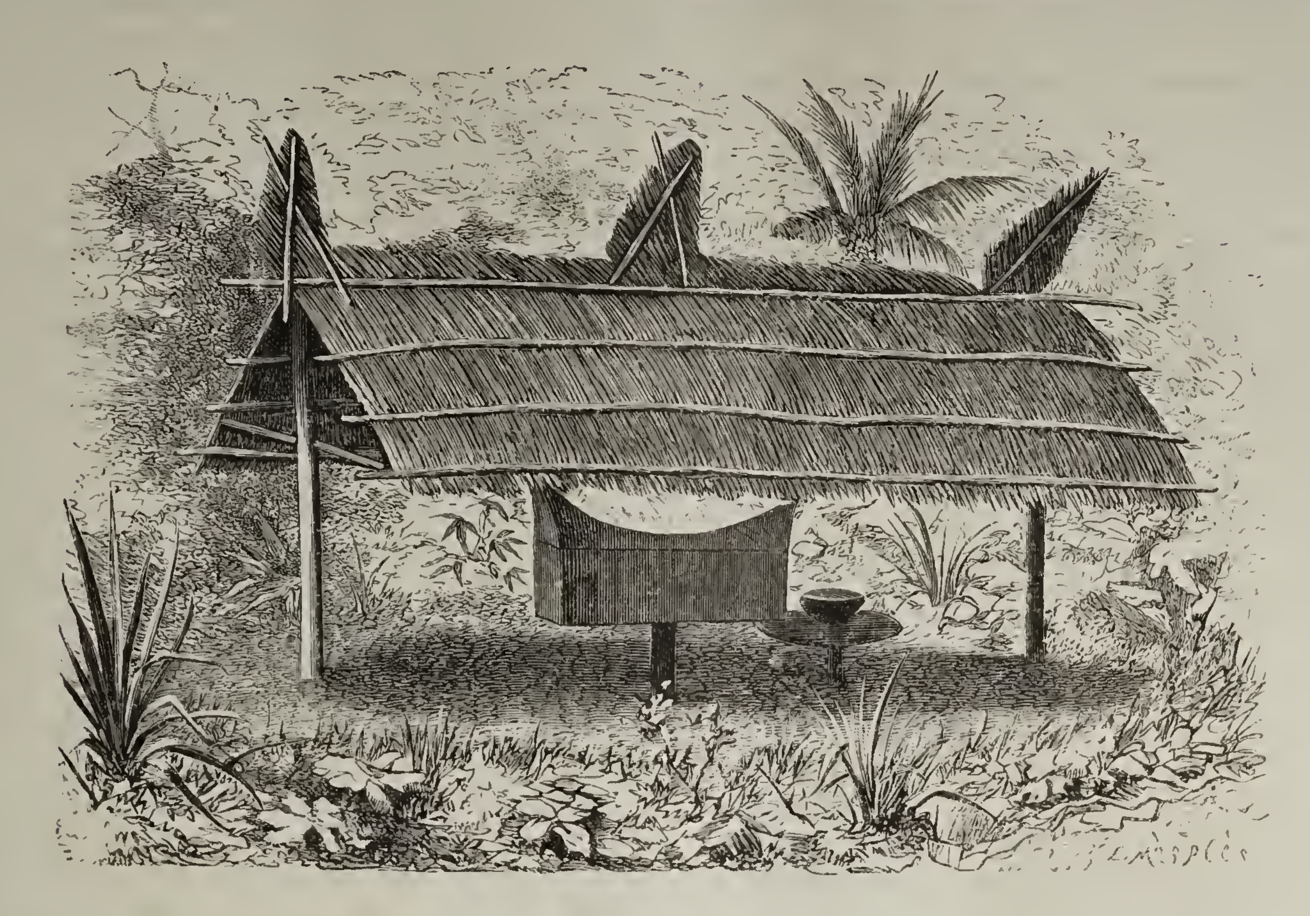
Letztere waren stets in großer Angst vor den „Huni“ (Seeräubern), und nicht mit Unrecht: wenige Monate zuvor hatten fünf wandamenische Pirogen den Strand überfallen, elf Männer getödtet und sechszehn Weiber und neun Kinder in die Sklaverei geschleppt.

Drei Tage nach seiner Ankunft wurde Raffray um 11 Uhr Abends geweckt und benachrichtigt, daß eine beträchtliche Bande Piraten zum Angriff anrücke; die Weiber flohen in den Wald, die Männer legten sich auf die Lauer, er selbst bereitete sich und seine Jäger auf einen würdigen Empfang des Feindes vor; doch da länger als zwei Stunden sich nichts Verdächtiges blicken ließ, legte er sich wieder in sein Zelt nieder, natürlich die geladenen Waffen zur Hand behaltend. Als er am nächsten Nachmittag um 4 Uhr von einem Ausflug zurückkehrte, hörte er die Trompete der Papuas ertönen, eine riesige Muschel mit einem Seitenloch als Mundstück, deren Ton, ähnlich dem Brüllen eines Stieres, das Nahen von Seeräubern verkündet. In der That segelten drei große Pirogen heran; da gerade Ebbe war, so sprangen die Insassen ins Wasser und kamen so ans Land. Da zeigte es sich, daß sie dieselben seeräuberischen Biaks waren, welche den Reisenden bei ihrer Rückkehr von Amberbaki begegnet und dann nach der Insel Waigin gefahren waren, so daß sie in diesen Fahrzeugen im Ganzen eine Fahrt von über 1000 km auf offenem Meere gemacht hatten; auch diesmal entfernten sie sich freundschaftlich, nachdem sie etwas Tabak erhalten.

Eine wunderbare Begräbnißstätte auf Mafor möge hier beschrieben werden. Unter einem kleinen Dach von Kokosblättern befand sich ein hölzerner, einen Meter langer Kasten, der, durch einen Fuß gestützt, die Gebeine enthielt; davor

stand auf einem Tischchen ein schartiger Napf von Porcellan, in den Lebensmittel oder Spenden nach Wunsch des Verstorbenen niedergelegt wurden.

Raffray schied von Mafor, doch zwang ihn der Wind bis zum Nachmittag in einer kleinen Bay an der Südküste zu verweilen; letztere ist eine ungefähr 500 m hohe und mit



Begräbnißstätte auf Mafor.

üppiger Vegetation bedeckte Felsenklippe. Hier hatte man in der Nacht, zum ersten Male bei absoluter Stille der Wasserfläche, das wunderbar herrliche Schauspiel des Meerleuchtens: wie schwarze, gold- und silberdurchwirkte Seide glänzte die unendliche See.

Von Oberst Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien.

III.

Der Versuch unseres Obersten, in Afghanistan bloß bis Herat vorzudringen, um sich dort etwas auszuruhen und zu verproviantiren, stieß aber sofort auf unüberwindliche Hindernisse: auf Befehl des Gouverneurs von Herat wurde er kurz vor dieser Stadt barsch angehalten, an der Weiterreise verhindert und unter Bedeckung auf einem nördlichern Wege, durch das Thal des Heri Rud, wieder an die persische Grenze gebracht. Alle Ungezogenheit und Rohheit der afghanischen Machthaber hinderte aber die Bauern in den Dörfern, durch welche der Zug ging, nicht, dem Engländer ihre Freude über seine Anwesenheit, sowie Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft zu beweisen. Ja, einer erklärte es laut für eine Schande, daß man den Fremden so behandle, und zeigte nicht übel Lust, mit der Eskorte anzubinden. Am 24. Juni überschritt Mac Gregor die Grenze und langte glücklich in Kehriz, dem ersten persischen Dorfe, an; sein Versuch, Herat ohne die erforderliche vorgängige Erlaubniß der indischen Regierung zu besuchen, wurde später von derselben getadelt! Es mußte das dem Offizier um so peinlicher sein, als er lediglich im Interesse seiner Regierung die Strapazen und Kosten der Reise auf sich genommen hatte, und Niemand konnte doch besser wissen, worauf es dabei ankam, als er, da er die ganzen letzten fünf Jahre lang dazu verwendet worden war, alle nur irgend erhaltbaren Nachrichten über Central-Asien (wozu in diesem Falle auch Persien gerechnet wird) zu sammeln und zu verarbeiten. Auf persischer Seite fand Mac Gregor zunächst freundliches Entgegenkommen, daneben aber ausgesprochene Freundschaft für Rußland und offene Verachtung des Kadscharen-Stammes, zu welchem die jetzt in Persien herrschende Dynastie gehört. Letztere wurde so offen in ganz Chorassan zur Schau getragen, daß der Schah nach seiner Ansicht wenig Hoffnung hat, daß seine dortigen Unterthanen ihn jemals gegen Rußland unterstützen werden. Sie würden wohl gegen Afghanen und Türken zu Felde ziehen, weil sie dieselben hassen, aber nicht gegen die Russen, vor denen sie Respekt haben. Gegen die Engländer sind sie keineswegs feindlich gesinnt, aber sie halten nicht viel von ihnen.

Dieser Distrikt, Bachurz genannt, ist zwar den Einfällen der Turkmenen sehr ausgesetzt, aber seine Bewohner gelten für gute Soldaten. Der Boden ist vortrefflich, aber hier, wie vielfach in Persien, fehlt es an Wasser und Einwohnern. Aussicht auf Besserung ist nicht vorhanden, denn alles vorhandene Wasser wird schon jetzt zur Berieselung

aufgebraucht — und, wie soll sich die Volkszahl vermehren unter einem Herrscher, dessen Geldkästen kaum durch einen kostspieligen Besuch in Europa merklich leerer wurden, während Tausende und aber Tausende seiner Unterthanen Hungers starben.

Ein Beispiel dieses Elends sah er im Dorfe Schehr-i-nau, welches er am 26. Juni erreichte. Früher war es ein größer als solcher von unseren Karten verzeichneter Ort von nicht weniger als 1000 Häusern. Heutigen Tages aber ist es, so imposant auch seine festen Ringmauern aussehen, buchstäblich größtentheils mit Todtengerippen angefüllt und hat nicht mehr als 100 bewohnte Häuser. Doch haben die wenigen Bewohner sehr viel Felder und Gärten und so viel Wasser zur Verfügung, daß sie erstere nach Belieben ausdehnen könnten. Der nächste Marsch nach Himetabad führte theils über Ackerfelder, theils über die herrlichsten Weidegründe, welche der Reisende bis dahin in Persien gesehen, und auf denen die Hezaras eine ansehnliche Zahl von Pferden halten. Der folgende Tag brachte ein kleines Rencontre mit 40 räuberischen Turkmenen, denen Mac Gregor seinerseits nur drei feige Perser entgegenstellen konnte; nur das glückliche Dazwischentreten einer Schar Taimuris rettete sie vor der Gefangenschaft und einer gezwungenen Reise nach Merw. Wie arg diese Kinder der Wüste hier hausen, konnten sie in Gandusi am 28. Juni sehen, das heutigen Tages nur noch ein zerstörtes Fort in sehr fester Lage hoch über dem linken Ufer eines Flusses ist. Das daneben liegende Dorf dagegen haben die Turkmenen durch Entführung fast aller seiner Einwohner vernichtet, so daß jetzt sich nur noch ein paar Zelte rund um das Fort erheben. Deren Insassen, schöne, männliche Taimuris, waren voll ingrimmigen Hasses gegen die Turkmenen und voll tiefster Verachtung gegen den in Persien herrschenden Kadscharenstamm. Nicht einer war darunter, der nicht durch jene Wölfe in Menschengestalt irgend einen Verlust erlitten hätte oder, wenn er älter war, selbst Gefangener gewesen wäre. Dem einen waren vor Monatsfrist die Frau, zwei Töchter und ein Sohn fortgeschleppt worden, aber das Lösegeld, 3000 Krans, vermochte er nicht aufzubringen, und die Kadscharen sind viel zu verächtlich und herabgekommen, als daß sie für ihre gequälten Unterthanen auch nur einen Finger rührten. Von ihnen erwarteten die Taimuris nichts, alles aber von den Russen, auf deren baldige Hülfe sie sehnsüchtig hofften; denn es war ihnen wohl bekannt, daß dieselben 1873 alle in Chiwa befindlichen persischen Sklaven befreit hatten. Mac Gregor befürwortet sogar ein gemeinschaftliches Vorgehen Englands und Rußlands in dieser Angelegenheit und glaubt, daß, wenn beide Staaten in den von ihnen beeinflußten Ländern Central-Asiens, Rußland in Chiwa und Buchara, England in Badachschan und Afghanistan, das Verbot des Menschenhandels durchsetzen, und wenn gleichzeitig geschickt organisirte Expeditionen von Astarabad gegen die Goklan, von Budschnurd gegen die Achal und von Meschhed gegen die Tekke unternommen werden, dieser schmähliche Zustand binnen wenigen Monaten ein Ende nehmen müßte. Dies Ziel sei ein viel edleres, als die Befreiung der Negersklaven, denn in Afrika handle es sich doch nur um Barbaren, hier in Asien aber um Angehörige eines intelligenten, bis zu einem gewissen Grade civilisirten Volkes, welche von einer viel tiefer stehenden Race geknechtet würden. Ein Vorschlag, der dem Herzen und dem Verstande des Obersten alle Ehre macht, und der vielleicht von Seiten Rußlands früher verwirklicht wird, als er selbst gehofft hat.

Die gebirgige Gegend hier, etwa 10 deutsche Meilen südlich von Meschhed, wo der Dscham-rûd entspringt, ist reich an Blumen, Wasser und gutem Boden und könnte leicht eine ansehnliche Bevölkerung ernähren, an der es eben leider fehlt. Das Klima ist durchaus angenehm, und die Sonne brennt nur etwa während vier Stunden am Tage so heiß, daß sie Arbeiten im Freien hindert. Wenn es also bloß darauf ankäme, und nicht auch auf die politischen und socialen Verhältnisse des Landes, so könnten hier, wie an manchen anderen Stellen in Persien, Europäer sich ganz getrost niederlassen und gedeihen.

Am 1. Juli wurde Meschhed erreicht, wo er bei dem Agenten Englands, Abbas Chan, gastfreundliche Unterkunft fand. Von Süden macht die heilige Stadt durchaus keinen Eindruck: man sieht nur eine lange Lehmmauer, über welche hier und da eine Reihe der unvermeidlichsten Pappeln herüberragt. Drinnen ist nur ein sehenswerthes Gebäude, das Grab des Imam Riza, zu welchem die Schiiten wallfahrten; aber da kein Europäer dasselbe ohne Gefahr betreten kann, wie Mac Gregor meinte, so begnügte auch er sich mit dem Anblick von fern [1]). Von Meschhed aus gedachte der Reisende über Merw und an den Oxus vorzudringen und über Afghanistan nach Indien zurückzukehren, und hatte deshalb schon Unterhandlungen mit dem Häuptling der Tekke-Turkmenen angeknüpft, die günstig verliefen. Groß war deshalb seine Ueberraschung und sein Aerger, als ihm ein Schreiben des englischen Gesandten in Teheran übergeben wurde, worin ihm Seitens des Vicekönigs von Indien ausdrücklich verboten wurde, in Afghanistan oder Turkestan zu reisen oder überhaupt die persische Grenze zu überschreiten. Während Rußland Hissar durch Major Majew erforschen ließ, wurde dem englischen Offizier untersagt, auf seine Kosten und Gefahr die Gebiete zu betreten, welche die englischen von den russischen Besitzungen trennen! Was wollte er anders thun, als gehorchen und im Geheimen die tiefe politische Weisheit seiner Vorgesetzten verwünschen?

Da er indessen wenigstens innerhalb Persiens frei war, zu gehen wohin er wollte, so benutzte er die Gelegenheit, daß während seiner Anwesenheit in Meschhed die Garnison von Serachs am Heri-Rud abgelöst wurde, um in sicherm Geleit der Truppen diesen Ort zu besuchen, welcher noch vor Kurzem auf unseren Karten stets zum Gebiete der Turkmenen geschlagen wurde, und welchen vor ihm nur zwei Engländer besucht hatten, Burnes im Jahre 1832 und Taylor Thomson 1840. Die Reise, welche in besagter Begleitung nur äußerst langsam von Statten ging, wurde am 18. Juli angetreten. Nichts ist für europäische Augen sonderbarer, als ein persisches Infanterieregiment auf dem Marsche. Denn ein solches hat — im wahren Sinne des Wortes — fast mehr Esel, als Soldaten, und jeder der letzteren sucht sich durch Kauf oder Diebstahl einen der ersteren zu verschaffen. Im Quartier verrichtet das Grauthier manche Nebenarbeit für seinen Besitzer, schleppt gegen Bezahlung Früchte und dergleichen vom Dorfe in die Stadt oder schafft die in irgend einem Nachbarorte gemachte Beute heim. Beim Marsche aber trägt es seinen Herrn, dessen Gepäck und oft noch manches Stück, das einem guten Freunde gehört, wodurch natürlich die Marschfähigkeit der Truppe ganz bedeutend erhöht wird. An Ordnung ist freilich dabei nicht zu denken und Disciplin nicht aufrecht zu erhalten. Der Weg nach Serachs führt nach Osten im Thale des Flusses von Meschhed, des Kaschaf-Rud, hinab über ebenes und reich mit Dörfern und Feldern bedecktes Land, welches wohl im Stande wäre, eine weit zahlreichere Bevölkerung, als jetzt dort wohnt, zu ernäh-

[1]) Der unlängst verstorbene russische Reisende N. von Chanikow hat 1858 ungehindert die Moschee betreten und photographirt. Diese Abbildung nebst Beschreibung von Meschhed findet sich auf S. 101 des 2. Bandes des Globus, auf welche letztere wir hiermit verweisen.

ren. Doch hört der Anbau schon auf, wenn man sich noch keine 20 engl. Meilen östlich von Meschhed befindet. Unter Schah Abbas sind in dieser Gegend Kurden von Ardîlan (Landschaft zwischen Hamadan und der türkischen Grenze) angesiedelt worden, denen die Bekämpfung der Turkmenen wahrhaftes Vergnügen zu bereiten scheint. Das Mittel, unruhige Stämme nach anderen Gegenden zu verpflanzen und sie dort gegen gleicherweise geartete zu verwenden, ist wahrscheinlich ein gutes und ließe sich nach Mac Gregor's Ansicht vielleicht auch in Indien anwenden; in Persien aber wird das System meist durch die Tyrannei der Gouverneure verdorben, weil in Folge dessen die verpflanzten Leute nicht so zuverlässig und nützlich sich erweisen, als sie es bei guter Behandlung thäten.

In seinem Unterlaufe, von Fort Ak-Derbend an abwärts, wird das vorher breite Thal des Flusses von Meschhed zu einer engen Schlucht, die sich erst bei Pul-i-Chatun, wo er in das Thal des Hari-Rud oder Tedschend mündet, öffnet. Jeder Zugang von Osten her ist durch Thürme, die sich auf beherrschenden Punkten erheben, und bei Ak-Derbend durch eine Quermauer versperrt. Nur 4 bis 5 englische Meilen unterhalb dieser für Turkmenen uneinnehmbaren Befestigung erblickte Mac Gregor zum ersten Male von der Spitze einer Hügelkette die gefürchtete Dascht-i-Turkman (die „Ebene der Turkmenen"), deren Namen die Bewohner des östlichen Persiens stets nur mit verhaltenem Athem auszusprechen wagen. Hier zunächst führt sie ihren Namen nicht ganz mit Recht; denn wenn sie auch jenem scheußlichen Gesindel als Jagdgrund dient, so ist es doch keine Ebene, sondern besteht aus einer Folge steiler Terrainwellen, die sandbedeckt und ohne eine Spur von Leben sich hinzieht. Bei dem Anblicke dieser Gegend, die wie geschaffen ist für Hinterhalte, wurde den meisten der kleinen Schar (1 Bataillon Infanterie von 700 Mann, 3 Kanonen und 500 Reiter) übel zu Muthe: alles drängte sich in einen wüsten Knäuel von Last-Kamelen, Weibern, Eselreitern und Fußgängern zusammen, der völlig außer Stande war, bei einem wirklichen Angriffe selbst eines viel schwächern Trupps sich auch nur zu vertheidigen. Allein sie erreichten glücklich in einem angestrengten Nachtmarsch das Fort Dauletabad, wo 16 unglückliche Soldaten fest eingesperrt aushalten müssen und von ihrem Thurme täglich auf herumziehende Turkmenenscharen herabschauen. Ein Brunnen und Lebensmittel genug sind in ihrem Gefängniß vorhanden; aber Brennholz fehlte ihnen, und sie benutzten die Anwesenheit ihrer nach Serachs bestimmten Leidensgenossen, um sich solches rasch von dem nahen Flusse zu holen. Mac Gregor gesteht, daß er wohl nie eine schlimmere Lage für Soldaten kennen gelernt habe. Noch am selben Tage, den 26. Juli, zogen sie in das große Fort Serachs ein. Unendlich öde ist die Aussicht von einem seiner Thürme: abgesehen von einigen Trümmerhaufen und den Ruinen einer Moschee, Resten einer der früher hier gelegenen Ortschaften, sieht man nach Norden und Osten nur eine weite, weite Ebene, die weder Baum noch Busch, weder ein Hügel noch eine Terrainwelle unterbricht. Der Tedschend-Fluß ist zwar in der Nähe; aber sein steilwandiges Bett liegt unter dem Niveau der Ebene und ist nicht sichtbar. Nur nach Süden und Westen erblickt man in der Ferne Hügel und Berge. Das Fort ist so groß, daß mindestens 10 Bataillone statt des einen daselbst garnisonirenden erforderlich wären, um alle Mauern und Thürme nur nothdürftig zu besetzen. Drinnen ist eine „Arg" (Citadelle), eine Art Bazar, zahlreiche Hütten und einzelne Höfe, wo Leute von der Besatzung wohnen, die eigentlich ihre Quartiere in der Arg hat, und auch einige wenige Handwerker und Krämer. Draußen stehen eine Anzahl Turkmenen-Thürme, jeder inmitten einiger Felder, welche die Soldaten bebauen. Der Boden ist leicht und sandig, aber Wasser findet sich etwa 20 Fuß tief so reichlich, daß Serachs nach Beseitigung der Turkmenen-Gefahr leicht eine schöne Ackerbauoase und Handelsstation zwischen Buchara und Chiwa einer-, Meschhed und Herat andererseits werden könnte. Seine strategische Bedeutung mit Bezug auf Herat drückt Mac Gregor mit den Worten aus: „Wenn England Serachs nicht für die Vertheidigung gebraucht, wird Rußland es für den Angriff ausnutzen."

Am 28. Juli machte der Reisende mit etwa 100 Reitern einen etwa 12 engl. Meilen weiten Ausflug über den meist wasserlosen Tedschend hinüber auf der Straße nach Merw, drehte dann aber mit schwerem Herzen, jenes viceköniglichen Befehls eingedenk, dem verlockenden Ziele den Rücken, trat dann am 29. Juli mit der abgelösten Besatzung den Rückweg an und erreichte auf demselben Wege, wie bei der Hinreise, Meschhed am 1. August wieder.

Eine Fahrt auf dem nördlichen Stillen Ocean.

Von **Karl Neumann.**

II.

Am 26. Juli beabsichtigten wir in die zwischen Kap Tschukotskoi und Kap Tschaplin liegende Bucht einzulaufen. Diese, von den Walfischfahrern Mako-Bay genannt, ist schon von Bering besucht worden. Graf Lütke aber konnte nicht einlaufen. Auch wir konnten wegen dichten Nebels nicht einfahren, sondern mußten uns begnügen, am andern Tage sie von der Einfahrt aus zu betrachten. — Nach Aussage der Tschuktschen bietet die Bucht einen guten Ankerplatz von demselben Charakter wie die Providence-Bay.

Nachdem wir am 28. Juli das Kap Tschaplin umschifft hatten, durchfuhren wir die Senjäwin-Straße und warfen am Morgen des andern Tages die Anker aus in der Bucht Glasenapp, welche von Lütke für einen vortrefflichen Hafen erklärt und welche von Rodgers mit dem Schiffe Vincenne im Jahre 1855 besucht worden ist. Hier machten wir die Bekanntschaft eines Tschuktschen Namens Inok, welcher recht gut Englisch sprach und mit Karten umzugehen wußte, und nahmen ihn als Dolmetscher mit uns. Sein Vater war schon vor 40 Jahren in der nahen Metschigmen-Bay auf einem russischen Schiffe gewesen, welches unter dem Kommando des Kapitäns M. D. Tebenkow stand. Obgleich Inok damals noch ein Kind war, so erinnert er sich noch, daß der Kapitän ihn geliebkost hatte, er erinnert sich ferner der Erzählungen seines Vaters, daß noch viel früher ein anderes russisches Schiff hier gewesen, welches lange Zeit bei der Insel Arakamtschetschen gelegen und in alle

Buchten Boote ausgesandt hatte, — das war das Schiff Lütke's „Senjäwin". Englisch hatte er von der Mannschaft zweier Walfischfahrer gelernt, welche beim Ostkap im Eismeer ihr Schiff verloren und bei Inok überwintert hatten. Im Verlaufe des Winters war er in Anadyrsk gewesen und hatte daselbst vom dortigen Geistlichen erfahren, daß im Sommer ein russisches Schiff zu ihnen kommen werde; er hatte nicht versäumt, den amerikanischen Schiffern dieses zeitig mitzutheilen. Vielleicht waren sie eben deshalb in diesem Jahre vorsichtiger. Inok theilte uns auch sonst mancherlei Interessantes mit, war überhaupt während der ganzen Fahrt uns überaus nützlich. Sein Aufenthaltsort ist an der Bucht Aboleschew an der Senjäwin-Straße. Er erzählte unter anderen, daß er zwei Frauen habe, eine alte, welche eine vortreffliche Hausfrau sei, und eine junge. Auf die Frage, welche er lieber habe, antwortete er ohne Zögern: „Ich ehre die Alte, aber ich liebe die Junge." Auf die weitere Frage, ob seine beiden Frauen sich nicht oft unter einander zankten, entgegnete er: „Die Amerikaner haben mir erzählt, daß auch bei Euch die Weiber unter einander streiten; daß es aber dem Manne keinen Vortheil brächte, sich darum zu bekümmern, sie zanken sich und vertragen sich!"

Die Senjäwin-Straße wird von zwei Inseln, Arakamtschetschen und Ittygran, gebildet. Sowohl Bering als auch Cook und Sarytschew hielten die Straße für einen Busen; die richtige Auffassung brachte erst das Schiff, nach welchem die Straße den Namen führt, eine genaue Beschreibung lieferte Graf Lütke und Rodgers.

Am 30. Juli verließen wir die Senjäwin-Straße und fuhren an der Metschigmen-Bucht vorbei bis zur St.-Lorenz-Bay, welche wir am 1. August erreichten. Die Metschigmen-Bay ist durch Sarytschew und Tebenkow genau beschrieben worden. — Von hier aus trat Kapitän Billings seine Landreise nach Nishny-Kolymsk an. Wir fuhren nicht in die Mitschigmen-Bay, weil wir doch keine Zeit gehabt hätten, die berühmten etwa 65 Werst entfernten heißen Quellen zu besuchen und weil überdies die Einfahrt in die Bucht seicht ist. — Die St.-Lorenz-Bay wurde am 10. August 1725 von Bering entdeckt und nach ihm benannt. Nach Bering besuchte sie Cook und zwar etwa 50 Jahre später, zufällig an demselben Tage. Im Jahre 1791 beschrieb sie Sarytschew, im Jahre 1817 war die Expedition unter Kotzebue dort, 1825 die Expedition unter Graf Lütke — seit jener Zeit waren wir die Ersten. Bei der Einfahrt in die Bucht liegt eine Tschuktschen-Ansiedelung, Unjägmo (nach Anderen Nunjägmo). Hier trafen wir das erste mit den Tschuktschen Handel treibende Schiff, die amerikanische Brigg „Timandra".

Es unterlag keinem Zweifel, daß dieses Schiff vor allem mit Branntwein handelte. Den Beweis dafür gaben sowohl die am Ufer gefundenen Tonnen mit Branntwein als auch die allgemeine Trunkenheit der Tschuktschen. Allein wir hatten kein Recht das Schiff festzuhalten, wir mußten uns damit begnügen, das Schiff zu zwingen, alles Pelzwerk und alle Walroßzähne, welche es eingetauscht hatte, zurückzuliefern. Der Branntwein wurde bei den Tschuktschen konfiscirt, ihnen aber eine entsprechende Quantität Tabak dafür gegeben. Aus den Schiffsdokumenten der „Timandra" war ersichtlich, daß die Brigg bei ihrer Abfahrt aus San Francisco unter anderen 250 Flinten, mehr als 1000 Pfund Pulver, 50 Kisten Patronen und 10 Kisten Blei hatte. Das Quantum des Branntweins war nicht angegeben. Ob die ganze Ladung hier verkauft war oder nicht, ließ sich nicht ermitteln, da die Tschuktschen entschieden alles vor uns versteckt hatten. Was für eine Gesellschaft auf derartigen Schiffen, wie die Timandra, sich zusammenfindet, ist bemerkenswerth. Die Mannschaft bestand mit dem Kapitän aus 12 Köpfen, darunter fünf verschiedene Nationalitäten, eine vollständige ethnographische Ausstellung: der afrikanische Neger von reinstem Blute, der Mulatte aus Cuba, der rothhaarige Engländer und der rothhäutige Kolesche, der Tschuktsche vom Ufer der Beringsstraße und der heitere Kanake, der Sohn der Sandwichinseln. Diese saubere Gesellschaft stand unter dem Kommando eines flüchtigen Deutschen und eines Irländers, welche beide ohne ein ganzes Arsenal von Revolvern im Gürtel sich nicht auf dem Deck ihrer Schiffe zu zeigen wagten. — Es ist leicht begreiflich, daß mit derartigem Volke nur ein kreuzendes Kriegsfahrzeug mit Kanonen verkehren kann, nicht aber ein friedlicher Beamter mit der Feder und dem Gesetzbuch in der Hand.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf den Handel der fremden Schiffe mit den Eingeborenen der Beringsstraße und des Eismeers. Der jene Küsten besuchenden Schiffe sind dreierlei: 1. Eigentliche Walfischfahrer, welche nur sehr selten, im Fall eines Schiffbruches, mit den Eingeborenen in Berührung kommen. 2. Eigentliche Handelsschiffe. Es sind leichte, schnell segelnde Fahrzeuge, welche namentlich Branntwein führen und vor allem die Tschuktschen heimsuchen. An die amerikanische Küste wagen sie sich nicht, weil die amerikanische Regierung hier ihre Kreuzer hat, welche schonungslos jedes Schiff mit einem größern Quantum von Spiritus, Flinten und Pulver, als erlaubt ist konfisciren und verkaufen. 3. Schiffe, welche in erster Linie Handel treiben, aber zugleich alle Vorrichtungen zum Walfischfang an Bord haben; es sind kleine, aber sonst den Walfischfahrern ähnliche Fahrzeuge. Alle drei Arten werden in den englischen und amerikanischen Schiffsdokumenten genau unterschieden. Nach den Mittheilungen der Tschuktschen kommen mindestens 10 Schiffe alljährlich an jene Küsten; zwei bis drei davon beschäftigen sich ausschließlich mit dem Handel, die anderen nehmen nur Wasser oder frisches Fleisch ein. Die eigentlichen Handelsschiffe plündern die Tschuktschen in ziemlich frecher Weise aus, indem sie theures Pelzwerk und Walroßzähne gegen allerlei Kleinigkeiten, insbesondere aber gegen Branntwein, eintauschen. Für Branntwein aber geben die Tschuktschen alles hin, sogar ihre ihnen sonst sehr ans Herz gewachsenen Weiber und Kinder. Die Tschuktschen behaupten, sie hätten den Branntwein nöthig zum Tauschhandel mit den amerikanischen Eingeborenen, um von diesen Pelzwerk zu erhalten. Es mag in gewissem Sinne wahr sein, doch ist mir andererseits bekannt, daß der Hauptgegenstand des Tauschhandels mit den amerikanischen Stämmen der Beringsküste Tabak ist, daß die Tschuktschen sich selbst davor scheuen, jenen Wilden Branntwein zuzuführen, weil diese im trunkenen Zustande zu allem fähig sind. Meiner Meinung nach geht fast aller Branntwein, welchen die Tschuktschen von den amerikanischen Schiffen eintauschen, ins Innere des Landes zu den sogenannten Renthiertschuktschen, und hierin gerade liegt das Gefährliche dieses Handels. Wenn bei der Art und Weise des alljährlich abgehaltenen Marktes in Anjuiskaja und in Anadyrsk es in Folge dieser reichlichen Branntweinzufuhr gelegentlich einmal zu einem Zusammenstoß zwischen den handelnden Russen und den angetrunkenen Tschuktschen kommen sollte, so dürfte es von sehr üblen Folgen für die geringe und zerstreut lebende russische Bevölkerung sein. Ueberdies verdirbt der Branntwein die Tschuktschen selbst, insofern sie in ihrer Naivetät alles dafür hingeben. Der Werth der hier eingetauschten Waaren wird etwa 100 000 Rubel betragen, also keine sehr bedeutende Summe. Die russische Regierung hat daher die Pflicht,

ihre Unterthanen zu schützen und muß diesem Handel steuern. Sie müßte, ebenso wie die amerikanische, in jenem Meere einen regelmäßigen Kreuzer haben, der jedes mit Branntwein, Flinten u. s. w. handelnde Schiff konfiscirt und als Prise verkauft.

Im Allgemeinen haben aber die Tschuktschen Recht, daß sie dem Seehandel den Vorzug geben vor dem Ueberlandhandel in Anadyrsk und Anjuiskaja; hierher gehen die Tschuktschen nur, um Tabak zu holen, welchen die amerikanischen Schiffer ihnen nicht beschaffen können und ohne welchen sie jetzt nicht existiren können. Die Tschuktschen selbst jagen außer den Seethieren keine Pelzthiere, sondern tauschen das schöne kostbare Pelzwerk von den Eingeborenen Amerikas gegen Tabak ein. Tabak müßte ihnen daher in großer Quantität zugeführt werden und zwar auf russischen Schiffen über Wladiwostok und Petropawlowsk; der Schiffstransport hierher müßte unter allen Umständen billiger sein als der Landtransport durch ganz Sibirien über Jakutsk und Kolymsk.

Zwei Tage lagen wir in der St.-Lorenz-Bay und zogen dabei allerlei Erkundigungen von den Tschuktschen ein. Im Allgemeinen erfuhr ich jedoch dies Mal nicht viel Neues. Ich kannte ihre Erzählungen schon von der Zeit meiner ersten Expedition. In meiner frühern Mittheilung habe ich gesagt, daß die Tschuktschen keine Märchen hätten; hier hörte ich zwei, welche beide den Renthiertschuktschen jedenfalls unbekannt sind. Das eine Märchen lautet: „Zur Zeit, als die Beringsstraße noch nicht existirte, sondern die beiden Kontinente Asien und Amerika hier zusammenhingen, kam ein weißer Bär zu einem kühnen Jäger und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Der Tschuktsche willigte ein und zum Orte des Zweikampfes wurde die Landenge erwählt, wo jetzt die Meerenge ist. Lange kämpften der Mensch und der Bär mit einander, so gewaltig zerstampften sie die Erde, daß schließlich das Meer sich mit dem Meere vereinigen konnte. Jetzt wurde der Kampf ungleich, der Bär war im Wasser in seinem Elemente, der Mann begann zu sinken; doch mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte faßte er das Hintertheil des Bären und der Bär mußte so, ohne es zu wollen, den Mann aus Ufer ziehen.“ Ich erhielt in der St.-Lorenz-Bay die grob aus einem Walfischknochen geschnittene Figur eines Bären, an dessen Hintertheil zwei Menschenhände sichtbar waren. Die Tschuktschen, welche die Figur verkaufen, fügten hinzu, daß die Hände einem schwimmenden Menschen angehörten, doch sei der Leib abgebrochen. Interessant ist in diesem Märchen der Hinweis auf den ursprünglichen Zusammenhang zwischen Asien und Amerika; sollte aber die Trennung erst eingetreten sein zu einer Zeit, wo der Mensch bereits Zeuge sein konnte?

Die andere Sage ist folgende: „In alter Zeit hatte ein reicher Tschuktsche eine sehr schöne Tochter, welche einem reichen, aber alten Manne zur Frau bestimmt war, während das Mädchen einen armen Jüngling liebte. Als der Tag da war, an welchem der reiche alte Mann seine Braut holen sollte, lief das Mädchen an das steile Meerufer, flehte das Meer an, es zum Geliebten zu tragen und stürzte sich vom Felsen. Den großen Geist des Meeres dauerte das Mädchen, er verlieh ihr den Hinterleib eines Walrosses, so daß sie zur Insel Imaglin hinüber schwimmen konnte. Hier traf sie ihren Geliebten. Aber der mächtige Geist der Sonne strafte das arme Kind für den Ungehorsam gegen den Vater und für ihre Flucht; sie behielt zeitlebens den Leib eines Walrosses; ihre Nachkommenschaft gleicht der Mutter, sie lebt bis zur Stunde in dem Meere bei jener Insel.“ Ich vermochte mir auch die ebenfalls aus Knochen geschnitzte Figur eines solchen Weibes mit dem Körper eines Walrosses zu verschaffen.

Die Berge, welche bis zur St.-Lorenz-Bay sich erstrecken, sind nicht niedriger als die Berge der Heiligen-Kreuz-Bay. Ohne Zweifel sind dieselben ein Auslauf desselben Bergrückens, welcher als Wasserscheide zwischen dem nördlichen Zuflusse des Anadyr und Anjui einerseits und dem direkt nach Norden ins Eismeer strömenden Flusse andererseits dient.

In der St.-Lorenz-Bay machte ich zwei interessante Funde. Am Ufer der Bucht fand ich die Schale einer Kokosnuß, ohne daß ich zu erklären im Stande bin, wie sie dahin gekommen ist. Ferner erhielt ich von einem Tschuktschen ein kleines Stück Lazurstein, welches er an einem der in die Bay fallenden Flüsse gefunden hatte. Beim ersten Blick auf die uns hier umgebenden Gebirgsformationen war ich wirklich überrascht von der auffallenden Aehnlichkeit mit denjenigen Gebirgen im Gebiet von Tunkinsk am Baikal-See, in welchem ich früher zwei Jahre hinter einander Lazurstein gewonnen hatte. Eine nähere Untersuchung der Bucht in geologischer Beziehung wäre von großem Interesse, nicht allein wegen des hier vorkommenden Lazursteins, sondern auch zur Entscheidung der Frage, ob jemals früher Amerika und Asien zusammenhingen.

Am 3. August verließen wir die St.-Lorenz-Bay und nahmen unsern Kurs gerade durch die Mitte der Beringsstraße. Bald wurden die drei St.-Diomed-Inseln sichtbar und mit einem Blick sahen wir das Ost-Kap und das Prince-Wales-Kap, die nordöstliche Spitze der alten und die nordwestliche Spitze der neuen Welt. Bekanntlich war Bering, als er die später nach ihm benannte Straße durchschiffte, nicht vom Wetter begünstigt; wegen dichten Nebels konnte er nicht mit einem Male beide Ufer überschauen. Lange zweifelte man daher an der Thatsächlichkeit seiner Entdeckung, bis endlich Cook, mehr begünstigt als Bering, beim Durchfahren beide Kontinente gleichzeitig erblickte und damit die Frage nach der Trennung endgültig entschied.

(Der Vortragende erörtert bei dieser Gelegenheit ausführlich die Frage, wer eigentlich die Durchfahrt zwischen Amerika und Asien entdeckt habe, und wer derselben den Namen der Beringsstraße verliehen habe. Aus der längern Auseinandersetzung entnehmen wir hier nur, daß nach Ansicht des Vortragenden die Durchfahrt nach einem Kosakenhauptmann Deshnew benannt werden müßte, weil dieser nachweisbar zuerst sie durchschifft, also entdeckt habe. Ferner weist er nach, daß nicht Cook die Durchfahrt nach Bering benannt habe, sondern gleichzeitig Kapitän King, welcher das Cook'sche Reisejournal herausgab, und Forster in seiner Geschichte der Entdeckungen und Reisen 1784.)

Wir umschifften das Ost-Kap[1]) und gelangten am 4. August früh Morgens zur Ansiedelung Ugelen, welche etwa 5 Meilen von der eigentlichen Ostspitze ab am Ufer des Eismeeres gelegen ist. Unter allen bisher von uns besuchten Tschuktschen-Ansiedelungen ist Ugelen die ansehnlichste; sie zählt 200 Einwohner in 40 Wohnhütten. Die verhältnißmäßige Größe findet ihre Erklärung darin, daß von hier aus die Tschuktschen sich auf das gegenüber liegende amerikanische Ufer begeben, um zu handeln. Sie holen aus Anadyrsk und Anjuiskaja verschiedene Waaren, vor allem Tabak, und kommen etwa im Anfang des Juli hierher nach Ugelen. Von hier fahren sie dann mit ihren großen Booten (Baidaren) über die Beringsstraße hinüber

[1]) Von den Renthier-Tschuktschen wird es „Peek“, von den ansässigen Tschuktschen „Nebwuchek“ genannt.

zu Kap Prinz Wales[1]), wohin auch um dieselbe Zeit die amerikanischen Eingeborenen kommen. Sie vertauschen dann den Tabak gegen verschiedenes Pelzwerk. Der Tauschhandel geht außerordentlich schnell vor sich, weil beide Parteien einander überaus fürchten. Der Handel ist nach Aussage der Tschuktschen sehr vortheilhaft, indem sie 300 bis 400 Proc. dabei gewinnen. Allein was für Entbehrungen, was für Strapazen haben die Tschuktschen auszuhalten, um diese Vortheile zu erlangen?

Vergegenwärtigen Sie sich die Schrecknisse einer sechsmonatlichen Reise längs der asiatischen Küste des Eismeeres über die baumlosen Tundren (Moräste) bis nach Anjuiskaja, um von hier den Tabak zu holen, den die Russen unter gleichen ungünstigen Bedingungen aus Jakutsk bringen. Die Rückkehr nach Ugelen ist nicht viel leichter; aber die Ueberfahrt über die Beringsstraße in den Baidaren (großen Booten) ist äußerst gefährlich. Alljährlich gehen dabei viele Tschuktschen zu Grunde. Wie viele, wer weiß es? — Bei diesen Ueberfahrten ist ein sehr originelles Verfahren in Gebrauch. Wenn es sich zufällig ereignet, daß irgend ein Boot (Baidare) ein Leck bekommt, so hat der Eigenthümer der Waare das unanfechtbare Recht, vor allen seine „Handlungsgehülfen“ über Bord zu werfen — dann kommt erst die Waare.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Ugelen zeigte sich nahe am Ufer ein Walfisch; ich traute kaum meinen Augen, als ich bemerkte, daß die Tschuktschen in ihren leichten Booten und mit sehr primitiven Harpunen bewaffnet sich sofort aufs Meer begaben, um den Wal zu jagen, der mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes die ganze Flotte der Tschuktschen zertrümmern könnte, was nicht zu selten vorkommen soll. Da muß man sich wohl über die angeborene Unerschrockenheit dieser wilden Naturkinder wundern!

Der Tag, den wir im Eismeere verbrachten, war einer der schönsten unserer ganzen Fahrt: die Luft überaus klar, am Ufer sah man Vorgebirge neben Vorgebirge bis zum Serze Kamen. Kein Eis war zu sehen. Es erschien uns Zeit und Gelegenheit günstig zu einer weitern Fahrt auf dem Eismeere. Ausgenommen geringe skorbutische Zeichen bei einigen Matrosen war die ganze Mannschaft gesund; der Kapitän und alle Offiziere träumten die ganze Zeit vom Kap Schelagskoi und malten mit lebhaften Farben sich den Moment aus, wo die russische Flagge stolz sich am Wrangell-Lande entfalten sollte, — aber leider! alle diese Seifenblasen zerplatzten bei der kategorischen Erklärung, daß der Kohlenvorrath des Schiffes nur noch für zwei Tage reiche! Damit war freilich nichts zu machen!

Es ist meine persönliche Ueberzeugung, daß der Weg zum Nordpol über das Wrangell-Land führt; daß aber letzteres nicht mit Hundeschlitten vom Kap Jakan erreichbar ist, wohl aber von der Beringsstraße mit einem Dampfer, welcher genügend mit Kohle versehen ist. Soll Rußland zugeben, daß fremde Nationen vor ihm das Land betreten, welches den Namen eines russischen Seefahrers trägt? Soll Rußland gestatten, daß ein nicht russisches Schiff die Flagge Peter des Großen auf jenem Lande entfalte? Oder sollen das Sternenbanner Amerikas oder Japans Sonnenflagge früher die Küste des Wrangell-Landes erschauen als das blaue Andreaskreuz auf weißem Grunde?

Am 5. August 4 Uhr Nachmittags begannen wir unsere Rückfahrt durch die Mitte der Meerenge; als wir in dem Parallel der St.-Lorenz-Bay uns befanden, kam ein amerikanisches Schiff in Sicht. Wir fuhren heran; es war, wie sich bald auswies, ein regelrechter Walfischfahrer, „Camilla“. Das Schiff führte keinerlei Waare bei sich; seine Absicht war, hier in der St.-Lorenz-Bay anzulaufen, um daselbst bei den Tschuktschen sich mit Pelzkleidern für die Mannschaft zu versehen.

In derselben Nacht passirten wir die Einfahrt in die Metschigmen-Bay, aber konnten auch jetzt wegen Nebels nicht einlaufen. Nachdem wir einen Tag vergeblich gerastet hatten, fuhren wir in die Senjäwin-Straße ein, um unsern Begleiter, den Tschuktschen Jnok, abzusetzen. Am 7. August befanden wir uns an der nördlichen Spitze der Insel Arakamtschetschen, aber wegen des dichten Nebels konnten wir das Ufer nicht sehen. Wir gaben alle 10 Minuten einen Kanonenschuß ab, um dadurch die Tschuktschen herbeizurufen, und richtig, trotzdem daß das Ufer vier Meilen von uns entfernt war, erschien nach dem fünften Schusse vor unserm Schiffe eine Baidare. Hier entließen wir unsern Jnok, nachdem wir ihn durch Geschenke, welche in Tabak, allerlei Kleinigkeiten und vielen alten Kleidern bestanden, reichlich belohnt und hoch erfreut hatten.

Hier sah ich — vielleicht zum letzten Mal — Tschuktschen. Nur die Tschuktschen allein widerstanden mit Erfolg den andringenden Kosaken, von denen eine Hand voll genügte, um Sibirien vom Ural bis zum Anadyr zu unterwerfen. Die Tschuktschen allein erschienen den Russen als gefürchtete Feinde; bis jetzt schreckt man im Norden die Kinder mit den Tschuktschen, und doch besitzt dieses gefürchtete Volk vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens. Dahin gehört die grenzenlose Liebe der Tschuktschen zu ihren Weibern und Kindern; sie geht so weit, daß, um nach unseren Begriffen zu reden, alle Tschuktschen unter dem Pantoffel ihrer Frauen sind, und daß alle ihre Kinder und besonders ihre Großkinder gerade so verwöhnen, als unsere europäischen Großeltern es zu thun pflegen. Selbst Amraurgin — der Fürst der Tschuktschen („erem“ in ihrer Sprache) — kann als Beispiel dienen. Der gefürchtete Gebieter der nordischen Tundra, der tschuktschische Ritter „ohne Furcht und Tadel“, gehorcht bald einer, bald der andern Frau; es werden bei ihm zwei Enkelinnen erzogen, welche das ganze Haus kommandiren, aber der Alte ist entzückt von ihnen und hat ihnen bereits bei seinen Lebzeiten einen Theil seiner Renthierherde vermacht. Ich kann nicht der Meinung anderer Reisenden beipflichten, daß die Tschuktschen dem Diebstahl geneigt sind; ich habe weder während der zwei Jahre meines ersten Aufenthaltes unter ihnen noch jetzt etwas davon bemerkt. Die Tschuktschen sind nicht unbegabt — Züge eines natürlichen Verstandes sind genug an ihnen wahrzunehmen. Leider sind alle Versuche sie zu bewegen, ihre Knaben zum Unterricht in die Progymnasien nach Jakutsk zu schicken, bisher vergeblich gewesen. Die Ursache davon ist vor allem die große Liebe zu den Kindern, von welchen sie sich nicht trennen wollen. Dem amerikanischen Oberst B. gelang es jedoch, einige Tschuktschen-Knaben nach San Francisco zu bringen, woselbst sie unterrichtet werden und zu guten Hoffnungen berechtigen. Bemerkenswerth sind die Worte, welche eine Tschuktschen-Mutter dem Kapitän B. beim Abschiede sagte: „Unterrichte meinen Sohn, unterrichte ihn gut, nicht in vielen Dingen, doch so, daß er das Wenige gut wisse!“

Von der Senjäwin-Straße richteten wir unsern Kurs zur Berings-Insel; doch in Folge widriger Winde oder Windstille brauchten wir dazu volle neun Tage, so daß wir erst am 16. August am frühen Morgen die erwähnte Insel in Sicht hatten. Die Berings-Insel, auf welcher Bering gestorben, gehört zu der Gruppe der Kommandeur-Inseln.

(Der Vortragende schildert dann das tragische Ende

---

[1]) Von den seßhaften Tschuktschen Nyychta genannt.

Bering's sowie die Schicksale einiger Russen, welche sieben Jahr lang auf der Berings- und Kupfer-Insel zuzubringen genöthigt waren.)

Um 4 Uhr Nachmittags warfen wir in einer Bucht an der nordwestlichen Küste der Insel die Anker aus. Vor der Bucht liegen zwei kleine Inselchen, welche als gute Kennzeichen zur Einfahrt in die Bucht dienen, etwas weiter liegt eine größere Insel, „Toporkew“ genannt, und eine andere, „Arij Kamen“. Der Ankerplatz hier ist nicht gut, weil die Bucht den Westwinden völlig geöffnet ist; selten ist ein Schiff von hier abgesegelt, ohne seine Anker hier verloren oder mindestens zerbrochen zu haben. Am Ende der Bucht liegt die „Residenz“ der amerikanischen Kompagnie, welche von der russischen Regierung den Robbenfang gepachtet hat. Es befinden sich daselbst die Gebäude für die Beamten der Kompagnie, Magazine, Vorrathshäuser, eine griechisch-orthodoxe Kirche, ein Schulhaus und ungefähr 40 Wohnhäuser und Erdhütten der Eingeborenen, von denen man etwa 300 Personen zählt. Sowohl vom Meere aus als auch in unmittelbarer Nähe hat der Ort ein recht angenehmes Aussehen; man erkennt die rothen Dächer der Häuser, die kleinen Zier- und Gemüsegärten; auf der umgebenden Höhe weiden Kühe; nur Wald fehlt vollständig. — Der Lagerplätze, an welchen die Seebären vorzüglich sich aufzuhalten pflegen, giebt es zwei: einen größern an dem nordöstlichen Ende der Insel, einen kleinern am südlichen Ende. — Wir verweilten auf der Insel vier Tage. Ueber den Jagdbetrieb und die Lage der Einwohner ermittelte ich Folgendes: Wie aus den Büchern der Kompagnie ersichtlich, wurden auf der Berings-Insel an Seebären erschlagen:

im Jahre	1872	12 912 Stück,
„ „	1873	13 040 „
„ „	1874	13 028 „

also durchschnittlich 13 000 Stück alljährlich. Die jetzigen Bewohner der Berings-Insel sind Aleuten, man hat sie von der Insel Atcha hierher gebracht; zur Zeit des Schiffbruches Bering's war die Insel unbewohnt.

Am 18. August unternahmen wir einen Ausflug zu dem am nordöstlichen Ende gelegenen Lagerplatze der Seebären, um das Leben und Treiben dieser merkwürdigen Thiere kennen zu lernen. Wir hatten etwa 20 Werst vom Dorfe aus zurückzulegen. Wir fuhren dahin auf Schlitten, welche je mit 10 Hunden bespannt waren. Eine andere Weise zu fahren, kennt man hier nicht. Ich habe schon mancherlei Arten der Beförderung während meines Nomadenlebens in Sibirien kennen gelernt, allein im Sommer mit Schlitten, welche von Hunden gezogen werden, zu fahren, war mir bis jetzt fremd. Das Kommando der Hunde ist theils kamtschadalisch, theils russisch. Letzteres ist auffallend, insofern als die Russen in allen Orten, wo sie mit Hunden fahren, dieselben mit denjenigen Worten lenken, welche sie der Sprache der Eingeborenen entnommen haben. Man kann hieraus schließen, daß an anderen Orten die Russen diese Art und Weise zu fahren von den Eingeborenen gelernt haben, hier auf der Berings-Insel sind es Russen gewesen, welche diesen Gebrauch einführten; deshalb sind alle Namen der Hunde auch der russischen Sprache entlehnt. — Zuerst fuhren wir aufwärts längs einem Flüßchen, überschritten zu Fuß einen Bergrücken von etwa 2300 Fuß, dann zog sich der Weg zwischen kleinen Seen hin und endlich verfolgten wir ein anderes Flüßchen bis ans Meer. Auf dem ganzen Wege sammelten wir reichlich Pilze und erfreuten uns an den völlig reifen und wohlschmeckenden Schellbeeren[1]), welche hier in großer Menge wuchsen. In drei Stunden hatten wir unser Ziel erreicht, wir befanden uns an der Küste. Das Ufer fällt steil ab, oben waren zwei kleine Hütten für die Wächter, sowie einige Speicher (Amboren) gebaut. Das Meer reicht aber nicht bis an die steile Uferwand, sondern es ist ein Zwischenraum von etwa einer halben Werst frei, der bei der Ebbe noch um 100 Safhen (ca. 200 Meter) zunimmt. Es hat sich hier eine kleine etwa 1 Werst lange Uferbucht gebildet, deren Boden mit großen und kleinen Kieselsteinen bedeckt ist. Dieser ganze Platz fast bis an den Uferabhang war gedrängt besetzt mit Seebären, so daß man das Meer nicht sehen konnte. Die Zahl der hier lagernden Thiere soll nach ungefährer Schätzung der Leute etwa eine halbe Million betragen. Vom hohen Ufer aus, auf welchem wir uns befanden, konnten wir wie aus der Loge eines Theaters auf den Platz vor uns herabblicken, wo wie auf einer Bühne die Seebären ihr Wesen trieben und sich in den verschiedensten Rollen versuchten. Hier die lächerlichste Komödie, dort das kunstreichste Ballet, dort eine blutige Tragödie; hier eine Liebeserklärung, dort ein Duell und ein Massenkampf. Es war schwer, die Blicke von diesem fremdartigen und doch anziehenden Bilde abzulenken.

(Nachdem der Vortragende die Lebensweise der Seebären eingehend nach Steller und Kraschenninskow geschildert, geht er über zum jetzt üblichen Jagdbetrieb.)

An dem zum Robbenschlag festgesetzten Tage begeben sich alle Einwohner bis zu 10 Jahren, Weiber, Männer und Kinder, zum Lagerplatz. Hier wird eine Kette gebildet, welche die Thiere vom Wasser zurückdrängt. Mit Geschrei und Lärm treibt man nun die Thiere[1]) an einer weniger steilen Gegend des Ufers hinauf bis in ein kleines hinter den Uferbergen befindliches Thal. Dabei werden jedoch alle jungen weiblichen Thiere durch die Kette gelassen; sie sind leicht erkennbar an ihrer geringern Größe sowohl als auch an der Farbe ihrer Schnauzenhaare. (Das junge Männchen hat schwarze, das junge Weibchen weiße Haare.) Die Weibchen, welche bereits Junge haben, und die alten Thiere werden geschont. Sobald die ganze Menge der männlichen Seebären in das Thal getrieben ist, fallen alle Männer über sie her und tödten sie durch Schläge mit zwei Arschin langen Eichenstöcken, welche besonders dazu aus Amerika herbeigebracht werden. — Den Weibern und Kindern fällt danach die Arbeit zu, den getödteten Thieren das Fell abzuziehen und die einzelnen Häute zu salzen. Jedes Fell wird an seiner Innenfläche mit Salz bestreut. Je zwei werden zusammengelegt, zusammengebunden und sind dann zur Ausfuhr bereit. — Von den Kommandeur-Inseln werden die Felle nach Petropawlowsk geschafft; hier zählt man sie und erhebt einen Zoll von zwei Rubeln für jedes Fell. Aus Petropawlowsk schickt man sie nach San Francisco und weiter über Nordamerika nach London. Hier existirt die einzige Fabrik, welche das Geheimniß besitzt, die Robbenfelle gehörig zuzubereiten. Die frühere Russisch-Amerikanische Kompagnie pflegte die Felle nicht einzusalzen, sondern nur zu trocknen, doch aus diesem Grunde ließen sich dieselben später nicht so gut bearbeiten, wie es jetzt geschieht. Der Preis betrug deshalb früher nur den vierten Theil von dem jetzigen. — Im Allgemeinen beschränkt sich die Bearbeitung darauf, die größeren (Stichel-) Haare zu entfernen, damit die weichen Wollhaare (Flaum) nachbleiben. Um dieses zu ermöglichen, wird jedes einzelne Fell über ein Brett ge-

[1]) Rubus chamaemorus.

[1]) Doch keineswegs alle, sondern nur diejenige Gruppe, welche aus noch nicht gepaarten Thieren bis zum Alter von vier Jahren besteht. Nach der sonderbaren Gewohnheit dieser Thiere hat die bezeichnete Altersklasse ihre besonderen Ruheplätze.

spannt und die innere (unbehaarte) Fläche mit einem nicht zu scharfen Messer so lange geschabt, bis die tiefer sitzenden Wurzeln der Stichelhaare entblößt sind. Ist das geschehen, so werden dann mittelst grober Kämme die Stichelhaare ausgekämmt; dann behandelt man die Felle, wie es bei der Bereitung von sämischem Leder üblich ist; schließlich werden die Felle gefärbt. — Die fertig zubereiteten Felle werden in London mit 15 bis 20 Rubel das Stück bezahlt. Der Kompagnie kostet aber jedes einzelne Fell nicht mehr als fünf Rubel, die Abgabe an Zoll, den Lohn der Arbeiter, Fracht und andere Unkosten mit inbegriffen. Berücksichtigt man, daß allein auf den Inseln, welche von der russischen Regierung gepachtet sind, jährlich 30 000 Thiere getödtet werden, so kann man den jährlichen Gewinn der Kompagnie leicht berechnen. — Bei der früher russischen jetzt amerikanischen Pribylow-Inselgruppe erbeutet die Kompagnie jährlich eine Anzahl von 100 000 Fellen, was ihr einen Jahresgewinn von einer Million Rubel abwirft.

Ich wende mich zur ökonomischen Lage der auf den Kommandeur-Inseln lebenden Eingeborenen. Auf der Berings-Insel allein werden alljährlich 13 000 Thiere getödtet; da nun die Kompagnie — laut Kontrakt — für jedes gute und unverdorbene Fell einen halben Rubel zahlt, so erhalten die Arbeiter jährlich 6500 Rubel. Aus den Büchern der Kompagnie ist weiter ersichtlich, daß die anderweitigen Geldbeträge, welche den Arbeitern für andere Leistungen oder als Geschenk gezahlt werden, sich fast ebenso hoch belaufen, so daß die Einnahme der letzteren etwa 13 000 Rubel, also durchschnittlich 44 Rubel jährlich auf den Kopf beträgt, was im Allgemeinen sehr wenig ist. — Auf den Kupfer-Inseln beträgt die den Arbeitern zu zahlende Summe etwa 11 000 Rubel, was bei einer Zahl von 107 Köpfen fast 125 Rubel für die Eingeborenen ausmacht. Vor einigen Jahren haben sich deshalb die Einwohner der Berings-Insel an die betreffende Behörde in Petropawlowsk gewandt mit der Bitte, die Zahlung erhöhen zu lassen; früher hätten sie vier Rubel für jedes Fell erhalten, jetzt betrage ihre Einnahme doch nur höchstens einen Rubel für jedes Fell. — Die Angelegenheit ist einer Kommission übergeben, aber noch nicht erledigt. — Die amerikanische Kompagnie sorgt im Allgemeinen gut für die ihr anvertrauten Arbeiter. Kontraktmäßig ist sie zu weiter nichts verpflichtet, als für jedes einzelne Fell einen halben Rubel zu zahlen; sie giebt mehr; aus den Büchern ist zu ersehen, daß 20 Proc. der Gesammtunkosten in Geldgeschenken bestehen. Dazu kommt, daß die Kompagnie den Lehrer an einer Schule mit 720 Rubel jährlich besoldet, zwei rechtgläubige Kirchen erbaut hat und unterhält; alljährlich fünf bis sechs neue hölzerne Häuser unentgeltlich aufbaut; ein Schulhaus unterhält und die Kinder mit allen nöthigen Lehrmitteln versieht, ferner Vieh und Sämereien aus Amerika kommen läßt und unentgeltlich den Leuten giebt. Wenn man das in Anschlag bringt, so muß man anerkennen, daß die Kompagnie alles thut, was man von ihr erwarten kann. Ueberdies findet man in den Magazinen der Kompagnie alle nothwendigen Dinge zu einem mäßigen Preise, ja sogar Luxusartikel, Odeuren, Pomaden, Näschereien. Die Preise sind niedriger als in Petropawlowsk, ja sogar — ausgenommen Mehl zu 1 Rubel 85 Kopeken das Pud — niedriger als in Irkutsk.

Das Wetter war, so lange wir an der Berings-Insel verweilten, nebelig und zugleich wehte ein heftiger Wind; Beobachtungen konnten deshalb nicht angestellt werden.

Am 19. August Abends verließen wir die Berings-Insel, hatten einen starken Sturm zu ertragen und warfen am 27. August 3 Uhr Nachmittags die Anker in dem uns bekannten Hafen von Petropawlowsk.

(Nach einigen Tagen der Erholung sollte das Schiff „Haidamak“ nun zur Insel Paramuschir segeln, um bei der Uebergabe der Kurilischen Inseln an Japan gegenwärtig zu sein. Einige andere russische Schiffe, sowie eine japanische Korvette, welche in Petropawlowsk lag, sollten sich dabei betheiligen. Die Flottille verließ Petropawlowsk am 6. September; ein furchtbarer Sturm führte den „Haidamak“ und damit Hrn. Neumann so weit nach Süd-Westen, daß an eine Umkehr nicht zu denken war. Ueberdies war das Steuerruder arg mitgenommen und verlangte gründliche Reparatur. Das Schiff fuhr deshalb direkt nach Hakodade, von wo es nach einem Aufenthalte von einigen Tagen am 27. September absegelte und am 1. Oktober nach fast viermonatlicher Abwesenheit in Wladiwostok eintraf. Da eine Reise von Wladiwostok nach Irkutsk im Winter zu den Unmöglichkeiten gehört, so erwirkte sich Herr Neumann die Erlaubniß, über Japan, Peking und Kjachta zurückkehren zu dürfen. Es wurde ihm gestattet; er reiste nach Hakodade, blieb einen Monat in Japan, einen Monat in Sibirien und traf am 16. Januar 1876 über Kjachta in Irkutsk ein.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Professor Nordenskiöld's kühne Fahrt hat in Rußland die Ueberzeugung geweckt, daß nach Anstellung einiger näheren Explorationen ein Handelsweg zwischen dem Norden Sibiriens und Europa sich aufthun könnte, weswegen sich die russische Regierung bewogen fühlt, eine Kommission in Tobolsk zu versammeln, welche über den Handel Sibiriens nach jeder Richtung hin eine Enquête veranstalten soll. Auch wird berichtet, daß für Instandsetzung der Häfen an der Mündung des Ob und Jenisei eine Million Rubel ausgeworfen werden soll.

— Der Verkehr mit dem nördlichen Sibirien nimmt zu. Jetzt befindet sich dahin unterwegs der Dampfer „Louise“, Kaptitän Burmeister, welcher der Russisch-Bremischen Gesellschaft gehört. Auf englische Rechnung sind nicht weniger als sechs Dampfer gechartert, um mit Ballast nach der Mündung des Ob zu gehen und dort Getreide einzunehmen. Unlängst ist auch der dänische Dampfer „Neptun“, welcher schon im vorigen Jahre Sibirien besuchte, von Hamburg wiederum dorthin abgegangen.

— Nach der Turkestanischen Zeitung waren im vorigen Monate einige Mitglieder der Expedition zum Studium der Frage der mittelasiatischen Eisenbahn noch in Taschkent, wo sie zum 22. Juli auch die übrigen Mitglieder erwarteten, um dann sofort die Reise über Samarkand in das Chanat Buchara anzutreten. Von Hazret-Imam oder Kabadian aus wollte man den Amu-Darja abwärts nach Chiwa gehen. Kapitänlieutenant Zubow war bereits über Kazalinsk nach Petro-Alexandrowsk abgereist und sollte von dort

den Amu-Darja aufwärts der Expedition entgegengehen. Zur Untersuchung des Flusses war ein kleiner Wolga-Dampfer angekauft und nach Kazalinsk geschickt, um von dort nach dem Amu gebracht zu werden.

Inzwischen studirte in Taschkent Herr Sorokin die kryptogamen Gewächse Mittelasiens zur Lösung einiger Fragen, die frühere Forscher noch nicht berührt hatten. Herr Pelzam studirte die Fauna von Turkestan nach den Sammlungen des Museums von Taschkent, wo er einige neue Arten fand, so die krebsartigen Apus und Astacus fluviatilis, von deren Vorkommen im turkestanischen Gebiet man bisher noch nichts wußte. Herr Simakow fertigte photographische Aufnahmen der bemerkenswerthesten Kunstgegenstände des Museums und fand namentlich ein reiches Feld zum Studium der Ornamentik der mittelasiatischen Völker. Die Ingenieure Ljapunow und Sokolowski untersuchten den direkten Weg von Turkestan nach Taschkent mit Umgehung von Tschimkent und der dortigen Berge, ein Weg, dem auch die Bahn in Zukunft folgen soll. Zwischen den Orten Tschilek und Turkistan besichtigten die Genannten auch die umfangreichen, bis jetzt noch nicht untersuchten Ruinen einer großen Stadt.

— Nach der Turkestanischen Zeitung (1879, Nro. 12) ist am 18. Februar (2. März) in Wjernoje ein statistisches Komite für den Kreis Semirätschensk zusammengetreten, wie solche in den meisten Gouvernements von Rußland bestehen. Herr N. A. Aristow wurde auf drei Jahre zum Vorsitzenden gewählt. Einzelne Mitglieder überreichten dem Komite bereits druckfertige Arbeiten über die Statistik von Semirätschensk oder Kuldscha. Das Komite beschloß am 31. März (12. April) die Vornahme einer an einem Tage abzuhaltenden Volkszählung in Wjernoje. L.

(Turkestanische Zeitung 1879, Nro. 18.)

— Die militär-topographische Abtheilung des russischen Generalstabes hat eine neue Karte von Afghanistan in 1 : 1008 000 (24 Werst = 1 Zoll) herausgegeben. Der östliche Theil der Karte ist nach den englischen topographischen Aufnahmen hergestellt, im nördlichen Theile von Kabul bis Bamian und weiter auf dem Wege nach Taschkurgan ist ein Theil der Marschroute benutzt, die während der Mission des General Stoljetow aufgenommen worden ist, der Rest ist nach verschiedenen englischen Karten (Wyld, John, Walker) und den englischen Rekognoscirungen in Beludschistan ergänzt. Die Karte auf einem Blatte in großem Format dürfte in russischer Sprache einzig in ihrer Art sein. L.

(Turkestanische Zeitung 1879, Nro. 17.)

— Ein höchst spannendes und an aufregenden Zwischenfällen reiches Kapitel aus der Geschichte der chinesischen Auswanderung erzählt uns Prof. F. Blumentritt in Leitmeritz in seinem Aufsatze „Die Chinesen auf den Philippinen", der zuerst in dem 1879er Programme der dortigen Kommunal-Oberrealschule erschienen ist und wovon ein Separatabdruck uns vorliegt. Die nach den nur irgend zugänglichen Originalquellen gearbeitete Darstellung giebt lediglich die Resultate der Forschungen, welche sich hauptsächlich auf die neun Jahrzehnte von 1571, als sich Spanier und Chinesen zum ersten Mal auf den Philippinen begegneten, bis 1662 beziehen. Auf die neuere Zeit wird nur kurz eingegangen. Wir empfehlen dieses merkwürdige Stück Kolonisationsgeschichte, diese Schilderung eines wiederholten Ringens beider Völker um den reichen ostasiatischen Archipel als eine erwünschte Ergänzung zu dem betreffenden Kapitel von Ratzel's „Chinesischer Auswanderung".

Afrika.

— Otto Schütt, der Reisende der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, befand sich Mitte August schon in Lissabon, während man ihn tief im unerforschten Innern Afrikas wähnte. Der Muata Jamwo gestattete ihm nicht, den Lulua zu überschreiten, und deshalb kehrte er nach der Küste zurück. Doch bringt er viel neues kartographisches Material und Aufschlüsse über die Hydrographie des Congo-Beckens zurück. So hat er unter andern den Lauf des Kasai, der dort den Namen Zaïre führt, zwischen 8° und 6° südl. Br. festgelegt. Zu bedauern ist es, daß er nicht wenigstens bis zur Residenz des Muata Jamwo vordrang, was Pogge so mühelos gelang, daß man nicht anders als annehmen kann, daß sich die Verhältnisse dort seitdem gründlich geändert haben.

— Afrika geht dem Zeitalter der Gründungen entgegen; man findet in den Zeitungen jetzt die sonderbarsten Pläne zu Unternehmungen, durch welche die Bewohner der verschiedensten Theile Afrikas beglückt werden sollen, und dieselben sind meist um so sonderbarer, je unbekannter die betreffenden Gebiete sind. So bringt Heft 2 der neulich von uns erwähnten neuen Zeitschrift „L'Afrique explorée et civilisée" gleich zwei solcher Projekte; nach dem einen will die „Compagnie française commerciale, agricole et industrielle de l'Afrique orientale" Handel, Ackerbau, Gerberei u. s. w. in Alexandrien, Dschidda, im Bogos-Lande, Massaua ꝛc. treiben. Eine andere Gesellschaft beabsichtigt den Bau von verschiedenen kürzeren Eisenbahnen in Ober-Guinea, nämlich der Linien Salt Pond-Mankessim, von Accra zum Volta, von Schamah nach Wassaw und von Gaun nach Abbeokuta und später weiter bis Rabba am Niger. Paul Soleillet seinerseits hat vor der Pariser Geographischen Gesellschaft seinen Plan, Timbuktu mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung zu bringen, entwickelt. Von Dakkar am Kap Verde soll schon im kommenden Winter eine Bahn nach St. Louis, der Hauptstadt der französischen Senegal-Kolonie, gebaut werden (rund 210 km). Dann muß der Senegal von St. Louis aufwärts bis Bafulabe (rund 800 km), wo seine hauptsächlichsten Quellflüsse sich vereinigen, schiffbar gemacht und endlich ein Kanal von Bafulabe nach Bammaku am Niger (circa 350 bis 400 km) erbaut werden. Die Vorarbeiten für letztern sollen sofort beginnen. Von Bammaku abwärts nach Timbuktu und weiter ist der Niger schiffbar. Die Kosten jener Projekte werden auf 1 Mill. Pf. St. geschätzt. Alles recht schön, wenn es nur nicht in Europa noch so unendlich viel zu thun gäbe!

— Hauptmann Roudaire hat unlängst über seine Arbeiten im südlichen Tunesien im verflossenen Winter (27. November 1878 bis 18. Mai 1879) an die Pariser Akademie der Wissenschaften Bericht erstattet. Dieselben umfassen an 600 km neuer Nivellements, eine topographische Aufnahme des Isthmus von Gabes mit Höhenschichten von 50 zu 50 cm, Messungen des Luftdruckes, der Temperatur, des Niederschlages, der Richtung und Stärke des Windes, geologische, zoologische und botanische Sammlungen. 22 Tiefbohrungen, davon 10 auf dem Isthmus und 11 im Schott Dscherid, wurden ausgeführt, bei welchen bis zu einer Tiefe von 10 m unter dem Meeresspiegel nur Sand, sandiger Mergel und Schlamm angetroffen wurde. Nur auf dem Isthmus selbst, dem für Anlage des geplanten Kanales wichtigsten Punkte, stieß man 38 m unter der Oberfläche und noch 8 m über dem Meeresspiegel auf Kalkbänke. Bei näherer Untersuchung aber hat es sich herausgestellt, daß dieselben nur geringen Umfang und in Bezug auf die Herstellung des Kanals nur geringe Bedeutung haben. Ein Schlußbericht über seine drei Expeditionen wird von Roudaire verheißen, sobald seine Funde und Beobachtungen von Specialisten geprüft und bearbeitet sein werden.

— Sehr selten kommt es in Fezzân zum Regnen und selbst Thau fehlt bei dem Mangel der Atmosphäre an Feuchtigkeit fast ganz, obgleich die Temperaturerniedrigung in den Wintermonaten Morgens seine Bildung begünstigen sollte. Nur wenn die nördlichen Winde, der Nordost aus der großen Syrte, der Nordwest und der Nordwind Feuchtigkeit genug zuführen und gleichzeitig die Temperatur herabsetzen, scheint es im Winter zu Niederschlägen zu kommen.

Dabei kommt aber nach Dr. Nachtigal der Regen den Einwohnern, z. B. der Oase Semnu (etwa 27° nördl. Br.), geradezu unerwünscht, „nicht allein, weil er die Lehmhäuser hinwegwäscht, wenn er einigermaßen reichlich ist, sondern auch, weil die Bewohner für die Dattel- und Gartenkultur die regelmäßige Brunnenbewässerung vorziehen. Die Dattelpalme soll ihren Fuß im Wasser, ihr Haupt in der Sonne haben. Wenn die Früchte nach Regen schlecht gerathen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß das Wasser desselben den Baumwurzeln durch seinen Salzgehalt, den es aus dem Boden empfängt, schädlich wird. Man bezeichnete mir das Wasser des Regens als mejit, d. h. todt, das des Bodens als hai, d. h. lebendig, lebenspendend." Wie verheerend der Regen in Fezzân wirken kann, erfuhr Dr. Nachtigal in der Semnu benachbarten Oase Temenhint, deren 133 Wohnstätten (Hausch) reizend in der Mitte wundervoll gruppirter Dattelpalmen liegen. „Doch mehr als ein Drittheil der aus Lehm gebauten Häuser, wie auch das Qasr, waren im letzten Sommer durch einen wolkenbruchartigen Regen zerstört worden, der nach Sonnenuntergang bei Westwind eintrat und um die Zeit der Aschâ, d. h. anderthalb Stunden später, sein Werk der Zerstörung beendet hatte. Sechs Menschen und funfzig Thiere verloren das Leben bei dieser Katastrophe, die gewiß ebenso unerwartet, als in solcher Stärke unbekannt, die Einwohner kopflos gemacht hatte."

(G. Nachtigal, Sahärâ und Sûdân I, S. 69 und 70.)

— Aegyptens Wirthschaftslage. Dem ersten unlängst erschienenen Band eines amtlichen Werkes über Aegyptens wirthschaftliche Verhältnisse von Herrn Amici, dem Chef des ägyptischen statistischen Bureaus („Essai de statistique générale de l'Egypte. Le Caire 1879"), entnehmen wir die nachstehenden zeitgemäßen, wenn auch vielleicht noch kritisch zu prüfenden Angaben über das alte, ehedem wie heute so wichtige Kulturland. Aegyptens Territorialfläche ist niemals genau festgestellt worden, weil gegen die Wüste nach Westen und Südwesten genaue Grenzen nicht gezogen werden konnten. Nach den Schätzungen des Generalstabs ist das Reich 1 021 354 qkm groß, wovon nur 24 289 qkm kultivirt, bebaut oder bewohnt sind. Eine ordentliche Volkszählung ist seit 1846 nicht angeordnet worden. Statt deren müssen die Ermittelungen der Generalsanitätsintendanz genügen, welche die Bevölkerung Aegyptens am 31. December 1878 auf 5 602 627 Einwohner, worunter 85 000 Fremde, angegeben hat. Unter-Aegypten zählt 2 823 995, Ober-Aegypten 1 471 398, Mittel-Aegypten 653 119, die städtischen Bezirke 569 113 Einwohner, wobei die Fremden nicht eingerechnet sind. In Anbetracht der verhältnißmäßig kleinen kultivirten und bewohnten Landfläche erscheint die Bevölkerung eine ungemein dichte und zusammengedrängte. Sonst unterscheidet sich das Land in demographischer Hinsicht (auf 110 Knaben werden 100 Mädchen geboren, auf 118 Männer sterben 100 Frauen; Verhältniß der Geburten zur Bevölkerungsziffer 3,45 bis 3,95, der Sterblichkeit 2,25 bis 2,39 Proc.) nicht wesentlich von den europäischen Staaten. Die Einwanderung ist gering, sie bezifferte sich in den Jahren 1873 bis 1877 nur auf 19 291 Personen; es kamen während dieser Zeit in Aegypten an 2 170 910 und es reisten ab 2 151 609 Personen. Aegyptens Auslandshandel ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich; es betrug des Landes

im Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Ueberschuß der Ausfuhr
	in Millionen Franken		
1874	131,3	347,7	216,4
1875	145,5	345,3	199,8
1876	101,2	351,2	250,2
1877	116,4	330,2	213,8
im Durchschnitt	123,6	343,6	220,0

Hiervon participirt England mit 69 Proc., Frankreich mit 13 Proc., Oesterreich-Ungarn mit 6 Proc., Italien mit 4 Proc. ꝛc. Die Hauptausfuhrartikel Aegyptens sind bekanntlich Baumwolle, Cerealien, Zucker. Aegyptens Schifffahrtsverkehr hat seit der Eröffnung des Suez-Kanals erheblich zugenommen. In seinen Häfen legen jährlich 400 bis 500 (?) fremde Kriegsschiffe, 5000 bis 10 000 Küstenschiffe und mehr als 13 000 fremde Handelsschiffe aller Nationen an. Der Postverkehr ist noch wenig entwickelt, in den Jahren 1873 und 1874 wurden jährlich noch nicht 2 Millionen Briefe im Inland und kaum 500 000 ins Ausland befördert, was einen Verkehr von etwa einem halben Brief per Kopf und Jahr ausmacht, während in Deutschland bekanntlich 14 Briefe jährlich auf den Kopf der Bevölkerung entfallen. Ueber die Landwirthschaft bringt das erwähnte Werk vorerst nur wenige Angaben bei, obschon Aegypten ein überwiegend Ackerbau treibender Staat ist, da von seiner männlichen Bevölkerung 70 Proc. (1 855 000) dem Ackerbau und nur 590 000 Personen dem Gewerbestand und 275 000 Personen dem Priester- und Gelehrtenstand angehören. Bebaut waren 2 428 368 Hektare, worunter 354 252 Hektare Domanialgüter. Der Viehstand belief sich auf 228 326 Ochsen und Kühe, 8741 Pferde, 26 871 Ziegen, 87 882 Esel und Maulesel und 320 047 Hammel und Schafe. Ferner zählte man 4 479 000 Dattelbäume und 1 145 000 sonstige Bäume. In dem zweiten Theile des genannten Werkes soll die eigentliche Erntestatistik folgen und auch die Ausfuhr des Landes specificirt angegeben werden. Ebenda soll auch über das Unterrichtswesen, über die öffentlichen Arbeiten, über Eisenbahnen und Telegraphen und über das Justizwesen Bericht erstatten werden. (A. Z.)

Australien.

— „The Colonies and India" berichten von einer interessanten Sprengung im Thames-Flusse in Neu-Seeland, wodurch der Awatonga-Fall, 75 engl. Miles von der Mündung beim Berge Awoka gelegen und bisher ein Haupthinderniß für die Schifffahrt, weggeschafft worden ist. Es waren dazu 200 Pfund Dynamit erforderlich, und die aufsteigende Wassersäule erhob sich zu 470 Fuß Höhe. Außerdem sind mehrere kleinere Stromschnellen und über 500 „Snags" (festsitzende Baumstämme) in ähnlicher Weise entfernt und damit der Zugang zu über einer Million Acres vortrefflichen Landes, das die Regierung von den Eingeborenen erworben hat, erschlossen worden.

— Die australischen Kolonien und die englische Regierung haben mit der Peninsular and Oriental St. Company, welche bekanntlich seit vielen Jahren den Postdienst über Suez besorgt, einen neuen Vertrag auf acht Jahre abgeschlossen, der mit dem 1. Februar 1880 ins Leben tritt. Nach demselben wird, anstatt des jetzigen vierwöchentlichen, ein vierzehntägiger Postdienst eingeführt, und erhält die Kompagnie dafür eine jährliche Subsidie von 85 000 Pf. St. Die Fahrzeit von London bis Melbourne ist dabei auf 41 Tage normirt. Die Dampfer berühren von Colombo aus King George's Sound, Adelaide, Melbourne und Sydney, und es ist der Kompagnie freigestellt, ihre Fahrten, nachdem die Postsachen an den vorgenannten Plätzen abgeliefert sind, noch nach anderen Häfen darüber hinaus auszudehnen. Die englische Regierung, welche bisher nur das Porto von 1 Pence für jeden Brief beanspruchte, erhält nach dem neuen Vertrage 2 Pence und der Rest von 4 Pence verbleibt den Kolonien.

— Dr. Joseph Mullens, früher Auswärtiger Sekretär der Londoner Missions-Gesellschaft und hoch verdient um die Erforschung von Madagaskar, wurde auf sein dringendes Bitten nach Ostafrika geschickt, um die Tanganjika-Mission seiner Gesellschaft zu reorganisiren. Ende April d. J. verließ er England, wie wir auf S. 368 des vorigen Bandes meldeten; allein schon ist die Nachricht in England eingetroffen, daß er am 10. Juli unweit des bekannten Ortes Mpwapwa an Bauchfellentzündung gestorben ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Raffray's Reise durch die Molukken und an der Nordküste von Neu-Guinea 1876 bis 1877.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

V.

Am nächsten Morgen wurden Leute ans Land geschickt um Wasser zu holen; sie kehrten mit einem Einwohner zurück, der auf das Prau der Reisenden stieg und, seine eigene Piroge in dessen Schlepptau einem ungefähr zehnjährigen Knaben überlassend, mit Bruß eine lange Unterredung führte, in der die häufig wiederkehrenden Worte „Kaïn", „Sarong" zeigten, daß es sich um einen Handel drehte. Endlich öffnete der Sanadi seine Kästen und zog daraus zehn Kaïnbiru (blaue Baumwollenstoffe, ungefähr im Werthe von 80 Franken) hervor. So hohen Werth konnte nur ein Sklave haben, und in der That war der Gegenstand des Handels jener kleine Papua; dieser widersetzte sich zwar der Uebergabe, heulte, schrie und wollte ins Meer springen; aber er wurde mit sanfter Gewalt gezwungen, und etwas Sago tröstete ihn bald; auch wurde er sofort als Schiffsjunge angestellt und damit betraut, mit einer Kokosnuß das Wasser aus dem Prau zu schöpfen. Er war schon durch viele Hände gegangen; Aropene von Geburt, war er von den Bewohnern Talandjans gefangen und an die Insulaner von Korido, von diesen an die Papuas von Mafor verkauft worden und so endlich in Bruß' Hände gelangt. Alle charakteristischen Merkmale seiner wilden und gefürchteten Race waren ihm eigen, besonders der böse, gehässige, rachsüchtige Blick und die teuflische Freude bei jeder möglichen Gelegenheit eine Bosheit zu verüben.

Der Sklavenhandel hatte unter der Herrschaft der malaiischen Sultane stark geblüht; seitdem die Malaien aber durch die strengen Verbote der Holländer gehindert werden, Sklaven nach den Molukken zu exportiren, besteht jener Handel nur noch in Neu-Guinea selbst, und zwar bedeutend stärker, als man zuerst glaubte. Fast jeder Papua hat einen oder mehrere Sklaven, doch bemerkt man das nicht so bald, da sie in Race, Kleidung und Nahrung keinen Unterschied darbieten; der Sklave wird nicht schlechter behandelt als das Kind des Hauses, er kann sich sogar freikaufen, heirathen und dann dieselbe sociale Stellung einnehmen wie sein früherer Herr. Weibliche Sklaverei kommt in Neu-Guinea viel seltener vor als männliche, auch bringt sie dort nicht die entsittlichenden Folgen mit sich, wie in den mohammedanischen Ländern; ja eine papuanische Sklavin kann sogar eine rechtmäßige Gattin werden.

Am nächsten Morgen erst landete man auf einer kleinen, wüsten Insel gegenüber Korido, wo ein Schwarm schwarzer und weißer Tauben ein willkommener Fang für die Küche war. Man wollte erst die Absichten der Koridoner sondiren, die höchst kriegerisch und nicht stets geneigt sind, Fremde aufzunehmen. Bald kam auch eine Flottille von kleinen Pirogen heran, deren Insassen jedoch keinen Laut von sich gaben und die Reisenden nur stumm betrachteten. Diese stiegen wieder an Bord, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, und hißten, um keinen Zweifel über ihre Nationalität zu lassen, die tidorische, die holländische und die französische Flagge.

Das Dorf Sowek war durch eine Wand von Inselchen

und Vegetation dem Blicke verborgen; plötzlich flogen von dort, wie aus einem Walde, zwei große Pirogen daher und legten sich an Back- und Steuerbord des Prau; sofort stiegen aus denselben der Sanadi und der Korano, die beiden wichtigsten Persönlichkeiten von Sowek, und nahmen neben Bruß Platz. Es waren zwei schöne Männer, in der Mitte der dreißiger Jahre, mit ovalem Gesicht, Adlernase und kurzgeschorenem Haar. Sie trugen ein Tuch um den Kopf und graue Kattunhosen; der Korano außerdem eine Art Rock von blauer Baumwolle mit Roth eingefaßt, der Sanadi eine gelbbunte Kubaja.

Bruß bot ihnen Siri, Kalk und Betel an und setzte ihnen

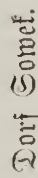


Haus auf der Insel Mafor.

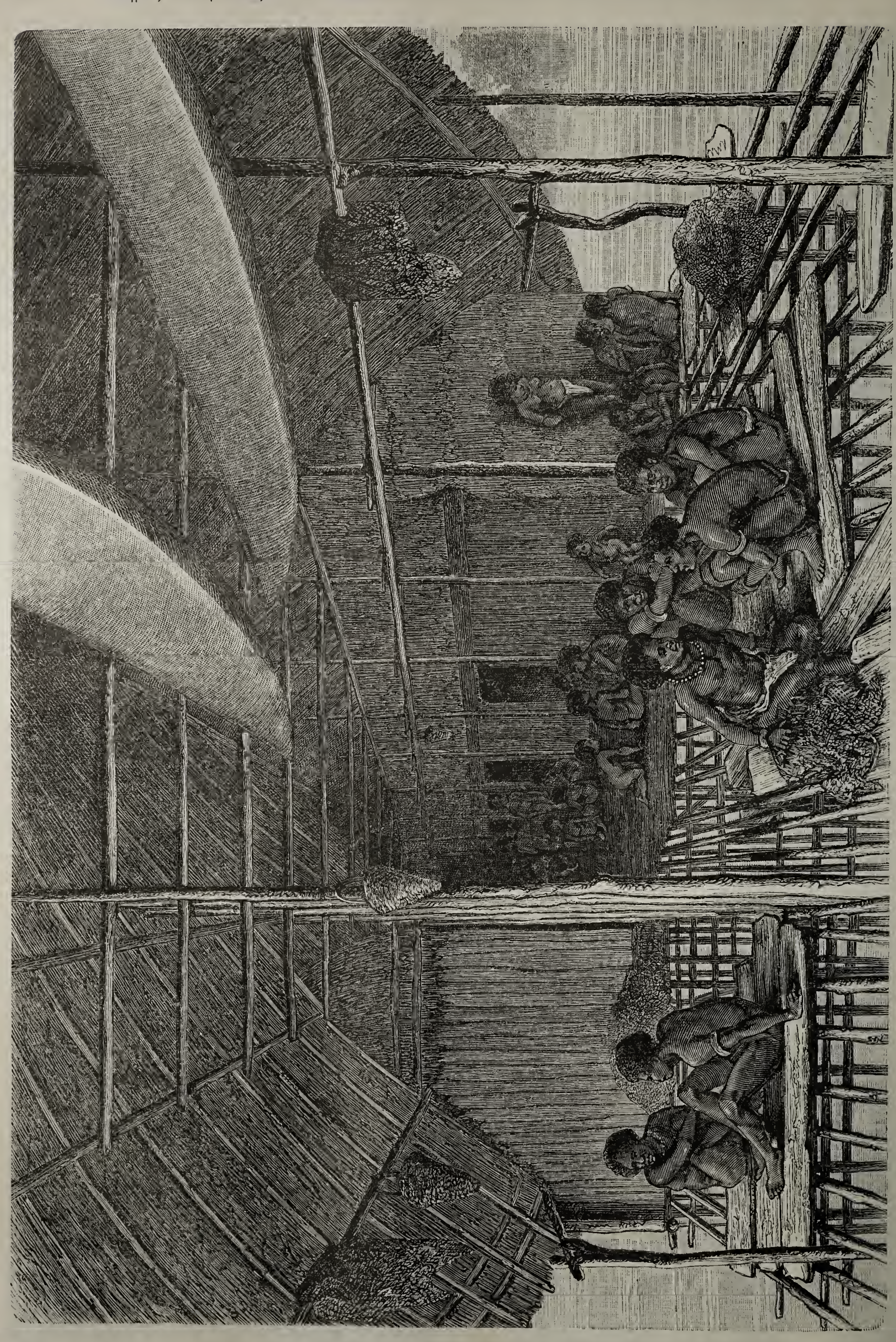
den Zweck des Besuches auseinander; darauf begrüßten sie Raffray, indem sie ihm die Hand reichten und dann an Brust und Mund legten, eine von den Mohammedanern übernommene Höflichkeitsbezeigung. Gegen ein Geschenk von zwei Kaïus und zwei Glashalsbändern an jeden von ihnen ertheilten sie die Erlaubniß, ihr Land betreten zu dürfen.

Das Meer war seicht, und nur langsam und mit großer Anstrengung fuhr man mitten zwischen Korallenbänken hin; mehrere Male mußten die Papuas ins Wasser springen, um das Prau zu stoßen. Endlich gelangte man in eine Stromenge, die nach mancher Krümmung zwischen bewaldeten Inselchen in ein weites inneres Becken führte; hier lag, zwischen sumpfigem Wald nach der Land- und einem Gürtel von Klippen nach der Seeseite zu, das Dorf Sowek.

Ungefähr dreißig Häuser wie die in Dore, doch größer und weniger armselig, waren miteinander durch Baumstämme verbunden, ebenfalls auf Pfählen, doch ohne jede Verbindung mit dem Ufer; in der That ein vollkommenes Pfahldorf, wie es die Wissenschaft für die vorhistorischen Zeiten rekonstruirt hat. Mitten vor dem Dorfe standen vier oder fünf kleine,



Dorf Sowek.



Inneres eines Hauses in Korido.

großen Hundehütten ähnliche Häuser, die an allen vier Ecken mit Guirlanden von Menschenschädeln geschmückt waren; es waren dies die Wohnungen der Junggesellen. Zwischen dem Wald von Pfählen, welche die Häuser stützten, kreuzten an fünfzig Pirogen in jeder Größe, bis zum Reise- oder Kriegsschiffe.

Noch nie hatte Raffray in Neu-Guinea einen so bedeutenden Ort gesehen. Sowek muß mindestens 1000 Einwohner zählen; es ist geradezu eine Barbarenstadt mit einer sehr beweglichen, frechen, lärmenden Bevölkerung. Zum ersten Male war es einem Weißen gelungen, in dieselbe einzudringen, Grund genug ihre Neugierde in einer höchst lästigen Weise zu erregen. In einem Augenblick war das Prau von einer Menge kleiner Pirogen umringt, deren Insassen zu zehn, fünfzehn, ja zwanzig auf ein Mal, ohne um Erlaubniß zu fragen, an Bord stiegen und sich mit einer Frechheit und Beharrlichkeit sonder Gleichen festsetzten, so daß man sich selbst nicht rühren konnte, ja sogar Gefahr lief, umzuschlagen. Kein Protestiren half, und als Bruß die beiden Häuptlinge, die sich gleich bei der Ankunft aus dem Staube gemacht hatten, aufforderte, ihren vorweg bezahlten Verpflichtungen nachzukommen, antworteten sie, sie hätten ja die Reisenden in das Dorf geführt, weiter könnten sie nichts für dieselben thun. Erst die Nacht befreite sie von dieser lästigen und feindseligen Gesellschaft, denn alsdann sind die Papuas feige und bleiben nicht gern aus dem Hause.

Da nun auch, trotz langer Unterhandlungen, durchaus keine Wohnung zu erlangen war, so konnte man auf keinen Fall hier bleiben: unter solchen Umständen Studien zu machen wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Ueberdies war Sowek nur eine kleine, sumpfige Insel, die von der Hauptinsel Korido ein schmaler Meeresarm trennte; man beschloß also, nach letzterer aufzubrechen. Zum Glück wußte Bruß, daß am Abend der Sanadi des gleichnamigen Dorfes durch Sowek vom Fischfang heimkehren mußte, und nach einer längern Konferenz wurde dieser durch ein kleines Geschenk und die Aussicht auf größere, spätere Belohnung zum Geleitsmann gewonnen.

Man wählte nicht den Weg durch das offene Meer zurück, sondern den interessantern, wenn auch langsamern durch jenen Meeresarm, dessen Mündung ganz durch Wurzelbäume versteckt war. So fuhr man denn unter ziemlicher Mühe und Anstrengung, stets umgeben von steilen, hohen Inselchen, die, mit hochstämmigen Bäumen, Farrn, Lianen, Orchideen bedeckt, in ihrer Vereinigung untereinander durch die natürlichen Bogen der Wurzelbäume Sowek oder vielmehr das bilden, was diese Insel zu sein scheint. Alle Inseln um Neu-Guinea sind ursprünglich nur Felsenklippen gewesen, um die sich Korallen angehäuft, und, mit beharrlicher Langsamkeit wachsend, im Verlaufe von Jahrhunderten ein Klippchen mit dem andern zu einer einzigen Oberfläche verbunden haben.



Papua von Mafor.

Nach einstündiger Fahrt befand man sich plötzlich in einem weiten, 100 m langen und 500 m breiten Binnensee, der im Osten von Wurzelbäumen umsäumt war, im Westen von Hügelterrassen, die, in Verbindung mit nordwest-südöstlich laufenden Gebirgen, den Mittelkamm der Insel Korido bilden. Nun wurden die Segel gehißt und der See in seiner ganzen Länge durchfahren, bis man, um die Nordostspitze von Sowek herumgesegelt, unvermuthet in einen schönen Strom gelangte, der, aus dem Meer kommend, die Ufer beider Inseln bespülte und an der Stelle, wo Sowek aufhörte, wieder ins Meer zurückkehrte.

Hier, auf sandigem Strande, lag in einer Bergschlucht das Dorf Korido. Raffray, Bruß und der Sanadi stiegen am ansehnlichsten Hause aus und kletterten an den Pfählen wie an einem Kletterbaum empor, ersterer, um mehr Vertrauen einzuflößen, ohne Begleitung der Malaien und gänzlich unbewaffnet. Das Innere war ganz wie in Dore; man hockte im Kreise nieder und nach einstündiger Berathung — Weiber und Kinder standen fast oder ganz nackt herum — wurde beschlossen, dem Weißen eins der Zimmer abzutreten, wofür er dem Besitzer des Hauses — dies war der Sanadi selbst — eine Summe geringer Waaren, dem des Zimmers eine Kleinigkeit vergüten sollte.

Die Bitte jedoch, die absolute Dunkelheit jenes Raumes dadurch zu heben, daß man einige Kokosblätter des Daches entfernte, was wohl das Einfachste gewesen wäre, wurde mit einstimmigem Proteste abgewiesen: „Ein Loch ins Dach!

das hieße ja den Geistern der Verstorbenen Thür und Thor öffnen, welche Unheil mit sich brächten; lieber wollen wir die Wand durchbrechen; da finden sie keinen Durchgang!" Und dieser Vorschlag wurde wirklich ausgeführt; leider war aber diese Oeffnung, welche die Todten nicht durchschreiten konnten, den Lebendigen offen, und deren Gesellschaft erwies sich in der That als lästiger und geräuschvoller, als es jene gewesen wären!

Am nächsten Morgen machte Raffray einen Ausflug in die Bergschlucht, durch den dichtesten Wald am Ufer eines Flüßchens aufwärts; leider aber war dies mehr ein entzückender Spaziergang als eine beutereiche Exkursion. Er fragte daher die Einwohner nach Abholzungen, denn nur da konnte er auf eine reiche Insektenjagd hoffen; da erhielt er aber die Antwort, dergleichen gäbe es nicht in der Nähe, nur bei einem Dorfe im Süden, wohin ihn aber niemand führen könne. Nun versprach er Glaswaaren für das Herbringen dieser Thierchen; von dem Augenblick an hatte er keine Ruhe mehr: beständig wurden ihm Thiere aller Art gebracht, und zwar leider auch verstümmelte und unbrauchbare, die man ihm für denselben Preis aufzudrängen verstand wie ganze; ja man trieb den Betrug sogar so weit, daß man Muscheln mit Erde oder Harz wieder flickte, und aus Furcht, die Glasvorräthe möchten sich bald erschöpfen, drängte sich jeder eifrig an ihn heran.

Einige dieser hergebrachten Insekten konnten nur auf ganz frisch gehauenen Baumstämmen gefangen sein, deren Saft, plötzlich in seinem Lauf angehalten, durch die Rinde dringt, die nun unter einer brennenden Sonne austrocknet. Da es also in der Nähe Abholzungen geben mußte, so war es klar, daß man ihm das nur verheimlichte, um selbst den Vortheil davon zu haben; das Versprechen einer großen Summe für den, welcher ihn dorthin führen würde, beseitigte endlich diesen Widerstand, und so wurde der Abmarsch auf einen der folgenden Tage festgesetzt.

Nicht nur Insekten und Muscheln wurden unserm Reisenden gebracht, sondern auch, und zwar stets lebendig, Säugethiere und Reptilien. Die ersteren waren, wie alle in diesen Gegenden, Beutelthiere, und zwar zwei Arten: der Cuscus und der Belideus.




Jobi-Papuas.

Der Cuscus hat, je nach dem Alter, die Größe des Hasen bis zu der des Fuchses, kleine Füße, einen dicken runden Kopf, ganz kleine Ohren, große, rothe, wagerechte Augen und einen langen Wickelschwanz; bei Tage schläft er, in sich selbst zusammengerollt, in der Gabelung eines Astes, bei Nacht aber führt er ein lustiges, kletterndes Leben und nährt sich dann von wilden Früchten. Der Belideus ist ein reizendes kleines Thier, faustgroß, mausegrau auf dem Rücken und gelblich weiß am Bauch, mit dem seidigsten Sammetpelz, langem, behaartem Schwanz und einem niedlichen Köpfchen, in dem zwei schwarze, kluge Augen leuchten. Wie bei den fliegenden Eichhörnchen und Eidechsen Javas verlängert sich auch bei diesem Thierchen die Bauchhaut bis zur Ferse, so daß, wenn es von Zweig zu Zweig springt, diese Haut sich nach allen Seiten ausdehnt und so einen Fallschirm bildet, der ihm über einen ganz beträchtlichen Raum zu setzen erlaubt. Auch der Belideus ist ein Nachtthier.

Es giebt kaum ein Land, welches von Schlangen mehr wimmelte als Neu-Guinea. Die Einwohner schleppten auch von diesen Geschöpfen eine ganze Menge herbei; erwähnt sollen aber nur zwei werden, weil sie, die erstere durch abschreckende Häßlichkeit, die andere durch besondere Schönheit bemerkenswerth sind: der giftige Acantophis cerastinus, der zur Familie der Vipern gehört, und der nicht giftige Condropython pulcher, der den Uebergang von der alten zur neuen Welt bildet, da er den Charakter der amerikanischen Boa mit dem des asiatischen und afrikanischen Python verbindet.

Inzwischen war der verabredete Tag für die Exkursion herangekommen, und Raffray machte sich mit seinen beiden malaiischen Jägern und zwei Papuas von Korido in einer Piroge auf den Weg. Die Abholzungen, an die er zuerst gelangte, waren zu alt und daher von Insekten verlassen; kaum aber fing er an, in frischere zu kommen, ein Thälchen hinab zu steigen, welches ihn davon trennte, als alle Eingeborenen mit Geheul und Waffengeklirr auf ihn losstürzten und ihm verboten, weiter vorzudringen; die Anwesenheit eines Weißen brächte ihren Anpflanzungen Gefahr, sie selber woll-

ten auf die Insektenjagd gehen, und er sollte ihnen ihren Fang einzeln abkaufen. Was war zu thun, als sich zu fügen? So setzte er sich auf einen Baumstamm, den Sack mit Glaswaaren zur Seite und im Verhältniß, wie dieser sich leerte, füllten sich die Gläser und Flaschen, bis jeder der improvisirten Jäger ein schönes himmelblaues Halsband zusammen hatte und nun alle erklärten, müde zu sein und heimgehen zu wollen; doch waren die verschmitzten Bursche mißtrauisch genug, um noch bis zu seinem völligen Abmarsch auf dem Platze zu bleiben.

Bei der Heimkehr erhielt er eine höchst unangenehme Nachricht. Die Papuas seiner Piroge waren trotz aller Warnung in Sowek geblieben, um Handel zu treiben, und hatten Streit mit den dortigen Einwohnern angefangen, der bis zu Herausforderungen gediehen war und im Begriff stand, in Thätlichkeiten auszuarten, was natürlich die übelsten Folgen gehabt hätte: vier Flinten hätten gegen eine Ueberzahl von Feinden nicht genügt. Es wurden nun zwei Abgesandte, ein Mafor und ein Korido, nach Sowek geschickt, um die Gemüther zu beruhigen und den Zwist gütlich beizulegen. Es gelang ihnen auch, doch am Tage darauf entbrannte der Streit von Neuem; besonders hörte ein Mafor, Sowowi mit Namen, der sich in Palmenwein etwas zu gütlich gethan, nicht auf die Soweks zu beleidigen und zu reizen, so daß diese auf den Höhepunkt ihrer Wuth gelangten und vielleicht nur durch die Furcht vor dem Feuergewehr vom Angriff abgehalten wurden. Da wandte der Sanadi ein letztes Mittel an. An den beiden Enden eines Bambu befestigte er je eine Rotangliane und in jede machte er zwanzig Knoten. „Das,“ sagte er, „stellt 40 Krieger dar. Man wird den Bambu dem Sowowi darreichen, ohne daß er die Zahl der Knoten kennt. Ist er tapfer, so nimmt er die Herausforderung an und wird gegen die Uebermacht erliegen. Weist er sie zurück, so ist er ein Feigling, den man mit Schande fortjagen wird.“ Das Mittel half: Sowowi kam am nächsten Morgen an und wurde sogleich in den untersten Schiffsraum gesperrt.

Um die anthropologischen Sammlungen zu vervollständigen, verkündete Raffray, daß er alle Menschenschädel kaufen würde, die man ihm brächte. An allen Häusern hingen sie in Kränzen, und bald hatte er einen großen Haufen aufgestapelt, ja man stahl sie sich gegenseitig, um Vortheil aus ihrem Verkauf zu ziehen, und er mußte die größte Vorsicht anwenden, um nicht etwa als Hehler in bedenkliche Unannehmlichkeiten zu kommen.

Früher jedoch, als er wollte, mußte er die Insel verlassen: der Sanadi erklärte, er wollte auf den Fischfang gehen und könne ihn nicht allein im Hause lassen; wahrscheinlich, da er seine Bezahlung erst im Augenblicke der Abreise erhalten sollte, fürchtete er, daß die Waaren zu Ende gingen und für ihn nichts mehr bliebe.

Man rüstete sich also, diese Insulaner zu verlassen, bei denen man eine so wenig herzliche Aufnahme gefunden. Sie und die Bewohner der umliegenden Inseln, zu denen auch Biak und Jobi gehören, scheinen eine fernere Unterfamilie der Papuas zu bilden, die allerdings in ihrem größern Körperbau, dem längern Gesicht und dem wildern Charakter eine nahe Verwandtschaft mit den Arfaks anzeigen, sich aber doch von diesen durch größere Regelmäßigkeit der Züge und die Haartracht unterscheiden: ihr Kopf ist weder mit dem Thurmbau der Mafors noch mit dem Bündeln der Arfaks bedeckt, sondern rings von Locken umgeben.

Die Rückfahrt nach Dore ging nicht ohne Schwierigkeiten von Statten. Vier Tage und vier Nächte blies der Wind heftig aus Süd-Osten und entführte die Reisenden nördlich in den offenen Ocean, weit über ihr Ziel hinaus; dazu rüttelte das Meer wie wüthend das kleine Fahrzeug, welches von allen Seiten Wasser einließ. Zum Glück sprang am vierten Tage der Wind auf zwei Stunden nach Osten um, so daß man wieder gen Süden fahren konnte, dann kam vollständige Windstille und man mußte gegen den Strom rudern. In Dore angelangt, waren alle am Ende ihrer Kräfte.

Inzwischen war Maindron zu Andaï durch die liebenswürdige Fürsorge des Ehepaares Woelders genesen, aber noch höchst schwach und matt. Raffray selbst fing an die üblen Wirkungen des Klimas zu spüren und seine Leute waren alle vom Fieber ergriffen, so daß sie nur durch eine tägliche Dosis Chinin aufrecht erhalten werden konnten. Man befand sich in der Mitte des Juli, zu welcher Zeit gewöhnlich die Schooner nach Ternate zurückkehren; man mußte also abreisen, wenn man nicht gerade noch ein ganzes Jahr auf Neu-Guinea bleiben wollte; das aber erlaubte weder der allgemeine Gesundheitszustand noch der nachgerade bedenklich zusammengeschmolzene Vorrath an Lebensmitteln, Tauschwaaren und Munition. Alle Sammlungen wurden daher eingepackt, und am 16. Juli 1877 schiffte man sich auf dem ersten abgehenden Schooner ein.

Nach einem abermaligen, vierzehntägigen Aufenthalt auf Salwatty ging es Ternate zu, doch sollten die Reisenden erst noch eine große Gefahr überstehen. Vom heftigsten Südostwind getrieben segelte man an der Nordküste der Insel Batanta entlang, um durch die Dampierrestraße zu fahren. Im Augenblick aber, wo man in den Westen dieser Enge einbog, stieß der Schooner, vom reißenden Strome fortgerissen und nicht mehr durch die Berge von Batanta geschützt, gegen den Wind wie gegen eine unsichtbare Mauer und bäumte sich wie ein Pferd, das der Reiter spornt und zugleich mit kräftiger Hand zurückhält. Es kam die Nacht, der Wind steigerte sich zum Sturm, das Schiff wurde wie eine Nußschale und alle Kisten auf ihm wie Würfeln umhergerüttelt, an allen Ecken drang Wasser ein und die Pumpe versagte den Dienst; dazu drohte die Gefahr, jeden Augenblick an einer Klippe zu zerschellen. Endlich griff man zu einem energischen Mittel: mit Lebensgefahr wurden verschiedene Kisten und Fässer fortgeräumt, in eine Ladung Massaïrinde eine Art Brunnen gegraben und dort ein kleiner papuanischer Schiffsjunge hinuntergelassen, der nun mit Hülfe eines Eimers — die ganze Mannschaft bildete eine Kette — wenigstens einigermaßen gegen das Eindringen des Wassers kämpfte und so das Schiff vom Untergang rettete. So verging die ganze, lange Nacht. Bei Sonnenaufgang legte sich der Wind ein wenig und nun sah man auch, in welcher Gefahr man in unmittelbarer Nähe von Felsenrissen geschwebt hatte. Jetzt konnte die Fahrt fortgesetzt werden, und am 10. August lief man endlich glücklich in den Hafen von Ternate ein.

Hier gewährte der holländische Resident, Herr Tobias, den Reisenden die liebenswürdigste Gastfreundschaft, bis sie auf einem Packetboot nach Batavia abfuhren. Von dieser Stadt bis nach Frankreich war die Reise auf den Schiffen der Messagerien nur noch eine Vergnügungsfahrt, die allerdings etwas lange dauerte, denn erst am 5. December 1877 traf Raffray wieder in Paris ein.

Von Oberst Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien.

IV.

Am 7. August verließ der Reisende Meschhed in nördlicher Richtung, ritt aber nur 4 engl. Meilen weit bis zu dem berühmten Grabmale des Hadschi Rabbi, welches, in einem ganz verwilderten Garten gelegen und zwischen dichten Baumgruppen versteckt, vom architektonischen Standpunkte aus nichts Besonderes bietet, aber auf das Prachtvollste außen und wahrscheinlich auch innen mit den mannigfaltigsten glasirten Ziegeln geschmückt ist. Da giebt es die verschiedensten Arten von ganz einfachen einfarbigen Vier- und Achtecken an bis zu Mustern, welche einen Ziegel ausfüllen oder über eine ganze Anzahl derselben sich ausdehnen. Dunkelblau, ganz Dunkelbraun und ein reizendes helles Himmelblau sind die vorherrschenden Farben; doch haben auch vielfach Weiß, Gelb, Grün, Chamois, Braun und Schwarz Verwendung gefunden. Dagegen ist die Maurerarbeit an dem Bauwerke, wie durchgängig bei derartigen Gebäuden in Persien, von der denkbar elendesten Beschaffenheit: die Ausbesserung aber erscheint dadurch unmöglich gemacht, daß die Fundamente sich stets werfen und senken.

Hinter dieser Station überschreitet der Weg auf einer guten Brücke den Fluß von Meschhed und zieht sich durch eine angebaute Gegend mit Dörfern hin. Nach 12 engl. Meilen erreicht man das Dorf Regan, welches höchst malerisch zu beiden Seiten und am Anfang eines kleinen Thales liegt; letzteres wird von kahlen, rundlichen Hügeln eingefaßt, an welchen sich die Weinberge hinanfziehen, eine Lage, die den Reisenden stark an manche Dörfer im südlichen Frankreich erinnert.

Unweit dahinter tritt der Weg in eine enge Schlucht mit 200 Fuß hohen Seitenwänden, mit welchen das Felsengebirge Kara Dagh seinen Anfang nimmt, und erreicht dann das Dorf Kardeh, das von Kurban-Türken, die Schah Abbas hier angesiedelt hat, bewohnt wird. Kardeh (1525 m = 5000 Fuß) liegt schon 800 Fuß höher als Meschhed. Gleich dahinter beginnt eine neue Aufeinanderfolge der schwierigsten Engpässe. Zunächst läuft der Weg 15 engl. Meilen weit im Bette des Flusses oder längs der Klippen hin, nie weiter als 200 Yards von ihren unersteiglichen Höhen entfernt. Auf dieser ganzen Entfernung giebt es kein halbes Dutzend Stellen, wo auch nur eine Ziege an den Seitenwänden hinaufklettern kann. Jede einzelne Stelle ist so vorzüglich zur Vertheidigung geeignet, daß dadurch die Passage als uneinnehmbar gelten kann; wie viel mehr muß es der ganze Weg sein! Weiterhin folgt dann der Zaupir-zun oder Alte-Weiber-Paß — übrigens ein Name, der in Persien häufig wiederkehrt, wenn ein Abschnitt des Weges besonders unangenehm und beschwerlich ist. Doch meint Mac Gregor, daß nie ein altes Weib so unliebenswürdig hat sein können, daß dieser Engpaß nach ihr mit Recht benannt wurde; denn alles Frühere ist leicht im Verhältnisse zu diesem Defilé, welches, an einer Stelle nur 5 Fuß breit, mit schlüpferigen Felsen besäet ist und von einem Manne und einem Knaben vertheidigt werden kann. Die ganze Gegend von Kardeh an gleicht mehr einem Bilde, wie man es im Traume unter Alpdrücken sieht, als einer irdischen Landschaft.

So erreicht man endlich die Höhe des Passes Dawa Borne und steigt jenseits auf besserm Wege zu dem kleinen von Türken bewohnten Dorfe Wardeh hinab, wo die Frauen ganz ähnlich gewürfeltes Zeug (Tartan) tragen, wie die schottischen Hochländer. Es ist der erste Ort des Distriktes Kalat. Wiederum wird ein Paß überschritten, und nun senkt sich der Weg, indem er wiederum eine Reihe enger Schluchten durchzieht, nach Dscha-i-Gumbaz, wo der Chan des schwach bevölkerten und armen Bezirks in einem mächtigen, runden Thurm von 70 Fuß Höhe und 40 Fuß Durchmesser residirt. Unten umgiebt ihn ein achteckiges Gebäude von 24 Fuß Höhe; vier Seiten desselben sind 32 Fuß lang, die anderen vier nur 16.

Von hier steigt man nordwestlich hinauf zu jener welligen Hochebene Kalat-i-Nadir, die Mac Gregor „eine wahrhaft wunderbare Laune der Natur" nennt. Ihren Namen „Festung des Nadir" verdankt sie wohl dem Umstande, daß kein anderer sie besser bezeichnen kann: sie ist in der That eine natürliche Festung der merkwürdigsten Art, wohl 20 engl. Meilen lang und 2 bis 4 breit, ungefähr von der Gestalt eines Fußes, dessen große Zehe nach Nordwesten weist. Ringsum fällt dies Plateau mit unersteigbaren Klippen in die Tiefe ab, und quer hindurch schneidet das Thal eines Stromes, zu welchem hin sich das ganze Becken entwässert. Es enthält nur sieben Dörfer mit etwa 2500 Einwohnern, und kann auch kaum sehr viel mehr ernähren, weil das meiste Land sich nicht bewässern läßt. Nur fünf Zugänge hat diese wahrhaft uneinnehmbare Burg, davon drei, welche selbst für Maulthiere Schwierigkeiten darbieten, außerdem giebt es einige Fußwege, die aber alle durch Befestigungen vertheidigt sind und leicht ungangbar gemacht werden können. Freilich hat Persien nicht Soldaten genug übrig, um dieses etwas abgelegene natürliche Bollwerk, wie es sich gehört, besetzen zu können, und so kam es, daß vor einigen Jahren 2000 Tekke-Turkmenen bei dem Nafta-Eingange eindrangen. Doch zogen dieselben es vor, bald wieder abzuziehen, anstatt sich dort festzusetzen.

Von hier ritt der Reisende am Nordabhange des Gebirges entlang in westnordwestlicher Richtung nach dem Chanate Deregez. Fruchtbares Land und Wasser ist in Fülle auf dieser Strecke vorhanden, namentlich in den zahlreichen Thälern, durch welche klare Bäche und Flüsse vom Kamme des Gebirges in nordöstlicher Richtung in die Turkmenen-Ebene hinabrauschen; ja es war der beste Boden, den Mac Gregor auf seiner ganzen Reise gesehen hat — aber das Wasser floß unbenutzt dem Sande der Wüste zu und der Boden lag unbebaut da; denn keine menschliche Seele war weit und breit zu erspähen wegen „chauf-i-turkman" (Furcht vor den Turkmenen). Nur im Dorfe Mahmudabad (1200 elende Häuser), dem doppelt ummauerten Hauptorte des Chanats Deregez, fühlen sich die Bewohner etwas sicher; der Chan gestattete es dem Reisenden aber nicht, auch nur eine Nacht sein Zelt außerhalb der Mauern aufzuschlagen. Erst um neun Uhr Morgens werden die beiden Thore des Ortes geöffnet, um noch vor Sonnenuntergang wieder fest verrammelt zu werden. Ist es doch 1872 sogar vorgekommen, daß eine Schar von 3000 berittenen und 2000 zu Fuße gehenden Tekke-Turkmenen sich in das nahe Dorf Tschapuschlu den Einlaß erzwangen und 1500 Menschen mit all ihrem Besitze und dem ganzen Vieh-

stande fortgeschleppt haben! (s. Napier im Journ. R. Geogr. Soc. 1876, S. 91).

Am 18. August brach Mac Gregor in südöstlicher Richtung auf, bog bald nach Südwesten um, überstieg den 4200 Fuß hohen Paß Allaho Akbar, längs dessen von Reisenden zahlreiche jener wohlbekannten Steinhaufen errichtet sind, welche überall auf Erden wiederkehren (s. R. Andree, „Globus" XXVII, S. 183, 199), und am folgenden Tage den Paß Kotel Maidan Chana, der steil in das Thal des obern Atrek nach Kutschan hinabführt. Dort traf er den Chef des Distriktes, eines der größten, in welche Chorassan getheilt ist, unter einem Zelte wohnend, weil damals gerade die Erdbeben so häufig waren, daß sie einem das Wohnen in Häusern verleiden konnten. Kutschan oder, wie die Einwohner sagen, Kutschun ist unter den fast durchweg verfallenden Städten Persiens die verfallenste; die eine Hälfte ihrer Häuser ist vollkommen verlassen und schon zusammengestürzt, ein weiteres Viertel steht im Begriff dasselbe zu thun. Neuerdings baut man zeltförmige Hütten ohne Seitenwände, deren Gerippe nur aus kreuzweis verbundenen Latten besteht, welche mit Erde beworfen werden; sie sollen den Erdbeben besser Stand halten. Eine Beschreibung der Stadt ist völlig überflüssig; was damals von Häusern noch stand, konnte das nächste Erdbeben vernichten. Kutschan fabricirt kupserne Gefäße und wollene Strümpfe, und in der sehr fruchtbaren Umgegend wird viel Wein und Weizen gebaut. Es wohnen dort etwa 10 000 Menschen, meist Zafaranlu-Kurden, dann Türken und Perser.

Am 22. August ritt Mac Gregor das Atrek-Thal hinab nach Schirwan, welches mit seinen Mauern einen etwas bessern Eindruck macht, als Kutschan, aber ebenfalls halb in Trümmern liegt — doch tragen hier nicht Erdbeben die Schuld, sondern die gewöhnliche persische Nachlässigkeit —, und am folgenden Tage über hügeliges Land nach Budschnurd, das in einer ganz kleinen, reizenden Ebene an einem südlichen Nebenflusse des Atrek liegt. Rings umschließen sie zwar nur kahle Hügel und Berge, aber dafür ist sie selbst mit Dörfern, Feldern, Gärten und Baumgruppen aufs Lieblichste bedeckt. Die viereckige, mit doppelter, stellenweise sogar dreifacher wackeliger Mauer umgebene Stadt selbst zählt 1500 Häuser und producirt kupfernes Geschirr und Seidenzeug, hat aber sonst nichts Bemerkenswerthes. Der Reisende wurde von dem dortigen Gouverneur, dem Ilchani, der seinerseits den Turkmenen zahlreiche Gefangene abnimmt und damit ein gutes Geschäft zu machen scheint, auf das Zuvorkommendste vier Tage lang bewirthet und bei der Abreise beschenkt — eine Gastlichkeit, welche er nicht allen den kleinen Machthabern, deren Bekanntschaft er machte, nachrühmen kann. Dann stieg er über zwei Pässe hinüber nach dem Dorfe Sangchas am südlichen Fuße des Gebirges, welches die Isserajin-Ebene im Norden umgiebt; das brakische Wasser daselbst mahnte daran, daß man sich wiederum der Wüste näherte. Am Fuße dieses Gebirges entlang kam er auf der wohlbekannten und wiederholt beschriebenen Straße nach Dschadscherm, stieg von da nochmals in das Gebirge hinauf, um dort einen neuen Weg kennen zu lernen, und verließ die Provinz Chorassan, nachdem er Schahrud erreicht hatte, eine baumreiche Stadt von 1000 Häusern in fruchtbarer, strategisch wichtiger Gegend, mit vielem Handel, großer Schuhfabrikation und einer Telegraphenstation.

An dieser Stelle, wo er von Chorassan Abschied nimmt (Bd. II, S. 115), giebt er eine zusammenhängende Beschreibung dieser Provinz, ihrer Bergzüge, Flüsse, Produkte rc., aus welcher wir den Abschnitt über die einzelnen Bezirke mit ihrer bunt zusammengewürfelten Einwohnerschaft hervorheben. Chorassan umfaßt danach folgende Theile: 1) Schahrud-Bostam mit 34 000 Einwohnern, Arabern, Persern und einigen Türken, die sich aber so vollständig mit einander vermischt haben, daß man die einzelnen Nationen an ihrem Aussehen und der Sprache nicht zu unterscheiden vermag. 2) Budschnurd mit 28 500 Einwohnern, davon $^2/_3$ Schahdilu-Kurden, die Schah Abbas vor 300 Jahren dorthin verpflanzt hat. In der Unterabtheilung Dschadscherm sitzen Perser, in der Isserajin-Ebene Hazaras, welche erst 1857 aus den Gebirgen um Herat dorthin versetzt worden sind. 3) Kutschan mit 100 000 Bewohnern, unter denen die Zafaranlu-Kurden die herrschende Race bilden. 4) Deregez. Für dieses giebt Mac Gregor keine Bevölkerungsziffer an. Nach Napier (Journ. R. Geogr. Soc. 1876, S. 94) hat der Bezirk 2000 bis 2500 Häuser zu 6 bis 7 Seelen, also etwa 15 000 Einwohner, wozu gelegentlich noch 1000 und mehr Familien tributzahlender Turkmenen, die sich am Nordfuße des Gebirges seßhaft gemacht haben, nominell hinzugerechnet werden. 5) Kalat-i-Nadiri mit 2500 Einwohnern. 6) Meschhed mit nicht ganz 150 000 Seelen, Persern, Kurden und einigen Türken. 7) Nischapur mit 120 000 Einwohnern; im Norden Kurden, südlicher Bejat-Türken und Perser, sowie 1000 Zelte nomadisirender Balutschen. 8) Sebzewar mit 45 000 meist persischen Bewohnern, daneben einigen Kurden, Türken und Balutschen. 9) Turschiz, berühmt wegen seiner Früchte, mit 20 000 meist arabischen und einigen balutschischen Einwohnern. 10) Türbet-i-Haidari mit 25 000 Einwohnern. Die herrschende Klasse sind die Karai-Türken, die durch Timur dorthin gebracht sein sollen; außerdem Araber, Perser und einige Balutschen. 11) Bacherz mit 16 000 Einwohnern, meist Hazaras (ungewiß, ob ein eigner Distrikt). 12) Dscham, 12 000 Einwohner, meist Taimuris, einige Heratis und Perser. 13) Chaf, 15 000 Seelen, Taimuris. 14) Tebbes-wa-Tun, sehr ausgedehnt, aber wüst und öde. 30 000 Einwohner, meist Perser, einige Balutschen. Die herrschende Familie ist arabischen Ursprungs. 15) Gain und Seïstan, ersteres mit 80 000 Arabern, Persern, Afghanen und Balutschen, beide unter Mir Alem Chan, dem mächtigsten Häuptling in Afghanistan, der über 9000 Soldaten und 11 Kanonen verfügt. Die Bevölkerung von Seïstan giebt Mac Gregor nicht an; man veranschlagt sie jetzt zu 150 000 Seelen, früher nur ein Drittel so hoch (s. E. Schlagintweit im „Globus" XXXII, S. 189). In summa enthält also Chorassan nach seinem jetzigen Umfange 842 500, ohne Seïstan, was noch zu Anfang dieses Jahrzehntes nicht dazu gehörte, aber nur 692 500 oder abgerundet 700 000 Bewohner. Früher nahm man seine Bevölkerung zu 855 000 (General Blaramberg 1841, s. Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde II, S. 38) oder zu rund 800 000 an (Militär. Sbornik, s. ebenda), so daß sie sich, hauptsächlich in Folge der gräßlichen Hungersnoth von 1870 bis 1872, seitdem um 100 000 bis 155 000 Menschen, d. h. um ein Siebentel bis ein Fünftel, vermindert hat. Damit stimmt die Angabe des Generalgouverneurs von Chorassan bei Bellew (s. „Globus" XXVII, S. 10) sehr gut, daß die Provinz durch die Hungersnoth 120 000 Menschen, d. h. ein Sechstel ihrer Einwohnerschaft, einbüßte.

Von Schahrud ritt Mac Gregor auf höchst beschwerlichen Wegen über das Gebirge nach Astarabad, von dort nach Bander Gez am Kaspischen Meere, fuhr dann zu Schiffe nach Enzeli und erreichte über Rescht und Kazwin Teheran und weiter über Täbriz, Tiflis und den Kaukasus die Eisenbahn in Wladikawkas (Hadee Kufkas vom Autor geschrieben, wie überhaupt die Orthographie der fremden Namen seine schwache Seite ist) und damit die civilisirte Welt.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

III.

Die Deutschen.

Unter allen den vielen Nationalitäten, aus welchen sich die Bevölkerung Australiens zusammensetzt, sind nach den Briten die Deutschen bei weitem am stärksten. Ihre Zahl übertrifft die Gesammtsumme aller anderen Nationen Europas und Amerikas, welche sich in Australien niedergelassen haben. Aber diese Zahl genau anzugeben, ist leider unmöglich.

Die statistischen Angaben mehrerer Kolonien berühren die Nationalitätsfrage gar nicht, ebenso vermeiden es einige, Aufstellungen über die Religionsbekenntnisse zu machen, welche, da die ausgewanderten Deutschen zum überwiegenden Theile Bekenner der protestantischen Religion sind und als Lutheraner aufgeführt werden, sehr gute Anhaltspunkte bieten könnten.

Es sollen nun solche Daten gegeben werden, wie sie eben vorliegen, und an ihrer Hand wie aus eigenen Erfahrungen sollen solche Schlüsse gezogen werden, wie sie gerechtfertigt erscheinen. Nach dem Census von 1871 lebten in Victoria 8995 geborene Deutsche, 6591 Männer, 2404 Frauen, nach demselben Census bekannten sich 10 559 Personen zur deutschen lutherischen Konfession. In Südaustralien wurden im Jahre 1874 deutsche Männer 4681, deutsche Frauen 3628 gezählt und die Anzahl der Bekenner der gedachten Konfession belief sich auf 15 412 Seelen. Von Neu-Süd-Wales haben wir nur die Angabe aus dem Jahre 1861, in welchem 6000 Deutsche gezählt wurden, und in Tasmanien zählte man 1876 506 in Deutschland Geborene. In Queensland lebten nach dem Censusbericht von 1871 8309 Deutsche, von 1871 bis 1874 wanderten mit Beihülfe der Regierung ein 6578 Seelen. Wir würden hier also einen numerischen Nachweis für nur 38 697 Personen deutscher Nationalität haben, welche in dem Festland Australien und Tasmanien wohnen.

Vergleichen wir aber die für die Nationalität angegebenen Zahlen mit der der Konfessionen, so sehen wir schon, daß die Zahl der Lutheraner allein weit bedeutender ist; es kommen aber ferner hinzu Katholiken, andere Christen, Juden. Dann aber hat ein nicht geringer Theil seine Nationalität aufgegeben, obwohl der deutsche Charakter entschieden festgehalten wird, und ist aus der Liste der Deutschen gestrichen worden. Endlich werden die Kinder deutscher Eltern stets nur als Angehörige der betreffenden Kolonie: Victorianer, Südaustralier u. s. w., aufgeführt, und die australischen Familien sind stark, die deutschen überall am stärksten. Zieht man alle diese Umstände in Betracht, so wird man sicherlich nicht zu hoch rechnen, wenn man die gesammte deutschredende Bevölkerung auf 100 000 bis 120 000 Seelen schätzt.

Man darf aber nicht vergessen, daß es auch viele giebt, die nur dem Namen nach Deutsche sind. Die Kinder von Deutschen in englischer Umgebung, ja die eingewanderten Deutschen selber büßen ihre Nationalität sehr schnell ein. Nur wo sich größere Gruppen zusammenfinden, halten sie an ihrer Sprache und ihren Sitten fest, besonders wo sie durch ein gemeinsames religiöses Band zusammengehalten werden. In den Städten ist das Zusammenschließen weniger eng, noch ist es auch so allgemein. Es giebt nicht wenige Deutsche, welche sich von ihren Landsleuten principiell fernhalten. Ein Blick auf das numerische Verhältniß der Geschlechter zu einander bietet einen Schlüssel für diese Erscheinung. In Victoria sind im Census über 4000 Männer mehr als Frauen aufgeführt. Diese 4000 Männer sind nicht alle Junggesellen; viele sind verheirathet. Ihre Frauen sind Engländerinnen, Schottinnen, Irländerinnen und sie folgen der Nationalität ihrer Frauen. Die australische Frau ist noch mehr Herrin als die Frau in England. Mit einer solchen Heirath ist der Ehemann aus der Liste der Deutschen zu streichen. Andererseits ziehen die jungen deutschen Mädchen einen englischen Bewerber vor. Wenigstens ist das überall außerhalb der erwähnten religiösen Gemeinschaften der Fall. Ein Deutscher könnte da wenig Konkurrenz machen.

Und so verliert auch so wieder das deutsche Element, denn die junge Frau wird nun englisch. Sie spricht englisch, kocht englisch, ihr ganzes Hauswesen ist englisch eingerichtet. Und so bröckeln sich immer hier und dort deutsche Bestandtheile ab. Das junge deutsche Volk in den Städten spricht aber mit Vorliebe englisch und spricht die Sprache gut, sie schämen sich auch wohl ihrer deutschen Abstammung oder protestiren gegen den Namen Deutsche, was sie ja freilich auch eben so wenig sind und zu sein wünschen, als ihre Altersgenossen, die in der Kolonie geborenen Söhne von Engländern, Schotten und Irländern, bei einem dieser drei Namen genannt werden wollen. Sie sind eben alle Australier und britische Unterthanen.

Die ersten Deutschen kamen wohl mit jenen Winzern aus Hattenheim im Rheingau nach Australien, welche sich 1837 in der Nähe von Sydney niederließen und dort Weinberge anlegten. Aber das waren doch nur wenige Familien. Viel bedeutender war der Zuzug deutscher Kolonisten nach Südaustralien, das eben gegründet werden sollte. Die Union von 1817 hatte bei den orthodoxen lutherischen Gemeinden eine entschiedene Opposition gefunden. Die Regierung versuchte den Widerstand mit Waffengewalt zu brechen und die bedrängten Gemeinden richteten ihre Blicke übers Meer. Die Gründer Südaustraliens, zum großen Theile Dissenters und daher von Sympathien für eine durch die Staatsgewalt bedrückte Gemeinde erfüllt, nahmen diese Gelegenheit wahr, um sich so werthvoller Kolonisten zu versichern. Die Deutschen hatten nicht wenig zum Aufbau der nordamerikanischen Union beigetragen, man erhoffte gleich günstige Resultate von ihrer Mitarbeiterschaft an dem neuen Werke. Im Jahre 1838 verließ der Pastor Kavel aus Klemzig in der preußischen Uckermark mit seiner Gemeinde Europa und erbaute eine Stunde von Adelaide ein neues Klemzig. Andere Auswanderungszüge folgten nach: innerhalb zwei Jahren hatten sich gegen 1200 Deutsche in Südaustralien eingefunden. „Sie waren vorzugsweise dem beschaulichen Leben zugethan, vermöge ihrer religiösen Richtung wenig zu jenen Ausschweifungen geneigt, zu welchen

die beginnenden Zustände in einem noch fast wilden Lande die zusammengewürfelte Gesellschaft verleiten — sie waren einfach, nüchtern und bieder.“ Das religiöse wie das nationale Element hielt sie beisammen und schuf schon früh an verschiedenen Orten geschlossene Ansiedelungen, als noch außer Adelaide kaum ein einziges englisches Dorf in der Provinz vorhanden war, wie Klemzig, Hohndorf und Grünthal am obern Onkaparinga, Lobethal im Barker-Distrikt, Angaston am Deutschen Paß neben Bethanien und Langmeil an der Barossa-Kette.

Später leitete Eduard Delius in Bremen die deutsche Auswanderung abermals nach Südaustralien, doch waren nun die treibenden Gründe nicht mehr religiöses Mißbehagen, sondern die Hoffnung auf Verbesserung der materiellen Lage. Bedeutende Zuzüge aus Niederschlesien und Mecklenburg fanden statt, aber selten scharten sich diese Auswanderer zu besonderen Gemeinwesen zusammen. Was nicht in der Hauptstadt blieb, zerstreute sich über die Kolonie, auch wenn sie wie die Berliner Gesellschaft, welche 1849 unter Führung der Gebrüder Schomburgk Deutschland verließ, in der ausgesprochenen Absicht ausgezogen waren, geschlossene Ansiedelungen zu gründen. Der Werth der Deutschen als Ansiedler ist von der südaustralischen Regierung stets anerkannt worden. Man hat sich dort stets bemüht, deutsche Einwanderer zu erlangen, ja man setzte es im Parlamente durch, daß eine besondere Geldsumme votirt wurde, um Deutsche in eigenen Schiffen direkt von Hamburg herüberzuholen.

In Victoria stand das Deutschthum früher mächtiger da als heute. Hier geht die Verschmelzung mit der britischen Bevölkerung weit schneller vor sich. Die Einwanderer langten hier nicht in geschlossenen Gruppen an, um deutsche Kolonien in der englischen Kolonie zu gründen; wenigstens wenn solche Versuche gemacht wurden, so waren sie schwach und scheiterten an der Unfähigkeit der Führer. Die meisten Einwanderer kamen hierher, ihr Glück zu machen, und die meisten waren Männer. Das Verhältniß der beiden Geschlechter, wie 11 : 4, ist schon oben erwähnt worden. In den ersten Zeiten waren die Verbindungen zwischen deutschen Männern und Frauen häufiger als in den letzten Jahren. Von 1855 bis 1860 kamen 375 solche Heirathen vor, von 1866 bis 1871 nur 217. In dem ersten Zeitraume verbanden sich 40,98 Procent der heirathenden deutschen Männer mit deutschen Frauen, in dem zweiten nur 20,70 Procent. In dem ersten Zeitraume wählten 78,45 Procent der deutschen Frauen deutsche Ehemänner, in dem zweiten 62,90 Procent. Unter solchen Verhältnissen ist es natürlich, daß das deutsche Element mehr und mehr im englischen aufgeht. Und in Victoria hat es auch schon eine entschiedene Einbuße erlitten.

Deutsche Zeitungen sind eingegangen, die früher dort eine ansehnliche Abonnentenzahl hatten. Mehrmals gemachte Versuche, neue Journale zu gründen, schlugen fehl. Zwar bestehen noch deutsche Turn- und Gesangvereine, und wo könnten diese fehlen, wo sich Deutsche in irgend einer nennenswerthen Zahl zusammenfinden; auch ein deutscher Klubb blüht und giebt seine Liebhabervorstellungen, Liebhaberkoncerte und Bälle, aber mit dem eigentlichen deutschen Wesen ist es wohl bald aus. Die Zuflüsse sind gering und vereinzelt, die Alten sind meist Engländer geworden. Selbst ihre Unterhaltung unter einander wird in englischer Sprache geführt.

Noch mehr ist das Deutschthum in Neu-Süd-Wales in Abnahme. Je mehr die Leute zum Wohlstande gelangen, desto mehr geht das deutsche Bewußtsein schlafen. „Der deutsche Klubb,“ sagt ein Berichterstatter, „scheint sich in dem Zustande zu befinden, in dem er weder leben noch sterben kann. Selbst nicht einmal die Ankunft des deutschen Kriegsschiffes „Augusta“ vermochte seinen Pulsschlag um das Leiseste zu beleben.“

In Queensland scheint sich aber deutsches Leben kräftiger zu entwickeln. Nach den sehr bedeutenden Zuflüssen, welche dorthin von Deutschland gegangen sind, ließe sich das wohl auch erwarten. Schon in den kleinen Städten des Innern bilden sich deutsche Vereine. So meldet die „Australische Zeitung“ vom 24. April 1877 die Gründung eines deutschen Gesangvereins in Toowoomba an dem westlichen Abhange der Scheidekette. Und am 5. Mai wird das Erscheinen der ersten deutschen Zeitung in Queensland angekündigt, die unter dem Titel „Nord-Australische Zeitung“ auf die Bühne tritt.

Aber die feste Burg deutscher Sprache und Sitte bleibt Südaustralien. Nur hier hat sich ein größeres deutsches Blatt dauernd erhalten können. Früher bestanden mehrere, man hat indeß gefunden, daß sich nur für eines Boden findet. Die Zeitung erscheint wöchentlich einmal im größten Formate, enthält Leitartikel über kolonielle Fragen, die Neuigkeiten der Woche, Nachrichten von Europa und den übrigen Welttheilen, Eingesandts, Korrespondenzen aus den Nachbarkolonien, eine belletristische Beilage und Anzeigen. Bei den Eingesandts nimmt man es mit der deutschen Grammatik nicht übergenau, am interessantesten sind aber die Anzeigen. Sie zeigen die allmälige Vermischung der Sprache mit dem Englischen. Hier ist ein solides Storekeeper-Geschäft mit oder ohne Stock, dort Pflüge und Fittings, verschiedene Farmen, eingefenzt und uneingefenzt, eine Lease, Springkarre, gute Dray ꝛc. ꝛc. zu verkaufen. Indeß sind das Kleinigkeiten gegen die Konversation. Die sonderbarsten Verbindungen werden ermöglicht, so daß dem Hörenden zweifelhaft wird, ob die Melange eigentlich deutsch oder englisch genannt sein will. Keinem Uneingeweihten einer der beiden Nationen ist sie verständlich. Denn was könnte sich ein deutscher Landmann dabei denken, wenn ihm ein Kollege von den Antipoden versicherte, er habe von seinem Fallow Land einen Firstrate Crop abgereapt? Oder daß sein eben eingebrochener Colt von der letzten Sale recht stauch im Harneß wäre? Und das ist so die gewöhnliche Redeweise. Man muß zum Verständniß erst koloniell werden. Und das kommt so bald, daß fast kein Mensch dort drüben mehr ein reines Deutsch spricht; mit dem Schreiben ist es ein wenig besser. Nur darf man so etwas in Australien nicht laut denken.

Das deutsche Vereinsleben ist in Südaustralien am meisten rege. Auch in Victoria giebt es Klubbs, Turn- und Gesangvereine, außer in Melbourne namentlich in Ballarat, Geelong, Castlemaine, Back-Creek, Maldon, Maryborough, Tarranpower, Avoon und vielleicht noch anderen Orten. Aber die Deutschen Südaustraliens sind weit mehr national gesinnt. Außer einem deutschen Klubb, der schon ernstlich daran denkt, sich ein eigenes Klubbhaus zu bauen, ist hier ein Fortschrittsverein, eine Liedertafel, ein deutscher Turnverein, Gesangverein Fidelitas, Schützengesellschaft und andere vertreten, ähnliche Gesellschaften, namentlich Schützengesellschaften, finden sich in fast jedem deutschen Orte, die streng religiösen ausgenommen. Außer Adelaide ist besonders Hauptort für die Deutschen das an den Barossa-Bergen gelegene liebliche Dorf Tanunda mit über 1000 Einwohnern. Hier ist alles deutsch, kaum ein halbes Dutzend englischer Familien hat sich unter unseren Landsleuten angesiedelt. Und doch trägt der Ort das Gepräge deutschen Wesens wenig mehr. Die Gebäude haben sich allmälig nach dem kolonialen Geschmacke zugestutzt, nur hier und dort mischt sich noch ein Haus unter die fremd aussehenden Genossen, das an die deutsche Heimath erinnert. Aber in den Nachbardörfern Bethanien, in Bethel, Sichem und wie sie alle mit ihren biblischen Namen heißen, glaubt sich der Besucher in

Dörfer aus der Mark oder Schlesien versetzt, in Neu-Mecklenburg ist der deutsche Norden reproducirt. Dieselben hohen und spitzen Strohdächer, dasselbe bunt bemalte Balkenwerk, zwischen dem eben so bunten Fachwerk, Thüren und Fenster grell angestrichen, umgeben von Schuppen und Hof, in denen sich Männer in langen blauen Röcken und Frauen in rothen Kopftüchern und geblümten Kleidern aus derber Leinwand bewegen. Hier ist noch alles deutsch. Der Mann fährt sein Getreide auf den Markt und die Mühle und lernt sich in englischer Sprache verständlich machen, aber die Frau, die zu Hause bleibt und in Hof und Küche schafft, versteht nur ihre Muttersprache. Die Kinder fassen das Englische schnell. Sie müssen es schon in der Schule lernen, denn wenn auch die religiösen Gemeinden der Deutschen die Unterstützung des Staates für ihre Schulen nicht annehmen, weil in den Staatsschulen der Unterricht nur ein sekulärer sein darf, so erkennen sie doch die Wichtigkeit der englischen Sprache an und machen die Ertheilung des Unterrichts in derselben ihren Lehrern zur Pflicht, denn der Lehrer ist Gemeindelehrer. Seine Stellung erinnert an die des Küsters auf unseren Dörfern, auch in seinem Verhältniß zum Herrn Pastor. Der Herr Pastor in Australien ist ein etwas von seinen deutschen Brüdern verschiedener Mann. Manch einer kommt voll ausgebildet, manch einer bildet sich in Australien aus. Er fühlt den Beruf, läßt sich von einem schon fungirenden Geistlichen vorbereiten und später von der Synode ordiniren. Die Anforderungen werden wohl nicht zu hoch sein; die Synode besteht aus Männern, welche dieselbe Carrière gemacht haben. Das Einkommen von den oft weit zerstreuten Gemeinden ist gewöhnlich nicht sehr groß, doch weiß man sich zu helfen. Die Ermahnung: Seid klug wie die Schlangen, fiel nicht immer in unempfängliche Herzen. So fand der Geistliche einer Gemeinde nach seinem Antritt heraus, daß sein Vorgänger die Taufen und Trauungen nicht rite vollzogen habe; man mußte die Ceremonie wiederholen. Natürlich war auch der neue Arbeiter seines Lohnes werth und das verhalf ihm zur Ausstattung seines Hauses. Ein anderer Geistlicher hatte die Besitzungen der Kirche und Schule der Gemeinde, als deren Vertreter er bestellt war, vor Gericht auf seinen Namen eintragen lassen. Man vertraute voll und ganz auf den Mann Gottes und alles ging Jahre lang aufs Beste. Aber es muß in dieser Welt zu Aergerniß kommen und Aergerniß kam auch nach Bethel. Man entzweite sich. Die Gemeinde schrieb ihrem Seelsorger einen Absagebrief und wollte sich in Besitz ihres Eigenthums setzen. Aber so wehe dem Hirten die Abtrünnigkeit seiner Herde that, das anvertraute Gut gab er nicht heraus. Nur dieselben Hände, aus denen er es empfangen hätte, sollten es von ihm wieder erhalten. Aber da diese Hände schon seit lange in Staub zerfallen sind, so ist die Wahrscheinlichkeit, der hochehrwürdige Herr wird im Genuß des recht einträglichen Besitzthums noch lange bleiben. Kein irdisches Gericht vermag sein Recht anzufechten.

In einer Hinsicht spiegeln die Deutschen Australiens die vaterländischen Zustände getreulich wieder, in ihrer Zerrissenheit. Unter den religiös Gesinnten geben dogmatische Spitzfindigkeiten nicht selten Anlaß zum Streit. „Es macht einen Eindruck sonderbarer Art, schlichte schlesische Landleute mit Erbitterung über Antichiliasmus und Chiliasmus, über donatistische und novatianische Irrsale u. s. w. sich gegenseitig bekriegen zu sehen. Daß die verschiedenen Sekten um so mehr sich hassen, je näher sie stehen, scheint nirgend anderswo mehr sich zu bestätigen als unter den Deutschen in Südaustralien“ [1]). Die nicht strengkirchliche Bevölkerung wird von jenen Orthodoxen aber mit einer gewissen Scheu angesehen, etwa in derselben Weise wie sie den Gottseibeiuns begrüßen möchten, sollte er unter ihnen erscheinen. Namentlich scheint der „schlichte schlesische Landmann“ die Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs für eine Art Sodom und Gomorrha zu halten; die Leute sahen so aus, als möchten sie ein Kreuz vor uns schlagen, wenn ich erwähnte, meine Heimath liege nahe bei Berlin.

Mit den deutschen Einheitsbestrebungen konnten jene Leute keine Sympathien haben oder, wenn sie solche hatten, mußten sie dieselben doch unterdrücken. Denn ihren Hirten ist Bismarck und alles, was an ihm ist, ein Gräuel. Verfolgte er doch Andersgläubige um ihrer Religion willen, und waren nicht sie selbst durch Verfolgungen aus dem Vaterlande getrieben? Darum gefiel ihnen auch der gottlose Krieg von 1870 nicht. Der alte, noch nicht ganz zerfressene Kern ließ sich freilich doch nicht recht verleugnen und, wenn auch die Herren Pastoren traurig den Kopf schüttelten, als Siegesnachricht über Siegesnachricht anlangte, der deutsche Landmann, der ja doch meistens auch einmal das doppelte Tuch getragen hatte, konnte die Freude nicht recht unterdrücken, zumal wenn ihm die Zeitungen wohlbekannte Namen aus alter Zeit, sein Regiment, die alten Führer wieder ins Gedächtniß riefen. Der alte Adam war noch nicht ausgezogen. Darum, als die Deutschen Südaustraliens ein großes Friedens- und Freudensfest veranstalteten und von überall die deutsche Bevölkerung nach Tanunda am Fuß des Kaiserstuhls zusammenströmte, hielten sich die geistlichen Herren fern und sie hielten auch ihre Schullehrer fern; denn über die armen Seelen hatten sie die Macht, welche die Abhängigkeit vom Brote giebt. Aber die deutschen Bauern kamen auf ihren Wagen mit Kind und Kegel daher gerasselt und lachten munter, wenn sie an die kommende Buße erinnert wurden. Das Vergnügen war die Pönitenz schon werth, welche der Pastor und ein paar griesgrämige Aelteste aufzuerlegen nicht verfehlen würden.

Die Deutschen haben eine ruhige Beharrlichkeit, die den Engländern, besonders aber den Irländern, abgeht. Zwar besitzen sie nicht denselben Unternehmungsgeist und sind etwas langsamer in ihrem Denken und Thun als die Briten, aber erreichen sie auch nicht dieselben glänzenden Erfolge wie jene, sie erwerben sich doch in der Regel respektable Kompetenzen. Die Ländereien, welche der irländische Nachbar nicht mehr zu bewirthschaften versteht und verläßt, kauft der Deutsche auf und weiß ihnen gute Ernten abzugewinnen. Auf der Yorke-Halbinsel, die früher für den Ackerbau ungeeignet schien, haben deutsche Landleute mehr als eine Ortschaft gegründet. Nach dem Urtheile der englischen Kolonisten selber sind die Deutschen zu den besten Kolonisten und tüchtigsten Bürgern des Staates zu rechnen.

In allen Lebensstellungen ist es dem Deutschen gelungen, sich eine geachtete Stellung zu erringen. Municipale Würden sind oft von deutschen Männern bekleidet worden, Deutsche sind in die koloniellen Parlamente gewählt worden. Ein Deutscher, Sir Julius Vogel, ist lange Zeit der faktische Leiter von Neuseeland gewesen. Die Bedeutung dieser Männer hat ein mehr lokales Interesse. Aber wir haben auch deutsche Namen, deren Träger sich hohe Verdienste um ihr adoptirtes Vaterland erwarben und zugleich in ihrer Thätigkeit über den engern Kreis ihres Berufswirkens hinausgingen. Nicht nur in Australien, sondern auch überall, wo wissenschaftliche Bestrebungen ein größeres Feld überschauen, sind solche Namen gekannt wie die von Ferdinand von Müller in Melbourne, von Julius Haast in Christchurch (Neuseeland), von Richard Schomburgk in Adelaide, von Georg Neumayer, dem frühern Astronomen Victorias von noch

[1]) Heising, Südaustralien 1852, S. 33.

manchem andern, der sich durch bescheidenere Leistungen hervorgethan hat. Unter die letzteren darf sich vielleicht der Verfasser rechnen, durch dessen Thätigkeit zuerst die Reform in Bewegung gesetzt wurde, welche sich seit seinem Amtsantritt auf dem arg vernachlässigten Gebiet des Schulwesens geltend machte.

Bilder aus den südlichen Wolga-Steppen.

Von **A. Glitsch**, Archivar der Brüder-Unität in Herrnhut.

IV.

Der Steppenherbst.

Die brillanteste Jahreszeit. Klimatische und medicinische Kuren. Das Schaffleisch der Tschigan und die Steppenluft. Senf- und Tabakernte. Obstzucht. Weinbau. Die Arbuse und Melone. Vielfache Benutzung der erstern. Steppenwildpret. Trappenjagd. Antilopenjagd. Wolfsjagd. Ausflüge an die Wolga und in die Schluchten des Steppenplateaus. Steppenfutter.

Den Herbst möchte ich, wenigstens in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse, die brillanteste Jahreszeit der Steppe nennen. Fehlt ihm freilich die frische und bunte Frühlingsdekoration, welche die köstlichen Steppenblumen dem Lande gaben, so ist man doch jetzt mit dem braunen und dürren Kleide der Erde mehr einverstanden, als während des Sommers, der die Farben des Herbstes, der Zeit des Abblühens, bereits anticipirt hatte und außerdem durch seine Hitze äußerst beschwerlich fiel. Jetzt ist die Zeit, in der neben der noch energisch wärmenden Sonne ein kühler, erfrischender Wind auch während des Tages die Herrschaft hat. Ein Theil des lästigen Ungeziefers, die Moskiten, sind verschwunden; die Mücken haben ein längeres und zäheres Bestehen. Die Abende sind frisch, aber nicht feucht, die Nächte kühl. Alles athmet auf und erwacht aus der Lethargie, in welche es der Sommer versetzt hat. Es ist die Zeit der Ausflüge zu Pferd und zu Wagen, denn der Steppenbewohner verschmäht es, bei der leichten Möglichkeit, sich Fuhrwerk zu halten, zu Fuße zu gehen. Wer nicht allzu anspruchsvoll war, konnte noch vor einem Jahrzehnt für den civilen Preis von 15 bis 20 Rubeln ein Reitpferd kalmückischer Race anschaffen, und die Unterhaltung desselben kostete ihm auch während des ganzen Jahres nicht viel mehr, da die Steppe fast unentgeltlich die Fütterung bietet.

Der Herbst ist auch die Zeit der klimatischen und medicinischen Kuren. Er ist die gesundeste, erfrischendste und kräftigendste Jahreszeit. Leidende begeben sich entweder in eine der Steppenheilanstalten, oder in Ermangelung dessen in einen Kalmückenchotton oder Weiler und leben dort einige Wochen unter der Kibitke, dem Filzzelt. Hier finden sie die Nahrungs- und Arzneimittel, die besonders gegen Lungenleiden wirksam sind. Nahrungsmittel ist vor Allem das ausgezeichnete kalmückische Schaffleisch. Das kalmückische Schaf unterscheidet sich vom spanischen oder gewöhnlichen Hausschaf sowohl durch seine Größe als auch durch die ihm eigenthümlichen Hängeohren und den Fettschwanz, den aber das russische Steppenschaf geduldig trägt, und nicht auf einer kleinen Equipage hinter sich herfährt, wie früher gefabelt wurde. Mir wenigstens ist nie ein solches Fuhrwerk begegnet. Die Wolle des Thieres ist hart und grob und wird hauptsächlich zur Filzbereitung benutzt; das Fleisch dagegen übertrifft durch seine Zartheit und seinen Wohlgeschmack dasjenige des Wollschafes bedeutend.

Das medicinische Mittel, das die Steppenkur bietet, ist der Tschigan oder Kumyß, die gesäuerte Pferdemilch. Sie unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Buttermilch sowohl durch den Mangel an Fett als auch an Käsestoff. Letzterer wird zwischen den Haaren der Schläuche, in welchen das Getränk bereitet wird, zurückgehalten. Der Tschigan hat einen weinig-säuerlichen, etwas fettigen Geschmack, der an saure Milch erinnert, aber doch sich von ihr unterscheidet. Jedenfalls ist dies Mittel bei der Kur nicht das allein wirkende, sondern wird wesentlich durch die Steppenluft und den ausschließlichen Fleischgenuß unterstützt, der dem Ernährungsprocesse des Körpers eine andere Richtung giebt. Aus diesem Grunde werden die imitirten Kumyßanstalten anderer Länder auch nie die Erfolge aufweisen, wie die originalen der Steppe.

Während die Getreideernten bereits im Sommer stattgefunden haben, wird jetzt im Anfang des August der Senf und Tabak eingeheimst. Ersterer von Feldern, letzterer aus den Gärten. Der Senf giebt, sowohl durch Boden als durch Klima begünstigt, eine vorzüglich aromatische und scharfe Frucht, die aus den rapsähnlichen Schoten auf Tüchern mit Stöcken ausgeschlagen und in Wagen, Säcken und Fellschläuchen zum Verkauf gebracht wird. — Der Tabak ist eine geringe, äußerst starke, kleinblättrige Sorte, deren Anbau viel Arbeit in Anspruch nimmt, die das Land stark aussaugt und hauptsächlich von den Kalmücken gekauft und geraucht wird.

So lucrativ für einzelne diese Ernten sind, so erfreuen sich doch andere einer größern Popularität, ich meine die Obsternten. Die Obstbäume zeichnen sich zwar in der Steppe weder durch großen Ertrag noch auch durch feine Sorten aus. Die strengen Winter machen alle Versuche, feinere Obstarten zu cultiviren, zu Schanden, und auch die Bäume ordinärerer Art erreichen keine bedeutende Größe und Umfang, da die Erfahrung als Lebensalter eines Obstbaumes in der Steppe 20 Jahre festgestellt hat. Durch stetes Nachpflanzen muß der Bestand erhalten werden. Dagegen hat Gott das Steppenland mit anderen Früchten gesegnet, die in besonderer Vollkommenheit gedeihen. Da ist vor Allem die edelste der Früchte, der Wein, der, freilich nicht, wie auf der Südseite des Kaukasus, wild vorkommt, sondern in Plantagen und Gärten gepflegt, gewässert und im Winter gegen den Frost in der Erde geborgen werden muß. Die verschiedensten, meist persischen Sorten werden gezüchtet, der

kleinbeerige Kischmisch (der die Sultaninen liefert), der dickschalige Tolstekore, der walzenförmige Saffiani (den die Perser Damenfingernagel nennen), die kaspische Traube; dazu kommen die aus dem Westen eingeführten Sorten: Muskat, Risling, Capwein, die Erdbeertraube und andere. Alle diese bringen die an Spalieren gezogenen Stöcke in reicher Fülle und in unübertrefflicher Süßigkeit hervor, welche bei manchen Sorten fast beißend auf die Zunge wirkt. In den südlichen Steppengegenden, besonders in Astrachan, wird viel Wein gepreßt, auch sind die Sorten andere, während in den etwas nördlicher liegenden mehr Tafeltrauben gezogen werden. Daß in früheren Zeiten, mehrere hundert Jahre zurück, bereits schon Weinkultur in diesen Gegenden vorhanden war, beweisen die Töpfe von $1\frac{1}{2}$ m Höhe und fast gleichem Durchmesser, welche gelegentlich in der Erde gefunden werden und noch deutlich eine Flüssigkeitsmarke zeigen. Solche Töpfe sind noch heute in Grusien im Gebrauch als Behältnisse, in welchen der Wein seine Gährungsperiode durchmacht.

Die Hauptfrucht der Steppe aber ist und bleibt die Arbuse oder Wassermelone. Sie ist im Herbst das tägliche Brod des gemeinen Volks und wird auch von dem Gutschmecker nicht verschmäht. Bis zu einem Fuß Durchmesser wachsend, mit hell- oder dunkelgrüner, äußerer Schale, prachtvoll rothem Fleisch und schwarzen oder braunen Samenkernen, aus Saft und Zuckerstoff bestehend, und mit einem nur dem Kenner schmeckbaren Aroma begabt, wächst diese Frucht auf freiem Feld, senkt ihre Wurzeln nicht tief in die Erde und bietet noch heute ein Räthsel dar, woher sie bei der trockenen Luft und dem dürren Steppenboden die ungeheuren Quantitäten Wasser, die sie in sich birgt, empfängt. Ganz geringer Pflege bedürfend, bietet sie in ihrem überaus reichen Ertrag ein gesundes und wohlschmeckendes Lebensmittel, ja es stellen sich sogar in dieser Zeit Kalmücken aus den Horden in den Ansiedelungen ein, um diese Gabe Gottes kurweise medicinisch auf sich wirken zu lassen, analog mit unseren Traubenkuren.

In der Mitte des August begiebt sich der verständige Landwirth in der Kühle des Morgens auf sein Arbusenfeld und prüft die Früchte durch Klopfen mit dem Fingerknöchel an die Schale. Ist der Klang hell, so ist die Frucht noch nicht reif, erst, wenn er dumpf, pelzig schallt, hat sie die erwünschte Süßigkeit erlangt. Nun aber verläßt sie auf längere Zeit ihren Besitzer nicht, sie wird zu jeder Tageszeit verspeist, zu Haus, im Feld und auf Ausfahrten darf sie nicht fehlen. Erst, wenn die kalten Wintertage nahen, verliert sich der Appetit nach der frischen Frucht. Dafür aber wird sie auf verschiedene Weise für diese Jahreszeit conservirt. Ganze Wagenladungen werden in die Keller gebracht und die Thätigkeit der Hausfrau beginnt. Ein süßer, nicht unangenehmer Syrupgeruch lagert sich über die ganze Ortschaft, denn es ist in ihr keine Küche, in welcher nicht das Messingbecken oder der Kessel über dem Feuer steht. Zunächst wird der ablaufende Saft des verkleinerten Fleisches der Frucht zu einem vorzüglichen Syrup eingedickt, der sich sehr zu seinem Vortheil von dem des Zuckers unterscheidet. Das Fleisch selbst wird zu einem Muß gekocht, der, mit Gewürzen pikant gemacht, ein gutes Compot liefert und dessen allzugroße Süßigkeit man durch Beimischung von Kirschmuß mildern kann. Die äußeren Schalen werden den Schweinen und Kühen zum Futter gegeben, so daß nichts verloren geht. Manche legen auch die Arbusen in Salzwasser ein, wodurch sie frisch conservirt werden, aber doch auch einen, nicht jedermann mundenden, Salzgeschmack bekommen.

Man hat auch den Versuch gemacht, aus Arbusen Zucker zu gewinnen, doch war einmal die Quantität des zu verdampfenden Wassers verhältnißmäßig zu groß, anderntheils machte die Umwandlung des Fruchtzuckers in Krystallzucker zu viel Schwierigkeit und kostete zu viel Zeit, so daß man davon abgesehen hat.

Von ausgezeichneter Güte sind auch die Steppenmelonen, die in gleicher Weise gezogen werden. Ihres sehr starken Aromas wegen aber sind sie nicht geeignet, zur täglichen Kost zu werden, auch sind sie schwerer verdaulich, als die Arbusen, und können leichter Ursache zu Magenerkältungen geben. Sie werden daher in geringerer Menge gebaut und meist nur zum Nachtisch genossen.

Auch nach einer andern Seite hin ist die Tafel des Steppenbewohners in dieser Zeit gut versorgt. Das Leben der wilden Thierwelt, das im Sommer geschlummert hat, ist im Herbst wieder erwacht. Die jungen Bruten des Geflügelwildes sind herangewachsen und füllen die Steppe. Der Jäger begiebt sich wieder auf ihre Spur. Zwei Arten der Jagd sind der Steppe eigenthümlich, die auf die Antilopen und die auf die Trappe. Es nisten zwei Arten des letztern Vogels in den Wolga-Steppen, die große Trappe, Otis tarda, in der Größe eines Truthahns, welche auch in manchen Gegenden Deutschlands vorkommt, und die kleine oder Zwergtrappe, Otis tetrax, von der Größe eines großen Huhnes, letztere der Zartheit ihres Fleisches wegen gesuchter. Beide Arten sind scheu und listig und wissen sich durch Ducken und Niederlegen im Steppengras den Blicken der Menschen zu entziehen. Sie sind Laufvögel, gebrauchen also nur im Nothfall die Flügel. Die große Trappe kann sich weniger verbergen, läßt aber auch, weil sie ihrer hohen Gestalt wegen weitere Umschau halten kann, den Jäger nicht leicht auf 100 Schritt sich nahen. Die Zwergtrappe dagegen sucht sich durch Verstecken am Boden, von dessen Farbe die des Vogels wenig verschieden ist, zu sichern. Vor dem zu Fuße gehenden Menschen hat sie mehr Furcht, als vor langsam sich bewegendem Fuhrwerk. Auf diese Thatsache baut der Jäger seinen Plan, das Thier zu überlisten. Im Frühjahr, in welchem das Steppengras ein ausgezeichnetes Versteck ist, sieht man dies Wild meist nur im Fluge, wird aber durch den Lockruf nach der Stelle geleitet, wo der Vogel sich an der Erde aufhält. Das Männchen ist leichter erkennbar durch den schwarzen Hals mit weißem Doppelhalsband. — Hat der Jäger das Wild bemerkt oder sind Trappen aus dem Fluge ins Land eingefallen, so behält er den Platz möglichst scharf im Auge und lenkt sein Fuhrwerk dorthin, aber nicht in gerader Richtung, sondern, als ob er in einem Bogen vorbeifahren wollte. Er umfährt nun die Stelle in einer Spirallinie, bis er sich auf Schußweite genähert hat. Kann er den Vogel erblicken, so schießt er ihn am Boden von der Droschke aus; entdeckt er ihn nicht, so springt er ab und läuft in der Richtung, in welcher er ihn gesehen hat, wodurch er ihn zum raschen Auffliegen bringt und in der Nähe schießen kann. Oft wird er aber von der Trappe überlistet, die den Einfallsplatz verlassen hat und, dicht an die Erde geduckt, einige hundert Schritt weit sich entfernt hat. Sie kommt also nicht zum Auffliegen, sondern er hört aus der Entfernung ihren Lockruf, der freilich nicht ihm gilt, aber ihm doch der Fingerzeig für den Ort wird, an welchem er seine weiteren Versuche machen kann.

Das edelste Wild der Steppe aber ist das Steppenreh, die Saiga-Antilope. Wie schon erwähnt, nähert sie sich im Winter, durch Schnee und Sturm verschlagen, gelegentlich menschlichen Wohnungen, sonst aber hält sie sich tief in der Steppe auf. Sie ist ein so überaus rasches und flüchtiges Thier, daß der beste Renner sie nicht einzuholen vermag. Nur wenn man das Thierchen einige Stunden nach seiner Geburt

trifft, ist es möglich, es lebendig zu fangen. Es flieht zwar auch schon mit großer Geschwindigkeit, aber die Kräfte gehen bald zu Ende; es wirft sich erschöpft auf den Boden und läßt sich greifen. Ist es aber bereits einen Tag alt geworden, so ist der Fang nicht mehr möglich. Das Thier kann nur überlistet und geschossen werden. Man hat auch versucht es in Schlingen zu fangen, gewöhnlich aber findet man es verletzt, indem es bei den energischen Anstrengungen sich zu befreien eines oder mehrere der zarten, schlanken Beine gebrochen hat. Kurz nach der Geburt eingefangen kann es sich zwar an seinen Wärter gewöhnen, ist aber doch sehr schreckhaft und dauert nicht leicht in der Gefangenschaft aus. Die freie weite Steppe allein ist ihm genügender Tummelplatz; die Entfernung ist ihm kein Hinderniß. Die wenigen Quellen der Steppen müssen für das Bedürfniß der weit zerstreuten Gazellen dienen. Heute sind sie hier, morgen da.

Will nun der Jäger sich der Antilope bemächtigen, so naht er sich bis auf einige hundert Schritt der Stelle, an der ihn die von Zeit zu Zeit aus dem Gras auftauchenden Geweihe die Anwesenheit eines ruhenden Rudels verrathen. Nun aber reicht es nicht mehr aus, in gebückter Stellung näher zu gehen, sondern es gilt, auf dem Leib rutschend mit so wenig Geräusch als möglich unter dem Wind sich zu nähern. Manche Jäger tragen, um möglichst lange unkenntlich zu sein, Wams und Mütze von Antilopenfell. Es ist keine geringe Strapaze, besonders während des Sommers, dicht an die heiße Erde gedrückt, in der vor Hitze sich bewegenden Luft, an Schlangen, Spinnen und anderm Ungeziefer vorbei, eine Strecke von 150 bis 200 Schritt in kriechender Stellung zurückzulegen. Manchmal gelingt es, das Wild noch im Lagern zu überraschen, manchmal aber ist es auf das unvermeidliche Geräusch aufmerksam geworden; das Familienhaupt mit stattlichem Geweih springt auf und lugt umher; und gelingt es jetzt dem Jäger nicht, seinen Schuß anzubringen, so befindet sich im nächsten Augenblick das Rudel auf wilder Flucht, die sich in so weite Ferne erstreckt, daß jener meist nicht daran denken kann, ihm zu folgen.

Die Wolfsjagd- und der Wolfsfang wird im Winter betrieben und zwar auf verschiedene Weise. Häufig wird dies Wild auf Treibjagden, die ihm zu Ehren angestellt werden, erlegt; noch häufiger aber in Tellereisen gefangen und dann geschossen. Das Aufstellen der Fallen muß mit großer Sorgfalt geschehen, da der Wolf überaus mißtrauisch ist, sehr leicht Gefahr wittert und dann selbst durch den Hunger nicht zu bewegen ist, sich der Falle zu nähern. Auch hier muß die List dienen. Der Jäger schleift den Köder an einem Strick auf dem Schnee hinter dem Schlitten her und durchfährt kreuz und quer das Terrain, auf dem Wölfe sich aufhalten, um ihnen Witterung der Lockspeise zu geben. Dann stellt er in der Schlittenspur das Tellereisen unter den Schnee und gleicht denselben so aus, daß er sich von der fortlaufenden Schlittenspur nicht unterscheidet, und so gelingt es ihm, den Wolf in das Eisen zu bringen. Oder es wird der Köder an einen passenden Ort gelegt, derselbe aber nicht mit einer Falle versehen, sondern diese werden ringsherum an geeigneten Stellen, Steinen, Baumstümpfen und aus dem Schnee hervorragenden Gegenständen, bei denen der Wolf sich gern aufhält, verborgen. Er ist jedoch viel zu klug, direkt an den Köder zu gehen, sondern umkreist ihn oft tagelang, sitzt in einiger Entfernung und heult vor Hunger auf herzbrechende Weise. Wenn er sich auf diese Art vergewissert hat, daß keine Gefahr vorhanden ist, naht er sich langsam, avancirt und retirirt, weil er sich immer noch nicht entschließen kann, und geräth bei diesem Hin- und Herlaufen in der Nähe der Lockspeise in die Falle, in welcher ihn der Jäger dann erschießt.

Aber nicht alle Excursionen des Steppenbewohners sind so blutdürstiger Natur. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Herbst fast die einzige für Ausflüge geeignete Zeit. Daß weder bedeutende Höhepunkte, noch schöne Parkanlagen, noch auch lockende Restaurationen Zielpunkte solcher Partien sein können, ist selbstverständlich. Das gemüthliche Zusammensein muß die mangelnde Schönheit der Natur ersetzen. Da Fuhrwerk meist vorhanden ist, so können auch weitere Touren mit Kind und Kegel unternommen werden.

Da wendet man sich vielleicht zunächst zum gewaltigen Wolgastrom. Er ist wieder in sein Bett zurückgetreten, die Vorländer und Sandbänke sind trocken geworden und bieten mit ihren sandigen Flächen und dichtem Weidicht einen vorzüglichen Spiel- und Versteckplatz für den kindlichen Theil der Gesellschaft. Da bauen die einen im Dickicht aus Weidenzweigen und dem mannshohen, wilden Spargel Hütten, in denen es sich gut wohnen läßt, andere waten in zurückgebliebenen Lachen und Pfützen umher, fangen in Mützen und anderen Gefäßen kleine Fische und versetzen diese in künstliche Teiche, die sie mit den Händen in den unteren, noch feuchten Sandschichten gegraben haben. Die Erwachsenen vergnügen sich mit Angeln im Strom oder durchstreichen mit der Flinte das Dickicht, während der weibliche Theil der Gesellschaft für die leiblichen Bedürfnisse sorgt.

Oder man wählt zum Platz des Vergnügens eine mit Wald und Wiesen durchzogene Schlucht des Steppenplateaus und bivouakirt hier den vollen Tag. Die Rohmaterialien für das Tagesbüffet werden in den geräumigen Droschkenkästen und der unentbehrliche Feldkessel unter die Droschke gebunden mitgeführt. Am Platz angelangt, macht man zuvörderst Entdeckungsreisen in dem mit Unterholz und hohem Unkraut bewachsenen Wald, liest trockenes Holz zusammen, das zum Kochen des Mittagsmahles dienen soll, und vergnügt sich, ein jedes auf seine Weise. Die Anstalten zum Diner beginnen auf höchst primitive Art, indem zwei Astgabeln von einem Baum gehauen und in die Erde eingeschlagen werden. Ein über beide gelegter starker grüner Stock trägt den Kessel, in welchen die Ingredienzen zum sogenannten „Steppenfutter“ gethan werden. Diese sind Schaf- oder Rindfleisch, Kartoffeln, Zwiebeln, Pfeffer und Salz, und geben eine sehr kräftige, wohlschmeckende Suppe, die aus lackirten russischen Holzschüsseln mit eben solchen Holzlöffeln genossen wird. Nach Tisch wird Siesta gehalten auf bloßer Erde unter Bäumen oder in der schaukelnden Hängematte, während die Kinder sich in ihre von Tüchern und Kleidungsstücken zwischen den Bäumen construirten, sogenannten Hütten zurückziehen, selten aber zum Schlafe kommen. Der spätere Nachmittag verstreicht unter Spaziergängen und Spielen, und am Abend vereinigt der Samowar, die Theemaschine, die in Brand zu stecken ein einfacher Stiefel als Blasebalg gedient hat, die Gesellschaft zum Nachtessen. So einfach und wenig bietend ein solcher Tag im Freien erscheinen mag, so hat er doch nicht bloß für die Kinderwelt, sondern auch für den genügsamen Steppenbewohner seine besonderen Reize, die sich aber schwer beschreiben lassen. Ist es das Gefühl der Freiheit in der noch nicht von der Kultur beleckten Gegend? Ist es die wenn auch nur kärglich ausgestattete Natur, auf die man in Ermangelung von anderen anziehenden geistigen Genüssen allein hingewiesen ist, wer will es sagen? Nur ein Kind der Steppe fühlt es!

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Wir berichteten in Bd. XXXV, S. 320, die Auffindung von Wasser vermittelst tiefer artesischer Brunnen in einer der trockensten Gegenden von Süd-Australien. Dies gab der Regierung dieser Kolonie Veranlassung, den Prof. Tate von der Adelaider Universität nach der Großen Australischen Bucht zu senden, um zu untersuchen, ob auf dem davor sich ausbreitenden großen Bunda-Plateau, welches wegen des gänzlich fehlenden Wassers zur Zeit wüst und unverwerthet ist, sich durch Senkung von artesischen Brunnen Wasser würde auffinden lassen. Unter seinen Begleitern befand sich der im australischen Buschleben wohlerfahrene Regierungsfeldmesser William Barron, welchen die südaustralische Regierung Ende Mai dieses Jahres wieder ausschickte, um die Grenzlinie zwischen den Kolonien Süd-Australien und Neu-Süd-Wales genau zu vermessen und festzustellen. Für den Transport dienten Kamele.

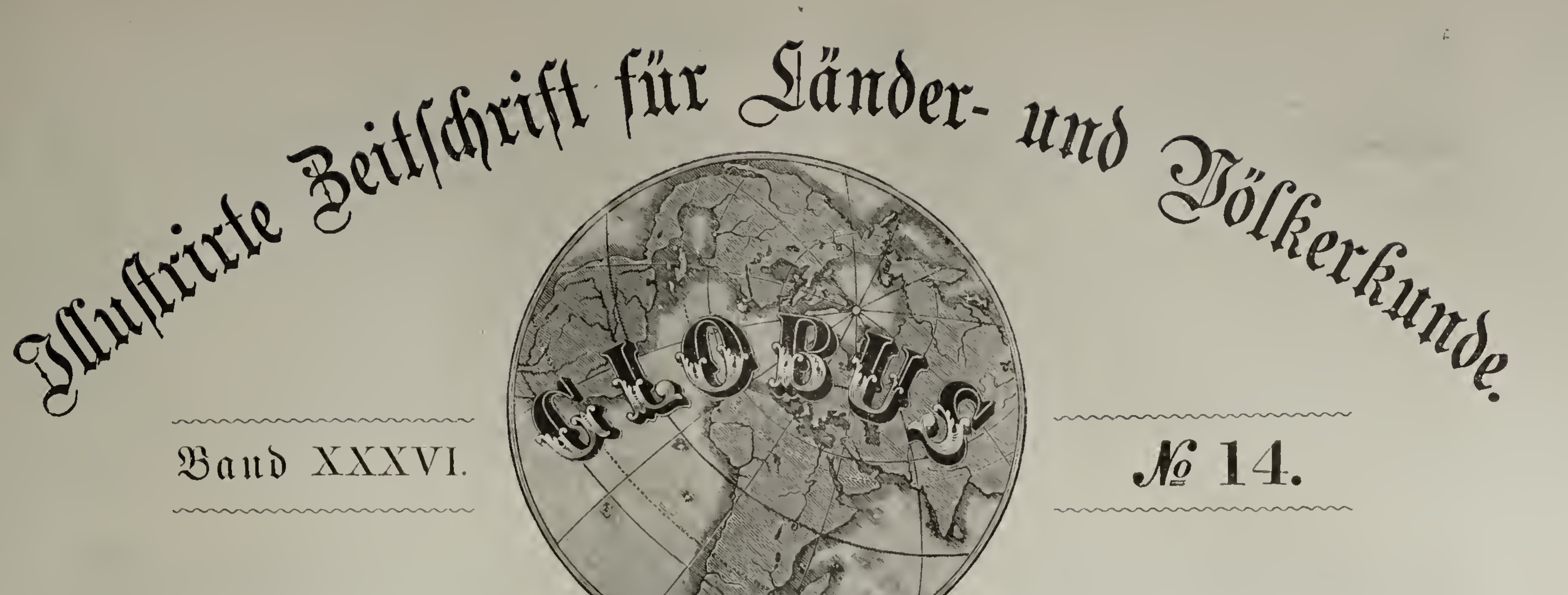
Prof. Tate kehrte im März dieses Jahres nach Adelaide zurück und konnte nur ungünstig über das Resultat seiner Reise berichten. Im Süden, sagt er, wird das ungefähr 250 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebende Plateau von einer 130 Miles langen und senkrecht aufsteigenden Reihe von Felsen, welche die Eingeborenen „Bunda" heißen, begrenzt. Letztere beginnen wenige Miles östlich von der Großen Australischen Bucht, wo sie eine Höhe von 160 Fuß erreichen, und endigen jenseits der südaustralischen Grenze mit einer Erhebung von 275 Fuß. Zwischen ihnen und dem Meere scheint sich noch eine Wasserschicht auszubreiten. Abgesehen von einer nur etliche Fuß starken Travertin-Bedeckung bestehen sie aus braunen und grauen sehr porösen krystallinischen Kalksteinen und darunter aus weißem, leicht zerreiblichem, erdigem, grobkörnigem Kalkstein, der wie Kreide aussieht und in welchem sich Lager von Flint befinden. Dieselben Strata zeigen sich auf dem Plateau, welches wohl überhaupt sich aus diesen alten tertiären Felsen zusammensetzt. Die Wasserscheide nach Nordost ist ohne Bedeutung, und ebenso sehr wahrscheinlich auch die nördliche, welche der Professor nicht erreichte. Das Plateau selbst ist durchweg eben und flach und steigt nur um zehn Fuß auf der Mile an. Von Wasserläufen zeigt sich nirgends eine Spur. Die jährliche Regenmenge, welche sich in der Nähe der Klippen auf kaum sechs Zoll beläuft, vermindert sich im Inlande, wo Alles auf anhaltende Dürre hinweist, noch mehr, ja scheint zuletzt ganz aufzuhören. Die Atmosphäre ist außerordentlich trocken, so trocken, daß es landeinwärts nicht mehr zum Thauen kommt. Der geringe Regen, welcher einmal fallen mag, wird jedenfalls von dem porösen Boden namentlich des braunen und grauen Kalksteins sofort eingesogen. Aus der Thierwelt kommen nur zahlreiche Eidechsen und Käfer vor. Nicht minder traurig sieht es mit der Vegetation aus, welche sich noch verschlechtert, je weiter man ins Innere vordringt. Mit Ausnahme eines 120 Miles langen Striches begrasten Landes, im Umfange von etwa 1700 Quadratmiles, ist das ganze Plateau dürr und wüst und für Kulturzwecke unverwendbar.

— Ueber das sogenannte Northern Territory, die nördliche Hälfte der Kolonie Süd-Australien, mit dessen Erwerbung im Jahre 1864 sich die letztere eine große finanzielle Bürde aufgeladen hat, sprach sich neuerdings die Kolonialregierung, dem Parlamente gegenüber, in folgender Weise aus:

Dieser unglückliche Zubehör unserer Kolonie macht fortwährend viel Sorge. Er verschlingt alljährlich große Summen (im letzten Jahre 43 633 Pf. St.), ohne daß eine Revenue eingeht. Die dortigen Weißen belaufen sich auf kaum 600 und sind dabei keine bleibenden Ansiedler, sie kommen und gehen. Dagegen haben sich mehrere tausend Chinesen (im Mai dieses Jahres 3436) eingefunden, welche nach amtlichem Beriche harmlose, ruhige und fleißige Menschen sind und zu keiner Klage Veranlassung geben. Allein die wenig lohnenden Goldfelder ernähren sie nicht und bei Privaten ist keine Arbeit zu haben, so daß die Regierung sie zum großen Theil beschäftigen muß, damit sie nicht dem Hungertode erliegen. Namentlich wird jetzt ein 30 Acres umfassendes Areal an der Fannie-Bay (Port Darwin) von ihnen bearbeitet, aus welchem eine Versuchsstation für Zuckerrohr und andere tropische Gewächse gemacht werden soll. (Früher wurde in Süd-Australien die Parole ausgegeben: Wenn nur billige Arbeitskräfte in Port Darwin zu haben wären, würden sich bald Kapitalisten einfinden und Plantagen anlegen. Jetzt sind nun Arbeiter in Menge da, aber die Kapitalisten bleiben aus, eben weil sie an der Rentabilität der im Northern Territory angelegten Kapitalien zweifeln.) Verhandlungen sind mit einer Kompagnie im Gange, welche beabsichtigt, eine Zuckerplantage (es würde dies, wenn es wirklich zu Stande käme, endlich die erste sein) bei Port Darwin anzulegen und die jetzt das dortige Terrain für diesen Zweck durch eine kompetente Person inspiciren läßt. Ebenso verhandelt die Regierung durch ihren Generalagenten Sir Arthur Blyth in London mit Achille Fazzasi, früherm Mitgliede des italienischen Parlaments, und Menotti Garibaldi, um diese zu veranlassen, ihr Projekt, einen Theil der Küste von Neu-Guinea zu kolonisiren (daraus wird nach den sehr ungünstigen Nachrichten aus Neu-Guinea wohl an und für sich nichts werden), fallen zu lassen und dafür das Northern Territory zu substituiren (ein Don-Quixote-Plan!). Auf den ausgesprochenen Wunsch des Parlaments hat die Regierung eine Vermessung für Anlegung einer Eisenbahn von Port Darwin nach den goldhaltigen Quarzriffen am Pine Creek (133 Miles) vornehmen lassen. Da aber, wie sich dabei ergeben hat, die Kosten einer solchen Bahn sich auf 1 113 671 Pf. St. belaufen würden, so kann das Projekt selbstverständlich nicht zur Ausführung kommen.

— Das Telegramm, in welchem Professor Nordenskjöld seine Befreiung aus dem Eise und seine glückliche Ankunft in Japan aus Jokohama, 3. September, meldet, lautet folgendermaßen: „Alles wohl. Verließen Winterquartier am 18., umfuhren Ostkap am 20. Juli von dort nach Lorenz-Bai, Port Clarence, Berings-Insel. Keine Krankheit, keine Scorbut. „Vega" in ausgezeichnetem Zustande."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I[1]).

Sphakteria. Pylos. Citadelle und Sträflinge von Navarin. Ueber Andrussa nach Thuria, Siamari und Burkano. Die Ruinen von Messene.

Die Rhede von Navarin ist ungefähr 4 qkm groß und also eine der größten von ganz Europa; aber, trotz der langen und schmalen Insel Sphakteria, die sie wie ein riesiger Wellenbrecher gegen die Wogen des hohen Meeres schützt, steht sie doch unter dem Einfluß der Stürme und jeder nur einigermaßen heftige Südwind bringt ihr Gewässer in Aufruhr. In der Mitte der Bai ragt ein kleiner nackter und wasserloser Felsen hervor; hier gaben die Griechen im Jahre 1821 über 400 türkische Vertheidiger von Navarin dem Hungertode preis, trotz ihres Versprechens, sie wohlbehalten auf ottomanisches Gebiet zu bringen; „denn," so spottete der Bischof von Modoni, der diese Grausamkeit angeordnet, „da die Insel jetzt nur von Türken besetzt ist, so ist sie ja ottomanisches Gebiet, und der Vertrag ist gehalten!" Als aber im Jahre 1825 Ibrahim-Pascha Navarin eroberte, gewährte er den Griechen freien Abzug, nur jenen Bischof behielt er, eingedenk der Insel Kulonisi, als Gefangenen zurück.

Bei dieser Belagerung mußten die Aegypter die Insel Sphakteria stürmen; 800 Griechen unter Mavrokordatos hatten sie vertheidigt und starben bis auf den letzten Mann den Heldentod. Unter ihnen befand sich ein italienischer Philhellene, der frühere piemontesische Kriegsminister Graf Santa Rosa; auf einem malerischen Felsen erhebt sich sein bescheidenes Grabmal, drei viereckige Steine mit der Inschrift: „Dem Grafen Santorre Santa Rosa, getödtet den 5. April 1825." Etwas höher ruht ein anderer Philhellene, der bei derselben Gelegenheit fiel, der französische Kapitän Mallet.

Auf dem weißen Meeresgrunde erblickt man, in Folge der Klarheit des Wassers, deutlich die Wracks der im Jahre 1827 in der Seeschlacht von Navarin versunkenen ägyptischen Schiffe, ähnlich dem Gerippe vorweltlicher Riesenthiere. Die Geschichte dieser Schlacht und ihrer für die Wiederherstellung Griechenlands so bedeutsamen Folgen ist bekannt genug, um hier übergangen werden zu können.

Im Norden der Rhede trennt ein niedriger Isthmus die Bai von einem sumpfigen See, jetzt Teich des Osman-Aga genannt, und verbindet das Festland mit einer felsigen Halbinsel, dem Vorgebirge Koryphasion; dieses trennt von der Nordspitze der Insel eine schmale, nur für Schaluppen passirbare Straße, der Sikia-Kanal.

Eine venetianische Straße führt auf den Gipfel des Felsens, den ein altes Schloß krönt. Hier ist die Stätte des alten Pylos, der Stadt Nestor's. Man zeigt noch einige Felsstufen und die Grotte, die ihm, nach Pausanias, als Rinderstall diente, dieselbe, in der nach der alten pylischen Sage Hermes die dem Apollon geraubten Rinder versteckt hatte (vergl. Bursian, Geographie von Griechenland II, 177). Auf dem höchsten Gipfel des Vorgebirges sieht man die Ruinen des fränkischen Schlosses, welches Nikolas

[1]) Vergl. „Globus" Bd. XXXI, S. 33, 49, 65, 81 u. 97; Bd. XXXII, S. 1, 17, 33, 49, 65 u. 81; Bd. XXXIII, S. 241, 257, 273, 288, 305, u. Bd. XXXV, S. 1, 17, 33, 49 u. 64.

de Saint-Omer nach Villehardouin's Tode erbaut und dessen sich, nachdem es von den Türken wiederhergestellt war, im Jahre 1686 der venetianische Generalissimus Morosini bemächtigte.

Am Nordabhange haben sich einige Schichten einer kyklopischen Mauer erhalten, die sich bis zu der halbkreisförmigen Bucht Boidokilia („Ochsenbauch") erstreckt. Eine in Fels gehauene Treppe führt von hier in die Nestorsgrotte; diese ist geräumig, sehr hoch und oben konisch abgerundet wie das Schatzhaus des Agamemnon zu Mykenä; durch einen engen Spalt oben steht sie mit dem Innern der Burg in Verbindung.

Der Nordwind trieb das Schiff, auf welchem sich Belle befand, schnell durch die Rhede, und in weniger als einer halben Stunde hatten die Reisenden das moderne Navarin erreicht, welches ohne jeden Grund officiell den Namen Pylos trägt, vom Volke jedoch richtig Neokastro genannt wird, im Gegensatze zu Paläokastro oder Altnavarin, dem Koryphasion oder Pylos der Alten. Die bekanntere Benennung Navarin ist nicht, wie Belle meint, aus einer Contraction von Neo-Avarinos entstanden, sondern aus Heranziehung des Artikels (*εἰς τὸν Ἀβαρῖνον*); der Name selbst aber enthält eine deutliche Spur jenes Avarenreiches, welches „218 Jahre lang, von 589 bis 807, in der Peloponnes



Rhede von Navarin.

bestanden, unabhängig vom byzantinischen Reiche und jedem griechischen Christen verschlossen" (Curtius I, 86; II, 174. 197 Anm. 46).

Die Citadelle liegt auf einem Plateau, welches Stadt und Rhede beherrscht. Sie ist von den Venetianern erbaut, aber 1829 von den Franzosen wiederhergestellt worden, nachdem ein Blitzstrahl in den Pulverthurm geschlagen und die halbe Festung in die Luft gesprengt hatte. Jetzt dient sie als Kaserne und besonders als Bagno. In einer Reihe vergitterter, ungesunder und ekelerregender Zellen auf dem Mittelhofe, in den man auf einer Eisentreppe wie in eine Bärengrube hinabsteigt, befinden sich 250 Verbrecher, die zu 12 bis 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt sind.

Das häufigste Verbrechen in Griechenland ist der Mord; im Jahre 1860 wies die Kriminalstatistik unter 480 Fällen im Ganzen 290 theils vollbrachte, theils versuchte Mordanfälle, also über 60 Procent, auf; darunter aber befindet sich gut ein Drittel politischer Morde. Während man die Gefangenen der letztern Klasse an dem freiern, energischern und stolzern Ausdruck erkennt, weisen die Physiognomien der übrigen alle Nüancen des Lasters und der Bestialität auf; nur ein Typus fehlt hier: der fette Verbrecher mit gedunsenen und schuppigen Backen, auf denen das Laster seinen ekelhaften Schmutz abgelagert hat, der Typus, der sich in den untersten Schichten der modernen Gesellschaften verbirgt und nur vor dem Schwurgericht oder unter den Plünderern und Brandstiftern eines Aufruhrs zu Tage tritt. Wie in ganz Griechenland, so fehlt auch hier den Gefangenen das regenerirende Element, die Arbeit; ihre einzige Zerstreuung besteht darin, mit Kieseln ein schachähnliches Spiel zu spielen oder die Romaïka zu tanzen. Letzteres geschah, als sie die Reisenden auf der Terrasse erblickten: in einer Reihe von unge-

fähr 15 hielten sie sich an den Schultern, dann fingen sie an zu tanzen, erst langsam und mit halber Stimme singend; allmälig wurden sie lebendiger und schnellten sich stürmisch und heftig vorwärts, auch der Gesang wurde stärker und wuchs bald zu einer Art Gebrüll an. Trotz der schweren, an die Beine geschmiedeten Fesseln sprangen sie wie Tiger und unheimlich klirrten die Ketten auf dem Pflaster: man hätte glauben können, eine Bande Wilder zu sehen, die den Schlachtgesang heulten, ehe sie ihre Opfer erwürgten.

Von Trauer über eine solche Erniedrigung des Menschen erfüllt, wandte sich Belle ab und schritt in die Stadt zurück, die in ihrer Reinlichkeit und Stille — Straßen und Hafen sind fast stets leer und schweigsam — einen wohlthuenden Gegensatz zu dem eben gesehenen Schauspiele bot.

Am nächsten Morgen verließen die Reisenden Navarin, um nach Andrussa und Messene zu wandern. Sie stiegen die Höhen hinan, welche die Stadt beherrschen, und kamen beim Dorfe Zaïmogli an die Quelle, welche jene durch einen alten, epheuumrankten Aquädukt mit Wasser versorgt.

Nach Durchreitung des Kumbes-Waldes, welcher mehrere Stunden weit das Chadzovunigebirge bedeckt, befanden sie sich auf einer Höhe, von wo der Blick sich über die Messenische Ebene und den Meerbusen von Koroni erstreckt; in der Ferne



Kirche und Mauern von Thuria.

Kalamata, rechts Nisi, näher heran Andrussa, eine von den Venetianern erbaute und von den Türken zerstörte Stadt, deren altes, den Einsturz drohendes Schloß über einigen neuen Häuserchen hervorragt. Riesige Kaktusse umsäumen Weg und Gärten; in der Ebene schlängelt sich der Pamisos durch eine üppige Vegetation und der Horizont ist vom Taygetos begrenzt, der majestätisch in goldgeaderten Amethysttinten aufsteigt, während im Norden der Ithome sich dunkelblau gegen den Himmel abhebt. Leider herrscht hier, wie in sehr vielen anderen Gegenden Griechenlands, das Fieber in erschreckendem Maße; je mehr die Sonne am Horizont sank, desto mehr hüllte ein heißer, ungesunder Nebel die Ebene ein, in der man hier und da mitten in Anpflanzungen Wassertümpel sah, die der Strom von der Frühjahrsüberschwemmung her zurückgelassen hatte. Auch die Einwohner, wie alle diejenigen heißer Länder, stehen unter dem Einfluß dieses Klimas, welches auf die Leber wirkt und zur Melancholie stimmt.

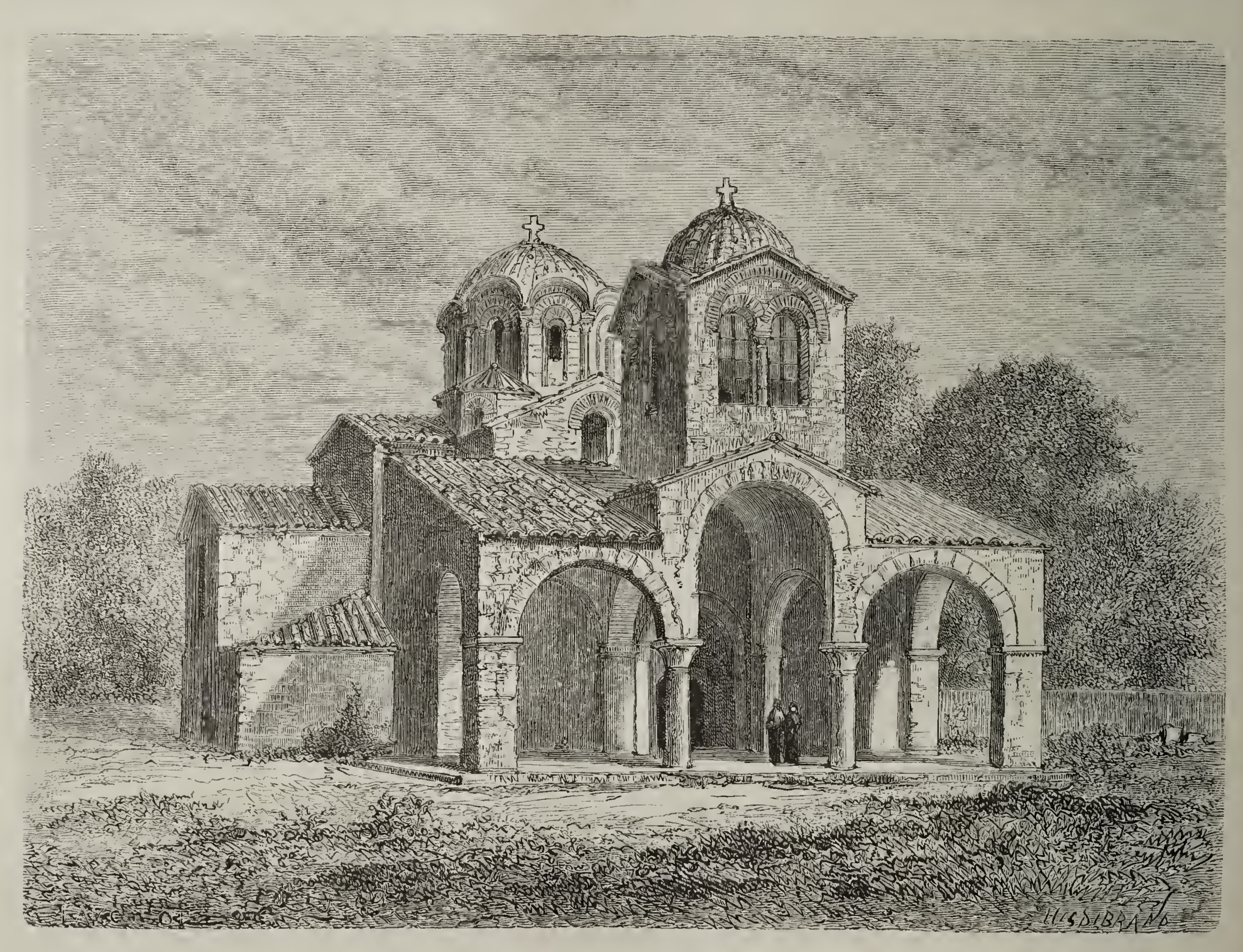
Während Betten und Mahlzeit zugerüstet wurden, waren sie Zeugen des Mahles, welches die Familie, deren Gastfreundschaft sie genossen, zu sich nahm. Die Nahrung der griechischen Bauern besteht ausschließlich aus Mais und Gemüse, nur an Festtagen gestattet man sich ein Lamm. Aus dem Mais bereiten sie ein schweres, unverdauliches Brot und eine Art Kuchen, welcher ganz heiß verzehrt wird, sowie er aus dem Ofen kommt. Diese ihre Lieblingsspeise kostet nur einige Lepta für die ganze Familie.

Am nächsten Tage durchmaßen sie die Ebene von West nach Ost, um die Ruinen von Thuria zu besuchen. Orangen- und Granatenbäume, um die sich die Rebe geschlungen, enorme Aloes, schattige Platanen und, am linken Ufer des Pamisos, Oliven- und Maulbeerbäume bilden einen wahren

Wald, über welchem hier und da die rothen Dächer zahlreicher Dörfer hervorleuchten. Ein großer Theil von Messenien ist Volkseigenthum und ziemlich willkürlich vertheilt; man macht so oft neue Gesetze, daß die Pächter nicht wissen, woran sie sich halten sollen, und die Minister folgen so schnell aufeinander, daß sie nicht Zeit haben etwas für den Fortschritt der Landwirthschaft zu thun. Und doch, was für Quellen des Reichthums sind hier vorhanden! Die Oliven, jünger und stärker als in Attika, liefern das allerfeinste Oel, die Maulbeerbäume geben ein saftiges und seidiges Blatt, die Orangen stehen an Umfang nur denen von Kreta, an Güte nur denen von Poros nach, der Wein endlich würde, da die Traube vorzüglich, bei besserer Behandlung einen hohen Ruf sich erwerben.

Aber überall fehlen Verbindungswege, die Verwaltung versteht nicht zu helfen, der Beamte sieht bei seinem geringen Gehalt die einzige Aussicht vorwärtszukommen in möglichster Unterstützung der Regierungspartei und hält daher Wissen, Fleiß und Unbestechlichkeit für Nebensachen, das Gesetz endlich, welches die jährlichen Abgaben regelt, muß schließlich auch den tüchtigsten Landmann ruiniren; und doch ist der messenische Bauer einfach, ausdauernd und mäßig!

Die Reisenden verließen die Straße und erkletterten einen felsigen Hügel, an dessen Fuße die Trümmer einer römischen



Kirche von Siamari.

Villa sichtbar sind. Das Plateau ist die Stätte des alten Thuria; noch erkennt man genau die alten Ringmauern, denen dicke, viereckige Thürme zum Schutz dienten, und zahlreiche Reste von Heiligthümern ragen aus dem Boden hervor. Hier befindet sich die größte Cisterne der Halbinsel; sie mißt (nach Bursian a. a. O. II, 169) 85 Fuß in der Länge, 50 Fuß in der Breite und gegen 12 Fuß in der Tiefe. In einem schattigen kleinen Thal erhebt sich eine halb verfallene byzantinische Kapelle der Panagia auf den Mauern eines antiken Tempels, vielleicht eines Heiligthums der syrischen Venus Astarte, die zu Thuria verehrt wurde.

Beim Abstieg erhob sich vor ihnen der Doppelberg Ithome und Eva, umgeben von einer wundervollen Vegetation. Ehe sie jedoch diese Höhen erreichten, statteten sie der Kapelle von Siamari einen Besuch ab, welche eins der vollständigsten und besterhaltenen Denkmäler des altgriechischen Kirchentypus darbietet. Den Porticus und das viereckige Thürmchen darüber tragen zwei altersschwarze Steinsäulen; die Mauern bestehen aus regelmäßigen und gut behauenen Steinschichten, welche durch Reihen von Ziegeln getrennt sind; im Innern stützen zwei Säulen aus weißem Marmor zwei der Schlußsteine des Mittelgewölbes. Fresken zieren die Wände und den Kuppelunterbau: außer dem traditionellen, riesigen Christus ein magerer St. Johannes der Täufer in einem grünlichen Tone, wie er für jemand paßt, der sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt. Seinen Kopf trägt er auf einer Schüssel, in derselben Naivetät der Darstellung wie z. B. der heilige Barnabas im Mailänder Dom seine eigene Haut in der Hand hält; wunderbarerweise hangen ihm senkrecht von der Schulter Flügel herab, welche Eigenthümlichkeit wohl aus der doppelten Bedeutung des Wortes ἄγγελος („Bote“ und „Engel“) entstanden ist. Neben ihm

steht der heilige Pachomius mit Kreuz und Spruchband. Trotz ihrer Trockenheit und Steifheit zeigen diese Gemälde doch eine gewisse Freiheit, welche der byzantinischen Kunst noch bis zum 11. Jahrhundert eigen war, später aber verloren gegangen ist.

Sie stiegen nun, durch Dickicht und Felsgeröll, den östlichen Abhang des Berges Eua oder Hagios Basilios hinan bis zum Kloster der Panagia von Burkano, welches von fern einer Festung ähnelt. Ein eisenbeschlagenes Thor zwischen mächtigen Strebebogen führt auf einen Hof, dessen Mitte die Kirche einnimmt, und der auf drei Seiten von zweistöckigen Gebäuden mit den Zellen, auf der vierten von einer zinnengekrönten Vertheidigungsmauer umgeben ist. Das Kloster selbst liegt auf einer Art Terrasse, die in den Felsen gehauen ist, weiter unten der Garten und der Friedhof, dessen Gräber im Schatten hundertjähriger Cypressen ruhen.

Mit gewohnter Höflichkeit wurden die Reisenden von den Mönchen empfangen und in eine Zelle geleitet, von wo sie mit einem Blick die unendliche, herrliche Messenische Ebene überblicken konnten, links die Berge Arkadiens, geradeaus und rechts die Taygetoskette und den Busen von Koroni, dessen endloser Horizont dieses prächtige Bild begrenzte.

Mit Tagesanbruch erklommen sie die steilen Abhänge des Eua und in einer Viertelstunde langten sie auf dem



Kloster Burkano.

schmalen Kamm an, der die beiden Gipfel verbindet. Sofort befanden sie sich vor einem der Thore des alten Messene, dem lakonischen. Ein weites circusartiges Thal, ganz bedeckt mit Aeckern und Oliven, bildet die Stätte der alten Feste, deren noch sichtbare und besonders im Norden vorzüglich erhaltene Mauern mehr als 6 km im Umfang haben.

Ziemlich auf dem 802 m hohen Gipfel des Ithome steht ein halbverfallenes Kloster, Katholikon genannt, welches nur ein einziger Mönch bewohnt. Rund herum liegen Theile von Mauern, zum Theil polygonal, die wahrscheinlich von der ersten, ältesten Akropolis der Messenier herrühren. Der Gipfel selbst, dessen obere Fläche nach Ost und Nord einen tiefen, unzugänglichen Abgrund beherrscht, war dem Zeus Ithomatas geweiht, der „hier ohne Tempel und Bild mit Opfern und musischen Wettkämpfen verehrt wurde“. (Bursian II, 165.) Hier war der Mittelpunkt der Hoffnungen, der Kämpfe, der Opfer dieses unglücklichen Zweiges dorischen Stammes; hier der Schauplatz der ersten Orakel, der primitiven Ceremonien, der gemeinsamen Gottesverehrung; hier widerstanden die Messenier zehn Jahre lang den Spartanern; hier endlich rief, als die alten Orakelsprüche des Bakis in Erfüllung gegangen, Epaminondas Land und Volk zu neuem Leben, indem er als mächtigen Mittelpunkt des wiedergeborenen Staates die Stadt Messene gründete.

Um die Mauern zu besichtigen, welche die Stadt im Norden beschützten, mußten die Reisenden erst wieder bis zu dem armseligen Dörflein Mavromati hinabsteigen, da an allen anderen Seiten senkrechte Felsschichten dieses weite Becken wie die Wände eines Kraters umgeben. Sollte vielleicht der Berg seinen Namen Burkano (durch bekannten Uebergang des r in l aus Vulcano entstellt) dieser auffallen-

den Bildung verdanken oder etwa einer unbestimmten Ueberlieferung einer derartigen geologischen Umwälzung? Der Anblick des Terrains könnte letztere Vermuthung bestätigen: wellenförmige Schichten graugelben, mit röthlicher Grauwacke und schieferhaltigem Marnolith gemischten und in seinen untersten Lagen durch plutonischen Einfluß in Glimmerschiefer verwandelten Kalksteins; zwar ließen sich in den Marnolithen, trotz eifrigsten Forschens, durchaus keine Fossilien entdecken, aber, da sie den Hippuritkalk tragen, so müssen sie der mittlern oder jüngsten Kreideformation angehören, und demnach jünger sein als die bunten Schiefer Toscanas. Die Umwandlung dieser Felsen ist wahrscheinlich das Produkt eines Serpentindurchbruchs, der übrigens sehr entfernt sein kann, da diese Veränderung sich höchst sprungweise und häufig weit von den Centren der Eruption vollzieht.

Bald war das Dorf Mavromati erreicht und einige Schritte weiter eine Quelle, die unter dichter Waldung aus einem Felsen entspringt und dem Ort seinen Namen („Schwarzauge“, bildlich für tiefklares Wasser) gegeben hat. Die ganze Umgebung ist mit Trümmern von Marmor und Säulenfragmenten bedeckt, die wohl von einem den Nymphen geweihten Heiligthume herrühren. Dies ist sicher die Quelle Klepsydra, von der Pausanias berichtet, und die den Arsinoë genannten Brunnen speiste; sie fließt als Bach nach



Mauern von Messene.

Süden und geht in ihrer ganzen Länge durch das antike Stadium, dessen Stätte noch genau zu unterscheiden ist; mehrere Sitzreihen und Pfeiler sind sogar noch in gutem Zustande.

Weiter oben, nahe einem vorspringenden Bauwerk, welches eher der römischen Epoche anzugehören scheint, sieht man ein ganz kleines, nur 20 m breites Theater, dessen niedrige Sitzbänke ganz vom Dickicht überwuchert sind. Von der Scene ist keine Spur übrig, doch hat man weiter hinten einen Eingang mit Stufen entdeckt, die sicher zu dem höhern Theile des Theaters führten. Die Bänke sind nach Südwesten hin gerichtet, und man genießt von ihnen einen entzückenden Blick auf das Meer und die Makaria, die „gesegnete Ebene“.

Zu beiden Seiten des Baches trifft man Trümmer von Gräbern und Altären, rechts über dem Stadion die Grundmauern eines großen Artemistempels und links über dem Theater beträchtliche Reste mehrerer Säulenhallen.

Von hier führt ein Fußsteig zwischen Oliven und Getreidefeldern bis zu der Mauer, welche die Stadt im Norden umgab. Hier ist das Thor von Megalopolis, eins der merkwürdigsten und besterhaltenen Denkmäler griechischer Befestigungskunst. Kommt man näher, so erblickt man durch das schimmernde Laub der Lorbeerbäume die grauröthliche Steinfarbe der Mauern, die rechts die steilen Abhänge des Ithome hinansteigen und links den Krümmungen des Psoriari folgen. In Zwischenräumen ragen aus dem grünen Dickicht wohlerhaltene viereckige Thürme hervor.

Die Mauern, welche nach dem genialen Plan des Epaminondas aus Messene eine Art großes, befestigtes Lager machen sollten, waren bei Zeitgenossen und späteren Geschlechtern ein Gegenstand der höchsten Bewunderung. Pau-

sanias spricht in begeisterten Worten von ihrer Stärke und, wenn sie auch in dieser Beziehung nicht bedeutender sind als die Befestigungen vieler hellenischer und toskanischer Städte, so verdienen sie doch das höchste Interesse als ein Denkmal dessen, was zu jener Zeit griechische Ingenieure auszuführen verstanden.

Das Thor besteht aus einer kreisförmigen Ringmauer mit zwei Oeffnungen, deren eine nach der Stadt, die andere nach außen führt; von letzterer gehen zwei Wege aus, der eine links nach Arkadien, der andere rechts über Makriplagi nach Megalopolis.

Diese vollständig erhaltene Ringmauer ist für sich selbst eine kleine Festung von ungefähr 20 m im Durchmesser, unbedeckt und von gleicher Höhe wie die Mauer der ganzen Stadt. Stellenweise liegen noch neun Steinschichten, ungleichmäßige große Blöcke ohne Cement, und Füllsteine übereinander; die Grundblöcke sind größer als die anderen (2 m lang und 1 m hoch), und ringsherum von einem Gesims überkragt. Das äußere 5 m breite Thor flankiren, in einer Entfernung von 11 m von einander, zwei quadratische, weit vorspringende Thürme; diese bei den Griechen sonst seltene Anordnung ist später von den Römern adoptirt worden und findet sich noch in mittelalterlichen und modernen Befestigungswerken.

Diese Thürme haben vier schmale Fenster wie Schießscharten und zwei Eingänge, einen vom Thor und einen von der Mauer aus. Innerhalb der Mauer, rechts und links vom äußern Thor, sind zwei Nischen in die Wand gegraben, von denen die rechte fast ganz zerstört ist.

Die mächtige Vegetation, die kräftigen Wurzeln des Lorbeers haben mehr zum Ruin dieser Mauern beigetragen als Türken und Griechen zusammen; Blöcke, die zehn Männer nicht hätten erschüttern können, sind dem Drängen eines Strauches gewichen, und wenn man nicht mit Gewalt dem allzu üppigen Wuchs, trotz des malerischen Eindrucks, den er den Bauwerken verleiht, Einhalt gebietet, so wird die Natur ihr Werk vollenden und bald von einem so wichtigen und interessanten Denkmal nur noch zerstreute Trümmer übrig lassen.

Der mächtige Schlußstein der innern Pforte ist niedergestürzt und hängt nur noch halb auf dem einen Pfosten, doch ist er, bis auf einen leichten Bruch, in seiner ganzen Länge von 10 m, dem eine Breite von 1,12 m und eine Dicke von 1,16 m entsprechen, erhalten. In das Innere der Stadt schreitet man einige 40 Schritt weit auf einem mit unregelmäßigen Quadern gepflasterten Steindamm. Die Mauern stehen in ihrer ganzen Höhe, abgesehen von einigen Zerstörungen, die durch Erdbeben hervorgerufen wurden.

In die zweistöckigen Thürme gelangt man auf einer Außentreppe; das Innere derselben birgt nur ein quadratisches, sehr hohes Gemach, dessen Fenster, Schießscharten gleich, den Bogenschützen freie Bahn nach außen und zugleich Schutz vor den Angreifern gewährten. In den zweiten Stock führte von innen eine hölzerne Treppe oder Leiter; man sieht noch die viereckigen Löcher, in denen die Sparren ruhten. In regelmäßigen Zwischenräumen sprangen über die ganze Ringmauer Thürme hervor, von denen aus ein Kreuzfeuer von Pfeilen unterhalten werden konnte, während man von der Zinne des zweiten Geschosses Steine, geschmolzenes Blei und siedendes Oel auf die Belagerer herniederregnen ließ.

Eine Stunde nach der Besichtigung Messenes trafen die Reisenden wieder in Burkano an und erquickten sich an einer Satte Honig, der des Hymettos würdig gewesen wäre. Der Higumene (Prior) führte sie in ihre Zellen, indem er sich entschuldigte, daß die Armuth des Klosters und die geringe Unterstützung, die ihm von der Regierung zu Theil würde, ihm nicht erlaubte, eine bessere Gastfreundschaft auszuüben.

Der Mond erleuchtete das stille Thal; die Berge schienen in einem leichten Dunste zu schweben und verschwammen in unendlich sanften, mysteriös durchscheinenden Tinten; Wohlgerüche stiegen aus den Gärten empor, und in den Cypressen ließ eine Waldeule in regelmäßigen Zwischenräumen einen Schrei ertönen, so zart und weich, wie das Geschwirr der Flügel von Nachtfaltern, die vorüberflogen.

Matwäjew's Reise in das westliche China 1878.

Im Auszuge nach dem Russischen der Turkestanischen Zeitung 1879, Nro. 8, 9, 10.

Der Zweck meiner Reise in das westliche China war 1) die Unterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen unseren und den benachbarten chinesischen Behörden; 2) das Einsammeln von Nachrichten über die Lage der Dinge in den westchinesischen Gebieten, und 3) die Untersuchung einiger Gewaltthätigkeiten, Plünderungen und Todtschläge, die in letzter Zeit zwischen unserer und der chinesischen Grenzbevölkerung vorgefallen waren.

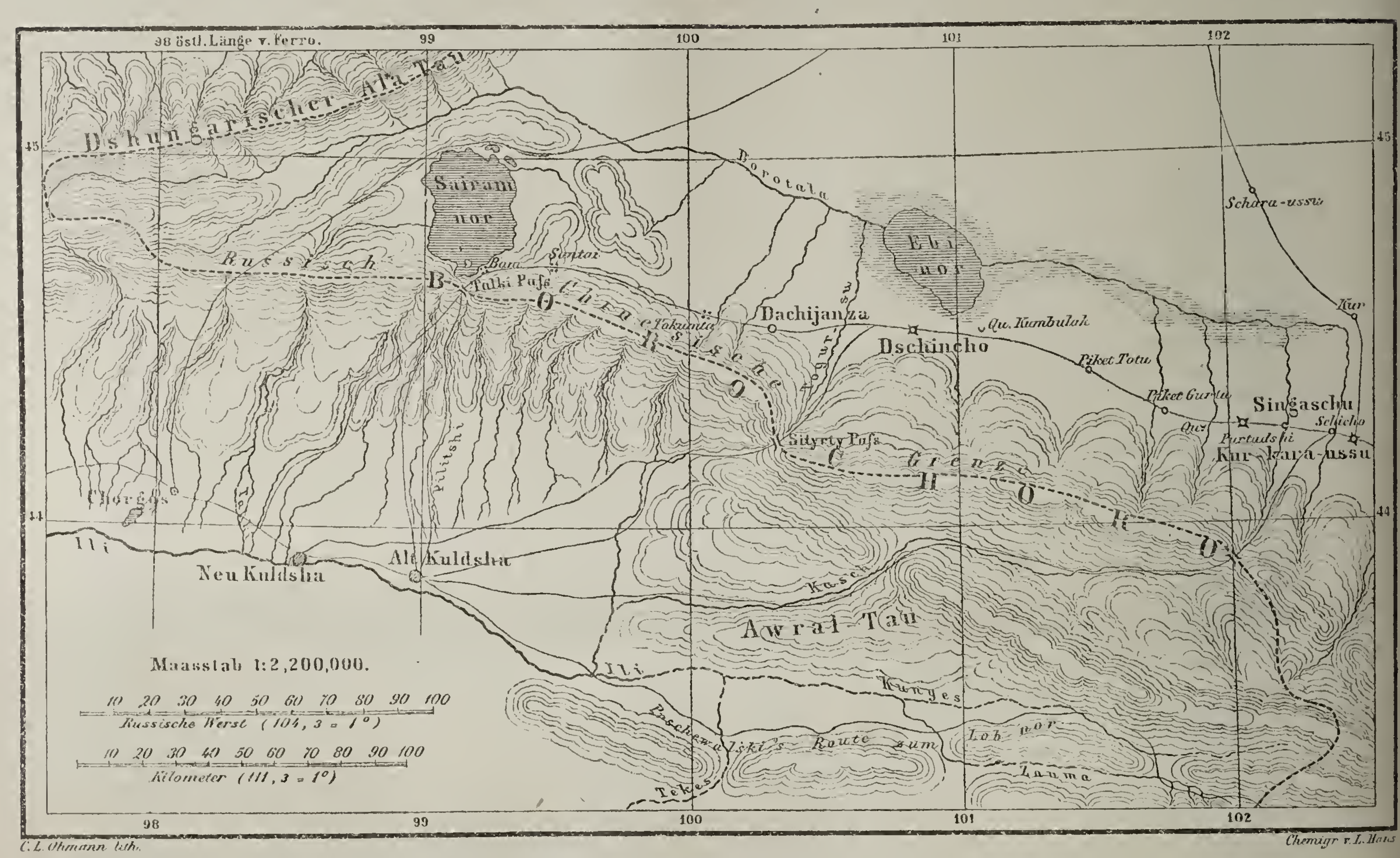
Ich gedachte Ende Januar 1878 von Kuldscha abzureisen, konnte jedoch nicht vor Ende Februar reisen. Hauptsächlich fehlten Dolmetscher für die chinesische, mongolische und mandschurische Sprache, sowie für die türkischen Dialekte. Die beiden zu Dolmetschern ausgebildeten jungen Kazaken, deren Mitnahme mir der Chef des nördlichen Bezirks des Gebietes von Kuldscha empfahl, waren anderweitig kommandirt. Endlich verschaffte mir der gedachte Herr in Kuldscha einen Eingeborenen, Kagadschi, der nur Mandschurisch und einen türkischen Dialekt sprach, und einen andern, Musu-Inogatow, der den türkischen Dialekt verstand und Russisch sprach. So trat ich nothgedrungen die Reise in chinesisches Gebiet ohne einen chinesischen Dolmetscher an.

Bei der ungewöhnlichen Theuerung und dem Mangel an Vorräthen im westlichen China mußte ich meine Expedition in Kuldscha auf mindestens 20 Tage mit Lebensmitteln versehen, und da meine Reise in die ungünstigste Jahreszeit fiel, wo es unmöglich war in der Steppe unter freiem Himmel zu bivouakiren, mußte ich nothgedrungen auch Zelte (julameiki) aus Kuldscha mitnehmen.

Am 28. Februar 1878 brach ich endlich auch mit den beiden Dolmetschern, einem Unteroffizier und 20 Kazaken nebst 2 Mann vom 10. turkestanischen Linienbataillon und einem Troß von 32 Lastpferden auf und wandte mich direkt über den Paß von Sityrty (Borbosun) nach Dshincho, wo ich am 5. März ankam. Bei der Ankunft wurde ich von zwei chinesischen Würdenträgern, deren älterer, Den-deschen, sich als Chef der Stadt bezeichnete, ganz kordial begrüßt. Unterkunft wurde mir und den Kazaken in der Citadelle

angewiesen, die bei näherer Besichtigung gar keine Besatzung hatte. Ueberhaupt sah ich in Dshincho keine chinesischen Truppen, obwohl hier ein Truppenbefehlshaber der grünen Fahne, Den-de-Schen, zugleich Stadtchef, wohnt. Die Haltung der Bevölkerung war friedlich und nirgends sah ich kriegerische Vorbereitungen, ja noch mehr, in der Stadt waren keine Proviantvorräthe vorhanden, die auf eine in nächster Zukunft beabsichtigte Koncentration von Truppen hätten schließen lassen [1]).

In Dshincho ließ ich einen Theil meines Gepäcks unter Obhut der Chinesen zurück, brach am 6. März wieder auf und gelangte nach einem Marsche von 114 Werst durch ganz wüste Gegend am 8. März nach Singaschu, einem Dorfe noch 35 Werst vom Dorfe Schicho, der Residenz von Tzin-tzjan-tzjun. Bei der Ankunft in Singaschu wurde ich empfangen von zwei jungen chinesischen Befehlshabern, die mir ganz freundschaftlich anboten, bei ihnen in der Citadelle Aufenthalt zu nehmen. Dort waren auch schon im Voraus für meine Kazaken Hammel und für ihre Pferde Fourage bereit gehalten, obwohl dies ganz überflüssig war, da die Kazaken hinlängliche Vorräthe bei sich führten. In Singaschu stand eine Ljanza chinesischer Reiterei. Die Reiter, die ich sah, waren sehr jung, von schwächlichem Körperbau und alle ohne Ausnahme verheirathet. Vor allem fielen



Skizze des Gebietes zwischen Kuldscha und Kur-kara-ussu.

ins Auge die großen Scharen Kinder von fünf bis neun Jahren, hauptsächlich Knaben von sehr gesundem Aussehen; auf Befragen ergab sich aber, daß ein großer Theil dieser Kinder den Dunganen in Manas abgenommen war, und daß nur die schwächlichsten Knaben Kinder von Chinesen waren.

Am folgenden Tage, 9. März, wollte ich nach Schicho gehen. Abends vorher schickte ich meinen mandschurischen Dolmetscher ab mit dem Auftrage, Tzin-tzjan-tzjun von meiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen und ihm mein Beglaubigungsschreiben vorzulegen. Tzin-tzjan-tzjun nahm den Dolmetscher gut auf und schickte mir zwei Beamte seiner persönlichen Umgebung entgegen, die mir am folgenden Tage halbwegs zwischen Singaschu und Schicho begegneten, erklärten, daß Tzin-tzjan-tzjun befohlen habe, für mich ein Quartier im Hause seines Ministers Schilo-tzjun einzurichten, und daß er selbst bereit sei, mich morgen um 12 Uhr zu empfangen. Bei meiner Ankunft in Schicho stieg ich in der That in der für mich bereit gestellten Wohnung in der kleinen Festung ab, und in den nächsten Hütten wurde dort auch mein Konvoi untergebracht. Tags darauf, am 10. März, begab ich mich zu Tzin-tzjan-tzjun, in voller Uniform zu Pferde, begleitet von einigen chinesischen Beamten und meinen 20 Kazaken. Die 4 Werst von meiner Wohnung entfernte Citadelle, in der Tzin-tzjan-tzjun lebt, war ganz mit verschiedenfarbigen Flaggen dekorirt und bot von fern gesehen einen ziemlich originellen und bunten Anblick. (Es folgt die Beschreibung der kein wesentliches Interesse bietenden Audienz.)

Im Allgemeinen war der chinesische Würdenträger sehr liebenswürdig und sprach auch aus, daß die Chinesen mit den Russen in Frieden zu leben wünschen, und daß sie jeden Russen, der zu ihnen kommt, als ihren lieben Gast betrachten. Wie weit diese Erklärung aufrichtig war, weiß ich nicht, aber wahrheitsgemäß muß ich sagen, daß während meiner

[1]) Dies bezieht sich auf die damals umlaufenden Gerüchte, welche von chinesischen Kriegsrüstungen wegen des von Rußland besetzten Kuldscha sprachen.

ganzen Reise auf chinesischem Gebiet ich überall denselben herzlichen Empfang fand, sowohl Seitens der chinesischen Behörden, als Seitens der Bevölkerung; auf allen Hauptpunkten hatten die Chinesen für meine Begleitung Vorräthe an Lebensmitteln und Fourage bereit gestellt, und wenn auch die Kazaken in den meisten Fällen nichts davon brauchten, da sie, Heu ausgenommen, alles Nöthige bei sich hatten, so zeigt es darum nicht weniger die Aufmerksamkeit und die herzliche Gastfreundschaft der Chinesen.

In Schicho blieb ich gerade eine Woche, während deren ich einige der mir übertragenen Angelegenheiten möglichst im Detail untersuchte, sowie Nachrichten über die Lage der Dinge im westlichen China sammelte, soweit dies möglich war mit einem Dolmetscher, der nicht Chinesisch verstand und nur einen mandschurischen Dialekt sprach. Zuletzt vor der Abreise von Schicho rekognoscirte ich auch noch die Festung Kur-kara-usu, um die Richtigkeit der Angabe der Chinesen über den Stand der dort befindlichen Truppen zu prüfen.

Am 14. März entsandte ich meinen Dolmetscher um Tzin-tzjan-tzjun zu benachrichtigen, daß ich am 16. abzureisen wünsche und um für den 15. noch eine Audienz zu erbitten. Dieselbe verlief ganz wie die erste; Tzin-tzjan-tzjun war liebenswürdig wie das vorige Mal. Er fragte auch, ob ich alle meine Untersuchungen habe erledigen können und ob bei Erfüllung meines Verlangens Leute zu verhören auch keine Verzögerungen vorgekommen seien. Die Audienz dauerte wie die erste wieder eine Stunde. Zuletzt hatte ich eine längere Rede anzuhören über die gegenseitige Freundschaft zweier großer Völker; dieselbe schloß mit dem Wunsche einer glücklichen Reise für mich — ich stand auf, dankte und empfahl mich; am 16. März früh Morgens reiste ich von Schicho ab.

Am 18. März war ich wieder in Dshincho. Zur Untersuchung einiger Plünderungs- und Mordanfälle, die nach Klagen der Chinesen von unseren kysajewskischen Kirghizen in der Umgegend des Dorfes Dachijanza verübt waren, mußte ich noch Einwohner dieses Ortes vernehmen, und da ich außerdem den Wunsch hatte, die Gegend auf dem Nordabhange des Borochoro kennen zu lernen, auch den See Sairam-nor zu sehen, nahm ich den Rückweg nach Kuldscha über Dachijanza über den Talki-Paß. Auf diesem Wege ist namentlich im Monate März großer Mangel an Futter, Brennmaterial und auch an Wasser. Schon bisher hatte ich mich genugsam überzeugt, daß die Kazaken meiner Begleitung zu anstrengenden Gebirgsmärschen ungeeignet seien. Ich schickte sie deshalb am 20. März von Dshincho auf kürzestem Wege über den Sityrty-Paß nach Kuldscha zurück, und ging selbst mit meinen zwei Schützen und den Dolmetschern nach Dachijanza, wo ich noch am Abend desselben Tages eintraf.

Sofort versammelte ich die Aeltesten des Ortes und verhörte sie über alle ihnen bekannten Einzelnheiten der vorgekommenen Anfälle.

Am 21. März brach ich wieder von Dachijanza auf und erreichte am 22. den See Sairam-nor, der mit einer dicken Eisschicht bedeckt ein völlig lebloses Bild darbot. Nicht lange verweilte ich an den wüsten Ufern des Sees, den namentlich seine hohe Lage über dem Meeresspiegel [1]) merkwürdig macht, sondern passirte noch an demselben Tage die Schlucht des Talki, und traf am Abend des 23. März wieder in Kuldscha ein.

(Nach einer längern Auseinandersetzung über die angetroffenen militärischen und politischen Verhältnisse, nebst geschichtlichem Ueberblick über die Entwickelung der letzteren, wendet sich Matwäjew zur Schilderung von Land und Leuten selbst und sagt darüber:)

Allgemeiner Charakter des Gebietes.

Der Bergzug Borochoro, welcher das Gebiet von Kuldscha im Norden begrenzt und ein Zweig des ausgedehnten Gebirgsstockes Iren-cha-birgaly ist, erstreckt sich zwischen dem 44. und 45. Breitengrade, von den Quellen des Flusses Kasch bis zum See Sairam-nor, wo er auf etwa 300 Werst Länge die Wasserscheide bildet zwischen den Thälern des Ili und der Borotala oder richtiger zwischen den Gebieten des Ili-Flusses einer- und denen der Seen Sairam- und Ebi-nor andererseits. Der Nordabhang dieses Bergzuges dacht sich ab zu den sandigen, salzhaltigen Flächen der Dshungarei, der Südabhang fällt in schroffen Terrassen steil ab zu der fruchtbaren Ebene des Ili. Die absolute Höhe des Borochoro beträgt zwischen 6000 und 7000 Fuß, während die Stadt Kuldscha auf 2070 Fuß Höhe liegt [1]).

Auf dem Nordabhange des Borochoro stehen ziemlich beträchtliche Tannenwälder, namentlich in der Umgebung des Sairam-nor, aber der Fuß dieses Hanges entbehrt aus Wassermangel fast jedes Pflanzenwuchses und trägt Steppencharakter. Freilich begegnet man auch ziemlich ausgedehnten Strecken, die mit trockenem Rohr und niedrigem Dorngestrüpp besetzt sind, aber zum größten Theile ist die Gegend Einöde, bedeckt mit Sand, Kiesel und Salzgrund. Im Gegensatz zu dem Nordabhange ist der Südabhang des Gebirgszuges wohlbewaldet, überdies einen großen Theil des Jahres bedeckt mit üppigem Grase, und bewässert durch Regen und zahlreiche Gießbäche, die den Flüssen Kasch und Ili zueilen. Die bedeutendsten dieser Zuflüsse sind der Talki, der Pilitschi und der Borbosun.

Der Fuß des Südabhanges zeigt zahlreiche wohlangebauete Aecker und Felder, zwischen denen hier und da Gruppen von Laubholz vorhanden sind, hauptsächlich bestehend aus Pappeln, Weiden und Zwergrüstern.

---

[1]) Nach einigen Angaben (wie derjenigen Dilke's) soll der Sairam-nor an 7000 Fuß über dem Meere liegen. Matwäjew ermittelte 5900 Fuß, will aber hier für die Richtigkeit seiner nur einmaligen Beobachtung mit dem Aneroïd-Barometer keine Gewähr übernehmen. Das Aneroïd hatte er im Sommer 1877 von Oberst Prschewalski übernommen nebst einem Quecksilber-Barometer Parrot, und die damals vorgenommene Prüfung ist bei der Berechnung in Anschlag gebracht; aber, sagt er, das Aneroïd kann ja nach dieser Prüfung leicht sich verändert haben.

[1]) Während Matwäjew's Reise sind einschließlich des öfters gemessenen Kuldscha 27 Punkte mittels des Aneroïds ihrer Höhe nach bestimmt worden, und zwar 1. Kuldscha, 2070 englische Fuß; 2. Dorf Suidun, 2340 F.; 3. Kazaken-Piket am Eingange der Schlucht des Talki, 2760 F.; 4. der Talki-Paß, 6260 F.; 5. Ufer des Sees Sairam-nor, 5900 F.; 6. Anfang der Santai-Schlucht, 5940 F.; 7. Vulkan (sopka) am Ausgange der Santai-Schlucht, 4780 F.; 8. Ruinen von Santai, 2900 F.; 9. Ruinen von Chustai, 1420 F.; 10. Dachijanza, 980 F.; 11. Dshincho, 880 F.; 12. Dorf Taschustan, 2360 F.; 13. Dorf Borbosun, 2440 F.; 14. Dorf Mazar, 2760 F.; 15. Kazaken-Piket am Eingang der Schlucht von Sityrty, 3830 F.; 16. Paß von Sityrty, Nr. 1, 4610 F.; 17. Paß von Sityrty, Nr. 2, 4900 F.; 18. Paß von Sityrty, Nr. 3, 5770 F.; 19. Nordende dieser Pässe, 5600 F.; 20. Austritt aus der Schlucht in die Ebene, 2260 F.; 21. Salzgruben am Südostufer des Ebi-nor, 840 F.; 22. Quelle im Walde, 50 Werst von Dshincho, 800 F.; 23. Chinesisches Piket Totu, 1220 F.; 24. Desgl. Gurtu, 1120 F.; 25. Quelle, 15 Werst östlich Gurtu, 1400 F.; 26. Dorf Singaschu, 1310 F.; 27. Dorf Schicho, 820 englische Fuß.

Bevölkerung.

Die ungünstigen örtlichen Bedingungen der südwestlichen Dshungarei, die für Ausbreitung der Kultur in derselben eine unübersteigliche Schranke bilden, versagen einer seßhaften Bevölkerung jede Möglichkeit des Bestehens. Der Nordabhang des Borochoro ist deshalb nur von Nomaden und noch dazu ganz schwach bewohnt. Außer den beiden Kirghizenstämmen, dem Kyzajewskischen und Baidshigitowskischen, die im Thale der Borotaka und auf dem Südabhange des Ala-tau-Gebirges nomadisiren, und die im Ganzen höchstens 6000 Seelen zählen, finden sich in diesem Thale und in der Umgebung des Dorfes Dachijanza nur chinesische Mongolen oder Tschakaren [1]). Diese theilen sich nach den eingezogenen Nachrichten in zwei Stämme, den Schina-nanginskischen und Chodsha-nanginskischen, unter den beiden Aeltesten Aju und Monkuldук.

Jeder Stamm besteht aus acht Geschlechtern (Sumun). Die Gesammtzahl dieser tschakarskischen Bevölkerung überstieg nicht 2000 Köpfe beiderlei Geschlechts, die in 400 Zelten (Jurten) wohnen. Die gesammte waffenfähige männliche Bevölkerung dient bei den Chinesen zum Grenzdienst. Die Tschakaren, namentlich der Stamm Aju, sind ziemlich begütert an Pferden, Rindvieh und Schafen.

Weiterhin, südöstlich von Tschugutschak in den Dshairskischen Bergen, etwa 200 Werst nördlich der Stadt Dshincho, nomadisiren chinesische Kirghizen, die Kirei. Diese sind nach Angabe der Chinesen recht wohlhabend; ihre Zahl wurde annähernd auf 2500 Seelen geschätzt.

Dies ist die ganze Bevölkerung der westlichen Dshungarei, ungerechnet einige hundert National-Chinesen, die in den verfallenen Hütten (fanza) der Orte Dachijanza, Dschincho, Singaschu und Schicho [2]) leben.

Ein ganz anderes Bild zeigt der Südabhang des Borochoro.

Das herrliche, milde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die reiche Bewässerung des Ili-Thales geben hier vollauf die Möglichkeit zur Entwickelung der Kultur und eines seßhaften Lebens. Nach den neuesten officiellen Angaben erreicht die eingeborene Bevölkerung des Distrikts von Kuldscha die Ziffer von 132 000 Seelen, wovon etwa 30 000 Nomaden. Für den Raum, den der Distrikt umfaßt und der etwa 900 Quadrat-Meilen beträgt, ist die Ziffer der Bevölkerung (146 Seelen auf die Quadrat-Meile) nicht hoch. In Anbetracht jedoch, daß ein großer Theil des Distrikts, trotz aller günstigen Lebensbedingungen, überhaupt nicht bewohnt ist, daß die ganze seßhafte Bevölkerung auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume in der Umgebung von Kuldscha auf beiden Ufern des Ili zusammengedrängt ist, erklärt sich leicht der lebhafte Verkehr, dem man von Kuldscha bis Borbosun auf jedem Schritte begegnet. Dieser Raum ist dicht bewohnt. Die mittlere Entfernung zwischen den Ortschaften beträgt nur etwa 2 Werst.

Die Bevölkerung erfreute sich früher eines ziemlichen Wohlstandes, wenn auch Getreide ihr einziger Reichthum war; seit 1876 jedoch hat sich die ökonomische Lage der Eingeborenen wesentlich zum Schlechtern geändert und ihr Wirthschaftsbetrieb ist in den letzten beiden Jahren stark in Unordnung gekommen in Folge davon, daß dem Kaufmann Kamenski ein Monopol auf den Handel mit dem westlichen China für alle Gegenstände des unmittelbarsten Bedürfnisses bewilligt wurde.

[1]) Richtiger Tschacharen von tschachar = Grenze.

[2]) Die Chinesen nennen dieses Sichu, d. h. westlicher Sumpf.

Straßen.

Aus dem Thale des Ili nach der Dshungarei führen folgende Wege: 1. Von der Poststation Chorgos zu der nordwestlichen Abzweigung des Sees Sairam-nor und dann am Nordufer des Sees entlang ins chinesische Gebiet; 2. vom Fort Tschintscha-chodzi nahe dem Dorfe Lantzugun in die Schlucht des Talki und über den Paß des Talki zum Südufer des Sairam-nor; 3. von Kuldscha aus gehen längs des Flusses Pilitschi zwei Wege, der eine auf dem rechten Ufer des Pilitschi in die Schlucht des Talki, der andere auf dem linken Ufer zum Passe von Pilitschi, dann längs des Gebirgsbaches Togur-su zur nördlichen Abdachung der Schlucht von Sityrty; 4. von Kuldscha ostwärts bis Dorf Borbosun, dann nord-nordöstlich längs des Flüßchens Borbosun in die Schlucht von Sityrty, von da über den Paß Sityrty zum Bache Togur-su und dessen Lauf folgend in die Dshungarische Ebene; 5. nach eingezogenen Erkundigungen geht endlich noch ein Weg von den Quellen des Flusses Kasch über den Kamm des Borochoro, der ebenfalls in kürzester Richtung zum Dorfe Schicho führt.

Alle diese Wege, ausgenommen den einen durch die Schlucht des Talki, sind für Saumthiere passirbar; bei ihrem Eintritt in die Dshungarische Ebene aber vereinigen sie sich mit der alten chinesischen Kaiserstraße, die auch für Fuhrwerk jeder Art vollkommen brauchbar ist.

Von allen genannten fünf Wegen sind die besten und gangbarsten der zweite und der vierte, d. h. die Wege durch die Schluchten des Talki und Sityrty. Nur auf diesen beiden Hauptwegen habe ich deshalb meine Marschrouten aufgenommen und muß über ihre Beschaffenheit noch einige nähere Angaben machen [1]).

a. Der Weg, welcher durch die Schlucht des Talki in das westliche China führt, trennt sich von der Poststraße von Kuldscha nahe beim Fort Tschintscha-chodzi und führt gegen Nordost, am Dorfe Lantzugun vorbei, 40 Werst lang auf festem, sandigem Boden mit unbedeutender Erhebung bis zum Eingange der Schlucht, wo ein Kazakenpiket steht. Dieser Theil des Weges ist auch für Fuhrwerke jeder Art brauchbar. Der auf der Karte angegebene kürzeste Weg von Suidun zum Kazakenpiket ist nur für Saumthiere passirbar. Weiterhin führt der Weg 30 Werst weit zwischen den hohen, steilen, theilweise senkrechten Wänden der Talki-Schlucht, den Windungen des reißenden Gebirgsbaches folgend, mit beträchtlicher Steigung aufwärts. Bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Baches führend überschreitet er oftmals das Flußbett, anfangs auf Brücken, 25 an der Zahl, weiter mit Fuhrten. Die Brücken sind ziemlich leichtfertig hergestellt; sie bestehen jede aus zwei über den Fluß gelegten Balken, mit einem in keiner Weise weiter befestigten Belag von Balken.

Nach 30 Werst Aufstieg erreicht der Weg die Paßhöhe des Talki, 6260 Fuß hoch, und hier öffnet sich plötzlich ein Blick auf den Sairam-nor, der von allen Seiten von bewaldeten Höhen umgeben ist. Er liegt keine hundert Saschen vom Nordende des Passes, der Abfall zu ihm ist sehr steil

[1]) Wenjukow in der „Militärischen Uebersicht der russischen Grenzen in Asien" giebt die Entfernung von Kuldscha durch die Schlucht des Talki bis Kur-kara-usu auf 370 Werst an, nach meiner Aufnahme beträgt sie 410 Werst. Die Uebertragung der Marschroute in die Karte wird die Abweichung aufklären. Kuldscha liegt nach den Messungen von Bonsdorf auf 81° 18' östl. L. von Greenwich, und 43° 54' 38" der Breite, Manas, 129 Werst von Kur-kara-usu, ist von den Jesuiten im 18. Jahrhundert auf 104° 19' östlich von Ferro und 44° 20' der Breite berechnet worden.

und kurz. Am Ufer stehen die Trümmer einer kleinen chinesischen Ansiedelung. Von dieser aus führt die große Kaiserstraße weiter nach Nordost in ebenem Terrain auf festem Sandboden, zunächst 15 Werst am Ufer des Sees entlang bis zu den Trümmern der frühern chinesischen Ansiedelung Bam; dann steigt er allmälig an und führt am Ostufer des Sairam wieder ins Gebirge hinein. Von den Ruinen von Bam bis zu denen von Santai, auf 35 Werst Länge, führt der Weg über felsiges Gebirge, und auf der ganzen Strecke ist weder ein Bach noch eine Quelle zu sehen. Nur in der Nähe von Santai entspringt ein Quell mit durchsichtigem, gutem Wasser. Von dort durchzieht der Weg wieder 45 Werst lang eine wasserlose, jeden Pflanzenwuchses bare, mit Kiesel und grobem Sande bedeckte Gegend bis zu den Ruinen von Tokumta, in deren Nähe sich einige Quellen befinden. Von dort bis zu dem 20 Werst entfernten Dorfe Dachijanza ist die Gegend mit Schilf und niedrigem Gebüsch bedeckt; der Weg wird an zwei Stellen von unbedeutenden Gebirgsbächen gekreuzt, deren Ueberschreiten nur im Frühjahr wegen der morastigen Bodenbeschaffenheit der Flußbetten einige Mühe macht.

Das Dorf Dachijanza besteht im Ganzen aus zehn Hütten, um die herum einige Gruppen Pappeln und Sandweiden gepflanzt sind. Die Einwohner, nicht mehr als 100 Köpfe, sind chinesische Mongolen.

Von Dachijanza bis Dshincho, auf 50 Werst Länge, durchzieht der Weg eine wellige Gegend, theils mit Rohr, theils mit Gebüsch bewachsen. Wasser und Brennmaterial giebt es auf dieser Strecke nicht viel, aber genug für ein kleines Detachement.

Dshincho besteht aus der alten, verlassenen, aber noch ganz gut erhaltenen chinesischen Festung, die etwa 150 Sashen im Quadrat bedeckt. Die Höhe der Mauern dieser Festung beträgt über 2 Sashen, ihre Dicke 2 Sashen. An allen Ecken erheben sich viereckige Thürme. Im Innern stehen zwei Glockenthürme und vier buddhistische Tempel von ganz vortrefflicher Bauart mit vollstem Schmucke; aber all das seinem Schicksal überlassen. Außerhalb der Mauern befindet sich der Bazar, wo sich auch die ganze Einwohnerschaft koncentrirt, annähernd 500 chinesische Mongolen und National-Chinesen.

Weiter ostwärts von Dshincho führt der Weg 5 Werst lang zwischen bebauten Aeckern und Feldern hin, durchschneidet auf 2 Werst Breite eine niedrige Gebirgskette und senkt sich dann in die niedrige salzhaltige Ebene des Ebi-nor. Dieser 60 Werst lange Marsch von Dshincho bis zu dem chinesischen Piket Totu ist einer der beschwerlichsten von allen, da außer der salzhaltigen Quelle Kum-bulak, 20 Werst von Dshincho, sich auf der ganzen Strecke kein Wasser befindet [1]).

Die Salzsteppe, bedeckt mit trockenen Büscheln harten Grases, dehnt sich so viele Zehner von Werst weit aus; weiter führt der Weg auf 7 Werst über eine mit Flugsand bedeckte Fläche und nur die letzten 10 Werst vor Totu durch Wald, der aber aus Mangel an Feuchtigkeit völlig ausgedörrt ist. Vom Piket Totu, in dessen Nähe sich einige kleine Quellen befinden, bis zum Piket Gurtu beträgt der Weg 30 Werst. Auf dieser Strecke ist das Gelände eine freie ebene Steppe, bewachsen mit Rohr und niedrigem Gesträuch, und nur 4 Werst von dem Piket entfernt durchschneidet die Straße einigemal das breite aber ganz seichte Bett des Gebirgsbaches Juz-jar, der in den Fluß Kur-kara-usu fällt. Das Piket Gurtu, bestehend aus einer halbverfallenen Hütte, in der eine chinesische Wache von 6 Mann untergebracht ist, liegt auf dem erhöhten Ufer des Juz-jar.

Vom Piket Gurtu bis Singaschu führt der Weg 27 Werst weit durch welliges Land, das mit Rohr und kleinem Gesträuch bedeckt ist. Auf der Hälfte der Strecke liegt rechts vom Wege ein kleiner Quell mit süßem Wasser. Das Dorf Singaschu besteht aus einem kleinen, von einigen Hütten umgebenen chinesischen Fort, in welchem eine Ljanza Reiterei von sehr schwachem Stande steht (etatmäßig auf voller Stärke 250 Reiter). Die ganze Bevölkerung von Singaschu, einschließlich der Truppe, übersteigt nicht 200 Seelen. Die Entfernung von Singaschu bis Schicho beträgt 30 Werst. Auf der ganzen Strecke führt der Weg über welligen salzhaltigen Boden, der theils nackt, theils mit hartem Grase bewachsen ist. Zu Anfang ist ein nur unbedeutender Streifen 8 Werst weit mit Wald bedeckt. Der einzige bewohnte Punkt zwischen Singaschu und Schicho ist das kleine Dörfchen Purtadshi, welches aus zehn verfallenen Hütten besteht und von einer zwei Sashen hohen Lehmmauer umgeben ist. Die Einwohner, etwa 50 Köpfe, sind Chinesen.

Das Dorf Schicho besteht aus zwei Bazaren und drei kleinen, nicht armirten Forts inmitten einer sumpfigen Niederung. Beherrschende Höhen oder die überhöhenden Thalränder dieser Niederung sind höchstens 100 Sashen von diesen Forts entfernt. Die ganze Einwohnerschaft von Schicho mit den dort stehenden Truppen übersteigt nicht 1000 Köpfe.

Acht Werst südöstlich von Schicho am Wege nach Manas liegt das Fort Kur-kara-usu, welches, wie alle chinesischen Befestigungen, aus vier ein Quadrat bildenden Lehmwänden besteht. Die wenig umfangreiche (etwa 50 Sashen auf jeder Face) Anlage liegt auf dem Rande einer tiefen Schlucht, hinter der auch noch einige mit Pappeln umgebene Hütten sichtbar werden. Der Weg von Schicho bis Kur-kara-usu, der auf hochliegendem festen Lehmboden führt, ist sehr gut, jenseit der Festung aber tritt er in das hohe Schilfrohr einer weiten sumpfigen Niederung.

Ein anderer Weg, der von Schicho durch die tiefe Schlucht in nordöstlicher Richtung führt, endet 14 Werst von Schicho am Rande eben dieser Niederung.

In Kur-kara-usu und nächster Umgebung stehen nach Aussage der Chinesen 5 Ljanzen Fußvolk (auf vollem Etat 600 Mann, aber weitaus nicht vollzählig).

b. Der zweite der rekognoscirten Wege aus der Ebene des Ili in die Dshungarei führt von Kuldscha über den Paß Sityrty und vereinigt sich 15 Werst westlich Dshincho mit der oben beschriebenen Kaiserstraße. Von Kuldscha bis zum Anfange der Schlucht von Sityrty, 70 Werst, führt er durch eine bewohnte Gegend mit wohlbebauten Feldern und reichem Pflanzenwuchs. Große Ortschaften mit beträchtlichen Vorräthen an Brod und Fourage finden sich überall. Aber weiterhin durch die Schlucht und wieder in der Ebene bis Dshincho selbst ist die Gegend ganz unbewohnt. Den beschwerlichsten Theil des Weges bildet die volle 70 Werst lange Schlucht. Anfangs führt der Weg langsam ansteigend längs des Flüßchens Borbosun auf etwa 10 Werst zwischen felsigen Höhen, dann beginnt der lange, steile und steinige Aufstieg zu dem sogenannten Paß von Sityrty, der die absolute Höhe von

[1]) In einem Abstande von 40 Minuten schnellen Rittes in nordwestlicher Richtung von der Quelle Kum-bulak, nicht weit vom Südostufer des Ebi-nor befinden sich reiche Salzlager. Reines, grobkörniges Kochsalz bedeckt hier in dicken Schichten den Boden, dem zahlreiche Quellen mit warmem, bittersalzhaltigem Wasser entspringen. Auf dem Boden dieser Sprudel findet sich auch das beste Salz, das aus dem Wasser genommen schnell trocknet und eine glänzend weiße Farbe annimmt.

4610 Fuß erreicht. Nach einer ziemlich sanften Senkung von 2 Werst Länge steigt der Weg wieder zu dem folgenden Paß von 4900 Fuß Höhe, fällt von dort steil in eine tiefe Senkung und erhebt sich noch einmal sanft aber stetig zu dem letzten und höchsten Paß, der die absolute Höhe von 5770 Fuß hat. Dort beginnt die lange allmälige Senkung im Thale des Gebirgsbaches Togur-su, an dem der Weg sich 30 Werst lang hinzieht. Dann tritt er in die Ebene, wo er einen niedrigen Gebirgsstock westlich umgeht, sich dann scharf nach Osten wendet und in die Kaiserstraße fällt.

Einem Briefe des Botanikers und Bezirksarztes Dr. A. Regel, d. d. Kuldscha 30. Juni (13. Juli 1879), entnehmen wir noch Folgendes: „Eben habe ich eine Tour nach Schicho und von dort aus durch den Irendhabirga bis zum Meridian von Dshincho beendet; hier erst gelang es mir, einen auch für Kamele passirbaren Paß nach dem Thale des Kasch aufzufinden, dessen botanische Erforschung nun meine nächste Aufgabe bildet. Die Bereisung dieser noch von keinem Europäer begangenen Gebirgsgegenden erfordert eine umständliche Einrichtung und viel Vorsicht und Entschlossenheit gegenüber den Chinesen und gegenüber den ihnen untergebenen oder gegen sie aufgelehnten Stämmen, andererseits eine wahre Kunst, um mit der eigenen eingeborenen und europäischen Begleitung so weit voranzukommen, ohne daß sie völlig auseinanderläuft.“ — Eben eingetroffene Nachrichten melden, daß Dr. Regel von den Chinesen ausgewiesen worden ist.

Gustav Nachtigal's Reisewerk[1]).

I.

Mächtiger als je schwillt jetzt die Literatur der Reisebeschreibungen über Afrika an; kein Jahr vergeht fast, ohne uns einen oder mehrere Bände derselben zu bescheeren — aber Willkommeneres hat uns keines gebracht, als das laufende: erst die vortrefflichen zwei Bände von Dr. Güßfeldt und Dr. Falkenstein über die Loango-Expedition, jetzt den stattlichen ersten Theil des Nachtigal'schen Werkes. Schon in ihrer äußern Erscheinung lassen diese Bücher erkennen, daß sie nicht gewillt sind, ähnlichen englischen Publikationen den Vorrang zu überlassen: Einband, Druck, Papier, alles durchaus nobel. Wie viel höher steht ferner nicht die Technik, die Schärfe und Genauigkeit der beiden Nachtigal'schen Karten gegenüber derjenigen bei Stanley, Cameron oder Livingstone! Welche vorzügliche Durcharbeitung des Stoffes endlich zu abgerundeten Bildern und Schilderungen bei den erwähnten deutschen Autoren im Gegensatze zu der lockern, unbefriedigendern Darstellung jener englischen Reisenden, welche bei der leicht begreiflichen Eile der Komposition sich häufig genügen läßt, den Ton des flüchtig hingeworfenen Tagebuches in das endgültige Reisewerk hinüber zu nehmen. So schnell haben unsere deutschen Reisenden freilich nicht gearbeitet; aber die Zeit, welche zwischen ihrer Rückkehr aus Afrika und dem Erscheinen ihrer Berichte verstrichen ist, ist gut angewendet worden: sie haben sie benutzt, um überaus lebensvolle, anziehende Schilderungen des afrikanischen Landes und Volkes zu entwerfen, in das sie sich mit großem Verständnisse zu vertiefen und einzuleben verstanden, und so haben sie nicht nur der Schar der Fachgenossen, sondern in Wahrheit ihrem Volke Werke geschenkt, die den weitesten Leserkreis verdienen und sich denselben wohl auch erobern werden.

Wir schicken gleich hier voraus, daß es um so weniger Sache des „Globus“ sein kann, auf Schritt und Tritt, wie er es bei Cameron und Stanley gethan, den Reisenden durch die Länder des Sudan zu begleiten, als dieser selbst im „Globus“ seiner Zeit den eingehendsten Bericht über seine Erlebnisse namentlich in Tibesti und Baghirmi abgestattet hat, und wir nur wiederholen könnten, was schon auf früheren Seiten unserer Zeitschrift zu finden ist. Wir begnügen uns also damit, jene früheren Aufsätze Dr. Nachtigal's hier anzuführen und nur einiges noch nicht behandelte nachzutragen. „Dr. Nachtigal's Reise von Tripoli nach Murzuk in Fesan“ ist nach einem Briefe des Reisenden an Baron Heinrich von Maltzan abgedruckt in Bd. XVI, S. 90 bis 93 u. 109 bis 110; ein weiterer Brief über seine Rückkehr aus dem Tibbulande nach Murzuk auf S. 238 desselben Bandes. Am ausführlichsten ist dann der Bericht über seine Reise von Murzuk zu den Tubu Reschade in sechs Abtheilungen (Globus XVI, Extrabeilage zu Nr. 18, S. 1 bis 8; S. 312 bis 315 u. S. 330 bis 333; S. 395 bis 398 und S. 409 bis 411; XVII, S. 73 bis 76 und 89 bis 92; 233 bis 236 und 250 bis 253; XVIII, S. 203 bis 205 u. 218 bis 220), wozu noch zu vergleichen ist der Aufsatz: „Die Tibbu Reschade in Tibesti, ihr Charakter und ihre Sitten“ (XVIII, S. 7 bis 9). Dann folgt in Bd. XXIV[1]) auf S. 119 bis 121, 137 bis 139 und 153 bis 155: „Der Hofstaat des Königs von Baghirmi in Centralafrika“; ebenda auf S. 215 bis 218 und 231 bis 233: „Zug mit einer Sklavenkarawane in Baghirmi“, u. S. 335: „Ueber die Abstammung der Könige von Wadai.“ Seitdem sind nur gelegentliche zerstreute Notizen über seine weitere Reise im „Globus“ erschienen.

* * *

Dr. Nachtigal verließ am 18. Februar 1869 Tripoli und langte am 27. März in Murzuk an. Der größere Theil dieses Marsches führte durch Fezzan, ein Land, das in Folge seiner fast dreißigtägigen Entfernung von der Nordküste und einer etwa doppelt so großen von Sudan, getrennt von beiden durch unwirthliche Gegenden, auf sich selbst und eine sehr bescheidene Existenz angewiesen ist. Bald nachdem man den Dschebel es-Soda, die natürliche Nordgrenze des Landes, überstiegen (die politische reicht noch zwei Breitengrade weiter nach Norden und schließt die Oase Bundschein ein), beginnt schon der volle Charakter der Wüste. „Nichts, woran das Auge haften konnte, auch nicht die leiseste Spur von Leben, ein vollständiges Bild der Leere und Unendlichkeit. Nirgends fühlt der Mensch sich so klein und verloren, und doch wieder nirgends so stark und gehoben, als im Kampfe mit dieser hülflosen Verlassenheit, im leblosen, scheinbar unbegrenzten Raume. Wüstenreisen machen den Menschen ernst und nachdenklich, und die echtesten der Wüstensöhne, die Tuârik und die Tubu, welche ihr ganzes

[1]) Sahârâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. Erster Theil (Tripolis, Fezzân, Tibesti und Bornû). Mit 49 Holzschnitten und zwei Karten. Berlin 1879. Weidmann'sche Buchhandlung (Hans Reimer). Wiegandt, Hempel u. Parey (Paul Parey).

[1]) Nicht vom Reisenden selbst geschrieben ist der Aufsatz „Dr. Gustav Nachtigal und seine neueste Reise im Sudan“ (mit Porträt) in Bd. XXIII, S. 375 bis 378.

Leben in diesem einsamen Kampfe gegen den weiten, wüsten Raum verbringen, haben ein fast finsteres Aussehen, zu dem keine harmlose Heiterkeit mehr zu passen scheint."

Fezzân, dessen Bevölkerung, die seßhafte sowohl wie die nomadisirende, Dr. Nachtigal auf noch nicht 50 000 Seelen schätzt, ist von der wenig producirenden Küste zu weit entfernt, und seine Oasen sind ohne Viehweiden: von einem Austausche der Erzeugnisse beider Gegenden kann also nicht die Rede sein. So ist es auf seine eigene Bodenkultur angewiesen, und diese muß auf künstliche Bewässerung rechnen; man gewinnt gerade nur, was man gebraucht. Obendrein ist der früher lebhaft betriebene Handel mit den Producten des Südens und namentlich mit Sklaven bedeutend zurückgegangen; dort strömten früher die nordischen Waaren aus Tunis, Tripoli und Aegypten zusammen, welche in die Länder der Wüste und in die Negerreiche gingen; dort stapelten sich umgekehrt die Produkte dieser auf, bis der Rückgang der Küstenländer, schlechte Handelsverhältnisse in einem Theile des Sudan, Schaffung neuer Absatzwege (direkte Straße von Wadai nach der Küste, von Ghadames nach den Haussa-Ländern und Timbuktu) und nicht zum geringsten Theile die Verminderung des Sklavenhandels einen bedenklichen Ausfall in den früheren Einnahmen herbeiführten. Eine Industrie ist im Lande nicht vorhanden, die früher wohlhabenden Familien sind verarmt, die Hauptstadt des Landes, Murzuk, herabgekommen und zu allem dem kommt noch die türkische Mißverwaltung. Anstatt daß die Hohe Pforte einen mit dem Wohl und Wehe des Landes eng verwachsenen Eingeborenen oder wenigstens einen Araber oder Berber, der mit der Sprache, den Sitten und Bedürfnissen der Bewohner vertraut ist, zum Kaimakam macht, ernennt sie meistens einen Türken, der seine Schule in den Bureaus Konstantinopels oder in fern liegenden asiatischen oder europäischen Provinzen durchgemacht hat, den Verfall des ihm anvertrauten Landes einige Jahre hindurch beschleunigt, die Regierung in den Augen der ohnehin schon mißvergnügten Einwohner noch mehr herabsetzt und dann einem gleich schlimmen Nachfolger Platz macht. „Pflichtgefühl und Liebe zur Menschheit sind selbst im bessern Türken nicht stark genug, um ihn mit Freudigkeit und Hingebung an dem Gedeihen eines Landes arbeiten zu lassen, dessen Sonne seine Energie lähmt, dessen wüste Monotonie Auge und Herz ermattet, dessen kümmerliche Erzeugnisse ihm ernstliche Entbehrungen auferlegen, dessen Armuth seiner Habsucht nur geringe Befriedigung schafft, dessen Vergnügungen und Erholungen sich auf die primitivsten sinnlichen Genüsse beschränken."

„Eine beschwerliche Reise von wenigstens einem Monate durch die Wüste führt ihn der kleinen Oase von Murzuq zu mit ihrem Staube und Sande, internirt ihn in einer Stadt, die auf einem Salzsumpfe erbaut ist, dessen giftige Ausdünstungen bald an seiner Gesundheit zehren, und beschränkt ihn in derselben auf ein aus Erde zusammengeklebtes Haus ohne Fenster und ohne Parket, wie ohne allen Comfort. Ist er ein Freund culinarischer Genüsse, so kann ihm die beschränkte Auswahl in Fleisch und Gemüse, der Mangel an Oel und Butter den wohlversehenen Markt von Stambul nicht ersetzen, und die primitive Kochkunst Murzuqs läßt ihn die Erzeugnisse der heimathlichen Küche schmerzlich vermissen. Keine saftigen Orangen, aromatische Pfirsiche und süße Aprikosen erquicken ihn, ohne von Kirschen, Aepfeln, Birnen reden zu wollen; einige kümmerliche Melonen, vereinzelte Feigen und Granatäpfel, die kaum diesen Namen verdienen, sollen allein seiner Vorliebe für Früchte Genugthuung geben. Kein Wildpret kommt auf seinen Tisch, kein mannigfaltiges Backwerk kitzelt seinen Gaumen, keine Sorbetti kühlen bei der gräßlichen Sommerhitze seinen glühenden Mund, und der Kaffee verdankt selten seine Entstehung dem Lande Jemen. Der tröstende und für viele Entbehrungen entschädigende Tabak ist auf der Reise zu staubigem Pulver geworden, und der auf dem Platze feilgebotene widersteht lange seinen verwöhnten Geruchs- und Geschmacksorganen." — „Wie kann man ein Land bewohnen," sagt der epikuräisch veranlagte Scheich Mohammed el-Tûnisî bei Gelegenheit eines vorübergehenden Aufenthaltes in Murzuq, „in welchem es nicht **ein** Gericht giebt, das ein Genuß wäre, in dem kein Tropfen Regen fällt, und Thiere und Menschen auf dieselbe Nahrung, einige Datteln, beschränkt sind; wo die Fieber ihr Standquartier haben, der Weizen die Nahrung der Könige bildet, und die Butter so unfindbar ist, als der Stein der Weisen; was soll der Mensch werden in einem Lande, in welchem der Klee der Wiederkäuer von Menschen um die Wette mit den Lämmern geweidet wird, das Huhn einen halben Mitqâl Gold kostet, und die Frauen ihre Gunst um einige Datteln oder eine Handvoll Gerste verkaufen?!" Die Flora des Landes ist, vom Norden des Landes abgesehen, wo Gebirge die Niederschläge begünstigen, überaus dürftig und hört weiter südlich fast ganz auf. Das Thierleben ist fast ausschließlich auf die Oasen beschränkt, und nur in den bergigen Theilen fristen Mähnenschaf, Gazelle, Schakal, Wüstenfuchs und Feldratte ein mühsames Dasein. Daneben finden sich einige Vögel, Reptilien und Insekten; an Hausthieren wenige Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen, und hauptsächlich Kamele, Hühner und Tauben. Um so höher steht die Kultur der **Dattelpalme**, ohne welche der Bewohner Fezzans und mancher anderer Wüstenländer kaum gedacht werden kann. Sie ist die einzige Gunst, welche das unwirthliche Land den armen Bewohnern, aber auch in verschwenderischem Maße, gewährt. Ihre Frucht ist für die Ernährung viel wichtiger als das Getreide; ihr Stamm liefert die Balken der Häuser, die Pfosten der Thüren, die Säulen und Pfeiler, die Gerüste zu den Ziehbrunnen, die Bretter zu Thüren und Fenstern; die Blätter dienen zum Bau der Hütten und zur Einzäunung der Grundstücke; ihre Rippen stellen Wanderstäbe dar; ihre Fiedern werden zu Sandalen und Körben geflochten, das Fasergewebe, das den Stamm und die als Brennholz dienenden Blattursprünge umgiebt, liefert, in Wasser und feuchtem Boden erweicht und dann zerzupft und zwischen den Händen in einander gedreht, die haltbarsten Stricke, und die Stammspitze, in ihrem Zucker- und Saftreichthum selbst eßbar, liefert durch Anbohren dem Liebhaber süßen Most und starken Wein. Gut tragende Bäume wählt man nicht zu diesem Zwecke, da die Ernte des betreffenden Jahres verloren ist; allzu alte ebenfalls nicht, weil der Saft nur spärlich fließt. „Da es nun bekanntlich dem Mohammedaner verboten ist, sich der berauschenden Getränke zu erfreuen, so wird der Laqbî (Palmensaft) von den ehrbaren Gläubigen nur im frischen Zustande getrunken, bevor es durch die Gährung zu wirklicher Alkoholbildung gekommen ist. Der frisch ausgeflossene Saft, z. B. das Ergebniß einer Nacht, ist von weißlich bläulicher Färbung und von widerlicher Süßigkeit. Doch der Zucker der Dattelpalme zerfällt mit großer Schnelligkeit und am zweiten Tage hat man schon ein alkoholreiches Getränk, besonders wenn man die Fermentation durch unreine, diesem Zweck beständig dienende Gefäße unterstützt. Wartet man mehrere Tage, so ist die saure Gährung bereits eingetreten und ein höchst unangenehm schmeckender Essig hat sich zu bilden begonnen. Bei dem rapiden Uebergange von einem Stadium in das andere ist nun der eifrige Anhänger des Propheten glücklicherweise

schwer zu kontroliren, und unter dem Vorgeben, Dattelmost zu trinken, reizt und narkotisirt mancher strenge Gläubige sein Gehirn mit alkoholreichem Laqbî."

Was Murzuk, die Hauptstadt des Landes, anlangt, so besitzt dasselbe etwa 3500 Einwohner, und etwa eben so viele bewohnen die Gärten der Umgebung. Fast die ganze Nordseite der Stadt und ebenso ein Theil der Südseite ist von salzigen Wassertümpeln und Salzsümpfen begrenzt, in deren Mitte merkwürdiger Weise einige süße Quellen entspringen. Die Thorheit, welche die Gründer der Stadt begingen, indem sie einen solchen Platz zur Ansiedelung auswählten, wird ewig unbegreiflich bleiben. Die Wüste ist durchweg so gesund, daß es einer förmlichen Ueberlegung bedurfte, die ungünstigste Stelle aussindig zu machen, deren giftige Exhalationen seitdem so vielen Menschen Gesundheit und Leben geraubt haben. Der Aufenthalt in der Stadt selbst wurde dem Reisenden durch die Einförmigkeit ihrer Physiognomie und durch die Monotonie des täglichen Lebens auf die Dauer ertödtend langweilig. Alles hatte eine fahle Färbung, erschien Grau in Grau; ermüdet schweifte das Auge von der Höhe der Terrasse des Hauses über die platten Dächer. Auch das menschliche Leben und Treiben kann in solcher Wüstenstadt, die ihre Bedeutung als Handelsplatz verloren hat, für gewöhnlich nicht sehr mannigfaltig sein. Anziehend dagegen war der Verkehr des Marktes, wo die einheimische Gartenbevölkerung ihre Produkte auslegte, Kleinkrämer alle möglichen Lebensbedürfnisse aus Europa und von der Nordküste Afrikas feilhielten, öffentliche Verkäufer die ihnen in Kommission gegebenen Dinge anpriesen und versteigerten und besonders die zahlreichen fremden Elemente der Stadt sich zeigten, welche, meist südlicheren glücklicheren Himmelsstrichen entsprossen, über der wüsten Monotonie Murzuks noch nicht die Heiterkeit und Lebenslust ihrer Heimath eingebüßt hatten. Da sind alle Hautfärbungen vertreten, von dem städtebewohnenden Türken aus Europa in seiner nordischen Weiße bis zur Ebenholzschwärze, wie sie individuell bei Nigritiern gefunden wird. Die röthlichen Araber oder Berber der Nordküste, die Wüstenberber in ihrer Bronzefarbe, die Tubu als weiterer Uebergang zu den eigentlichen Negern, und diese selbst in aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit bildeten eine endlose Stufenfolge.

„Hier wurde die arabische, dort die Tubu-, noch anderswo die Haussa-Sprache gesprochen, und am meisten hörte man die der Bornuleute, die Mana Kanuri. Von weitem erkannte man schon die eigentlichen Wüstenbewohner, die finsteren Tuarik und die zierlichen Teda, an ihrem gemessenen Wesen, ihrer dunklen Kleidung und dem womöglich dunklen Gesichtsschleier. Kein Lächeln schlich über die Züge des gravitätisch einherschreitenden Tarki, und bedächtig spritzte der Tubu einen Strahl grünlicher Tabaksflüssigkeit weithin durch die Zahnlücken, ehe er eine Aeußerung that oder eine Antwort ertheilte. Ueberlegen und stolz im Gefühle ihrer fortgeschrittenen Civilisation sahen die reinen Araber und nördlichen Berber auf die Umgebung herab, und harmlos lachten und schwatzten die Neger."

Bei den Frauen, welche namentlich den Gemüse- und Fruchtmarkt belebten, fesselte vorzüglich die Eigenthümlichkeit der Haartracht und der Schmuckgegenstände. In der Hautfärbung traten wenig Unterschiede hervor, da die Frauen der Araber und Berber nur selten den Markt besuchen, und Tuarikweiber fast nie in die Stadt kommen. Häufiger sind schon die schlanken Tubufrauen im blauen Hüften- und Schultershawl, mit ihren zierlichen Gliedmaßen, ihrer halbdunklen Haut, dem koketten Korallencylinder im rechten Flügel der meist wohlgeformten Nase und den zahllosen, dünnen, halblangen Flechten, welche das feine Oval des Gesichtes einrahmten. Sie unterscheiden sich auch durch ihre Reinlichkeit von den Fezzanerinnen mit den dicken, runden, charakterlosen Gesichtern. Diese trugen meist ein langes, mäßig weites, gewöhnlich blaues Baumwollenhemd und darüber einen dicken Wollenshawl und variirten in der Hautfärbung von der röthlichen der Araberinnen bis zur grauschwarzen vieler Negerinnen. An den Armen trugen sie, wie die Tubufrauen, eine große Anzahl von Spangen aus Metall, Horn und Elfenbein und an den Beinen, wie die Araberinnen, schwere Fußringe aus Silber, Kupfer oder Messing. Ihrer ganzen Koketterie aber ließen sie in der Haartracht freien Spielraum, welche je nach dem Geschmacke und der Erfindungsgabe der Schönen wechselte. Stets aber triefte der Kopf von Butter oder parfümirtem Oel, das sich mit Staub und Erde bald zu einer dicken Schmutzkruste verbindet. Die Negerinnen, der Zahl nach die am meisten vertretenen und den verschiedensten Stämmen angehörend, ahmten, wenn sie die Bettsklavinnen ihrer Herren waren, Tracht und Schmuck von rechtmäßigen Frauen nach. Sonst begnügten sie sich mit den meist blauen Hüften- und Schultertüchern, Ketten aus Glas- und Thonperlen und Korallen um den Hals und Silbermünzen oder Korallenstückchen in Haar und Ohren. Gingen sie nicht barfuß, so trugen sie Sandalen aus Palmblattstreifen. „Das war ein buntes Bild und nur zu früh endigte es mit Sonnenuntergang, zu welcher Zeit die Gartenbewohnerinnen spätestens ihren Palmenzweighütten zueilen mußten, um zur Abendmahlzeit — Aschâ — anzukommen. Zu dieser Zeit kehrten die in der Nähe der Stadt geweideten Kamele, die unentbehrlichen Staffagen der Straßen, ebenfalls heim und begaben sich ohne Ausnahme bei Einbruch der Nacht, fremde wie einheimische, wie auf Verabredung auf den Oasbaplatz, um daselbst die Nacht zu verbringen. Dann vereinsamten die Straßen und Plätze der Stadt für mehrere Stunden. Später — die Abende zeichnen sich gewöhnlich durch Windstille aus — sammelte sich Alles, was Anspruch auf Jugend und Lebenslust machte, in den Straßen, auf den Plätzen, in den Häusern, um in zwangloser Unterhaltung, bei Musik und Tanz bis Mitternacht beisammen zu bleiben."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber eine Besteigung des Berges Argäus in Kleinasien schreibt Mr. Henry F. Tozer an den Herausgeber der „Times" Folgendes (s. „Mail" vom 22. August 1879):

„Kaizarieh (Caesarea in Kappadokien), 6. August 1879.

„Da der Argäus, obgleich der höchste Berg Kleinasiens und nach dem Ararat auch der höchste Gipfel der merkwürdigen Vulkanreihe, die durch Armenien und Kleinasien sich hinzieht, bis heute noch wenig bekannt ist, dürfte es Ihre Leser vielleicht interessiren, Näheres über eine Besteigung desselben zu hören, die ich vor einigen Tagen in Begleitung des

Mr. T. M. Crowder von Corpus Christi College in Oxford ausgeführt habe. Der Mons Argaeus des klassischen Alterthums hat bis in unsere Zeit seinen Namen fast unverändert beibehalten; denn Erdschias heißt er heute noch allgemein unter den Einwohnern des Landes. Etwa auf zwei Dritteln der Entfernung vom Schwarzen bis zum Mittelländischen Meere, im Südwesten der dicht an seinem Fuße gelegenen Stadt Kaizarieh, erhebt sich der Berg, der durch seine Höhe und auffallende Form schon aus einer Entfernung von 50 engl. Meilen (80 km) deutlich erkennbar ist.

Am Nachmittag des 1. August brachen wir von dem am südlichen Fuße des Berges liegenden Dorfe Ewerek auf, von einem eingeborenen Führer, einem Zaptieh oder berittenen türkischen Polizeisoldaten, meinem englischen Diener und den beiden Eigenthümern unserer gemietheten Pferde begleitet. Nachdem wir vier Stunden emporgestiegen waren, schlugen wir unser kleines Zelt am Bergabhange, 8000 Fuß (2440 m) über dem Meere, auf, an einer Stelle, wo ein Felsvorsprung unseren Leuten ausreichenden Schutz gewährte, und wo sie aus dem trockenen Holze der Zwergwachholder sich ein Feuer machen konnten. Um zwei Uhr des nächsten Morgens traten Mr. Crowder und ich in Begleitung des Führers die Wanderung bergauf an; der hellste Vollmondschein ließ uns die Steine und massenhaften Felstrümmer, über die unser Weg führte, bis ins Kleinste erkennen. Nach zwei Stunden eines mäßig schnellen Aufsteigens begann ein äußerst mühevolles Klettern, das uns in weiteren zwei Stunden nur um etwa 1600 Fuß (490 m) höher hinauf brachte, dafür aber auch eines der schwersten Stücke Arbeit war, die zu vollbringen mir je vergönnt gewesen ist; denn der Berg war außerordentlich steil und überall mit losen Steinen und massenhaften Felstrümmern bedeckt, auf denen man nirgends festen Fuß fassen konnte. Wir waren ungefähr auf der Mitte dieser steilen Strecke angekommen, als die ersten Strahlen der Morgensonne auf die Porphyrfelsen über uns fielen und dieselben in glänzendem Roth erglühen ließen. Endlich, es war beinahe sechs Uhr, erreichten wir den Kamm, wo eine hohe Schneefirst sich am obern Rande des schneebedeckten Abhanges hinzieht, den man von Kaizarieh aus an der Nordseite des Berges leuchten sieht. Unter normalen Witterungsverhältnissen würde auch die Rinne, in welcher wir emporgestiegen waren, halb mit Schnee angefüllt gewesen sein, aber in diesem Jahr war sie vollständig leer, Dank der großen, nach der Aussage der Einwohner unerhörten Hitze, die diesen ganzen Sommer über in Kleinasien geherrscht hat. Unser Führer war noch eine gute Stunde weit hinter uns zurück, und da die ungeheuren Felszacken zu unserer Linken, jenseit der Schneefirst, ganz schroff emporragten, dachten wir zuerst, daß wir schon auf dem höchsten erreichbaren Punkte angekommen wären; denn daß der eigentliche Gipfel schroff und nicht zu besteigen wäre, wußten wir wohl. Bald jedoch sahen wir unsern Irrthum ein, und nachdem wir die nöthigen Stufen in dem gefrorenen Schnee ausgehöhlt hatten, gelang es uns auch, um jene Felsenspitzen herum zu klettern und so einen Punkt zu erreichen, der noch um 200 Fuß höher lag. Hier erst waren wir am Fuße des eigentlichen Gipfels angelangt; fast senkrecht stieg der Felsen noch 50 Fuß hoch neben uns auf und endigt in einer unersteiglichen Spitze — wenn es nämlich eine Bergspitze giebt, die für einen kühnen Schweizer Bergführer unersteiglich ist. Zwei Europäer, von denen auch Berichte über ihre Besteigung des Argäus vorhanden sind, waren vor uns schon bis an diese Stelle gekommen: im Jahre 1837 Hamilton, der Sekretär der Londoner Geologischen Gesellschaft, und elf Jahr später, im Jahre 1848, der russische Reisende Tchichatscheff.

Eine ungemein weite Aussicht bot sich hier dem Auge dar: im Osten erblickte man die lange Kette des Anti-Taurus; die Gebirge von Lykaonien im Südwesten; nach Norden breiteten sich die welligen Ebenen oder Steppen aus, welche die Mitte Kleinasiens einnehmen. Mehrere kleine Seen zeigten sich, und deutlich konnten wir die Bodensenkung verfolgen, in welcher der Halys (Kizil Irmak) fließt; der Fluß selber aber war nicht sichtbar. Wie ein Stück dunklen Teppichs lag Kaizarieh auf der kahlen Ebene zu unseren Füßen. Aber das Bemerkenswertheste in dem ganzen Landschaftsbilde war der Berg selber; denn die hohen Porphyrspitzen, richtige aiguilles, die rings um und unter uns emporragten, gewährten den wundersamsten Anblick. Tief unten, rings um den Fuß des Berges, erhoben sich zahlreiche vulkanische Kegel, die an die Auvergne erinnerten. Ueberraschend war es, selbst hier in dem an alten Felsenwohnungen so reichen Kappadokien, daß der Berg bis dicht unter dem Gipfel Aushöhlungen und Grotten zeigte, die augenscheinlich von Menschenhand hergestellt waren; denn nicht nur trugen Wände und Decken deutliche Spuren des Meißels, es befanden sich auch sogar nischenartige Vertiefungen in den Seitenwänden angebracht.

Hamilton schätzt die Höhe des Argäus auf 13 000 Fuß, während Tchichatscheff sie etwas niedriger angiebt; meine eigene Messung ergab noch einige hundert Fuß weniger, doch da ich nur mit einem Aneroïdbarometer versehen war, so scheint es mir sicherer, die Angaben meiner Vorgänger anzunehmen. Eine Eruption des Berges hat während der historischen Periode nicht mehr stattgefunden, aber Strabon (S. 538) erzählt uns, daß noch zu seiner Zeit nicht selten aus den Spalten am Fuße des Argäus Flammen hervorgebrochen seien."

— Interessante Mittheilungen über die in Palästina aufsässigen Juden enthält J. Finn's „Stirring times", eine Schilderung der englischen Konsulatsgeschäfte in Jerusalem aus den Jahren 1853 bis 1856. So schlagen z. B. die Juden eine Art besonderer Münze, die auf dem Bazar current ist, erhalten nach dem Tode jedes Sultans den Stadtschlüssel, salben ihn und geben ihn dann wieder zurück u. s. w. (Z. D. P. V. 1879, S. 84.)

— Ein anziehendes Reisewerk sind die Tagebuchblätter „Durchs Heilige Land" von Prof. Dr. C. von Orelli (Basel, 2. Auflage 1879). Sie sind populär geschrieben, aber im besten Sinne des Wortes populär, weil sie stets auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen. Die Aehnlichkeiten zwischen den Angaben der Bibel und den heutigen Zuständen werden überall besonders hervorgehoben und geben dem Buche einen besondern Reiz. Schade, daß der Autor von der jetzt so häufig zurückgelegten, aber nach Topographie und Höhenverhältnissen noch wenig bekannten geraden Straße von Banias nach Damaskus keine genauere Beschreibung giebt. — Interessant ist das Erstaunen Orelli's, daß er im Garten des Konstantinopeler Serais keinen Sonnenschirm aufspannen durfte (S. 314). Dafür, daß dieses „Privilegium der Großen" in Konstantinopel, „wo doch so mancher abendländische Brauch von den Türken geduldet werden muß", noch in Kraft ist, hat Richard Andree (Ethnographische Parallelen S. 253) einige erbauliche Notizen zusammengestellt. Nach Lennep (Bible Lands II, 647) „darf kein Schirm vor dem Palaste des Sultans geöffnet werden, weder in den Straßen noch auf dem Bosporus, wenn man nicht einen Flintenschuß von den Schildwachen riskiren will." Und wie Moltke berichtet, spannen die Diener, um ihre in den Kaiks fahrenden Herren gegen die Sonne zu schützen, einen Schirm aus, der aber nie roth sein darf, da diese Farbe nur dem Sultan zukommt, und der zusammengefaltet wird, sobald ein Pascha vorüberfährt.

— In Russisch-Turkestan breitet sich nach der „Mail" (25. August 1879) der Baumwollenbau bedeutend aus und producirt jetzt jährlich über 50 Millionen Kilogramm, welche theils von der Hausindustrie verarbeitet, theils nach Rußland ausgeführt werden, um von dort zur größern Hälfte als Fabrikate wieder zurückzukommen. Als die Nordgrenze des Baumwollenbaues in Turkestan gilt gewöhnlich das Thal des Arys; doch geht er darüber hinaus bis Pe-

rowsk und sogar bis Kazalinsk. Bei Taschkend reift die Baumwolle im Oktober und ist besser, als die von Tschemkend; die beste ist die von Buchara, welche der amerikanischen nahezu gleichkommt. Viel wächst auch in Chokand, am meisten aber in Chiwa; indessen wird die gesammte centralasiatische Baumwolle schlecht gereinigt und erzielt deshalb nur niedrige Preise. Immerhin ist bucharische Baumwolle für manche Zweige der russischen Manufaktur schon unentbehrlich geworden, und die Produktion wird stetig zunehmen, besonders wenn erst eine Eisenbahn nach Turkestan existirt und der Transport billiger wird. Heute producirt Buchara etwa 35 Millionen Kilogramm, Chiwa 9 Mill., Chokand 5 Mill. und die unabhängigen Landschaften am Amu etwa 9 Mill., zusammen 58 bis 60 Millionen Kilogramm.

— In Indien hat sich nach Art des Alpen-Club ein solcher gebildet, welcher sich die Besteigung der höchsten Berge des Himalaja und namentlich des Dawalagiri zum Ziele vorgesetzt hat.

Australien.

— In Neu-Seeland bewölkt sich der politische Horizont wieder. Die Maoris auf der Nordinsel sind in größter Aufregung. Es handelt sich um das im letzten Kriege confiscirte Land und um Weiterführung der von Auckland auslaufenden Eisenbahn durch das Waikato-Gebiet der Eingeborenen, um sie mit der von Wellington an der Cookstraße ausgehenden zu vereinigen. Der König der Maoris, Tawhiao, hat gerade heraus erklärt, daß er der alleinige Herr und Besitzer der Nordinsel sei, auf welcher die Weißen als unbefugte Eindringlinge nichts zu suchen hätten, und er hat den ihm von der Kolonialregierung gebotenen freundlichen Ausgleich von der Hand gewiesen. In dem westlichen Provinzialdistrikte Taranaki haben die Maoris bereits angefangen, Farmer von ihren Farmen zu vertreiben und sich deren Besitz anzueignen, Kaufläden der Ansiedler zu plündern u. s. w. Die Weißen, sagen sie, sollen ihre Sklaven werden, auf welche sie ihren Fuß setzen wollen. Viele Farmer haben sich in Folge dessen mit ihren Familien nach der Stadt New Plymouth an der Meeresküste flüchten müssen, und die Kolonialregierung hat zu ihrem Schutze vorläufig 200 bewaffnete Konstabler dahin gesandt. Für die ohnehin tief verschuldete (fast 50 Pf. St. per Kopf) Kolonie müßte ein neuer jedenfalls sehr blutiger Krieg mit den Maoris die schlimmsten Folgen haben. Ja, es würde sich dies Mal wohl um einen Vernichtungskrieg handeln. Nach dem vorjährigen Census zählten die Weißen 474171, von denen die größere Hälfte die Südinsel bewohnte; die Eingeborenen dagegen, welche fast ausschließlich auf der Nordinsel wohnen, 42819.

— Nach einer Nachricht aus Bourke, einem Städtchen am linken Ufer des Darling River in 30° 10′ südl. Breite, in Neu-Süd-Wales, sollen Eingeborene am Bullo-Flusse erzählt haben, daß noch vor 5 oder 6 Jahren unter Eingeborenen, welche ungefähr 700 Miles weiter wohnten, ein weißer Mann sich befunden habe, der dort schon viele Jahre gelebt hätte. Man vermuthet, daß damit Classen gemeint sei, der Schwager und Begleiter des verschollenen Dr. Leichhardt.

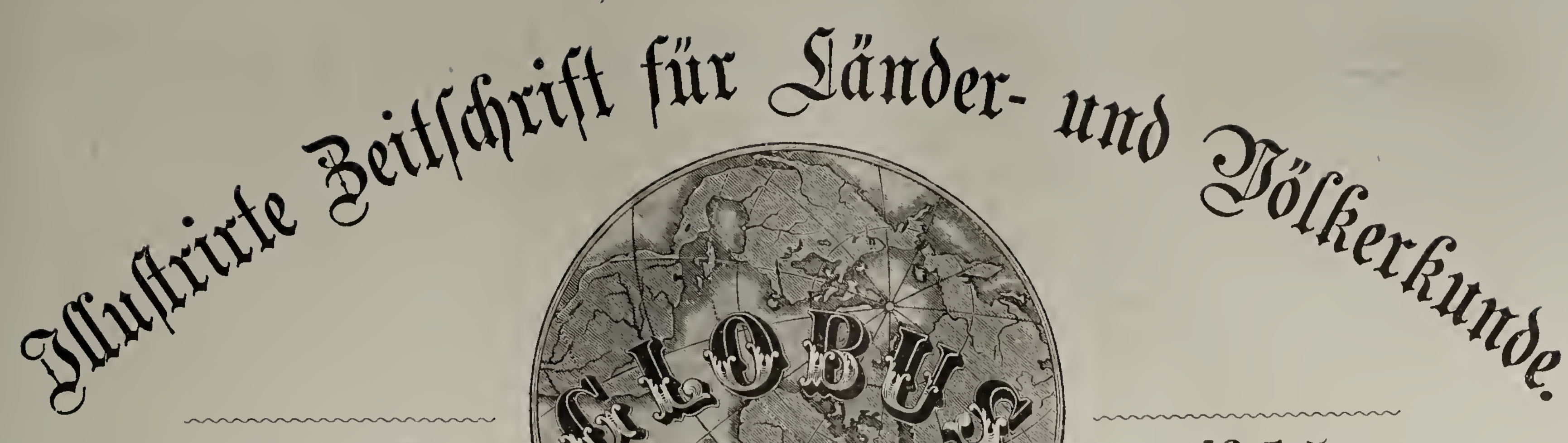
— Der Rever. James Chalmers ist seit mehreren Jahren als Missionär auf Neu-Guinea thätig, und wenn er auch bis jetzt wenig Erfolge erzielt hat, so lag das sicherlich nicht an seinem guten Willen oder an fehlender Energie. Er besuchte alle Punkte der Südküste der Halbinsel von Heath Island bis Keppel Point und landete, wo es möglich war. Er erforschte diese Theile, entdeckte Creeks, Lagunen u. s. w. und war bemüht, freundlichen Verkehr mit den Eingeborenen einzuleiten, bevor er dort Missionsstationen einrichtete. Es werden daher wohl folgende Mittheilungen, welche er im Mai dieses Jahres auf einer öffentlichen Versammlung in Adelaide machte, interessiren.

„Unsere Mission auf Neu-Guinea," beginnt er, „welche von der London Missionary Society ausgeht, erstreckt sich zur Zeit nur auf die 1200 Miles lange Südküste der Halbinsel. Wir haben dort 21 Missionsstationen angelegt, auf welchen 30 Lehrer aus der Südsee, meistens von der Insel Rarotonga, wirken. An manchen Orten wurden diese Lehrer freundlich aufgenommen und behandelt, an anderen wieder waren sie allerlei Ungemach und Gefahren ausgesetzt. So kamen in jüngster Zeit am Südkap vier Lehrer dadurch ums Leben, daß die Eingeborenen vermittels einer giftigen Pflanze das Trinkwasser vergifteten. Die Lehrer waren freilich insofern selber Schuld daran, als sie, gegen meine bestimmte Anweisung, ihren Besitz vor den Augen der Eingeborenen ausgekramt und so deren Gier darauf erweckt hatten. Als sie dann diese ihre Habe nicht gutwillig hergeben wollten, wurden sie vergiftet. Ich glaube aus klimatischen Gründen nicht, daß Neu-Guinea jemals von Europäern wird kolonisirt werden, bin aber überzeugt, daß die südöstliche Halbinsel ein lohnendes Feld für Kapitalisten abgeben würde. Es gedeiht dort Zuckerrohr, welches nach Aussage von Sachkennern viel vorzüglicher ist, als das in Queensland gewonnene; und ebenso dürfte der Anbau von Kaffee guten Erfolg versprechen. Allein europäische Arbeiter lassen sich des Klimas wegen (Fieber) dabei nicht verwenden; und so weit ich die Eingeborenen kenne, glaube ich auch nicht, daß sie sich zur Lohnarbeit hergeben würden, es sei denn, daß sie die Anpflanzung auf eigene Rechnung betreiben. Es müßten für den Betrieb von Plantagen jedenfalls Südsee-Insulaner importirt werden. (Der Rever. Chalmers scheint bei diesem freundlichen Winke an Kapitalisten zu vergessen, daß die Südküste von Neu-Guinea mit Eingeborenen stark bevölkert ist, welche ihren Grund und Boden vollauf nöthig haben. Die Kapitalisten hätten also erst einen blutigen Feldzug zu unternehmen, um die Besitzer von ihrem Lande zu vertreiben. Und ferner vergißt der Missionär anzuführen, daß auch die Eingeborenen der Südsee das böse fiebererzeugende Klima von Neu-Guinea schlecht vertragen. Die englischen Missionäre sehen nur zu oft über ihren christlichen Beruf hinweg und denken und handeln als Kaufleute.) Alle Versuche, auf Neu-Guinea Gold aufzufinden, waren bisher gänzlich erfolglos, und manche der Abenteurer haben dabei ihr Leben eingebüßt. Mein Rath geht dahin: irgend eine Regierung Australiens sollte, unter Leitung eines bewährten Führers und von wissenschaftlichen Männern begleitet, eine Expedition ausschicken, um von Port Moresby aus Neu-Guinea gründlich zu erforschen. Das dienende Personal der Expedition müßte aber aus Eingeborenen der Südsee bestehen, da denen von Neu-Guinea nie zu trauen ist. Ich bin überzeugt, daß dabei gute Resultate (welche?) würden gewonnen werden, welche die Kosten der Expedition reichlich beglichen."

Inzwischen erhielt Mr. Chalmers die Nachricht, daß weitere drei Lehrer, fünf Frauen von Lehrern und ein Kind auf den Missionsstationen am Fieber gestorben und auch der Rever. Beswick, der einzige zur Zeit dort stationirte Missionär, erkrankt sei. Auf diese Kunde hin trat Mr. Chalmers sofort die Rückreise nach Neu-Guinea an. Es wären damit bereits 17 Lehrer aus der Südsee, welche von englischen Missionären auf der Südostküste von Neu-Guinea angestellt wurden, theils vom Fieber hingerafft, theils von den Eingeborenen ermordet worden. Man macht in Australien den Missionären öffentliche Vorwürfe, daß sie das Leben dieser Lehrer in rücksichtslosester Weise der Todesgefahr aussetzten, während sie sich selber in Sicherheit brächten.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

Aufbruch von Messene. Die Mavrozumenos-Brücke. Leondari. Die Ruinen von Megalopolis. Karytäna. Lykaiongebirge. Nedathal. Arkadia.

Die Reisenden hatten einen zehnstündigen Tagemarsch vor sich. Auch war der Führer Alexandros schon vor Tagesgrauen aufgestanden, um die letzten Vorbereitungen zu der beschwerlichen Reise durch den wildesten Theil der Peloponnes zu treffen. In Kalamata hatte er ausgezeichnete Pferde und vier tüchtige, intelligente und — eine nicht genug zu schätzende Eigenschaft — heitere Treiber besorgt; der älteste unter ihnen, ein Mann an der Grenze der Funfziger, war ein ziemlich wohlhabender Olivenpflanzungs- und Weinbergsbesitzer, der nicht etwa aus Beruf, sondern nur aus Lust am Reisen sich dazu entschlossen hatte. Die ganze Zeit über behielten sie ihre gute Laune und linderten die Beschwerlichkeiten durch Gesang und allerdings oft etwas derbe Scherze. Zur größern Sicherheit wurden auch zwei Gensdarmen mitgenommen, und so nahm die kleine Karawane Abschied von den gastfreien Mönchen.

Sie stiegen den steilen und felsigen Abhang hinunter und, nachdem bald die rothe Kuppel und die Cypressen von Burkano ihren Blicken entschwunden, gelangten sie in die Stenyklarische Ebene, die sich zwischen den Bergen Lakoniens und denen Arkadiens erstreckt, und deren einst so berühmte Fruchtbarkeit nur noch durch einige Felder, einige Olivenpflanzungen und Wiesen an den Ufern des mit Recht Mavrozumenos („der schwarzgährende") genannten Flusses, der alten Balyra, bezeugt wird.

In einer halben Stunde gelangte man an den Zusammenfluß des Mavrozumenos und der Leukasia. Das Thal gabelt sich, links nach Sulima, rechts nach Boghasi, dicht am Fuße der arkadischen Berge. Der erstere Fluß läuft flach über ein breites Kieselbett, der andere, 3 bis 4 m tief, ist zwischen zwei sumpfigen, mit Gestrüpp bewachsenen Ufern eingeklemmt; nach ihrer Vereinigung bilden sie den Strom, den man am Tage vorher zwischen Thuria und Burkano überschrittten, und der den Namen Mavrozumenos behält, manchmal allerdings auch Pirnatza genannt wird.

Gerade über der Spitze, welche die beiden Wasserläufe bei ihrem Zusammenfluß bilden, erhebt sich eine merkwürdige, dreiarmige Brücke. Da dies der einzige Weg nach Arkadien und Lakonien war, so mußte er das ganze Jahr über selbst gegen das stärkste Hochwasser geschützt sein; auch führt der gerade nach Norden gehende Arm über keinen Fluß, wohl aber über das niedrige und Ueberschwemmungen ausgesetzte Land zwischen beiden Gewässern. Von dem südlichen Ende dieses Arms, welcher die arkadischen Straßen aufnahm, zweigen die beiden anderen ab, der südwestliche über den Mavrozumenos nach Messene, der südöstliche über die Leukasia nach Thuria (vergl. Curtius II, 150). Mit ihren Spitzbogen, ihrer schnellen Steigung und engen Spur scheint die Brücke, wie sie heute ist, dem Mittelalter anzugehören; doch unterscheidet man bei genauerer Prüfung Reste alten Bauwerks

— rechtwinklige und mit einem querüberliegenden Steine gedeckte Bogen und große, sich zum Anfang eines Gewölbes verkragende Blöcke —, welche den Charakter und die Epoche der messenischen Bauten aufweisen; nur das obere Mauerwerk ist byzantinischen und selbst türkischen Ursprungs.

Nach Ueberschreitung der Brücke gelangt man in eine von Bewässerungskanälen durchschnittene Ebene; das Wasser dieser Gräben überschwemmt häufig die Straße, da die Bewohner sie einzig nach ihrer Willkür anlegen und ändern, ohne die geringste Rücksicht für die Rechte des Nachbars oder gar des Gemeinwesens. Diese Ländereien — Nationaleigenthum, welches verpachtet oder von der Regierung selbst ausgebeutet wird — werden, Dank der natürlichen Fruchtbarkeit, besser bebaut als in den weiten übrigen Provinzen und liefern schöne und reichliche Erträge an Getreide, Mais, Feigen und Maulbeerbäumen.

Hinter dem Dorfe Meligala („Honig und Milch") erreicht man Sandani, dessen über 6 m dicke Mauern bis auf die Fundamente zerstört sind; dann nach Ueberschreitung einiger Schluchten und bewaldeter Pässe, deren Hauptschmuck die immergrüne Eiche und der Christdorn mit seinen strahlend gelben Blüthensträußen, steigt man das Makriplagi-



Junge Frau von Leondari. (Nach einer Photographie.)

Gebirge hinan bis zum Gipfelpunkte, der Wasserscheide des Alpheios und des Mavrozumenos. Der Abstieg ging durch einen Wald von riesigen Eichen und Erdbeerbäumen mit weißen Trauben, in denen die Rothkehlchen aus vollem Halse sangen; dann kamen Maisfelder, in denen Bauern in der Tunika arbeiteten, einer weit edelern Tracht als die Fustanella; noch war der Xarillo zu überschreiten, und da endlich lag vor den Reisenden Leondari, das ersehnte Ziel, aber auf einem so jähen Abhang, daß die armen, müden Pferde dreimal ansetzten, ehe sie hinaufkletterten.

Alexandros brachte sie bei einem seiner Freunde, Herrn Theodossopulos, unter, dessen Frau den echten und reizenden Typus der wahren hellenischen Race darbot, wie er sich in gewissen Gegenden erhalten hat. Sie trug noch das Nationalkostüm, obgleich sie verschiedene Male in Athen gewesen war, und das lange, gestickte Kleid mit geraden Falten, besonders aber der weite Schleier von Seidenmusselin, der ihr regelmäßiges Gesicht und ihre blonden Haare umflatterte, gaben ihr ein ganz besonderes Gepräge von angeborener Anmuth und Vornehmheit.

In der kleinen und schmutzigen Stadt bietet nur die Kirche, die aus dem 10. Jahrhundert stammen soll, einiges Interesse. Sie hat zwei Kuppeln, deren eine sich der Antike nähert; die Façade ist leider durch eine türkische Halle und die Fundamente eines Minarets verdorben. Vor und neben der Kirche erhebt sich eine Gruppe von riesigen Cypressen,

von denen einige über 30 m Höhe und 4 m Umfang haben.

Der Blick erstreckt sich weit über das Alpheiosthal, über die Ebene von Megalopolis und über die Stadt Karytäna, nach Süden über die Gipfel des Taygetos, dessen einen Ausläufer Leondari einnimmt.

Nachdem Belle mit seinen Gefährten die Stadt verlassen und den Alpheios (jetzt Megalopotamos = „großer Fluß“) überschritten, erreichte er nach anderthalbstündigem Ritt Sinano, den Hauptort der Provinz, welche die Stätte des alten Megalopolis enthält. Wie Messene, so hatte auch diese Stadt Epaminondas ins Leben gerufen, und zwar an den Ufern des Helisson (jetzt Barbusena), nicht weit von seiner Mündung in den Alpheios; freiwillig oder gezwungen mußten die meisten Einwohner aller arkadischen Städte und Flecken nach der neuen Hauptstadt übersiedeln, die so der



Kirche von Leondari.

Mittelpunkt der arkadischen Liga gegen den frühern Bedrücker Sparta wurde. Die oberste Gewalt des Bundes war in Händen der Zehntausend, die aus Deputirten aller Städte gebildet waren und 5000 Mann zu ihrer Verfügung hatten. Diese geniale Schöpfung des Epaminondas entsprach nicht ganz seinen Hoffnungen, und innere Zwistigkeiten und der allmälige Abzug vieler unfreiwillig dorthin versetzter Familien schwächten ihre Macht, bis sie im Jahre 222 Kleomenes eroberte und zerstörte, und als sie später wiederhergestellt wurde, war ihre Größe — Polybios giebt ihren Umfang auf 50 Stadien an —, ihre Paläste und Tempel ganz unverhältnißmäßig zur Zahl der Einwohner, so daß ein Komiker mit Recht „die große Stadt eine große Wüste“ nennen konnte.

Heute sind von der ganzen Pracht nur einzelne Säulenstumpfe und allerhand Trümmer übrig, deren Bestimmung



Karytäna.

nicht mehr zu erkennen ist. Die Ringmauer ist fast ganz verschwunden, was annehmen läßt, daß sie wie die von Mantineia aus Ziegelsteinen errichtet war. Auf dem rechten Ufer des Helisson bezeichnen, zwischen Trümmern von Säulenschäften und -Kapitälen, die Mauern einer Cella den Tempel der Athene Polias. Auf dem linken Ufer hingegen ist die Stätte des Theaters deutlich zu erkennen; zwar sind die Sitzreihen verschwunden und der ganze riesige Halbkreis — er hatte einen Durchmesser von 144 m — ist mit Dickicht überwuchert, doch sind noch Theile der Futtermauern erhalten, in denen eine Schicht kurzer, regelrecht behauener Steine mit einer Lage langer abwechselt, und einige Säulen davor könnten Reste eines Portikus sein, die das Theater mit dem Stadion verbanden.

Nach einem Ritte von zwei Stunden durch das Alpheiosthal mitten zwischen Wein-, Mandel- und Obstbäumen langte man am Fuße des Felsens von Karytäna an. Hoch oben auf den beiden Abhängen eines steilen Hügels liegt die Stadt malerisch da mit ihrem imposanten Schloß auf dem Gipfel eines hohen Felsen, rings von tiefen Abgründen umgeben; rechts, links und im Hintergrunde vervollständigen wilde Berge, zerrissene Felsen, dunkele Wälder das wunderbar schöne Bild.

Das Schloß von Karytäna ist in der Geschichte des 13. Jahrhunderts berühmt. Erbaut wurde es von dem Megaskyr („Großherrn") Hugo von Brienne, dessen Sohn Walther, später Herzog von Athen, an einer Empörung gegen Wilhelm von Villehardouin Theil nahm und eine Be-



Das Thal der Neda.

lagerung in seiner Feste aushielt; mit dessen Sohne Walther erlosch das Haus Brienne, eines der ältesten Frankreichs, welches bis in die Zeiten Hugo Capet's hinaufreicht.

Bis heute hat das Schloß seinen stolzen Anblick und seinen Ruf der Stärke bewahrt. Im Anfange dieses Jahrhunderts gehörte es einem sehr bekannten Klephtenführer, Kolokotroni, dessen Vorfahren eine Art militärischer Oberhoheit über die Peloponnes ausübten.

Kolokotroni ist der Romanheld des Unabhängigkeitskrieges, der echte Typus des Griechenthums mit seinen guten und schlechten Eigenschaften zu einer Zeit, wo der Raub eine Nothwendigkeit, der Mord ein Akt des Patriotismus war. Er war groß, mager, aber von herkulischer Körperkraft, mit niedriger Stirn, vorspringenden Backenknochen, Adlernase und vor Wildheit blitzenden Augen. Wohl war er oft unnöthigerweise grausam, doch keiner als er konnte die rohen Bergbewohner mit sich fortreißen und beherrschen. Vor dem Kriege Mordbrenner und Räuber gegen seine eigenen Landsleute, wurde er während desselben kommandirender General und besaß sogar einmal den wunderlichen Ehrgeiz, sich zum Präsidenten der Exekutivbehörde wählen lassen zu wollen, obgleich er kaum seinen Namen schreiben konnte.

Der Aufstieg zum Schlosse ist beschwerlich. Das Thor, mit seinen Schießscharten und Oeffnungen für die Zugbrücke, bietet noch einen mittelalterlichen Anblick dar. Zwei große Thürme rechts und links davon sind erhalten und die mit Zinnen versehene Ringmauer ist nur von Kolokotroni reparirt worden, der dort Kanonen aufpflanzte; die Rund-

gänge sind nur vom Innern der Thürme aus zu betreten, und in gewissen Abständen sieht man die Stelle von Ausfallthüren, welche Eisengitter schlossen. Im Innern existirt die Herrenburg noch, aber in Verfall; sie war aus Hausteinen erbaut, die wahrscheinlich von dem alten Brenthe herrührten, an dessen Stelle jetzt Karytäna steht. Weiterhin sieht man die Wirthschaftsgebäude, Magazine, Ställe, Wohnungen für die Besatzung. Ausgezeichnete Cisternen geben noch Wasser. Die Citadelle ist nur auf einem schmalen Grate von der Seite der Stadt aus zugänglich, von allen anderen Seiten schauen die Mauern in tiefe Abgründe hinab, in denen die wüthenden Ströme Alpheios und Gortynios ihre tosenden Gewässer durch die wilden Gebirge treiben. Wo man hinblickt nichts als zerklüftete Gipfel, bewaldete Kämme, dunkele Schluchten und nach Westen hin bildet der starre Felsblock des Lykaion den Abschluß dieser großartigen Scenerie. Ja, Arkadien ist ein wundervolles Land, aber seine schneebedeckten Gipfel, seine schauerlichen Wälder und seine langen, eisigen Winter sind kein Rahmen für Schäferidyllen, wie sie die modern-sentimentale Einbildung hierher verlegt hat. Nicht mit Stab und Flöte darf man sich die Hirten Arkadiens vorstellen, sondern mit dem Köcher auf dem Rücken und dem eisenbeschlagenen Stecken in der Hand, kräftig, enthaltsam, abgehärtet, rauh, aber auch sittenrein, gastfrei, vaterlands- und freiheitsliebend; lange Jahrhunderte hat dieses Volk keinen Dichter, Philosophen, Künstler, Feldherrn hervorgebracht, aber vollauf hat es dem gemeinsamen Vaterlande seine Schuld abgetragen, indem es ihm einen Philopoemen schenkte!

Noch heute sind die Arkadier, was sie stets gewesen: Hirten und Ackerbauer; jede Hütte hat ihre Herde; bei Tage bewacht sie der Knabe, bei Nacht der Vater, die lange Flinte über den Rücken. Ende Oktober wird alles Vieh zusammengetrieben und die langen Karawanen beginnen in die Ebenen hinabzuziehen: vorweg die Ziegen, dann die Hammel und Schafe, in der Nachhut die Pferde und Esel und an den Seiten die wilden Hunde und die bis an die Zähne bewaffneten Hirten.



Arkadia.

Belle's Entschluß war ursprünglich gewesen, von Karytäna nach dem Tempel von Bassä, Phigalea und Andritsena zu wandern; da aber sein Reisegefährte drei Tage lang den Tempel des Apollon Epikurios studiren wollte, so beschloß er, das Nedathal allein bis zur Küste hinabzuziehen und jenen dann von Bassä abzuholen.

Nachdem der Alpheios überschritten, erstieg er auf einem schwierigen Fußwege im Südwesten die Abhänge des Lykaiongebirges, zur Linken das Dorf Karyäs („Nußdorf") lassend, dessen Häuser unter gewaltigen Nußbäumen versteckt liegen. Dort in der Nähe erblickt das Auge auf ein Mal fast alle Berge der Peloponnes, vom Erymanthos im Norden bis zum Taygetos im Süden. Auf dem Gipfel des Lykaion ist die Stätte eines alten Hippodroms und eines Stadions, in dem lycäische Spiele gefeiert wurden. Neben einer polygonalen Futtermauer zeigen Schäfte von dorischen Säulen einen alten Tempel an, vielleicht den des Pan, der Hauptgottheit Arkadiens: er war eine Personifikation des Hirtenlebens, Beschützer der Herden und Hirten, ein wohlthätiger, freundlicher Gott ein Freund der Jagd und der Jäger und der Erfinder jener Rohrflöte, deren Töne so harmonisch im Maenalos widerhallten.

Nun ging es in das Nedathal nach dem Dorfe Dryma hinab durch eine wundervolle Landschaft. Alle Abhänge sind mit uralten Eichen und riesigen Buchen bewachsen; in den Schluchten schlingen ungeheure Platanen ihre starken Aeste von einem Rande zum andern und bilden so ein undurchdringliches Laubgewölbe; der Fußsteig wird immer unwegsamer, man muß absteigen und die Pferde sich ihre Bahn allein durch das Dickicht brechen lassen; endlich nach mehreren Stunden ermüdenden und stellenweis gefährlichen Weges langt man in Dryma an, welches die tiefe Schlucht beherrscht, in deren Grunde die Neda braust. Etwas stromaufwärts nähern sich die Berge und bilden eine enge, wilde Klamm, durch welche sich der Strom in schäumenden Kaskaden zwängt, und nahe dabei ergießt sich in ihn ein anderer Sturzbach aus beträchtlicher Höhe in drei aufeinanderfolgenden Fällen, deren Dunst man durch das herrliche Dickicht von Eichen, Platanen, Lentiscus und Feigenbäumen aufstäuben sieht. Plötzlich versperrt der Felsen den Ausweg,

wie ein riesiges Wehr, in welches sich die Neda mit furchtbarem Geräusch verliert, um, nachdem sie eine Zeit lang schauerlich tosend unter dem Boden geflossen, zwanzig Meter tiefer wiederzuerscheinen und dann unter einem natürlichen Bogen von circa 6 m Weite in einer neuen, noch engern und unzugänglichern Schlucht zu verschwinden. Nie dringt die Sonne in diese Abgründe und ein eisiger Schauer durchfröstelt den Reisenden.

Allmälig erweitert sich das Thal dem Meere zu; in den Nebenthälern unterbrechen bebaute Felder das tiefe Grün der Waldungen und Mühlenräder lassen ihr anmuthiges Geräusch ertönen. Die ganze Westabdachung der Peloponnes könnte eine der reichsten und bevölkertsten Gegenden des Mittelmeeres sein, wenn von oben und unten etwas mehr guter Wille vorhanden wäre, doch scheinen die Bauern hier schon fleißiger und auf den Boden bedachter zu sein als im Norden und Osten. Nach vielen Windungen ergießt sich die Neda in den Golf von Arkadia; ihre Mündung überschreitet man auf einer einbogigen Steinbrücke.

Nach Norden zu bedeckt eine sandige Ebene und weiterhin weite Teiche, wahre Brutstätten der Moskitos, die Küste; nach Süden aber durchschreitet man lachende Gefilde, denen Myrte und Oleander, Lentiscus, Weinstock, Oel- und Mandelbäume einen herrlichen Anblick geben. Hier ist eine der Hauptkulturstätten der Korinthen, die von hier in Barken nach Patras und von dort durch Großhändler in alle Welt geschafft werden.

Nach einem $2\frac{1}{2}$stündigen Ritt erreichte Belle Arkadia, dessen rothe Dächer durch das grüne Laub glänzen und dessen an den Berg angelehnte Häuser im Dunkel der Cypressen eine höchst malerische Wirkung hervorbringen. Es war dies früher der Hafen von Messene und eine der wichtigsten Städte zwischen Pylos und Elis, wenn auch sein alter Name (Kyparissiai) kaum erwähnt wird. Erst seit dem 13. Jahrhundert spielt sie unter ihrem nunmehrigen Namen eine Rolle, indem sie eng mit der Geschichte Wilhelm's von Champlitte und seiner Nachfolger, der Villehardouin's, verknüpft war; später ging sie in den Besitz der Genuesen und der Byzantiner über, bis 1825 die Fackel und das Schwert Ibrahim-Paschas die unglückselige Stadt dem Erdboden gleichmachte, die dann 1830 wiederhergestellt wurde.

Von der Altstadt sind nur die Mauern der Akropolis übrig, die in Schichten von gelblichem Kalkstein aufgeführt sind, deren Quadern 1 bis 1,30 m lang und 60 cm hoch sind. Aus derselben Zeit stammen wohl zwei Strebemauern und ein Thor, dessen oberer Theil verkragt ist.

Die Burg, die etwas niedriger als die Stadt liegt, steht mit dieser nur durch einen schmalen Sattel in Verbindung. Ihre lange Ringmauer ist noch wohlerhalten, im Mittelpunkt erhebt sich ein quadratischer Thurm, dessen Zinne 160 m über dem Meeresspiegel liegt. Ein achteckiger byzantinischer Thurm mit viereckigen Fenstern hat ebenfalls der Zeit getrotzt. Große Cisternen in gutem Zustand sind an verschiedenen Stellen angebracht, und links von dem innern Thor, welches durch dicke Mauern wohlverwahrt war, liegt die Kapelle.

Vom Rundgang schweift der Blick weit über die grünende, duftende Ebene und den Golf, dessen weiter Bogen im Nordwesten von der Insel Zante, der „Blume der Levante", begrenzt wird.

Besteigung des Maranai in den Albanischen Alpen.

Ueber einen Ausflug der in Skutari befindlichen Grenzregulirungskommission schreibt der russische Oberst von Kaulbars:

Die Besteigung des Maranai, des Skutari am nächsten liegenden Gipfels der Albanischen Alpen, an sich von hohem Interesse, gab zugleich Gelegenheit den Berggipfel sowie andere für die Arbeiten der Kommission wichtige Punkte genau festzulegen mittelst eines Theodoliten, den der englische Bevollmächtigte mitnahm.

Die Reisegesellschaft, die Kommission und einige Konsuln mit ihren Damen, brach am 13. (25.) Juni früh 4 Uhr auf, der Hitze wegen, die um diese Stunde schon 25° C. betrug, denn es galt 12 bis 15 Werst bis zum Fuß des Berges zurückzulegen und eine gewisse Höhe zu erreichen, ehe sich, etwa um 9 Uhr, die volle Tageshitze geltend machte. Als Führer und zur Bedeckung dienten einige Albanesen, Aelteste der Skutari zunächst wohnenden Bergstämme. Ohne diese wäre der Ausflug unmöglich gewesen, denn der Pascha von Skutari erklärte für die Sicherheit bei einer Expedition ins Gebirge nicht einstehen zu können. Einer der Konsuln aber, ein eifriger Jäger, ist den Bewohnern der Umgegend wohl bekannt und steht bei ihnen in hohem Ansehen. Als das Gerücht von dem beabsichtigten Ausfluge bekannt wurde, kamen die genannten Aeltesten aus den Bergen zu dem Konsul, boten ihre Dienste als Führer an und verbürgten sich zugleich für unsere vollständige Sicherheit.

Von Skutari bis zum Fuße der nächsten Vorberge der Alpen erstreckt sich am Ostufer des Sees eine weite Ebene. Nur ein kleiner Theil des außerordentlich fruchtbaren Bodens ist bestellt, der größere Theil ist besetzt mit riesigen Farnkräutern, in denen man sich selbst zu Pferde leicht verbergen kann. Diese Farnkräuter wachsen so dicht, daß sie im Sommer ein undurchdringliches Hinderniß bilden, welches nur auf den von den Viehherden ausgetretenen Pfaden zu durchschreiten ist. In dem dichten Schatten der federartigen Blätter dieser Pflanzen lebt in großer Menge eine der giftigsten Schlangenarten, die kleine $1\frac{1}{2}$ Fuß lange vipera cornuta. Dieses ungewöhnlich schöne Thier verdankt seinen Namen einem kleinen Hörnchen, das es bloß als Zierrath am Ende des obern Kinnbackens trägt. Man trifft dieses Thier im ganzen Süden Europas, als seine eigentliche Heimath aber können Dalmatien, Montenegro, Albanien, Griechenland und die benachbarten Inseln gelten. Der Biß dieser Schlange ist im höchsten Grade gefährlich, die Erstarrung der Glieder tritt fast augenblicklich ein und schon nach wenigen Pulsschlägen fällt der Kranke in Ohnmacht. Ich hatte Gelegenheit drei solche Kranke zu sehen, zwei Knaben von 12 bis 15 Jahren, die in Faust und Finger der Hand gebissen, erst nach 12tägiger Krankheit und unter größter Aufmerksamkeit des Arztes genasen. Der dritte Kranke, ein erwachsener Mann, war in die Hüfte gebissen. Nichts half, man brachte ihn erst am folgenden Tage zum Arzte, aber er starb am sechsten Tage, ohne wieder zu sich zu kommen. Eine Kuh, die in der Gegend von Cettinje

gebissen war, verendete noch an demselben Tage, die Schlange hatte sie in die Lippe gebissen.

Etwa um 6 Uhr Morgens erreichte die Gesellschaft das Dorf Grumm (Grumira der österreich. Karte in 1 : 300 000?) am Fuße des Gebirges. Hier beginnt ein nicht sehr steiler, aber ungemein steiniger Anstieg auf einem Wege, dessen schlechter Zustand unmöglich zu beschreiben ist. Unsere Pferde gingen nicht beim Ersteigen des Berges in der trockenen Schlucht, sondern sie kletterten förmlich über die gewaltigen unregelmäßigen Blöcke der zusammengestürzten und vom Regenwasser hier und da noch fortgerissenen Felsen. Der Aufstieg, der nach einstündigem Klettern auf das Plateau des Dorfes Grgare (Grčari der österreich. Karte), 1000 Fuß über dem Meere, führte, war, abgesehen von der Mühseligkeit des Weges, gar nicht ohne Reiz. Mit jedem Schritt erweiterte sich mehr und mehr der Blick über den See von Skutari. Die Hänge des Berges, den wir erstiegen, waren bedeckt mit dichtem Granatgebüsch und dieses übersäet mit seinen großen feuerrothen Blüthen. Im Schatten dieser malerischen Sträuche und mehr noch im Sonnenschein auf den Feldern zwischen ihnen lebt eine beträchtliche Anzahl Reptilien verschiedenster Art. Neben den sehr mannigfaltig vertretenen Fröschen sieht man jederzeit eine Menge Schildkröten, die still und geräuschlos im Grase herumkriechen, so daß man stets Acht haben muß, daß das Pferd nicht eins dieser unschuldigen Thiere zertritt. Diese Aufmerksamkeit beanspruchen nicht die Eidechsen, deren muntere Augen überall hin nach der nahenden Gefahr auslugen; zu Dutzenden sieht man sie vor sich nach allen Seiten auseinanderstieben. Außer der Viper, die man verhältnißmäßig selten sieht, giebt es noch verschiedene Arten Schlangen, aber alle ganz unschädlich, manche freilich 5 bis 6 Fuß lang, die meisten aber so, daß man sie ruhig in die Hand nehmen kann.

Im Dorfe Grgare (Grčari) machte unsere Karawane Halt und lagerte sich neben einem kleinen Bache, der dort aus dem Berge hervortritt, im Schatten der Bäume. Die Pferde wurden abgesattelt und die Vorbereitungen zum Weitermarsch getroffen. Die Damen und der größere Theil der Reisegesellschaft blieb überhaupt dort, während ich mit den Kommissarien von England, der Türkei und Montenegro unter Führung und Bedeckung der Albanesen den Aufstieg zum Gipfel des Maranai fortsetzte.

Schlag acht Uhr machten wir uns zu Fuß auf den Weg; zu Pferde weiter zu kommen war undenkbar. Der Weg wand sich an den steilen Hängen den Berg hinan zwischen dichtem Gesträuch von Haselstauden und einigen vereinzelten Baumgruppen. Auf 2000 Fuß Höhe angekommen, verschnauften wir ein wenig auf dem Felde des malerisch gelegenen Dörfchens Egertschi (Egerči), dessen Bewohner uns mit vorzüglichem Wasser und mit Ziegenmilch bewirtheten, die wir in dieser Lage mit großem Vergnügen tranken. Der weitere Aufstieg wurde mehr und mehr beschwerlich, das Gesträuch verschwand allmälig und machte kahlen Felsen Platz; nach dem ermüdenden Gehen über die Steine konnten wir ab und zu uns erholen auf kleinen, horizontal gelegenen, mit üppigem Grase bewachsenen Wiesenstücken, auf deren einem wir uns sogar im Schatten einer prachtvollen Eiche lagerten. Nach der Ruhe unter der Eiche kletterten wir mit frischen Kräften einen gewaltigen Felsen hinan, der sich bis 1000 Fuß hoch über uns erhob. Auf 4000 Fuß Höhe angekommen ruhten wir auf einer prächtigen Bergwiese und betraten dann einen dichten Buchenwald, in dessen dunklem Schatten wir fast bis zu dem Gipfel des Berges gelangten; nur die letzten 300 bis 400 Schritt mußten wir wieder über kahlen Fels zurücklegen.

Mit jedem Schritt war das Panorama, das sich uns erschloß, großartiger geworden, das Bild aber, das auf dem Gipfel des Berges sich darbot, spottet jeder Beschreibung. Vor uns lag der ganze See von Skutari mit den Bergen und Thälern, die ihn umgeben. Aber das Alles zusammen schien noch klein im Vergleich zu der Aussicht, die sich uns darbot. Im Westen dehnte das Adriatische Meer unabsehbar sich aus und verschwamm mit dem Horizonte. Im Norden erhob sich die dunkle Masse der schwarzen Berge mit ihren schneeigen Gipfeln. Im Osten thürmen sich die Albanischen Alpen mit ihren seltsam geformten Bergen auf. Dort in der obersten Zone, die nicht weniger wie 3000 Fuß umfaßt, herrscht noch der volle, rauhe Winter. Gewaltige Massen blendend weißen Schnees bedecken die Felsen und alle Vorsprünge. Des Sommers heiße Sonne scheint machtlos gegen diese weiße Decke, und wenn unter ihr einige rauschende Gießbäche hervorquellen, so ist doch die Abnahme an der Oberfläche kaum wahrnehmbar. Wenn die Sonne ihr Licht über diese Fläche ausgießt, zeigt sich dem Blicke des erstaunten Beschauers ein förmliches Meer von Silber, das in allen Farben schillert. Nach Süden verlieren sich die Berge, einer über den andern gethürmt, in nebelgrauer Ferne. Nach Südosten hören sie wie mit einem Male auf und fallen von allen Seiten ab zu der Ebene von Dijakowo und Ipek, dem Schauplatze des tragischen Endes von Mehemed Ali.

Von der Höhe des Maranai, 5000 Fuß über dem Meere, überschaut der Blick zu gleicher Zeit alle Klimate und alle Zonen des Pflanzenwuchses. In der Ebene stehen die riesigen Farnkräuter, Granaten, Feigen, Olivenbäume 2c., welche zu ihrem Bestehen die Sonne nöthig haben (+ 33° C. im Schatten)[1]), während oben bis zu 9000 Fuß Höhe der Winter herrscht mit seinem Frost und seinen Schneestürmen. Zwischen diesen Grenzen sieht man alle Uebergänge. Die Granate steigt auf den Hängen bis zum Fuße der Hügel, auf deren Kuppen der Feigenbaum sich erhebt. Weiter hinauf ziehen sich große Flächen mit Nußbäumen, dann Laubhölzer verschiedener Art, zwischen denen die Eichen immer die freien Felder aussuchen, in deren Mitte sie vereinzelt stehen, gleich als wollten sie sich brüsten mit ihrer prachtvollen Erscheinung. Noch höher hinauf herrscht der dichte Buchenwald, aber auch er verschwindet in etwa 5000 Fuß Höhe. Der Pflanzenwuchs hört damit noch nicht auf, an Stelle der Blätter erscheint die Nadel — die Kiefer und die Fichte. In dicht gedrängten Kolonnen stehen sie an den steilen Hängen bis zu 7000 Fuß, ja einzelne Sendlinge derselben gehen trotz Schnee und Frost noch höher hinauf, als wollten sie den Gipfel des Berges stürmen; das gelingt aber nicht; von der Kälte gebrochen rollen ihre Stümpfe bald zu den Füßen der glücklicheren Gefährten. Weiter hinauf an den Felsen kriechen nur Moose und Flechten und auch sie vergehen da, wo noch gewaltige Dolomitfelsen himmelwärts anstreben. Ueber allem diesem herrscht die vollständigste, feierlichste Stille.

Wir ergötzten uns an dem entzückenden Gemälde; die nöthigen Beobachtungen mit Hülfe der mitgebrachten Instrumente waren gemacht, an einer herrlichen Quelle, die nahe dem Gipfel aus dem Berge entspringt, wurde eine Weile geruht, dann traten wir den Rückweg an. Das Heraufsteigen auf den Maranai von Grgare aus hatte 4 Stunden gedauert, erst um Mittag kamen wir oben an. Nach $1^1/_2$ stündigem Aufenthalte gelangten wir in $2^1/_2$ Stun-

[1]) Während in der Ebene 33° im Schatten waren, zeigte das Thermometer auf dem Maranai 15° und in der dortigen Quelle 5°.

den wieder nach Grgare, wo wir um 4 Uhr freudigst empfangen wurden; um 9 Uhr Abends langte die ganze Gesellschaft wieder in Skutari an.

Während des ganzen Bergsteigens hatten unsere Führer ab und zu ihren Freunden etwas zugerufen auf sehr große Entfernungen, wie es die Stille in den Bergen und die reine Bergluft gestattet. Auf ihre Rufe hörten wir von verschiedenen Seiten Antwort, auch kamen eine Anzahl bewaffneter Leute zu uns. Alle waren von schönem Wuchs und ungezwungener Haltung. Die Bergbewohner erschöpften sich in Aufmerksamkeiten gegen uns, nur den Türken beachteten sie nicht, sie baten sogar schließlich in etwas gekränktem Tone, bei einem spätern Besuche, der ihnen sehr willkommen sein würde, jenen nicht wieder mitzubringen. Den Türken gehört die Ebene, denn „dort gilt ihr Gesetz, hier in den Bergen das unserige,“ sagte ein kräftiger Alter, der einen vorzüglichen langen Tschecherdar (albanisches Gewehr) führte. Als ich später ihm die Waffe abkaufen wollte, musterte er mich von oben bis unten und erwiderte stolz: „Ich kann meine Waffe einem guten Freunde schenken — verkaufen Niemandem.“

Höchst charakteristisch für diesen Theil Albaniens ist die vollständige Vermischung der religiösen Gebräuche der Christen und der Mohammedaner. Freilich gehen die einen in die Kirche und die anderen in die Moschee, aber in allem Uebrigen, in Sitten, Gebräuchen, kurz in allen Beziehungen auf das Leben und seine Anforderungen stimmen sie völlig überein. Die Frauen der Christen erscheinen vor Männern und auf der Straße nur dicht verschleiert, mit einer kleinen Oeffnung für die Augen. Auch in den häuslichen Gebräuchen der Christen ist viel Musulmanisches. Die Vielweiberei ist freilich bei ihnen rechtlich nicht gestattet, aber selbst vermögende Mohammedaner machen von diesem Rechte nur selten Gebrauch, da sie finden, daß sie mit zwei Frauen überhaupt nicht auskömmlich leben konnten.

Auch die Musulmanen ihrerseits haben viel von den Christen angenommen, namentlich die Verehrung einiger Heiligen. So stehen namentlich S. Nikolaus und S. Basilius bei ihnen in hohen Ehren, und zu einer bestimmten Jahreszeit kann man Hunderte von Musulmanen wallfahrten sehen zu dem wunderthätigen Bilde im Kloster S. Nikolaus, nahe der Mündung der Bojana in das Meer. Diese Wallfahrten enden aber nicht mit der bloßen Anbetung des Heiligen, sondern auch mit der Beichte vor den katholischen Mönchen dieses wie vieler anderer Klöster. Die Mönche freilich freuen sich über dieses Mißverständniß und sammeln ihre Gaben wie von den Christen so auch von den Verehrern des großen Propheten. In nicht minderem Ansehen steht, wie es scheint, der heilige Johannes. Wenigstens feiern die Musulmanen und sogar mit besonderer Ueppigkeit den S. Johannistag (24. Juni neuen Stils). Von 5 Uhr Nachmittags bis 12 Uhr Nachts zerriß türkische Musik unsere Ohren in einem öffentlichen Garten, wo außerdem zwei Luftballons stiegen und ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde. Das Alles war von den städtischen Behörden arrangirt und, wie man uns sagte, in diesem Jahre noch besonders feierlich zu Ehren der internationalen Kommission.

(Russ. Inv. 1879, Nr. 177 vom 14./26. Aug.)

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

II.

Auf das zweite Buch, die höchst denkwürdige Reise nach Tibesti oder Tu, hier näher einzugehen, müssen wir uns leider aus den bereits angeführten Gründen versagen; nur betonen wollen wir die wahrhaft dramatische Schilderung der Leiden und Gefahren Nachtigal's, welche denen Stanley's gewiß nichts nachgeben. Ein ganz entschiedener Vorzug des Buches ist die treffliche Gliederung des Stoffes, welche das rasche Auffinden einer gesuchten Auskunft sofort ermöglicht. Auf die eigentlichen Reiseerlebnisse folgen in jedem der drei Bücher stets mehrere Kapitel, welche die natürliche Beschaffenheit des bereisten Landes und seine Bewohner im Zusammenhange schildern, alle schon vorgebrachten Details noch einmal zusammenfassen und ergänzen. So enthält das erste Buch („Tripolis und Fezzân“) nach drei Kapiteln Reisebeschreibung eines über „Natürliche Beschaffenheit Fezzâns“, eines über „Klima und Krankheiten“ und ein drittes über „Geschichte und Bevölkerung von Fezzân“; so das zweite Buch („Tibesti oder Tu“) nach fünf erzählenden Abschnitten einen über „Topographie und natürliche Beschaffenheit Tibestis“ und einen über „Die Tedâ“, welch' letzterer eine so treffliche ethnologische Schilderung des äußern wie des Geisteslebens dieses merkwürdigen Volkes giebt, wie sie in der einschlagenden Literatur zu den größten Seltenheiten gehört. Es ist nicht zu verkennen, wie sehr sein ärztlicher Beruf den Verfasser befähigte, in dieser Hinsicht Ausgezeichnetes zu leisten. Daß er daneben noch mit dem größten Fleiße die topographische Fixirung seiner Reisen und Erkundigungen ermöglichte, erhöht seine Verdienste nur um so mehr; das uneingeschränkteste Lob aber verdient die Bescheidenheit, mit welcher er die Unzulänglichkeit seiner kartographischen Leistungen hervorhebt und ihre Mängel klarlegt. Was wollen gegenüber diesem echt wissenschaftlichen Verfahren alle die vielen, aber sich allmälig als fehlerhaft oder ungenau erweisenden Beobachtungen z. B. eines Stanley sagen, welche so anspruchsvoll auftraten, aber bis jetzt nie die Kontrole eines andern Beobachters zu ertragen vermochten!

Die gefahrvolle Reise nach Tu hatte die Zeit vom 6. Juni bis zum 8. Oktober 1869 in Anspruch genommen; bis zum 18. April des folgenden Jahres aber dauerte es noch, ehe Nachtigal seine Reise nach Bornu wieder aufnehmen konnte, ehe sich eine Karawane, der er sich anschließen konnte, nach Süden in Bewegung setzte. Zu Anfang des neuen Jahres nämlich hatte der Pascha von Tripolis beschlossen, eine Gesandtschaft nach Bornu zu schicken, um dem dortigen Fürsten Geschenke zu überreichen und für den Großherrn in Stambul einige Löwen, Tiger und dergleichen, vielleicht auch einige der so gesuchten Eunuchen heimzubringen. Außer Nachtigal schlossen sich diesem Gesandten, Mohammed Bu Aïscha mit Namen, noch eine Anzahl Kaufleute, vor allem aber eine große Gesellschaft marokkanischer Gaukler an. „Im Süden Marokkos, von Agadîr

bis zur Sâqia-el-Hamrâ, blüht dieses sonst in der Welt des Islam nicht besser als bei uns angesehene Gewerbe außerordentlich, ist den Bewohnern ganzer Ortschaften eigenthümlich und erbt in den Familien fort. Ueber alle Länder des Islam verbreiten sich diese Akrobaten in oft ansehnlichen Banden, und nicht selten hat man sogar Gelegenheit, sie in den Städten Europas ihre Turnkünste und Kraftstücke produciren zu sehen. Wie Marokko überhaupt das Land mystischer Sekten, fanatischer Religionsgesellschaften und geheimnißvoller Heiligen ist, so umgeben sich auch diese Leute mit einem mystisch-religiösen Nimbus und vereinigen gewöhnlich ihre Kunstreisen mit der Pilgerfahrt nach Mekka. Trotz der großen Entfernung und obgleich die mit der Ausübung eines solchen Gewerbes verbundene Reise Jahre bis zur Rückkehr erfordert, ist Marokko ebenso reich an Pilgern (Hâdsch, Plur. Hadschîdsch), als an Abkömmlingen des Propheten (Scherîf, Plur. Schurafâ, Scherâfa oder Aschrâf), und manche jener Gaukler reisen, so zu sagen, zwischen ihrer Heimath und dem heiligen Lande beständig hin und her. Meist stehen solche Pilger-Gesellschaften in Verbindung mit religiösen Instituten (Zâwia), welche in großer Anzahl bestehen und, wie unsere Klöster, theils zum Aufenthalte für fromme Nichtsthuer, theils als religiöse Unterrichtsanstalten, theils als Stätten der Gastfreundschaft und der Wohlthätigkeit dienen. Von diesen werden sie zu der langen Reise ausgestattet, bringen aber dafür oft relativ beträchtliche Summen in die Kassen ihrer Institute zurück."

Die Marokkaner, um welche es sich im vorliegenden Falle handelte, stammten aus Sûs, waren, etwa funfzig Köpfe stark, unter Anführung des Hâdsch Sâlih, der bereits zwölf Mal Mekka besucht hatte, über Algerien und Tunis nach Tripolis gekommen und hatten sich dort bereden lassen, anstatt den direkten Weg über Kairo einzuschlagen, den Umweg durch den Sudan zu machen und die Höfe der sklavenreichen und freigebigen Negerfürsten zu besuchen. So waren sie nach Murzuq gekommen, nicht ohne unterwegs etwa auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Zahl zusammenzuschmelzen, von welcher etwa wieder die Hälfte noch in dem kindlichen Alter von 9 bis 15 Jahren stand. Es waren interessante Erscheinungen, in der Mehrzahl unverfälschte Berbern, von denen manche nur wenige Worte Arabisch verstanden. Einige waren vortreffliche Springer, andere führten ungewöhnliche Kraftleistungen aus, und ihr Anführer balancirte eine etwa 20 Fuß lange, mächtige Stange in den Händen oder im Gürtel, während drei oder vier Knaben an derselben turnten. Manche verstanden keinerlei Gauklerstücke, füllten aber die Pausen zwischen den Produktionen der Gymnasten durch musikalische Unterhaltung auf Trommel und Pfeife aus, während der Rest die grobe Arbeit verrichten, Wasser holen, kochen, nähen u. s. w., mußte.

Diese Leute, denen der Ruf des Muthes und der Tapferkeit vorausging, suchte sich Nachtigal durch Freigebigkeit geneigt zu machen, und es gelang ihm, sie für sich zu gewinnen. Für sich selber erstand er ein Pferd, für seine vier Diener und das Gepäck neun Kameele, schaffte gute Wasserschläuche aus den Haussa-Staaten, fezzânische Gepäcksäcke und Proviant an und nahm am 18. April Abschied von seinen Freunden, deren er in Murzuq sich mit der Zeit mehr als einen erworben hatte. Ungefähr die ersten funfzig (deutschen) Meilen des Weges, über Gatrun und Tedscherri bis zum Tümmo-Gebirge, fielen mit dem früher zurückgelegten Wege nach Tu zusammen; dann führte die Bornustraße in südsüdwestlicher Richtung und in bequemen Märschen durch mehr als drei Breitengrade nach der großen Oase Kawâr (circa unter 19° nördl. Br.), der Hälfte des Weges nach Kûka, der Hauptstadt von Bornu; sie ist die bequemste aller Straßen, welche vom Mittelmeere nach dem Sudan führen, die reichste an Wasserstationen und Weideplätzen. Am 26. Mai hielten sie ihren feierlichen Einzug in das nördlichste Dorf der von Tubu bewohnten Oase Kawâr, welche sich fast 13 deutsche Meilen weit von Norden nach Süden erstreckt, und langsam rückten sie von Ort zu Ort nach Süden vor, überall feierlich von den Bewohnern eingeholt und bewirthet. Besonders enthusiastisch und leidenschaftlich war die Begrüßung von Seiten der Frauen in Dirki, der Residenz des jungen Kawâr-Herrschers Dunnoma, welcher selbst mit großem Gefolge dem Abgesandten des türkischen Paschas, der gewissermaßen für denjenigen des Stambuler Sultans selbst galt, entgegengeritten kam. Bu Aïscha hatte sich nämlich um Kawâr verdient gemacht, indem er früher als türkischer Bevollmächtigter eine ganze Anzahl von Bewohnern der Oase, welche von den Araberstämmen an der großen Syrte und den in Kanem hausenden Aulad Soliman geraubt worden waren, durch gütliche Verhandlungen der Freiheit wiedergegeben hatte. Andererseits aber hoffte man, daß er auch in Zukunft auf seine Stammesgenossen, eben jene räuberischen Aulad Soliman, die erbarmungslosen Erbfeinde der Oase, einen günstigen Einfluß ausüben und den schutzlosen Einwohnern Kawârs einen dauernden Frieden sichern würde. Darum nahmen auch die Huldigungen der Frauen von Dirki, welche sie zwischen Bu Aïscha und ihrem Fürsten theilten, schier kein Ende. „Jetzt sah man sie in unnachahmlicher Leichtigkeit über den Boden hinschweben oder in anmuthigem Wiegen und Biegen des Körpers ihre Grazie entfalten, Alle zusammen und doch Jede für sich, während Alle ihren Fürsten oder ihren Wohlthäter in recitativem Gesange verherrlichten oder Chor bildeten zu den zwanglosen Reimen, welche Eine unter ihnen improvisirte. Dann wieder erblickte man die ganze Gesellschaft auf den Knien, unterwürfig Sand und Staub auf Haupt und Schultern streuend, oder Alle stürzten, wie auf Verabredung, ohne von der Anmuth ihrer Bewegungen einzubüßen, auf unsere (der ankommenden Karawane) jungen Männer zu, dieselben mit Palmenzweigen, Straußenfedern oder Schilf befächernd, um sie zu immer neuem Abfeuern ihrer Flinten zu bewegen. Sie waren begleitet von zwei Künstlern, deren Einer eine große Trommel (arab. Tobêl) bearbeitete, während der Andere, ohne sich im Geringsten um den Rythmus, den der Erstere einhielt, zu kümmern, unermüdlich einem Antilopenhorn Töne entlockte, die nicht gerade zu den melodischen gehörten." Die dortigen Tubu-Mädchen sind übrigens, namentlich in der ersten Jugendblüthe, höchst anmuthige Erscheinungen, welche, das gefällige Antlitz und das Haupt mit der einfachen Jungfrauenflechte stets unbedeckt, die Reize der gerundeten Schultern und des zierlichen Busens selten verhüllt, unbefangen aus ihren glänzenden Augen blickend, die Bewunderung der Beschauer herausforderten, ohne jemals frech oder unanständig zu erscheinen.

Kawâr gehört von Alters her den Tubu oder Tedâ, zu welchen schon im 11. Jahrhundert Einwanderer aus Bornu kamen. Beide haben sich völlig mit einander gemischt, und nur in der Anlage der Ortschaften, deren Zahl jetzt elf beträgt, zeigt sich noch die ursprüngliche Verschiedenheit beider: während die Tubu, der heimathlichen Sitte folgend, ihre Dörfer an die von der Natur dargebotenen Felsenfesten anlehnten und sich am Fuße des östlichen Gebirgszuges ansiedelten, bauten die Bornu-Leute, der Felsen durchaus ungewohnt, ihre Städte mit Erdhäusern, Straßen und Mauern im Grunde des Thales. Solche Felsenburgen, welche bei den stets drohenden Ueberfällen der Araber aus Kanem und von der Großen Syrte Zuflucht für Mensch und Vieh gewähren, besitzen namentlich die Dörfer Anai, Anikumma,

Aschenumma und Schimmedru, wo das geistliche Oberhaupt des Ländchens, ein Chef des Senussija-Ordens, residirt, während die Städte Dirki und Garu unten im Thale liegen. Die stets flottirende Bevölkerung betrug zur Zeit von Nachtigal's Anwesenheit 2300 Seelen, mag aber zur Zeit der Salzgewinnung in Bilma und der Dattelernte und, wenn längerer Frieden geherrscht hat, bis 6000 steigen.

Das Hauptprodukt der Oase ist bekanntlich Salz, welches in ihrem südlichen Theile, in Bilma, aus flachen Bodenvertiefungen, die je nach der Jahreszeit mehr oder weniger Wasser enthalten, durch Auslaugen des darunter befindlichen Steinsalzes gewonnen wird, und von welchem alljährlich etwa 70 000 Kameellasten besonders durch Tuarik und Tubu nach ihren Heimathssitzen und nach Kanem, Bornu und Haussa exportirt werden. Die Tuarik haben sogar durch ihre Streitbarkeit und dadurch, daß sie die größte Menge Salz ausführen, eine gewisse Suprematie über Kawâr gewonnen, und gestatten den dortigen Bewohnern kaum, das allernöthigste Getreide zu bauen, um durch die Einfuhr desselben den Salzmarkt zu beherrschen. Wie bedeutend derselbe ist, geht daraus hervor, daß Bornu, Baghirmi, die Haussa-Staaten, Adamana und die südlich von ihnen gelegenen Heidenländer, alle relativ dicht bevölkert, des Salzes fast ganz entbehren; nur wenig wird dort aus der Asche verschiedener Bäume und Sträucher, ja selbst von Rinderkoth oder durch Auslaugen von Erde gewonnen, und das unvergleichlich viel bessere Salz von Bilma steht deshalb dort in hohem Werthe und gilt namentlich im Süden jener mohammedanischen Negerstaaten als das werthvollste Tauschmittel. Die Tuarik bezahlen für eine Kameelladung mittelguten Salzes, das in Zuckerhutform gebracht ist, in Bilma Getreide im Werthe von höchstens einem Maria-Theresia-Thaler, erzielen aber auf den Hauptmarktplätzen im Süden der Wüste, zu Kano oder Sokoto, wohl das Dreißigfache des Ankaufswerthes. Aber nicht allein ist Kawâr das Reiseziel vieler Fremden, auch seine eigenen Bewohner sind beständig unterwegs nach den beiden Endpunkten der Straße, in deren Mitte sie wohnen; sie vermitteln einen Handel von Sudan-Produkten, die ihnen die Bornu-Karawanen zuführen, nach Ghat und unterhalten einen regen Verkehr mit Agades.

Am 10. Juni wurde die Reise fortgesetzt, Bu Aïscha zufrieden mit dem ehrenvollen Empfange, den er gefunden, und noch befriedigter von den Reisevorräthen, mit denen ihn die dankbaren Bewohner überhäuft hatten, die Uebrigen und besonders Nachtigal froh, endlich vorwärts zu kommen. Nur wenig südlich von Bilma begann die etwa 120 km breite Dünenregion, welche den schwierigsten Theil der ganzen Reise nach Kûka ausmacht und während einer Reihe von Tagen Geduld und Kraft der Reisenden und noch mehr der Kameele auf eine ernste Probe stellt. Sie besteht aus mehr oder weniger parallelen, von Ost nach West streichenden Ketten von Flugsandhügeln, die, obwohl meist nur etwa 15 m hoch, wegen ihrer steilen Abhänge schwer zu überwinden sind. Hier und da ragen Felsen hervor, welche mit ihrer dunkelen Färbung auf eine weite Entfernung hin sichtbar sind und als Wegweiser dienen. So überaus eintönig und wüstenhaft dies Gebiet auch ist, so deuten doch in den Oasen (Zau Ganna und Zau Kurra) die zunehmende Vegetation von Siwâk-Büschen, das lebhafte Treiben der Vögel in den Bäumen, die zahlreichen Spuren von Gazellen und größeren Antilopen auf die Nähe fruchtbarerer Himmelsstriche. Aber noch kostete es gewaltige Anstrengungen, diese Wüste zu überwinden, wie sie typisch in der Vorstellung der meisten Europäer lebt, aber glücklicherweise nur vereinzelt auftritt und dann freilich bei Mensch und Thier die Anspannung aller Kräfte in Anspruch nimmt. Bei der Oase Dibbela ($17^1/_2{}^0$ nördl. Br.) hörten die Dünen auf, eine hoch und breit gewellte Gegend mit sandigem Boden beginnt, ein fortlaufender Vegetationsschmuck überzieht nun Höhen und Tiefen gleichermaßen, das Thierleben wird reicher (zahllose Addax-Antilopen bei der Oase Agadem), die Winde schwankender, der früher so wolkenlose Himmel zeigte Nachmittags nicht selten Haufenwolken, und die früher selbst bei großen Anstrengungen trocken bleibende Haut begann sich mit Schweiß zu bedecken.

Südlich von Agadem ($16^1/_2{}^0$ nördl. Br.) beginnt die gänzlich flache, aber mit zusammenhängender Vegetation bedeckte Steppe Tintumma, deren südliche Hälfte (von 16^0 nördl. Br. an) schon zahlreiche Gruppen von Tundub-Bäumen (Capparis Sodada) und Akazien trägt. Bald darauf zeigte sich der erste Seifenbaum (Balanites aegyptiaca), dann die ersten schwachen Regenspuren, dann Strauße, Löwen und Giraffen, und nach Ueberschreitung des 15. Breitengrades begann der zusammenhängende, lichte Wald mit frischem Grün, Schlinggewächsen und Schmarotzerpflanzen; die eigentlichen Kameelfutterkräuter verschwinden vor den südlicheren Gräsern, deren Früchte zum Theil den Menschen zur Nahrung dienen. Welch' malerische Gruppen, welcher Reichthum der Färbung, welche Mannigfaltigkeit der Formen! Mit inniger Lust weilt das Auge des Wüstenwanderers auf diesen Schöpfungen der Natur, deren Genuß ihm durch den Gegensatz zu der todten Welt, die hinter ihm liegt, ins Unendliche vervielfältigt wird. Immer dichter wurde nach Süden der Wald, immer zahlreicher die Spuren thierischen Lebens, darunter die des Elephanten, bis sie am 28. Juni die Gestade des mächtigen Tsâde-Sees und die erste Ortschaft in Bornu, Ngigmi, erreichten. Großartig war der Anblick des Sees keineswegs, und allgemein war die Enttäuschung derjenigen, welche zum ersten Male Bornu besuchten, als sie anstatt der erwarteten ausgedehnten Wassermassen seine unbestimmten Ufer mit dem sich weit ins Innere der Lagune erstreckenden Schilfgewirr und in der Ferne die das Wasser durchsetzenden flachen Landstreifen erblickten. Doch entschädigte dafür das reiche, fremdartige Leben an seinen Ufern, wo Rinder, Esel, Schafe und Ziegen weideten, zahllose Wasservögel ihrer Nahrung nachgingen und Elephanten und Flußpferde sich ungestört herum bewegten.

In kurzen Märschen wurde die Reise westlich vom See nach Süden fortgesetzt und endlich am 6. Juni Kûka, die Hauptstadt Bornus, erreicht.

Zur Volkskunde von Felix Liebrecht[1]).

Es ist mit großem Danke aufzunehmen, daß der Lütticher Gelehrte hier seine in vielen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, welche die Volkskunde betreffen, überarbeitet und geordnet als ein Ganzes herausgegeben hat. Eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Sagen-, Mythen- und Volksliederforschung, bietet er uns viel Neues und der ethno-

[1]) Alte und neue Aufsätze. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1879.

graphische Grundzug, der durch sämmtliche Arbeiten geht, rechtfertigt es vollkommen, daß wir diese die Volksseele in eminentem Maße beleuchtenden Abhandlungen hier besprechen. Abweichend von den meisten Gelehrten auf demselben Gebiete beschränkt sich Liebrecht nicht auf die europäischen Völker allein, sondern er zieht auch die außereuropäischen zum Vergleiche heran, soweit es die ihm zugängige ethnographische Literatur gestattet. Und dadurch erzielt er denn auch oft andere Ergebnisse, gewinnt er einen ungleich weitern Horizont als unsere übrigen Mythen- und Sagenforscher, die höchstens noch die altindische Literatur benutzen und gelten lassen, somit auch auf einem beschränktern Standpunkte bleiben. Es braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden, daß unendlich viele Gebräuche, mannigfache Formen des Aberglaubens, Mythen, Sagen, Thierfabeln, Märchen in allen Erdtheilen identisch oder fast identisch auftreten, daß sie gemeinsames Eigenthum aller Völker sind und nicht von einem Punkte aus sich über die ganze Erde verbreitet haben, sondern selbständig und unabhängig von einander entstanden, aus der Völkerpsyche heraus, die überall sich gleicht.

Spricht auch Liebrecht diese Ansicht nicht aus, so geht sie doch aus seinem ganzen Werke hervor, das im Wesentlichen eine vorzügliche Materialiensammlung ist, die nicht überall auf weitere Ausführungen und Erklärungen sich einläßt. Wir halten diesen Weg, den wir selbst bei unseren „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen" (Stuttgart 1878) einschlugen, zur Zeit noch für den richtigen. Es kommt zunächst darauf an, die Bausteine zu sammeln; je größer das angehäufte Material, desto sicherer werden dann die später daraus abzuleitenden Schlüsse sein. Einige Abhandlungen Liebrecht's behandeln völlig dieselben Stoffe, die ich in meinen „Parallelen" ausführte; so stimmen seine „geworfenen Steine" mit meinen „Steinhaufen", seine „vergrabenen Menschen" mit meiner Abhandlung „Einmauern" überein. Der Unterschied liegt hier nur darin, daß je nach der Richtung unserer Studien bei Liebrecht das Material breiter auf dem Gebiete des europäischen Volksglaubens, bei mir auf demjenigen der Naturvölker ist; es ergiebt sich somit eine sehr wünschenswerthe Ergänzung.

Gehen wir auf Einzelnes ein, so finden wir in der Abhandlung „Romulus und die Welfen" die Sagen vom Säugen kleiner Kinder durch Thiere und die Vorstellung, die Menschen stammten von Thieren ab, behandelt. Die Anschauung, daß Menschen vom Hunde oder Wolfe abstammen, ist namentlich durch ganz Nordamerika bei allen Indianern verbreitet; Hubert Bancroft theilt in dieser Beziehung vieles mit, auch neuerdings St. Powers in seinen inhaltreichen Contributions to North American Ethnology (Vol. III, Washington 1877). Besonders aufmerksam will ich hier auf die Thlinkithen Nordwestamerikas machen, die in einen Raben- und Wolfsstamm zerfallen. Ihre Mythen berichten von zwei Helden oder Göttern, die im Beginn der Zeiten durch Thaten und übernatürliche Macht dem Menschengeschlechte die Vortheile verschafften, welche es gegenwärtig genießt. Jeschl (Rabe) war Urvater des Rabenstammes, Kanukh der des Wolfstammes. Sowohl der Raben- als der Wolfstamm theilten sich in verschiedene Geschlechter, die nach allerlei Thieren benannt wurden. Zum Rabenstamm gehören die Geschlechter vom Frosch, der Gans, dem Seelöwen, der Eule, dem Thlukhu-Lachse benannt, zum Wolfsstamme die vom Bären, Adler, Delphin, Haifisch, der Alke benannten (Holmberg, Ethnogr. Skizzen über die Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855, I, 12). Holmberg's selten benutztes Werk empfiehlt sich überhaupt als eine reiche Quelle für den vergleichenden Sagenforscher. Einige hierher gehörige Beispiele mögen noch zur Ergänzung des Liebrecht'schen Materials angeführt werden. Die Mantra im Innern der Malaiischen Halbinsel stammen nach dem Pater Bourien von zwei weißen Affen. Diese sandten ihre Jungen in die Ebene, wo sie sich so schön entwickelten, daß sie Menschen wurden; diejenigen aber, welche in die Berge zurückkehrten, blieben Affen (Transact. Ethnol. Society, New Series III, 73. 1865). Da ist also etwas von Descendenztheorie vorhanden. Die Wanika in Ostafrika halten die Hyäne für ihren Vater und lassen dieses Thier nicht tödten; als in Dschogni von einem Fremden eine solche getödtet wurde, schrie alles: „Baba amekuffa!" (der Vater ist gestorben), eine Todtenfeier wurde veranstaltet und alles trauerte (Krapf, Reisen in Ostafrika, I, 428). Fragt man die Aschanti nach ihrem Ursprunge, ultimately they will lead you to fairyland and inform you of some most mysterious connection between their original progenitor and a hawk, a lion, a tiger, or a wolf (Cruickshank, 18 years on the Gold Coast. Lond. 1853, I, 239). A. B. Meyer erzählt (Die Minahassa auf Celebes. Berlin 1876, S. 15) die mit unseren europäischen Märchen sich deckende Geschichte von einem Krokodil, das Menschengestalt annimmt, mit einer Frau sich verheirathet und einen Sohn zeugt, dessen Nachkommen, wenn sie über Flüsse setzen, sich nicht vor den Krokodilen zu fürchten brauchen, wenn sie rufen: „O Großvater! sorge für deinen Enkel." Auch auf Java und anderen Inseln des Malaiischen Archipels ist der Glaube an Menschen, die von Krokodilen abstammen, weit verbreitet. In Cornelis bei Batavia erschien eine inländische Hebamme mit einem jungen Krokodil auf dem Amte, das von einer Frau geboren sein sollte, und ein Priester begleitete sie, um die Wahrheit der Sache zu bestätigen. Ein inländischer Richter entschied: „Unter anderen Umständen könnte freilich ein solcher Fall befremden, hier aber habe das Ereigniß nichts Befremdendes, indem ja auch die Großmutter der Wöchnerin ein Krokodil gewesen sei." (Ausland 1842, S. 599.) Viel über die Abstammung der Menschen von Thieren bringt Bastian (Mensch in der Geschichte III, 338 ff.) bei, leider wie gewöhnlich ohne genügende Kritik und Quellenangabe.

Bei der Besprechung sicilischer Sagen geht Liebrecht auf das Kapitel der Todtenmünze ein, die den Verstorbenen als ein Fährgeld mit in die Unterwelt gegeben wird, und schließt ganz richtig unter Berufung auf Rochholz, daß diese alte Sitte einst weit verbreitet war, ja in vielen Gegenden Deutschlands bis in die Gegenwart dauerte. Ich will hinzufügen, daß auch der Buddhismus die Todtenmünze kennt. Der Fluß Sandzu ist der Styx der Buddhisten, ein altes Weib versieht den Dienst des Charon und man legt, in Japan wenigstens, der Leiche als Fährlohn ein Geldstück in den Sarg. (v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874, S. 36.) In den sicilischen Sagen wird auch berichtet, daß nach der sicilianischen Vesper den französischen Leichen die Schamtheile ausgeschnitten wurden. Liegt auch eine historische Beglaubigung hier nicht vor, so ist der Vorgang doch leicht aus der noch heute weit verbreiteten Volkssitte erklärlich, die von Liebrecht für Wales aus Gualterus Mapes nachgewiesen wird. Sie ist bekannt von Abessinien, Gallas und anderen Ostafrikanern. Hierher gehört auch, daß David die Michal, Saul's Tochter, erst zum Weibe erhielt, als er dem Könige die Vorhäute von 200 erschlagenen Philistern brachte (1. Sam. 18. 27), und Kleinschmidt erzählt uns, daß bei den Menschenschlächtereien der Fidschi-Insulaner die Schamtheile der Opfer auf dem Na Na (Versammlungsplatz) aufgehängt wurden. (Journal des Museum Godeffroy XIV, 254.)

In dem Kapitel über die vergrabenen Menschen behandelt Liebrecht auch die auf den Häusern aufgesteckten

Thierköpfe und glaubt dieselben nur als Stellvertretung der geopferten Menschen ansehen zu müssen (S. 294). Kommt nun auch das eingegrabene Thier häufig an Stelle des Menschen vor, wie die Albanesen noch jetzt Hühner in den Grundbau legen, zu Aken 1874 beim Abbruch des Elbthorthurms eine eingemauerte Katze, beim Abbruch des Kunstpfeiferhauses zu Berlin 1877 ein eingemauerter Hase gefunden wurde (siehe meine „Parallelen", S. 23), so glaube ich doch nicht, daß der außen am Hause angebrachte Thierkopf ein Substitut für das zu vergrabende Menschenopfer sein kann. Es herrscht ja bei dem in Rede stehenden, über die ganze Erde verbreiteten Gebrauche die Anschauung, das neue Gebäude in seinem Grunde durch das lebend eingegrabene Opfer zu festigen, und so würde man auch die Thierköpfe wohl mit eingemauert, nicht sie aber am Giebel ꝛc. angebracht haben. Diese Thierschädel sind vielmehr ein schützendes Symbol, sie bewahren das Haus vor bösen Feinden und schlimmen Einflüssen, und diese Anschauung ist über die ganze Erde verbreitet, wie ich in der Abhandlung „Schädelcultus" in meinen Ethnogr. Parallelen S. 127 ff. nachgewiesen habe.

So ließe sich noch fast Seite für Seite an das Liebrecht'sche Buch anknüpfen; denn es ist überreich in seinem Inhalte zu nennen, und für diejenigen, die mit Völkerpsychologie sich beschäftigen, eine wichtige Fundgrube.

Richard Andree.

Aus allen Erdtheilen.

Nordamerika.

— Oberst Dennis, Generalaufnehmer in Kanada, hat eine neue Route nach dem centralen Britisch-Nordamerika vorgeschlagen, welche mit der schwedischen Route nach Sibirien viel Aehnlichkeit hat. Da die Hudsons-Bay und ihre Einfahrt während drei bis vier Sommermonaten verhältnißmäßig eisfrei und schiffbar ist, proponirt er eine Dampferverbindung von Europa nach Fort York an der Südwestküste der Hudsons-Bay, wohin die reichen Gebiete von Manitoba und am Saskatschewan den natürlichen Ausgang für ihre Produkte haben. Von London ist es nicht weiter nach Fort York, als nach New York (?), und vielleicht könnte man gar den Nelson-Fluß kanalisiren, um dadurch eine ununterbrochene Schifffahrt bis zum Winnipeg-See und bis in das Herz eines der weizenreichsten Gebiete herzustellen. So die Zeitung „The Colonies and India".

— Seit dem 1. Juli ist in den Vereinigten Staaten das einheitliche nationale Vermessungsamt unter Mr. Clarence King ins Leben getreten und wird demnächst mit einem Stabe von 20 wissenschaftlichen Assistenten Untersuchungen von nationalökonomischer Bedeutung ausführen, nämlich alle Kohlen- und Erzlager in Colorado, Utah, Nevada und Californien und die Ausdehnung und Richtung der Adern edlen Metalles aufnehmen. Außerdem sollen die öffentlichen Ländereien vermessen und klassificirt, und Ethnologie und Ethnographie berücksichtigt werden. Es sind das Arbeiten, welche auch für Klarstellung der Besitzverhältnisse von hohem Werthe sind.

— Mehr als die Hälfte der Glasproduktion Amerikas entfällt auf Pittsburg, das 73 Glasfabriken, gegen 60 im Jahre 1870, und 690 Schmelzöfen aufzuweisen hat, in denen 5248 Personen, deren Löhne ungefähr 3 000 000 Doll. im Jahre betragen, beschäftigt sind. Die bei der Glasfabrikation zur Verwendung kommenden Materialien betrugen während des letztverflossenen Jahres: 12 110 Tonnen Soda-Asche, 48 340 Tonnen Sand, 152 000 Bushel Koke, 4 525 760 Bushel Kohlen, 4024 Klafter Holz, 6055 Tonnen Stroh, 2700 Faß Salz, 250 Tonnen Potasche, 360 Tonnen Aloe (zum Färben), 150 000 feuerfeste Ziegelsteine, 2955 Tonnen Lehm. Die Kisten behufs Verpackung der Glaswaaren kamen allein auf 484 250 Doll. zu stehen und wurden zur Herstellung derselben 2100 Fäßchen Nägel verbraucht. Beim Transport waren 96 Wagen mit 130 Pferden beschäftigt. Der Flächenraum, den die betreffenden Gebäude einnehmen, beträgt 208 Acker, und das angelegte Kapital repräsentirt eine Summe von 3 500 000 Doll. Die jährliche Produktion an Glaswaaren wird auf ungefähr 7 000 000 Doll. veranschlagt. Die Glasfabrikation gehört übrigens zu den ältesten Industriezweigen der Stadt Pittsburg und lassen sich deren erste Anfänge bis zum Jahre 1796 zurückführen.

— Die Entwickelung des Westens und ganz besonders des Nordwestens der Vereinigten Staaten — schreibt das Cincinnatier Volksblatt — ist nach allen Berichten eine geradezu staunenerregende. Gegenden, die vor zehn Jahren für unbewohnbar gehalten wurden, sind heute mit blühenden Ansiedelungen bedeckt, und auf dem Boden, den mancher Bewohner der Ost- und Mittelstaaten noch vor nicht langer Zeit das ganze Jahr über in den Banden des Frostes glaubte, gedeiht jetzt der beste Weizen. Als im Anfange dieses Jahrzehnts mit dem Bau der Northern-Pacific-Eisenbahn begonnen ward, belächelte man das Projekt, und kluge Kapitalisten erklärten den Bau einer Eisenbahn durch eine unwirthliche Gegend, die niemals bebaut werden könne, für absurd. Die Erfahrung bestätigte jenes Urtheil indessen nicht. Mit wunderbarer Schnelligkeit sind alle nordwestlichen Staaten emporgeblüht, und heute steht Minnesota an der Spitze der Weizen producirenden Staaten, während das nördliche Dakota einen Aufschwung nimmt, der es sehr bald Minnesota an die Seite stellen wird. Eisenbahnleute, welche vor wenigen Jahren das Northern-Pacific-Bahnunternehmen verlachten, reißen sich jetzt darum, die Bahnen im Nordwesten an sich zu bringen. Die St.-Paul- und Pacific-Eisenbahn ist reorganisirt worden und kämpft mit der Northern-Pacific-Eisenbahn um den Verkehr mit dem Red-River-Thal und den mit außerordentlicher Schnelligkeit aufblühenden Ansiedelungen in der kanadischen Provinz Manitoba. Wie Minnesota und Dakota, so entwickelt sich auch Montana, dessen Aufblühen die Union-Pacific-Eisenbahn bereits veranlaßt hat, eine Verlängerung ihrer Zweigbahnen nach jenem Territorium zu planen. Längs der ganzen Linie der Northern-Pacific-Bahn stationiren sich die Vorposten der Civilisation und, da die Civilisation in Amerika schnell marschirt, so mag bereits das nächste Jahrzehnt die Vollendung der neuen großen Bahn und die Entstehung einer Reihe von großen Städten längs ihrer ganzen Linie sehen.

Um die Entwickelung völlig würdigen zu können, welche der Nordwesten im nächsten Jahrzehnt voraussichtlich durchmachen wird, ist es indessen nothwendig, über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinauszublicken. Westlich von den Gegenden, die früher als unbewohnbar verschrien wurden, liegt noch ein dreihundert Meilen breiter Gürtel fruchtbaren Landes, der etwa 200 000 000 Acres umfaßt. Der den Vereinigten Staaten gehörige Theil dieses Landes besiedelt sich jetzt mit überraschender Schnelligkeit. Noch viel schneller aber als auf unserer Seite geht die Entwickelung der bri-

tischen Provinz Manitoba von Statten, welche das Reiseziel vieler Auswanderer aus den östlichen Provinzen Kanadas, sowie der Bestimmungsort einer Menge von Europäern geworden ist. Große Scharen von Mennoniten haben sich in jenen Regionen niedergelassen und im fernsten Norden blüht sogar eine Kolonie von Isländern. Man berechnet, daß in Manitoba bereits drei Millionen Acres Land von Ansiedlern in Besitz genommen worden sind und daß innerhalb zweier Jahre zwei Drittel dieser Fläche unter Kultur sein werden. Welche gewaltigen Aussichten eröffnen sich hiermit für den Handel der westlichen Städte! In den ersten Jahren der neuen Aera wird das Getreide aus der neu erschlossenen Region wohl über Duluth verschifft werden. Später aber werden die Kanadier ihre eigene Pacific-Bahn und eine eigene Verbindung mit dem Lake Superior hergestellt haben. Das Stromsystem jenes Theiles des britischen Amerikas ist eines seiner Wunder und gleichzeitig eine der Garantien seines Wachsthums. Drei große Flüsse durchströmen jene fruchtbaren Gefilde. So wird denn voraussichtlich Manitoba sehr bald einer der bedeutendsten Rivalen Minnesotas und Dakotas auf den Weizenmärkten der Welt werden. Vielleicht kommt damit die Herstellung einer direkten Verbindung der Hafenplätze an den oberen Seen mit Europa.

Südamerika.

— In Französisch Guyana fing man 1856 an Gold zu graben und in den nächsten sechs Jahren waren gegen 13 020 Unzen zu Tage gefördert. Einige Jahre später begannen die holländischen Ansiedler die Goldfelder in ihrer Kolonie zu bearbeiten und in zwei Jahren wurde für 25 000 Pf. St. nach Amsterdam ausgeführt. Zugleich aber wurden im angrenzenden Venezuela größere Erfolge erzielt: 1869 wurden gegen 20 000 Unzen gegraben und verbesserte Maschinen haben diesen Ertrag in den letzten zehn Jahren noch gesteigert, so daß die Goldgräber in großer Anzahl dorthin zogen. Nun kommt die Nachricht aus Surinam und Cayenne, daß zur selben Zeit an verschiedenen Orten jenes goldreichen Bezirks Adern entdeckt worden sind, die leichtlich den Reichthum Californiens und Australiens in den Schatten stellen dürften: es wird versichert, daß innerhalb vier Wochen ein einziger Mann ohne sonderliche Mühe über 40 Pfund reines Gold gewonnen, und ähnliche Beispiele sind zahlreich. Natürlich hat sich ein wahrer Strom dorthin ergossen und schlimme Verwickelungen stehen zu befürchten, wenn nicht Vorsichtsmaßregeln ergriffen werden, da Engländer, Holländer, Franzosen, Venezolaner und Eingeborene zugleich Anspruch auf jenes Gebiet erheben, und die Goldfelder von Caratal sich in den Bereich von vier verschiedenen Nationen erstrecken, von denen keine bis jetzt ihre Grenzen genau bestimmt hat. (J—c.)

— Dr. Crevaux, welcher bereits zwei Reisen in Guayana glücklich vollendet hat (einen ausführlichen illustrirten Bericht über die erste derselben werden wir binnen Kurzem im „Globus“ bringen), wird noch nicht nach Frankreich zurückkehren, sondern will auf dem Rio Iça oder Putumayo die Andes zu erreichen suchen und jenen wichtigen Wasserlauf aufnehmen und erforschen, wie er es schon mit vier südamerikanischen Strömen, Maroni, Oyapok, Jary und Paru, gethan hat.

— Ueber die Krankheiten unter den Piojes-Indianern am Putumayo giebt A. Simson einige Mittheilungen im Journal des britischen Anthropologischen Instituts (Nov. 1878). Katarrh, Pocken und die Hautkrankheit Carate (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 28) sind die am häufigsten vorkommenden Leiden, von denen die beiden ersteren oft grauenhafte Verwüstungen unter den braunen Leuten anrichten. Daß die Pocken ganze Distrikte entvölkern, ist nichts Auffallendes; daß aber ein gewöhnlicher Katarrh die gleichen Wirkungen unter den Indianern hervorbringt, wird dem Europäer merkwürdig erscheinen und doch ist dem so. Gleich den Piojes am Napo, die den in ihr Land kommenden Fremden mit Huariahué anrufen, wobei sie auf die Nase zeigen, so sind auch die Piojes am Putumayo aufgebracht, wenn unter ihnen jemand erscheint, welcher Anzeichen des Schnupfens oder einer Erkältung hat. Sie wissen nämlich ganz genau, daß Katarrhe ungemein schnell ansteckend auf sie wirken und sich zu einem gefährlichen, oft mit dem Tode endigenden Fieber bei ihnen steigern. Als ich, schreibt Simson, den Putumayo hinabfuhr, beschuldigten mich die Consacunti-Indianer, daß ich ihnen den Katarrh mitgebracht hätte, was ich leugnete, da niemand von meinen Leuten daran zu leiden schien. Zwei Monate später erzählte mir ein Freund, der dasselbe Dorf besucht hatte, daß fast alle Bewohner desselben an den Folgen von Schnupfen gestorben wären, den sie manchmal durch einfache Berührung mit Weißen erhalten. Carate ist eine erbliche Krankheit, die wohl kaum als ansteckend betrachtet werden kann, denn oft sieht man einen Mann caratoso, während die Frau eine ganz reine Haut zeigt. In der leichtesten Form der Krankheit ist die Haut bloß mit dunklen oder schwarzen Flecken bedeckt; in schwereren jedoch ist das Epithelium schwarz und die Epidermis trocken, schuppig und mit hornigen Plättchen besetzt, die fortwährend abgestoßen werden.

— Aus der Argentinischen Republik kommt jetzt (Anfang August) die Nachricht, daß die Expedition des Kriegsministers General Roca behufs Vorschiebung der Indianergrenze ihr Ziel erreicht hat und Roca bald nach Buenos Ayres zurückkehren wird. (Eine ähnliche Meldung, welche wir schon auf S. 78 des vorigen Bandes brachten, war damals also verfrüht.) Die Grenzforts sind bis an die Ufer des Rio Negro vorgeschoben und damit 15 000 Quadratleguas (1° des Aequator = 21½ Leguas) fruchtbaren Landes gewonnen worden, wovon bereits 2000 Leguas verkauft sind und augenblicklich vermessen werden. Ein anderer Gesetzentwurf bezweckt, den ganzen Gran Chaco in Estancias von je 2 Quadratleguas zu zerlegen und dieselben theils armen, sich darauf ansässig machenden Einwanderern zum Lehn zu geben, theils unter günstigen Zahlungsbedingungen für je 25 000 Papierdollars (= 3400 Mark ungefähr) an Wohlhabendere zu verkaufen.

— Das „South American Journal“ bringt in seiner Nummer vom 22. August dieses Jahres die Mittheilung, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Großbritannien und der Republik Uruguay, die seit sieben Jahren unterbrochen gewesen, nunmehr definitiv wieder hergestellt worden seien. Am 29. April 1879 fand zu Montevideo eine Vereinbarung statt zwischen der Regierung der Republik und dem britischen Bevollmächtigten Mr. Francis Clare Ford, durch welche zunächst die Angelegenheit einiger in Uruguay lebender englischer Unterthanen, die Ansprüche auf Ersatz erlittener Vermögensschädigungen erhoben hatten, in befriedigender Weise erledigt wurde. Seinem dem Englischen Auswärtigen Amte eingesandten officiellen Bericht über die Unterzeichnung dieser Verhandlung fügt Mr. Ford noch einen interessanten Bericht über die Handelsverhältnisse und Produktion Uruguays bei, dem wir die folgenden Einzelnheiten entnehmen. Der Freistaat Uruguay zählt heute auf einem Areal von 180 865 qkm 440 000 Einwohner. Die Hauptstadt Montevideo hat 92 000 Einw., das Departement gleichen Namens 110 000 Einw., darunter 1300 größtentheils dem Kaufmannsstande angehörende Engländer und 27 000 Spanier und Italiener. Der Vermögensbestand des Landes wird auf etwa 70 Mill. Pf. St. (1400 Mill. M.) geschätzt, von denen 47 Mill. den Werth des Grundbesitzes und 10 Mill. die Werthsumme des gesammten Viehbestandes repräsentiren. Die Einfuhr, hauptsächlich Getränke und andere Nahrungsmittel sowie Bekleidungsgegenstände, belief sich im Jahre 1877 auf 2 840 000 Pf. St.; die Ausfuhr, Wolle, Häute, eingesalzenes Fleisch u. a. m., betrug in demselben Jahre

292 413 Pf. St. Seit Jahren schon hat der Betrieb der Viehzucht im Staate Uruguay bedeutende Dimensionen angenommen und bildet den Haupterwerbszweig der Einwohner. Eine oberflächliche Schätzung des gesammten Viehbestandes ergiebt die Zahl von 20 Mill. Häuptern Rinder und Schafe, die, zum niedrigsten Durchschnittspreise von 4 M. für ein Schaf, von 24 M. für ein Stück Rindvieh taxirt, den oben angegebenen Werth von 10 Mill. Pf. St. (200 Mill. M.) darstellen. Zu Fray Bentos am Uruguayflusse befindet sich das einer Aktiengesellschaft gehörige großartige Etablissement, in welchem der Liebig'sche Fleischextrakt hergestellt wird; es beschäftigt 400 bis 500 Arbeiter, und sein jährlicher Umsatz soll auf nicht weniger als 500 000 Pf. St. sich beziffern. Während der eigentlichen Kampagnezeit der Fabrik werden täglich 800 Stück Rindvieh geschlachtet; der jährliche Konsum an Kohlen beläuft sich auf 7000 Tonnen; 60 bis 80 Schiffe besorgen den Export der fertigen Waare nach Europa — der Reingewinn der „Liebig's Extract of Meat Company" aber beträgt 20 Procent des Umsatzes. — Im Jahre 1876 wurden in Uruguay im Ganzen 625 000 Stück Vieh geschlachtet; der Werth des davon ausgeführten eingesalzenen Fleisches betrug 670 000 Pf. St.; Brasilien und Cuba sind die Hauptabnehmer dieses Artikels, der ausschließlich von der Negerbevölkerung beider Länder konsumirt wird. Seit einigen Jahren hat man damit angefangen, aus den früher als werthlos weggeworfenen Abfällen der geschlachteten Thiere auf chemischem Wege einen künstlichen Dünger herzustellen, und hat somit einen neuen Handelsartikel gewonnen, von dem im Jahre 1875 schon über vier Millionen Tonnen ausgeführt werden konnten. Die Ausfuhr der Wolle von Uruguay geht hauptsächlich nach Frankreich und Belgien. Die auf den Einfuhrhandel des Staates bezüglichen Angaben zeigen wieder die bekannte Thatsache: drei Viertel des ganzen Bedarfes an einzuführenden europäischen Artikeln werden durch Lieferung englischer Waaren und Produkte gedeckt. Der heute in Uruguay vorherrschende Betrieb der Viehzucht, gegen den die anderen Gewerbe zurückstehen, kann leicht zu der Annahme führen, als wäre die Ertragsfähigkeit des Landes eine nur einseitige; aber der kleine Staat birgt in seinem Gebiete noch manche bis jetzt zum Theil unerforschte und unerschlossene Schätze, die, wenn einmal verwerthet, den nationalen Wohlstand bedeutend heben werden: in einigen Gegenden des Landes sind Marmorlager vorgefunden worden, auch ist das Vorkommen von Blei, Kupfer, Manganerzen und Gold mit Sicherheit konstatirt. Was die europäische Einwanderung in Uruguay anbetrifft, so ist dieselbe bis jetzt nur eine geringe gewesen und fast ausschließlich von den romanischen Völkern Europas ausgegangen — anders, als dies bei den Vereinigten Staaten der Fall ist, denen vorzugsweise Einwanderer germanischer Abstammung zuströmen.

— Von Buenos Ayres geht in diesem Sommer eine Expedition nach Patagonien ab, um die dortigen Guanolager zu untersuchen und über ihre Ausdehnung, Mächtigkeit, Ausbeutung und Verschiffung zu berichten.

— In den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres sind 19 876 Personen aus Europa nach der Argentinischen Republik eingewandert. Davon waren 7775 Italiener, aber nur 290 Engländer.

— In Buenos Ayres ist der erste Band eines neuen Werkes des Reisenden Francis P. Moreno unter dem (spanischen) Titel „Reise nach Süd-Patagonien, unternommen unter den Auspicien der National-Regierung, 1876 bis 1877" erschienen. Man lobt an demselben die interessante Schilderung der Gegenden, welche Moreno oft unter Lebensgefahr durchzogen hat, die guten Bilder und besonders die Karte, welche die beste über jenes Gebiet bisher erschienene sein soll.

Vom Büchertische.

— Wenn wir an dieser Stelle den eben erschienenen „Leitfaden der alten Geographie" von Heinrich Kiepert (Berlin 1879, D. Reimer) erwähnen, so geschieht das weniger, um unsere geehrten Leser auf ein lediglich für Schulzwecke bestimmtes Werk aufmerksam zu machen, welches im Wesentlichen eine kürzere Fassung des im vorigen Jahre erschienenen „Lehrbuches der alten Geographie" ist, als um auf eine Seite dieser Werke hinzuweisen, welche in vielen der durchweg sonst höchst lobenden Besprechungen sich nicht die Anerkennung der Recensenten hat erwerben können. Wir meinen den ethnographischen Theil, der uns vielmehr entschieden als bedeutender Fortschritt erscheint, wenn auch klassische Philologen von ihrem vorgefaßten Standpunkte aus sich mit der vergleichenden Methode in der Behandlung der alten Ethnographie nicht befreunden können. Aber wenn die klassische Philologie wohl oder übel, um in dem Verständnisse des ihr überlieferten Stoffes vorwärts zu kommen, sich die Beihülfe der verschiedensten Wissenschaften hat gefallen lassen müssen oder dieselben selbst zur Unterstützung herbeigerufen hat, so liegt doch kein Grund vor, warum die Ethnographie nicht gleiches Recht beanspruchen soll. Oder kann etwa letztere sich davon überreden lassen, daß die Gesetze und Vorgänge, welche sie als allgemein auf Erden gültig festgestellt hat, auf die klassischen Völker allein keine Anwendung finden, gleichwie manche es für unpassend erachten möchten, daß man die Gesetze der Zoologie auch auf das oberste der Thiere, den Menschen, anwendet? Wir halten von unserm Standpunkte aus gerade die ethnographischen Partien des „Lehrbuchs", so kurz sie auch behandelt sind, so die Lehre von den semitischen Pelasgern, die Darstellung der kleinasiatischen Völkerverhältnisse, derer in Hellas, Spanien und anderes mehr für die anregendsten und bahnbrechendsten des Werkes, weil sie eben nicht an den wirren Ueberlieferungen verbo tenus festhalten, sondern in dieselben vom heutigen Standpunkte der Ethnographie aus Licht und Ordnung bringen. Und deshalb sind wir auch überzeugt, daß sich diese Lehren schließlich doch Bahn brechen werden, wenn auch jetzt noch viele in ihnen nichts weiter als geistreiche, aber gegenüber dem überlieferten Wortlaute bei den Autoren nicht haltbare Hypothesen erblicken.

— Mit der unlängst ausgegebenen 8. Lieferung hat des berühmten Sprachforschers Friedrich Müller „Allgemeine Ethnographie" (Wien, A. Hölder) in zweiter umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage ihren Abschluß erreicht. Wir dürfen uns mit Recht freuen, daß uns das unentbehrliche, ganz vergriffene Werk so rasch in ebenso trefflichem äußern Gewande wie umfassender Erweiterung und Durcharbeitung von der rührigen Verlagshandlung geboten worden ist. Es dürfte auf dem Tische keines Geographen und Ethnographen fehlen.

— Von dem Bibliographischen Institut in Leipzig wurde soeben der letzte Band der Abtheilung „Vögel" von Brehm's Thierleben (Bd. VI des Ganzen) ausgegeben. Es ist uns nicht entgangen, wie umgestaltend auch hier Verfasser und Illustrator gewirkt haben. Die Vergleichung mit der ersten Auflage zeigt an jeder Zeile, daß Brehm hier mit Vorliebe zu Hause ist, denn von Haus aus steht er mit dem gefiederten Volk auf vertrautestem Fuß; für diese seine Freunde ist sein Herz am wärmsten, sein Ohr am feinsten, sein Blick am schärfsten, hier fließen seine Beobachtungen am reichlichsten; noch keiner vermochte uns Leben und Haushalt dieser bevorzugten Lieblinge der Schöpfung so zu erschließen wie er. Zu gleichem Eifer hat er auch den Illustrator, seinen Freund Mützel, angespornt; nicht weniger als 195 neue Abbildungen wurden den „Vögeln" einverleibt, darunter eine Fülle von Neuheiten, welche uns hier zum erstenmal zu Gesicht kamen, aber alle von gleicher Naturwahrheit und mit

gleicher Liebe und Sorglichkeit auf diesen prächtigen Blättern fixirt.

Die Ausgabe des letzten Bandes, die Fische enthaltend, und damit die Vollendung des vollkommensten Werkes seiner Art, wird bis nächsten Herbst in Aussicht gestellt.

— Eine sehr eingehende und interessante Arbeit über ein wichtiges Kapitel der physikalischen Geographie, „Die Deltas“, hat Dr. Georg Rudolf Credner, Privatdocent für Erdkunde an der Universität Halle, als Ergänzungsheft Nro. 56 zu Petermann's Mittheilungen erscheinen lassen. Der erste Theil dieser Monographie, welche in klarer, faßlicher Weise ihr Thema behandelt und zu weiterm Sammeln von Thatsachen, Kombiniren und Nachdenken entschieden anregt, behandelt unter Anführung zahlreicher Beispiele Gestalt, Bau, Wachsthum und Verbreitung der Deltas und giebt eine umfangreiche Zusammenstellung der in einer weitschichtigen Literatur zerstreuten Beobachtungen über jene Verhältnisse. Der zweite Theil erörtert die Ursachen und Bedingungen der Deltabildung und weist nach, daß für dieselbe weder sehr beträchtliche Mengen von Sinkstoffen in dem betreffenden Flusse erforderlich sind, noch die Tiefenverhältnisse des vorliegenden Meeres, noch die Existenz von Uferwällen, noch Ebbe und Fluth, noch die Winde von wesentlichem Einflusse sind — lauter Faktoren, denen nur eine lokale Bedeutung innewohnt —, sondern daß es „säculare Hebungen der Festlandsküsten und die Erniedrigung des Wasserstandes von Binnenseen sind, unter deren Einfluß die Anschwemmungen der Flüsse trotz sonst vorhandener ungünstiger Verhältnisse zu Deltas über den Wasserspiegel hervortreten, während im Gegentheile Senkungen der Meeresküsten und Erhöhung des Wasserspiegels in Binnenseen die Bildung von Deltas an ausgedehnten Küstenstrichen der Festländer und an den Gestaden mancher Binnenseen verhindern und früher an denselben entstandene Deltas unter den Fluthen wieder verschwinden lassen.“ Wir empfehlen die Lektüre dieser mit zahlreichen Karten und Kärtchen ausgestatteten Schrift aufs Angelegentlichste, weil sie uns vortrefflich geeignet erscheint, Lust und Liebe an der wissenschaftlichen Behandlung der physikalischen Geographie zu erwecken und zu beleben.

— Von den „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa von Albin Kohn und Dr. C. Mehlis“ ist bei Costenoble in Jena jetzt der zweite Band erschienen. Das Verdienstvolle, welches dem ganzen Unternehmen anhaftet, uns aus polnischen und russischen Quellen die urgeschichtlichen Ueberreste des europäischen Ostens zu vermitteln, ist auch bei diesem zweiten Bande hervorzuheben, welcher die Funde in den Kurganen der Tamanschen Halbinsel, die Burg- oder Ringwälle und schließlich archäologische Einzelobjekte aus Rußland behandelt. Außerdem hat Dr. Mehlis sich der Mühe unterzogen, in einem Anhange Analysen sämmtlicher auf den Osten Europas bezüglicher Abhandlungen der Berliner Zeitschrift für Ethnologie beizufügen, welche bequeme Vergleiche ermöglichen. Eine im Maßstabe von 1 : 3 700 000 gezeichnete Karte zeigt uns die bisher bekannt gewordenen archäologischen Fundstellen. Während sie in Polen, zumal in der Umgebung Posens bereits sich häufen und von dem Eifer polnischer Forschung Zeugniß ablegen, werden sie nach Osten zu dünner und dünner, um bei Jaroslawl an der Wolga ihr Ende zu erreichen. Die Bezeichnung der einzelnen archäologischen Objecte ist mit den vom Budapester internationalen Kongresse eingeführten Hieroglyphen bewirkt.

Arktisches Gebiet.

— Kapitän J. H. Moulton, Specialagent des Vereinigte-Staaten-Schatzes in St. George auf den Aleuten, welcher am 15. August dieses Jahres in S. Francisco ankam, brachte die Nachricht, daß der nach dem Nordpole bestimmte Dampfer „Jeannette“ am 3. August in Unalaschka angelangt ist und die 2080 Meilen bis dorthin in 25 Tagen zurückgelegt hat. Moulton glaubt, daß sie in dem laufenden Jahre nicht viel fertig bringen wird, da die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt ist; wäre sie früher aufgebrochen, so wären ihre Aussichten ausgezeichnet gewesen, da im letzten Winter bei den Inseln (Aleuten) absolut kein Eis vorhanden war, während sie sonst zwei bis drei Monate lang davon umgeben sind.

— Nach Berichten, die von der amerikanischen Expedition zur Aufsuchung der Ueberreste Franklin's eingegangen sind, landete dieselbe am 9. August 1878 vom Schiff „Eothen“ an dem nördlichen Gestade der Hudsons-Bai in der Nähe der Dépôt-Insel. Sämmtliche Mitglieder der Expedition, bestehend aus Lieutenant Schwatka (von der Vereinigte-Staaten-Armee), den Herren H. Gelder (vom „New York Herald“), Henry Klietchak, Frank Mellus und Eskimo Joe, befanden sich nach der Reise nach Norden bei ausgezeichneter Gesundheit. Am 1. April 1879 trat die aus 16 Personen bestehende Gesellschaft per Schlitten die Reise nach King-Williams-Land an. Man benutzte hierzu vier Schlitten und etwa 60 Hunde. Seit ihrer Landung hat sich die Expedition mit genauen Vermessungen der angrenzenden Küste vom Kap Fullerton bis Marble Island beschäftigt. Lieutenant Schwatka unternahm eine besondere Schlittenreise über den Connery-Fluß nach dem Wager-Fluß, um zu sehen, ob diese Route im Frühjahr möglich sein würde. Da der Connery-Fluß einen westlichen Lauf hat und direkter dem Kurs der Expedition folgt, beschloß Lieutenant Schwatka auf demselben weiter vorzudringen. Diesen Fluß aufwärts entdeckte er einen andern Fluß, den er Lorillard taufte. Den Connery-Fluß hatte Oberst Gilder im August vorigen Jahres auf einer Reise über Land entdeckt und ihm seinen Namen gegeben; man fand, daß er sowie der Lorillard sich in die Winchester-Bucht, in der Nähe der Dépôt-Insel, ergießen. Die Mündung des Flusses wurde durch astronomische Beobachtungen festgestellt. Lieutenant Schwatka, Klietchak und Mellus wurden während einer Forschungsreise auf eine unfruchtbare Insel in der Nähe der Mündung der Winchester-Bucht verschlagen, wo sie drei Tage ohne Nahrung verblieben. In der Nähe der Hudsons-Bai wurde der Brevoort-See, der eine Länge von etwa 50 Meilen hat, von Oberst Gilder entdeckt, während er sich in den Monaten Februar und März auf einer Schlittenreise nach der Niederlassung der Kinnepatu-Eskimos befand, um für die Expedition Hunde zu kaufen.

— Am 1. Oktober dieses Jahres wird nach dem Beschluß des letzten internationalen Kongresses für Meteorologie eine Specialkonferenz auf der Deutschen Seewarte in Hamburg zusammentreten, um über den Plan von Graf Wilczek und Lieut. Weyprecht, circumpolare Beobachtungsstationen zu errichten, zu berathen. In Betracht kommen besonders folgende Punkte: 1. die Anzahl der Observatorien und die besten Plätze für dieselben. Graf Wilczek und Weyprecht haben folgende vorgeschlagen: in der nördlichen Hemisphäre die Nordküsten von Spitzbergen und Nowaja Zemlja, die Nähe des Nordkaps, die Mündung der Lena, die Neusibirischen Inseln, Kap Barrow, Nordosten der Bering-Straße, die West- und Ostküste von Grönland, etwa unter 75° nördl. Br.; in der südlichen Hemisphäre die Nähe des Kap Horn, die Kerguelen- oder Macdonald-Inseln, eine der Inselgruppen südlich von den Auckland-Inseln; 2. soll über den genauen Zeitpunkt der Beobachtungen und ihre höchste Dauer berathen werden; 3. sollen übereinstimmende Instruktionen für dieselben erlassen werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Pavlitsa. Die albanische Bevölkerung. Ruinen von Phigalea. Der Tempel von Bassä. Andritsena. Ein arkadischer Deputirter. Das Fest des Heiligen Spiridion.

Um nach Bassä zurückzukehren, wählte Belle den kürzern, siebenstündigen Weg über das Tetrasi-Gebirge. Auf dem ganzen Wege unterhalten zahlreiche Bäche eine üppige Vegetation; die kleinsten Wasserfädchen sind gefaßt und sorgfältig geleitet, um Wiesen und Felder zu befruchten. Mühselig steigt die Straße einen Vorberg hinan bis zu einem Paß, von dem aus der Blick über den schneebedeckten Taygetos schweift, dann nach Ueberwindung der tiefeinschneidenden Schlucht von Murtatu geht es einen neuen, steilen Abhang hinauf, dessen schneeweißer Kalkstein einen ebenso schönen Bildhauermarmor giebt wie der parische oder carrarische, dessen Ausbeutung jedoch an der Schwierigkeit des Transportes scheitert. Hinter Siderokastro, westlich von welchem Trümmer einer byzantinischen Feste liegen, und dem in reicher Bodenkultur prangenden Dorfe Ripesi muß man noch dreimal die Ausläufer des Tetrasi und die sie trennenden Thäler überschreiten, um dann, unter einem Laubgewölbe von riesigen Eichen und Platanen, auf einem der gefährlichsten Fußsteige Griechenlands fast senkrecht auf Dryma zu in die enge Nedaschlucht hinabzuklimmen. Auf einer Steinbrücke wird diese überschritten und auf der andern Seite der Anstieg auf einem wenigstens einigermaßen bequemern Wege wieder angetreten; in einer halben Stunde befindet man sich auf einer Terrasse und nach einer letzten Kletteranstrengung ist das Nachtquartier, das Dorf Pavlitsa, erreicht.

Hier nun traf Belle seinen Gefährten, der ihn in die einzige Behausung führte, die er hatte auftreiben können, ein mit Rissen und Spalten gesegnetes Gemäuer, dessen durchbrochenes Dach weder dem Studium der Konstellationen Schwierigkeiten bereitete noch auch dem Regen den Eintritt verwehrte. Das Innere war noch abstoßender als das Aeußere: das Licht kam nur durch die Thür, die Wände waren rauchgeschwärzt und der Estrich des einzigen Wohnraumes bestand aus Erde, die im Sommer zu Ekel erregendem Staub, im Winter zu stinkendem Koth wird, in dem Vieh und Menschen unterschiedslos umherpatschen.

Männer und Weiber, in Gruppen vereinigt, warfen argwöhnische und übelwollende Blicke auf die Reisenden und blieben auf ihren Plätzen, ohne den Treibern hülfreiche Hand zu bieten, wie es sonst die Griechen thun, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nimmt. Alexandros löste das Räthsel: „Das sind keine Griechen, Herr, das sind Albanesen, ein schlimmes Volk!" In der That unterschieden sie sich in Tracht, Zügen, Wuchs, Teint und Gebahren von den arkadischen Bauern; die Männer trugen die Fustanella, aber nicht wie einen Unterrock um die Taille geschnürt und gefältelt, sondern wie die Schöße einer Tunika, die um die Lenden mit einem breiten Gurte zusammengehalten war; um den Fez war ein schmaler Turban gerollt. Sie sprachen wenig, blickten düster drein und zeigten in ihrer Haltung Stolz und Kühnheit.

Die Peloponnes hat nicht so viele albanesische Dörfer wie das übrige Griechenland, aber fast alle sind in den Gebirgen zwischen Neda und Alpheios zusammengedrängt. Dieses allmälige Eindringen nordischer Volksstämme in Griechenland ist eine der interessantesten historischen Erscheinungen.

Nachdem im Jahre 267 die Gothen zuerst in die Peloponnes gedrungen und sich 395 unter Alarich noch einmal ihre verheerenden Scharen in die Halbinsel ergossen, schieben sich nach und nach Hunnen, Slaven und Bulgaren vor, bis sich gegen Ende des 6. Jahrhunderts ein Slavenheer, von Avaren geführt, dort festsetzt und ein Avarenreich gegründet wird, welches bis 807 bestanden hat; besonders aber strömen seit 746 solche Massen von Slaven in die durch die Pest verödeten Ortschaften, „daß gegen Ende des Jahrhunderts die ganze Halbinsel ein barbarisches Slavenland geworden war.“ Mit dem Jahre 807 nun beginnt die Unterwerfung der Slaven von Byzanz aus und die Peloponnes wurde, was sie drei Jahrhunderte blieb, Provinz des Reiches. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an richtet das Abendland seine Blicke auf Morea und, nachdem der erste Ansturm Rogers von Sicilien vorübergezogen, baut sich hier auf antikem, hellenischem Boden ein fränkisches Fürstenthum in allen Formen des mittelalterlichen Feudalstaates auf, das jedoch nach kurzer Blüthe bald zusammenbrach. Seit ungefähr 1333 drang aus seinen illyrischen Bergschluchten ein neues Volk herein: die Albanesen, Arnauten oder Schkypetaren, die, tapfer und arbeitsam, als Hülfsvölker und Ansiedler verödeter Landstriche benutzt wurden. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts endlich haben, abgesehen von einer kurzen, aber wichtigen Herrschaft Venedigs, die Türken Bevölkerung und Geschichte der Halbinsel beeinflußt, bis auch für Morea die Befreiungsstunde schlug (vergl. Curtius a. a. O. I, S. 84 bis 108).



Brücke über die Neda.

Heutzutage sind es nicht mehr gewaltsame Eroberungen und Ueberschwemmungen, die alles umwälzen, sondern langsame Einwanderungen, die von Albanien her die öden Gegenden des Königreiches unter dem Einflusse griechischen Geistes bevölkern, der mächtig genug ist, sich die fremden Elemente zu assimiliren. Ganz Attika, Böotien, Südenböa, Argolis, Süd-Elis, die Inseln Hydra, Spezzia, Andros, die Bergkette vom Alpheios bis Navarin hin sind albanesisch; im Jahre 1830 mußten die bayerischen Hofbeamten König Otto's Schkypisch lernen, und zu Athen bestand ein albanesisches Gericht. Man findet bei den Albanesen einen starken Haß sowohl gegen die Türken (doch nur bei den orthodoxen, während die mohammedanischen aus Interesse der Türkei zugethan sind) wie gegen die Slaven, die sie „kondro kephaloi“ (Holzköpfe) nennen, während zwischen ihnen und den Griechen die guten Beziehungen derartig sind, daß sie auf künftige Ereignisse von Einfluß sein dürften.

Mit Tagesanbruch richteten die Reisenden ihre Schritte nach dem Theile des Gebirges im Westen des Dorfes, wo sich auf einem nach allen Seiten steil abfallenden und nur im Norden von einem höhern Gipfel überragten Plateau die Ruinen von Phigalea befinden. „Die Stadt,“ sagt Pausanias, „liegt auf einem sehr hohen und sehr steilen Ort, ihre

Mauern sind größtentheils auf die Felsen gebaut; steigt man ein wenig, so wird der Hügel gleichmäßiger und bildet, indem er sich erweitert, eine große Ebene.“ Diese Beschreibung ist ganz genau. Man kann die Mauerspuren genugsam verfolgen, um ihren Plan zu erkennen. Nachdem man einige Zeit auf schwierigem Terrain gewandert, stößt man auf Ausgrabungen eines alten Grabes, welches die Umwohner das Grab der Prinzessin nennen. Weiter nach Norden zu erreicht man bald den besterhaltenen Theil der Mauern, unmittelbar über dem Dorfe Pavlitsa. Stellenweis sind sie bis 7 m hoch und gehören zur dritten kyklopischen Ordnung, wie die von Kakoletri beim Berge Ira. In gewissen Zwischenräumen haben Thürme gestanden; mehrere sind noch sichtbar, ebenso wie dazwischen Thore, deren eins merkwürdig ist wegen seines Gewölbes, welches, wie z. B. in Mykenä, durch überkragende Steine gebildet ist und so einen neuen Beweis dafür bietet, daß den Griechen die Grundlage unseres Gewölbes, das Gleichgewicht des Widerstandes, unbekannt war.

Phigalea muß eine beträchtliche und mächtige Stadt gewesen sein, wenn man nach der Ausdehnung der Ringmauer und den Trümmern von Tempeln schließen darf. Man fragt sich, wie die alten Völker so bedeutende Kosten erschwingen konnten, wie sie die Erbauung solcher Städte auf so wilder, steiler Höhe erforderte, und bewundern muß man die tiefe Anhänglichkeit der Griechen an ihr politisches Vaterland und den Eifer, mit dem sie es selbst unter den schwersten Opfern

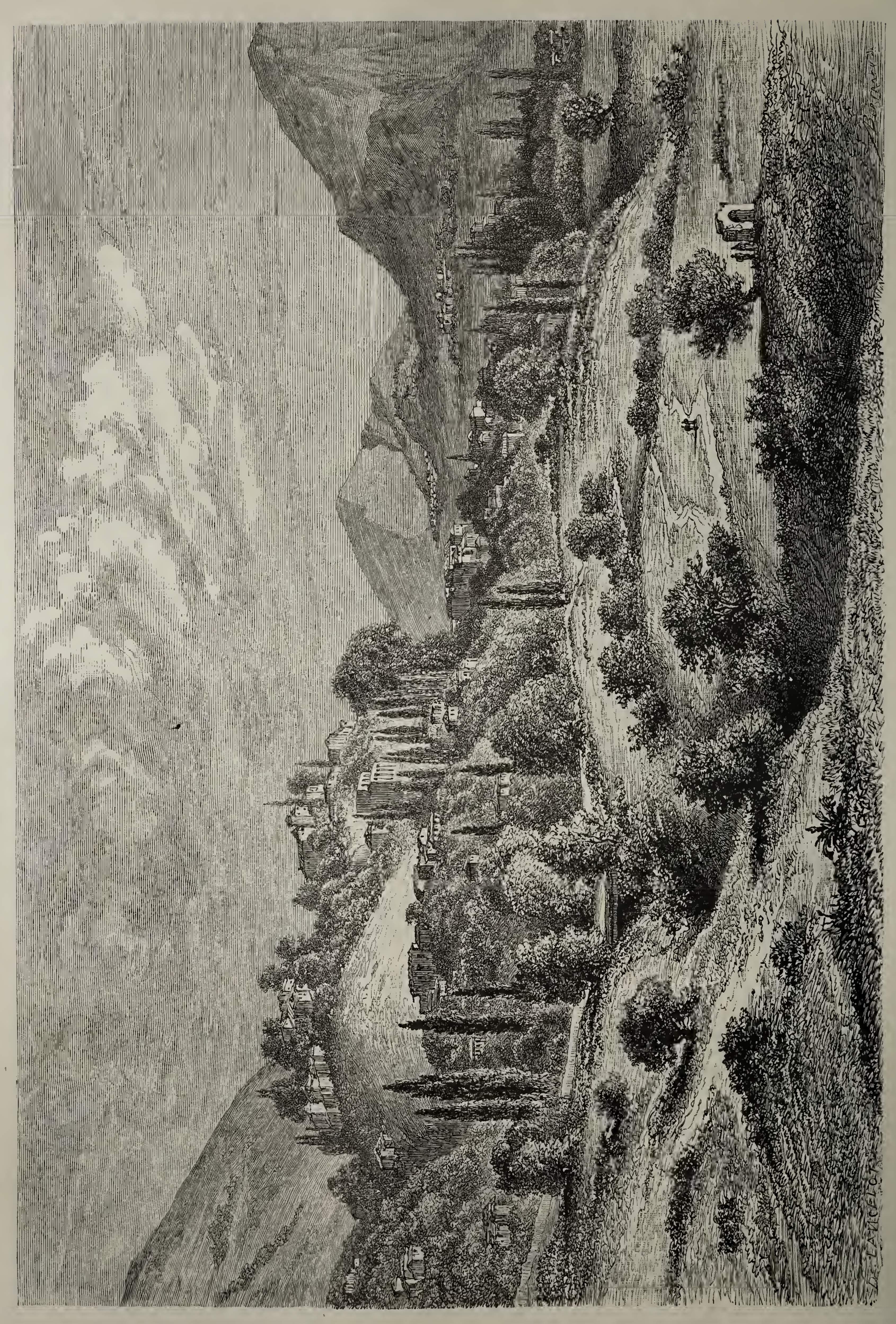


Generalansicht des Tempels von Bassä.

schmückten und verschönerten. Diese selbe Liebe zum gemeinsamen Vaterlande ist auch der unterscheidende Charakter der heutigen Griechen, und dies Gefühl zusammen mit der Religion hat ihre Nationalität so wirksam gegen die Türken beschützt.

Im Norden des Plateaus erhob sich auf einem Gipfel die Akropolis, die im Mittelalter einer Festung und zwei kleinen Kapellen Platz gemacht hat, welche den Fußboden eines antiken Artemistempels bedecken. Von dort hat man einen entzückenden Blick über das Nedathal, den Ithome, den Busen von Arkadia, die Insel Zante und, nach der andern Seite hin, auf das Kotiliongebirge, auf dem sich der Tempel von Bassä erhebt.

Dorthin war ein dreistündiger Weg zu machen. Von Pavlitsa aus führte ein kaum sichtbarer Steig durch Dickicht jeder Art: Lentiscus, Cytisus, immergrüne Eiche, Oelbaum und Platane bildeten prächtige Wälder, und von allen Seiten sprangen lustige Bäche herab. Hinter dem Dorfe Dragoge scheint sich plötzlich der Weg in Maisfeldern zu verlieren und ganz aufzuhören; Alexandros sucht, sondirt die Hecken, aber vergebens; er betheuert, daß, als er noch zwei Jahre vorher mit zwei Deutschen dort gewesen, der Weg bestanden habe; nach langem Hin- und Hersuchen trifft er zwei Bauern: „He, Brüder! was ist denn aus dem Wege geworden? Hat man ihn versteckt?“ Die beiden betrachten die Reisenden mit erstaunten Blicken und geben höchst naiv folgende Erklärung: der Weg habe allerdings bestanden, da sie aber Boden nöthig gehabt, um ihre Felder zu vergrößern, so hätten sie ihn natürlich genommen und Mais darauf gesäet; er sei ja Nationaleigenthum gewesen und hätte also ihnen sowohl



Andritſena.

wie jedem andern gehört. Der Hinweis auf die Rechte der Nachbaren und der Fremden war ihnen unverständlich, und ob nun überhaupt ein Weg existirte, wußten sie weder noch kümmerte es sie. Die ganze Scene war ebenso komisch wie lehrreich für die Auffassung, welche man in Griechenland, und leider nicht nur bei der Bevölkerung, sondern auch bei den Verwaltungsbehörden, von Rechten und Pflichten gegen fiskalisches Eigenthum hegt.

Man mußte sich nun durch die riesigen Eichen einen Weg bahnen, und nach schnellem Anstieg langte man auf dem Gipfel an und sah sich plötzlich dem Tempel gegenüber, dessen noch aufrecht stehende Säulen inmitten dieser Wild-



Arkadischer Deputirter. (Nach einer Photographie.)

niß, mehr als 1200 m über dem Meeresspiegel, den malerischsten und ergreifendsten Eindruck machen. Wie groß mußte die Ueberraschung und die Freude des französischen Architekten Bocher sein, als er im Jahre 1764 in dieser Einöde diesen fast unversehrten Tempel entdeckte, einen der schönsten und vollkommensten Griechenlands, der bis dahin ganz vergessen war!

Der Tempel von Bassä wurde gegen Anfang des peloponnesischen Krieges von den Phigaleern dem Apollon Epikurios zu Ehren erbaut, der sie vor einer Pest bewahrt oder sie davon befreit hatte; der Bau wurde dem berühmtesten Architekten übertragen, Iktinos, der soeben den Parthenon vollendet hatte. Dadurch erhält der Besuch dieses Tempels ein erhöhtes Interesse, denn während der von Sunion oder von Aegina z. B. in Lage und Gesammtverhältnissen mit ihm wetteifern können, sind sie doch nicht dem Genie entsprossen, welches den Parthenon erzeugte; auch erhält man so die Möglichkeit, zwei Werke desselben Meisters zu studiren und mit



Priester lassen ein Heiligenbild küssen. (Nach einer Photographie.)

einander zu vergleichen. Diese Vergleichung ist wohl geeignet, die Ansicht von der Unabänderlichkeit und Einförmigkeit des griechischen Stiles zu widerlegen.

Hier ist die sonst traditionelle Regel außer Acht gelassen, den Tempel von Ost nach West zu orientiren; er steht in nord-südlicher Richtung. Er ist nicht so großartig wie das Theseion zu Athen, aber im Verhältniß ungleich viel länger als breit. Die Neuerung der angewandten Säulen, die Mischung des Dorischen, des Ionischen und vielleicht auch des Korinthischen auf so beschränktem Raume entfernt sich von der erhabenen Einfachheit des Parthenon. Als Ganzes wirkt er mehr durch Anmuth und Eleganz als durch Majestät.

Der Tempel ist ein Hexastylos Peripteros, d. h. von allen Seiten mit Säulen umgeben, deren 6 an jeder Façade waren; auf jeder Längsseite, wenn man die Ecksäulen mitrechnet, standen 15, so daß es im Ganzen 38 waren, von denen 35 noch stehen. Sie sind dorischer Ordnung, doch ist ihre Anschwellung leichter als sonst, es ist bereits eine Annäherung an die Leichtigkeit und Anmuth des Ionismus zu verspüren. Drei Säulen der Südseite sind gestürzt und liegen, wie von Menschenhand geordnet, im Grase; eine feine, rosige Flechtenschicht bedeckt ihre Kannelüren. Einige andere, besonders an der Westseite, drohen leider auch den Einsturz. Das Innere ist mit Trümmern aller Art angefüllt.

Die Anordnung weicht von der der attischen Tempel ab; vor dem gewöhnlichen Naos befindet sich der Pronaos, hinter ihm der Opisthodomos, jeder von zwei Säulen gestützt; während diese beiden Räume bedeckt waren, war der Naos frei und von einer zweistöckigen Säulenreihe getragen, eine fehlerhafte Anordnung nach dem Kunstprincip, daß es widersinnig sei, auf eine Stütze eine zweite zu setzen. Im Innern der Cella befand sich ein Marmorfries, der die Kämpfe zwischen Kentauren und Lapithen und zwischen Griechen und Amazonen darstellte; lange Jahrhunderte war er unter dem Schutt vergraben, bis 1818 die Engländer ihn ausgruben und ihn der Prinz-Regent im British Museum aufstellte.

Noch ein letzter Blick wurde auf das prächtige Panorama geworfen, welches sich vom Kotilion aus über die Schneegipfel des Taygetos, den Ithome, das Nedathal mit dem Elaiongebirge und das blaue Meer entfaltet; dann wurde über einen felsichten Abhang der Weg nach Andritsena angetreten. Die reiche Vegetation des Nedathales verschwand und machte verkrüppeltem Gesträuch und Zwergeichen Platz, bis man nach einer Stunde beschwerlichen Marsches in ein grünes, waldiges Thal trat, welches durch seine stets wechselnde Scenerie, seinen üppigen Reichthum an Lorbeer- und Myrthenbäumen, Eichen, Platanen und Tannen ein wundervolles Bild gewährte, und wie die Feuchtigkeit die Gegend mit einem leichten Nebelschleier einhüllte, den Wanderer in eine schöne, nordische Herbstlandschaft versetzte. Binnen Kurzem tauchten nun auch auf einem Hügelabhang die Thürme und rothen Dächer von Andritsena auf, mitten in Gruppen von Cypressen und halb versteckt unter dichtem, frischem, lachendem Laubesdickicht.

Die Bevölkerung von Andritsena steht im Rufe schlechter Gastfreundschaft, doch, Dank einigen Regierungsbriefen, Dank auch der Anwesenheit eines ihnen bekannten Deputirten der Provinz, hatten die Reisenden weder über den Komfort ihres Quartiers noch über die Höflichkeit ihrer Wirthe zu klagen. Die Wirthin, die zahlreiche Korinthenweinberge in der Umgegend besaß, belebte sogar das Mahl mit der Erzählung ihrer Reisen nach Zante und Korfu. Am Abend erhielten sie den Besuch eines der Deputirten der Provinz; in diesem kleinen Königreiche sind die Abgeordneten so zahlreich, daß im selben Verhältniß Frankreich z. B. über 5000 haben müßte. Das ist geradezu eine Landplage, denn da der Wohlstand selten ist und die politische Unbestechlichkeit zu wünschen übrig läßt, so erfordern diese vielen Abgeordneten einerseits große Kosten für Wahl und Reise, andererseits ungesetzliche Maßregeln und Unregelmäßigkeiten, welche den Staat finanziell ruiniren.

Der, von dem hier die Rede, war ein vollständiger Typus eines arkadischen Deputirten, mit seiner weiten Fustanella, seiner goldgestickten Weste und Gamaschen, seinem Fez, von dem eine riesige Eichel auf die Schulter herniederhing, und seinem Palikarenschnurrbarte. Er war gerade dabei, seine Wiederwahl vorzubereiten, und da er zur Ministerpartei gehörte, hatte er volle Gewalt, alle mißliebigen Beamten ab- und durch seine Freunde zu ersetzen; auch gestand er das ganz offen ein und fand es ganz natürlich, wenig gewissenhaften Gegnern gegenüber sich aller Waffen zu bedienen. Er war ungefähr 50 Jahr alt und gehörte also schon zur zweiten Generation seit der Unabhängigkeit. Die erste, aus Klephten oder Seeleuten bestehend, ist heutzutage fast ganz verschwunden; zur Macht gekommen, trieb sie Paschapolitik. Die zweite hat die Städte wieder gebaut, die Verfassung redigirt, Schulen gegründet und nimmt noch die meisten oberen Aemter ein; mit einer wahrhaften Ergebenheit für das Land verbindet sie jedoch einen Intriguengeist und persönlichen Ehrgeiz, der häufig die allgemeinen Interessen geschädigt hat. Die heraufwachsende Generation nun, die bald die Hauptrolle spielen wird, besteht aus Advokaten, Doktoren, einigen Spekulanten und Geschäftstreibenden, von denen der biedere Arkadier mit Verachtung sprach.

Die politischen Wahlen tragen viel zur Korruption der Bevölkerung bei; eine mindestens ebenso große Schuld trägt die Art der Steuererhebung und die Härte, mit der das Gesetz eine Steuerverheimlichung bestraft und den Denuncianten belohnt; Einnehmer und Steuerzahler stehen stets auf dem Kriegsfuß und suchen sich gegenseitig zu überlisten, wenn nicht letzterer es vorzieht, sich durch eine jährliche Rente von den Plackereien des erstern loszukaufen. Leider sind auch die guten Einflüsse, die das Gegengewicht halten könnten, nicht zahlreich: der Klerus vor allem ist unwissend, faul und denselben Lastern ergeben wie das Volk, dem Trunke sogar theilweise noch mehr; viele Geistliche können nicht einmal lesen, auch steht ihnen weder Katechismus noch Predigt, noch Unterricht über Ritus oder Dogma zu Gebote. Eben so wenig Einfluß hat der Schutz, den die weltliche Macht bietet. Die Demarchie war das Bollwerk der bürgerlichen Freiheiten und sollte es noch sein: zu zwei, drei oder vier vereint müßten die Dörfer ihre Finanzen und Verwaltungsangelegenheiten selbst ordnen, aber das Centralisationssystem hat die Demarchien dermaßen ruinirt, daß die Demarchen freie Willkür haben, die Dörfer zu tyrannisiren und über die Einnahmen zu verfügen; ja der von Adritsena durfte sogar, um alle Gewalt in sich zu vereinigen, aus dem Municipalrath jeden entfernen, der lesen oder schreiben konnte, und das mit Wissen und stillschweigender Erlaubniß der Regierung, die den Mann zu den Wahlen brauchte!

Am nächsten Morgen um 4 Uhr läuteten die Glocken wie eben griechische Glocken läuten, d. h. in harten, hastigen, unregelmäßigen Schlägen, nicht mit der sonoren Volltönigkeit wie in Deutschland und Frankreich oder dem heitern Geplauder wie in Italien. Es war das Fest des heiligen Spiridion. Mit Tagesgrauen erhob sich Belle und begab sich zur Hauptkirche oben auf dem Berge. Sie war schon ganz gefüllt und in einer erleuchteten Kapelle ließ ein Pappas das geschwärzte Bildniß eines byzantinischen Heiligen küssen, während ein anderer neben ihm jedem Gläubigen nach jeder Kniebeugung eine Büchse unter die Nase hielt, wie ein Wegelagerer, der dem Reisenden den Revolver auf die Brust

setzt. Die Spenden schienen sehr gering zu sein; und da die Anwesenheit von Ungläubigen die beiden Priester wohl etwas gestört hatte, wollte Belle diese Quasi-Toleranz anerkennen, indem er ein neues, glänzendes Zweidrachmenstück in die Büchse legte; verdutzt sah ihn zuerst der Ehrwürdige an, dann wischte er sein Heiligenbild mit dem Aermel ab und reichte es ihm zum Munde; doch verspürte dieser keine Lust, den von den Küssen aller Andächtigen noch warmen Spiridion nachzuküssen und machte ein abwehrendes Zeichen; der Pappas blinzelte mit den Augen, lächelte ihm zu und fuhr mit gottseliger Miene in seinem Geschäft fort. Die Menge wurde immer größer und auf die Dauer für gebildete Geruchsnerven unerträglich. Aus der ganzen Umgegend waren die Landleute zusammengekommen, um erst dem Heiligen Spiridion ihre Andacht darzubringen und dann sich in den Wirthshäusern der Stadt zu belustigen.

Inzwischen war das Gepäck aufgeladen, die Pferde gesattelt und alles zur Abreise bereit. Das nächste Reiseziel war Olympia.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

III.

Die sechs letzten Kapitel des dritten Buches, des letzten des vorliegenden ersten Bandes, führen die Erlebnisse des Reisenden bis zum Schlusse des Jahres 1870 und behandeln hauptsächlich die Verhältnisse von Kûka, der Bornû-Hauptstadt, und den Hof des Scheïch, ein, Dank den Reisen Barth's und Rohlfs', keineswegs so neues und unbekanntes Thema, wie die Gebirgslandschaft Tibesti und ihre Bewohner, aber hier mit so eingehender Liebe, solchem Geschick und so viel Verständniß behandelt, daß Bornû jetzt das am besten bekannte Negerreich ist. Es sei uns hier wiederum ein Vergleich mit einem der berufensten neueren Reisewerke erlaubt, mit demjenigen Stanley's: er befand sich am Hofe Mtesa's von Uganda wohl unter eben so günstigen Umständen, wie Nachtigal in Bornû, und genügend lange hat er daselbst verweilt, um bis in die Einzelheiten einzudringen. Und nun vergleiche man Stanley's Schilderung von Uganda, seine tagebuchartigen, zerpflückten, zusammenhanglosen Angaben mit den klaren, zusammenfassenden Kapiteln Nachtigal's (Kap. 5: Empfang in Kûka. Kap. 6: Die Hauptstadt von Bornû. Kap. 7: Kleidung und Ernährung der Bornû-Leute. Kap. 8: Handels- und Marktverhältnisse in Kûka. Kap. 9: Hof, Regierung und Kriegsmacht des Scheïch) — und man wird letzterm nicht Dank genug wissen, daß er nicht nach englischer Weise ein halbes Jahr nach Vollendung der Reise deren flüchtige Beschreibung uns darbot, sondern mit Muße ein durchdachtes, wohl abgerundetes, gut geschriebenes, dauernden Werth behaltendes Werk geliefert hat.

Am 6. Juni 1869 fand, wie erwähnt, die feierliche Einholung der Karawane durch den Kronprinzen selbst statt, gleich darauf die erste Audienz bei dem Scheïch Omar, einem freundlichen, intelligenten, aber grenzenlos schwachen Herrscher, am folgenden Tage die officielle Ueberreichung der Geschenke des Königs Wilhelm, welche bis auf kleine Ausnahmen wohlbehalten ihre lange Reise überstanden hatten und die höchste Zufriedenheit des Beschenkten erregten. Alsbald stattete dann der Reisende den höchsten Würdenträgern des Hofes Besuche ab und suchte sich nun durch tägliche Ritte — kein einigermaßen auf äußere Würde haltender Mann macht dort auch nur den kleinsten Weg zu Fuß — mit der Stadt, ihrer Umgebung und ihrem mannigfaltigen Leben genauer bekannt zu machen.

Kûka liegt in einer ebenen, von Natur reizlosen Umgebung, auf sandigem, aber keineswegs unfruchtbarem Boden. Im Westen, Norden und besonders im Süden liegen zahlreiche Ackerdörfer und zerstreute Häusergruppen mit Bäumen, auf denen zahlreiche Vögel sich aufhalten, und beleben in freundlichster Weise die Gegend. Als das frühere Kûka zu Ende der vierziger Jahre durch den König Mohammed Scherif von Wadaï zerstört worden war, baute es Scheïch Omar wieder auf, und zwar in Gestalt zweier Städte, deren östliche (Billa gedîbê) vorwiegend von dem Herrscher, seinen Beamten und Sklaven bewohnt wird, während die westliche (Billa fûtêbê) mehr dem Volke und den Fremden zum Aufenthalte dient. Letztere ist die größere, bildet ein fast quadratisches, ziemlich genau orientirtes Viereck und wird von einer Hauptstraße (Dendal) von Westen nach Osten durchschnitten. Nahe dem Westthore ist der Dendal platzähnlich breit und dient zur Abhaltung eines täglichen Marktes, der stets die Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse gestattet; doch findet man größere Auswahl und billigere Preise auf dem großen Wochenmarkte (Kassûkû), der außerhalb der Stadt vor dem Westthore an jedem Montage abgehalten wird und der Hauptstadt ein hervorragendes Interesse verleiht. Schon vor Sonnenaufgang sieht man die Bewohner der am Ufer des Tsade gelegenen Kanembu-Dörfer mit ihren Producten herbeikommen. Die verschiedenen Handwerker, Detail-Verkäufer und -Verkäuferinnen von Lebensmitteln, Trödler und Kurzwaarenhändler, Besitzer von verkäuflichem Vieh, Kleiderhändler u. s. w. ziehen hinaus, um ihre bestimmten herkömmlichen Plätze einzunehmen. Von der Stadt kommend trifft man zuerst auf arme Leute, welche trockenes Gras für die Hausthiere, Brennholz, Stangen für Umzäunungen, Holz für die Bedachung der Erdhäuser und dergleichen feilbieten und meist ihre Waaren sehr rasch absetzen. Dann folgen die Verfertiger der sehr gesuchten Matten aus Ngille (Dumpalmengestrüpp) und die Stände für Pferde, Rinder und Esel; weiterhin haben Frauen ihren Stand, welche Getreide, Kurna- und Kussolofrüchte, Erdnüsse, Sesam, Guronüsse, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen und Wassermelonen, Datteln aus Kawar und Kanem, Bilma-Salz und Pfeffer, zuweilen Tomaten, getrocknete und zerstoßene Baumblätter und Kräuter, Bohnen, Bamien und den eßbaren Theil der Dumfrucht zu Saucen feilbieten. Nicht weit davon werden Hühner verschiedener Art verkauft, darunter eine Sorte, von denen die Sage geht, daß ihre Eier stets zwei Dotter enthalten und zwei Junge geben. Es folgen die Verkäuferinnen von Trinkschalen und Gefäßen aus verschiedenen Arten des Flaschenkürbis, der in unglaublicher Menge in Stadt und Umgegend gezogen wird; denn der Verbrauch von diesen Geräthen ist ein ungeheurer. Dieselben sind innen lackirt, außen mit gefälligen linearen Verzierungen in Gelb, Roth und Schwarz versehen und wech-

seln in der Größe von den kleinsten Näpfchen, wie sie als Schöpflöffel verwendet werden, bis zu Gefäßen, deren Inhalt zur Tränkung eines Pferdes hinreicht. Neben diesen in der Hauptstadt gefertigten und viel begehrten Geräthen sind von Bewohnern des waldreichen Süden die oft kunstvoll aus hartem Holze geschnitzten, schwarz gebeizten Eßschüsseln jeder Größe und Hunderte von Thonkrügen jeder Größe und Form zum Kochen und zur Aufbewahrung von Wasser und Honig aufgestapelt. Dann kommen die gröberen und feineren Korbflechtereien, bunt gemusterte Deckel, Untersatzkörbchen und große Behälter aus Dumblattgeflecht zur Aufbewahrung von Getreide, Muschelgeld und dergleichen, die Produkte der Lederarbeiter, sowohl bearbeitete Felle als buntgemusterte Kissenüberzüge, Satteltaschen, Amuletbehälter, Pferdegeschirr, rothe und gelbe Schuhe mit Sohlen aus Büffelhaut, Lederbüchsen aus Kameelhaut zur Aufbewahrung der Butter und graue Säcke zur Aufnahme von Lasten. Dazwischen bieten arme Frauen reines oder mit grobgestoßenen Duchn- oder Durrakörnern versetztes Wasser (Ngâdschi) zur Erquickung oder Näschereien für Kinder aus. Im Mittelpunkte des Marktes stehen die Seiler, finden sich die einheimischen und ausländischen Baumwollenwaaren, Burnusse, Toben, Sammet, Seide, Umschlagetücher für Männer, Frauenshawls, ägyptische Turbane, seidengestickte Frauenhemdchen u. s. w. Hier haben Trödler ihre Stände, welche die heterogensten Erzeugnisse aus aller Herren Länder, wahre ethnographische Museen, enthalten und die dichteste Menge anziehen. Da liegen Gürtel aus Marokko, Solinger Schwerter, Datteln aus Tunesien oder vom Nil, europäische Mousseline und Tuche, Tuneser rothe Mützen, Panzer aus Kleinasien, alte Prachtsättel, Sandelholz, Benzoë, Henna, alte zerbrochene Uhren, Rosenkränze, Ringe, Bernsteinwaaren, Messer, Scheeren, wohlriechende Seife u. s. w. Hier versorgen sich diejenigen, welche Reisen in die Provinzen und Nachbarländer unternehmen wollen; hier hat auch der Marktinspektor seine Hütte, und diesen lebhaftesten Theil des Marktes durchstreifen auch mit lautem Pfeifen die Barbiere.

Weiter gegen Westen stehen die Holz- und Eisenarbeiter, erstere Schreiner, Drechsler und Zimmerleute, letztere sowohl Grob- als auch Gold- und Silberschmiede. Jene verfertigen Thüren, Thürangeln, Holzmörser, Sattelgestelle und 2 bis 3 m lange Stangen, welche oben in mehrere Arme auslaufen und dazu dienen, Speisen vor Ratten und Ameisen und Kleidungsstücke und dergleichen vor den gefräßigen Termiten zu sichern. Die Schmiede aber arbeiten an Ort und Stelle an ihrem kleinen Ambos und liefern Ackerbaugeräthschaften, Beile, Nasenringe für Kameele, Steigbügel, Pferdegebisse, Ketten, Lanzenspitzen und Messer, wohl auch Wurfeisen. Hier halten sich auch die aus den Tubu-Ländern stammenden Kojam, welche jetzt einige Tagereisen westlich von Kûka wohnen und Vieh, Holzkohlen, Getreide und Butter zu Markte bringen. Dann folgen die Schlächter, die zum Besten der Verkäufer auch geröstetes Fleisch feilhalten, und endlich die Verkäufer von Kameelen, denen das Klima von Bornu sichern Untergang bereitet.

Das war die Mittellinie des Marktes. Fast die ganze Nordseite wird von Kanembu eingenommen, welche auf den ihnen eigenthümlichen, langhörnigen Kûri-Rindern aus der Umgegend der Stadt getrocknete Fische, Baumwolle, Indigo, Milch, flüssige Butter, Matten, Flechtwerk, Natron und große, fette Schafe herbeibringen. Neben ihnen sitzen Manga aus dem Westen des Reiches mit Körben, Matten und unreinem Salze. Auf der Südseite haben im östlichen Theile die Sklavenhändler große Buden aufgeschlagen, in deren Schutze ihre Waare in langen Reihen, in Ketten und ungefesselt, aufgestellt ist. Da sind kleine Kinder, alte Greise, häßliche Weiber, junge Mädchen, kurz alle Altersklassen vertreten. Die gangbarste Menschenwaare ist der Sedâsî, d. h. der vom Fußknöchel bis zur Spitze des Ohres sechs Spannen messende männliche Sklave, der im Alter von 12 bis 15 Jahren steht, noch bildungsfähig ist, und dessen Preis den Stand der ganzen Waare kennzeichnet. Am theuersten, aber oft weniger leicht verkäuflich sind die jungen reifen Mädchen, welche zu Konkubinen geeignet sind, und einen ganz exceptionellen Werth haben die Eunuchen, welche aber sehr selten auf den öffentlichen Markt kommen. Auch die von den Großen der höher civilisirten mohammedanischen Länder sehr gesuchten taubstummen Sklavinnen und Zwerge werden in Kûka zur Ausfuhr verkauft. Westlich von den Sklavenbuden schließen die arabisches Gepräge zur Schau tragenden Schôa mit ihren Ackerbauprodukten die Südseite des Marktes ab, auf welchem vom Morgen bis zum Abend eine Menge von oft mehr als 10 000 Menschen auf- und abwogt und sich mit bewundernswerther Ordnung beträgt, wie sich denn das Bornu-Volk durch Harmlosigkeit, rücksichtsvolle Höflichkeit und milde Sitten auszeichnet. Und dann dieses Durcheinander der Kaufenden, Verkaufenden und zum Verkaufe stehenden, die hochgewachsenen, knapp gekleideten Kanembu, die arabischen Schôa, die plumpen Makari, die häßlichen Manga, letztere beiden Bornustämme, dazwischen einige der räuberischen Buddûma von den Inseln des Tsade, die judenähnlichen Fellata oder Fulbe, ferner Musgos, Fâli u. s. w. Sehr erleichtert wird dieser riesige Verkehr durch Makler und Auktionatoren einerseits, durch die allgemeine Gültigkeit des Maria-Theresia-Thalers und des Muschelgeldes andererseits, welches seit etwas mehr als 30 Jahren in Bornu eingeführt ist. Es ist das ein ungeheurer Fortschritt gewesen, wenn man bedenkt, daß man die Märkte der Nachbarländer mit Baumwollstreifen, Glasperlen, Papier, Riechhölzern und anderen Gegenständen geringen Werthes besuchen muß, ohne immer sicher zu sein, ob und durch welche Uebergangsstufen man die gewünschten Waaren eintauschen kann. Die natürlichen und industriellen Erzeugnisse sind übrigens in Kûka von einer nach unseren Begriffen unglaublichen Wohlfeilheit, über welche Nachtigal sehr ausführliche genaue Angaben macht, ebenso wie über die Einfuhr, Ausfuhr (hauptsächlich Sklaven, Straußenfedern und Elfenbein), die verschiedenen Klassen der Kaufleute, den Rückgang des Handels zwischen Bornu und dem Norden in Folge der geradezu schamlosen Unzuverlässigkeit und Betrügereien der Beranna (Bewohner von Bornu), welche schon mehr als einen nordischen Kaufmann an den Bettelstab gebracht haben.

Nun zurück zu der Beschreibung der Stadt Kûka. Ein sandiger über 1 km breiter, doch gleichfalls mit Häusern besetzter Raum trennt die westliche von der östlichen Stadt, welche von Osten nach Westen länger als von Norden nach Süden ist, und im Westen, Osten und Süden je zwei Thore besitzt. Ein kolossal breiter „Dendal" führt zu dem eigentlichen Königspalaste (auch die Weststadt hat einen solchen). Die Häuser bestehen hier wie dort zumeist aus Thonerde, sind weniger komplicirt als in Fezzan, enthalten aber größere und mehr Höfe als dort. Jedenfalls aber haftet ihnen eine ungemüthliche Nacktheit an, und selbst wenn sie im Beginne der Regenzeit gründlich ausgebessert werden, lassen sie den Regen oft genug in unerwünschter Menge durch. Außer Matten und in vornehmeren Häusern einigen verschließbaren Kisten enthalten die Wohnzimmer nur eine breite Bank mit seitlichen Wänden anstatt der Füße, welche, mit Matten und Teppichen bedeckt, als Lagerstätte dient. In den oft sehr ausgedehnten Wohnungen der Großen des Landes dienen die äußeren Höfe zum Aufenthalte für die männlichen Sklaven,

während sich in den inneren die Hütten der Frauen und Sklavinnen befinden. In einem der Außenhöfe bildet der sorgfältig gegen den „bösen Blick" abgeschlossene Pferdehof (Mâli) unter der Aufsicht eines Sklaven, des Mûlîma, eine Abtheilung, welche durch ihre große Sauberkeit und musterhafte Ordnung bemerkenswerth ist. Die Pferde wurden wahrscheinlich vor 800 Jahren von der Nordküste eingeführt und haben sich ausgezeichnet akklimatisirt.

Sehr viel gemüthlicher als die Erdhäuser sind die Stroh- oder Rohrhütten (Ngim), welche sich, in Form und Größe sehr verschieden und je nach den Vermögensverhältnissen des Besitzers eine, zwei oder mehr an Zahl, in dem saubern oft sorgfältig geebneten und geglätteten Hofraume erheben. Außen tragen die meisten auf der lang ausgezogenen Spitze als Zierde 1 bis 4 Straußeneier, welche den Inwohnerinnen Fruchtbarkeit sichern sollen, und um Wände und Dach rankt sich gewöhnlich Kürbis oder ein anderes Schlinggewächs. Im Innern der besseren dieser Frauenhütten läuft rings an der Wand herum eine circa $^1/_2$ m hohe und ebenso breite Erdbank, welche theils zum Sitzen, theils zur Aufstellung von Geräthen, jenen schon oben erwähnten Gefäßen aus Kürbisschalen, Untersatzkörbchen, Eßschüsseln, Korbdeckeln, sowie von europäischen Gefäßen von Kupfer und Messing dient. Vor der Thür, im Schatten und Luftzuge, stehen die umfangreichen Wasserkrüge aus gebranntem Thone; daneben ist der Feuerplatz und ein auf schlankem Stangengerüst errichtetes leichtes Schattendach. In der Ecke des Hofes befindet sich häufig zu ebener Erde ein niedriges rechtwinkeliges Taubenhäuschen aus Lehm mit Reihen von runden Eingangsöffnungen für die Thierchen, und das anmuthige Bild wird vervollständigt durch einen oder mehr schattige Bäume, die fast keinem Hofraume fehlen und die Stadt aus der Ferne als lichten Wald erscheinen lassen. Leider werden dieselben durch dunkelfarbige Störche, Reiher, Weber- und kleine Singvögel oft derartig mit Nestern überladen, daß sie buchstäblich langsam ersticken und absterben.

Das öffentliche Leben Kûkas, welches seinen Brennpunkt auf dem Dendal der Weststadt hat, ist von einer Mannigfaltigkeit und selbst Großartigkeit, wie es ein Europäer mit der Vorstellung von einer Negerstadt kaum zu verbinden vermag. Freie Männer, stets mit unbedecktem und glatt geschorenem Haupte, lenken durch ihre affektirte Würde die Aufmerksamkeit auf sich, nicht minder auch durch die Menge der gestickten, bunten Gewänder, mit denen sie sich behängen. Die meist fettleibigen Vornehmen werden dadurch zu kolossalen Maschinen, die mühsam von ihren Dienern auf die Pferde gehoben werden müssen. Neben solchem Günstling der Neuzeit wandelt wohl hier und da ein Greis, in ein grobes weißes Gewand gekleidet, den Kopf sauber rasirt und durch einen langen schweren Stab mit olivenförmiger Endanschwellung als ein Edelmann gekennzeichnet, dessen Vorfahren zu den Großen des Reiches unter der frühern Dynastie zählten. Da sieht man tripolitanische Kaufleute, sorgsam verhüllte Bewohner der Wüste, da schlendern müssige Frauen und Mädchen umher, ihre Reize zu zeigen, während andere Wasserkrüge auf den Köpfen tragen; da sind Sklaven beim Bauen beschäftigt, da unterrichtet ein Elementarlehrer in der Vorhalle eines Hauses oder studirt ein Privatgelehrter. Die verschiedensten Handwerker sieht man bei ihrer Arbeit, wie Färber, Walker, Schmiede, Weber, Schneider, Mattenflechter, Lederarbeiter, Sattler, Töpfer, Barbiere u. s. w. Laut rufend gehen die Milchfrauen ihrem Geschäfte nach, Pferdemakler durchreiten die Stadt, Karawanen von Packpferden, Eseln und Ochsen kommen und gehen nach den Provinzen und Nachbarländern, und zahlreich sind namentlich an schattigen Plätzen schwatzende Müssiggänger vertreten. Dies heitere Bild entbehrt aber auch der Schatten nicht, und der dunkelste ist sicherlich die unglaubliche Anzahl der Blinden, welche oft in entsetzlichem Zustande die Herzen der Leute zu rühren versuchen. Charakteristisch sind ferner die ganz besitzlosen Bettelstudenten, in ein Fell gehüllt, Stab und Kürbisschale zum Einsammeln milder Gaben in der einen Hand, eine hölzerne Schreibtafel mit Dintenbehälter in der andern; aus allen benachbarten Ländern und Nationen suchen sie die Hauptstadt Bornus mit ihren berühmten Religionslehrern und ihrer gutmüthigen Bewohnerschaft auf, um spärliche Gelehrsamkeit und das tägliche Brot zu gewinnen. Viele derselben haben als Greise bei ihrem Tode die Studien noch nicht abgeschlossen.

Kûka ist überhaupt immer voll Fremder, seien es Kaufleute, Pilger oder Abenteurer. Denn der Ruf der Frömmigkeit und Freigebigkeit, dessen Scheïch Omar weit und breit genießt, lockt zahlreiche wirkliche und unechte Scherâfa aus Mekka, Medina und Marokko an; fromme Leute aus Aegypten und Tunis, aus Timbuktu und vom Senegal, die aus ihrer Frömmigkeit eine Spekulation machen und Jahrzehnte hindurch bei den Fürsten der islamitischen Welt herumreisen, um ein bequemes und lukratives Leben zu führen, machen eine lange Station zu Kûka und bringen es durch Ausdauer oft zu hoher Stellung.

Weniger mannigfaltig, aber glänzender ist der Verkehr auf dem Dendal der Oststadt durch die Menge der Hofbeamten, schöner Pferde und reichgekleideter Reiter, welche dem Palaste zustreben oder bei den zahlreichen Prinzen ihren ehrgeizigen oder gewinnsüchtigen Zielen nachgehen. In den Nebenstraßen ist es dagegen merklich stiller; die Pfade sind winklig und schmal, die Wohnungen bescheidener, Ruinen, unbebaute Plätze, große Sand- und Lehmgruben, Abfallshaufen, stinkende Pfützen und tiefe Regenteiche sind dort nicht gerade selten.

Kûka mag im Ganzen 50 000 bis 60 000 Einwohner haben, wovon zwei Drittheile auf die Weststadt entfallen mögen. In der Oststadt bildet die königliche Familie, der Scheïch mit seinen kinderreichen Brüdern und Söhnen, einen ansehnlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft. Während der greise Herrscher noch Kinder im zartesten Alter hatte, erfreute sich der Kronprinz schon einer Nachkommenschaft von siebenzig und einigen Kindern, und einer seiner jüngeren Brüder hatte diese Zahl bereits übertroffen.

In dieser Umgebung verliefen Nachtigal's Tage auf das Angenehmste mit dem Studium der Kanuri-Sprache, meteorologischen Beobachtungen, Erkundigungen der verschiedensten Art über Land und Leute und einer fast überwältigenden ärztlichen Thätigkeit. Dabei machte er zahlreiche nützliche Bekanntschaften mit Fremden und Eingeborenen, aus denen auch manche engere Freundschaft erwuchs. An vorübergehenden Bekanntschaften und Besuchern fehlte es außerdem nie. Eingeborene Nachbarn der unteren Stände, die eine Guronuß, jenes beliebte Reizmittel der Sudanesen, zu erobern hofften, verarmte Tripolitaner oder Kaufleute aus den Nil-Ländern, die den Kaffee lange entbehrt hatten, durchreisende Pilger und Abenteurer, die eine Reiseunterstützung erbaten, Neugierige aus den Nachbarländern, die noch keinen Christen gesehen hatten, Prinzen oder junge Leute aus vornehmen Häusern, die auf ein Geschenk spekulirten, freigelassene Sklaven, welche Tunis, Tripolis oder Konstantinopel kannten, Hülfe suchende Kranke und Reisegefährten aus Fezzan, welche ein Stündchen verplaudern oder ein Darlehn aufnehmen wollten, raubten mehr von seiner kostbaren Zeit als ihm lieb war.

Mit dem 24. September ging die ungewöhnlich heftige Regenzeit des Jahres 1870 zu Ende, welche am 29. Juni

begonnen und eine mörderische Epidemie (Sumpffieber) in Stadt und Land im Gefolge hatte. Gleichzeitig verheerte die Lungenseuche den Rindviehbestand, und einer andern Krankheit fielen ungewöhnlich viel Pferde zum Opfer. Der Tsade aber nahm noch nach dem Ende der Regenzeit an Wassermenge fortdauernd zu; weit und breit war die Gegend überschwemmt und längst versiegte Brunnen in der Nähe von Kûka füllten sich wieder. Im November hörte die Epidemie auf, aber die Wechselfieber, unter denen auch Nachtigal oft viel zu leiden hatte, dauerten fort. Manche seiner Bekannten und Reisegefährten waren in den wenigen Monaten gestorben, und Tod und Indisciplin hatte die früher beschriebene marokkanische Akrobatengesellschaft arg decimirt; von der anfangs so stattlichen Schar haben schließlich nur vier oder fünf Mekka erreicht. Dann kam der Fastenmonat Ramadan, und die Vorbereitungen zu demselben brachten einige Abwechselung in das Leben der Hauptstadt, deren Herrscher in dieser Zeit seine Gastfreundschaft gegen die ihm vorgestellten Fremden verdoppelt und ihnen täglich die Abendmahlzeit übersendet.

Vom 25. November bis zum 22. December dauerte die Fastenstille; dann verkündeten Böllerschüsse das Wiedererscheinen des Neumondes und das Ende der Entbehrungen, welche den den kulinarischen Genüssen eifrig zugethanen Bornu-Leuten sehr hart erscheinen, und leiteten den glänzenden Festzug des Scheich, um außerhalb der Stadt sein Gebet zu verrichten sowie die nun folgenden Gratulationsbesuche ein. Bald darauf erreichte das Jahr 1870 sein Ende.

Damit schließt der erste Band. Der folgende wird Gegenden behandeln, über welche Nachtigal bisher nur sehr wenig oder nichts veröffentlicht hat, und dem wir mit der größten Spannung entgegensehen. Möge er denselben recht bald in unsere Hände legen! Der reichsten Belehrung dürfen wir gewiß sein.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VI.

Die Indianer und die Civilisation.

2. Psychische Einwirkungen der Civilisation.

Es ist von besonderer Wichtigkeit, die psychischen Einflüsse, welche die Civilisation auf unkultivirte Völker ausübt, genauer und streng wissenschaftlich zu betrachten. Denn gerade die Thatsache, daß die herbeigebrachte Civilisation, deren hohen Werth wir doch kennen, ohne die zu leben uns doch ganz undenkbar wäre, daß diese von den Naturvölkern keineswegs mit Begeisterung, vielmehr als eine unerträgliche Last aufgenommen wird, der sie Trägheit, Stumpfheit, bösen Willen gegenübersetzen, das hat man von jeher als ein Zeichen der geringern Organisation des örtlichen Tieferstehens der Naturvölker angesehen. Namentlich ist das die Ansicht derjenigen, welche an Unabänderlichkeit der Racen glauben. Dazu kommt nun gar, daß wirklich durch Einführung der Cultur manche dieser Völker sich notorisch verschlechtern — und also ist der Beweis geführt, daß sie für die Civilisation unfähig sind.

Und das ist nach einer Seite hin auch völlig wahr. So wie die Naturvölker sind, haben sie durchaus nicht die Fähigkeit, die Civilisation anzunehmen. Aber warum denn? Aus Gründen freilich, die ganz in ihrer physischen Natur liegen, die aber wahrlich keinen scharfen, keinen Speciesunterschied zwischen ihnen und den Kulturvölkern bezwecken, die nur auf geringerer Ausbildung, nicht auf geringerer Fähigkeit und Anlage beruhen.

Es sind folgende Gründe:

Die Thatsache ist eine völlig bekannte, daß unser Seelenleben sich für uns bemerklich nicht äußern kann, ohne die Vermittelung des somatischen Lebens, daß es ebenso wenig ohne diese Vermittelung von außen her irgend welche Eindrücke zu empfangen im Stande ist. Das Organ dieser psycho-physischen Vermittelung ist das Gehirn. Daher haben alle sinnlichen Eindrücke bestimmte Leitungsbahnen im Gehirn, auf welchen sie zur psychischen Perception gelangen; daher ist die Aeußerung unseres Willens, mag er sich auf äußerliches Handeln oder innere, psychische Vorgänge beziehen, ebenfalls durchaus an bestimmte physiologische Bahnen im Gehirn gebunden, deren viele schon jetzt bekannt, andere freilich noch viel umstritten oder noch ganz dunkel sind. Da nun unsere Gedanken durch Vorstellungen und Willensakte, d. h. also durch centripetale und centrifugale Nervenreize, durch Einwirkungen entstehen, welche von außen und von innen (wenn man so sagen darf) sich aufs Hirn geltend machen: so ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß auch die einzelnen Gedanken, die Zusammenordnungen also bestimmter Vorstellungen, eine physiologische Grundlage haben müssen, da sie ja durch bestimmte auf einander wirkende Hirnreize zu Stande kommen. Den physiologischen Zusammenhang dieser Affektionen einzelner Hirntheilchen, die physiologischen Bahnen, in welchen ihr Aufeinanderwirken verläuft, das physische Substrat also der psychischen Erscheinung des Denkens, nennt man Associationen, Associations-bahnen oder -brücken. Diese Associationsbahnen sind nun aber keineswegs von Haus aus gegeben: sie entwickeln sich erst mit dem Leben des betreffenden Individuums und ihre Zahl und Kraft steht in geradem Verhältniß zu dem, was das betreffende Individuum von außen her erlebt. „Praktisch [1]) giebt es keine Grenze für die Zahl der associirten Kombinationen sensorischer und motorischer Elemente. Sensorische Centren gehen organische Associationen ein mit anderen sensorischen Centren; motorische mit motorischen; sensorische Centren, einfache und in zusammengesetzter Association, verknüpfen sich einfach oder in complicirter Weise mit motorischen Centren. In dieser Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit dauernder Zustände und organischen Zusammenhangs zwischen sensorischen und motorischen Centren

[1]) Die Funktionen des Gehirns von Prof. David Ferrier, übers. von Dr. Obersteiner, Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, 1879, S. 301.

der Hemisphären (des Gehirns) haben wir die Grundlage aller Erwerbungen auf intellektuellem und Willensgebiete. Jedes motorische Centrum kann in organische Association mit jedem einzelnen sensorischen Centrum treten und jede ausgebildete Association ist der Repräsentant eines bestimmten Bewußtseinsvorganges."

Durch diesen Thatbestand ist außerordentlich viel gegeben. Wir heben Einiges hervor. Das Gehirn des Kindes ist also noch in völlig unausgebildetem Zustand, es bilden sich erst die verschiedenen Centren und namentlich die verschiedenen Associationsbahnen. Daß hierbei die Erziehung mächtig eingreifen kann und eingreifen muß, daß hier das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit geöffnet ist, liegt auf der Hand. Das Gehirn des Heranwachsenden wird immer reicher an Bahnen und Associationen werden, unter je günstigeren Umständen er sich entwickelt. Bei normal entwickelten Menschen geht diese Bereicherung des Hirnes noch in spätem Alter vor sich, um so eher, je mehr er die Associationsfähigkeit, d. h. die Denkfähigkeit des Gehirns, geübt hat; wenn freilich — wie jeder an sich erproben wird oder erprobt hat — im Alter eine größere Starrheit oder Beharrlichkeit der vorhandenen Bahnen eintritt.

Auch nach den verschiedenen Ständen, Berufsarten und Lebensbeschäftigungen wird diese innere Form des Gehirns verschieden sein; und gleicht das Gehirn der einfach beschäftigten, der geringeren Stände, die kein so reiches psychisches Material zu verarbeiten haben, wie die höheren Stände in ihrem komplicirtern Leben, entschieden mehr dem Kindergehirn. Namentlich die ländliche Bevölkerung trifft dieser Vergleich in Folge ihres beschränktern Interessenkreises, der Jahr aus Jahr ein ziemlich der gleiche bleibt. Und ebenso wird dieser innere Aufbau, diese innere Komplicirtheit und Mannigfaltigkeit des Gehirns bei ganzen Völkern je nach ihren verschiedenen Interessen verschieden sein: die höher gebildeten, im großen Strome des historischen Lebens stehenden werden ein reicher differenzirtes Hirn besitzen als die unkultivirten, stets in den einfachen Interessen des ewig Gestrigen lebenden. Auch individuelle Unterschiede werden sich geltend machen: besonders begabte Menschen haben auch zahlreichere Associationsbahnen, als sie das Hirn minder begabter, langsamerer Menschen besitzt. Wollte man eben diese Unterschiede etwa so anwenden, daß man ganzen Völkern diesen Zustand minderer physischer Fähigkeit zuschreiben wollte, wie ihn bei uns die minder begabten Individuen zeigen, so würde das mit den Thatsachen nicht stimmen. Nach allen Berichten und unbefangenen Beobachtungen findet man dieselben Nüancen höherer und niederer Begabung wie bei uns auch bei unkultivirten Stämmen, nur daß die ganze geistige Bildungsstufe, das ganze Niveau, auf welchem sich jene Verschiedenheiten zeigen, tiefer stehen als bei uns.

Wie sich dieser innere Reichthum an organischen Associationen nun auch mit einer reichern äußern Gliederung des Gehirnes paart, bei verschiedenen Individuen, bei verschiedenen Völkern u. s. w., wie die Gliederung des Hirnes bei den verschiedenen Thierklassen abwärts mit dem psychischen Leben immer einfacher wird, wie sie ferner aber beim Menschen auch auf die Gestalt und Entwickelung des Schädels von hohem Einflusse ist, das zu besprechen ist hier nicht am Platz: wohl aber ist noch auf eins möglichst scharf hinzuweisen, auf die Bedeutung nämlich, welche die Vererbung auch für diese Hirnbeschaffenheit besitzt. Wie die Associationsbahnen durch lange fortgesetzten Gebrauch, also mit dem Alter immer fester werden, wie man daher mit dem Alter immer weniger aus seinen Anschauungen heraus kann, wie dem reifen Manne die versatile Frische des Jünglings abgeht gegen größere Kraft und Festigkeit des Denkens: so werden die einmal hergebrachten Anschauungsformen, wenn sie durch lange Generationen hindurch die gleichen bleiben, durch die Vererbung immer fester und gleichmäßiger auf die Folgegeschlechter übertragen. Daß eine solche Vererbung ganzer Associationsgruppen, z. B. die Vereinigung sensorischer und motorischer Centren oder doch die Disposition zu denselben, eintritt, zeigt sich z. B. dann, wenn Kinder ihren Eltern in ganzen Gruppen und Reihen von Bewegungen ähnlich sind, oder in der ganzen Art, wie bestimmte Eindrücke auf sie wirken, in der Art ihrer Reflexbewegungen u. s. w., auf welches alles die Erziehung fast nie Einfluß auszuüben versucht, oder aber, wenn sie es doch thut, wie oft, so ganz vergeblich! Denn die Natur ist in diesem Falle eben durch die Vererbung mächtiger als die Kunst. Je weniger komplicirt die Zustände der Eltern sind, desto stärker und auffälliger ist die Vererbung auch der Associationsgruppen; daher z. B. die Zähigkeit der Anschauungen des Bauernstandes auch von hier aus Erklärung findet. Und daß bei den Thieren — die Hausthiere als die in complicirteren Verhältnissen lebenden machen hier oft Ausnahmen, die Katze aber (begreiflich genug) weit weniger als der Hund — daß bei Thieren die Vererbung der Associationsbahnen durchaus vorherrscht, beweisen die Instinkte, beweist das ganze Leben der Thiere zur Genüge. Je älter aber die Vererbung ist, je mächtiger (in recht einfachen Verhältnissen) sie auftreten kann, um so fester, um so schwerer löslich sind die Associationen.

Aber, so denkt vielleicht der Leser, wo bleiben die Indianer und ihre Schicksale bei diesen physiologischen Erörterungen? Und dennoch haben wir in diesen Erörterungen die Grundlagen für ihre Schicksale und die der Naturvölker überhaupt dargestellt. Wie so?

Zunächst ist klar, daß der Indianer in seinen einfachen Naturumgebungen und seinen eben so einfachen Erlebnissen, welche beide viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende lang stets das ewig Gleiche wiederholten, daß er unter diesen Umständen keinen großen Vorrath an verschiedenen Associationen, kein sehr reich differenzirtes Hirnleben entwickeln konnte. Und zweitens, die wenigen Bahnen, welche sich bei ihm ausgebildet finden, müssen mit Naturnothwendigkeit äußerst starr und fest sein. Dies zeigt sich im ganzen Leben der Indianer ganz ähnlich wie z. B. im Leben der alten Germanen. Einige wenige große Interessen, Jagd und Krieg, das ist sein Inhalt; außerdem Nichtsthun, über welches man als über eine große m o r a l i s c h e Schwäche so vielfach gescholten hat. Vielleicht indeß nicht ganz mit Recht. Sie konnten nicht anders; sie hatten, sie wußten weiter nichts zu thun; ihr psycho-physisches Leben, welches nicht reicher entwickelt war, hielt sie in seinem engen und strengen Bann, wobei wir allerdings auch noch an bestimmte religiöse Ideen über die Würde des Mannes zu erinnern haben, durch welche jene Unthätigkeit genährt wurde. Wie leer, zugleich aber auch wie starr das geistige Leben der Indianer war, das zeigt sich klar beweisend in ihren Träumen. Bei den Festen, wo der Jüngling zum Manne geweiht wurde, mußte er sich zum Schlaf hinlegen, um im Traum seinen Schutzgeist in Thier- oder Pflanzengestalt zu sehen und nach diesem Traum sein Leben einzurichten — eine Institution, welche völlig unmöglich war, wenn die Träume des ganzen Volkes nicht eben immer den gleichen Inhalt hatten. Und gerade im Traume zeigt sich ja die Ausdehnung und Stärke der Associationen besonders charakteristisch, da sie hier, frei von der regelnden Thätigkeit des wachenden Geistes, ganz sich selbst überlassen sind. Und ebenso sind auch die Phantasien dieser Völker, wo sie frei aus sich und

nicht aus dem Vorrath uralter, allwärts verbreiteter Mythologeme schöpfen, für uns beweisend: was sie von Poesien geleistet haben, ist ganz so leer und eintönig, wie ihre Träume, und dasselbe gilt von den Mythologemen, die ihnen allein angehören, wie z. B. ihre Schilderungen des jenseitigen Lebens.

Diesen Menschen tritt nun plötzlich die Civilisation entgegen! Auch in ihren einfachsten Formen, wie ungeheuer reich und komplicirt ist sie dem Leben der Indianer gegenüber! Und wenn sie dieser nun plötzlich annehmen soll, was heißt das? Er soll plötzlich den ihm werthvollsten Theil seiner einheimischen, ihm angeborenen Gedanken und Vorstellungen aufgeben und eine ganze Welt von neuen Anschauungen und Ideen und Komplikationen in sich aufnehmen. Man wundert sich, daß er das nicht kann: können wir doch so leicht neue Gedanken aufnehmen und einordnen! Gewiß, wenn dies Aufnehmen ein bloß geistiges wäre, so könnte es der Indianer vielleicht auch; gewiß könnte er es, wenn es sich bloß um ein Einordnen in seine schon bestehenden Gedankenkreise handelte. Auch uns, wenn uns wirklich gewaltige und umfangreiche Associationen zugemuthet werden, welche mit unseren bisherigen Anschauungen in mächtigem Gegensatze stehen, gelingt es keineswegs leicht, uns in das Neue hineinzuarbeiten: als ein außerordentlich wichtiges und schlagendes Beispiel nennen wir die Einführung der Eisenbahnen, der Dampfmaschinen und ihrer Wirkungen, deren gewaltige Erschütterungen noch keineswegs zu Ende oder in ihrem Laufe völlig abzusehen sind. Und noch mehr verlangt die Civilisation von den Indianern an physischer Arbeit: sie verlangt Aufgeben, Zerstören aller der Associationsbahnen, welche das Gehirn der Indianer jetzt besitzt und durch die lange Wucht der Vererbung als „eisernen Bestand“ besitzt; und sie verlangt zugleich ein plötzliches Schaffen zahlloser neuer Associationsbahnen und Vorstellungscentren — sie verlangt also eine völlig unmögliche physiko-psychische Arbeit. Und wie verlangt sie dieselbe! Annehmen oder vernichtet werden ist die Losung und die einzige Wahl, welche den Indianern bleibt.

Wie viel günstiger war das Schicksal unserer Vorfahren, der alten Germanen, denen eine Civilisation, lange nicht so hochstehend wie die unsere, nicht plötzlich, sondern ganz allmälig zukam. Die psycho-physische Umbildung der Germanen erfolgte also allmälig, wozu noch als besondere Gunst des Geschickes der Umstand kam, daß die damals einwandernde Religion, selbst noch keineswegs abstrakt entwickelt, sich dem vorhandenen Heidenthum mannigfach anschmiegen konnte. Derselbe Fall liegt bei vielen asiatischen Völkern, bei den Völkern Nord- und Centralafrikas vor — auch hier schon zu den Zeiten der alten Welt ein mehr oder weniger starker Verkehr mit der Civilisation, der die Individuen allmälig vorbereitete, hier die Cultur des Islam, welche wie auch seine Cultur der alten Welt weit weniger neue, weit weniger komplicirte Forderungen stellt als die unserige. Auf der andern Seite aber, bei dem Untergang so vieler germanischer oft hochbegabter Stämme, welche auf römisches Gebiet übergingen, mag man wohl jene plötzlich eintretende ungeheure psycho-physische Arbeit, wie wir sie eben schilderten, mit in Anschlag bringen, wie sie auch der Grund ist, daß wir von den alten Kelten, Iberern und ähnlichen Völkern so ganz spärliche Reste übrig haben, bei sehr rasch sich vollziehender fast vollständiger Romanisirung. Die vorhandenen Associationen waren zu schwach, zu unbedeutend, sie erlagen der Arbeit der raschen Neubildung viel weiter greifender neuer Bahnen und Gruppen: sie hielten sich nur auf einer Stufe, die ganz besonders eng mit dem physischen Leben in Zusammenhang steht, im Charakter der betreffenden Völker, welchen ich allerdings (trotz Gegenbemerkungen gewichtigster Autorität) aus jenen ältesten Zeiten in seinen Grundlagen bewahrt glaube [1]). Die Sprachen wurden, auch in Folge dieser psycho-physischen Wirkungen, korrumpirt herüber genommen, aber, wenn man so sagen darf, organisch korrumpirt, so daß sich aus der Korruption sofort ein neuer organischer Bau entwickelt.

Auch die Besiegung solcher Völker, welche geistig in so hohem Maße angestrengt werden, wie das plötzliche Gegenüberstehen einer hohen Civilisation nothwendig macht, wird leichter, als sie ohne diese geistige Okkupation gewesen wäre. „Sowie ein intensiver Gedanke nothwendig jede äußere Körperleistung unterbricht, unterbricht umgekehrt ein Sprung jeden Gedankengang. Die lebendige Kraft, welche der Sprung der Beine braucht, entgeht dem Gange der psychophysischen Bewegungen, die das Denken braucht. Der Geist hat weder die Macht, trotz des Verlustes den Gang wie früher fortzusetzen, noch den Verlust aus eigener Machtvollkommenheit zu ersetzen. Wir können die lebendige Kraft, die für die Willkür disponibel ist, zwar theilen, aber sie hat zu jeder Zeit ihr Maximum, und das kann für eine Art der Beschäftigung nur stattfinden nach Maßgabe, als die anderen ruhen.“ — „So sehen wir den tief Nachdenkenden so still wie möglich sitzen, und Jemanden, der läuft, Lasten hebt, nie zugleich in tiefen Gedanken. Es widerspricht sich, geht nicht“ [2]). — Und ebenso kann auch ein Volk nicht zugleich einen allgemeinen Krieg führen und eine ganz neue Kultur in sich aufnehmen — es widerspricht sich, geht nicht. Natürlich gielt dies von den Indianern eben so: der völlig geringe Widerstand, den viele von ihnen (viele, keineswegs alle) den Europäern gegenüber leisteten, während sie doch ihres Gleichen tapfer genug gegenüberstanden, erklärt sich von hier aus einzig und allein.

Denn jetzt müssen wir uns die Frage vorlegen: wie wirkt denn ein so plötzlicher Umschwung in allen Dingen, eine so plötzlich zugemuthete ungeheure psychophysische Arbeit? Zunächst muß sie eine Art von Leere, von Dumpfheit bewirken: die früheren Associationen haben keine rechte Kraft und Bedeutung mehr, und das Neue ist viel zu groß und mannigfaltig, um rasch aufgenommen werden zu können: es wird also eine Zeitlang kein eigentlich fester Mittelpunkt des Lebens dasein, dafür aber natürlich eine Art von Dumpfheit und Stumpfheit des Lebens in die Erscheinung treten, welche die betreffenden Völker viel geringer scheinen lassen, als sie sind. Das sehen wir bei den Indianern völlig deutlich. Sproat, „welcher die Frage des Aussterbens in Vancouvers Island eingehend untersuchte, legt auch auf eine so unbedeutende (trifling) Ursache großes Gewicht, wie die ist, daß die Eingeborenen durch das neue Leben um sie herum verdutzt (bewildered) und dumm (dull) werden. Sie verlieren die Reize zu eigener Anstrengung und erhalten keine neuen an deren Stelle“ [3]). Sproat hat durchaus Recht, auf diese Ursache größtes Gewicht zu verlegen, denn sie ist von unendlicher Wichtigkeit; und Darwin hat Unrecht, sich über Sproat zu wundern, der die Sache noch keineswegs in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt hat. Ueberhaupt ist Darwin's Behandlung der Frage nach dem Aussterben der Naturvölker eine völlig ungenügende.

Diese Verdummung ist zugleich verbunden mit einer Art von Erschlaffung, Ungeschicklichkeit, Unbeweglichkeit und Trägheit, welche allen Europäern stets aufgefallen, von allen stets gebührend gerügt und doch durchaus natürlich, ja natur-

---

1) Vergl. Mommsen, Röm. Geschichte 3, 281.
2) Fechner, Elemente der Psychophysik 1, 38.
3) Darwin, Abstammung des Menschen, übers. von Carus 1. Aufl. 1, 211.

nothwendig ist. Wir sahen schon, daß die Associationen von irgend complicirter Art stets auch eine Reihe motorischer Centren umfassen: lösen sich nun die Associationen, so ist die Folge, daß neben der Verdummung auch eine gewisse Erschlaffung und Trägheit eintritt, eben in Folge der eintretenden Unthätigkeit so mancher motorischen Centren, für welche sich nur nach und nach Ersatz in neuen Associationen bildet. Dazu kommt, daß gerade eben in der Bildung neuer Associationen die freie oder lebendige Kraft verbraucht wird; daher also zur Bethätigung nach außen wenig übrig bleibt — auch dies muß den Eindruck der Erschlaffung, der Trägheit machen. Und da nun schon, bei der großen geistigen Leere des Lebens dieser Völker, Nichtsthun ein ganz habitueller Zustand bei ihnen ist, so nimmt derselbe in solchen Epochen um so leichter zu, als die Arbeit, welche das Neue zumuthet, mit so hohen physischen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Beiläufig sei hier auf das wunderliche Gemisch von Rohheit und einzelnen herüber genommenen Fetzen der Kultur aufmerksam gemacht, sowie auf die völlige Geschmacklosigkeit z. B. im Anzug, welche die Naturvölker in solchen Zeiten zeigen. Auch Völker, welchen man sonst in ihrem einheimisch-originalen Schmuck einen gewissen ästhetischen Sinn (so barbarisch der Gesammteindruck auch bleibt) nicht absprechen kann, verlieren denselben scheinbar ganz. Das unsinnige Aufputzen mit Stücken europäischer Kleidung genüge als Beispiel.

Weit wichtiger aber ist es, daß der gesammte psychophysische Zustand, wie wir ihn eben als nothwendige Folge der plötzlich eintretenden Cultur sahen, zugleich sehr mächtig die Gesammtstimmung herabdrückt und tiefe Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit zur Folge hat. Es ändern sich sämmtliche Werthbegriffe: alles, was früher als Höchstes und Bestes galt, gilt jetzt nicht mehr, wird jetzt — von der neuen Civilisation — als völlig werthlos verworfen. So zunächst einmal die äußeren Einrichtungen des Lebens, Kleidung, Nahrung, Hausbau u. s. w. Wie ungenügend dieselben gegen die europäischen sind, ergiebt sich sofort. Will aber ein Stamm oder ein Individuum, in liebevoller Anhänglichkeit an die alte Sitte, das Herkömmliche bewahren, so wird er sehr bald inne werden, wie er auf die alte Weise nicht mehr leben kann. Die Nahrung fehlt nach und nach, da sie mit den neuen Ankömmlingen von völlig anderer Lebensweise getheilt werden muß; und diese neue Lebensweise zeigt sich nach jeder Richtung so völlig siegreich und dabei doch so schwierig zu erreichen, daß sie eben die völligste Muthlosigkeit hervorruft. Um so mehr, je leidenschaftlicher sie durch gehässiges Auftreten das Gemüth der Eingeborenen zur Rache entflammt, welche meist nur das Gefühl der eigenen Ohnmacht verstärkt. Ferner, das Leben der Naturvölker ist völlig durchdrungen von einer Religiosität, welche allerdings nach unseren Begriffen sehr abergläubisch, dabei aber sehr streng und fest ist. Auch diese wird von der neuen Civilisation völlig bei Seite geworfen; ebenso die durchaus heilig gehaltenen Standesunterschiede mißachtet, ja mit Füßen getreten — kurz, das ganze geistige und moralische Leben, sämmtliche äußeren und inneren Institutionen werden annihilirt. Niedergeschlagenheit, Muthlosigkeit, Verzweiflung müssen um so eher eintreten, je feinfühliger, je ehrgeiziger das betreffende Volk ist. Nun aber ist der Indianer sehr ehrgeizig, nervös-feinfühlend und zugleich vielfach von melancholischem Temperament. Natürlich drückten alle die geschilderten Zustände doppelt schwer auf ihn. Dazu kommt, daß jene plötzliche Auflösung der Associationen und die plötzliche Nöthigung zur Anknüpfung so vieler und viel schwierigerer neuer auch physisch mit einem Schmerzgefühl oder Gefühl des Mißbehagens verknüpft ist, welches zwar selten klar und deutlich ins Bewußtsein tritt, dafür aber desto länger anhält und gerade wegen seiner Unklarheit die allgemeine Niedergeschlagenheit verstärkt.

Allein dieses wirkt nun weiter. „Zustände der Lust sind mit einer Steigerung, Zustände der Unlust, des Schmerzes mit einer Niederdrückung einiger oder aller Lebensfunktionen verbunden“ — so drückt der Engländer Bain [1]) eine Thatsache aus, von welcher sich jeder von uns schon gewiß durch eigene Erfahrung überzeugt hat. Dieser Satz hat für die Naturvölker noch seine weiteren Consequenzen. Denn zweifelsohne (und auch das können wir im eigenen Leben leicht bestätigt finden) wird durch eine solche Niederdrückung der Lebensfunktionen die Empfänglichkeit für Krankheiten vermehrt, was bei der völligen Umänderung des äußern Lebens, bei den vielen neuen Kontagien (Umstände, welche wir schon besprachen) von großer Bedeutung ist.

Auch die Neigung zu geistigen Getränken wird durch diese allgemeine Herabstimmung des Organismus befördert. Gaben sie doch, wenn auch nur auf kurze Zeit, das freudige Gefühl des alten Kraftzustandes wieder. Was wir hier bei ganzen Stämmen sehen, das beobachten wir im Gebiete der Civilisation nur allzuoft an einzelnen Individuen. Ein wesentlicher Unterschied zeigt sich also auch hier nicht zwischen Natur- und Kulturvölkern: das allgemein Menschliche zeigt sich bei beiden gleich. Doch ist noch zu erwähnen, daß viele Naturvölker (auch amerikanische Stämme) in der Trunkenheit die Wirkung bestimmter glückbringender Dämonen sehen und der Hang zu geistigen Getränken gerade in so schweren Zeiten in etwas auch aus dieser religiösen Anschauung seine Erklärung finden mag.

Diese hier allgemein geschilderten Zustände gelten nun zwar keineswegs für alle Amerikaner gleichmäßig: die Wirkungen sind verschieden je nach dem verschiedenen Bildungsgrad der Stämme. Je tiefer ein Volk steht, je weniger Associationen es hat, je werthloser diese dem Neuen gegenüber sind, je schwerer es ihm bei dem langen erblichen Unthätigkeitszustand des Hirns wird, Associationen zu bilden, um so mehr wird es in Gefahr sein, dauernd von der Civilisation zu Boden gedrückt und vernichtet zu werden. Denn auch die Civilisation ist, wie wir sahen, eine Naturmacht und völlig rücksichtslos als solche, wenn sie nicht durch eigene Kraft schon über die strenge Naturabhängigkeit, über ihre eigene Unfreiheit hinaus ist. Je höher dagegen ein Volk steht — unwillkürlich denkt man sich immer die Tschirokesen als Beispiel —, desto heftiger wird die erste Wirkung des Stoßes sein, allein desto rascher wird sie sich überwinden lassen. Nicht alle Associationen, welche es besitzt, braucht es aufzugeben; es wird ihm zugleich leichter, neue, ausgedehntere Associationen zu bilden, und so wird sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein neues Leben, resultirend aus dem originalen Geistesbesitz und dem zunächst als passend angeeigneten Neuen, entwickeln und weiter bilden, um entweder ganz mit den Trägern der Civilisation zu verschmelzen oder gleich berechtigt neben ihnen zu stehen. Zwischen diesen beiden Extremen bilden nun die thatsächlich vorhandenen Zustände der Indianer Nordamerikas eine vielfach abgestufte Reihe.

Ueberhaupt haben wir oben unsere Betrachtung allgemein aufgestellt, wie sich dieselbe aus eingehenden Studien am ethnologischen Objekte, an den indianischen Stämmen und den übrigen Naturvölkern ergeben hat. Auf drei Punkte ist nun noch, wenn wir diese Indianer näher ins Auge fassen, speciell hinzuweisen.

---

[1]) Bain, The Senses and the Intellect, 3. Ausg. 283. Ferrier a. a. O. 292.

Erstlich. Betrachten wir die nordamerikanischen Zustände, so zeigt sich uns der Bildungszustand der Indianer von Ost nach West hin abnehmend. Es ist schwer, eine eigentliche Grenze hier aufzufinden, selbst das Felsengebirge hält bei genauerer Prüfung als solche nicht Stand: eher möchte man die Westgrenze der Seen und die Mississippilinie als wichtiger hinstellen. Thatsache ist aber, daß in allgemeiner Leistungsfähigkeit und also auch in Widerstands- und Aufnahmefähigkeit der Civilisation gegenüber die Oststämme weit höher stehen als die westlichen. Eine ähnliche westliche Abstufung zeigt sich auch im Norden; der Norden hat aber in Folge seiner eigenthümlichen Naturbeschaffenheit so eigenthümliche Lebensbedingungen, daß wir sein Verhältniß zum eigentlichen Kern der nordamerikanischen Urbevölkerung, den Indianern der Vereinigten Staaten, nicht mit kurzen Worten erschöpfen und also hier nur auf diesen Unterschied hinweisen können.

Zweitens. Die Civilisation trat dem Osten gegenüber in viel weniger entwickelter, roherer Form auf, als dem Westen, dem sie mehrere Jahrhunderte später — und diese Jahrhunderte sind fast die wichtigsten in der bisherigen Kulturentwickelung der europäischen Menschheit — zuerst entgegentrat, den untergeordneteren Völkern also mit viel höher entwickelten Ansprüchen. Die Ostvölker standen zu den herüberkommenden Europäern des 17. und 18. Jahrhunderts doch in einem so weit gleichen Verhältniß, daß sie sofort in die Geschichte dieser Einwanderer eintraten, als achtunggebietende seien es Feinde oder Freunde. Hierfür giebt die Geschichte des Irokesenbundes und seine Stellung zu Engländern und Franzosen die deutlichsten Beweise. Dazu kam, daß durch den sofort ausbrechenden Streit zwischen jenen beiden Nationen die Stellung der einheimischen Bevölkerung eine noch größere Bedeutung erhielt. Und so ergaben sich für diese östlichen Völker verhältnißmäßig leichter Uebergangszeiten, während welcher Zeiten (zwei Jahrhunderte hindurch) die Westvölker im unbewegten Zustande weiter gehender Vererbung des Altherkömmlichen verharrten.

Drittens. Wie trat denn nun die Civilisation jenen Völkern gegenüber auf, freundlich, milde, erzieherisch, oder zerstörend, feindselig, abstoßend? Es ist bekannt genug, wie sehr dies letztere der Fall war; wie sehr gerade das Benehmen gegen die Naturvölker zu den düstersten Partien in der Geschichte der Kulturwelt gehört. Beispiele brauchen wir nicht zu geben, und erinnern nur daran, wie z. B. auch die Mission in Kalifornien eigentlich nur zur Vernichtung der Bevölkerung beigetragen hat. Diese feindselige Stellung der Civilisation geht aber auch jetzt noch weiter fort. Wie schlimm auch hier wieder gerade die Kalifornier durch die Goldsucher gefahren sind, haben wir schon früher betont. Aber auch im Osten stehen selbst die wirklich gebildeten Indianer politisch und gesellschaftlich den Weißen nicht gleich, sie werden in einem socialen Banne gehalten, welcher um desto schlimmer auf sie wirken muß, je mehr sie sich den Weißen gleichstehend fühlen müssen. Beispiele von schwerer Melancholie, von Selbstmord in Folge dieser Zurücksetzung liegen vor.

So sehen wir jetzt ein Doppeltes. Die schwächeren Stämme, welche die Civilisation und die Geschicke, die sie mitbrachte, zu Boden drückte, sehen wir jetzt in ihren letzten Ueberresten, völlig verkommen und verwahrlost — es bedarf nicht der psychischen Analyse, wie diese Verwahrlosung vor sich gehen mußte. Sie zeigt sich darin, daß bei diesem indianischen Gesindel die alten guten Seiten ihres Wesens (so unbedeutend sie auch waren) vernichtet, die schlechten dagegen verstärkt und durch zahlreiche Laster der Civilisation vermehrt sind. Unter allen diesen Fehlern hat der Stolz, die Prahlsucht, so widerlich gerade sie auftritt, doch eine tiefe ethische Bedeutung: sie ist das beredte Zeichen, wie sehr der Indianer sein Verkommensein fühlt. Wir erkennen nun rückhaltslos an, daß mit diesen Stämmen die Civilisation einen sehr schweren Stand hatte; daß dieselben, meist wenig zahlreich, eine erzieherische Thätigkeit gefordert hätten, welche die nach Westen rasch vorschreitende Civilisation nicht leisten konnte, und welche, wenn sie dieselbe auch geleistet hätte, die an sie verwendete lebendige Kraft nicht gelohnt hätte. Daß auf humanere Weise vieles hätte gerettet werden können, was jetzt verloren ist, läßt sich dabei doch aussprechen. Aber indem wir so dem Verfahren der Civilisation, wie sie historisch aufgetreten ist, gerecht werden und ihr keine sentimentalen oder philanthropistischen Vorwürfe machen wollen, müssen wir auch Gerechtigkeit im Urtheil über jene Völker fordern. Nach diesen Ueberresten den Werth, die Fähigkeit ganzer Völker, einer ganzen Race zu beurtheilen, ist entschieden falsch, ist absurd. Ein Urtheil über die Race kann sich nur der bilden, der vorurtheilsfrei und umfassend ihren Naturzustand und ihre historischen Schicksale studirt, und ein solches fällt anders aus, wie ein Urtheil, welches man in vollem Gewicht des gerechten Abscheus vor einem Haufen verwahrlosten Gesindels abstrahirt. Letzteres hat nur individuelle Geltung; nur ersteres ist gerecht und allgemein anzuwenden.

So haben wir die zweite Wirkung der Civilisation, ihre psychophysische Wirkung, gesehen. Gerade dieser Einfluß mußte ein räthselhafter erscheinen, und das um so mehr, je weniger man von der Thätigkeit des Gehirns, von seiner physischen Mitwirkung bei den psychischen Vorgängen, Kunde hat. Dieses Brachlegen des geistigen Lebens, dieses Lähmen sonst energischer Völkerschaften, welches erst die neuere Physiologie annähernd erklärt, mußte allerdings so ungewöhnlich erscheinen, daß man das Märchen vom giftigen Hauche der Civilisation wohl erfinden konnte. Nein, die Civilisation, das edelste Besitzthum, was sich die Menschheit im Lauf ihrer Entwickelung erworben hat, sie hat keinen giftigen Hauch, ihre Wirkungen sind vollkommen naturgemäße und nur solche, welche sie auch, wenn wir in der Lage der Indianer wären, auf uns ausüben würde. Und andererseits ergiebt es sich, daß auch die Naturvölker, wenn man ihnen nur die nöthige Zeit läßt — die bei manchen allerdings sehr lange dauern würde —, völlig die Fähigkeit haben, sich zur Civilisation empor zu schwingen. Die Tschirokesen und ferner die Berichte der Indianeragenten, wie sie in den Annual reports vorliegen, beweisen das für Nordamerika aufs Schlagendste. Man hat kein Recht, zu behaupten, daß manche Völker für die Civilisation nicht geschaffen, nicht bestimmt seien. Die psychophysische Aufgabe, welche eine plötzlich auftretende hohe Kultur an Unkultivirte stellt, ist eben eine außerordentlich hohe, welche nur mit der Zeit und nur mit großer Arbeit gelöst werden kann.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die ostschweizerische geographisch-kommercielle Gesellschaft in St. Gallen, welche erst seit 1½ Jahren besteht, entwickelt bereits eine lebhafte Thätigkeit. Sie hat, wie die neue Zürcher Zeitung mittheilt, in der Kapstadt bereits eine Niederlassung gegründet, einen Reisenden zur Exploration Brasiliens ausgerüstet und im August d. J. in St. Gallen eine geographische Ausstellung eröffnet, welche dort großes Interesse erweckt. Die eine Abtheilung derselben umfaßt die schweizerische Kartographie von der ersten Specialkarte des berühmten Chronisten Aegidius Tschudi von Glarus (1505 bis 1572) an bis herab zu den Vermessungen des eidgenössischen Stabsbureaus und seinem herrlichen topographischen Atlas des Landes. Erwähnenswerth ist auch der dort ausgestellte Nachlaß zweier um die Erforschung Afrikas verdienter Männer, Werner Munzinger's und Theodor Heuglin's, und die vom jetzigen Vicekönig von Aegypten, dem Ehrenmitgliede der Gesellschaft, eingesendeten arabischen Karten, Handschriften und Bücher, sowie eine Sammlung innerafrikanischer Geräthe und Waffen. Eine zweite Abtheilung umfaßt zahlreiche ethnographische Objekte aus Asien, Afrika und Amerika, eine dritte Photographien, eine vierte eine sorgfältig geordnete Sammlung von Produkten, die zum Theil in allen Stadien ihrer Verarbeitung vorgeführt werden. Zu letzterer hat die Internationale Afrikanische Gesellschaft (Centralkomité in Brüssel) nachträglich eine reichhaltige Sendung afrikanischer Natur- und Handelsprodukte übermittelt. Der Nutzen einer solchen Veranstaltung liegt so auf der Hand, daß eine Nachahmung auf deutschem Boden sich sehr empfehlen dürfte.

— Der französische Unterrichtsminister hat für das laufende Jahr unter anderen folgende wissenschaftliche Missionen vergeben: Ernst Chantre, Unterdirektor am Lyoner Museum, ist beauftragt, in Kazan, im Kaukasus, in der Krim und in der Türkei anthropologische Studien zu machen; Emil Rivière, prähistorische Forschungen im Departement der Seealpen anzustellen, und Ingenieur Paul Sárda, in Japan die Geologie des Bodens zu erforschen und die wichtigsten Bergwerke zu besuchen.

— Die Bevölkerung Bulgariens wird in einer Warnaer Korrespondenz der „Mail" vom 30. Juli 1879 auf rund 1 500 000 Seelen geschätzt, wovon auf die städtische Bevölkerung nicht mehr als 230 000 bis 250 000, also höchstens ein Sechstel, entfallen. Dieses bedeutende Uebergewicht der eigentlich producirenden Klasse, die von der Bebauung des Landes und den Erträgnissen ihrer Herden lebt, über die handel- und gewerbetreibende kann für die Zukunft des Landes von hoher Bedeutung werden. Die größten Städte werden von dem Korrespondenten in einer von früheren Angaben oft sehr abweichenden Höhe wie folgt geschätzt: Rustschuk, Tirnowa und Widin je 25 000 bis 30 000 Einw., Schumla 18 000 bis 20 000, Gabrowa 15 000 bis 20 000, Swischtowa (Zischtow) 18 000, Warna 16 000 bis 18 000, Silistria 12 000, Sofia 10 000 bis 12 000, Lowtscha 8000 bis 10 000, Lom 8000, Rasgrad 5000 bis 6000, Dschuma und Eski Dschuma je 6000, Radomir und Osman-bazar je 4000. Außer diesen giebt es noch 15 bis 20 kleinere Städte von 2000 bis 3000 Einwohnern.

— Aus Ostrumelien bringt die Augsburger „A. Z." vom 13. August d. J. eine Reihe interessanter Nachrichten: d. d. Philippopel 5. August.

Im Verlaufe der letzten drei Juli-Wochen ist nahezu die ganze früher ausgewanderte türkische Bevölkerung in die Provinz zurückgekehrt, so daß nunmehr das türkische Element in der Gesammtbevölkerung ein gutes Drittel ausmacht. Ihre Besitzungen finden diese Leute freilich in den Händen von Bulgaren; viele von ihnen lagern noch im Freien und nur schwer fällt es, sie nach und nach in den Dörfern unterzubringen. Demoralisation und Noth ist unter ihnen weit verbreitet. — Die von den Russen errichteten Telegraphenleitungen und -Einrichtungen hat die ostrumelische Regierung billig angekauft und verwaltet sie seit Ende Juli selbst. Die Post ist dagegen noch nicht eingerichtet, weil man eben alle Stellen mit Bulgaren besetzen will, die vom Postwesen aber nichts verstehen. — Augenblicklich läßt die Regierung, welcher die selbständige Finanzverwaltung der Provinz zusteht, Papiergeld in den drei Landessprachen (Bulgarisch, Griechisch und Türkisch) anfertigen, um das schlechte im Werthe schwankende türkische Geld und die massenhaft umlaufende russische Scheidemünze zu verdrängen. Die Scheine steigen im Werthe von 5 Para (0,02 Mark) bis 25 Piaster (4,50 Mark).

— Athenische Blätter berichten über die Ergebnisse der neuesten Volkszählung in Griechenland. Die Bevölkerung des Königreiches, im Jahre 1870 1 457 894 Köpfe stark, war demnach im Jahre 1879 auf 1 679 775 gestiegen; bei der ersten Volkszählung im Jahre 1838 hatte sie nur 850 000 Köpfe betragen, hat sich also seitdem verdoppelt. Athen, welches 1870 48 000 Einwohner zählte, hat jetzt 74 000, der Piräus 22 000; im Jahre 1870 hatte er 11 000 gehabt.

— Fritz Wernick's „Städtebilder" (Neue Folge, Bd. I, Leipzig, E. Schlömp. 1879) sind frisch und unterhaltend geschriebene Skizzen eines Touristen. Schade nur, daß man von solchem Standpunkte aus über Städte wie Konstantinopel und Athen schwer mehr etwas Neues sagen kann; dazu bedarf es eingehenderer Studien, als der Autor machen konnte oder wollte. Sehr viel weniger aber wissen wir von den in demselben Bande abgehandelten russischen Städten Petersburg, Moskau und Warschau. Die Schilderung derselben und des Lebens und Treibens dort sind höchst unterhaltend und belehrend und darum eine sehr annehmbare Gabe des viel reisenden Verfassers.

Asien.

— Der Naturforscher Karl Bock ist von der niederländisch-indischen Regierung engagirt worden, um das Innere von Kotie an der nordöstlichen Küste von Borneo zu erforschen, den Fluß Kotie, so weit es möglich sein wird, zu befahren und seine Forschungen im Distrikte Dyak zu beginnen. Die Reise soll ein halbes Jahr dauern und beweist, daß die niederländische Regierung den Norden Borneos nicht aus den Augen läßt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

I.

Als Dr. Harmand im Jahre 1874 von der Expedition nach Tong-king zurückkehrte, welche in dem Tode Francis Garnier's einen so traurigen Abschluß fand (vergl. „Globus“ XXXIII, S. 113, 129), erbat er sich und erhielt er eine wissenschaftliche Mission nach Hinterindien, für welche er sich durch einen langen Aufenthalt in Cochinchina und durch die Art seiner Lieblingsstudien besonders befähigt glaubte. Diese Reisen, über welche wir gelegentlich in früheren Bänden kurze Mittheilungen gebracht haben, fallen in die Jahre 1875 bis 1877, umfassen das Innere der indochinesischen Halbinsel zwischen dem 12. und 18. Grade nördlicher Breite und dem 121. bis 125. Grade östlicher Länge von Ferro und endeten in der Hauptstadt des Königreiches Annam, in Hué. Die vorläufigen Berichte über diese ausgedehnten Wanderungen nebst Karten erschienen im „Bulletin“ der Pariser Geographischen Gesellschaft (Oktoberheft 1876, September 1877, Januar 1879); im Folgenden soll eine Episode daraus erzählt werden, ein im Februar und März 1877 auf dem linken Ufer des Mekhông unternommener Ausflug.

In den ersten Tagen des Februar 1877 langte Dr. Harmand in Bassak am Mekhông an, nachdem er durch einen über Monatsfrist dauernden Landmarsch die von dem Prinzen Si-Batâh gegen seinen Bruder, den König von Kambodja, aufgewiegelten Provinzen hatte umgehen müssen.

Die Mekhông-Kommission (Doudart de Lagrée und F. Garnier) hat im Jahre 1867 in Bassak lange verweilt und den Ort so eingehend geschildert (s. „Globus“ XXI, Nro. 4 bis Nro. 6), daß Harmand dem dort Gesagten nichts Wesentliches zuzufügen vermag. Uebrigens unterscheidet sich auch ein Laos-Dorf am Flußufer von dem andern nur durch die Höhe der Böschung und durch die größere oder geringere Zahl der Hütten, aus welchen es besteht. Bassak ist der Hauptort (meuong) einer ziemlich ansehnlichen Provinz, die ein Mandarin als Statthalter des Hofes in Bang-kôk verwaltet. Das Einzige, was ihn von seinen Nachbarn unterscheidet, ist sein Titel khiao, der etwa unserm „Fürst“ entspricht und kraft dessen er bei seinem Amtsantritte mit einer Theekanne, einem Spucknapfe, einer Beteldose und einem Präsentirteller aus Gold beliehen wird. Bei seinem Tode müssen diese Insignien dem Hofe zurückerstattet werden, der sie seinem Nachfolger überliefert. Man muß es aber dem Fürsten von Bassak lassen, daß er mit seinen Abzeichen nicht prahlt, wie andere; seine Zurückhaltung, sein einfaches Wesen und der leichte Schatten von Traurigkeit, der auf seinen ziemlich feinen Zügen liegt, kann den Glauben erwecken, als gedenke er noch immer des Unglücks seiner Familie und habe noch nicht alle Hoffnung verloren, daß er eines Tages den Thron seiner Vorfahren besteigen werde. Denn er ist der letzte Sproß der alten Königsfamilie von Laos, dessen Hauptstadt Binh-khianh (Wien-schan) im Jahre 1828 von den Siamesen erobert und von Grund aus zerstört wurde. Heute sind nur noch Ruinen von ihr übrig, die bald unter der wuchernden Vegetation völlig verschwunden sein werden.

Harmand's erste Sorge bei seiner Ankunft in Bassak war, die Gunst des Fürsten zu gewinnen, und so überschickte er ihm, ehe er an Land ging, durch zwei seiner Diener in

ihren seidenen Feiertagsgewändern einige Geschenke, darunter namentlich einen Fantasiesäbel mit einer Scheide aus vergoldetem Kupfer. Bald kamen seine Diener mit Leuten zurück, die sein Gepäck nach der für ihn bestimmten sala (so heißt ein meist vereinzelt stehendes, für Reisende und Fremde bestimmtes Haus) schaffen sollten. Es war das eine enge, elende Hütte, die dicht am Palissadenzaun, der den Ort umgab, lag und ohne jeglichen Schutz den Strahlen der glühend herabbrennenden Sonne ausgesetzt war. Die Leute des Fürsten entschuldigten sich freilich nach Kräften damit, daß alle Salas von dem Fürsten von Ubôn und seinem zahlreichen Gefolge mit Beschlag belegt worden seien; doch würde das nicht lange, höchstens vierzehn Tage dauern, und so wie man für den Fürsten von Ubôn ein „Dorf“ erbaut hätte, würde man dem Reisenden eine seiner Verdienste würdige Behausung anweisen können. Ubôn ist der Hauptort einer großen Provinz am rechten Mekhông-Ufer, deren Mandarin etwa vor einem Jahrzehnt denselben Titel, wie sein Nachbar in Bassak, erhalten hat. Dieselbe ist eine der reichsten Provinzen in Laos, und ihr Gouverneur hat die Oberherrlichkeit über mehrere anstoßende Bezirke. Letzterer war mit den in seinem Gebiete ausgehobenen Rekruten nach Bassak geschickt worden unter dem Vorwande, daß er die Bewegungen des Rebellen Si-Vatâh überwachen sollte — der nie daran gedacht hatte, so weit nach Norden hinaufzugehen —, in Wahrheit, um den armen Fürsten von Bassak auszuspioniren,



Ansicht von Bassak.

dessen man nicht sicher war, und der in der That dem Reisenden gegenüber niemals seinen ohnmächtigen Haß gegen die Siamesen verbarg.

Von der Plateforme seines kleinen Hauses überblickte Dr. Harmand im Westen das ganze Panorama der Berge von Bassak, deren große regelmäßige Umrisse sich von dem gleichzeitig dunstigen und doch lichterfüllten Himmel abhoben. Man befand sich jetzt mitten in der trockenen Jahreszeit: die zum Theil ihrer durch Nachtfröste und Trockenheit gelb gewordenen Blätter beraubten Bäume ließen überall die mächtigen horizontalen Lagen weißlichen Sandsteins erkennen, aus welchen fast alle Gebirge in Laos bestehen. Hinter dem Orte dehnt sich eine weite thonige Ebene aus, welche in der Regenzeit unter Wasser steht, aber in der damaligen Jahreszeit mit dichtem Gebüsch und hohem Grase bedeckt war; letzteres wurde dann niedergebrannt, so daß sich der beißende Rauch desselben mit dem Staube, den die Hufe der Büffel aufwühlten, vermengte. Brach die Nacht herein, so machte der tausendfältige Lärm des Tages den nächtlichen Geräuschen eines laotischen Dorfes Platz: da ertönen die großen hölzernen Glocken, welche die heimkehrenden Büffel und Ochsen um den Hals tragen, da hört man den schrillen Schrei der zahmen Elephanten, die in die Schwemme geführt werden und sich an dem hohen Uferabhange hinab in das Wasser gleiten lassen. Später vernimmt man von allen Seiten den dumpfen Klang der Stößel, mit welchen Frauen und Mädchen im Takte den Reis in den Mörsern zerstampfen, und schließlich Musikinstrumente und die einförmigen Gesänge der Bonzen, welche ihre Ceremonien bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Am nächsten Morgen ließ Dr. Harmand

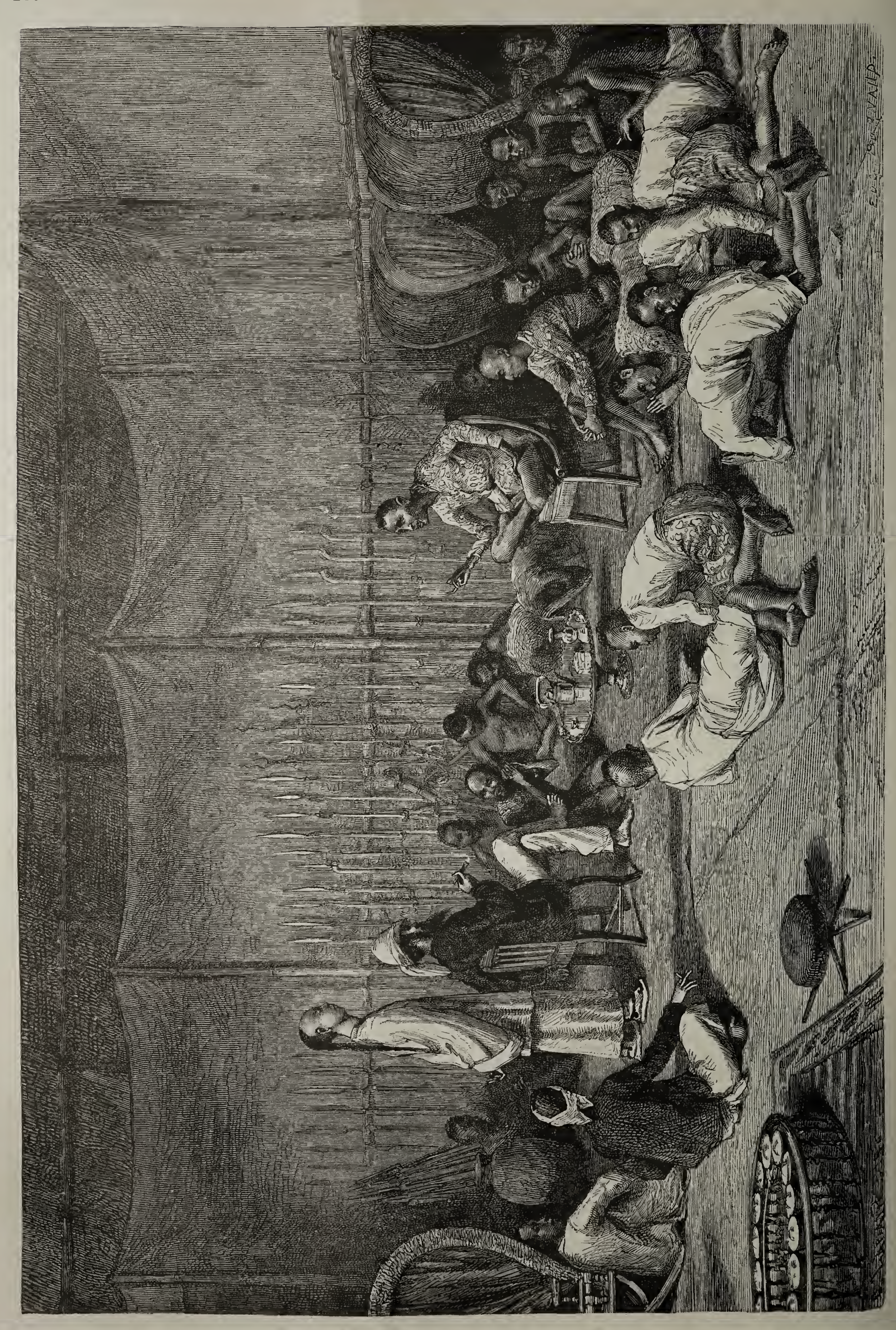
dem Fürsten seinen Besuch ankündigen, zog sich eine alte Uniform an und begab sich nach dem Meuong, einem aus 3 m hohen Brettern gebildeten Palissadenviereck von etwa 80 m Seitenlänge, in welchem bessere Häuser als die der gewöhnlichen Leute stehen. Sie ruhen auf schönen ungeschnitzten Balken und haben spitze Dächer, die mit ziegelförmig über einander liegenden Brettern gedeckt sind. In der Mitte des mittelsten Hauses steht auf einer Erhöhung ein großer Tisch und mehrere mit rothem Sammet europäischer Fabrikation überzogene Lehnsessel. An den Palmblattwänden, welche die einzelnen Räume von einander scheiden, sind Flinten, Säbel von mancherlei Form und schöne mit Silber verzierte Lanzen, die ohne Zweifel sehr alt sind, aufgestellt, in einer Ecke ein ganzes laotisches Orchester, Pauken, Hoboen, Harmonikas mit Klangbrettchen aus trockenem Holze, Guitarren aus Kambodja oder Siam und jenes sonderbare Instrument der Wilden aus Schilfrohr von stets abnehmender Länge, welches dumpfe, melancholische Klänge von sich giebt. Der Fürst, der rasch über sein seidenes Gewand ein europäisches Hemd gestreift hatte, tauschte mit dem Reisenden in Ermangelung eines guten Dolmetsch nur wenige höfliche Redensarten aus und gedachte besonders der französischen Expedition des Kommandanten de Lagrée — Kô-mang-dang Te-la-ke, wie die Leute dort den Namen sich mundgerecht machen.

Am nächsten Tage sandte Harmand eine Piroge unter



Abklatschen einer Inschrift im Tempel Wât-Phu.

Führung eines seiner Annamiten nach der Insel Không, dem Hauptort der Provinz Si-tan-dôn (d. i. die 4000 Inseln), um sein fast seit Jahresfrist dort lagerndes Gepäck zu holen und dem Gouverneur für seine Gefälligkeit ein Jagdgewehr mit Steinschloß zu übergeben. Inzwischen wandte er seine Aufmerksamkeit den unweit Bassak gelegenen Ruinen von Wât-Phu zu, welche schon 1867 von de Lagrée besucht worden waren. Doch wollte er dort bloß Inschriften abklatschen, keine neuen Messungen vornehmen, und das um so weniger, als er nichts anderes fand, als was schon in Garnier's Prachtwerk über die Mekhông-Expedition beschrieben ist, und als es ihm gänzlich an geeigneten Gehülfen beim Vermessen fehlte. Um eine schöne Inschrift in sehr feinen und zierlichen Charakteren abzuklatschen, beschloß er sich einstweilen in den etwa 12 km von Bassak entfernten Ruinen niederzulassen, um nicht seine Zeit mit wiederholtem Kommen und Gehen zu verlieren. Die Ruinen liegen am südlichen Ende der Berge, welche hinter Bassak am rechten Flußufer eine Art Kreis bilden. Der Weg dorthin überschreitet mehrere Bäche, die im Februar vollständig trocken lagen; ihre Betten waren tief in den ganz mit dornigem Gestrüpp bewachsenen Boden eingegraben. Zwischen den einzelnen Dickichten lagen unbebaute freie Stellen und Reisfelder; hier und da sind einzelne Hütten und ärmliche Dörfer sichtbar, und dazwischen suchen Herden abgemagerter Büffel ihr dürftiges Futter. Die Ebenen in Laos bieten zu Ende der trockenen Jahreszeit einen wahrhaft schrecklichen Anblick: alles ist gelb, mit Staub bedeckt oder von Asche und Feuer geschwärzt, und die zahllosen feuerrothen Blüthen der ihrer Blätter beraubten Buteas und Erythrines vermehren nur



Empfang bei dem Fürsten von Ubôn.

den Eindruck absoluter Trockenheit. Nur selten erblickt man im Dickicht die schönen blauen Blüthen der in ganz Hinterindien so häufigen Liane Thumbergia Cochinchinensis oder die glänzenden Büschel einer alten Saracca mit kurzem, knorrigem Stamme.

Wenn man sich dem Fuße der Berge nähert, trifft man auf Reste von zweien jener großen Teiche, welche sich stets in der Nähe von Ruinen finden. Weiterhin liegt ein kleinerer noch gefüllter Weiher, aus welchem die Mädchen der Umgegend in kegelförmigen, mit Harz überzogenen Körben Wasser holen. Beim Anblicke des Weißen freilich entfloh die vorher schäkernde Schar voll ungeheuchelter Furcht.

Sehr gegen den Willen seiner einheimischen Begleiter bezog Harmand dort eine kleine Hütte, wie sie die Laos an einsamen malerischen Plätzen zu Ehren von Geistern zu errichten pflegen. Dort schlief er eine Nacht und ließ sich dorthin sein Essen aus Bassak bringen, welches ein Mal wie das andere aus Eiern, Reis und einem magern Huhn mit spanischem Pfeffer bestand.

Das Abklatschen der Inschrift gelang, und außerdem lieferten die nahen Berge eine schöne Ausbeute an Pflanzen und Thieren, so daß der Reisende am folgenden Tage befriedigt nach Bassak zurückkehrte, wo inzwischen auch sein Gepäck von der Insel Không wohlbehalten angelangt war. Schon eine Stunde nach seiner Ankunft empfing er unerwartet den Besuch des Fürsten von Ubôn, bei welchem die Neugier die Oberhand gewonnen hatte über den Stolz, und der, nachdem er bisher vergeblich auf den Besuch des Falang (Franken) gewartet, selbst sich zum Kommen entschlossen hatte, mit der heimlichen Hoffnung, dabei irgend ein Geschenk zu erpressen. Die Zusammenkunft war sehr kühl. Der Fürst, der bei einigen Besuchen in Bang-kôk höfische Sitten und europäische Gebräuche erlernt zu haben vermeint, ist ebenso eitel und stolz als sein Bassaker Kollege voller



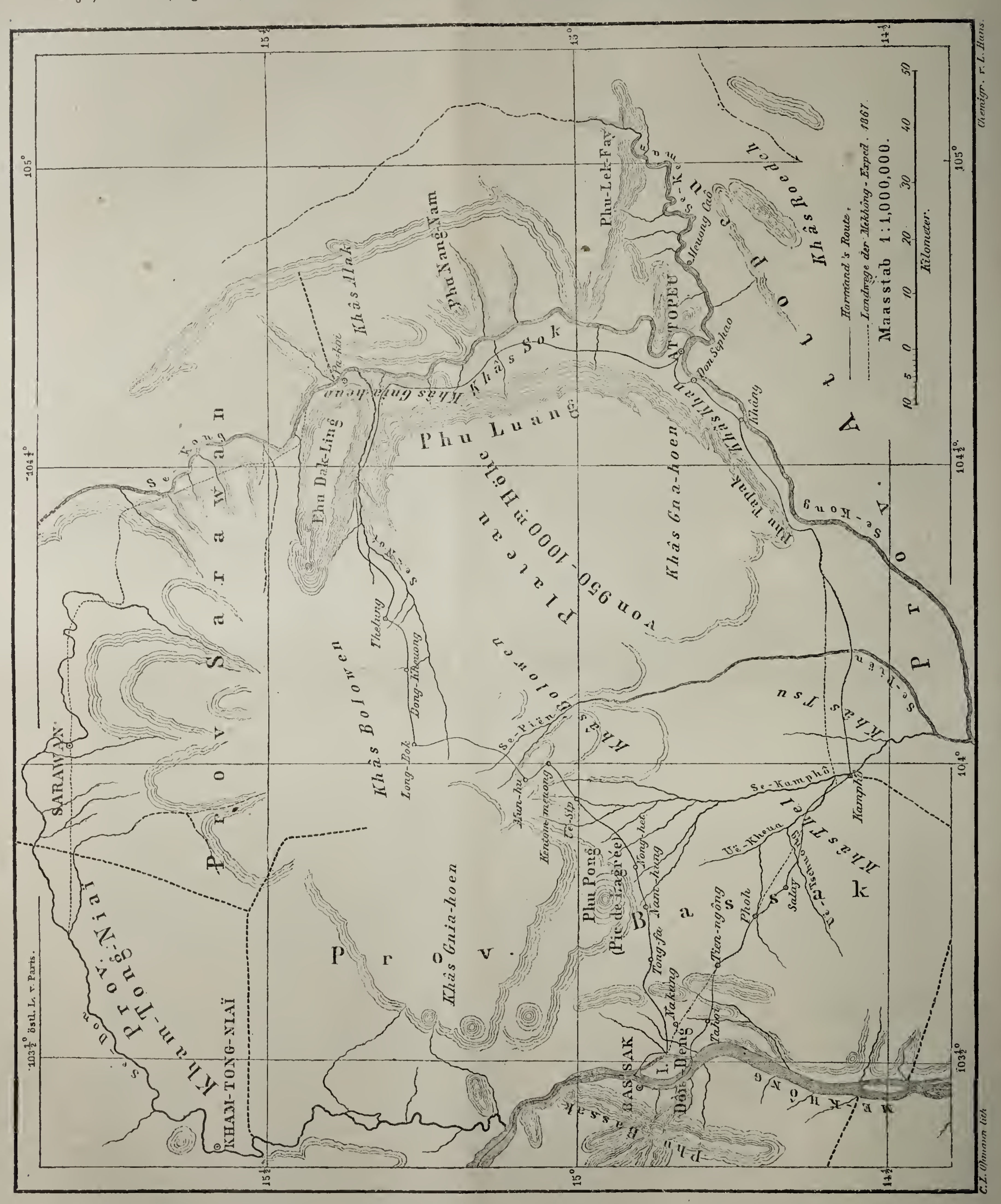
Ein Transport von Sklaven.

Takt und Zurückhaltung. Er faßte alle Waffen und Instrumente an, und wollte alles sehen; wenig fehlte, so hätte er Harmand's Kisten geöffnet. Dieser schlug aber seine Wünsche so kalt ab und wurde zusehends unwilliger, daß der Fürst bald sich empfahl. Der Reisende beklagte sich auch über dieses Benehmen gegenüber dem Fürsten von Bassak und knüpfte eine Lektion in der Höflichkeit daran an, von der er sicher war, daß sie sofort an den Fürsten von Ubôn weiter berichtet würde. Doch wurde ihm mitgetheilt, daß von letzterm alle Provinzen, die er bei seiner weitern Reise nach Norden zu durchziehen hatte, abhängig wären und daß er gut daran thäte, mit diesem Machthaber etwas politisch zu verfahren.

Am folgenden Tage rüstete er sich zur Reise nach Attopen, welche er nicht über einen Monat auszudehnen beabsichtigte, und wohin er nur das nöthigste Gepäck mitnahm. Auch hatte er noch den wichtigeren Mandarinen im Orte, namentlich dem Bruder des Fürsten, dem hom-bahât oder zweiten Mandarinen der Provinz, ceremonielle Besuche abzustatten. Derselbe ist ein dicker, fetter Laos mit jovialem, sinnigem Gesichte, welches unzweifelhafte Spuren seiner Abstammung von Wilden aufweist. Die ehrgeizigen Bestrebungen, von denen er einst de Lagrée und Garnier erzählte, scheint er gänzlich aufgegeben zu haben und denkt nur noch an die Pflege seines Leibes; die Sorgen der Regierung drücken in jenem Lande nicht schwer. In der unbefangensten Weise erzählte er Harmand, daß er in nächster Zeit einen Ausflug nach dem linken Ufer des Mekhông machen würde, um Khâs — so heißen in der Thay-Sprache alle Wilden im Allgemeinen — zu jagen. Der Franzose ließ ihn nichts von seinem Abscheu gegen solche Grausamkeit merken, sondern suchte Einzelheiten über das dabei angewendete Verfahren kennen zu lernen.

Es scheint nämlich, daß die Mandarinen in Laos, wenn schlechte Zeiten sind, die Steuern kein zufriedenstellendes Ergebniß liefern, unter Büffeln und Elephanten ein Sterben geherrscht hat, Expeditionen gegen die Wilden, gleichviel ob dieselben die Oberherrlichkeit der siamesischen Beamten anerkennen und Tribut bezahlen, oder nicht, organisiren. Es wird dann unter irgend einem Vorwande an einem passenden Platze ein Lager aufgeschlagen, von welchem aus die Dörfer überfallen oder umzingelt werden. Die Wilden, welche einzelne Weiler von wenigen Hütten bewohnen, denken natürlich nicht daran, ihren zahlreichen, mit Flinten bewaff-

neten Gegnern Widerstand zu leisten. Ist eine genügende Anzahl von Gefangenen jeden Alters und Geschlechtes zusammengebracht, so werden sie gefesselt nach Bassak, Stungtreng oder Attopen gebracht, wo chinesische oder siamesische



Kaufleute, vorzüglich aber Malaien aus Kambodja, sie aufkaufen und truppweise besonders nach Bang-kôk, Korât und Phnôm-penh schaffen.

16. Februar. Trotz all' seiner Abneigung entschloß sich Harmand an diesem Tage, dem Fürsten von Ubôn den nöthigen Gegenbesuch zu machen und ließ sich, der Etikette ge=

mäß, bei ihm anmelden, damit jener Zeit hatte, seinen europäischen Trödelkram hervorzusuchen und namentlich seine prächtigen blauen Strümpfe, auf die er so stolz war, anzulegen. Er empfing den Reisenden auf einem schönen französischen Teppiche unter einem geräumigen Schuppen und that sein Möglichstes, um ihn zu ärgern und zu reizen, bis Harmand, geradezu gesagt, grob wurde und dadurch den hochmüthigen Mann zu Entschuldigungen und selbst zu größerer Zurückhaltung veranlaßte. Nun zeigte ihm der Fürst den Inhalt seiner Gewehrständer, gut gezogene Flinten englischen Ursprunges, schöne Lanzen und Säbel von allen möglichen Formen, und bat ihn, sich eine Waffe zu wählen, was Harmand jedoch ausschlug, da er es sich zum Grundsatze gemacht hatte, von Beamten nie etwas anderes als Leute und Transportmittel anzunehmen. Doch ließ er, um seines Widerparts verändertes Benehmen zu belohnen, einen Karabiner und 600 Patronen holen und machte ihm damit ein Geschenk. Zu guter letzt mühte er sich vergeblich eine volle Stunde ab, dem Fürsten und seiner Umgebung die Anfangsgründe von der Theorie des Schießens, die Krümmung der Flugbahn des Geschosses und dergleichen zu erklären.

17. Februar. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden vollendet. Auf Bitten des Fürsten von Bassak, bei dem ein Theil von Harmand's Gepäck zurückbleiben sollte, mußte letzterer alle Kisten versiegeln und in Gegenwart eines Mandarinen das zurückbleibende Geld vorzählen. Dann erschien nochmals der langweilige Gouverneur von Ubôn, der es nun für nöthig hielt, seine Liebe zu allen Franzosen im Allgemeinen und zu Harmand im Besondern zu betheuern, und sich in der beunruhigendsten Weise mit den Instrumenten und Waffen zu schaffen machte, des Reisenden Uhr mit der ernsten Miene eines Affen, der in einen Spiegel schaut, betrachtete und seine natürlich verdrehte Ansicht über die Thermometer zum besten gab. Schließlich brachte ihn Harmand auf seine Provinzen zu sprechen, und sofort zählte er stolz alle ihm untergebenen Mandarinen auf und bot ihm ganz von selbst Empfehlungsschreiben an dieselben an. Harmand, dem nichts erwünschter sein konnte, nahm ihn sofort beim Worte und bat ihn, den Gouverneur von La-khôn anzuweisen, daß er für ihn Lagerplätze im Gebirge herrichten lasse und ihm Führer und Träger stelle zur Reise nach dem südlichen Tong-king. Dafür mußte denn der Reisende dem Fürsten Geschenke geben; ja er trieb seine Schwäche so weit, daß er auf wiederholtes Bitten ihm eine große Karte von Laos versprach, mit allen Dörfern und Stationen auf der Straße von Bassak nach Bang-kôk, von welcher er freilich damals eben so wenig wie jetzt die geringste Ahnung hatte.

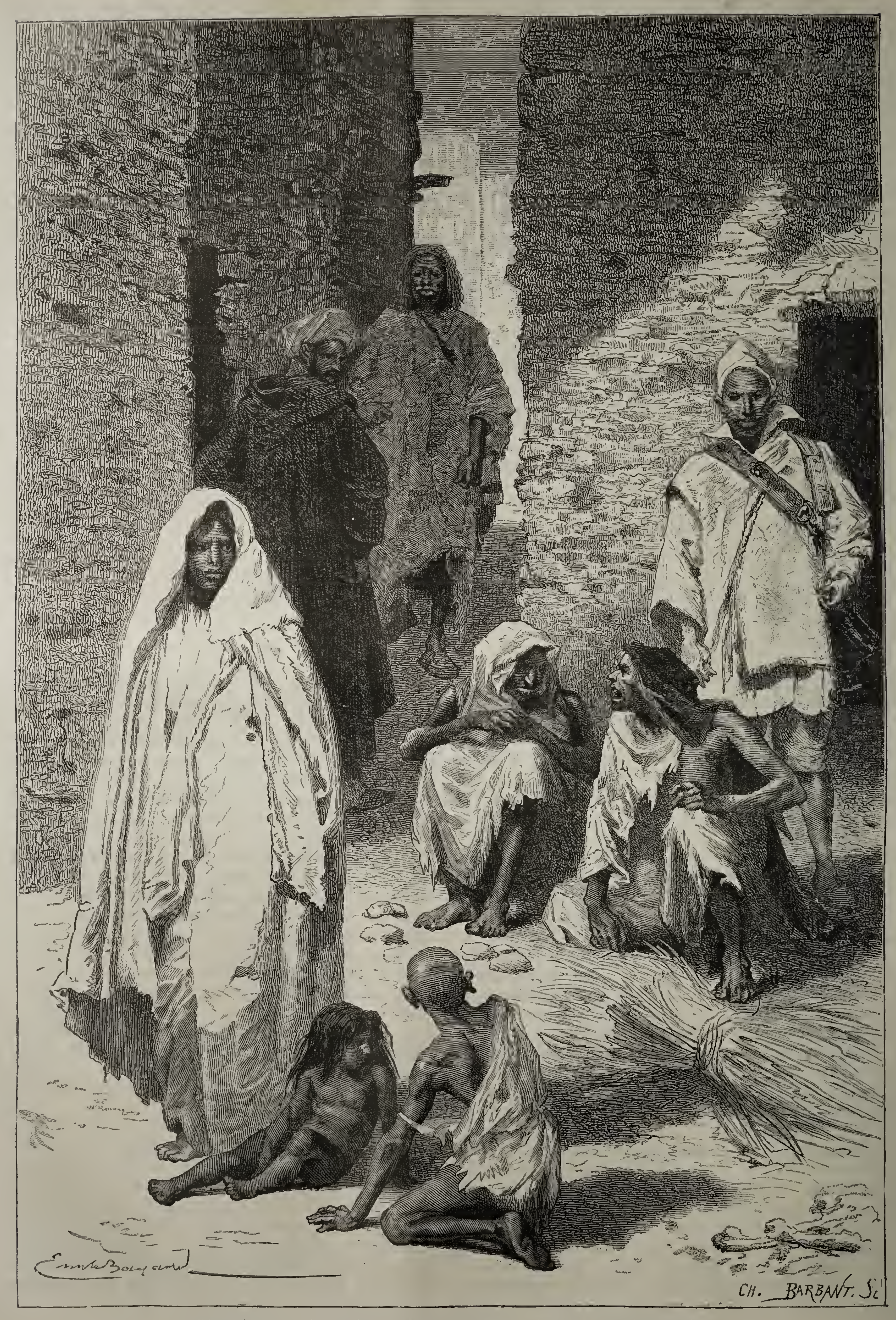
Sir Joseph D. Hooker's Reise in Marokko.

I.

Marokko, das größte und von der Natur am meisten begünstigte der nordwestafrikanischen Küstenländer, ist nicht mit Unrecht häufig das China Afrikas genannt worden; denn mißtrauisch und eifersüchtig wie das Himmlische Reich Asiens verschließt es sich gegen jeden von außen kommenden civilisatorischen Einfluß, erschwert es allen Fremden das Betreten seines Innern und befindet sich demzufolge seit Jahrhunderten in einem Zustande vollständiger Stagnation auf allen Gebieten des öffentlichen wie des privaten Lebens, unter dem Drucke eines verrottet-tyrannischen Regierungssystems, das die Möglichkeit jeden Aufschwunges abschneidet. Und doch finden sich gerade in diesem Lande alle natürlichen Bedingungen vereint, die ihm bei seinem Eintritt in den Weltverkehr, bei seiner Aufnahme in den Kreis der civilisirten Staaten eine große Zukunft sichern würden. An Areal etwa 670 000 qkm groß, also fast um ein Viertel größer als Frankreich, enthält Marokko beinahe auf der Hälfte seines Gebietes fruchtbare, die Kultur reichlich lohnende Landstriche, und auch ein großer Theil der bis jetzt spärlich kultivirten Distrikte könnte noch mit leichter Mühe durch eine passende Bewässerung dem Ackerbau gewonnen werden. Auf zwei Seiten vom Meere umspült, zeigt der Staat ein äußerst günstiges Verhältniß der Küstenausdehnung zum Binnenlande. Das Klima ist, Dank der oceanischen Einwirkung und dem temperirenden Einflusse des Großen Atlas, der in einem weiten Bogen in südwestlich-nordöstlicher Richtung das Land durchzieht, ein vorzügliches und bei weitem gesunder als das algierische; es gestattet den Anbau sämmtlicher Kulturpflanzen der wärmeren gemäßigten sowie der heißen Zone; und zu dem Getreide, den Oelfrüchten, den Datteln, Orangen und Mandeln, die heute die Hauptprodukte der marokkanischen Bodenkultur bilden, könnten in den südlichen Provinzen des Landes Kaffee, Thee, Zucker, Baumwolle, Indigo und vieles andere gewonnen werden. Daß die Wälder des Großen Atlas, wenn endlich gegen die sinnloseste Verwüstung geschützt, eine reiche Quelle nationalen Wohlstandes darbieten würden, steht ebenso fest, wie daß die Wiederaufnahme des dortigen Bergbaues, der seit dem 15. Jahrhundert ganz außer Betrieb gekommen ist, ungeheure Schätze von Eisen und Kupfer zu Tage fördern würde; und konnte auch bis heute das Vorkommen von Silber- und Bleierzen, von Nickel und Kobalt noch nicht durch europäische Reisende an Ort und Stelle konstatirt werden, so darf man aus Gesteinsproben, die von Bergbewohnern jener Gegenden nach den Küstenstädten gebracht wurden, mit Sicherheit auf das Vorhandensein dieser Mineralien im marokkanischen Gebirge schließen.

Was die Bevölkerung Marokkos anbetrifft, so ist dieselbe, aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen, Berbern, Arabern, Juden und Negern, zusammengesetzt, wohl in Folge der Jahrhunderte langen politisch-religiösen Versumpfung des Landes herabgekommen; doch aber finden in ihr sich noch viele Elemente, die, richtig verwendet, den kräftigen Boden abgeben könnten für eine neue bessere Ordnung der Dinge.

Von großen volkreichen Städten besitzt Marokko heute außer den Küstenstädten und den drei Residenzen des Sultans: Fez, Mekines und Marokko, nur sehr wenige, und keine giebt es unter diesen, die von dem Glanze und der Pracht, womit sie in der Blüthezeit des Reiches geschmückt war, heute noch etwas anderes aufzuweisen vermöchte als unbedeutende, verschwindende Spuren. Von den hervorragendsten Städten jener Zeit sind viele ganz verschwunden; andere, in Trümmer zerfallen, sind heute die Wohnstätte



Einwohner der Stadt Kasr-el-Kebir (Alkazar). (Nach einer Photographie.)

armen Volkes: so das ehemals herrliche Al-Kazar, das heutige Kasr-el-Kebir, in der Provinz El Garb, dem nordwestlichen Theile des Reiches.

Hochberühmt als wichtigste Pflanzstätte arabischer Kultur schon im 13. Jahrhundert behauptete die Stadt ihre Bedeutung auch noch lange Zeit, nachdem die weite Ebene vor ihren Thoren der Schauplatz gewesen war jener glänzenden, verhängnißvollen Schlacht des Jahres 1578, in welcher der marokkanische Sultan die gewaltige Kriegsmacht des jungen Portugiesenkönigs Sebastian vernichtete. Von der seitdem oft besungenen „schreckensvoll leuchtenden" Herrlichkeit der Stadt, von den glänzenden Kuppeln und zierlichen Arkaden, von der reichen Bibliothek, der Pilgerherberge, der gelehrten Schule, dem großen Hospital und den zahllosen Moscheen ist heute nur ein weites Ruinenfeld noch vorhanden, wo in elenden, an die alten Mauern gebauten Lehmhütten die Nachkommen jener hochgebildeten Einwohner von Al-Kazar leben — wenn anders man den Zustand des gleichmüthigen Ausharrens in Armuth, Krankheit und Schmutz Leben nennen will.

Hat Marokko trotz seiner Europa räumlich so nahen Lage Jahrhunderte hindurch seine Abgeschlossenheit zu wahren gewußt, und begnügte man sich so lange europäischerseits damit, den Handelsverkehr mit den Küstenstädten aufrecht zu erhalten: so sehen wir seit den letzten Jahrzehnten die Unternehmungslust der Reisenden auf die Erforschung seines Innern gerichtet. Allen Hindernissen zum Trotz, welche eine fanatische zum Theil räuberische Bevölkerung im Verein mit dem Mißtrauen einer nicht minder raublustigen Regierung ihnen in den Weg legten, haben wir doch heute schon eine ganze Reihe von Marokko-Reisenden und Forschern zu verzeichnen, in welcher die Namen eines Drummond Hay, Richardson, Beaumier, Tissot, Gerhard Rohlfs die ersten Stellen einnehmen. Sie alle, mögen sie nun als officielle Gesandte eines europäischen Herrschers an den Hof des Sultans in eine der marokkanischen Hauptstädte gekommen sein, als Gelehrte Materialien für Fachstudien gesammelt oder die allgemeine Erweiterung der Kenntniß von Land und Volk Marokkos im Auge gehabt haben, leisteten der Erdkunde mittelbar oder unmittelbar wesentliche Dienste. Unsere neuesten Karten von Marokko zeigen in erfreulichster Weise, wie durch die Arbeit jener Männer manche große Lücke in unserer Kenntniß der physischen Beschaffenheit des Landes ausgefüllt worden ist — und bieten auch heute noch in Folge der unerhörten Ungunst der Verhältnisse, welche die Reisenden fast jedesmal zu vorzeitiger Umkehr zwang, die ziemlich unbekannten südlichen Provinzen und ein großer Theil des Gebirges ein fruchtbares Feld für geographische Hypothesen, so ist die Wahrscheinlichkeit schon viel näher getreten, daß in nicht gar zu langer Zeit das ganze Land uns erschlossen sein wird: ist doch auch in Marokko jeder neue europäische Reisende ein Pionier, der unbemerkt für seine Nachfolger den Weg bahnt.

Eine im Jahre 1871 von mehreren englischen Gelehrten ausgeführte Reise in Marokko hat, wenn auch zunächst zum Zwecke botanischer Forschungen unternommen, so viele interessante Aufschlüsse über Land und Volk gegeben, daß die jetzt veröffentlichten Mittheilungen darüber als ein werthvoller Beitrag auch zur geographischen Literatur anzusehen sind. Wir werden versuchen, im Folgenden das Wichtigste aus dem interessanten Reisewerke mitzutheilen, das unter dem Titel: „A journal of a tour in Marocco and the Great Atlas" im Jahre 1878 in London erschienen ist, und das um so gelegener kommt, als jetzt auch die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" die Erforschung desselben Landes ins Auge gefaßt hat. Am 1. April 1871 schiffte sich die Reisegesellschaft, die aus Sir Joseph Hooker (heute Direktor des Botanischen Gartens von Kew und Präsident der Royal Society), dem Botaniker Mr. Ball, dem Geologen Mr. Maw und einem jungen Gärtner, Mr. Crump, bestand, in Southampton ein. Das Englische Auswärtige Amt hatte, durch Vermittelung des Gesandten Sir John Drummond Hay, von dem Sultan von Marokko für die Reisenden die Erlaubniß zu einer botanischen Tour durch den Großen Atlas ausgewirkt, einem Unternehmen, von dem Hooker wichtige Ergebnisse für seine Wissenschaft erwartete. Denn die gänzliche Unbekanntschaft mit der Pflanzenwelt jener Gegenden ließ die Vermuthung zu, als könnte vielleicht in der Vegetation Marokkos und speciell des Großen Atlas das verbindende Glied sich ergeben zwischen der eigenartigen Flora der Canarischen Inseln und der von ihr so verschiedenen der Mittelmeerregion. Nach kurzem Aufenthalte in Gibraltar erreichte man bei Tagesanbruch des 7. April die Rhede von Tanger. Eine Menge von Booten drängte sich augenblicklich um das Schiff, um die Passagiere und ihre Effekten aufzunehmen; bei etwas hochgehender See ist ein Anlegen an dem flachen sandigen Strande auch für diese kleinen Boote eine schwierige, oft unmögliche Sache, und wird die eigentliche Landung meistens in sehr primitiver Art auf dem Rücken von ärmeren jüdischen Einwohnern Tangers ausgeführt: denn kein Moslem würde zu einer solchen Dienstleistung gegen einen Christen sich erniedrigen. Die Feier des Passahfestes hielt am 7. April alle Juden in der Stadt zurück, kein Träger hatte am Strande sich eingefunden; aber das Meer war ziemlich ruhig, und so gelang es nach manchem vergeblichen Versuch, die Boote an der alten Mole anzulegen, durch den schlüpfrigen Seetang, der dieselbe fußhoch bedeckte, sie zu erklimmen, und durch Sand, Geröll und Tang schreitend das Seethor der in klarster Morgenbeleuchtung daliegenden Stadt zu erreichen, die auf felsigem, steil zum flachen Strande abfallendem Untergrunde sich erhebt. Zu beiden Seiten begrenzen niedrige Höhenzüge die Aussicht: nach Westen steigt die wellige Hügelkette, mit blühendem Gebüsch und Zwergeichen bedeckt, zum Dschebel Kebir an, der im Kap Spartel endigt; auf der entgegengesetzten, östlichen, Seite hat der flache Strand eine größere Breite, aber im Hintergrunde erhebt sich die zerklüftete Kette der Andschiraberge, deren höchster Punkt der Affenhügel, Gibraltar gegenüber, ist.

Von der Seeseite gesehen bietet Tanger (arab. Tandscha) einen mehr sonderbaren als gerade imposanten Anblick dar. Ueber einer im Zickzack gebauten, von nur drei Thoren durchbrochenen Mauer, welche die Stadt einschließt, zeigen sich, weithinleuchtend und an steilem Abhange über einander liegend, die blendendweißen würfelförmigen maurischen Häuser, eintönig und fremdartig aussehend mit ihren fensterlosen Außenwänden. Einige schlanke viereckige Thürme dazwischen bezeichnen die Moscheen, und große, schon vom Hafen aus sichtbare Schilder, welche die Zinnen der Mauern überragen, kündigen mit englischen und französischen Aufschriften dem Ankommenden die europäischen Hotels der Stadt an, während die zahlreichen Flaggenmasten der Konsulatsgebäude ihm die beruhigende Versicherung geben, daß er hier noch unter heimathlichem Schutze sich befindet. Auf dem Gipfel des Hügels aber, die ganze Stadt überragend, erhebt sich die Kasbah, das starkbefestigte Kastell, in dem die obersten Regierungsbeamten von Tanger wohnen, in dem auch die Gefängnisse der Stadt sich befinden. Ein Europäer, der die Stadt zum ersten Male betritt, wird wohl daran thun, seine Erwartungen möglichst niedrig herabzustimmen; denn er sieht auf allen Seiten sich von einem Schmutz und einer Unsauberkeit umgeben, die schlecht zu dem Bilde passen

werden, das er sich vielleicht von einer der bedeutendsten Städte des Sultanats, dem Sitze der Vertreter der europäischen Mächte, der berühmten Tingis der alten Römer, gemacht haben dürfte. Gleich die Hauptstraße, die, am Seethore beginnend, die Stadt vom einen zum andern Ende durchschneidet, ist steil und holperig wie ein Gebirgspfad. An den fensterlosen Häusermauern zu beiden Seiten, deren niedrige Thüren so schmal sind, daß zwei Personen kaum neben einander hindurchgehen können, liegen hochaufgethürmte Haufen von Unrath aller Art; überall stößt der Fuß an verfaulende Abfälle von Gemüsen, an Knochen und schmutzige Lumpen. Verwesende Leichname von Hunden und Katzen verpesten an manchen Stellen die Luft, während halbverhungerte anscheinend herrenlose Individuen derselben Gattung in den ekelhaften Schmutzhaufen wühlen. Von zerlumpten braunen Knaben geführt, verfolgen zudringliche Bettler, die in widerwärtigster Weise die Gebrechen und Krankheiten ihres halbnackten Körpers zur Schau tragen, den Fremden auf Schritt und Tritt. Einen Bazar, wie er in den orientalischen Städten sich vorfindet, hat Tanger nicht aufzuweisen: elende, an die Häuser gebaute Bretterbuden, oder nischenartige Vertiefungen in der Mauer, etwa einen Meter hoch über dem Boden angebracht, sind die Verkaufslokale, in denen der Verkäufer inmitten seines armseligen Krames hockt, eingehüllt in den weiten weißen Mantel, den Haïk, den Rosenkranz in der Hand haltend, den weißen Turban über dem unbeweglichen braunen Gesicht; es ist schwer, sich ein richtiges Bild von der gleichgültigen weltabgestorbenen Ruhe zu machen, wie sie der Araber in seinen Gesichtszügen, in seinem ganzen Wesen zur Schau trägt, und der er im Verkehr mit Christen oder Juden unfehlbar den Charakter unsäglicher Verachtung aufzudrücken pflegt. — Keine der Moscheen Tangers hält, was Größe und Pracht des äußern Baues anbetrifft, den Vergleich aus mit den Haupttempeln der Türkei, und es braucht auch der Fremde wohl das Verbot nicht sehr zu beklagen, das dem Ungläubigen das Betreten der inneren Räume untersagt. Erscheint die Stadt so jedem neu ankommenden Europäer in einem durchaus ungünstigen Lichte, so wird ein längerer Aufenthalt diesen ersten Eindruck, wenn auch nicht vergessen machen, doch etwas modificiren. Das Auge gewöhnt sich schnell, und ist man erst bis zu einem gewissen Grade dahin gelangt, seine gewohnten Anforderungen an Reinlichkeit als überwundenen Standpunkt zu betrachten, so wird jeder neue aufmerksame Gang durch die Straßen dem Beobachter interessante Abweichungen von der zuerst scheinbar allgemeinen Uebereinstimmung zeigen, und wäre es auch nur ein echt maurischer hufeisenförmiger Bogen über einer Thür, eine farbige Verzierung an einem Hause, oder eine auf die Pforte gemalte schwarze Hand, dazu bestimmt, die bösen Geister abzuhalten. Ueberdies zeichnen sich auch (anders als in den südeuropäischen Städten, wo aller Schmutz sich in den Quergassen und Gäßchen der prachtvoll gehaltenen Hauptstraßen anhäuft) die steilen schmalen Seitengassen, welche die engübereinander gebauten Häusermassen Tangers durchschneiden, von der breiten Hauptstraße und dem sogenannten innern Markte durch größere Reinlichkeit aus; die gute Sitte, die Häuser oft mit Kalk frisch zu übertünchen, scheint in diesen Gassen zu herrschen, die außerdem meist so schmal sind, daß die Ablagerungen von Unrath und Abfällen darin als verkehrshindernd sich von selbst verbieten. Viele der stummen todten Mauern, die die Straßen bilden, verbergen das Innere von Häusern, in welche ein Europäer nur selten Zutritt erlangt, die aber oft mit glänzender Pracht ausgestattet sein sollen und mit reicher Entfaltung künstlerischen Geschmacks: brauchen doch die Unterthanen des Sultans in Tanger, wo die Anwesenheit der Vertreter der europäischen Staaten eine Art Schutz gegen despotische Vergewaltigungen abgiebt, nicht so ängstlich wie in den übrigen Landestheilen ihren etwaigen Reichthum und Wohlstand vor der Habgier der Regierung zu verheimlichen. Es ist in Marokko eine ausgemachte Thatsache, daß es oft weniger gefährlich ist, ein strafwürdiges Verbrechen zu begehen, als, und sei es auch auf die ehrlichste Weise, in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens zu gelangen.

Der Hafen von Tanger hat, trotz der obenerwähnten Nachtheile, doch heute eine nicht geringe Bedeutung für die Schifffahrt: durch eine günstige Küstenbildung gegen die vorherrschend westlichen Winde und Strömungen jener Breiten geschützt, bietet er zugleich den verhältnißmäßig leichtesten Zugang zu den fruchtbaren Provinzen, die zwischen der Straße von Gibraltar und Fez liegen. So ist die Stadt der Mittelpunkt eines nicht unbeträchtlichen Handels in Rohprodukten, besonders in Häuten und Getreide, die vorzugsweise nach England und Frankreich ausgeführt werden; der Vieh- und Fouragelieferungen für die Garnison von Gibraltar gar nicht zu gedenken. — Das vortreffliche Klima der Stadt sowie die Anwesenheit der europäischen Konsuln führt Tanger schon seit einigen Jahren nicht selten Kranke aus dem südlichen Europa zu, die hier, trotz Unreinlichkeit, böser Gerüche und schlechter Straßen, Heilung suchen. Der durch jahrelangen Aufenthalt in Marokko erworbenen Vertrautheit des englischen Bevollmächtigten Sir Drummond Hay mit allen einheimischen Zuständen verdankten die Reisenden manchen werthvollen Fingerzeig für ihren Verkehr mit dem Volke und besonders mit den Behörden des Landes. Schon vor Hooker's Ankunft in Tanger hatte der Sultan an Hay die Nachricht gelangen lassen, daß alle Maßregeln für die Sicherheit der Reisenden getroffen seien, wie die englische Regierung es gewünscht habe; der Statthalter der Atlasprovinzen im Süden der Stadt Marokko habe den Befehl erhalten, den Fremden das Betreten seines Gebietes zu erlauben und für ihre Bequemlichkeit und gute Verpflegung nach Kräften zu sorgen. Diese vielversprechende Mittheilung schien Hay noch nicht Garantie genug zu bieten; nur ein Handschreiben des Sultans, das, die nöthigen Anweisungen enthaltend, den Statthaltern der zu durchreisenden Provinzen vorgelegt werden könnte, würde seiner Meinung nach bei der Willkür und Unzuverlässigkeit der Beamten von irgend welchem Nutzen sein. Ungern ließ Hooker sich von der Nothwendigkeit eines solchen Schutzbriefes überzeugen; denn mehrere Tage mußten vergehen, bis man ihn erlangen konnte; der Sultan residirte gerade in Fez, und den Weg dorthin und wieder zurück konnte selbst der beste Läufer nicht unter acht bis zehn Tagen zurücklegen. Der ganze Postdienst in Marokko, soweit überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, wird von Arabern besorgt, die zu Fuß die weitesten Strecken durchmessen. Barfuß und kaum bekleidet unternehmen diese armen Boten für den Lohn von nur wenigen Franks die Reisen von einem Ende des Reiches bis zum andern; Tages über im schnellsten Laufe, eine Nachtruhe von höchstens vier bis fünf Stunden haltend, folgen sie nur selten den sogenannten Straßen, welche die Hauptorte des Reiches mit einander verbinden — sie haben ihre eigenen kürzeren Wege und scheuen weder die weiten, unbebauten Landstriche, die großen Wälder, die breiten Flüsse noch auch die wilden Gebirgsgegenden und ihre räuberischen Bewohner. Etwas Brot und getrocknete Feigen, die sie in derselben großen ledernen Tasche bei sich führen, welche die Briefe, oft die wichtigsten Dekrete der Regierung beherbergt, dienen ihnen zur Nahrung —, und doch soll, trotz

dieser äußerst primitiven Einrichtung, die Sicherheit der Briefbestellung nichts zu wünschen übrig lassen.

Den unfreiwilligen Aufenthalt in Tanger bis zu der Rückkehr des Boten beschloß Hooker zu botanischen Streifzügen durch die nähere und weitere Umgegend der Stadt zu benutzen, und in der That bot auch jeder Gang aus den beiden Landthoren von Tanger den Botanikern die werthvollste Ausbeute in der allenthalben sich entfaltenden reichen Frühlingsflora; wollte man aber landschaftliche Schönheit und die Ueppigkeit der Vegetation zugleich bewundernd studiren, so zeigte kein Ort so gute Gelegenheit dazu, wie die auf dem Abhange des Dschebel Kebir inmitten großer Gärten gelegenen Landhäuser der europäischen Konsuln. Ueber den vor dem Thore gelegenen äußern Markt führte der Weg dorthin zunächst an dem hochgelegenen Kirchhof vorbei, dessen mit Turbanen verzierte Grabsteine unter dichtwucherndem Feigenkaktus fast verschwinden; zwischen Reihen von Agaven und lebenden Hecken hindurch, den Einfassungen maurischer Gärten, ging es dann am Fuße des Dschebel Kebir entlang über unebenes offenes Land, wo kleine wohlbestellte Felder und Gemüsebeete mit niedrigen Hügeln abwechselten, deren mit dichtem Pflanzenwuchse bedeckte Abhänge fast alle Vertreter der Frühlingsflora der Mittelmeerregion zeigten. Die Vegetation des eigentlichen Gebirgsabhanges aber trägt hier einen andern Charakter: wo der Boden nicht für die Anlage der Gärten und Landhäuser der europäischen Residenten befreit worden ist, deckt ihn eine wuchernde Wildniß von blühendem Gebüsch und rankenden Gewächsen, in der neben vielen exotischen auch manche dem Norden angehörende Arten sich vorfinden. So standen Rosen, Brombeeren, Bryonien, Geisblatt und weiße Winden unter Mastixbäumen, Myrthen und Kermeseichen; auch Cistus und Goldregen (Cytisus) war reich vertreten: der letztere in fünf oder sechs Arten, deren gelbe Blüthentrauben weithin leuchteten. Die Aussicht von den hoch oben am Bergrande terrassenförmig angelegten Gärten ist eine unvergleichlich schöne; über den blühenden Vordergrund hinweg, über die Orangen und Granatbäume des Gartens, die hin und wieder mit Palmen, Feigen-, Oel- und Johannisbrotbäumen untermischt sind, fällt der Blick zunächst auf das tiefblaue Wasser der Gibraltarstraße; dahinter zeigt sich die spanische Küste, mit ihren blauen Gebirgszügen am Horizonte abschneidend. Die kleine Stadt Conil, die Häuser von Tarifa sind bei der klaren Luft dem bloßen Auge deutlich erkennbar. Zur Linken bildet ein steiler Felsabhang mit dem gegenüberliegenden Kap Trafalgar die mächtige Eingangspforte der Straße; zur Rechten der Felsen von Gibraltar und der hoch emporragende Affenhügel den Ausgang in das Mittelmeer: und das ganze lichte Bild erhält Leben und Abwechselung durch die unaufhörlich auf der breiten Wasserfläche dahinziehenden Schiffe aller Art, aller Nationen, von den großen spanischen und Orientdampfern bis herab zu der kleinen maurischen Feluke und den Fischerbooten der Küstenbewohner.

Die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina.

Nach Klaić's „Bosna" [1]).

I.

Seit die österreichischen Waffen in Folge des Berliner Vertrages bis nach Serajewo und Mostar vorgedrungen sind, begannen sich auch die Bewohner des habsburgischen Staates lebhafter um diese Länder zu kümmern. In Folge dessen erblickte auch das vorliegende Werk das Licht der Welt, bestimmt, die Slaven Oesterreichs, welche bisher so viel mit ihren Stammesbrüdern jenseits der Save und des Velebit sympathisirten, aber noch kein umfangreicheres Werk über jene Gegenden aufzuweisen hatten, mit den neuen — Genossen (Mitbürger kann man sie noch nicht nennen, da die Annexion nicht förmlich ausgesprochen ist) bekannt zu machen.

Nach Klaić umfaßt Bosnien, die Herzegowina und das Gebiet von Novi Bazar einen Flächenraum von 1130 geogr. Quadratmeilen (622 Quadratmyriameter); davon entfallen auf das eigentliche Bosnien 550 geogr. Q.-M., auf das sogenannte Türkisch-Kroatien 200 Q.-M., auf Novi Bazar 140 Q.-M. und auf die Herzegowina 240 Q.-M.

Die Angaben über die Bevölkerungszahl sind noch nicht genau, da die türkischen Volkszählungen unzuverlässig sind, eine neue, genaue aber von den österreichischen Behörden erst vorbereitet wird [2]). Außerdem haben die Unruhen der letzten Jahre eine solche Bewegung unter den Einwohnern hervorgebracht, daß man, selbst wenn eine zuverlässige Basis aus früheren Zeiten gegeben wäre, doch noch immer zu einer approximativen Schätzung seine Zuflucht nehmen müßte. Der Verfasser berechnet nach den ihm zu Gebote stehenden Daten die Bevölkerungszahl für das Jahr 1875, ehe der Aufstand ausbrach, auf 1 337 393 Seelen, eine Zahl, die selbstverständlich bis in die Hunderte und Einheiten keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen kann. Davon entfielen auf Bosnien (mit Novi Bazar) 1 151 972 und auf die Herzegowina 185 421 Seelen.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung berechnet er demnach für Bosnien mit 1183 Einwohnern auf die geographische Quadratmeile, mit 818 weniger als für das ohnehin sehr schwach bevölkerte Dalmatien, während in der Herzegowina gar nur 770 Seelen auf die Quadratmeile entfallen. Die Ursache für die so niedere Ziffer des letzten Landes liegt wohl vor allem in den Bodenverhältnissen und in den fortwährenden Fehden, welche viele zur Auswanderung bewogen. Darum sagt auch das Sprichwort: „Die Herzegowina bevölkert alle Länder, und entvölkert sich doch nicht" (Hercegovina sve zemlje naseli, a sebe nerazseli).

Der Nationalität nach gehören die Einwohner in der großen Mehrzahl dem slavischen Volksstamme. (Klaić gebraucht hier die Bezeichnung „Kroaten" (Hrvati) in Folge einer Marotte der meisten kroatischen Schriftsteller, welche im Interesse der Machtstellung ihres Vaterlandes alle Südslaven für ihre Nation reklamiren möchten, und dadurch den

---

[1]) Bosna, Podatci o zemljepisu i poviesti. Sabrao jih i poredao Vjekoslav Klaić. Prvidio: Zemljopis. Agram 1878. (Bosnien. Geographisches und Historisches. Gesammelt und geordnet von V. Klaić. Erster Theil: Geographie.) Das Werk erschien in der belehrenden Bibliothek der „Matica hrvatska".

[2]) Dieselbe ist seit dem 16. Juni dieses Jahres im Gange.

Separatismus nur noch mehr nähren.) Doch hört man einen allgemeinen Namen selten; viel gebräuchlicher sind lokale Benennungen, wie Bosniake (Bošnjak), Herzegovce (Hercegovac), oder Bezeichnungen nach dem Glaubensbekenntnisse, wie Türke (Turčin) für die Bekenner des Islam, Serbe (Srbin) für die Griechisch-Orientalen, und Lateiner (Latin) für die Katholiken. Außerdem finden wir noch Albanesen, Zigeuner, Juden und Osmanen, deren Zahl jedoch gegenüber derjenigen der Slaven unbedeutend ist. Demnach zählt der Autor 1 291 393 Slaven, 30 000 Albanesen, 11 000 Zigeuner, 3000 Juden und 2000 Osmanen.

Wichtiger als die Scheidung nach Nationalitäten ist aber unter den herrschenden Verhältnissen die Trennung nach Glaubensbekenntnissen. Danach wohnen in diesen Gebieten 646 678 Griechisch-Orientalen, 480 596 Mohammedaner, 207 119 Katholiken und etwa 3000 Juden. Sicher ist von diesen Zahlen nur die der Katholiken, da sie den Schematismen der katholischen Kirche entnommen ist. Demnach beträgt die griechisch-orientalische Bevölkerung 48,4 Proc., die mohammedanische 35,9, die katholische 15,5 und die jüdische 0,2 Proc. der Gesammteinwohner.

Die Mohammedaner nennen sich „Türken“ (Turci) oder „Bosnijaken“ (Bošnjaci) und geben den Christen beider Bekenntnisse den Spottnamen „Vlachen“ (Vlasi). Die Christen hingegen theilen sich in „kršćani“ (Katholiken) und „hrišćani“ (Griechisch-Orientalische) und lieben es auch, sich gegenseitig mit Spitznamen zu necken; so heißen die Katholiken „Šokci“ (Sing. Šokac), die Orthodoxen aber „Šijaci“ (Sing. Šijak) oder in der Herzegowina „Kudrovi“. Die Mohammedaner sitzen zumeist in den Städten und sind sonst über das ganze Land zerstreut. In der größten Zahl finden sie sich im Osten im frühern Sandschak von Serajewo und Zwornik, Novi Bazar und im nordwestlichen Theile des Sandschak von Bihać. Am geringsten ist ihre Zahl in der südlichen Herzegowina, zwischen der Neretwa (Narenta) und Montenegro, im Sandschak von Banjaluka und an der kroatisch-dalmatinischen Grenze im Raume zwischen dieser und Skoplje, Jajce und Bihać. Die Orthodoxen sind am zahlreichsten in der Herzegowina, im Sandschak von Banjaluka und in dem angegebenen Raume an der kroatisch-dalmatinischen Grenze, im Sandschak von Novi Bazar; am geringsten ist ihre Zahl um Trawnik, Serajewo und in der nördlichen Herzegowina. Die Katholiken sind am meisten verbreitet im Sandschak von Trawnik um Jajce, in der nördlichen Herzegowina an der dalmatinischen Grenze bis zur Neretwa; geringer ist ihre Zahl im Sandschak von Zwornik (in der Posavina von Brod bis Brćka), von Bihać (bei Kozarac und Priedor); im Sandschak von Novi Bazar finden sich gar keine. Der Procentsatz nach Glaubensbekenntnissen stellt sich also zusammen:

Sandschak	Gr.-Orient.	Moham.	Kathol.	Juden.
Serajewo	25,5	57,6	15,6	1,3
Zwornik	39,3	45	15,7	—
Banjaluka	71,5	17,1	11,4	—
Bihać	51,7	44	4,3	—
Trawnik	32,6	34,4	32,8	0,2
Novi Bazar	56,4	43,6	—	—
Mostar	48,9	27,5	23,6	—

Die Daten über die Vertheilung der Bevölkerung nach Ortschaften sind zu mangelhaft, als daß man eine genauere Angabe auch nur versuchen könnte. Im Allgemeinen kann man sagen, daß $^1/_5$ der Bevölkerung in Städten, die übrigen $^4/_5$ in zerstreuten Dörfern wohnen. Man findet überhaupt viele Städte und Dörfer, die jedoch unbedeutend und schlecht bevölkert sind. Im Ganzen finden wir nur fünf Städte, welche 10 000 oder mehr Seelen zählen und zwar Serajewo, Mostar, Banjaluka, Trawnik und Foča, zwischen 5000 bis 10 000 Einwohner zählen Novi Bazar, Zwornik, Pliewlje, Dolnja Tuzla und Liewno.

Die Bevölkerung spricht Slavisch; der bosnische Dialekt wird als der schönste unter den südslavischen gerühmt, weshalb er als Schriftsprache auch bei Kroaten und Serben angenommen worden ist. Man nennt ihn von der Aussprache des ê als ije auch ije-Dialekt zum Unterschiede von dem e- und i-Dialekt, welche diesen Laut als ê oder als i aussprechen. Nach dem historischen Beweise des Prof. Jagić entstand er durch Mischung der beiden anderen Mundarten dort, wo die beiden aneinander grenzten. Daher erklärt sich die verschiedene Schreibweise vieler Ortsnamen wie „Bila stina“ neben Biela stiena, Bili brig und Bieli brieg (Kloster in der Herzegowina) u. s. w. Der i-Dialekt hat sich am besten noch in dem historischen Bosnien und in der Herzegowina erhalten, so in Liwno, Duwno, Ljubuški, Rama, Skoplje, Fojnika, Trawnik und Jajce. Manche Gewährsmänner wollten auch bemerkt haben, daß sich die Mohammedaner und Katholiken des i-, die Orthodoxen des ije-Dialektes bedienen; dies beruht aber nur auf ungenauer Beobachtung. Auch diese Aussprache giebt Anlaß zu Spöttereien zwischen den einzelnen Ortschaften. Zu bemerken wäre noch, daß um Serajewo häufig auch das reine i als je gesprochen wird, z. B. Vjesoko statt Visoko und ähnliche.

Ihre Sprache nennen die Bosnier einfach „unsere Sprache“ (naški); selten hört man die Bezeichnung kroatisch oder serbisch. Die Muttersprache lieben alle über alles, sie halten sie für die verbreitetste und schönste; selbst die Mohammedaner, welche Türkisch können, gebrauchen diese Kenntniß nur im Nothfalle. Ein Kulenowićbeg erzählte: „Als ich in Konstantinopel war, wäre ich umgekommen, wenn ich eine Woche lang nicht in meiner (Mutter-) Sprache hätte sprechen können. Wenn ich niemand andern finden konnte, ging ich auf irgend ein Schiff, um einen Dalmatiner zu finden und mit ihm in der heimathlichen Sprache zu reden. Es giebt keine Süßigkeit ohne die Muttersprache.“

Doch haben die Mohammedaner eine Menge türkischer Wörter aufgenommen.

Außer der Sprache zeugen für die Gemeinsamkeit der Nationalität auch andere Merkmale. Alle ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses singen dieselben Volkslieder, erzählen dieselben Märchen und Sagen, gebrauchen dieselben Sprichwörter. Auch Sitten und Gebräuche sind dieselben, insofern sie nicht der Glaube geändert hat. Dies zeigen z. B. die Hochzeitsgebräuche, welche im Wesen bei Mohammedanern und Christen dieselben sind. Alle erinnern sich mit Pietät der glorreichen Vergangenheit, der goldenen Zeiten unter Ban Kulin, alle nennen ihr Vaterland das „stolze Bosnien“ (Bosna ponosna). Die hervorragendsten Begs bewahren noch jetzt die alten mit bosnischen Charakteren geschriebenen Diplome der einstigen Könige, ja manche glauben, diese bosnische Schriftgattung diene noch jetzt den Begs als Geheimschrift. Die Einheit der Nation zeigt sich am besten in der Feier derselben Nationalfeste, unter denen die Feier des Georgs- und Eliastages obenan steht. Vor dem Einfalle der Türken hatten die Bewohner mehrere Patrone, für die königliche Familie, für einzelne Adelsgeschlechter und für das ganze Volk. Die Hauptpatrone waren der h. Georg und Elias; diese feiern alle ohne Unterschied der Religion. Als ein Reisender am Georgstage eine festlich gekleidete Türkenschar nach der Veranlassung des Festes fragte, antworteten alle: „Heute ist ja der Georgstag.“ — „Der Georgstag ist ja ein christlicher Feiertag!“ — „Ah, Georg ist unser gemeinsamer Heiliger.“

Die Bewohner dieser Länder sind von der Natur mit reichen Gaben bedacht. Es sind schöne, kräftige Leute. Die Männer sind durchschnittlich groß, 1,7 m und höher; auch die Frauen sind hoch, von kräftigem Wuchse und früh ausgebildet. Man findet unter ihnen weder übermäßig große Leute, noch Zwerge, noch Mißgeburten. Sie haben gewöhnlich graue Augen, brünettes, oft auch blondes, selten schwarzes Haar. Die Hautfarbe ist bräunlich. Die Mohammedaner tragen lange Bärte, die Christen sind bis auf den Schnurrbart bartlos. Manche Reisende haben bemerkt, daß die Männer schöner seien als die Weiber; dies erklärt sich leicht daraus, daß letztere früh heirathen, schwer arbeiten und folglich bald altern.

Der Körper des Bosniaken ist kräftig; er erträgt jedes Ungemach, Hunger und Durst, leicht. Die Nahrung ist einfach und mäßig, sie besteht gewöhnlich aus Milch und Zwiebeln, Kürbissen und Kukuruzbrot. Die gewöhnliche Nahrung, sagt Cyprian Robert, ist dieselbe wie bei Kleinrussen und Polen. Etwas Kukuruz und Buchweizen wird auf der Handmühle gemahlen, mit Milch vermischt und bildet dann die „kulija", eine Art Brei. Außerdem macht man kleine, runde Kuchen, „pita" oder „tanka", die kurz vor der Mahlzeit in irdene Gefäße gelegt und unter der Asche gebacken werden; Oefen kennt man nur in Städten. Das Fleisch brät man unter freiem Himmel auf hölzernen Spießen. Im Winter leben die Leute von gedörrtem Fleische und Kohl. Erdäpfel wollen die Mohammedaner nicht essen; sie verachten sie als „Schwabengericht". Warme Speisen genießen sie gewöhnlich nur im Winter, im Sommer bilden Wassermelonen, Kürbisse, Gurken, Rüben und andere Früchte ihre Hauptnahrung. Weniger mäßig sind sie im Trinken; statt des Weines trinken Mohammedaner und Christen Sliwowitz (Zwetschenbranntwein), da die Obstgärten Unmassen von Zwetschen liefern.

Die Leute kleiden sich im Sommer und im Winter fast ganz gleich, sie ertragen alle Unbilden der Witterung leicht; mit entblößter Brust arbeiten sie selbst bei strenger Kälte im Freien, die Kinder waten mit nackten Füßen im Schnee. Die Mohammedaner lieben helle Farben, grün und roth, die Christen tragen dunklere Kleidung zum Unterschiede von ihren Herren. Außerdem tragen die Mohammedaner prächtig ausgelegte Waffen, was den Christen verboten ist (oder war).

Die Wohnungen sind sehr einfach. Auf dem Lande und in der Stadt besteht das Haus gewöhnlich nur aus einer „košara", einer aus Flechtwerk hergestellten mit Lehm oder Koth verschmierten Hütte. Das Dach besteht aus Rinde oder Stroh. Solch eine Behausung besteht aus einer größern Stube, in welcher der Herd sich befindet, und aus mehreren kleineren Stübchen. Der Herd bildet den Mittelpunkt der Familie; dort wird gekocht und gegessen, dort versammeln sich alle Hausgenossen, dort erzählt der Hausherr den horchenden Kindern und Enkeln Geschichten und Märchen aus alten vergangenen Tagen. Reichere Leute, besonders Mohammedaner, besitzen wohl auch stockhohe Häuser; dann befindet sich im ersten Stockwerk das Hauptgemach mit dem Divan und einem hohen Ofen (babura). Die Landbevölkerung lebt jedoch nur im Winter in Häusern, im Sommer errichten sie sich Laubhütten, in denen sie kochen und schlafen. M. Mažuranić [1]) beschreibt die bosnischen Häuser also: In den Städten sind alle besseren Häuser mit einer Mauer umgeben, wie Burgen; in derselben sind Schießscharten (mazgale) angebracht. Das Hofthor ist gewöhnlich klein; wo sich ein großes findet, ist es verriegelt. Neben diesem Thore ist ein Pförtchen (kapidžik); an einem Hause fand ich sogar statt desselben Steine eingemauert, auf welchen man über die Mauer stieg. Im Hofe steht das Hauptgebäude für den Herrn (saibija), an dasselbe stößt der Harem, daneben ist die Küche (mutfak) und der Pferdestall (ahar). Im Hofe wachsen Blumen; wo es möglich ist, wird auch eine Wasserleitung angebracht. In den Zimmern findet man keine Möbel; der Boden ist mit Teppichen belegt, unter denen Matten liegen. Längs der Wände sind Matratzen und an die Mauer gelehnte Kissen. Auf diesen sitzen sie bei Tage und schlafen während der Nacht. Die Nachtgewänder werden über Tag in Kasten aufbewahrt. Die Zimmer sind so niedrig, daß ein großer Mensch mit dem Kopfe an die Decke stößt. Der Plafond besteht aus schön geschnitztem Holze. An den Wänden sind Brettgestelle angebracht. Gegenüber der Thür steht ein Kasten, welcher die ganze Wand einnimmt, an der Thürseite steht ebenfalls ein solcher Kasten, welcher durchbrochen ist, um den Eingang frei zu lassen. In einem Verschlage hinter dem Ofen ist das Bad. Die Fenster sind niedrig, Glasscheiben findet man selten, gewöhnlich vertritt Papier die Stelle derselben; die Haremsfenster haben außerdem von außen enge Holzgitter. Die Oefen werden gewöhnlich von innen geheizt, um bei jeder Gelegenheit Kaffee kochen und die Pfeifen in Brand setzen zu können; in den Ofen ist ein Topf eingemauert, welchem man das Wasser für den „abdes" (Waschung) entnimmt. Reiche haben eine eigene Kaffeeküche (kavana oder kafesdžak).

Die Bosnijaken sind arbeitsscheu. Die Türken arbeiten nicht, weil sie es nicht brauchen, die Christen strengen sich nur so viel an, daß sie ihre Herren und die eigenen Bedürfnisse nothdürftig befriedigen. Man wirft ihnen vor, daß sie schlau, blutgierig und treulos sind; besonders die Türken sind in Handelsgeschäften zuverlässig, in anderen Geschäften aber oft wortbrüchig. Ein Schwur, welcher sich auf künftige Dinge bezieht, gilt wenig; sie sagen, sie hätten sich getäuscht, denn sie hätten nicht gewußt, wie es Gott fügen werde. Ein Schwur über Geschehenes ist zuverlässiger, da er keine Ausflucht zuläßt. Besonders verführerisch sind schöne Waffen; um sich solche zu verschaffen gebraucht man List oder Gewalt; doch giebt es weniger Diebe und Brandleger unter ihnen als in anderen Ländern.

Sie sind in der Mehrheit ruhigen, phlegmatischen Temperamentes, selten brausen sie auf. Die Herzegowzen sind das gerade Gegentheil, doch sind alle tapfer und selbstbewußt. Sie halten alle fest an ihren alten Gebräuchen und abergläubischen Meinungen, glauben an Zauberinnen (vještice), Vampire und Werwölfe. Von ihren Vorzügen ist besonders die Gastfreundschaft hervorzuheben.

Die Moralität wird strenge gewahrt. Ueberall trennt man das männliche Geschlecht von dem weiblichen. Die Braut erhält gewöhnlich keine Mitgift, sie bringt dem Manne nur einige Geschenke mit. Die Christen behandeln ihre Frauen lieblos und streng, und wachen über ihre Treue. Die Mohammedaner behandeln ihre Frauen im Durchschnitt besser, da sie gewöhnlich aus Liebe heirathen. Ehebruch wurde unter türkischer Herrschaft hart bestraft, der Verführer wurde gehängt oder gesteinigt, die Verführte zu Tode gemartert; Sitte und Gesetz waren so streng, daß selbst der Mann sein treuloses Weib nicht vor dem Tode retten konnte.

Das Leben dieser Leute vergeht unter Kampf und Gesang. Die Mohammedaner dienten im Heere des Sultan oder widersetzten sich mit bewaffneter Hand den Reformen, welche die Pforte einführen wollte. Die Christen, besonders in der Herzegowina, hatten Gelegenheit in zahlreichen Aufständen oder als Haiduken ihre Tapferkeit zu beweisen. Was aber die kräftige Hand vollführt, besangen die Sänger. Wuk Vrčević, der als österreichischer Konsularagent in Trebinje

[1]) Pogledu Bosnu. Agram 1842. 8.

für Wuk Stephanowić Karagjić Volkslieder sammelte, nennt die Herzegowina eine wahre Pflanzschule von Volksliedern. Dies ist um so wunderbarer, als nach der Schlacht am Amselfelde nicht einmal die Priester in der Kirche, geschweige denn die Bauern im Freien singen durften. Auf den Bergen, fern von den Bedrückern, sangen also die Väter den Söhnen zur Gusla Heldenlieder, die Mütter recitirten sie im Winter den Töchtern an den Spinnabenden. Deshalb finden wir in Wuk's Sammlung eine Menge Heldenlieder aus Bosnien, und doch sind seitdem noch mehrere Bände neu veröffentlicht worden. Sie besingen außer dem Kraljević Marko, Ivo Senjanin, Ilija Smiljanić und anderen Nationalhelden noch die Thaten der heimischen Haiduken und Freiheitskämpfer. Aus älterer Zeit wird besonders der Haiduk Nikola Bajo Pivljanin gefeiert, der gegen Ende des XVI. und Anfangs des XVII. Jahrhunderts mit seinem tapfern Bundesbruder, dem Harambascha Limo, die bosnischen und herzegowinischen Paschas in Angst und Schrecken versetzte. Von den Helden aus neuerer Zeit werden besonders gepriesen der Haiduk Nowak mit den Söhnen Grujo und Radiwoj, Waljewac Tadija, Luka Golovran, Harambascha Kostreš, Bujadin und besonders Mijat Tomić. Auch die Mohammedaner haben Heldenlieder: sie preisen die Bege Ljubowić, die Kämpfe gegen die Statthalter des Sultan u. s. w. Von Frauen- (Liebes-) liedern giebt es bei allen Bekenntnissen eine Unzahl.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In den letzten Jahren hat sich zwischen dem Gebiete von Trapezunt und Großbritannien ein ansehnlicher Handel in Haselnüssen entwickelt, aus welchem die Bewohner der ganzen Küste von etwas südlich von Batum bis Kerasunt ein gutes Einkommen ziehen. Nach England gehen von den Früchten mehr als für 20 000 Pf. St.; die besten kommen von Tireboli. Auch Walnußbäume wachsen viel auf den Bergen von Lazistan und liefern theils Nüsse, theils die von den französischen Tischlern sehr gesuchte Maser.

— Das unter britischer Botmäßigkeit befindliche Indische Reich hat, ausschließlich der Eingeborenen-Staaten, einen Flächenraum von 899 341 (englischen) Quadratmeilen mit 37 043 524 bewohnten Häusern und einer Bevölkerung von 191 096 603 Seelen. Der Flächenraum der Eingeborenen-Staaten beträgt 575 265 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 49 161 540 Seelen. Die französischen Besitzungen in Indien haben einen Flächenraum von 178 Quadratmeilen und eine 271 460 Seelen zählende Bevölkerung. Der Flächenraum der portugiesischen Besitzungen beträgt 1086 Quadratmeilen und deren Bevölkerung 407 712 Seelen. Der Gesammtflächenraum von ganz Indien beträgt somit 1 475 870 Quadratmeilen mit einer Gesammtbevölkerung von 240 937 315 Seelen. Von der Bevölkerung Britisch-Indiens sind 139 343 820 Hindus, 1 134 436 Sikhs, 40 867 125 Mohammedaner, 2 832 851 Buddhisten und Jairs, 897 682 Christen, 5 417 304 Andersgläubige und 561 069, deren Religion unbekannt ist. Die Gesammteinkünfte in 1878 betrugen 58 969 301 Pf. St., die Gesammtausgaben 62 572 388 Pf. St. Im Jahre 1877 wurden 19 695 Personen durch wilde Thiere und giftige Schlangen getödtet, und zwar 46 durch Elephanten, 819 durch Tiger, 200 durch Leoparden, 85 durch Bären, 564 durch Wölfe, 24 durch Hyänen, 1180 durch andere wilde Bestien und 16 777 durch Schlangen. Die Zahl der Getödteten in den zwei vorhergehenden Jahren betrug 19 273, beziehungsweise 21 396. An Vieh wurden in derselben Weise 53 193 Stück getödtet gegen 54 830 in 1876 und 48 234 in 1875. Die Summe von 10 307 Pf. St. ward als Belohnungen für die Vernichtung wilder Thiere und Schlangen in 1877 gezahlt. Von ersteren wurden 22 851, von letzteren 127 295 vernichtet. Während des Jahres 1877 wurden 188 Personen zum Tode verurtheilt. (A. Ztg.)

— Die holländische Sumatra-Expedition hat ihre Arbeiten beendigt: bereits am 14. Juni dieses Jahres wurden ihre Mitglieder, die Herren Van Hasselt, D. D. Veth, Snelleman und Makkink, in der Sitzung der Niederländischen Geographischen Gesellschaft bei ihrer Rückkehr von Sumatra bewillkommnet. Von den sonstigen Mitgliedern ist Schouw Santvoort bekanntlich gestorben und Lieutenant Cornelissen befindet sich im Dienste in Niederländisch-Indien. Veth wird demnächst ein Werk über die Resultate der Expedition, namentlich über die ethnologischen, veröffentlichen.

— Die chinesische Regierung steht (nach der Mail, 15. September 1879) im Begriffe eine so unerhörte und nichtswürdige Grausamkeit zu verüben, wie man sie bei einem Volke, das mit den civilisirten Nationen Europas officiellen Verkehr unterhält und Gleichstellung mit ihnen beansprucht, nicht für möglich halten sollte. Bei der Wiederunterwerfung Ostturkestans 1877 geriethen vier Söhne, zwei Enkel, zwei Enkelinnen und vier Frauen des verstorbenen Jakub Beg, den doch England durch Verträge als Herrscher anerkannt hatte, in chinesische Gefangenschaft. Einige von ihnen wurden hingerichtet, andere starben, und nur vier sind übrig geblieben: Maiti Kuli, 14 Jahre alt; Yima Kuli, 10 Jahre alt; K'ati Kuli, 6 Jahre alt, Söhne Jakub Beg's, und sein fünfjähriger Enkel Aisan Ahung. Diese unschuldigen Knaben werden jetzt in Lan-tschau-fu, der Hauptstadt von Kan-su, gefangen gehalten, wie Staatsverbrecher behandelt und sind kürzlich in aller Form Rechtens wegen des Verbrechens, Söhne ihres Vaters zu sein, verurtheilt worden, dem Gesetze gemäß ihre Strafe zu erleiden. Maiti Kuli, der älteste, soll sofort an den kaiserlichen Hof geschickt und dort entmannt, die übrigen Knaben aber so lange gefangen gehalten werden, bis sie das 11. Lebensjahr erreicht haben, und dann soll ein Gleiches mit ihnen geschehen und sie in das Amurgebiet transportirt und den Soldaten dort als Sklaven übergeben werden! Und solche Bestialität verübt eine Regierung, die unter anderen auch in Berlin eine Botschaft unterhält!!

— Am 22. Februar 1879 ist in Tokio die erste Japanische Geographische Gesellschaft gestiftet worden und hat am 26. April ihre erste Sitzung gehalten, worin Herr Schima einen Bericht nebst Karte über seine 1877 ausgeführte Reise nach der Mandschurei erstattete. Vorsitzender der Gesellschaft ist der durch langjährigen Aufenthalt in Berlin mit deutschem Wesen vertraute kaiserliche Prinz Kita Schirakawa. Ihre Hauptthätigkeit wird sich wohl zunächst auf die Erforschung und Beschreibung des eigenen Landes, dann der gegenüberliegenden Gebiete des asiatischen Kontinents richten.

— Der Gebirgspaß Kara-Kazyk im Distrikt Ferghana, der 14 000 engl. Fuß hoch ist, galt bis dahin für fast unzugänglich. Am 11. (23.) Juli dieses Jahres gelang es, der Turkest. Ztg. zufolge, einer russischen Gebirgsbatterie in Gegenwart des Generallieutenant Abramow,

Truppenbefehlshaber in jenem Distrikt, den Paß wohlbehalten zu überschreiten.

— Ueber das Leben in Margelan schreibt eine Korrespondenz der Turkest. Ztg.: Wer Margelan vor einigen Jahren verlassen, kennt die Stadt jetzt nicht wieder. Es ist hier eine neue russische Stadt mit gut planirten, reinlichen, breiten chaussirten, an den Seiten mit Baumreihen bepflanzten Straßen entstanden. Der größte Theil der Straßen ist Nachts durch Laternen beleuchtet. Die Stadt hat ihre regelrechte Bewässerung und die Straßen werden täglich gespült.

Freilich machen die mancherlei noch unvollendeten Bauten einen etwas unordentlichen Eindruck, zum Winter wird auch das beseitigt sein. Die nothwendigsten Staatsbauten waren schon im vorigen Herbst beendet und alle Behörden sowie die Truppen während des Winters bequem untergebracht. Uebel daran waren einige Offiziere, die keine eigenen Häuser hatten. Bei einer Wohnungsentschädigung von 9 bis 14 Rubel monatlich mußten sie 10 bis 12 Rubel für Miethe und bei dem strengen Winter 8 bis 10 Rubel für Feuerung zahlen.

Die Kaufleute haben statt der Hütten und Schuppen jetzt wohlgebaute Häuser oder Läden im neuen Bazar bezogen. Sie verkaufen alle eingeführten Waaren angeblich zu Taschkenter Preisen, was aber nicht ganz der Fall, trotzdem bei guter Wegeverbindung mit Taschkent der Transport nicht viel Unterschied machen kann.

Die schönste und belebteste Stelle in Margelan ist der Kirchplatz nebst der anschließenden Hauptstraße, Taschkenter Prospekt; die hier befindlichen öffentlichen Gebäude können nach Aussehen und innerer Einrichtung mit denen in Taschkent wetteifern. Hier ist auch der Hauptspaziergang, namentlich wenn bei gutem Wetter die Musik spielt. Es sind drei Militär-Musikkorps in der Stadt. Dort ist auch so zu sagen die Fuhrmannsbörse, weniger ausgezeichnet durch die Güte als durch die Menge und Verschiedenartigkeit der Gefährte. Alle sind immer noch besser wie die landesüblichen zweirädrigen Arbas, auf die man hier früher ausschließlich angewiesen war. Durch die begonnenen Bauten wird der Platz noch wesentlich verschönert, namentlich durch den zweistöckigen Ziegelbau des Militärkasino neben dem geräumigen Gouvernementsgebäude.

Mit dem Wachsthum und der Verschönerung der Stadt entwickelte sich auch das gesellige Leben, Dank namentlich den Bemühungen des Gouverneurs General Abramow.

Der Gesundheitszustand hat sich in diesem Frühjahr wesentlich besser gestaltet als in früheren Jahren.

— Nach der Turkestanischen Zeitung vom 7. (19.) August sind in Wjernoje zwei Briefe vom Oberst Prschewalski (vergl. S. 16 und 95 dieses Bandes) eingegangen. Nach dem einen (datirt „Fluß Urnutschu am Biegungspunkte der Straße nach Gutschen über Brunnen Poitschi") sagt er: „Wir sind 500 Werst von Zaisan; alles geht gut, alle sind gesund, wir gingen auf Barkul nicht über Gutschen, sondern am Flusse Buguluk aufwärts und von da auf der kobdinskischen Straße. Binnen einem Monat werden wir in Barkul sein."

— Am 19. (31.) Mai ist einer der Begleiter des Obersten, der Kirgise Myrsaz, zurückgekehrt. Er hat Prschewalski am 3. (15.) Mai bei dem Orte Tschogan-tylku am See Oran-kul verlassen. Von Zaisan an, berichtet Myrsaz, auf 30 Tagemärschen wurden fünf torgontowskische und sieben urjanchaiskische Pikets angetroffen. Auf dem ganzen Wege benahmen sich die Einwohner und auch die Pikets freundschaftlich gegen den Reisenden. In vier Tagemärschen gedachte der Oberst nach Chami zu gelangen und dort einige Zeit zu verweilen.

— Der Moskauer Zeitung zufolge ist am 30. August über Peking ein Telegramm von Prschewalski eingegangen, wonach derselbe am 20. Juni (2. Juli) mit seiner Expedition in Scha-Tschshou angekommen war, nachdem er wohlbehalten die Wüste von Chami passirt hatte, die sich in der Mitte bis über 5000 Fuß erhebt. Die Oase Scha-Tschshou, 3500 Fuß hoch gelegen, ist nach Prschewalski's Mittheilung recht fruchtbar. Im Süden ist sie von einer Wand von Bergen umgeben, die vom Lob-nor-See sich heranziehen. Auf ihnen liegt stellenweise ewiger Schnee. In diesen Bergen wird die Expedition bis Ende Juli verweilen und dann nach Chlassu aufbrechen. Alles war wohl; die wissenschaftlichen Arbeiten hatten guten Erfolg.

Afrika.

— Eine eigenthümliche Weise des Rauchens sah Dr. Nachtigal in Bardaï im Lande Tibesti, die er auf S. 336 seines Reisewerkes folgendermaßen schildert: „Der betreffende Mann war mir vom ersten Tage an durch den Umstand aufgefallen, daß er allein von Allen die nationale Beschäftigung des Tabakkauens zuweilen durch Rauchen unterbrach. Zu diesem Zwecke ergriff er ein längliches, großes Verdauungsprodukt des Kameels, brachte auf dem einen Ende desselben eine Höhlung zur Aufnahme des Tabaks an und dieser diametral gegenüber ein Loch in der krustenartigen Oberfläche, und schmauchte nun mit innigem Behagen Tabak und Kameelunrath zusammen. Ob ihm die letzte Cigarre, die mir geblieben war, und die ich ihm in der Heiterkeit über die Entdeckung des Kameelmistrauchens verehrte, besser schmeckte als der letztere, war nicht mit Sicherheit zu entscheiden."

— Ein in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" (1879 Nro. 9) abgedruckter Brief des Konsuls Hansal in Chartum enthält folgende Nachrichten über Reisen im Sudan. „Mitte Mai erschien hier ein Europäer, Namens Bohndorff, in völlig desolatem Zustande, entblößt von allem Nöthigen. Derselbe, seines Zeichens Goldarbeiter, war vor vier Jahren Kammerdiener bei Gordon in Gondokoro. Nach Aegypten zurückgekehrt, beschloß er eine neue Reise nach Inner-Afrika behufs Anlage naturhistorischer Sammlungen. Er ging über Dongola, Kordofan, Darfur, Schaka, Dar Benda, Dar Abu Dinga [letztere beide sind von Schweinfurth erkundete Landschaften zwischen 7° und 8° nördl. Br. und 21° und 22° östl. L. Paris], überschritt den westlich fließenden Bahr Schinko (auf den Karten als „Großer Fluß von Abu Dinga" angedeutet) und gelangte darüber hinaus nach sechs Tagereisen gegen West, wo ihn der Kannibalismus der Einwohner am weitern Vordringen hinderte. Er war nach seiner Angabe nur noch 14 (??) Tage vom Atlantischen Ocean entfernt. Jedenfalls ist er eine gute Strecke über Mofio's Gebiet [südlich von Dar Benda] vorgedrungen, weiter als die früheren Forscher. Das Land nördlich von Abu Dinga nennt er Insákara. Südwestlich von Mofio's Gebiet giebt er Dar Tikma an, durch welches der große Fluß Umbombo nach West geht. In Dar Benda habe er zwei große Elephanten erlegt und skeletirt. Da er jedoch die schweren Knochen mangels Träger nicht fortschaffen konnte, so nahm er bloß die vier großen Zähne, ein jeder 90 Rotel schwer. Auf seinem Rückmarsche loderte allenthalben die Kriegsfackel. Bohndorff ward der Spionage verdächtigt, von den Basinger in Kalaka, zwei Tage von Schaka, bis aufs Hemd beraubt, sein Tagebuch verbrannt und er am Leben bedroht — — —. Der bedauernswerthe Tourist hat Aufzeichnungen, Sammlungen, Elfenbein und Gesundheit eingebüßt, ohne irgend welchen Erfolg außer der — Erinnerung."

Besser erging es dem Photographen Buchta, welcher im Winter 1878/79 nach Uganda hin- und zurückgereist ist. Er verließ am 14. December Redjaf, nachdem er von den Bari während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes alles zu Photographirende und zu Zeichnende aufgenommen und mit seiner Ausbeute ganz zufriedengestellt war. „Am 19. März," schreibt er aus Bor, 13. April 1879, „habe ich durch meine Rückkunft nach Ladó meine Rundreise durch die Aequatorial-

provinzen beendigt und bin, da ich zudem bis zum heutigen Tage völlig gesund geblieben, mit dem Erfolge derselben recht zufrieden. Die Reise bot mir viele hohe Genüsse, besonders durch die großartigen Vegetations-Scenerien in Unyoro, die an kraftstrotzender Ueppigkeit Alles überbieten, was sich selbst eine kühne, weitgehende Phantasie vorstellen kann. Ich habe nach bester Kraft und Möglichkeit gearbeitet und eine Reihe; wie ich mir schmeichle, interessanter und gelungener Aufnahmen mitgebracht. Nun heißt es warten, bis die Kommunikation wieder frei wird, um die Rückreise nach Chartum anzutreten."

— Die vier vom belgischen Könige der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft geschenkten Elephanten haben nach den neuesten Nachrichten (vom 11. August dieses Jahres) glücklich das Gebiet der Tsetse-Fliege passirt, sind von derselben zwar gehörig gebissen worden, aber haben nicht darunter gelitten. Die eine Seite der Frage wäre also gelöst. Man hofft nämlich außerdem noch, daß die Elephanten beim Fange und der Abrichtung ihrer afrikanischen Brüder sich nützlich erweisen werden, und daß so der Traum Livingstone's und Anderer in Erfüllung geht, welche die gewaltigen Kräfte dieser Thiere zur Erschließung ihrer eigenen Heimath einst nutzbar zu machen hofften. — Von den 1878 nach Dufila am obern Nile gebrachten Elephanten (s. „Globus" XXXIV, S. 270) sollen inzwischen nach einem Briefe M. L. Hansal's, österreichischen Konsuls in Chartum, drei gestorben sein. „Bestätigt sich diese Nachricht (fügt derselbe hinzu), dann wird es sich doch mehr empfehlen, auf den Versuch der Zähmung und Abrichtung von eingeborenen Elephanten zurückzugreifen."

— Die Missionäre der „London Missionary Society" geben seit 1875 in Antananarivo auf Madagaskar ein „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine" heraus, welches als Sammelwerk über Topographie und Naturprodukte der Insel und über Gebräuche, Ueberlieferungen, Sprache 2c. ihrer Einwohner anzusehen ist. Bereits sind vier Hefte mit dem mannigfaltigsten ethnographischen, linguistischen und geographischen Inhalt erschienen.

Australien.

— In Shark's Bay, an der Westküste der Kolonie West-Australien, in 25° südl. Breite, sind sehr werthvolle Guanolager entdeckt worden.

— Der West-Australier Mr. Alexander Forrest begab sich am 16. Januar 1879 auf eine Reise, um den Nordosten seiner Kolonie näher zu erforschen. Außer dem Geologen und zweiten Führer Mr. Fenton Hill begleiteten ihn sechs Mann, darunter zwei Eingeborene, und sein Proviant reichte auf sechs Monate hin. Für den Transport hatten ihm die am Oakover Flusse ansässigen Squatter Grant und Anderson dreißig Pferde geliefert. Schon Ende April traf die Gesellschaft in bester Gesundheit wieder in Roebuck Bay, 18° 5' südl. Br. und 122° 25' östl. L. Gr., ein, und Mr. Forrest berichtet über günstige Erfolge. Zwischen dem De Grey Flusse und dem Endpunkte der Reise, namentlich aber um die den Lacepede Islands gegenüberliegende Beagle Bay breitete sich eine herrliche Gegend aus, deren Areal gegen 300 deutsche Quadratmeilen umfassen mochte und wohl im Stande wäre, eine Schafherde von einer Million zu weiden. An Wasser fehlte es hier nirgends. Man kann es sich ohne Schwierigkeit aus den vielen schönen Quellen, welche überall zu Tage treten, verschaffen. Die Eingeborenen, denen man begegnete, zeigten sich freundlich.

— Mr. W. H. Tietkins, welcher den Mr. Ernest Giles auf seinen Reisen in den Jahren 1874 und 1875 als zweiter Führer in das damals noch unbekannte westliche Australien begleitete, hat zu Anfang Juli dieses Jahres eine neue Reise mit wenigen Begleitern und mit Kameelen angetreten. Es handelt sich dabei um die Erforschung des Gebietes, welches zwischen Fowler's Bay, in 32° südl. Br. und 132° 30' östl. L. Gr., und den nördlich davon gelegenen Musgrave Ranges, zwischen 26° und 26° 30' südl. Br., liegt. Man hofft, wenigstens im Norden dieses zu bereisenden Gebietes gutes Weideland aufzufinden. Im Süden ist, wie man schon weiß, nichts weiter als werthloses Scrubland (Akaziengestrüpp) ohne Wasser. Mr. Tietkins gedenkt Ende September zurückzukehren.

— In West-Australien hat sich eine Partei gebildet, welche die Vereinigung dieser Kolonie mit Süd-Australien anstrebt. Als Preis dafür verlangte man, daß die letztere Kolonie eine Eisenbahn am Port Augusta, an der Spitze des Spencer's Gulf und in 32° 29' 30" südl. Br. und 137° 45' 30" östl. L. Gr., über Albany nach Perth baue. Allerdings würde die City of Adelaide dadurch zu einem australischen Brindisi erhoben werden, allein die enormen Kosten einer solchen Bahn durch die großen wasserlosen Wüsten, welche zwischen Port Augusta und Albany liegen, gehen über die beschränkten finanziellen Mittel Süd-Australiens weit hinaus. Ueberdies bietet West-Australien zwar einen großen Umfang, aber keineswegs einen demselben entsprechenden Werth.

— Der in geographischen Kreisen wohlbekannte Sir Thomas Elder in Adelaide, Süd-Australien, wird schon wieder eine neue Expedition auf seine Kosten aussenden. Zum Führer derselben hat er den Marinelieutenant a. D. Mr. Jesse Young, welcher den Mr. Ernest Giles auf dessen Reise durch West-Australien im Jahre 1875 als Astronom und Sammler begleitete, gewonnen. Derselbe soll die Reise von Central-Australien aus, und zwar von einem Punkte des Ueberlandtelegraphen ab, der 950 bis 1000 Miles südlich von Port Darwin liegt, antreten und das Landgebiet, welches sich von da nordwestlich bis zu dem Punkte des Sturt's Creek in 20° 15' südl. Br. und 127° 50' östl. L. Gr. erstreckt, wo Gregory im Jahre 1856 seine Reise ins Innere Australiens wegen der wasserlosen Sandwüsten abbrechen mußte, umständlich erforschen. Nachdem dies geschehen, wird Mr. Young auch noch den nördlichen Theil von Westaustralien bereisen. Die Gesellschaft soll aus sechs oder sieben Personen bestehen, und für den Transport sind Kameele bestimmt. Eine Krankheit, von welcher Mr. Young auf seiner Reise von England nach Adelaide unterwegs in Amerika befallen wurde, von der er aber jetzt so gut wie genesen ist, hatte eine Verzögerung der Expedition zur Folge.

— Der Rever. George Taplin, seit zwanzig Jahren Vorstand der Missionsanstalt für Eingeborene an Point Macleay, Lake Alexandrina, Kolonie Süd-Australien, starb daselbst am 24. Juni 1879 im Alter von 47 Jahren. Er war ein genauer Kenner der Sprachen und Sitten der Eingeborenen, und seine interessanten Schriften darüber haben einen um so höheren Werth, als die Eingeborenen ihrem Untergange rasch entgegen gehen. Kurz vor seinem Tode erschien sein letztes Werk, betitelt „Narrinyerie", worin er die Sprachen der verschiedenen Stämme der Eingeborenen der Kolonie Süd-Australien behandelt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

II.

Am 19. Februar war endlich alles zum Aufbruche bereit, und gegen sieben Uhr Morgens wurde dem Reisenden die Ankunft einer großen Piroge gemeldet. Auch die Ruderer derselben stellten sich ein, zitternd vor Kälte — es war 15 Centigrade —, und kauerten sich in der Asche der verlöschenden Feuer nieder, ehe sie sich entschließen konnten, die Kisten Harmand's auf ihre Schultern zu laden. Es war die Stunde, wo das Dorf zum Leben erwachte. Im Gänsemarsche erscheinen die Bonzen in ihren gelben Gewändern, mit Töpfen in der Hand, und vor der Thür jeder Hütte erwartet sie ein junges Weib, steckt den Löffel aus Kokosnußholz tief in den eben gekochten, noch dampfenden Reis und füllt damit das große Gefäß, das ihr der kahlköpfige Priester hinhält. Junge Mädchen, mit frischen Blüthen des Schampak, Hibiscus oder Jasmin geschmückt, eilen in den Tempel, um die Altäre des Buddha Sammonokodom zu bekränzen. Glückliche Bonzen! . . .

Die Abreise fand sehr gegen den Willen von Harmand's Begleitern statt. Die Eingeborenen hatten ihnen eine gewaltige Furcht vor Attopen eingeflößt, das im ganzen Laoslande für äußerst ungesund gilt. Zwei von Harmand's Annamiten waren krank, der eine am Fieber, der andere nur aus Furcht; nur unter Seufzen schifft sich der chinesische Präparator A-hoï ein — denn „aus Attopen ist noch nie ein Chinese lebendig zurückgekommen," meinte er. Ehe aber der Reisende die lange schlüpferige Bambutreppe, welche das Dorf mit dem 12 m tiefer fließenden Strome verbindet, hinabstieg, bewunderte er noch einmal die schönen Berge im Osten, die im Pic de Lagrée gipfeln. Sie sind der Rand jenes großen Plateaus, in welches die Mekhông-Expedition nicht hat eindringen können. Nach ihren Erkundigungen sollte es eine Einöde mit vulkanischem Boden sein. Dieselbe kennen zu lernen, war Harmand's vorzüglichstes Bestreben, weil die dortigen hochgelegenen Wälder gute Ausbeute an Pflanzen und Thieren verhießen.

An dem flachen Strande der großen Insel hin, welche unterhalb Bassak den Mekhông in zwei Arme theilt, und Dôn-Deng (d. i. Rothe Insel) von den Laos genannt wird, fuhr der Reisende stromabwärts und landete jenseit ihrer Südspitze am rechten Ufer, wo die hölzernen Glöckchen der Elephanten aus den schonungslos von ihnen heimgesuchten Gärten der Eingeborenen heraustönten; Wilde und Laos verstehen in gleicher Weise und in kurzer Zeit den Elephanten zu zähmen, die vollständige Abrichtung dagegen erfordert lange Jahre und ist ein unendlich schwieriges Geschäft. Die nöthigen Thiere verschaffen sie sich theils durch die Jagd, theils durch Züchtung. Harmand stimmt übrigens keineswegs mit anderen Reisenden überein, welche seine Klugheit rühmen und ihm sogar Schamhaftigkeit und Religiosität, die nicht einmal alle Menschen besitzen, nachsagen; er hält ihn für dumm: würde er sonst einem schwächlichen Wilden gehorchen, der, auf seinem massigen Halse thronend, ihn nach seinem Willen leitet, bei jeder Gelegenheit, oft ohne alle Ursache, ihm unsägliche Qualen bereitet und mit einem spitzen Haken oder Schwert die Kopfhaut bearbeitet und zerfetzt? Dabei ist das Thier furchtsam, wie denn Harmand's Elephan-



Bettelnde Bonzen in Bassak.

ten jedesmal vor dem Hunde desselben maßlos erschreckten. Aber trotz aller seiner Fehler leistet es den Laos und den Wilden so große Dienste, daß beide sich ohne ihn kaum zu behelfen wüßten. Um den Weg brauchen sie sich nicht zu bekümmern: im Nu entwurzelt es die hinderlichen Bäume, zerreißt die Schlingpflanzen, durchbricht die Bambudickichte und nimmt dabei stets Rücksicht auf Breite und Höhe seiner Last. Hat man einen Elephanten, so braucht man weder Wege noch Brücken; dabei versteht er bergauf und bergab zu klettern an Stellen, wo eine Ziege in Verlegenheit käme. Sein Geschirr ist das denkbar einfachste und jeder Bequemlichkeit bar: es ist eine Art hohler Packsattel, der auf die dicke Erhöhung der Rückenwirbel paßt, welche ihrerseits durch Hirsch- oder Büffelfelle vor dem unmittelbaren Aufliegen geschützt werden. Der Sattel trägt eine schmale, viereckige Plateforme von 80 cm Länge und etwa 50 cm Breite, welche mit einer rauhen und dabei doch glatten Matte bedeckt ist. Auf dieser muß der unglückliche Reisende Platz nehmen, der, er mag sitzen, liegen oder hocken, nie eine richtige erträgliche Stellung einzunehmen vermag. Ueberdacht wird der Apparat von einer zwar nicht gefälligen, aber festen, leichten und widerstandsfähigen Wölbung aus geflochtenem spanischen Rohre, welche den Reisenden gegen Regen, Sonne, Dornen, herabhängende Schlingpflanzen und vor allem gegen die schmerzhaften Angriffe der von dem Laubwerk der Bäume abgestreiften rothen Ameisen beschützt. Der ganze Sattel wird mit Messer und Axt hergestellt, mit Bambu verpflöckt, mit Lianen zusammengebunden und enthält nicht das geringste Stückchen Eisen; er wird durch einen Bauchgurt aus starkem spanischen Rohre, der hinter den Vorderfüßen und Brustwarzen angelegt wird, festgehalten. Dieser Gurt reicht aus, sobald sich die Last im Gleichgewichte befindet. Um das Auf- und Absteigen zu erleichtern, hängen über Brust und Hintertheil Rohrseile herab, an denen man sich hinaufhilft. Trotz



Aufbruch von Bassak.

dieser Vorrichtung und trotz dem, daß der Elephant durch Hinhalten seines einen Fußes nach Kräften behülflich ist, ist das Hinauf- und Herabkommen oft so beschwerlich, daß Harmand, wenn er nicht, seine Schritte zählend und seinen Kompaß beobachtend, zu Fuß ging, sich von zwei Leuten auf einer Stange hinaufhelfen ließ.

Schwierigkeiten verursachte auch das Beladen der Elephanten, weil sie, an die üblichen cylindrischen Körbe gewöhnt, vor den Kisten des Reisenden scheuten; es dauerte an zwei Stunden, ehe das Gepäck glücklich aufgeladen war. Dann endlich schritten die Führer voran und folgten ihnen die Thiere gemessenen langsamen Schrittes im Gänsemarsche. Der Weg nach Attopeu führt zunächst über schlechte, ausgetrocknete Reisfelder und wird dann holperig und schlecht, indem er zwischen zahllosen, rechtwinklig gebrochenen Felsblöcken vulkanischen Ursprungs sich hinwindet. Dieselben bilden kleine Hügel, die mit dürftigem, jetzt seiner Blätter beraubtem Walde bestanden sind; zwischen denselben liegen natürliche, mit klarem Wasser gefüllte Becken, von herrlicher Vegetation umgeben und durch die Trockenheit ringsum nur um so anziehender. Allmälig steigt der Boden in langen, niedrigen, dem Flusse parallel laufenden Hügeln an und der Wald wird dichter und schöner. Doch brauste ein heftiger Wind durch die Bäume und riß alle Augenblicke große Aeste herab und selbst ganze Bäume um, die krachend den jungen, sie umgebenden Nachwuchs zu Boden schmetterten. Als schließlich ein Ast den Palankin des Reisenden traf und durchbohrte, zog er vor, auf einer kleinen sumpfigen Lichtung einige Zeit Halt zu machen, zum großen Vergnügen der Elephanten, welche sich geschickt die am wenigsten vertrockneten Grasbüschel zusammenlasen. Nachdem dann noch eine zweite Kette bewaldeter Hügel überschritten worden war, wurde zur Nacht in dem kleinen, von Mischlingen von Laos und Khâs bewohnten Weiler Tiön-ngông gerastet. Die Elephanten wurden abgeladen, und jedem ein Ring aus spanischem Rohre, den er Tags über am Halse getragen, um die Füße gelegt, worauf er sich humpelnd dem nahen Gesträuch zuwandte. Inzwischen machte sich Harmand daran, sein Routier ins Reine zu bringen und seine Notizen zu ordnen, während seine vier Diener sich in die nöthige Arbeit theilten: der Chinese hatte die Gewehre zu reinigen und zu ölen und dann die erbeuteten Thiere abzubalgen, während einer der Annamiten die gesammelten Pflanzen in das Herbarium einlegte, der zweite das Abendessen, das einen

Tag wie den andern aus Reis und Huhn bestand, bereitete, und der letzte Tisch und Stuhl herrichtete.

Am nächsten Morgen (20. Februar) erwachte der Reisende frühzeitig durch die außergewöhnliche Kälte (8,6°). Durch das Schreien von Affen im nahen Walde verleitet, machte er, anstatt aufzubrechen, Jagd auf dieselben, stieß aber gleich anfangs — das erste Mal auf seiner ganzen Reise — auf fünf wilde Elephanten, vor denen er es gerathen fand sich zurückzuziehen. Diese Thiere sowohl wie Tiger, Panther und dergleichen sind in jenen Gebieten keineswegs selten; man stößt vielmehr überall auf ihre Fährten. Aber sie ziehen sich vor dem Menschen, namentlich vor den ihnen durch Gesichtsfarbe, Bart und Kleidung ungewohnten Europäern, stets scheu und geräuschlos zurück, so daß letztere sich bald gar nicht mehr um ihre Anwesenheit kümmern. Außerdem ist das Wild so zahlreich und so leicht zu erjagen, daß die reißenden Thiere durch Hunger gar nicht in Versuchung geführt werden, mit dem Menschen anzubinden.

Um 9½ Uhr wurde aufgebrochen. Der Weg führte abwechselnd über weite, ebene und sumpfige Lichtungen und durch trockene Waldstücke; im Norden erhob sich die dunkele Masse des schönen Kegelberges Phu-Pong, den die Franzosen Pic de Lagrée getauft haben. Auch einige nackte Felsflächen, wo nur eine schöne rothblühende Orchidee wächst, dehnen sich dazwischen aus. Gegen Abend wurde der Pfad für die Elephanten so schwierig, daß der Reisende endlich den jammernden Kornaks Gehör schenkte und im Weiler Salay nahe an einem großen Sumpfe zur Nacht blieb. Auch am folgenden Morgen war es wieder ziemlich kalt (9,8°), und das ist nach Angabe der Eingeborenen hier die Regel trotz der geringen Meereshöhe (25 m). Bald nach dem Aufbruche traf man im trockenen Bette des Uë-Khena (Salzflusses) auf die ersten echten Wilden. Sie trugen ein Halsband von Glasperlen und Muscheln, ein handbreites Stück Baumwollenzeug um die Hüften und benahmen sich stumpfsinnig und furchtsam. Vergebens suchte sie Harmand





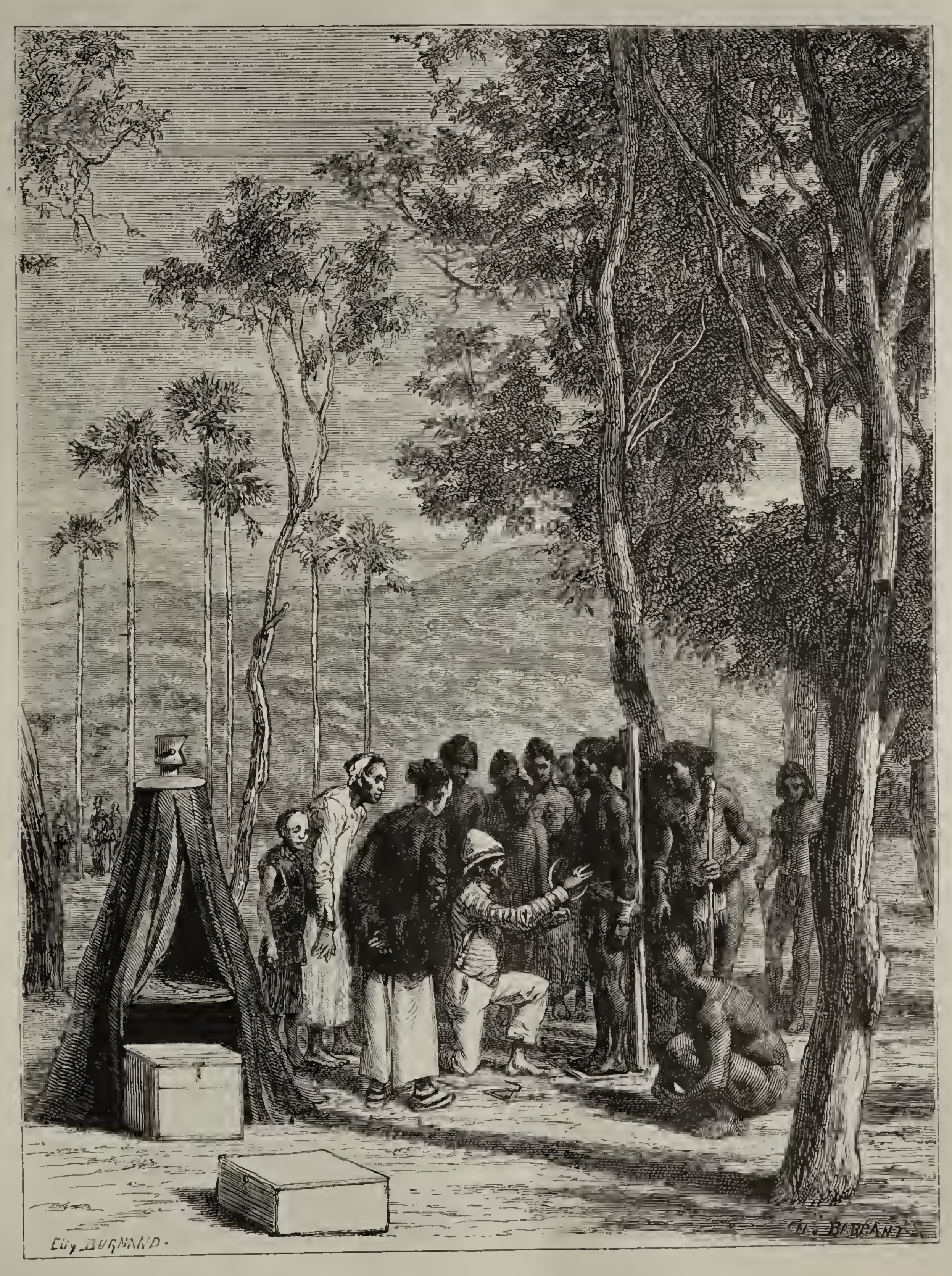
Zwei Khâs-Typen (Thêh und Tsu).

zurückzurufen, um sie durch Geschenke sich geneigt zu machen: wie Hasen liefen sie davon und verbargen sich im dichtesten Gestrüppe. Weiter wurde der Se-Kamphô erreicht, ein hübscher, tief zwischen seinen gelbsandigen Ufern eingeschnittener Fluß. In schräger Richtung ließen sich die Elephanten den Abhang hinuntergleiten, durchwateten das reißende Gewässer, das ihnen bis zum Bauche reichte, und kletterten jenseits, die Vorderbeine unter den Leib biegend, also gewissermaßen knieend, wieder hinauf, beides schwierige Augenblicke für die auf ihrem Rücken befindlichen Menschen. In dem nahen malerisch gelegenen Dorfe Kamphô, das von Laos und Wilden durch einander bewohnt wird und selbst eine Pagode mit einem halben Dutzend Bonzen besitzt, übernachtete Harmand und mußte einen Ruhetag (22. Februar) machen, weil er vom Fieber ergriffen wurde. Doch benutzte er denselben, um einige Khâs von den Stämmen Thêh und Tsu zu messen und zu porträtiren und Vokabulare ihrer Sprache anzulegen. Man kann das Wort „Stamm" hier eigentlich nicht in derselben Bedeutung, wie z. B. bei den Arabern oder Rothhäuten anwenden. Es giebt zwar mehr oder weniger zahlreiche Dörfer oder Weiler, die sich über ein mehr oder weniger großes Gebiet vertheilen, und deren Bewohner sich Bolowen, Lowé oder Noedeh nennen. Allein dieselben zerfallen wieder in zahlreiche Unterabtheilungen, welche unter einander durch gar kein sociales oder moralisches Band verknüpft sind. So zerfallen die Kuy (der Name bedeutet einfach „Mensch") in Kuy Muoh, Kuy Ntoh, Pohr, Damrey, Hâh, Mahay, Belch, Suï, Suö u. s. w. Jedes Dorf ist ein kleines, von der übrigen Welt durchaus abgeschlossenes Centrum. Die Leute selbst scheinen von ihrer Zugehörigkeit zu einem solchen nicht viel zu halten und antworten auf die Frage, zu welchem Stamme sie gehören, einfach nur: „Wir sind Wilde." — „Was für Wilde denn?" „Nun, Wilde." Mehr ist nicht aus ihnen herauszubringen.

Aus dieser unendlichen Zersplitterung resultirt ihre erbärmliche Lage, der absolute Mangel an Sicherheit, welcher den ursprünglich nicht schlechter beanlagten Wilden nicht gestattete, sich zu der höhern Stufe der Laos und Kambodjer hindurchzuarbeiten.

Am 23. Februar wurde die Reise fortgesetzt und führte erst durch einige Reisfelder, dann durch einen an schönen Orchideen reichen Wald mit torfigem Untergrund und über weite Abholzungen, welche die Wilden, um den Boden zu bestellen, mit Beil und Feuer hergestellt hatten. Die 2 bis 3 m hohen stehen gebliebenen Baumstümpfe, die riesigen, verkohlten Stämme, welche in malerischem Durcheinander den Bo-

den bedeckten, und die hier und da auf hohen Pfählen errichteten Hütten aus Blättern oder Stroh gewährten einen höchst merkwürdigen Anblick. Allein die Hütten waren von ihren Bewohnern, Khâs vom Stamme der Tsu und der Thêh, verlassen worden, aus Furcht in Folge eines plötzlichen Todesfalles, oder wegen der Erpressungen eines kleinen Mandarinen oder dergleichen. Weiterhin folgte verkümmerter, mit Felsen durchsetzter und dann der echte, für Hinterindien so charakteristische, von Lichtungen unterbrochene Wald. Am selben Tage wurde der ansehnliche Fluß Se-Piën überschritten, am nächsten (24. Februar) längs des Flusses des bewaldeten Gebirges Phu-Tapak der noch weit bedeutendere Se-Kong und am 25. Februar das Dorf Khâng erreicht. Dasselbe besteht aus zwei scharf geschiedenen Theilen: dem Laos-Dorfe mit seinen Kokospalmen und Mangobäumen und seiner unvermeidlichen Pagode inmitten einer glatt ge-



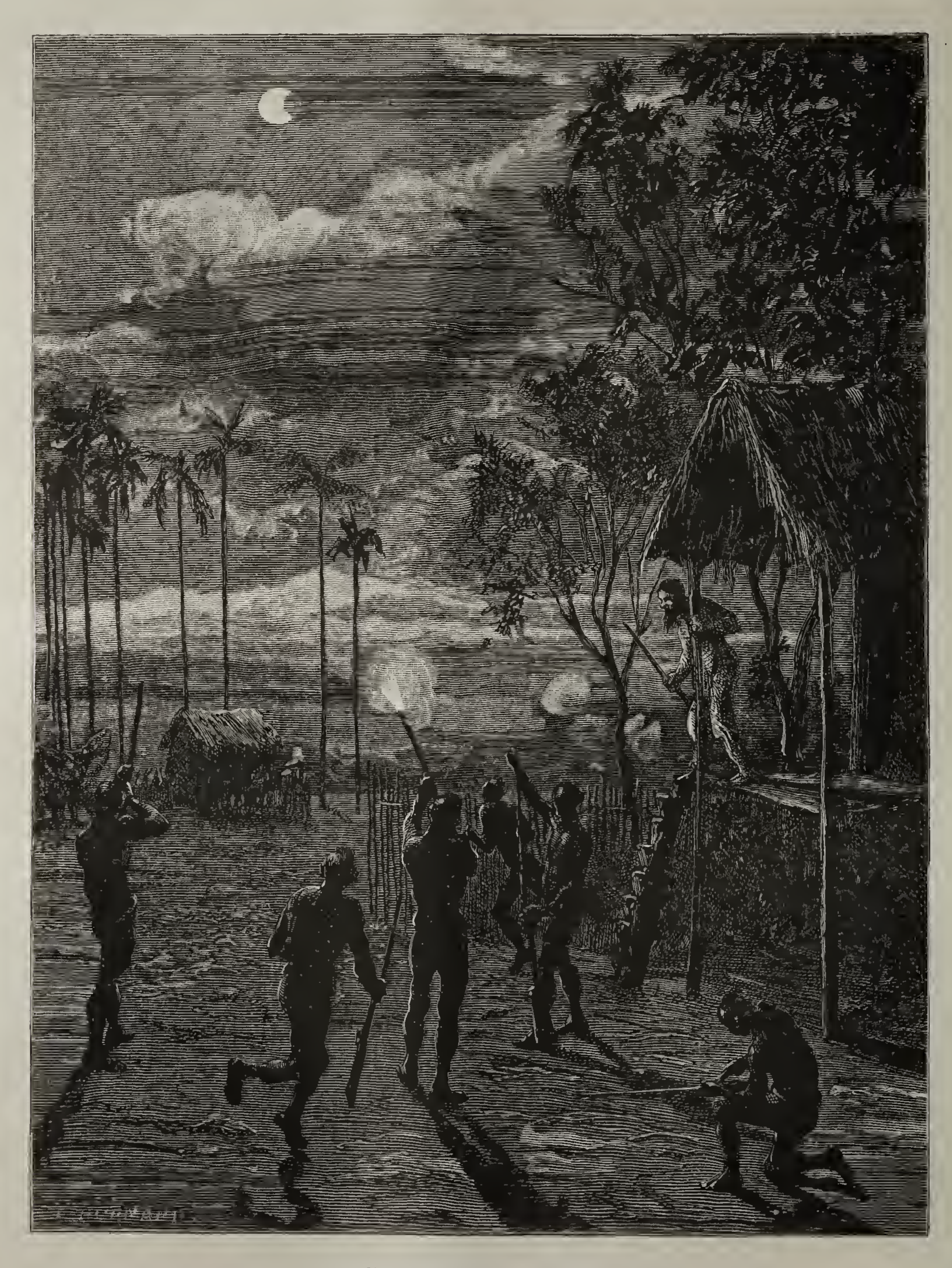
Anthropologische Messungen in Attopen.

klopften Tenne aus Sand und Lehm. Unweit davon liegt das Khâ-Dorf, aus Häusern auf hohen Pfählen bestehend und mit festen Palissaden umgeben. Augenblicklich steht es leer; denn die Wilden befinden sich jetzt im Gebirge, von welchem sie nur zur Zeit, wenn sie für ihre laotischen Herren die Reisbestellung besorgen müssen, herabsteigen. In Khâng hielt sich Harmand nur so lange auf, als er brauchte, um eine für ihre Verhältnisse recht niedliche, an einen Laos verheirathete Khâ-Frau zu messen und abzuzeichnen, und ritt noch am selben Tage nach Attopen, wo zehn Jahre früher M. de Lagrée gewesen war.

Der Ort unterscheidet sich nicht viel von den Laos-Dörfern an den Ufern des Nam-Không; er liegt an derjenigen Stelle, wo der Se-Kong aus seinem nordsüdlichen Laufe nach Südwesten umbiegt. Die Bevölkerung erscheint auf den ersten Blick sehr stark mit Khâ-Blut gemischt. Die

Frohnarbeiter, welche ihm der Khio-meuong (Bürgermeister, Ortsvorstand) bei seiner Ankunft zuschickte, waren fast durchweg unvermischte Wilde; Harmand verwendete den ganzen Rest des Tages dazu, sie anthropologisch zu messen.

Gleich am folgenden Tage (27. Februar) konnte der Herr Bürgermeister oder Gouverneur seiner Neugier nicht widerstehen: schon am frühen Morgen sandte er ein frisch geschlachtetes Schwein und erschien gleich darauf selbst, umgeben von zahlreichem Gefolge, das ihm seine Insignien, wie Theekannen, Spucknäpfe, Büchsen und Präsentirteller, nachtrug. Aus den Verhandlungen des Franzosen mit dem unwissenden und aufgeblasenen Würdenträger ist nur hervorzuheben, daß derselbe es für unmöglich erklärte, am Se-Kong aufwärts nach Norden vorzudringen, aber ihm bereitwillig



Mondfinsterniß in Attopen.

Bootsleute versprach, die ihn den unweit oberhalb Attopen in den Se-Kong mündenden Se-Keman hinauffahren sollten.

Nachdem Harmand am letzten Tage des Februar einiges über die an beiden Flüssen betriebene, aber nur unbedeutende Erträgnisse liefernde Goldwäscherei in Erfahrung gebracht und alle vorhandenen Wilden gemessen, wurde er in der Nacht zum 1. März durch einen entsetzlichen Lärm, das Tönen von Gongs und Tamtams, Flintenschüsse, Geschrei und Geheul geweckt. Erschreckt griff der Reisende nach Flinte und Revolver und sprang mit einem Satze aus seiner Hütte: überall, in seiner Nähe wie in allen Dörfern längs des Flusses sah er die Schüsse blitzen und erfuhr sehr bald den Grund der Erregtheit: eine Mondfinsterniß war eingetreten. Wie bedauerte er nun, nicht bei Zeiten in seine „Connaissance des temps" einen Blick geworfen zu haben!

Wie hätte er durch Voraussagung des Phänomens den Mandarinen einschüchtern, mit dem Zorne des Himmels bedrohen und sich willfährig machen können!

Nie hätte er übrigens geglaubt, daß die Laos eine solche Menge von Gewehren besäßen. Es sind Lunten- oder Steinschloßflinten, welche durch chinesische und andere Händler von Bang-kôk kommen.

Am 2. März begann die Fahrt auf dem Flusse Se-Keman. Die Bootsleute hatten das Vordertheil der Pirogen zum unfehlbaren Schutze gegen die Gefahren der Stromschnellen mit einem weißen Baumwollfaden umwickelt. An den Ufern des dicht bei Attopen mündenden Se-Keman liegen zahlreiche kleine Weiler der Laos; aber ebenso zahlreich sind die Stromschnellen, welche indeß fürs erste kein ernstliches



Aufnahme des Flusses Se-Keman.

Hinderniß darboten. Die Tiefe des vollkommen durchsichtigen Wassers war in jener Jahreszeit sehr gering. Gegen 3 Uhr Nachmittags schon wurde der Strom breit und große Sandbänke traten in seinem Bette auf. Dort lag das große Dorf Menong-Caô — keine Provinzialhauptstadt übrigens, was ihr Titel Menong sonst bezeichnet —, dessen Mandarin aus Leibeskräften sich der Weiterfahrt zu widersetzen versuchte, natürlich vergebens. Auf der Spitze einer Sandbank verbrachten sie die dunkele, mondlose Nacht, sehr beunruhigt durch einen Trupp wilder Elephanten, die sich in dem flachen, reißenden Wasser ergötzten und einen schrecklichen Lärm vollführten, aber schließlich sich zurückzogen, ohne die ängstlich lauschenden Reisenden zu belästigen.

Sir Joseph D. Hooker's Reise in Marokko.

II.

Das herrlichste Wetter begünstigte die weiteren Excursionen der Reisenden: am 8. April machte man in der Frühe des Morgens sich auf den Weg nach dem zwei bis drei Meilen entfernten Kap Spartel; am Fuße des Dschebel Kebir entlang ritt man eine weite Strecke durch stellenweise feuchtes Wiesenland. Die Berghänge zeigten sich auch hier mit den schon oben genannten blühenden Sträuchern bedeckt, unter denen verschiedene Arten von Cistus und Erika vorherrschend waren; im Grunde aber breitete allenthalben die Zwergpalme (Chamaerops humilis) die Büschel ihrer steifen fächerförmigen Blätter fast unmittelbar über dem grasigen Boden aus, und nur an wenigen, den Hirten und ihrem Vieh unzugänglichen Stellen erblickte man unverkrüppelte Exemplare mit starken oft zehn bis zwölf Fuß hohen Stämmen. Denn das verderbliche System des periodischen Abbrennens der Weideplätze, das in Spanien ganze Provinzen fast wüstgelegt hat, ist auch in Marokko verbreitet und trägt nicht zum mindesten die Schuld an dem auffallenden Baummangel dieser Gegend und der unausbleiblichen Folge desselben, der allsommerlichen Dürre. Nur auf dem felsigen Westabhange des Hügels oberhalb Kap Spartel erheben sich einige stattliche Exemplare der hier einheimischen immergrünen Eiche, die, da sie ein werthvolles Nutzholz abgiebt, die Kultur wohl lohnen würde. Der berühmte Leuchtthurm von Kap Spartel, der, auf marokkanische Kosten errichtet, die einzige Koncession repräsentirt, die der Sultan den Anforderungen moderner Civilisation gemacht hat, ist auf einem kleinen Felsplateau erbaut, das in einer Höhe von etwa 85 m steil zum Meere abfällt. Der massive viereckige Thurm, der die Laterne

trägt, ist 26 m hoch und mit seinem niedrigen geräumigen Anbau von einer starken Mauer umgeben. Hooker hatte für sich und seine Begleiter von dem spanischen Konsul, dem augenblicklich die Verwaltung des Leuchtthurmes oblag (denn England, Frankreich, Italien und Spanien tragen gemeinschaftlich die Kosten der Unterhaltung und ihre Vertreter in Tanger übernehmen abwechselnd die Oberaufsicht), die Erlaubniß ausgewirkt, die Nacht in dem Leuchtthurmgebäude zubringen zu dürfen; und unvergeßlich wird ihnen Allen jene Mondscheinnacht in dem kleinen innern Hofe des Anbaues bleiben, der, achteckig und von säulengetragenen Bogengängen umgeben, in seiner Mitte nach echt maurischer Sitte einen fließenden Brunnen zeigt. Wie unzählige Funken glänzten die plätschernden Wassertropfen in dem hellen Lichte des Vollmondes, die Schatten der schlanken Säulen zeichneten sich in ihrer ganzen Zierlichkeit schwarz auf den Steinplatten des Fußbodens ab — die Luft war still, die See ruhig, nur bei aufmerksamem Hinhorchen vernahm man von tief unten herauf das dumpfe regelmäßige Anschlagen der atlantischen Wellen an die Felswand. Auf anderm Wege, als den sie gekommen, kehrten die Reisenden am nächsten Tage nach Tanger zurück, und zwar suchten sie zunächst, südwärts am Strande sich haltend, die sogenannte Höhle des Herkules auf. Diese Höhle, ein halbrunder Einschnitt in den Felsen der Klippe an der sandigen Mündung eines kleinen Baches, ist von den ältesten Zeiten her als Steinbruch benutzt worden, und es werden heute noch hier wie im grauen Alterthum die runden Handmühlsteine zum Zerquetschen des Getreides in der nämlichen ursprünglichen Art mit Hammer und Meißel aus dem Felsen gebrochen. So haben die Dimensionen der Höhle sich allmälig bedeutend vergrößert, und die ganze Oberfläche des Felsens zeigt in zahllosen kreisrunden Löchern von etwa 18 Zoll Durchmesser die Spuren dieser sehr primitiven Art menschlicher Thätigkeit. Die Bemerkung, daß viele der augenscheinlich ältesten Einschnitte unter der Linie am Felsen sich befinden, bis zu welcher heute das Meer während der Fluth steigt, also tiefer, als man heute arbeiten könnte, gab eine nicht unwichtige Illustration zu den Forschungen über die während der historischen Zeit nachweisbaren Veränderungen der relativen Höhenverhältnisse von Land und Wasser. Einschnitte unter der heutigen Ebbelinie konnten nicht konstatirt werden, und scheint demnach während der Periode der Bearbeitung des Felsens, also während einer Zeitdauer von mindestens 2000 Jahren, hier nur eine ebenso unbedeutende Senkung der Küste stattgefunden zu haben, wie sie durch entsprechende Beobachtungen an der griechischen, kleinasiatischen, syrischen und ägyptischen Mittelmeerküste nachgewiesen worden ist. — Nicht weit mehr von Tanger entfernt sahen die Reisenden zum ersten Male ein arabisches Zeltdorf oder Duar am Wege liegen. Wenn gewöhnlich die arabische Bevölkerung Marokkos in zeltbewohnende Nomaden und ansässige, in festen Dörfern oder Tschars lebende Ackerbauer eingetheilt wird, so darf man sich den Unterschied der beiden Arten von Wohnstätten nicht als einen leicht erkennbaren vorstellen, geschweige denn in dem Hüttendorfe irgend welche Vorzüge vor dem Zeltdorfe vermuthen. Das schwarze Zelt aus einem Gewebe von Kameelhaaren, das die Form eines mit dem Kiel nach oben gerichteten Bootes hat, ist nicht nur dem Anscheine nach, sondern gewöhnlich auch in der That eine dauerhaftere Behausung als die elenden Hütten, die, aus Baumzweigen hergestellt, an denen oft noch die trockenen Blätter hängen, mit Stroh, öfter noch mit den zerrissenen Ueberresten abgetragener Kleidungsstücke bedeckt sind.

Schon am Tage nach der Rückkehr von Kap Spartel wurde der neue Ausflug nach der etwa 70 km südöstlich von Tanger liegenden Stadt Tetuan unternommen. Der Weg ging von dem Seethore von Tanger aus zuerst eine Strecke über die sandige Düne, auf der, neben manchen bekannten und weit verbreiteten Pflanzen des Meeresstrandes, als für diese Gegend besonders charakteristisch die Retama sich zeigte, das R'tam der Araber: ein grauer blätterloser Strauch mit langen, im Winde schwankenden schnurartigen Zweigen, der, wenn viel vertreten, der Landschaft ein ungemein trauriges Ansehen giebt; im ersten Frühjahr sind die Zweige dicht und mit unscheinbaren weißen Blüthen besetzt, aus denen sich kleine einsamige Früchte entwickeln. Weiter landeinwärts reitend kam man bald durch einen langen schmalen Streifen gut angebauten Landes, der zwischen dem Strande und den Hügeln sich hinzieht. Der Ackerbau hat hier von der frühesten Zeit an bis auf den heutigen Tag wenig Veränderung erfahren; der heute noch gebräuchliche Pflug ist derselbe, den wir auf den Denkmälern des alten Aegyptens abgebildet sehen; und mit zwei Ausnahmen sind die Früchte, die angebaut werden, dieselben geblieben: Gerste, Weizen, Linsen, Wicken, Flachs und Kürbis. Von Amerika sind Mais und Kartoffeln eingeführt; und auch zwei exotische Pflanzen haben sich so eingebürgert, daß sie den ursprünglichen Charakter der Landschaft an manchen Stellen ganz verändert erscheinen lassen: es sind dies die Agave und der Feigenkaktus, die Christenfeige des Marokkaners. Einer andern hier einheimischen Pflanze, die eine große Rolle in der häuslichen Oekonomie der Eingeborenen spielt, muß noch Erwähnung gethan werden; es ist eine kleine Artischocke (Cynara humilis), die auf lehmigem Boden, besonders an Feldrainen wild wächst. Von Weibern und Kindern gesammelt, wurden allmorgendlich große Haufen des stachlichten Gewächses am Thore von Tanger zum Verkaufe ausgeboten; denn um diese Jahreszeit werden die Blätter als Viehfutter benutzt; etwas später, kurz bevor die große hellblaue Blumenkrone sich entfalten will, giebt der obere Theil des Stengels und der Fruchtboden ein geschätztes Nahrungsmittel für die ärmere Klasse des Volkes. Nach der Ausdehnung der bebauten Landstriche zu urtheilen, kann die Bevölkerung in dieser Gegend weder spärlich noch arm sein, doch sah man nur weitab vom großen Wege, möglichst versteckt angelegt, einige Niederlassungen, elende Lehmhütten, in größerer oder kleinerer Anzahl neben einander gebaut. — In fortgesetzt südöstlicher Richtung führte der Weg eine gute Strecke über hügeliges Terrain; dann ging es steil bergan; denn, um in das Thal von Tetuan zu gelangen, mußte man den nicht unbedeutenden Höhenzug passiren, der die Andschiraberge mit den Rifbergen verbindet. Spät am Abend erreichte man das hochgelegene El Fondak, die berühmteste Karawanserei im ganzen marokkanischen Reiche, ein großes festungsartiges Viereck von etwa 20 Fuß hohen Mauern, an welche von der innern Seite Schuppen für die Thiere und Lasten der Kameeltreiber, und eine Reihe luft- und lichtloser Zellen für die Reisenden angebaut sind. Ein Blick in eines dieser unsauberen Verließe, das von Ungeziefer aller Art wimmelte, genügte, um Hooker und seine Gefährten ein Nachtquartier auf dem platten Dache des Gebäudes vorziehen zu lassen, wo sie mit dem Ostwinde, der während der Nacht zu einer Art von Orkan sich verstärkte, einen harten Kampf zu bestehen hatten. Nachdem am folgenden Morgen der Kamm des Höhenzuges passirt war, erreichte man nach kurzem Ritte bergab das Thal des Tetuanflusses, von dem aus man einen schönen Blick auf die schneebedeckten Gipfel der Beni-Hassan-Gruppe, des höchsten Theiles der Rîfberge, hatte. Das Rîfgebirge, das sich in einer Länge

von etwa 300 km als weiter Bogen von der Mündung des Tetuanflusses bis zu der des Wadi Muluya längs der Mittelmeerküste hinzieht, ist nicht, wie oft angenommen wird, die ununterbrochene Fortsetzung der algierischen Küstengebirge; es gehört wohl, wie die Berge Algiers, zum System des Kleinen Atlas, erscheint aber, durch das breite Thal des Wadi Muluya von ihnen getrennt, als ein gesondertes Gebirgsglied.

Die Stadt Tetuan, die man im Laufe des Nachmittags erreichte, bietet schon aus der Ferne einen ungemein malerischen Anblick dar. Von einer hohen, mit vielen Wartthürmen besetzten Mauer umgeben, liegt die Stadt an dem Abhange eines Kalksteinfelsens, etwa 70 m über dem Flusse, der hier ein breites Thal durchströmt, voll grüner Wiesenflächen und Obstgärten, in denen neben den besten Feigen, Orangen, Mandeln und Pfirsichen auch alle nordischen Baumfrüchte gedeihen. In dem dichten Grün der Gärten halb versteckt, glänzen allenthalben kleine maurische Häuser und Kiosks — selbst die gewaltige Citadelle, welche die Stadtmauer überragt, eine unförmige finstere Häusermasse, thut dem entzückenden Bilde landschaftlicher Schönheit keinen Eintrag — aber das Betreten der innern Stadt zerstört mit einem Schlage die Illusion: der von Tanger her wohlbekannte Schmutz herrscht auch hier. Die Reisenden nahmen ihr Quartier in dem Judenviertel, dem noch verhältnißmäßig reinlichsten Stadttheile; ein Labyrinth von engen Gassen und Gäßchen, wird dasselbe durch ein von einer Schildwache bewachtes und in der Nacht geschlossenes Thor von der übrigen Stadt getrennt. Was die häufig besprochene äußerst beklagenswerthe Lage der marokkanischen Juden anbetrifft, auf welche die Bemühungen des Sir Moses Montefiore eine Zeitlang die Augen der ganzen civilisirten Welt richteten, so scheint dieselbe, in den Küstenstädten wenigstens, sich bedeutend gebessert zu haben. Es ist wahr, daß die Juden auch hier noch gewissen Beschränkungen unterworfen sind, daß sie einen eignen Stadttheil bewohnen, in Gegenwart vornehmer Araber und bei dem Passiren einer Moschee die Schuhe von den Füßen streifen müssen, u. s. w., aber Handel und Industrie liegen fast ausschließlich in ihren Händen, und, wie überall, so verstehen sie auch in Marokko dieses Gebiet gut auszunutzen; ihrem Verlassen des Reiches und der Rückkehr in dasselbe werden heute keine Hindernisse mehr in den Weg gesetzt, wie dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Mit den Mauren, die nach ihrer Vertreibung aus Spanien hier sich niederließen, und von deren Nachkommen noch heute einige die Schlüssel ihrer alten Paläste in Granada bewahren sollen, kamen auch viele spanische Juden nach Nordmarokko; sie zogen die maurische Bedrückung den Scheiterhaufen der Inquisition vor. So war gerade Tetuan lange Zeit hindurch eines der Hauptquartiere des gesammten jüdischen Volkes und steht heute wohl nicht mit Unrecht in dem Rufe, die Wiege von mehr reichen israelitischen Familien gewesen zu sein, als irgend eine andere Stadt der Welt. — Wenngleich der Marokkaner sie verachtet, so ist er doch von der Unentbehrlichkeit der Juden als Handelsleute fest überzeugt; und sind auch in den südlichen Provinzen Beleidigungen und selbst Mißhandlungen des gedrückten Volkes nichts Seltenes: von einer eigentlichen Judenverfolgung ist nie die Rede gewesen, ebensowenig wie von einer Behinderung der freien Religionsübung. — Seit dem Kriege von 1859 befindet sich in Tetuan ein spanisches Konsulat, aber die Thätigkeit dieser Behörde ist keine sehr anstrengende; denn, da die große Barre an der Mündung des Flusses nur der kleinsten Art von Küstenfahrern das Einlaufen in den Hafen gestattet, so ist der Schiffsverkehr ein äußerst beschränkter. Orangen und ein aus Trauben destillirter Branntwein, Mahaya genannt, sind die Hauptausfuhrartikel. Die Industrie der Stadt beschränkt sich auf Gold- und Silberstickereien und auf die Anfertigung jener glasirten und unglasirten Töpferwaaren, wie sie auch in Algier und im ganzen westlichen Marokko fabricirt werden, und die besonders in England, bei der jetzt dort herrschenden Vorliebe für Keramik, unter dem Namen Fez pottery einen guten Markt finden. Von meist gefälliger Form, sind diese Thongefäße mit blauer und grüner Farbe in den einfachsten geometrischen Mustern bemalt, eine Verzierung, deren Wirkung oft durch dickaufgetragene runde Flecke von leuchtend rother Lackfarbe erhöht wird. Die Tetuaner Gold- und Silberstickereien kommen gar nicht in den Handel; sie decken den Bedarf der vornehmen Araber und der wohlhabenden Juden der Stadt, welche letzteren ihre Weiber und Kinder in der kostbarsten Weise kleiden.

Eine Besteigung des im Norden der Stadt gelegenen Beni Hosmar war reich an interessanten Ergebnissen für die Botaniker. Von einem Ausfluge in die Rifberge mußte leider Abstand genommen werden; denn die Rifbewohner hatten sich gerade in letzter Zeit wieder besonders feindselig gezeigt und durch fortgesetzte Räubereien die Gegend in Unruhe erhalten. Diese gefürchteten Bergstämme sind wie die Völker des Großen Atlas unvermischte Nachkommen der Ureinwohner des Landes, der alten Numider oder Berbern; dem Sultan nur noch tributär, leben sie eigentlich in vollständiger Unabhängigkeit. Von Tetuan aus begaben sich die Reisenden nach der etwa 35 km nach Norden am Mittelmeer liegenden spanischen Festung Ceuta. Ziemlich dicht am Strande sich haltend führte der Weg über die Schlachtfelder des spanisch-marokkanischen Krieges von 1859 bis 1860, der, wenngleich auch schließlich zu Gunsten Spaniens entschieden, doch den Siegern fast ebenso ungeheure Opfer gekostet hat, wie den Besiegten. — Häufig begegnete man auf dieser Strecke marokkanischen Küstenwächtern, wild aussehenden Gesellen, die, mit langen Gewehren bewaffnet, dem unbefangenen Auge eher wie Räuber als wie Regierungsbeamte erschienen; daß eine strenge Küstenwacht hier wohl am Platze ist, wo bei günstigem Wetter fast jeder Punkt des Strandes das Landen von Schmugglerbooten gestattet, ist begreiflich — doch soll das Schmugglergewerbe trotz der Wächter hier großartig betrieben werden.

Die Festung Ceuta erhebt sich auf einem weit in die See hinausreichenden Vorgebirge; nach der Landseite ist sie von weitläufigen Befestigungswerken umgeben; sie ist der bedeutendste der vier festen Plätze, die Spanien an der nordafrikanischen Küste besitzt und als Sträflingsstationen benutzt. Das traurige Bild der langen Züge von aneinandergeketteten Sträflingen, die in der Sonnengluth im Hafen von Ceuta unter militärischer Aufsicht arbeiteten, trübte den freundlichen Eindruck, den die eigentliche Stadt, der kleine Kern der umfangreichen Festung, zuerst auf die Reisenden machte. Die reinlichen Straßen, die gut gehaltenen Häuser, die Blumen hinter den zierlichen Eisengittern der Balkone, alles trug das Gepräge einer gewissen Wohlhabenheit, wie man es in den Städten gleicher Größe im spanischen Mutterlande nur selten wahrnimmt; auch die Einwohner zeigten ein rühriges thätiges Wesen, das an die besten Bestandtheile der Bevölkerung von Catalonien erinnerte.

Auf einer marokkanischen Regierungsfelukke kehrten die Reisenden zur See von Ceuta nach Tanger zurück; hier war indessen das Handschreiben des Sultans eingetroffen, und als am Morgen des 20. April der erwartete französische, nach den Häfen der Westküste und den Canarischen Inseln bestimmte, Dampfer auf der Rhede angelangt war, begaben sich Hooker und seine Gefährten unverzüglich an

Bord. Am Nachmittage des nämlichen Tages wurden die Anker gelichtet, gegen Abend passirte man Kap Spartel, und in der Frühe des nächsten Morgens befand man sich an der Mündung des Flusses Buragrag vor den beiden Städten Rabât und Saleh. Das auf dem nördlichen Mündungsufer liegende Saleh ist heute nur noch unbedeutende Vorstadt des mächtigern Rabât; doch war es im Alterthum schon einer der letzten Vorposten der römischen Herrschaft, das ganze Mittelalter aber hindurch und bis in die neuere Zeit ein gefürchtetes starkes Seeräubernest. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts machten die Piraten von Saleh nicht nur das Mittelmeer unsicher: sie kamen sogar bis hinauf an die Küsten von Frankreich und England. Heute schließen die starken Umfassungsmauern mit ihren vier festen Eckthürmen nur noch Ruinen der zerstörten alten Stadt ein, zwischen denen die Lehmhütten der jetzigen Bewohner liegen. Rabât auf der südlichen, höhern Seite der Flußmündung, ist eine Stadt von 30000 Einwohnern und macht von seewärts gesehen einen imposanten Eindruck. Der hohe viereckige Thurm seiner großen Moschee ist ein Meisterwerk der Baukunst und kann einen Vergleich mit dem Thurme der Giralda von Sevilla wohl aushalten. Auffallend unter den durchweg maurischen Gebäuden ist ein dicht am Meere liegender Komplex großer massiver Häuser von modern europäischer Bauart: es sind die Kasernen, in denen des Sultans Leibwache während der alljährlichen Besuche des Herrschers in Rabât untergebracht wird. Denn die Einwohner von Rabât haben nach der Meinung ihrer Landsleute unter drei stets wiederkehrenden Plagen zu leiden: unter häufiger Dürre, Heimsuchung durch Heuschrecken und — Heimsuchung durch den Sultan mit seiner aus mehreren Tausend Mann bestehenden Leibwache, die auf Kosten der Stadt unterhalten werden muß. Der Handel von Rabât ist ziemlich bedeutend; die eigenthümlichen grellbunten Teppiche, die hier verfertigt werden, gehen durch den ganzen Orient, und auch die besonders kunstvollen Töpferarbeiten der Stadt sollen einen sehr gesuchten Handelsartikel bilden. Fast den ganzen Tag über lag der Dampfer in einer Entfernung von 2 bis 3 Seemeilen vom Lande vor Anker, aber der außerordentlich hohe Seegang erlaubte keine größere Annäherung an den hier überall flachen sandigen Strand. Es gehören diese plötzlich und oft sogar bei Windstille eintretenden hohen Wellen, sogenannte „rollers“, die ihren Ursprung in der Region der Wirbelstürme im mittlern Atlantischen Ocean nehmen, nicht zu den geringsten Hindernissen, mit denen die Küstenfahrer in dieser Gegend zu kämpfen haben. Häufig schon soll es vorgekommen sein, daß ein Dampfer an allen atlantischen Häfen Marokkos der Reihe nach vergeblich angelaufen ist, ohne landen zu können, und daß Passagiere und Ladung nach den Canarischen Inseln mitgenommen werden mußten, in der ungewissen Voraussetzung, daß es auf der Rückfahrt möglich sein würde, sie am eigentlichen Bestimmungsorte auszuschiffen. Ein anderes wesentliches Hinderniß der Schifffahrt bilden die dichten Nebel, die im Sommer oft während der ganzen Morgenstunden das flache Ufer 8 bis 10 km weit landeinwärts bedecken; klärt sich dann die Aussicht um die Mittagszeit, und kann der Schiffer, der hier 30 Seemeilen vom Lande entfernt erst eine Tiefe von 100 Faden findet, der Küste sich nähern, so macht der gänzliche Mangel an Baken und anderen Schifffahrtszeichen auf dem einförmigen Strande die Orientirung sehr schwer. Der verhältnißmäßig beste Hafen ist das südlich von Rabât gelegene Casablanca oder Dar-el-beida, dessen Export an Wolle, Häuten, Mais, Gummi und anderen Produkten des Innern seit einigen Jahren bedeutende Dimensionen angenommen hat. Mehrere europäische vorzugsweise französische Handelshäuser haben hier ihre Niederlassungen, aber man kann sich kaum einen reizlosern Aufenthaltsort vorstellen als gerade diesen Punkt der niedrigen Küste, wo verkrüppelte Mastixbüsche von 3 bis 4 Fuß Höhe den hervorragendsten Theil der Vegetation ausmachen, und, allen Bemühungen der europäischen Ansiedler zum Trotz, kein schattenspendender Baum gedeihen will. Das Einschiffen einer beträchtlichen Ladung Mais, zahlreicher Ballen Wolle und Ziegenhäute, für Marseille bestimmt, verursachte einen langen Aufenthalt des Dampfers im Hafen von Casablanca: aber eine unangenehme Ueberraschung, die den Reisenden vollauf zu thun gab und viele Mühe machte, ließ die Ungeduld über die neue Verzögerung der Fahrt nicht aufkommen. Es zeigte sich nämlich, daß die warme, mit Feuchtigkeit gesättigte Luft, dem menschlichen Körper nicht unangenehm, die ungünstigste Wirkung ausgeübt hatte auf alle die Schätze von schon gesammelten Pflanzen, die man bei sich führte. Das Papier, zwischen welchem dieselben lagen, war von Feuchtigkeit ganz durchzogen, die eingelegten Exemplare hatten die Farbe verloren und waren zum Theil durch Schimmel beschädigt. Man muß Botaniker sein und selbst Pflanzen gesammelt haben, um Hooker's Erschrecken bei dieser unliebsamen Entdeckung begreiflich zu finden. So wurde der ganze Inhalt der Pflanzenmappen wieder auseinandergenommen, an der Sonne ausgebreitet, der Vorrath an Einlegepapier auf dem Verdeck über ausgespannte Stricke zum Trocknen aufgehängt: aber alles nur mit geringem Erfolge.

Am Morgen des 24. erreichte man Mazagan, ehemals eine wichtige Niederlassung der Portugiesen und stark befestigt, heute ein unbedeutender, kleiner Hafenort. Wenige Meilen vor Mazagan passirte man die Mündung des Wadi Um-er-bia, des mächtigen Stromes, der die meisten Wasserabflüsse des nördlichen Atlasabhanges auf einer Länge von etwa 260 km in sich aufnimmt. Zu Zeiten ungemein wasserreich und reißend, und nach Lieut. Washington's Messung etwa 120 km oberhalb der Mündung schon 150 engl. Yards breit, ist der Wadi Um-er-bia in der trockenen Jahreszeit, wenn der größte Theil der Gebirgszuflüsse zur Bewässerung der Felder abgeleitet wird, seicht und fast überall zu durchwaten; auch jetzt zeigte sich in dem breiten Bette an seiner Mündung kaum eine Spur von Wasser.

Bald nach Mazagan nimmt die Küstenlandschaft großartigere Dimensionen an; der flache sandige Strand verschwindet, und in steilen Klippen treten die Felsen bis an das Meer heran. Ueber Kap Blanco zieht sich die Küste allmälig ansteigend in fortgesetzt südwestlicher Richtung bis Kap Cantin, dessen Gipfel in einer Höhe von 100 m sich senkrecht über dem Meere erhebt. Einige Meilen südlich davon liegt an der Mündung eines kleinen Flusses die Hafenstadt Safi, das Asfi der Marokkaner. Das Gebirge tritt in der breiten Bucht, deren Mitte die Stadt einnimmt, bedeutend vom Ufer zurück und sendet der Küste nur einzelne bewaldete Hügelreihen zu. Safi ist ohne Zweifel der am schönsten gelegene Ort der ganzen marokkanischen Westküste; die Zeugen der ehemaligen portugiesischen Herrschaft, ausgedehnte Festungswerke mit hohen Mauern und festen Thürmen, ziehen sich am Ufer der Bucht entlang und den zerklüfteten Hügel hinauf, von einer stattlichen Citadelle überragt; ein Kranz kleiner felsiger Inseln, die von den Wellen ausgehöhlt und in den wundersamsten Formen zerbröckelt sind, faßt die Küste ein und erhöht den malerischen Eindruck des Ganzen. Als Hauptort der fruchtbaren Landschaft Abda, in der die besten Pferde Marokkos gezüchtet werden, und als nächster Hafen für die südliche Residenz-

stadt des Sultans, könnte Safi der Mittelpunkt eines umfangreichen Handelsverkehrs sein, aber der Mangel eines sichern Ankergrundes in der offenen Bucht neutralisirt auch hier jene Vorzüge.

Endlich, am Morgen des 26., ging der Dampfer auf der Rhede von **Mogador** vor Anker, und freudig wurde von Hooker und seinen Begleitern der Ort begrüßt, von dem aus die eigentliche Forschungsreise angetreten werden sollte.

Die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina.

Nach Klaić's „Bosna".

II.

Als Bosnien 1463 unter türkische Herrschaft kam, floh ein großer Theil der Bewohner, andere, darunter besonders die Vornehmen, welche ihre Besitzungen behalten wollten, nahmen den Glauben des Siegers an. Diese wurden Begs (Adelige). Dem Beispiele derselben folgten bald theilweise auch ihre Unterthanen. Diese Apostaten nennen sich selbst Türken (Turci) und herrschen noch jetzt; sie sind Boden- und Schloßbesitzer, sie haben Zutritt zu den Ehrenstellen, sie dienen im Heere, sie tragen Waffen zum Zeichen der Freiheit. Aber der Islam, welcher bei den Arabern und Persern eine hohe Entwickelung nicht hinderte, hat hier auf slavischem Boden auf die Kultur nicht fördernd, sondern hemmend eingewirkt; wohl deshalb, weil er hier einen aristokratischen Charakter annahm, den er sonst nicht besaß.

Die mohammedanischen Bosnier zeichnen sich durch stolzes, gerades, oft auch übermüthiges Benehmen aus; sie zeigen äußerlich einen edlen Charakter und hüten sich, öffentlich eine Unzukömmlichkeit oder Sittenlosigkeit zu begehen, obwohl sie sonst manchmal das gerade Gegentheil sind. Die ärgste Beleidigung für den Türken ist der Vorwurf einer Lüge. Keiner läßt seinen Glaubensgenossen im Stiche. Diese Vorzüge sind eine natürliche Folge ihrer herrschenden Stellung. Doch sind dieselben wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet, als Renegaten sind sie mißtrauisch, sie hassen die Osmanen und ihre eigenen Landsleute, die Wlachen. Es ist eine große Betheuerung, wenn sie sagen: „So wahr ich kein Wlache bin," oder, wenn ein Christ zugegen ist: „So wahr ich mich nicht bekreuze, wie dieser es thut." Das orientalische Phlegma und der Konservativismus des Islam erzeugte in Bosnien eine Stagnation, welche sich jeder Neuerung und jedem Fortschritte entgegenstellt; der Türke hält nur an seinem alten Brauche und dem Koran.

An Fanatismus übertreffen die bosnischen Türken (Mohammedaner) alle anderen Nationen; sie sind stolz, daß sie Allah in der wahren Religion geboren werden ließ, darum würden sie auch in ärgster Noth nicht bei einem Christen in Dienst treten. Die Gebote des Propheten besonders in seinen äußeren Anordnungen erfüllen sie ängstlich. Nur an das Verbot geistiger Getränke kehren sie sich nicht viel; sie trinken heimlich ganz wacker Sliwowitz u. s. w.

Die Türken beschneiden sich wie die Juden. Der Beschnittene muß einen Monat lang liegen, bis die Wunde heilt, er kann aber in dieser Zeit leicht sterben, da man keine Heilmittel anwendet; die Wunde wird nur mit Asche bestreut, um die Blutung einzustellen. Während dieser Zeit muß er Tag und Nacht fasten; er darf nur trockenes Brot essen und frische Milch trinken; nimmt er nur einen Schluck Wasser, so wird diese religiöse Handlung entweiht. Einige beschneiden die Knaben bald nach der Geburt; die große Sterblichkeit der Kinder veranlaßte aber einige bis zum dreizehnten Jahre zu warten, während andere gefunden zu haben glauben, daß das zehnte Jahr das günstigste zu dieser Handlung wäre.

Hilferding, Cyprian Robert und andere priesen die bosnischen Türken, daß sie trotz der vom Koran erlaubten Polygamie doch nur eine Frau nähmen; richtig bemerkt aber C. Sax, daß der Grund nur in der Armuth liege, da die niederen, ärmeren Volksklassen auch in anderen mohammedanischen Ländern nothgedrungen der Monogamie huldigten.

Trotz dem Fanatismus besteht die Religiosität doch mehr in ängstlicher Befolgung des äußern Ceremoniells als in innerer Ueberzeugung. Verschiedene Begs, so Pašić in Skoplje und die Kulenowićе sollen noch jetzt in slavischer Sprache geschriebene Privilegien der bosnischen Könige bewahren, um auf Grund derselben auch unter einem christlichen Herrscher ihre Vorrechte zu wahren. Mancher soll sich schon geäußert haben: „So komme denn ein Kaurin als Herrscher; dann öffne ich meine Truhe, hänge ein Kreuz um den Hals und stelle Schweinefleisch auf den Tisch, und wieder bin ich Beg und der Christ mein Diener. Wenn dem Wlachen das Kreuz nicht zu schwer ist, werde ich es auch ertragen, wenn er nicht an Schweinefleisch erstickt, geschieht es mir auch nicht."

Die Türken gebrauchen türkische Namen, die sie jedoch der slavischen Sprache anpassen; die alten slavischen Familiennamen sind größtentheils geblieben, nur einige haben dieselben übersetzt, z. B. Rajković in Gjenetić (raj = türkisch gjenet = Paradies) und ähnliche, haben ihnen aber slavische Endungen angefügt. Die Bauern und Handwerker nennt man mit dem bloßen Personennamen, vermögendere Grundbesitzer haben den Titel „Aga" oder wenn sie adelig sind „Beg". Die Gelehrten, d. h. Schreiber, Theologen, Kadijas (Richter), nennt man „efendi". Die Standesunterschiede zeigen sich in der Tracht nicht; es unterscheiden sich nur, wie überall, die Armen und Reichen sowie die Geistlichen von den Laien. Alle Türken tragen Turbane, nur die Beamten setzen den Fez auf. Außer bei den Geistlichen sieht man selten lange Kaftans, sondern gewöhnlich rothe, an der Brust offene und nicht selten goldgestickte Kleider und weite Kniehosen; außerdem trägt man einen breiten Tuch- oder Ledergürtel, hinter welchem Pistolen und Handschare stecken. Schöne Kleider und Waffen sind der größte Stolz der Mohammedaner. Die Frauen kleiden sich gleichmäßiger. Beim Ausgange hüllen sie sich in einen langen grünen Mantel, den Kopf wickeln sie in ein weißes Tuch, welches auch das Gesicht umhüllt und unter dem Kinn festgenadelt wird. Da dieses die Augen beschattet, halten sie den Kopf gewöhnlich nach rückwärts gebogen. Gehen sie Wasser holen oder auf Besuch zu den Nachbarn, so lassen sie den Mantel zu Hause und bedecken den Kopf mit einem kleinern Tuche, dessen Enden sie zwischen den Zähnen halten. Bei Regenwetter ziehen sie Holzschuhe an. Die Mädchen bis zum fünfzehnten

Jahre kleiden sich etwas anders und dürfen freier mit der Welt verkehren. An Montagen und Freitagen kommen die türkischen Jünglinge unter die Fenster, welche jedoch auch da halbgeschlossen bleiben. Die Mahlzeit der Türken beschreibt M. Mažuranić also: In die Mitte des Zimmers wird ein Tisch gestellt, die Gäste setzen sich mit gekreuzten Beinen um denselben. Wird eine Suppe aufgetragen, so gebraucht jeder den Löffel, den er im Gürtel mitträgt. Alle anderen Speisen werden mit Hülfe der Hände gegessen; selbst Brot darf man nicht mit dem Messer schneiden, es wäre eine Sünde. Nach dem Alter greift jeder zu; vor und nach dem Essen wäscht man sich die Hände.

Man hält viel auf körperliche Reinlichkeit; doch wäre es eine Sünde eine Laus zu tödten. In diese Thierchen oder in Flöhe verwandelt nämlich Allah die Seelen der gestorbenen Sünder. Die Christen sind schlau und Augendiener, da sie in den Jahrhunderten der Knechtschaft sich stets fügen mußten. Nur die Herzegowzen und die Bewohner der Krajena greifen leicht zu den Waffen.

Sitten und Gebräuche sind dieselben wie bei den Stammverwandten in Oesterreich und Serbien. An großen Festtagen, zu Hochzeiten, zum „krstno ime“, zur Obstlese versammeln sie sich und überlassen sich der Freude, weichen aber selbst bei diesen Gelegenheiten Mohammedanern aus. Gesang und Tanz, Essen und Trinken bilden die Hauptunterhaltung. Zu den althergebrachten Sitten und Gebräuchen haben sie auch manche orientalische angenommen. Ihre Häuser unterscheiden sich von den türkischen nicht; beim Eintreten in ein Zimmer ziehen sie die Schuhe aus, sie sitzen, essen, rauchen und trinken wie ihre Herren; viele kleiden sich sogar wie diese. Die christlichen Kaufleute tragen national slavische Kleidung, die jedoch wegen der Pelzverbrämung im Sommer zu schwer ist. Die Weiber unterscheiden sich schon durch die Tracht, ob sie verheirathet, ledig oder verwittwet sind. Mädchen tragen den Fez mit einer Quaste und weite Kniehosen wie die Türkinnen; die Tracht der Verheiratheten gleicht der von kroatischen Dorfbewohnerinnen. Sonst lieben sie Gold- und Silberschmuck, Vermögende reihen Dukaten auf eine Schnur und tragen sie um den Hals oder nähen sie auf den Fez.

Wie die Türken nach Mekka, so wallfahrten die Christen nach Jerusalem. Beide Art von Pilgern erhält dann den Titel Hadschija (Pilger), ja einige Christen nennen sogar das Grab des Erlösers „ćaba“ (Kaba) nach dem Grabe des Propheten. Deshalb findet man auch unter Christen Namen wie Hadži-Mato (Mato, der Pilger von Jerusalem), Hadži-Ivo, Hadži-Risto u. s. w.

Die Christen beider Konfessionen leben äußerlich im besten Einvernehmen, im Innern nähren sie aber gegenseitige Verachtung, wie es schon die Spottnamen beweisen.

Die Katholiken nennen sich selbst häufig Latini, heißen aber bei den Orthodoxen in einigen Gegenden „Sokci“, in einigen Orten Türkisch-Kroatiens aber auch „Madžari“ (Magyaren), wohl, weil sie mit den Bewohnern Ungarns gleiche Konfession haben. Vor dem Eindringen der Türken waren sie in Bosnien sehr zahlreich, sie hatten 30 Klöster und 151 Kirchen; unter der Türkenherrschaft verringerte sich ihre Zahl. 1776 zählte man deren nur 50 000; bis 1878 vervierfachte sich aber die Zahl. Das Zunehmen der Ziffer ist ein Verdienst der Franziskaner. Durch Klugheit wußten sich dieselben manches Vorrecht und ihren Untergebenen manche Erleichterung zu verschaffen, wobei sie in jüngster Zeit auch von der österreichischen Regierung unterstützt wurden. Trotzdem macht man dem Orden den Vorwurf, daß er die Katholiken in gar zu guter Zucht hielt, in ihnen das nationale Bewußtsein unterdrückte und manchen alten Gebrauch, wie die Slavafeier und ähnliche, ausmerzte. Jedenfalls betheiligten sich diese selten an Aufständen, waren ja ihre Führer, wenn auch zum großen Theile geborene Bosnier, doch im Auslande erzogen und gebildet worden, und gerade dadurch geeignet, den Erfolg solcher Unternehmungen besser zu beurtheilen als mancher Agitator, der trotz seinem feurigen Patriotismus doch die Sachlage nicht genau genug zu beurtheilen verstand. Daß übrigens die katholische Geistlichkeit den Bestrebungen nach Freiheit nicht abgeneigt war, beweist der Aufstand von 1875, an welchem sich die Katholiken gleichfalls betheiligten, ohne Zweifel darum, weil ihre Führer nun gut unterrichtet waren, daß die Mächte nicht mehr gleichgiltig zusehen würden. Jedenfalls wird die Zukunft die Triebfedern des letzten Aufstandes noch genauer darlegen, als es bis jetzt das große Publikum denkt. Daß aber die Franziskaner in ihrem Eifer und ihrem bessern Wissen — sie überragen ja nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Berichterstatter ihre orthodoxen Amtsgenossen um ein Bedeutendes — manchen Brauch ausgerottet haben, läßt sich nicht leugnen; sie betrachteten denselben als Aberglauben und zogen dagegen zu Felde. Dieselbe Wirkung wird aber Kultur und Fortschritt auch hervorbringen. Uebrigens haben sich die Ordensgeistlichen keine geringe Verdienste um die Kenntnisse des Landes und um Landbau erworben. Sie standen bekanntlich selbst bei Türken und Orthodoxen in nicht geringem Ansehen.

Wie gerade ein Franziskaner, J. F. Jukić, in seinem „Bosnischen Freunde“ [1]) und in seiner „Geographie und Geschichte von Bosnien“ [2]) und in einigen Aufsätzen erzählt, haben sich auch bei den Katholiken noch manche Gebräuche aus alter Zeit erhalten; so die Sonnwendfeuer am Vorabend des Festes Johannes des Täufers. Bei dieser Gelegenheit werden Stücke von Birken- oder Kirschbaumrinde (lila) an langen Stangen entzündet und um die Häuser getragen. Zu Ostern kann man an vielen Orten noch die Osterfeuer beobachten, über welche die Jugend springt, um sich den Sommer über die Gesundheit zu sichern. Der Glaube an Hexen, Werwölfe, Wilen und andere Dämonen ist wohl auch noch nicht ausgestorben; das Volk erzählt sich noch immer scherzweise (?) Geschichten von ihnen.

Materiell ist die Lage der Katholiken gar nicht glänzend gewesen; sie waren Ackerbauer, wenige trieben Handwerke oder Handel. Wegen ihrer Unterthänigkeit wurden sie auch von den Türken nicht gefürchtet.

Am schlechtesten waren die Orthodoxen daran; nicht nur drückten auf dieselben die Türken, auch die eigene Geistlichkeit wußte die Interessen ihrer Schutzbefohlenen nicht zu wahren; denn sie besteht zum größten Theile aus Fremdlingen und ist in den niedereren Graden wenig gebildet.

Früher gab es in Bosnien keine Wladiken noch Weltgeistliche; die Sorge für das Seelenheil des Volkes lag in den Händen zahlreicher Mönche, welche die vielen Klöster bevölkerten. Alle Klöster waren abhängig vom Patriarchen von Ipek (Peć). Später kamen Weltgeistliche ins Land, welche unter vier Wladiken, denen von Nowi Bazar, Serajewo, Mostar und Zwornik, standen, die wieder den Patriarchen von Ipek als Oberhaupt anerkannten. Als aber der Patriarch Arsenije Crnojewić 1690 mit einer großen Volksmenge nach Oesterreich auswanderte und auch sein Nachfolger Arsenije Jowanowić mit 40 000 Seelen nach dem Banate zog, begann die Verfolgung der Orthodoxen; das Patriarchat in Ipek wurde von der türkischen Regierung aufgehoben und

[1]) Bosanski prijatelj. 4 Hefte. Agram 1850, 1851, 1861. Sissek 1870.

[2]) Zemljopis i poviestnica Bosne. Agram 1851, 8.

der Sprengel desselben dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt. Dort herrschten Griechen, Phanarioten, welche keinen Eingeborenen auf einen Bischofsstuhl in Bosnien ließen; es kamen Fremdlinge, gefügige Knechte der Regierung, auf diese Posten, welche ihre Würde vom Patriarchen um theures Geld erkaufen mußten, und dann die Auslagen von den Gläubigen erpreßten, indem sie wieder die Pfarreien verkauften und die Popen zu Bedrückungen nöthigten. Für die Heranbildung der orthodoxen Geistlichkeit gab es bis in die neueste Zeit keine Bildungsanstalt; erst 1867 wurde in Banjaluka ein theologisches Seminar eröffnet. Früher kamen Ungebildete, die oft nicht einmal lesen und schreiben konnten, zu geistlichen Würden; irgend ein Verwandter des Popen oder der Meßner lernte im Laufe der Zeit die Liturgie und die Kirchengebete auswendig herfagen, brachte eine Summe Geldes zusammen, ging zum Wladika und kaufte sich eine Pfarrei, oder bestach denselben, daß er einen Pfarrer absetzte und die Pfründe ihm verlieh. So wurden die Pfarren mit 20 bis 200 Dukaten bezahlt. Für die kirchlichen Funktionen bestehen keine Taxen, der Pope bestimmt sie selbst nach dem Vermögen dessen, der ihn braucht. Von dem einen bekommt er ein Schaf, ein anderer bringt ein Paar Hühner, ein dritter gar einen Ochsen oder eine Kuh als Zahlung. Ja es soll ungetaufte Leute geben, weil ihre Eltern die für die Taufe geforderte Summe nicht zahlen konnten. Stirbt das Familienoberhaupt, so fordert der Pope für das Begräbniß den besten Ochsen, stirbt die Familienmutter, die schönste Kuh u. s. w.

Die orthodoxen Klöster liegen in der Mehrzahl in Ruinen, die wenigen noch erhaltenen sind dagegen sehr arm.

Trotz der Bedrückung verloren die Orthodoxen doch nicht den Muth, sie sind sich ihrer Kraft bewußt, halten die alten Sitten und Gebräuche sehr hoch, lieben mehr den Handel und das Handwerk als den Ackerbau. Mancher Kaufmann erwarb sich schon großes Vermögen, vergaß aber nie für seine Religionsgenossen an Schulen und Kirchen Beiträge zu spenden. Hülfe hofften die Griechisch-Orientalen von Serbien, von Montenegro und von Rußland, dem Beschützer seiner Religionsgenossen.

Jukić beschreibt die Orthodoxen folgendermaßen: Der bosnische Rišćan ist ein guter Christ, er achtet den Popen als Stellvertreter Gottes, ihm glaubt er alles; wenn er sein „rechtschaffenes Wort“ (poštena rieć) gegeben, hält er es gewiß; der Jüngere gehorcht dem Aeltern, besonders dem Familienoberhaupte, vor diesem sich zu setzen oder die Pfeife anzuzünden wird er sich nie unterfangen. Er hält an Nationalgebräuchen und abergläubischen Meinungen fest. Er glaubt an Werwölfe, Wilen, Hexen, an die „Mora“, an den bösen Blick und anderes. Die Türken fürchten seine Rache, denn er handelt nach dem alten Spruche: „Wer sich nicht rächt, heiliget sich nicht.“

Die social-politischen Verhältnisse ließen sich etwa mit dem Feudalsysteme des Mittelalters vergleichen. Die ganze Bevölkerung zerfiel in Herren und Knechte. Die ersteren umfaßten den besitzenden Adel und die freien Handwerker und Bauern, welche die mohammedanische Religion bekennen. Knechte sind die Christen, die Raja, die kein Stückchen Boden ihr eigen nennt. Der Herr konnte thun, was ihm beliebte, denn „die Raja hat Gott dem Türken geschenkt, daß sie ihm diene,“ lautete der Grundsatz der Herren. Vor Gericht hieß es aber wieder: „Ein Türke weiß mehr als tausend Wlachen.“ Selbst ein hübscheres Haus durfte sich ein Christ in manchen Gegenden nicht bauen; hatte er eins, so mußte er gewöhnlich dafür zahlen und lief noch Gefahr, vertrieben zu werden und seine Behausung einem Türken abtreten zu müssen. Ritt ein Türke, mußte ihm der Christ ausweichen, war er auch zu Pferde, mußte er absitzen und sein Pferd zur Seite führen. Ein Reisender brach in aller Frühe aus Bukowaća auf, um weiter zu reiten; auf dem Marktplatze sah er ein Kind stehen mit einer Ruthe in der Hand. Er wollte versuchen, ob es dem Pferde ausweichen würde. Es stand wie eine Mauer. Der Reiter wich aus, da schlug das Kind das Pferd. Der Reiter schrie den Fratzen an: „Was thust Du?“ — „Es gefällt mir so, nun will ich auch Dir eins versetzen!“ war die Antwort. „Was? auch mich willst Du schlagen, ich könnte Dich ergreifen und auf das Pflaster werfen, daß Du sofort todt wärst.“ — „Das darfst Du nicht, — ich bin ein Türke!“ schrie der Bengel, und der Reisende — gab dem Pferde die Sporen und ritt davon.

Dieses Selbstbewußtsein war allgemein verbreitet und erstreckte sich auf alle Mohammedaner; am ausgebildetsten war es aber bei den Nachkommen des alten slavischen Adels, welcher den Islam angenommen hatte, um seine Privilegien zu retten. Diese hatten durch Apostasie ihre Herrschaft bewahrt, nannten sich Begs und bildeten eine Adelsrepublik, die sich weder um den Sultan noch um seine Wezire viel kümmerte. Unter den Aemtern, welche ihnen allein zugänglich waren, waren die begehrtesten die eines erblichen Kapetans, eines Befehlshabers über feste Schlösser und deren Umgebung; dieses gab die Gewalt über Leben und Tod, die „Gewalt des Schwertes, des Pfahles und des Galgens“ (nur über Christen), wie man sagte, und den Oberbefehl über das Heeresaufgebot des Bezirkes.

Neben diesem alten Adel entstand ein neuer, die „spahije“, ausgediente, treue Soldaten, welche für geleistete treue Dienste Grundbesitz, „spahiluk“, zu Lehen bekamen, den Zehent davon einhoben und dafür eine bestimmte Zahl Krieger stellen mußten.

Die Gewalt des Adels war eine so große, daß es eines 25jährigen Kampfes (1826 bis 1851) bedurfte, bis sie gebrochen war. Da wurden die Kapetanate aufgehoben, das Land nach Nahien und Sandschaks eingetheilt, an deren Spitze kaiserliche Beamte traten. Die Spahija verloren ihre Lehen und mußten in das stehende Heer eintreten. An die Spitze der Verwaltung des Landes kam der Statthalter des Wilajets Bosnien. Die Christen hatten die Regierung im Kampfe gegen den widerspenstigen Adel unterstützt, da sie Erleichterung hofften; aber sie täuschten sich, keine rajafreundliche Verordnung gelangte zur Ausführung.

Zum herrschenden Stande muß man noch alle mohammedanischen Kaufleute, Handwerker und Kleinbesitzer zählen, von denen sich einige Geld und Einfluß zu erwerben wußten und sich nun „Aga“ (Herren) nennen. Die übrigen vermögenslosen Türken nennen die Begs und Agas verächtlich poturice (Pseudotürken) oder ćoso, die Christen aber „balija“. Doch halten sich auch diese für etwas Besseres, da sie Türken sind und keinen harać (Kopfsteuer) zu zahlen brauchen. Die Raja war allerdings persönlich frei, mußte aber dem Herrn den Boden bebauen, und war nie sicher, daß sie nicht plötzlich vertrieben und dem Elend preisgegeben würde. Im Anfange der Türkenherrschaft war ihre Lage nicht allzu drückend; noch im XVII. Jahrhundert ging es ihnen so gut, daß sich Einwanderer aus Kroatien und Dalmatien, die lieber einem türkischen Beg als einem christlichen Grafen dienen mochten, in Bosnien ansiedelten. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zahlte der „kmet“ (Bauer) nur ein Zehntel von den Bodenproducten an den Beg und eines dem Spahija; der Beg mußte aber seinen Antheil auf eigene Kosten in die Stadt führen lassen. Gegen Ende des Jahrhunders verlangten aber die Herren schon ein Drittel oder die Hälfte. Auch mußte der Kmet diese in die Stadt schaffen und außerdem wöchentlich 3 bis 5 Tage roboten

(begluciti). War schon dies kaum aufzutreiben, so war daneben das Erschwingen der kaiserlichen Steuer unmöglich geworden. Der Hattischerif von Gülhane (1839) brachte keine Erleichterung; ähnlich erging es mit den Befehlen Tahir Pascha's, welche die Robot abschafften, dem Herrn ein Drittel der Acker- und Gartenfrüchte und die Hälfte der Heuernte zusprachen, ihm aber auftrugen, auch ein Drittel der Abgaben für den Kmet zu zahlen.

Vor dem Einmarsche der Oesterreicher stand die Sache so: Der Kmet mußte alle erforderlichen Bauten selbst ausführen, erhielt aber beim Verlassen des Gutes weder eine Entschädigung dafür noch durfte er irgend etwas mitnehmen; er mußte den Grund auf eigene Kosten bearbeiten, dem Herrn die Abgaben ins Haus schaffen, ihm roboten, für ihn auch von den Grundstücken, die er für sich bearbeiten ließ, die Steuern zahlen, ihm von Zeit zu Zeit Geschenke (jabuka, eigentl. Apfel) bringen, ihn und sein Gefolge beherbergen und bewirthen, ohne Zahlung verlangen zu dürfen. Die Abgaben an den Herrn betrugen ein Drittel von den Feldfrüchten und die Hälfte des Heues. Alle Bemühungen der Regierung — sie scheint wohl auch nie den ernsten Willen gehabt zu haben, ihre Verordnungen pünktlich durchzuführen — änderten nichts, der Beg stellte dem Kmet einfach die alten Bedingungen; wollte der Christ nicht darauf eingehen, so wurde er einfach fortgejagt.

Außer den genannten Nationalitäten finden wir besonders in Novi Bazar von Mitrovica bis Sjenica Albanesen. Diese bekennen sich alle zum Islam und stehen im Rufe besonderer Wildheit. Ihre Hauptbeschäftigung bildet die Viehzucht; Ackerbau betreiben sie nur so viel, daß sie sich die nothwendigsten Lebensmittel beschaffen. Sie liefern der türkischen Armee tapfere, kühne Soldaten; in der Heimath beschäftigen sich aber viele auch mit dem Räuberhandwerk. Geistig und social stehen sie auf sehr niederer Stufe und bereiten in neuester Zeit ihrer Regierung forwährend Verlegenheiten. Ihre Erscheinung beschreibt Hilferding also: Sie tragen gewöhnlich enge Hosen und enge Kaftans aus grauem Tuche, mit schwarzen Schnüren verziert; die vermögenderen kleiden sich in die „Fustanella“ und ziehen darüber die „Purtka“ mit geschlitzten Aermeln an. Sie brauchen einen breiten mit Gold und Silber verzierten Gürtel, hinter welchem sie ein ganzes Arsenal von Pistolen, Handschars und Messern führen. Diejenigen, welche sich mit der Fustanella kleiden, bedecken den Kopf mit einem rothen Fez mit blauer Quaste, die anderen tragen gewöhnlich rothe Kappen. Wer das erste Mal mit ihnen zusammentrifft, dem wird es ängstlich zu Muthe, wenn er die Wildheit ihrer Augen bemerkt. Der Gestalt nach sind sie kleiner als die Bosnier, aber kräftiger und gedrungener, ihre Brust ist stark und breit, die Stirn hoch, die Nase lang und gerade, die Haut- und Haarfarbe licht.

Zigeuner zählt man in Bosnien etwa 8000, in der Herzegowina gegen 1800 und in Novi Bazar etwa 1200. Sie zahlen eine besondere Steuer und bekennen sich zum Islam, werden aber von ihren Glaubensbrüdern verachtet und selbst in die Moscheen nicht zugelassen. Dies ficht aber dies Völkchen gar nicht an, da es sich eigentlich um den Glauben wenig kümmert. Einige wollen unter ihnen zwei Racen unterscheiden; die eine sei von plumper, die andere von schlanker Gestalt und edlen Zügen, habe ein rundes Gesicht und besonders schöne Augenbrauen. Die ersteren sollen eine gequetschte Nase und starkes Kinn, die zweiten Adlernasen und proportionirtes Kinn haben. Beide Racen haben dunkle Hautfarbe; sie tragen dunkle Kleidung, und Feze oder Turbane als Kopfbedeckung; die Frauen kleiden sich in ein langes bis zu den Knien reichendes Hemd, welches um die Lenden ein Gürtel festhält.

Die Zigeuner leben theils als Nomaden, theils haben sie sich angesiedelt und betreiben Landbau und Handwerk. In größeren Städten haben sie eigene Quartiere, wo sie sich hauptsächlich mit Schmiedearbeit und Kurpfuscherei abgeben. Ihre Sitten und Gewohnheiten sowie ihre ganze Lebensweise ist dieselbe wie die ihrer Genossen in anderen Ländern.

Die Juden sind erst gegen Ende des funfzehnten und Anfangs des sechszehnten Jahrhunderts, als die Mauren aus Spanien vertrieben worden waren, eingewandert. Sie halten das Andenken an ihr Vaterland fest, sprechen unter einander noch immer Spanisch, verstehen aber auch die Landessprache. Die ärmeren von ihnen beschäftigen sich mit Handwerken, die reicheren treiben Handel und Geldgeschäfte oder dienen den Behörden als Dolmetscher. Sie sind ruhige Leute, leisten jedem gern Dienste, werden aber von den Türken verachtet; ihnen wie den Zigeunern war es bis in die neueste Zeit verboten, den Todten Gedenksteine auf die Gräber zu setzen. In Serajewo haben sie einen Oberrabbiner, welchem die Rabbiner von Trawnik und Novi Bazar untergeordnet sind.

Eigentliche Osmanen findet man in Bosnien wenig; selbst die wenigen, welche sich dort ansiedelten, verloren mit der Zeit ihre Sprache. Die osmanischen Beamten, welche seit Omer Pascha ins Land kamen, zogen gewöhnlich bald wieder fort, da sie von den Türken nie gern gesehen waren.

Westschottischer Aberglauben.

Das nördliche und westliche Schottland, im Wesentlichen die Hochlande in sich begreifend, ist jetzt mehr und mehr durch Eisenbahnen aufgeschlossen worden und die öden Glens, welche vor einem halben Menschenalter der Schreiber dieser Zeilen noch zu Fuß oder auf einer zweiräderigen Dogcart durchzog, hallen jetzt wieder vom schrillen Pfiff der Dampfpfeife. Das Volk wird aus seiner Einsamkeit und Verborgenheit herausgerissen und in den Strom der englischen Kultur hineingezogen. Es thut ihm in Interesse der Civilisation auch solches Noth, denn in den Hochlanden, wo der Grund und Boden fast ausschließlich großen Lords gehört, wohnt ein armseliges Geschlecht in elenden Hütten, herrschen die primitivsten Verhältnisse. Mit der vor sich gehenden Aenderung der socialen Verhältnisse und dem Eindringen der südlichen Kultur geht aber das urwüchsige Volksthum verloren, mit ihm sein dort so reicher Aberglauben, seine Märchen und Traditionen. Es ist daher erfreulich, wenn auch in Schottland gesammelt wird, was noch vorhanden. Für Westschottland hat sich jetzt James Napier dieser Aufgabe unterzogen in einem soeben erschienenen Werke, welches den Titel führt: Folk-lore, or Superstitious Beliefs in the West of Scotland, within this Century. (Paisley, A. Gardner 1879.) Der Verfasser ist selbst ein Kind des niedern Volks, unter diesem aufgewachsen und hat im reifern

Alter seine Erinnerungen aufgeschrieben und dazu gesammelt, was er noch erreichen konnte. Daß er uns damit eine werthvolle Gabe darbrachte, wird aus den nachfolgenden Andeutungen erkannt werden.

Noch bis jetzt glaubte man in Schottland, daß ein Kind, welches vor der Taufe starb, nicht zur Ruhe kommen könne; es wogte in den Lüften umher und im Heulen des Windes erkannte man sein Wehklagen. Fragte vor der Taufe ein Fremder, welchen Namen das Kind erhalten sollte, so antwortete man ihm geheimnißvoll: „Es ist noch nicht aus dem Hause gewesen", denn es galt für unheilvoll das Kind bei irgend einem Namen vor der Taufe zu nennen.

Auch in Deutschland finden wir hierfür Parallelen. Von 1300 an bis ins 16. Jahrhundert mußten die Geistlichen energisch gegen den Aberglauben predigen, daß ungetauft verstorbene Kinder nicht in den Himmel, sondern an einen Ort kommen, wo es Nacht ist. In der Gascogne existirt die Meinung, daß die Seelen ungetaufter Kinder nicht in das Paradies kommen (Ploß, Das Kind I, 81, 86).

In Schottland beeilte man sich, daher das Kind möglichst schnell zu taufen, und da die Taufen in der Kirche gewöhnlich Sonntags stattfinden, so ist es vorgekommen, daß am Sonnabend geborene Kinder oft weit über Land am nächsten Tage zur Kirche gebracht wurden, damit sie ja nicht eine Woche lang ungetauft blieben. Von Wichtigkeit war die Wahl der Frau, welche das Kind zur Kirche brachte, man achtete genau darauf, in welcher Weise die erste Person, welche ihr begegnete, die alte Gabe von Brot und Käse entgegennahm, und auf die Reihenfolge, in welcher die Kinder getauft wurden. Sollte durch einen Zufall Jeanie vor Sandie getauft worden sein, so würde Jeanie einen Bart, Sandie aber keinen bekommen. Salz spielte bei der Taufe eine große Rolle. Nicht allein wurde das Kind gleich nach der Geburt in Salzwasser gebadet und mußte dreimal davon schmecken, sondern auch bei jedem ersten Besuche, den die Mutter mit dem Neugeborenen in einem befreundeten Hause machte, hatte die Besuchte unter Segenswünschen etwas Salz in den Mund des Kindes zu stecken. Zu viel Gutes durfte man dem Kinde nicht wünschen, denn sonst hätte es leicht von der Queen Mab gestohlen werden können. Um jedweden bösen Einfluß abzuhalten wurde keine Mühe gespart. Napier selbst war vom „bösen Blick" getroffen worden, er hatte „a blink of an ill e'e." Er erzählt darüber: „Ich erinnere mich noch lebhaft, daß man glaubte, ich sei das unglückliche Opfer des bösen Blickes. Ich litt am Schwinden (dwining), und um demselben abzuhelfen, wurde ich der folgenden von einem kundigen Nachbar angegebenen Operation unterworfen. Ein Sixpence wurde geborgt, ein starkes Feuer im Kamin angefacht, die Thür geschlossen und ich in einem Sessel vor das Feuer gesetzt. Die Ausübende, ein altes Weib, nahm einen Eßlöffel und füllte ihn mit Wasser. Mit dem Sixpence nahm sie nun so viel Salz auf, als derselbe tragen konnte, und beides wurde in den mit Wasser gefüllten Löffel gethan. Sie rührte es dann so lange mit dem Zeigefinger um, bis das Salz sich aufgelöst hatte. Alsdann wurden mit dieser Lösung die Sohlen meiner Füße und die Flächen meiner Hände dreimal bestrichen und dreimal mußte ich von dem Salzwasser kosten. Dann fuhr die Alte mit ihrem nassen Zeigefinger über meine Stirn und schüttete den Rest der Flüssigkeit aus dem Löffel in den hintern Theil des Feuers, indem sie ausrief: Gude preserve frae a' skaith (Gott bewahre ihn vor allem Uebeln). Das waren die ersten Worte, die während der ganzen Handlung gesprochen werden durften. Ich wurde dann zu Bett gebracht und genas in Folge der Handlung."

Der böse Blick wurde um so mehr gefürchtet, als es nicht nöthig war, daß der dadurch Schadende das Kind selbst sah; er brauchte nur irgend etwas, was zu dem Kinde gehörte, eine Haarlocke, Nagelabschnitte, einen Fetzen seiner Kleidung zu haben. Die Theorie war hier die, daß, sowie diese in die Erde vergrabenen Dinge verfaulten, auch derjenige, von dem sie herstammten, in Folge von Sympathie dahinschwinde. Daher wurden, um solches zu verhüten, alle Haar- und Nagelabschnitte sorgfältig verbrannt. Wie dieser Glaube über die ganze Erde verbreitet ist, habe ich „Globus" XXXV, 28 gezeigt.

Viele Leute sträubten sich dagegen, daß sie porträtirt würden, denn dieses galt ebenso für unheilbringend, da sie fürchteten, mit ihrem Bilde könnte Unfug getrieben werden. Napier hörte von Leuten, die niemals wieder einen gesunden Tag hatten, seit sie sich photographiren ließen. Irgend ein Uebelwollender, der zauberische Kräfte besaß und in den Besitz der Photographie gelangt war, benutzte dieselbe zum Schaden des Originals.

Dieser schottische Aberglauben deckt sich so sehr mit der Anschauung vieler Naturvölker, daß ich hier einige Parallelen anführen will. Der Maler Paul Kane, der unter den nordamerikanischen Indianern umherzog, um sie zu malen, stieß dabei oft auf Widerstand. Die Tochter eines Häuptlings am Lake St. Clair weigerte sich ihm zu sitzen, trotzdem ihr Vater sie dazu zwingen wollte. Her repugnance proceeded from a superstitious belief that by so doing she would place herself in the power of the possessor of what is regarded by an Indian as second self. Als Kane am Winnipeg-See ein junges Mädchen porträtirte, her mother was very much afraid it might shorten her life. Noch charakteristischer ist folgende Geschichte. Als Kane Shawstun, den Häuptling der Sinahomas, gezeichnet hatte, fragte dieser ernsthaft, ob nicht dadurch sein Tod herbeigeführt würde? Kane gab ihm Tabak und diesen in der Hand betrachtend meinte der Indianer: das sei doch eine kleine Belohnung dafür, daß er sein Leben riskirt habe. Zwei oder drei Tage lang folgte er nun dem Künstler und bat ihn, er möge doch das Bild zerstören, und nur um ihn los zu werden machte Kane eine flüchtige Kopie, die er vor dem Indianer unter dem Vorgeben, es sei das Original, zerriß (Paul Kane, Wanderings of an Artist among the Indians. Lond. 1859, 5, 102, 240). Aehnlich ist es dem bekannten Indianermaler Catlin ergangen, als er die Mandanen malte. Diese fürchteten dadurch einen Theil ihres Selbst zu verlieren, und als dann die Büffelherden ausblieben, fanden sie es erklärlich, weil der weiße Künstler so viele derselben in seiner Mappe fortgetragen hatte. In Südamerika finden wir dasselbe. David Forbes hatte die größte Schwierigkeit, Photographien von Aymara-Indianern zu erhalten, as they always retained the idea that the possessor of even their likeness must retain some power over them (Journ. Ethnolog. Soc. II, 236. 1870). Die Portugiesisch sprechenden Tapuyos in Manaos am Amazonenstrom konnte Keller-Leuzinger wegen ihres Aberglaubens nur schwierig zum Porträtiren bringen (Vom Amazonas und Madeira, Stuttg. 1874, 105). Die Ansicht des Propheten Mohammed war, daß beim Abmalen etwas von der Seele des Porträtirten abgezogen werde, und er verbot deshalb die bildlichen Darstellungen, die heute dem strenggläubigen Muselman noch ein Gräuel sind. Ein solcher, dem Bruce das Bild eines Fisches zeigte, fragte ihn, was er sagen würde, wenn am Tage des Gerichts dieser Fisch sich gegen ihn erheben und ihn anklagen würde, ihm einen Körper, aber keine Seele gegeben zu haben. Die Neger hegen ähnliche Vorstellungen. Dr. Falkenstein hatte anfangs große Schwierigkeiten, die Neger der Loangoküste zum Photographiren zu

bringen. Als drei Personen bald nach ihrer Aufnahme den Pocken zum Opfer fielen, wich Jedermann mit Scheu dem Apparate aus. „Man nahm vielleicht an, daß durch das Erscheinen des Bildes auf der Platte ein Theil der lebendigen Kraft des Individuums auf jene übergegangen, also für dieses verloren sei." (Die Loango-Expedition, Leipzig 1879, II, 17.) Robert Hartmann ließ Fung und Abu-Rof, um sie zeichnen zu können, durch Mannschaften seiner schwarzen Militärbedeckung greifen und festhalten, da sie sonst nicht gesessen hätten. (Die Nigritier I, 110.)

Um auf den schottischen Aberglauben zurückzukommen, erwähnen wir noch einiges auf die Kinder Bezügliche. Wenn ein Kind zum ersten Male nach der Geburt aus dem Zimmer der Mutter herausgebracht wird, so ist es gut, dasselbe die Treppen hinaufzutragen; waren aber, wie in den schottischen Hütten häufig, keine Treppen vorhanden, so schleppte man es drei Sprossen einer Leiter empor; in Glasgow ist es vor nicht langer Zeit vorgekommen, daß in Ermangelung einer Leiter die Hebamme mit dem Kinde wenigstens auf einen Stuhl stieg. Eine offene Bibel muß stets neben dem Kinde liegen, damit es nicht von den Feen gestohlen wird.

Malum mense Maio nubere, sagten die Römer, welche den Mai für einen ungünstigen Monat zum Heirathen hielten. Es überrascht uns, bei Napier denselben Aberglauben für Westschottland angeführt zu finden, doch giebt er einen sehr trivialen Grund dafür an. Ende Mai ist in Schottland „Ziehtermin", und die jungen Leute heirathen darum nicht gern, da sie über ihre neue Wohnung nicht sicher sind. Wenn man vor sechszig Jahren das Haus für die einziehende junge Frau herrichtete, streute man zunächst Salz auf die Flur zum Schutze vor dem bösen Blick; dann wurden die Füße der Braut gewaschen. Die Hochzeit fand immer an einem Freitage statt, und auf jedes kleine Vorkommniß bei derselben wurde genau geachtet. Zerbrach die Braut ein Gefäß, kam Ruß aus dem Schornstein hernieder oder dergleichen, so waren das böse Omina für eine Ehe. War der Knoten geschürzt (Gebrauch bei englischen Trauungen) und hatte der Geistliche die Braut geküßt, so kehrte die Hochzeitsgesellschaft in folgender Ordnung von der Kirche heim: zuerst die beiden Väter der Neuvermählten, dann das junge Paar, hinter ihnen Brautführer und Brautjungfer, dann die übrigen in willkürlicher Reihenfolge. War man etwa eine englische Meile vom Hause des jungen Paares entfernt, wo die Mutter des jungen Ehemanns den Zug erwartete, dann begannen einige junge Leute aus der Gesellschaft ein Wettrennen nach dem Hause, welches running the brooze oder braize hieß. Der Sieger zeigte den glücklichen Schluß der Ehe an und erhielt dafür eine Flasche Whisky nebst Glas, mit denen er zum Hochzeitszuge zurückkehrte. Man trank nun auf das neue Paar und zerbrach dann Flasche und Glas. Waren die Burschen beritten, so fand ein ordentliches Pferderennen statt, um den Preis (braize) zu gewinnen.

Hatte die Braut die Schwelle ihres Hauses überschritten, so zerbrach die Schwiegermutter ein Stück Brot über ihrem Kopfe, führte sie zum Herde und übergab ihr die Feuerzange, Besen und Hausschlüssel. Es folgte Essen und Tanz, wobei, wenn das Brautpaar ältere unverheirathete Geschwister hatte, diese beim Verheirathen übergangenen den ersten Reel barfuß tanzten.

„Nach der Hochzeit," erzählt Napier, „war es noch in meiner Kindheit die erste Sorge der jungen Frau, für sich und ihren Mann zuerst die Todtenhemden (dead-claes) zu spinnen und weben. Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, wenn diese in meinem väterlichen Hause gelüftet und vor das Feuer gehängt wurden. Das geschah periodisch und dann war alle Freudigkeit aus dem Hause verbannt und ernstes Schweigen herrschte. Der Tag wurde wie ein Sabbath gehalten."

Auch das, was wir nach Grimm's Vorgange als „Angang" bezeichnen, finden wir in Napier's Buch erwähnt. Wer den ersten Pflug im Jahre auf sich zu kommen sah, hatte ein glückliches Zeichen; es war ein böses Omen, wenn er von ihm fort ging. Hing das Glück mit einem Kleidungsstücke zusammen, so mußte dieses zum ersten Male beim Kirchgang getragen werden. Wer, vom Essen aufstehend, seinen Stuhl umwarf, hatte die Unwahrheit gesprochen; wer laut mit sich selbst sprach, endigte durch keinen natürlichen Tod. Warf man die Netze am Sabbath aus, dann verließen die Häringe die Küste. Eine doppelte Kornähre über den Spiegel gesteckt bewahrte das Haus vor Blitzschlag. Lange hielt noch der Gebrauch an, auf dem Felde einen Theil unabgeerntet zu lassen, dieser hieß Goodman's croft und war für die bösen Geister bestimmt.

Richard Andree.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

In Queensland ist die Aufmerksamkeit auf die projektirte transcontinentale Eisenbahn nach Port Darwin gerichtet, für die kürzlich von Faveuc und einer von Blackall in Queensland aufgebrochenen Gesellschaft die vorläufigen Vermessungen gemacht sind. Der Plan ist, die Linie in Roma an das bestehende System anzuschließen, von da über Blackall nach der südaustralischen Grenze in einer Länge von 750 (engl.) Meilen und dann in nordwestlicher Richtung nach Port Darwin zu gehen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXXVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

III.

Am zweiten Reisetage, dem 3. März, setzten sich die Pirogen mit Tagesanbruch in Bewegung und fuhren gleichmäßig, ohne bedeutende Stromschnellen überwinden zu müssen, bis 9 Uhr stromaufwärts; dann wurde an einer scharfen Biegung des Flusses, wo sich das Wasser mit dumpfem Murmeln gegen Sand und Kiesel brach, Halt gemacht. Schon hier gewahrte der Reisende, wie seine Laos mit leiser Stimme konspirirten; wenig später erklärten sie denn auch bei einer etwas schwierig zu passirenden Stromschnelle, daß man mit den Booten nicht weiter vordringen könne. Sie hatten solche Furcht vor den Khâs weiter stromaufwärts, daß sie sich lieber beim Ziehen der Pirogen von der Strömung absichtlich überwältigen und gegen die Felsen werfen ließen, als daß sie dem festen Willen Harmand's sich gefügt hätten. Mit Absicht wählten sie schwache Schlingpflanzen aus, die beim Ziehen zerrissen, bis dem Reisenden die Geduld riß, und er einen der Unverschämtesten mit einem Faustschlage in den Fluß schleuderte. Aber er erreichte damit nur, daß fast alle Kameraden des Gezüchtigten in den Wald entliefen. So blieb ihm nichts übrig, als seinen Chinesen A-hoï in einer Piroge nach Meuong-Caô zurückzusenden, um leichtere Fahrzeuge, Stricke, andere Leute und Lebensmittel herbeizuschaffen. Kaum aber trat die Piroge die Rückreise an, als auch die entflohenen Laos sowohl wie die bei Harmand noch zurückgebliebenen wie eine Schar Frösche aus dem Gebüsch ins Wasser sprangen und sich an Bord schwangen. Nur zwei Annamiten und ein alter Lao blieben auf der Sandbank bei dem Reisenden zurück, welcher den Aerger und die Anstrengungen dieses Tages, den er ganz im Wasser oder auf den heißen Felsen im Strombette zugebracht hatte, mit einem heftigen Fieberanfalle büßen mußte.

Am Mittag des folgenden Tages kehrte der Chinese mit drei kleinen Pirogen und acht Laos zurück. Die alten waren natürlich entflohen, doch brachte A-hoï triumphirend wenigstens ihre wohlbewahrten Säbel und Flinten mit. In Meuong-Caô war übrigens am Abend des Tages, an welchem Harmand von dort abgefahren war, eine böse Epidemie, nach den Schilderungen Cholera, ausgebrochen und hatte sofort vier Menschen fortgerafft. Natürlich wurde dem Weißen die Schuld davon beigemessen.

Nun wurde der vielfach gewundene Fluß wunderschön; nie hätte Harmand in der von ihm innegehaltenen Richtung (O.-N.-O.) einen solchen Wasserlauf vermuthet. Doch schienen die Laos diesmal ausnahmsweise mit ihrer Behauptung Recht zu behalten, daß weiterhin sich keine Dörfer mehr fänden. Nur gegen Abend zeigte sich eine Art Ansiedelung, wo man indeß nur einen alten blinden Mann und eine ganz gebrechliche Frau vorfand. Die übrigen Bewohner, welche sich mit Goldwaschen beschäftigten, waren geflohen, weil plötzlich vier von ihnen gestorben waren; nur jene beiden hülflosen Wesen waren zurückgeblieben.

5. März. Die Ufer des Flusses sind prachtvoll; bis unmittelbar an das Wasser reicht der kolossale Urwald. Scharen riesiger Ibis von einer neuen Art (Ibis gigantea, Oustalet) fischen auf den Sandbänken, aber fliegen mit

heiserm Geschrei pfeilschnell davon, sobald sie die Boote bemerken. Unmöglich, einen einzigen zu erlegen. Gegen 9 Uhr Morgens verrieth ein am Ufer liegendes Geräth zum Goldwaschen die Nähe von Wilden. Ungeduldig, ihrer habhaft zu werden, sprang Harmand ans Land und fand alsbald ein halbes Dutzend im Viereck stehender Hütten, welche durch eine Menge geschickt im Grase versteckter spanischer Reiter aus spitzem, schneidendem Bambu vertheidigt waren. Aehnliche Vorrichtungen befanden sich vor der Thür jeden Hauses, und in der ganzen Umgegend des Dorfes, auf allen dorthin führenden Wegen waren zahllose kleinere Stacheln, die nur 5 bis 6 cm über dem Boden hervorragten, zerstreut, wie das bei allen wilden Stämmen Hinterindiens, bei den Bewohnern Kambodjas, Annams, Sumatras, Borneos und sonst vielfach Sitte ist. Im Mittelpunkte des kleinen, von den Hütten umschlossenen Platzes erhebt sich auf einem abgeschnittenen Baumstamme und drei Pfählen für den zur Nachtzeit Wache haltenden eine kleine Plateforme. Alle diese Vorrichtungen dienen aber nicht zum Schutze gegen wilde Thiere, sondern gegen die Menschen.

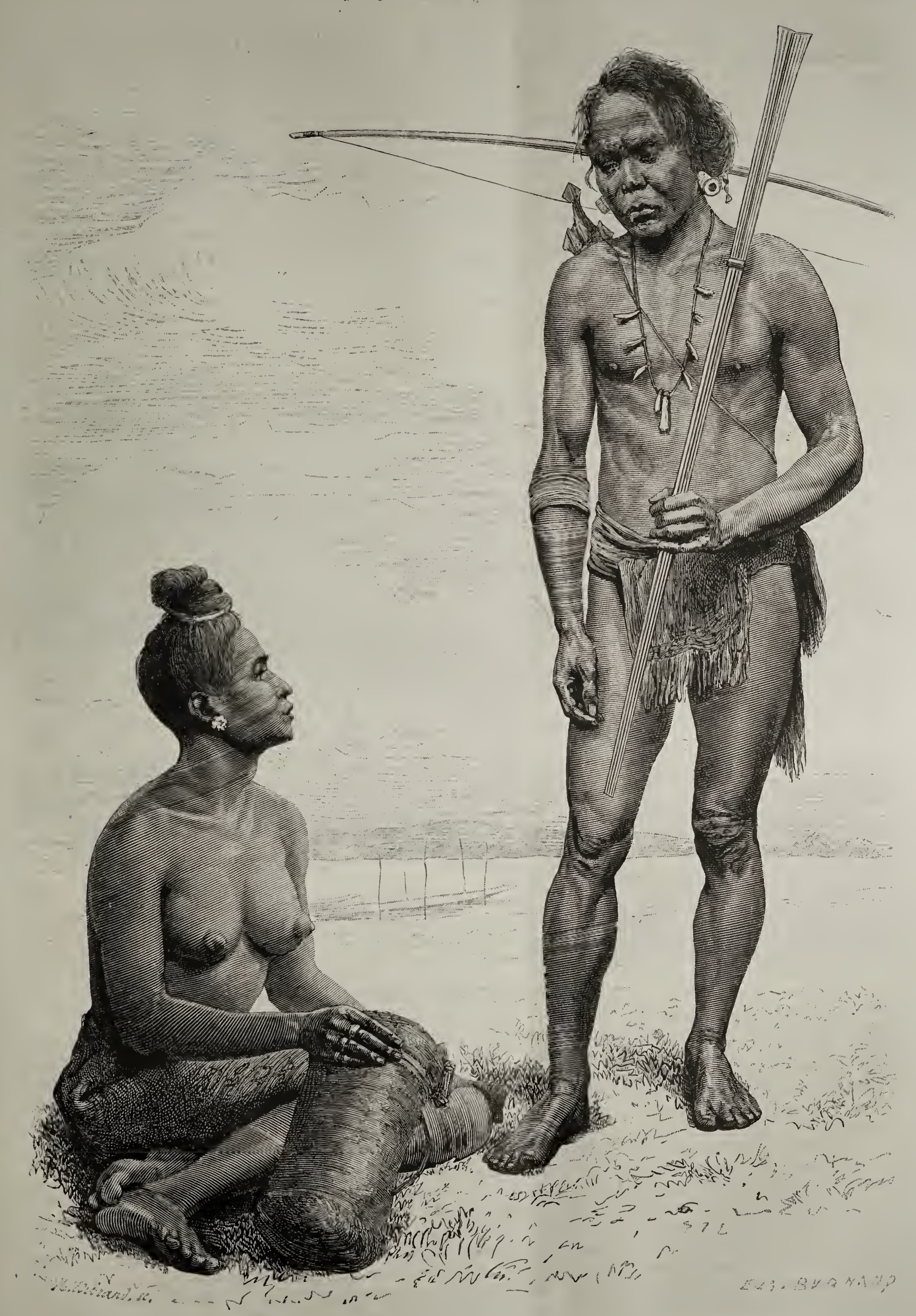
Alles in dem Weiler war verlassen und in Unordnung; Geräthe und Waffen waren zurückgeblieben, Mulden für das Auswaschen goldhaltigen Sandes, Spatel für die Töpferei, mehr oder weniger vollendete Krüge und Töpfe von bemerkenswerther Regelmäßigkeit, Köcher, vergiftete und gewöhnliche Pfeile, Körbe aus Rohr von allen Formen, selbst



Dorf der Wilden am Se-Keman.

Kinderspielzeug, wie armlange Boote und ganz kleine Armbrüste. Ein ekelerregender Geruch, der von einer kleinen Lichtung am Ufer herüberdrang, klärte alles auf: dort lagen unter einem halbrunden Stück Rinde zwei Leichen, und auf denselben standen Körbe und Töpfe mit Reis, Wasser, Tabak, adstringirender Rinde, Waffen, kurz alles, was der Wilde in diesem wie in jenem Leben braucht. Auch vier kleine, ganz neue Häuschen standen unweit davon; jedes war nach Angabe der Laos für einen Todten bestimmt.

Nachmittags wurde die Flußfahrt überaus schwierig durch die zahlreichen Schnellen, in Folge deren die Boote fortwährend ent- und wieder beladen und über Kies und Felsen hingeschleift werden mußten. Um 4 Uhr mußte auf einer Bank feinen Sandes am Eingange einer engen Schlucht wegen der Ermüdung der Leute Halt gemacht werden. Stellenweise ist dort der Se-Keman nur wenige Meter breit und in Folge dessen ansehnlich tief: offenbar war die Grenze seiner Schiffbarkeit erreicht. Doch herrlich war der sich bietende Anblick: drei Reihen Berge, mit hohen, verschieden gefärbten Bäumen bestanden, bilden den Hintergrund; vorn strömt der Fluß, bald wild und schäumend, bald ruhig und klar wie ein Spiegel, hier von Bäumen überschattet, dort mächtige helle Felsen bespülend, und Alles von den Strahlen der sinkenden Sonne mit Purpur übergossen. Hier beschloß Harmand mehrere Tage zu verweilen und die Umgegend mit ihren schönen Wäldern zu durchstreifen, namentlich auch zu untersuchen, ob der Fluß jenseit der Berge Phu-Lek-Fay (d. h. „Berg des Feuereisens“, womit die Laos das Feuerzeug und den Feuerstein bezeichnen) wieder schiffbar ist, und aus welcher Richtung er herkommt. Die Freude des Reisen-



Khâs aus der Gegend von Attopen.

den über seine guten Aussichten wurde aber schon am selben Abende dadurch gestört, daß einer der ihn begleitenden Laos schwer an der Cholera erkrankte und in der Nacht starb. Seine Gefährten, so bestürzt sie auch waren, wagten doch nicht zu entfliehen und allein heimzukehren, weil sie sich vor den Wilden fürchteten, die bei guter Gelegenheit sich gern an den Laos, von denen sie soviel zu leiden haben, rächen. Auf ihre flehentlichen Bitten wollte zwar Harmand die Verheiratheten entlassen; diese aber wollten nicht allein gehen, und so behielt er sie insgesammt bei sich. Die Annamiten dagegen waren guten Muthes und voll Vertrauen.

Am Morgen des 6. März bestieg der Reisende einen der nächsten Berge, drang Nachmittags etwas längs des Ufers vor, machte eine leidliche Jagd und hatte Abends das schöne Schauspiel, wie das trockene Gestrüpp und die Bambus, von den Laos in Brand gesteckt, weithin die Nacht erleuchteten.

7. März. Am Morgen fand Harmand nur noch zwei Pirogen am Strande und erfuhr, daß zwei Laos in der Nacht an der Cholera erkrankt waren und sich bei Tagesanbruch, schon halb todt, mit zweien ihrer Gefährten davon gemacht hatten. Auch ein Annamite lag am intermittirenden Fieber danieder. So blieben ihm nur noch drei Laos, die gleichfalls so fest entschlossen schienen, in der nächsten Nacht zu entwischen, daß der Reisende sich mit schwerem Herzen entschließen mußte umzukehren. Eine der Pirogen mußte



Stromschnelle am Gebirge Phu-Lek-Fay.

zurückgelassen werden, da es an Händen zum Rudern fehlte. Um Mittag fand die Abfahrt vom Lagerplatze statt. In den verlassenen Khâs-Dörfern wurde die günstige Gelegenheit benutzt, eine Anzahl kleinerer Gegenstände für die ethnographische Sammlung mitzunehmen. Am Vormittage des 8. erreichte man Menong Caô, dessen Hütten todtenstill und hermetisch verschlossen waren. Denn während die Khâs sich beim Ausbruche einer Epidemie in den Wäldern zerstreuen, sperren sich die Laos verzweifelnd im Dunkeln ein. Statt des lustigen Klapperns der Reismörser und des Lachens der Frauen und Kinder hörte man nur die Litaneien der betenden Bonzen und das Geheul herumirrender Hunde. Alle Hütten sind gegen das Eindringen böser Geister durch weiße Baumwollfäden geschützt, welche um das ganze Dach gelegt sind und mitunter von da bis zur Spitze kleiner, symmetrisch angeordneter Sandhaufen reichen, (wohl damit sie auf diesen Fäden vom Dache des Hauses in die Erde abgeleitet werden). Außerdem sind als Schutzmittel Besen, Kräuter- und Bambubündel, kleine Hüttchen, lange Stangen mit Oriflammen und zahllose andere Dinge angebracht.

Harmand vernahm, daß die beiden entflohenen Ruderer nach ihrer Ankunft verstorben waren, erhielt neue Leute, belohnte die alten reichlich und kam Abends in Attopeu an, wo gleichfalls, wie während der ganzen Fahrt, Todtenstille am Ufer herrschte. Nur in der Pagode wurde ein entsetzlicher Lärm mit Gongs, Tamtams und riesigen Holzglocken vollführt. Der Reisende, begierig, das Gebiet der Cholera zu verlassen, war aber nicht im Stande, so bald des Mandarinen habhaft zu werden, der ihm Elephanten und Leute zur Weiterreise stellen sollte. Soviel er auch tobte und

schimpfte, er vermochte zunächst den passiven Widerstand des durch die Epidemie geängstigten Beamten nicht zu überwinden; er benutzte aber die erzwungene Muße, um mit seinem chinesischen Diener und Präparator und einem der Annamiten zusammen die Leichen mehrerer Khâs auszugraben und in Sicherheit zu bringen. Kein einziges europäisches Museum besitzt derartige Schädel oder Knochen, und der Umstand, daß die Laos sich ohne Ausnahme in ihre Hütten eingeschlossen hatten, begünstigte das sonst nicht ungefährliche Unternehmen, nach des Reisenden eigener Ansicht eines der verdienstlichsten, das er auf seiner großen Reise ausgeführt hat, aber zugleich auch eines der unangenehmsten. Seine beiden, freilich dafür extra bezahlten Leute entwickelten schließlich solchen Eifer bei diesem widerwärtigen Geschäfte, daß er stark der Ansicht war, sie hätten gelegentlich dabei einige goldene oder silberne Schmucksachen gefunden.

Am 11. März langten endlich fünf Elephanten an, darunter zwei Weibchen mit ihren Jungen, zwei Tage später fand sich ein sechster ein, und so ungenügend diese Zahl auch war, und so wenig der Gouverneur auch für die leiblichen Bedürfnisse des Reisenden und seiner Leute Sorge getragen hatte, so gab dieser doch endlich das Zeichen zum Aufbruche, ohne den Kornaks etwas von seinen Plänen zu sagen. Dieselben glaubten, daß es direkt nach der Provinzialhauptstadt Sarawan gehe, welche 1867 von dem Kommandanten de Lagrée besucht worden war. So vielversprechend für Harmand's Zwecke indessen die Reise dorthin nach der Beschreibung Garnier's sein mußte, so hatte dieser doch stets im Sinne, wenn möglich, das große Plateau zwischen den Flüssen Se-Kong und Me-Không zu kreuzen, welches auf der Garnier'schen Karte als vulkanisch und unbewohnt bezeichnet ist. An letzterer Angabe zweifelte Harmand; auch



Dorf der Khâs Sok.

wollte er den dortigen Pflanzenwuchs kennen lernen, der wegen des Höhenunterschiedes beträchtlich von dem der Flußthäler abweichen mußte, und nur auf den Bergen durfte er hoffen, den großartigen Urwald und die herrlichen Ansichten der Tropen zu finden. Hinterindien ist vom malerischen Standpunkte aus keineswegs sehr begünstigt; so weit der Boden fruchtbar und leicht zugänglich ist, hat sich seit Alters der Mensch niedergelassen und ohne Gnade alle natürliche Schönheit vernichtet. Nur in abgelegeneren, ungesunderen, schwer zugänglichen Gegenden trifft man auf Landschaften von überwältigendem Zauber.

Der Weg führte im Thale des Se-Kong aufwärts; im Gänsemarsche schritten die sechs Elephanten einher unter einer glühenden Sonne und über höchst unfruchtbare Ebenen, die aus Sandsteinbänken und vulkanischen Felsen bestanden und von zahlreichen Schluchten durchschnitten waren, aber keinen einzigen Tropfen Wassers enthielten. Auch am folgenden Tage (14. März) war die Hitze so gewaltig, daß man nur Gegenstände, die mehr als 3 m über dem Erdboden sich befanden, sehen konnte: dermaßen zitterten die untersten Luftschichten in Folge der Ausstrahlung des sandigen, geborstenen und jeder Vegetation baren Erdreiches. Zur Linken befanden sich in näherer oder weiterer Entfernung die Abhänge des Gebirges Phu-Luang, auf deren Grün das ermüdete Auge stets mit Vergnügen weilte. Aber während des ganzen Tagemarsches sah man keine lebende Seele und fand keine Spur von Anbau. Nachmittags gegen fünf Uhr näherte sich der Pfad dem Gebirge und überschritt selbst das von ihm herrührende Geröll. Dasselbe ist mit mächtigen Felsblöcken besäet und von tiefen Schluchten durchschnitten, die alle ihren eigenen Namen haben, und nach deren Anzahl man die Entfernungen bemißt. So erhielt Harmand auf seine Frage, wie weit es noch bis zum Lagerplatze sei, die Antwort: „Es sind noch zwölf Schluchten zu überschreiten,“ und das stimmte genau.

Zuletzt wurde der Pfad breiter und führte zu einem Dorfe der Khâs Sok, die mit eben so wilden Laos gemischt sind. Unter denselben aber erregte die Ankunft eines Weißen große Angst und Besorgniß; und als Harmand eine Fledermaus schoß und sein Hund bellend einer Herde Zebus nachsprang, ergriff die Wilden solches Entsetzen, daß sie alles stehen und liegen ließen und insgesammt, ein paar alte kranke Frauen ausgenommen, in die Berge entflohen. Auch hier herrschte die Cholera, wenn auch nicht heftig; schon unter-

wegs konnte man das aus den sechseckigen Geflechten und den in laotischen Charakteren geschriebenen Aushängezetteln ersehen, durch welche den Passanten angezeigt wird, daß die Bewohner des Dorfes Quarantäne über sich verhängt haben. Solche Ankündigungen, die auch bei den namentlich unter den Büffelherden ziemlich häufigen Viehseuchen stattfinden, werden meist respektirt. Harmand quartierte sich in dem besten Hause ein, sowohl wegen seiner eigenen Bequemlichkeit, als um es gegen Plünderung zu schützen. Er fand hier eine eigenthümliche Bauart der auf 2 bis $2^1/_2$ m hohen Pfählen stehenden Hütten vor, die er schon weiter im Süden, an der Grenze von Französisch-Cochinchina, bei den Wilden des Song-be angetroffen hatte. Die aus Blättern, Gras und Bambu bestehenden Wände stehen nicht senkrecht, sondern sind von außen nach innen und von oben nach unten geneigt, was solchem Dorfe ein ganz charakteristisches Aussehen verleiht. Diese Gewohnheit hat zweifellos zum Zwecke, unter dem Dache einen dreieckigen Raum für Gestelle zu gewinnen, und vielleicht auch sich leichter gegen die Nässe der Regenzeit zu schützen. Auch am folgenden Tage kehrten die Bewohner nicht zurück; durch sein Fernglas entdeckte aber der Reisende auf den Bergen Gruppen kauernder Khâs, welche, die unerläßliche Armbrust in der Hand, eifrig seine Bewegungen beobachteten.

Der nächste Tagemarsch führte durch ein wildes, dürres Land wieder an die Ufer des Se-Kong nach einigen von Laos und Khâs Gnia-heuns bewohnten Hütten in reizender Lage, bis wohin die Cholera nicht gedrungen war. Dort traf er mit einem chinesisch-annamitischen Mischlinge zusammen, der ihn zu seinem Erstaunen mit einer höflichen annamitischen Phrase begrüßte. Es war das ein Mann mit einem außerordentlich energischen und intelligenten Gesichte, der Chinesisch, Annamitisch, Siamesisch, Laotisch und Birmanisch sprach und selbst einige Khâs-Dialekte verstand und als Hausirer mit vier Elephanten das Land der wilden Roedehs bereiste. Der Mann wäre jedem Reisenden von großem Nutzen gewesen, aber Harmand verfügte nicht über genügende Mittel, um ihn in seine Dienste zu nehmen und mußte sich begnügen, ihn über die Roedehs und über das nahe Plateau auszufragen. Dabei erfuhr er denn, daß ganz in der Nähe ein, wenn auch schwieriger, doch für Elephanten gangbarer Pfad quer über dasselbe nach Bassak führe, und beschloß sofort, trotz aller Gegenreden seiner Kornaks, denselben einzuschlagen.

Die Gnia-heuns sind äußerst furchtsame, sanfte Leute, die vor dem Weißen sofort Reißaus nahmen, nachdem derselbe nur zwei von ihnen gemessen und abgezeichnet hatte. In mehreren ihrer Hütten, die Harmand besuchte, fand er ein kleines Hausmodell von 20 cm Höhe, das auf einem kleinen Altare stand, und außerdem eine Art kleiner höchst merkwürdiger Trophäe, oder wie man die Modellsammlung nennen soll, welche unser letztes Bild vorführt. An einem Bambusschaft sind mit einer gewissen Kunst alle Geräthe, welche im Leben der Wilden ihre Bedeutung haben, angebracht; ein Säckchen, eine kleine Armbrust mit einem Köcher voll mikroskopischer Pfeile, ein Reismörser von der Größe eines Fingerhutes, eine Piroge mit Rudern, eine Reuse und ein Tragkörbchen; das Ganze wird oben von einem Hühnerei und einem Busche Federn gekrönt. Außerdem sind mit Harz oder Wachs an dem Schafte Reiskörner, Baumwollflocken und dergleichen befestigt.

Magische Trophäe der Gnia-heuns.

Sind das Weihgeschenke, welche alle die bezeichneten Geräthe und Waffen vor Verderben bewahren und zu ihrer Bestimmung besonders brauchbar machen sollen, daß der Pfeil sein Ziel treffe, die Piroge die Stromschnellen glücklich überwinde, die Ernte reichlich ausfalle und die Hühner brav legen? Oder halten die Wilden ihren Gott für ähnlich ihnen selbst und derselben Dinge bedürftig und bieten sie ihm oder irgend welchen Geistern dergestalt alles Nöthige auf einem Punkte vereinigt in zarter Aufmerksamkeit dar? Harmand ist geneigt, letzteres anzunehmen.

Vor den Thüren lagen auf Holzklötzen oder kleinen Erhöhungen aus Bambu Fellstücke und Haare von Ebern und Hirschen, Schalen vom Schuppenthier und der Schildkröte und einige Körner Reis, wohl Opfer an die Geister des Waldes oder der betreffenden Thierarten nach Erlegung eines Stückes derselben. Die Khâs selber darf man nach solchen Dingen nicht fragen; nie erhält man, wenn überhaupt, eine befriedigende Antwort. Dazu müßte man lange Zeit unter ihnen zubringen und einen vortrefflichen Dolmetsch bei sich haben. Und auch dann sagten sie vielleicht nur: Wir machen das so, weil wir es stets so gesehen haben, und weil wir es nicht anders machen können als die anderen. Denn das muß man stets im Auge behalten, daß niemand in den einfachsten Verrichtungen durch Verbote, Regeln und Ceremonien ängst-

licher an das Hergebrachte gebunden ist, als der sogenannte Wilde, und daß die Etikette am Hofe Louis' XIV. die Einfachheit selbst ist gegenüber den Verhaltungsmaßregeln im Leben der Wilden.

Sir Joseph D. Hooker's Reise in Marokko.

III.

Der englische Viceconsul Mr. Carstensen, ein Schwager von Sir Hay, empfing die Reisenden im Hafen von Mogador und führte sie in sein in der Kasbah, dem befestigten Hauptheil der Stadt, belegenes Haus. Mogador ist eine verhältnißmäßig neue Stadt; im Jahre 1760 von Sidi Mohammed, dem energischsten der neueren marokkanischen Herrscher, gegründet, erlangte es bald eine große Bedeutung, als der Sultan das blühende Agadir zerstörte und die dort ansässig gewesenen Kaufleute zwang, sich in Mogador niederzulassen. Heute noch ist es der Haupthafen für Südmarokko und trägt trotz seiner Kleinheit (es hat nur 12000 Einwohner, darunter 300 Europäer) das Gepräge einer Wohlhabenheit und damit zugleich einer Reinlichkeit, die den Fremden wohlthuend berühren. In den regelmäßig angelegten Straßen der dicht am Meere liegenden Kasbah wohnen außer dem Statthalter der Provinz die übrigen Regierungsbeamten und die europäischen Konsuln und Kaufleute; hier sind die Häuser fast alle zweistöckig und in der Mitte mit einem geräumigen Hofe versehen, um welchen die Zimmer liegen. Aber auch die niedrigen Gebäude in dem von der ärmern Volksklasse bewohnten Stadttheil sowie in den engen überfüllten Straßen des Judenviertels zeigen ein freundliches Aussehen; dieselben werden allwöchentlich von innen und außen frisch übertüncht; ein löblicher Gebrauch, der, neben dem außerordentlich gleichmäßigen Klima Mogadors, sicherlich nicht wenig zu dem guten Gesundheitszustande der Stadt beiträgt.

Hooker's erste Sorge mußte nun sein, dem Statthalter das Handschreiben des Sultans zu überreichen und daraufhin von ihm die Erlaubniß zur Inlandreise zu erhalten, und da Mr. Carstensen in freundlichem Vorbedacht schon die nöthigen Schritte gethan hatte, so erlangte man ohne die hier zu Lande im Verkehr mit der Regierung sonst üblichen weitschweifigen Förmlichkeiten gleich am Tage der Ankunft Zutritt bei dem Statthalter El Hadschj Hamara. Derselbe, ein stattlicher Mann im mittlern Alter und von äußerst würdevollem Benehmen, empfing die Reisenden in sehr zuvorkommender Weise; er versprach ihnen, sich bei dem mächtigen Statthalter der Atlasprovinzen für sie zu verwenden und Alles, was in seinen Kräften stände, zur Förderung ihres Unternehmens zu thun. Es kam dem Mann augenscheinlich darauf an, durch eine möglichst gute Behandlung der Fremden dem Sultan, der sie beschützte, seine Ergebenheit zu bethätigen; ob er dabei in rücksichtsloser Willkür seine Pflichten gegen die ihm unterstellte Bevölkerung verletzte, war gleichgültig. So hatte er schon eine Woche vor dem Eintreffen Hooker's in Mogador den Einwohnern der Stadt bei Androhung strenger Strafe den Verkauf und das Vermiethen von Pferden, Kameelen und Maulthieren verboten, damit die Fremden bei ihrer Ankunft einen großen Vorrath von Reit- und Lastthieren zur Auswahl vorfinden möchten. Natürlich ging Hooker sogleich daran, die zur Reise nothwendigen Thiere einzuhandeln und dadurch die Aufhebung der für die Einwohner lästigen Sperre zu bewirken. Allerhand Zurüstungen für die Reise gaben in den nächsten Tagen viel zu thun. Ein ziemlich zahlreiches Gefolge wurde angeworben; dazu wies der Statthalter noch eine militärische Eskorte von vier Soldaten unter der Anführung eines Kaïd oder Hauptmannes zum Schutze für die Expedition an; den größten Dienst aber erwies Mr. Carstensen den Reisenden, indem er ihnen seinen Dolmetscher als Begleiter mitgab; denn derselbe, ein aus Mogador gebürtiger Jude, der sich durch den ihm gewordenen Auftrag sehr geehrt fühlte, zeigte sich in der Folge ungemein brauchbar. Die Mehrzahl der angenommenen Leute waren Araber — nur zwei von ihnen gehörten zu den Berbern oder Schelluh, die, ein fluktuirender Theil der Bevölkerung von Mogador, zeitweise aus dem Gebirge zur Stadt kommen, um dort im Hafen Arbeit anzunehmen; durch ihre Intelligenz, ihre Zuverlässigkeit und unermüdliche Dienstfertigkeit unterschieden sich die beiden Leute wesentlich von den lügenhaften, selbstsüchtigen Arabern, die doch mit einer gewissen Verachtung auf sie herabsahen.

Neben alle den zu treffenden Vorkehrungen blieb Hooker und seinen Gefährten noch ausreichende Zeit, um die Stadt Mogador und ihre nächste Umgebung gründlich in Augenschein zu nehmen. Der erste Ausflug galt der niedrigen felsigen Insel, die, der Stadt gegenüber gelegen, heute durch eine schiffbare Wasserstraße von derselben getrennt ist; die ältesten Einwohner Mogadors wissen sich aber der Zeit noch zu erinnern, wo eine schmale Landenge sie mit dem Festlande verband. Die Ruinen eines befestigten Gebäudes, das als Gefängniß gedient haben soll, sowie einige unbrauchbar gewordene schwere Geschütze zeigten, daß die jetzt ganz unbewohnte Insel früher eine größere Bedeutung für die Stadt gehabt haben muß; aus leicht zerbröckelndem tertiären Kalkfelsen bestehend, wird sie von dem Anprall der Brandung auf der Seeseite vollständig ausgehöhlt, und nimmt ihr Umfang so von Jahr zu Jahr ab. Die spärliche Vegetation war in diesem Jahre durch Heuschrecken fast ganz vernichtet, und dasselbe war auch in der nähern Umgebung Mogadors landeinwärts der Fall, deren Flora selbst unter günstigen Bedingungen immer nur eine wenig mannigfaltige sein kann. Denn der fast unablässig wehende leichte Seewind bedeckt die Küste wohl auf eine gute halbe Meile ins Land hinein mit dichtem Flugsande, in dem sich als einzige Spuren der Vegetation jetzt die mühsamen Versuche einiger Einwohner von Mogador zeigten, die innerhalb hoher Einzäunungen kleine Gemüsefelder angelegt hatten, deren Besitz sie täglich von Neuem dem alles überschüttenden Sande streitig machen mußten. Die einzige Unterbrechung dieser einförmigen Dünenlandschaft ist dem Wadi Kseb zu verdanken, der etwa eine Viertelstunde südlich von der Stadt in den Ocean mündet, d. h. dort eigentlich nur ein Stück fruchtbaren Marschlandes bildet; denn durch eine gutangelegte Röhrenleitung wird das Wasser des Flusses der Stadt Mogador zugeführt. Einige sehr interessante Pflanzen fanden sich sowohl hier, als auch an den schadhaften Stellen des kleinen Aquädukts, wo das tropfende Wasser Oasen im kleinsten Format gebildet hatte.

Das Klima von Mogador ist, wie schon oben erwähnt, ein äußerst gesundes. Meteorologische Beobachtungen, die der französische Konsul Mr. Beaumier während eines Zeitraumes von neun Jahren angestellt hat, zeigten eine Gleichmäßigkeit des Klimas, wie sie weder Algier, Cairo oder Funchal auf Madeira, Orte von derselben mittlern Jahrestemperatur wie Mogador (66,9° F.), aufzuweisen haben, noch wie sie bis jetzt an irgend einem andern Punkte der gemäßigten Zone mit Bestimmtheit nachgewiesen ist. Es genüge, von den Resultaten der Beobachtungen des verdienten Mannes, der leider inzwischen, im Jahre 1875, verstorben ist, hier einige anzuführen: Der Unterschied zwischen der mittlern Monatstemperatur des August und der des Februar (des wärmsten und des kältesten Monats) beträgt nie mehr als 10° F., und zwar übersteigt die mittlere Augusttemperatur nicht 72° F. Die Differenz zwischen dem höchsten und niedrigsten Thermometerstande eines Tages beläuft sich gewöhnlich auf 5° F., übersteigt aber nie 8° F. — Im Durchschnitt kommen auf ein Jahr 45 Regentage; bei 1000 Beobachtungen des Himmels stellte sich das Verhältniß auf 785 Tage klar, 175 Tage bewölkt und 40 Tage nebelig; und zwar bezog sich diese letztere Eintragung nur auf solche Tage, an denen ein dichter Nebel während des Vormittags die Küste bedeckt, der aber um die Mittagsstunde schon wieder verschwindet. Der Wüstenwind macht sich in Mogador kaum fühlbar; durchschnittlich weht er nur während zweier Tage im Jahr, und auch dann mit geringerm Einfluß auf den Thermometerstand als in Madeira. Während des Winters herrschen Süd- und Südwestwinde vor; der im Sommer hauptsächlich wehende Nordost aber giebt der Stadt ihre außerordentlich kühle Sommertemperatur. In allen diesen günstigsten klimatischen Bedingungen liegt der Grund zu dem von Dr. Thévenin und einigen anderen Aerzten vor ihm constatirten vorzüglichen Gesundheitszustande der Stadt. Von endemischen Krankheiten hat sich hier nie eine Spur gezeigt, des Auftretens einer Epidemie weiß man sich nicht zu erinnern: selbst die letzte Choleraepidemie, die alle übrigen Städte der Westküste so furchtbar heimsuchte (Safi allein verlor ein Viertel seiner Bevölkerung), hat Mogador gar nicht berührt. Rechnet man zu allen diesen Thatsachen die von Dr. Thévenin in mehreren Fällen beobachtete, unzweifelhaft heilsame Einwirkung des Klimas der Stadt auf Lungenleiden aller Art, so kann es nicht überraschen, daß der Plan, Mogador zu einem klimatischen Kurorte, zu einem Aufenthalte für Lungenkranke zu machen, schon mehrfach und von verschiedenen Seiten ernstlich in Erwägung gezogen worden ist [1]).

Am Morgen des 29. April brachen die Reisenden von Mogador auf; schon am Tage vorher hatte man einen Theil des Gefolges mit dem schweren Gepäck auf der in östlicher Richtung nach der Stadt Marokko führenden Straße vorangeschickt, da man einen Umweg über den südöstlich von Mogador bei Duar Arifi gelegenen Arganwald zu machen gedachte. Ueber sandige Dünen, auf denen allenthalben die schon von Tanger her bekannte Retonna (Genista monosperma) ihre silbergrauen Zweige im Winde bewegte, ging es auf allmälig ansteigendem Pfade landeinwärts; je weiter man von der Küste sich entfernte, desto häufiger trat der den Untergrund bildende tertiäre Kalkfelsen zu Tage, zeigten sich zuerst vereinzelte, dann in Gruppen zusammenstehende Arganbäume, bis man nach mehrstündigem Ritt den Wald von Duar Arifi erreichte. In mehr als einer Beziehung ist der Arganbaum die bemerkenswertheste Erscheinung der marokkanischen Flora. Dem tropischen Sideroxylon, dem sogenannten Eisenholze, nahe verwandt, erscheint er seinem ganzen Habitus nach und durch die Stellung, die er in der Oekonomie der Eingeborenen einnimmt, für diese Gegend als der Vertreter des in den Mittelmeerländern heimischen Oelbaumes. Seine ausschließliche Heimath ist das sublitorale Südwestmarokko, und bildet hier der Wadi Tensift die nördliche, der Wadi Nun aber die südliche Grenze seines etwa 320 km langen Verbreitungsgebietes; nach Osten geht er nicht weiter als bis auf 60 km Entfernung von der Küste. Sehr vereinzelte Exemplare sollen noch etwas nördlich vom Tensift sich vorfinden: auf der ganzen übrigen Erde aber ist der Baum unbekannt. In leichtem, sandigem Boden gedeihend, wächst der Arganbaum meist auf sonst ganz unfruchtbaren, wasserlosen Hügeln; seine Wurzeln breiten sich weit unter der Erde aus und senden viele Ausläufer nach oben, durch welche vornehmlich die Vermehrung geschieht. Mit dem vierten oder fünften Jahre beginnt der Fruchtertrag des Baumes, doch ist sein Wachsthum ein ungemein langsames, und zeigen selbst Bäume, bei denen der beträchtliche Umfang des Stammes auf ein hohes Alter schließen läßt, selten eine bedeutende Höhe. Mr. Grace, englischer Vicekonsul in Mogador, berichtet von einem dreihundertjährigen Arganbaum, dessen Stamm einen Umfang von 26 Fuß hatte, dessen weitreichende Zweige einen Raum von 70 bis 80 Fuß Durchmesser überschattete und dessen Höhe doch nicht mehr als 18 Fuß betrug. — Wenige Fuß über dem Boden theilt sich der Stamm und sendet viele beinahe horizontale, oft sogar wieder zum Boden sich neigende starke Aeste nach den Seiten aus; die jungen Zweige und die Wurzelschößlinge sind mit steifen, dicken Stacheln besetzt; die Blätter haben in der Form Aehnlichkeit mit denen des Oelbaumes, doch ist ihre Färbung lebhafter und voller. Das gelbliche Holz des Baumes ist sehr hart und scheinbar von Insekten nicht leicht zu zerstören. Die fleischige grüne Schale der Früchte, die großen Oliven nicht unähnlich sind, wird von Ziegen, Schafen, Kameelen und Rindern gern gefressen — Pferde und Maulthiere nehmen sie nicht an. Einen für die Reisenden überraschenden Anblick gewährte eine Herde Ziegen, die sich ihre Nahrung an Arganfrüchten nicht unter den Bäumen suchten, sondern bis in die höchsten Aeste derselben hinaufkletterten. Die von einer starken ungemein harten Schale umschlossenen Kerne liefern das Arganöl, das für das Volk in Südmarokko das Olivenöl ersetzt, und allen damit zubereiteten Speisen jenen brenzlichen, ranzigen Geschmack giebt, an den ein europäischer Gaumen nur schwer sich gewöhnt. Die Bereitung dieses Oels wird in sehr ursprünglicher Weise bewerkstelligt, wie sie eben nur in einem Lande möglich ist, wo Arbeitskräfte noch keinen Werth haben. Die grüne Schale der Nuß wird von Frauen und Kindern abgeschält, dem Vieh entweder in frischem Zustande gegeben oder als Winterfutter getrocknet; in Gegenden, wo die Thiere zur Weide in den Wald getrieben werden, überläßt man ihnen das Abschälen und sammelt danach die Nüsse, die sie bei dem Proceß des Wiederkäuens wieder von sich geben. Die kleinen, weißen, sehr ölreichen Kerne werden, nachdem sie über dem Feuer leicht geröstet worden sind, auf Handmühlen zermahlen; der dadurch gewonnene, fettige Brei aber wird unter allmäliger Hinzunahme von heißem Wasser so lange mit den

[1]) Diejenigen unserer Leser, die etwa eingehender über den Gegenstand sich unterrichten wollen, machen wir auf eine Broschüre von V. Seux aufmerksam, die unter dem Titel: „Mogador et son climat" im Jahre 1870 in Marseille erschienen ist. Auch das Bülletin der Französischen Geographischen Gesellschaft von 1875 enthält einen einschlägigen Aufsatz von Dr. Ollive: „Climat de Mogador et son influence sur la phtisie," der freilich, neben den in Bezug auf Mogador richtigen Angaben, manche Irrthümer in den vergleichenden Tabellen der Durchschnittstemperaturen verschiedener Kurorte enthält.

Händen durchgeknetet, bis das Oel sich klar ausscheidet und der grobkörnige Rückstand hart und trocken ist. Für Milchkühe und Ziegen giebt dieser Rückstand, der noch immer ein bedeutendes Quantum Fett enthält, ein sehr nahrhaftes Futter. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Arganbaum auch in anderen Gegenden der wärmern gemäßigten Zone wohl gedeihen, und daß durch seine Kultur manchem jetzt unfruchtbaren Landstriche ein reicher Ertrag gesichert werden könnte; denn ist auch das Arganöl als Speiseöl nicht zu empfehlen, so könnte es doch, wie in England angestellte Versuche ergeben haben, in der Industrie auf mannigfache Weise verwerthet werden. Wenn das marokkanische Produkt bis heute noch nicht in den Handel gekommen ist, so liegt das daran, daß einerseits sowohl das in der oben beschriebenen rohen Weise bereitete Oel, als auch die von der Schale befreiten Kerne auf dem weiten Transporte verderben und ranzig werden würden, während andererseits der Versandt der noch von der Schale umschlossenen Kerne die Kosten des Transports nicht lohnen würde: beträgt doch das Gewicht der voluminösen Schale nahezu das Zwölffache von dem Gewichte des in ihr enthaltenen kleinen Kernes. Die beste Methode des Versandts wäre wohl, die Kerne schon zerstampft und in fest verschließbare Gefäße eingepreßt zu verschicken.

Von Duar Arifi nach Norden sich wendend, erreichten die Reisenden bald die Straße von Marokko, auf welcher sie nun zwei Tage lang durch das wellige Hügelland hinzogen, das zwischen der Küste und der Hochebene von Marokko sich ausbreitet. Der Kalkboden zeigt sich hier dünn mit röthlicher Erde bedeckt — einzelne Baumgruppen und mit Gebüsch bewachsene Abhänge wechseln mit einander ab, dazwischen liegen in den Thalsenkungen kleine, meist mit Gerste oder Weizen bestellte Felder. Von Dörfern war an der Straße nichts zu sehen, und war die Kasbah des Statthalters der Provinz Schedma, die man am späten Abend erreichte, die erste Niederlassung, auf die man stieß; große Getreidefelder und Anpflanzungen von Oel-, Feigen- und Granatbäumen lagen rings um dieselbe. Die Bauart aller Kasbahs oder festen Schlösser ist die nämliche; eine hohe starke Mauer umschließt den geräumigen Hof, auf dessen Seiten sich kleine Gebäude für die Dienerschaft und Leibwache befinden, während in der Mitte das eigentliche Wohnhaus für den Statthalter und seine Familie errichtet ist; wie alle arabischen Häuser in Südmarokko ist die Kasbah aus Tapia erbaut, d. h. aus großen, an der Sonne getrockneten Lehmklumpen: so ist ihre Festigkeit eine ziemlich fragliche. Ein feierliches, für die Geduld Hooker's und seiner Gefährten viel zu langes Mahl, mit dem der Statthalter sie bewirthete, wich in nichts von den Tafelfreuden ab, wie man sie schon in Mogador bei dem dortigen Statthalter kennen gelernt hatte und wie man sie von nun an durch das ganze Land wiederfinden sollte. Ein stark gesüßter Aufguß von grünem Thee und Münzblättern ist das Getränk, das den Eingang sowie den Beschluß der Mahlzeit bildet; die lange Reihe von substantiellen Speisen, die dazwischen aufgetragen werden, sind stets Variationen über ein und dasselbe Thema: denn die Grundlage von allen macht das landesübliche Kuskussu aus, ein dicker Brei von in Oel oder meist ranziger Butter gekochtem Weizen- oder Hirsemehl, der nur durch Vermischung mit verschiedenartigem Fleisch oder Gemüse verändert wird. Auf großen irdenen Schüsseln angerichtet und mit hohen Deckeln aus Korbgeflecht bedeckt, welche die Form, aber wohl die doppelte Höhe unserer Bienenkörbe haben, werden die Speisen auf einem niedrigen hölzernen Rahmen, der in der Mitte der am Boden lagernden Tischgesellschaft steht, aufgetragen. — Trotz der überaus reichlichen Bewirthung ließ der Statthalter es sich nicht nehmen, noch am späten Abend bei Fackelschein die Mona zu übersenden, den Tribut an Nahrungsmitteln, der auf des Sultans Befehl an jedem Orte, wo die Reisenden übernachten würden, ihnen geliefert werden mußte. Die Zusendung, die man hier erhielt, und die der hohen Stellung des Gebers angemessen war, bestand aus nichts weniger als fünf lebenden Schafen, 20 Hühnern, einer großen Schale mit Eiern, einem gewaltigen Kruge mit Butter, einem zweiten mit Honig gefüllt, einem reichlichen Vorrath an grünem Thee, vier Broden Zucker, französischen Kerzen, die viel in Marokko eingeführt werden, und endlich Futterkorn für die Pferde und Maulthiere. Zum Schlusse wurden wieder mehrere Schüsseln mit Kuskussu vor Hooker niedergesetzt. Von jetzt an während der ganzen Dauer der Reise wiederholten sich diese gezwungenen Lieferungen täglich; die Soldaten der Eskorte hielten mit unnachsichtiger Strenge auf die Erfüllung der Monapflicht Seitens des Ortsvorstehers, mochte derselbe nun ein Statthalter oder nur der Scheich eines armen Dorfes sein. Es war dies der einzige Theil ihrer militärischen Obliegenheiten, dem sie mit Eifer und Pünktlichkeit nachkamen; und oft genug war es in der Folge für die Reisenden wahrhaft bedrückend, die kaltblütige Habgier ansehen zu müssen, mit welcher ihr Gefolge selbst in den ärmsten Ortschaften die Einwohner brandschatzte.

Gegen Abend des zweiten Tages langte man am Rande der großen Hochebene von Marokko an, die bis auf einige weiter unten zu erwähnende Erhebungen scheinbar horizontal vor den Blicken der Reisenden sich ausbreitete; nur scheinbar horizontal: denn in der Wahrheit dacht sich das Plateau nicht unbeträchtlich (etwa 65 Fuß per Kilometer) in der Richtung von Süden nach Norden, vom Atlas zum Flusse Tensift ab, und zeigt sich eine, wenn auch geringere, Neigung von Osten nach Westen, zwischen den Städten Marokko und Scheschaua. Schon am Rande der Hochebene läßt der veränderte Charakter der Vegetation den herrschenden Wassermangel und die ungünstigeren klimatischen Bedingungen, die schnelle Erhitzung des Bodens bei Tage und die nicht minder schnelle bedeutende Abkühlung desselben während der Nacht, erkennen. Hatte im Hügellande, neben zahlreichen interessanten einjährigen Pflanzen, auch mancher bemerkenswerthe Typus unter den Bäumen und Büschen die Aufmerksamkeit der Botaniker in Anspruch genommen, wie z. B. der Sandarakbaum (Callitris quadrivalvis), der Lotusbaum (Zizyphus Lotus) und die Acacia gummifera, so zeigte sich in der spärlichen, zum Theil verdorrten Pflanzenwelt der Hochebene eine auffallende Uebereinstimmung mit der Flora der östlichen Sahara. — Den Boden der weiten, baumlosen Ebene bedeckt eine dicke Schicht von Kalksteintrümmern, denen stellenweise Kiesel beigemischt sind. Nur noch in weiten Zwischenräumen finden sich an der Straße Brunnen mit trinkbarem Wasser, daneben gewöhnlich eine Nzela oder Wegewache, ein Posten von mehreren Soldaten, die von jedem des Weges kommenden Reisenden einen kleinen Zoll für seine Thiere und Waaren einfordern und dafür die Sicherheit auf der öden Straße aufrecht erhalten sollen. Ist auch von einem schützenden Dache oder von der Möglichkeit, Nahrung für Menschen oder Vieh zu erhalten, an diesen Stationsorten nicht die Rede, so verdient die Nzela doch eine gewisse Beachtung als eine der wenigen Institutionen der marokkanischen Regierung, die nicht lediglich die Besteuerung, sondern zum Theil auch das Wohl des Volkes bezwecken. Nachdem man das berühmte Heiligengrab Sidi Mochtar passirt hatte, bei welchem die Grenzen der drei Provinzen Schedma, Mtuga und Auled-bau-Zba zusammenstoßen, zeigte sich, die traurige Einförmigkeit unter-

brechend, eine ausgedehnte Gruppe von symmetrisch gestalteten, oben abgeplatteten Hügeln, die, einzeln oder zu mehreren neben einander aus der Ebene emporragend, auf den ersten Blick beinahe wie von Menschenhand bearbeitet erschienen. Alle von ziemlich gleicher Höhe (etwa 400 Fuß über der Ebene) steigen sie auf fast kreisrunder Basis mäßig steil empor; der gelblich weiße Kalkstein ihrer Seiten ist ganz unzerklüftet und glatt; die obere horizontale Fläche aber ist mit einer dünnen Schicht von Chalcedon bedeckt, die, indem sie Ausspülung und Verwitterung von oben abhielt, sicherlich nicht ohne Einfluß auf die merkwürdige symmetrische Gestaltung der Hügel gewesen ist. Aus dem Umstande, daß der östliche Theil der Hochebene, die Umgebung der Stadt Marokko, dieselbe Erhebung (500 m über dem Meere) zeigt, wie die oberen Flächen der Hügel, glaubt Hooker schließen zu dürfen, daß diese seltsame Hügelbildung durch marine oder fluviale Erosion aus der früher horizontalen Ebene entstanden seien — doch dürfen wir erst von einer, späteren Zeiten vorbehaltenen, gründlichen Erforschung der geologischen Verhältnisse des Landes die zuverlässige Erklärung dieser und ähnlicher überraschenden Erscheinungen erwarten. Am Abende des zweiten Tages ihrer Wanderung durch die Kalkwüste erreichten die Reisenden die Oase von Scheschaua; das Wasser eines vom Atlas kommenden Flusses, durch unzählige Kanäle vertheilt, bewässert hier die in einer muldenförmigen Bodensenkung angelegten üppigen Obstgärten der Einwohner. Auf einem Hügel daneben liegen die zum Theil noch bewohnten Ruinen einer alten Stadt, steinerne Häuser und eine ebenfalls massive umfangreiche Kasbah: ein ungewohnter Anblick zwischen allen arabischen Lehmbauten, die niemals eine Generation überdauern. Das letzte Nachtquartier vor Marokko wurde nach einer langen, heißen Tagereise bei Mizra-ben-Kara gehalten, einem elenden Dorfe mit der hier üblichen Einfriedigung von 8 bis 10 Fuß hoch aufgehäuftem stachlichten Reisig. Das Dorf liegt nicht weit von dem Ufer des Wadi Nfys oder Enfist, der jetzt kaum zwei Fuß tief in seinem von hohem Oleandergebüsch eingefaßten Bett dahinfloß, der aber zu Zeiten, durch Regengüsse angeschwellt, so tief und reißend sein soll, daß Reisende, die ihn passiren wollen, oft tagelang an seinem Ufer warten müssen.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

IV.

Die gelbe Gefahr.

Wie die Grundgesetze Englands jedem, welcher Nation er angehört oder weß Glaubens er sei, den Zutritt auf britisches Gebiet gestatten, so ist auch die Einwanderung nach Australien für alle frei. Was für Großbritannien selber gilt, hat auch in seinen Kolonien Gesetzeskraft. Aber man wünscht Ausnahmen zu machen. Die Kolonisten verlangen, daß die Einwanderungsfreiheit in ihrer Allgemeinheit beschränkt werde. Man will keine Chinesen oder man will wenigstens dem zu reichen Strom der Einwanderung, welcher sich vom Himmlischen Reich über Australien zu ergießen droht, in etwas Einhalt thun. Angelockt von den vielverheißenden Goldfeldern des nördlichen Queensland strömen Tausende dorthin und Tausende von anderen warten nur auf Gelegenheit, ihnen nachzufolgen.

Die Einwanderung von Chinesen ist für Australien nicht neu. Die Entdeckung von Gold in Viktoria verfehlte nicht, ihre anziehende Kraft auch auf die Bewohner des Reichs der Mitte auszuüben. Sie strömten in Scharen nach Melbourne. Man suchte der Einwanderung Einhalt zu thun, indem man eine Kopfsteuer von 10 Sch. von jedem Chinesen forderte. Sie gingen nach Südaustralien und wanderten von dort über die Grenze, um der Steuer zu entgehen. Der Zuzug dauerte fort, diese Maßregel hemmte die Einwanderung nicht, Viktoria zählte zu einer Zeit über 45000 Chinesen auf seinen Goldfeldern.

Die Digger sind nicht tolerant. Sie gehören trotz einiger Beimischung von Elementen der bessern Gesellschaft zur arbeitenden Klasse. Das Nationalitätsprincip ist hier von entschiedener Bedeutung. Ohne Zweifel sähe man am liebsten nur britische Gesichter auf den Goldfeldern, aber man läßt den Europäer doch noch gelten, zumal wenn er sich nicht mit seinen Landsleuten von der Allgemeinheit abschließt. Die Deutschen hatten ebenfalls diese Neigung, eine sehr natürliche, und man nahm es übel. Aber die Deutschen waren doch andere Kerle wie jene Heiden. Nicht daß der Digger religiös ist, sehr entfernt davon, aber in dem streng kirchlichen England hat die Anschuldigung ein Heide zu sein eine doppelt verdammende Bedeutung. Man haßte diese Chinesen.

Ich glaube, die Bewegung ging wohl zum großen Theil von denen aus, welche nicht Gold gruben. Die Chinesen sind sehr genügsam, nüchtern; Händler und Wirth konnten an ihnen wenig verdienen. Und da sie zum großen Theil die verlassenen Goldgründe okkupirten und sich mit dem begnügten, was die anderen nicht mochten, so war der Unwille gegen sie als Konkurrenten wenig gerechtfertigt, wenn es gleich den Neid des Europäers erregen mußte, den Asiaten Gold und zuweilen viel Gold aus dem Schutthaufen herauswaschen zu sehen, welchen er selber bei Seite geworfen.

Die Chinesen schlugen ihr Lager stets an abgesonderter Stelle auf, zuweilen in großen Massen. Sie brachten ihre schmutzigen Gewohnheiten und Laster mit, aber der europäische Digger war auch nichts weniger als ein Muster äußerlicher oder innerlicher Reinheit. Doch des Asiaten Sitten weichen von denen der anderen ab; dabei war er geduldig, körperlich seinen Gegnern nicht gewachsen, desto leichter die Verfolgung.

Die Digger scharten sich zusammen und widersetzten sich der Niederlassung der Chinesen. Wenn die Zopfträger auf die Diggingsstädte zutrabten, ihre Habe an den Enden eines Bambusrohres auf der Schulter balancirend, empfing man sie mit Verwünschungen und bewarf sie mit Koth. Nicht immer liefen diese Begegnungen so harmlos ab. Zu Lambing Flat bei Yaß in Neu-Süd-Wales wurden die chinesischen Goldgräber in brutaler Weise mißhandelt, ihre Zelte

verbrannt, ihre Habe vernichtet, ihre Köpfe zum Schimpf des hochgeschätzten Schmuckes, des Zopfes, beraubt. Man sah sich genöthigt, Militär herbeizurufen, um die Ruhe herzustellen. Gegen die Rädelsführer waren keine Zeugen aufzustellen und kein Geschworener wollte das Schuldig aussprechen. Lambing Flat steht nicht allein in diesen Chinesenverfolgungen; auf fast allen größeren Alluvialdiggings wiederholten sich diese Scenen.

Die Chinesen wichen trotzdem nicht. Ihre Zahlen haben sich indeß in Viktoria in den letzten Jahren bedeutend vermindert. Man zählte 1861 noch 24 732 Himmlische, 1879 nur 17 935 Seelen, aber sie sind nicht hinweggedrängt worden. Die Erschöpfung der leicht zu bearbeitenden Goldfelder im Alluvium und die Entdeckungen neuer Golddistrikte in Queensland hat sie fortgezogen. Viele haben die Erträgnisse ihrer Arbeit in ihr Vaterland zurückgetragen. Aber sie sind in Viktoria verhältnißmäßig ebenso stark vertreten als ehedem. Von 41 010 Goldgräbern im Jahre 1876 waren 11 167 Chinesen. Die übrigen beschäftigen sich mit Lotterien und anderen Hasardspielen; eine große Zahl handelt mit Opium. Nach Abrechnung des wiederausgeführten Quantums verblieb 1876 noch für 96 366 Pf. St. Opium in Viktoria. Natürlich wird ein sehr geringer Theil davon von Europäern verbraucht; fast alles ist für die chinesischen Opiumhöllen bestimmt. Wenn man dabei bedenkt, daß unter 18 000 Personen nur 36 weiblichen Geschlechts waren, daß sich unter der Gesammtzahl nur 142 chinesische Ehemänner befanden, und daß die Frauen dieser Männer zur Hefe der Bevölkerung gehörten oder noch gehören, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung von den sittlichen Zuständen unter diesen Leuten machen.

Die Missionäre sahen anfänglich in dieser Einwanderung von Chinesen eine treffliche Gelegenheit für die Einführung des Christenthums in das große Kaiserreich. Diese Leute würden bekehrt in ihr Vaterland zurückkehren und den Samen des Evangeliums ausstreuen. Ganz China mit seinen Millionen würde gewonnen werden. Aber diese Leute waren nicht zu den Diggings gekommen, um Predigten anzuhören, sie wollten Gold holen. Nichts lag ihnen ferner als an Religion zu denken, oder Vergleiche mit anderen Religionen anzustellen. Die Erfolge sind daher kaum günstig zu nennen; nur einer unter 63 bekennt sich zur christlichen Religion, die übrigen sind völlig indifferent oder sie bringen ihre Opfer von Schweinen und Blumen in dem Dschoß Hause dar, das schon seit Jahren auf dem Emerald Hill zu Melbourne errichtet ist.

Zu Repressivmaßregeln, wie die Regierung von Viktoria sie einführte, hat Neu-Süd-Wales nie gegriffen. Die Goldgräber selber thaten ihr Möglichstes, um die Chinesen zu vertreiben, aber die Regierung sah sich genöthigt, die Verfolgten durch Militär zu schützen. Vermuthlich wünschte sie die asiatische Einwanderung ebensowenig als die Arbeiter, aber die Ordnung mußte aufrecht erhalten werden. Ohne Zweifel waren die Chinesen friedliche Leute. Sie waren nicht tugendhaft, sie kauften junge Weiber von den Händlern, welche dieselben von Sydney importirten, und verkauften sie später an andere ihrer Landsleute, sie waren schmutzig und rauchten Opium, sie errichteten ihre Spielhöllen an den Diggings. Aber nach Abzug des Opiumrauchens standen sich Weiße und Chinesen ziemlich ebenbürtig gegenüber. Goldgraben und Goldwaschen sind nicht gerade reinliche Beschäftigungen, und wenn der Chinese mit seiner Frau, frisch von den Straßen Sydneys, einen Heirathskontrakt abschloß, so glaubte der europäische Digger dieser Formalität entrathen zu können. Der Unterschied in der Moralität war nicht groß. Weder die Männer, welche Europa auf die Goldfelder Australiens schickte, noch jene, welche von Asien her einwanderten, konnten sich rühmen, frei von Lastern zu sein. Die Diggings waren nicht darauf angelegt, die besten Seiten der menschlichen Natur an den Tag zu kehren. Aber die Ausnahmen sind nicht selten von chinesischen Geschäftsleuten, welche sich in ihrem Privatleben sowohl als in ihrer kommerciellen Thätigkeit durch eine Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit auszeichnen, welche sehr vielen ihrer europäischen und amerikanischen Mitkolonisten leider abgeht.

In einer Hinsicht unterscheiden sich die Chinesen sehr vortheilhaft von den letzteren; sie sind frei von dem Laster der Trunkenheit, das die ganze australische Gesellschaft mehr oder weniger angefressen hat. Und deswegen erscheinen sie auch weniger häufig in den polizeilichen Listen als andere. Es ist richtig, daß die Vergehen, deren sie sich schuldig machen, über die kleineren Ueberschreitungen von Ordnung und Sitte hinausgehen. Aber angenommen, daß die Behauptungen derer begründet sind, welche ihnen die niedrigste Stufe unter ihren Landsleuten anweisen, ist es dann nicht im höchsten Grade ehrenwerth, wenn bei schwereren Vergehen bei Chinesen nur 19 auf das Tausend kamen, während bei Franzosen die Zahl auf 39, bei Nordamerikanern gar auf 49 stieg?

Man hat ihnen Immoralität vorgeworfen; sie kaufen und verkaufen ihre Weiber. Aber woher kamen und wer sind diese Frauen? Doch nur solche, welche auf Kosten der Kolonien ins Land gebracht wurden, Bürgerinnen Großbritanniens, die ein bewegtes und nicht fleckenloses Leben in der Heimath beschlossen, um eine neue Laufbahn in Australien zu beginnen. Viele gehörten zu dem Kehricht der Gesellschaft von London, Liverpool, Glasgow. Solche Weiber wurden die Frauen der Asiaten, niemand anders hätte sie einer solchen unverdienten Ehre gewürdigt. Der Modus der Erwerbung ist beschämender für die Europäer als für die Mongolen. Uebrigens lernten sie diesen Weiberhandel erst von ihren weißen Mitkolonisten.

In jüngster Zeit hat sich eine Bewegung gegen chinesische Einwanderung besonders in Queensland geltend gemacht. Das Hauptargument bleibt das ökonomische. „Die Chinesen," sagt der Cooktown Herald, „bringen alle ihre Bedürfnisse aus der Heimath mit, wohin sie mit ihrer Goldausbeute zurückkehren, während das von den Europäern gewonnene Gold in der Kolonie bleiben und deren fernere Entwickelung befördern würde."

Ohne Zweifel kann eine Bevölkerung nicht erwünscht sein, die nichts für den gedeihlichen Fortschritt der Kolonie thut. Die Arbeiten der Goldgräber sind nicht dazu angelegt, das Land zu verbessern. Die Einwanderung der Chinesen nahm auch so bedeutende Dimensionen an, daß sie Beunruhigung erweckte. Diese Massen aus den niedrigsten Schichten des Volkes konnten bei einem Fehlschlagen der Goldfelder gefährlich werden. Denn der Strom von Einwanderern rekrutirt sich in Australien wie in Amerika aus jener Klasse von Wassernomaden, den Normannen Ostasiens, welche die chinesischen Gewässer unsicher machen, sowie aus verwandten Bevölkerungsbestandtheilen, welche den kleinen Krieg gegen die Gesellschaft zu Lande führen. Und diese Massen sind auch schon zum Theil gefährlich geworden. Sie landen wohlbewaffnet und Mangel hat sie bald zu Excessen getrieben. Unter der Gesammtbevölkerung der Diggings in Queensland, die sich 1877 auf 17 903 Köpfe belief, befanden sich 13 269 Chinesen; 7254 waren im Jahre eingewandert, 2016 hatten die Kolonie wieder verlassen. Im Jahre 1876 brachte ein einziger Dampfer 2300 Männer auf einmal nach Cooktown, 3000 andere warteten in Hongkong auf die Ueberfahrt.

Ganze chinesische Goldgräber-Kolonien haben sich gebildet, in denen zuweilen kaum ein Europäer lebt. An den Palmer Diggings fanden sich 1875 neben 17 000 Chinesen nur 1400 Europäer. Das Centrum des Distriktes, Palmerville, ist eine rein chinesische Niederlassung.

Das Parlament von Queensland, dem Drucke von unten herauf immer leicht zugänglich, votirte eine Bill, welche die Einwanderung der Chinesen zu verhindern bestimmt war. Der Gouverneur mußte diesem Gesetz seine Zustimmung versagen und man war genöthigt, einen andern Weg zur Erreichung des Zweckes zu suchen. Für jeden Chinesen hat nun der Schiffskapitän, der ihn bringt, eine Summe von 10 Pf. St. einzuzahlen. Diese Summe soll eine Bürgschaft dafür sein, daß der Einwanderer der Kolonie nicht zur Last fällt. Sie wird ihm zurückerstattet, wenn dieser Fall nicht eingetreten ist und er die Kolonie nach dreijährigem Aufenthalte verläßt. Ferner hat man dem Chinesen den Erwerb erschwert, indem man für ihn speciell die Abgaben erhöhte. Eine abnorme und den fundamentalen Gesetzen Englands hohnsprechende Bestimmung. Auch hat sie die Sanktion der englischen Krone nicht erhalten, aber sie besteht in Kraft in der Kolonie, die sich wenig um das Mutterland kümmert.

Ein chinesischer Goldgräber zahlt 60 Sch. für die Erlaubniß zu graben, ein anderer hat nur 10 Sch. zu entrichten; für den chinesischen Geschäftsmann kostet die Koncession zum Geschäftsbetrieb 10 Pf. St. 6 Sch., während jeder andere nur 4 Pf. St. giebt; auf das von Chinesen so hoch geschätzte Opium ist ein Zoll von 20 Sch. pro Pfund gelegt, während das chinesischer Einwanderung kaum weniger freundliche Viktoria diesen Artikel nur mit einer halb so hohen Abgabe belegt hat.

Diese Maßregeln sind drückend genug; aber trotzdem werden sie die chinesische Einwanderung in bedeutendem Maße nicht einschränken. So lange die Goldfelder irgend welchen entsprechenden Ertrag liefern, werden Chinesen kommen. Diejenigen ihrer Landsleute, welche sie importiren — denn die meisten chinesischen Einwanderer arbeiten wie Sklaven für die, welche sie hinüberführten —, werden diese Kaution auch nicht scheuen. Chinesen fallen bei ihrer Genügsamkeit und körperlichen Zähigkeit den Kolonien selten zur Last.

Die Einwanderung von Chinesen ist stets eine freiwillige gewesen; soweit wenigstens, als von Australien aus nie ein Anstoß dazu gegeben wurde. Ich habe gezeigt, wie sich Regierung sowohl als Bevölkerung abwehrend verhielten. Die Chinesen kamen auch in der Regel nur um Gold zu graben. Die Zahl derer, welche andere Geschäfte trieben, ist verhältnißmäßig klein. In Queensland beschäftigen sich über 80 Proc., in Viktoria 75 Proc. mit Goldgraben. Aber die Chinesen zeigen auch eine außerordentliche Befähigung für andere Erwerbszweige. Sie sind ausgezeichnete Gärtner. Aus den anscheinend unfruchtbarsten und ungeeignetsten Stellen wissen sie durch Düngung und Bewässerung Gemüse und Früchte hervorzulocken, die ihres Gleichen suchen. Wo ein Europäer den Versuch in Verzweiflung aufgab, schufen sie üppig grünende Gärten. Nicht allein in der Umgegend Melbournes und an den Diggings, auch tief im Innern Australiens, am obern Darling, am Warrego, selbst am Paroo habe ich mich von der Vortrefflichkeit chinesischer Gartenkultur überzeugen können. Man gebe ihnen nur Wasser und sie zaubern aus der Wüste eine blühende Oase hervor.

Darum würden sie für die Besiedelung der nördlichen Striche, in denen tropische Gewächse gedeihen, von großer Wichtigkeit sein. Für Europäer ist das Klima nicht geeignet; auch haben sie keine Neigung und keine Kenntnisse, um diese Kulturen zu betreiben. Der höhere Arbeitslohn, den sie fordern, würde ihre Verwendung unmöglich machen. Aber die Chinesen würden vortreffliche Kolonisten abgeben. Jene Kulturen sind einheimisch in ihrem Lande, sie selber sind an das Klima gewöhnt, sie sind genügsam, doch die Europäer wollen sie nicht. Man fürchtet sich vor ihnen. Der europäische Arbeiter besorgt, von dem Chinesen verdrängt zu werden, wie es dem amerikanischen Arbeiter in Kalifornien geschehen ist. Und in demokratischen Gemeinwesen mit allgemeinem Stimmrecht hat der Arbeiter eine gewichtige Stimme. Der Mann, der Mitglied eines kolonialen Parlamentes werden will, darf die Klasse der Arbeiter nicht beleidigen. Und so werden Chinesen nicht eingeführt, sie sterben den Hungertod in ihrem eigenen überfüllten Lande und die kulturfähigen Striche Nordaustraliens bleiben menschenleer.

In neuester Zeit hat Südaustralien in seine Besitzung am Indischen Ocean, das Nordterritorium, Chinesen eingeführt, um tropische Kulturen ins Leben zu rufen. Aber nachdem einige Tausend Arbeiter gelandet waren, verschafften weder Regierung noch Private diesen Leuten Arbeit, welche nun auf öffentliche Kosten gefüttert werden. Und doch sind nur solche Arbeiter fähig, im tropischen Klima tropische Kulturen ins Leben zu rufen. Nordaustralien muß und wird die chinesische Arbeitskraft verbrauchen müssen, um aus dem wüsten Urlande ein Kulturland zu schaffen.

Die Stellung der Frau unter den Eingeborenen des Gouvernements Tomsk [1]).

I.

Unter den nicht russischen Einwohnern des Gouvernements Tomsk, den eigentlichen Eingeborenen des Landes, sind drei Stämme zu unterscheiden: der finnische, der samojedische und der mongolisch-türkische.

Zum finnischen Stamme gehören die Ostjäken, welche im Stromgebiete des Was-Jugan (einem Nebenfluß des Ob) wohnen und etwa 1090 Individuen zählen. Obgleich die Mehrzahl der Ostjäken getauft ist, so ist das Heidenthum bei ihnen in voller Blüthe. Die Ostjäken halten sehr fest an ihrer Nationalität; sie fürchten mit dem Heidenthum auch ihre Volkseigenthümlichkeiten zu verlieren und hängen zähe an ihren alten Gebräuchen und Sitten. Sie sind fast ausschließlich Fischer und Jäger; sie führen ein halbes Nomadenleben, wechseln im Herbst und Frühling ihre

[1]) Aus dem Russischen des Fürsten N. Kostrow in der Sammlung historisch-statistischer Mittheilungen über Sibirien und die angrenzenden Gegenden. Band I. St. Petersburg 1875 bis 1876.

Wohnsitze und ziehen im Winter der Jagd wegen tief in die Wälder. Ihre Hütten, „Jurten“, sind überaus ärmlich eingerichtet.

Pallas schildert die Ostjäken folgendermaßen: „Von Gestalt sind sie meist mittelmäßig und klein, schwach von Kräften und besonders dünn und mager an den Beinen. Ihre Gesichter sind fast durchgängig unangenehm, bleich und glatt, doch ohne irgend eine charakteristische Ausbildung. Das gewöhnlich röthliche oder ins Helle fallende Haar, welches den Männern ohne Ordnung um den Kopf hängt, verunstaltet sie noch mehr. Unter dem erwachsenen Weibervolk, besonders in reiferm Alter, findet man wenig angenehme Gesichter.“ Castren fügt dieser Schilderung hinzu: „Ich muß, was zuerst das Aussehen betrifft, die Bemerkung machen, daß ich zwar sehr viele Ostjäken mit heller Gesichtsfarbe und blonden Haaren gesehen habe, bei der Mehrzahl war jedoch die Hautfarbe dunkel und das Haar pechschwarz, so wie bei den Samojeden. — Uebrigens gehören die Ostjäken gewiß nicht zu den mißgestalteteren Völkerschaften Sibiriens, denn sie haben nicht die platte Nase, die schmalen Augen und die unförmlich breiten Backenknochen, welche bei Mongolen und Tungusen gefunden werden, sondern nähern sich mehr den finnischen, samojedischen und türkischen Stämmen. Einen scharf ausgebildeten Typus scheinen sie jedoch nicht zu haben, was vielleicht die Folge einer stattgehabten Vermischung mit fremden Stämmen ist.“

Das gewöhnliche Obergewand ist bei Männern wie bei Frauen eine Art Halbkaftan oder Paletot; für den alltäglichen Gebrauch aus grobem, sonst aus feinem Stoff von blauer oder grüner Farbe; der Kragen und die Aufschläge sind von anderer Farbe als der Rock, ja mitunter mit rothem Tuch oder mit Pelz eingefaßt. Der Kopfputz der Weiber besteht aus einem langen bis zu den Fersen herabhängenden Tuch, wobei der Hals meist frei bleibt; einzelne Frauen tragen um den Hals einen Halspelz aus Eichhörnchenschwänzen (sogenannte Boa). Handschuhe werden aus verschiedenfarbigen Renthierfellen oder Tuchstreifen genäht. Besonders putzsüchtige Frauen tragen allerlei Halsschmuck, zieren ihre Kragen, ihre Aufschläge, Handschuhe, Schuhe und ihren Gürtel mit allerlei Perlen, befestigen außerdem an den Gürtel, an die langen falschen Zöpfe und das Kopftuch verschiedene Plättchen aus Eisen, Blech, Kupfer, wohl nur, um durch das Geklingel die Aufmerksamkeit der männlichen Jugend auf sich zu lenken.

Es wird übrigens bei den Ostjäken die Braut gekauft, so wie eine beliebige Waare; dieser Umstand ist der Grund dafür, daß die Frau nicht nur eine Sklavin im wahren Sinne des Wortes ist, sondern auch für ein unreines Wesen gehalten und tief verachtet wird. Das ostjäkische Mädchen empfängt bei der Geburt keinen Namen; es wird Zeit seines Lebens „imi“, d. i. Weib, genannt.

In der Jurte sitzen die Frauen gewöhnlich entfernt von den Männern und, je nachdem Verwandte darunter sind, mit verdecktem oder verhülltem Gesicht und dem entsprechend den Rücken zum Feuer gekehrt oder nicht. Es gebietet die Sitte, daß die Schwiegertochter ihr Gesicht vor dem Schwiegervater verberge, die Frau des jüngern Bruders vor dem ältern, die Enkelin vor dem Großvater. Wegen dieser verwandtschaftlichen Rücksichten sind die Frauen oftmals in der Jurte übel daran, weil sie des nöthigen Lichtes und der nöthigen Wärme entbehren müssen. Zur Zeit eines Schmauses, zumal wenn Gäste zugegen sind, dürfen die Weiber nichts nehmen und nur das essen, was die Männer übrig lassen. Während ihrer Regeln halten die Frauen sich so sehr entfernt von ihren Männern, daß sie nicht einmal deren Kleidung berühren. Die Frau wagt nicht, die Jagd- und Fischereigeräthschaften anzugreifen, weil im entgegengesetzten Falle der Fang mißräth. Die Geringschätzung der weiblichen Individualität tritt offen zu Tage, indem der Vater, Bruder oder ein anderer Verwandter das heirathsfähige Mädchen an den Meistbietenden verkauft. Die eigenen Wünsche des Mädchens, und auch die Ostjäkinnen haben derartige Neigungen, werden nie berücksichtigt.

Die Heirathsgebräuche der Ostjäken sind: Ein Ostjäke, welcher sich verheirathen will, versammelt seine Kameraden um sich und wählt sich aus ihnen einen Brautwerber. Dann begeben sich alle an den Ort, wo der Vater, Bruder oder ein Verwandter der erwählten Braut lebt, und treten sofort in die Jurte ein. Der Vater, in dessen Besitz eine mannbare Tochter ist, weiß sofort, warum es sich handelt, und bewirthet die Gäste. Darauf entfernen sich alle, um in eine andere Jurte zu gehen, und nun wird der Brautwerber zum Vater zurückgesendet, um den Zweck des Besuches zu verkünden und den Kaufpreis, „kalym“ (ostjäkisch „tani“), zu verabreden. Ein oft lange andauerndes Feilschen findet statt. Endlich ist der Handel abgeschlossen: der Preis eines jungen Mädchens ist nach der Gegend wechselnd. Die Tochter eines Reichen kostet 50 bis 100 Renthiere; der Arme verkauft sein Kind für 20 bis 25 Renthiere oder für einen entsprechenden Werth. Der Grund, daß für die Tochter eines Reichen ein höherer Kaufpreis bezahlt wird, ist einmal in der reichern Mitgift, dann aber auch in der Hoffnung des Bräutigams auf weitere Unterstützung von Seiten des zukünftigen Schwiegervaters zu suchen. Das „theure“ Weib wird hier wie eine theure Waare betrachtet, welche mit der Zeit einen größern Gewinn abwerfen soll, als eine billige. Der Preis für die Braut wird vom Vater nicht etwa als ein solcher angesehen, der mit der Zeit zurückgegeben wird, sondern als eine wirkliche Bezahlung für die abgelieferte Waare. Nach den Begriffen der Ostjäken ist es völlig gerechtfertigt, den Vater oder Verwandten für den Verlust des Mädchens zu entschädigen; er entläßt dasselbe gerade zu der Zeit, wo es arbeitsfähig ist. Wer darf es verlangen, daß in einer ihm völlig fremden Familie — eine Frau umsonst aufgezogen und ernährt wird, damit sie zeitlebens ihm zur Sklavin überliefert werde? Der Vater könnte die Tochter bei sich behalten, und sie würde durch ihre Arbeit ihm alles das ersetzen, was er auf die Erziehung wandte. Wenn er gutwillig sein gesetzmäßiges Eigenthum einem wildfremden Menschen überläßt, so fordert es die Billigkeit, daß der letztere ihn entschädige für die gehabten Unkosten. Der Kaufpreis kann vor oder nach der Hochzeit, mit einem Male oder in Raten entrichtet werden. Der Bräutigam verabredet mit dem Schwiegervater die Zeit der eigentlichen Eheschließung. Ist der festgesetzte Termin herangekommen, so begiebt sich der Bräutigam an den bestimmten Ort in eine eigens dazu hergerichtete Jurte und legt sich nieder. Nach einiger Zeit erscheint auch die Braut, legt sich neben den Bräutigam auf ein besonderes Lager und bedeckt sich mit einem besondern Pelz. Beide haben sich vorher kaum einmal gesehen. Am andern Morgen fragt die Schwiegermutter den Schwiegersohn, ob er mit seiner Frau zufrieden sei? Wenn er zufrieden ist, so muß er der Mutter ein Gewand, ein Renthier oder irgend etwas schenken. Das Fell, auf welchem die jungen Eheleute ruhten, schneidet die Mutter in kleine Stücken und zerstreut dieselben zum Zeichen, daß die Tochter so dem Manne zugeführt wurde, wie es sich gehört. Ist der junge Ehemann mit seiner Frau unzufrieden, so muß die Mutter ihm ein entsprechendes Geschenk machen. Der Mann darf nun aber seine Frau nicht früher in seine eigene Hütte nehmen, als bis er den ganzen Kaufpreis („kalym“) bezahlt hat. Allein mitunter entführt der Ehemann die Frau — trotz der von Seiten des Vaters ge-

troffenen Maßregeln. Besucht die Tochter den Vater in solch einem Fall, so hält er sie so lange zurück, bis der Kaufpreis entrichtet ist. Ist die Zahlung vor der Hochzeit geschehen und es stirbt der Bräutigam oder die Braut vor der Eheschließung, so wird der Preis rückerstattet. Für den Fall, daß die Braut stirbt, hat der Bräutigam das Recht, die Schwester zu fordern, wenn nämlich eine solche vorhanden ist.

Da die Ostjäken als Christen gelten, so begnügen sie sich mit einer Frau. Allein sonst haben sie große Freiheiten: der Ostjäke kann seine Schwiegertochter, seine Stiefmutter oder Stieftochter oder irgend eine beliebige Verwandte von Seiten der Frau heirathen. Der jüngere Bruder muß die Wittwe des ältern ehelichen; aber zwei Brüder dürfen nicht zwei Schwestern heirathen, auch wenn dieselben von verschiedenen Müttern herstammten. Meist wird die zweite Frau aus derselben Sippe geholt, aus welcher die erste stammte: man hält solch' eine Ehe für glücklicher als eine andere; dabei ist aber zu berücksichtigen, daß dem Schwiegervater in solchem Falle nur die Hälfte des für die erste Frau bezahlten Preises erlegt wird. Eine Frau aus seiner eigenen Sippe zu nehmen, hält der Ostjäke für eine Schande und eine Sünde. Nur die Verwandtschaft von Seiten des Mannes hat eine Bedeutung und wird beachtet, die Verwandtschaft von Seiten der Frau nicht. Es kann demnach ein Ostjäke seine Nichte (Schwestertochter) oder seine Cousine (die Tochter des Bruders oder der Schwester seiner Mutter) heirathen. Kurz, bei den Ostjäken gestattet die Sitte, die Ehe beliebig zu schließen, nur dürfen Braut und Bräutigam nicht denselben Namen führen, dann ist die Ehe verboten. Aehnliche Gebräuche finden sich bekanntlich auch bei anderen Völkern, z. B. einigen Indianerstämmen Amerikas.

Die ostjäkische Frau fühlt ihre tiefe Erniedrigung und unterwirft sich allen Launen ihres Ehemannes. Sie ist nichts anderes als ein Arbeitsthier: sie trägt, wenn es nöthig ist, die Jurte von einem Platz zum andern, näht für sich, die Kinder und den Mann die Kleider, flechtet Teppiche aus Schilf, kocht das Essen, kurz besorgt alles. Der Ehemann kümmert sich um nichts, geht auf den Fischfang und die Jagd, und würdigt die Frau kaum eines Schmeichelwortes. Dagegen kommt es vor, daß der Mann seine Frau mit Schlägen reichlich bedenkt. Die ehelichen Bande werden im Allgemeinen streng beachtet; doch sind die Ostjäken nicht gerade eifersüchtig.

Steht eine Geburt bevor, so zieht sich die Ostjäkin aus der gemeinschaftlichen Jurte in eine besondere zurück und bleibt in dieser fünf Wochen nach der Niederkunft. Dann macht die Wöchnerin zum Zwecke der Reinigung Feuer an, wirft eine streng riechende Substanz hinein, springt dreimal durchs Feuer, läßt sich durchräuchern und kehrt nun in die Familienjurte zurück. Die Ostjäken sind nicht sehr fruchtbar; selten trifft man Familien, in welchen drei oder vier Kinder am Leben sind. Der Grund davon scheint eine große Kindersterblichkeit zu sein; viele Kinder sterben bald nach der Geburt. Die stets arbeitende Mutter schleppt ihr Kind überall mit sich, auch in die Kälte hinaus. Die Kinder werden sehr lange, oft fünf Jahre, gestillt.

Beim Tode ihres Mannes zerkratzt die Frau sich das Gesicht mit den Nägeln, reißt sich die Haare aus und wirft sie auf die Leiche. Dann kleidet sie einen Holzklotz, welchem man annähernd eine Menschengestalt gegeben, in die Kleider ihres Mannes, stellt ihn an den Ort, wo der Verstorbene zu sitzen pflegte, setzt ihm seine Lieblingsspeisen vor, nimmt ihn Nachts auf ihr Lager und küßt ihn: so treibt sie es ein Jahr lang, schließlich begräbt sie den Klotz unter Thränen und Klagen. Jetzt erst darf sie sich wieder verheirathen.

Die niedrige Stellung der Frau wird ferner dadurch charakterisirt, daß sie nicht erbt. Alle Güter des Verstorbenen werden gleichmäßig unter die Söhne getheilt, welche die Verpflichtung haben, für die Mutter, Schwestern und die übrigen weiblichen Familienangehörigen zu sorgen. Sind keine Söhne vorhanden, so erben die männlichen Verwandten, unter der Verpflichtung, die Wittwe und die Töchter zu ernähren.

Ist eine Frau gestorben, so wird die Leiche nur von Frauen begraben; die Männer nehmen aber Theil an der Bereitung des Grabes. Man kleidet die Leiche in ihre gewöhnlichen Kleider, legt Nadel, Zwirn und andere Geräthe mit ins Grab. Die Bestattung geschieht am Tage des Todes oder spätestens am folgenden. Bei der Beerdigung eines Mannes schlachtet man ein Renthier, bei der Beerdigung einer Frau nichts.

2. Samojeden leben im Gouvernement Tomsk etwa 6520 Individuen; sie wohnen am Ob an der Einmündung des Tym bis etwa 25 Werst oberhalb der Einmündung der Tschulga und ferner an den rechts und links hier in den Ob einströmenden Nebenflüssen: Tym, Ket, Parabel, Tschaja, Tschishapka und Tschulym. Sie haben schon mehr oder weniger die Lebensweise der russischen Bauern angenommen, sind jedoch viel ungesitteter, fauler, ärmlicher und stumpfer; ihnen fehlt jegliches Streben nach einer Verbesserung ihrer wirthschaftlichen Lage. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang. In ihrer Kleidung sind sie den am Ob lebenden Ostjäken sehr ähnlich. Das Obergewand besteht aus einem kurzen, mit den Haaren nach außen gekehrten, vorn offenen Renthierpelz; bei den Männern ist es hinten glatt, bei den Weibern mit einigen Falten versehen. Die Fußbekleidung wird gleichfalls aus Renthierfell angefertigt; daran schließen sich lange Schäfte aus dickem Tuch oder weichem Renthierleder als Schutz für die Beine. Hosen werden nicht getragen. Eben so wenig gehören Hemden zur nothwendigen Ausstattung. Die Männer tragen eine hohe, zugespitzte Kopfbedeckung aus Renthierfell, die Frauen eine abgeflachte und abgerundete aus dem Fell vom Eichhörnchen oder Hermelin. Die Frauen gehen — ausgenommen in der kalten Jahreszeit — mit unbedecktem Kopf und unverhülltem Gesicht, sie sind nicht sehr scheu. Sie flechten ihre Haare in zwei Zöpfe, welche hinten herabhängen; in den Ohrläppchen tragen sie kleine Ohrgehänge aus Perlen.

Die Samojeden sind von kleinem Wuchs, aber von kräftigem Körperbau, mit breiten Schultern und kurzem Halse, der Kopf ist groß, die Stirn niedrig, das Gesicht rund und abgeflacht, die Gesichtsfarbe dunkel, die Backenknochen sind vorspringend wie bei Mongolen, die Augenspalten eng, die Haare dunkel und straff, Mund und Ohren groß, die Lippen dick, Füße und Arme kurz. Ein kleines rundes Gesicht, große Lippen, dicke und rothe Wangen, eine weiße Stirn, kleine schwarze Augen, schwarze Haare sind die Hauptbedingungen einer samojedischen Schönen.

Die Samojeden des Gouvernements Tomsk sind freilich schon längst getauft, aber halten an vielen Orten fest an ihren heidnischen Gebräuchen.

Die Samojeden sind verschlossen, vorsichtig, mißtrauisch und eigensinnig; eigenthümlich ist ihre melancholische, trübe Anschauung vom Leben. Die äußere wie die innere Welt der Samojeden ist dunkel wie die Nacht.

Die Frau ist bei den Samojeden noch mehr verachtet als bei den Ostjäken; sie erhält eben so wenig einen Namen, sondern wird „ne“, das Weib, genannt. Sie hat dieselben Lasten zu tragen wie die Ostjäkin; allein der Mann befiehlt nicht durch Worte, sondern nur durch Mienen oder Zeichen. Dabei wird die Frau als ein unreines Geschöpf ange-

sehen. Nachdem sie die Jurte gebaut, so wagt sie nicht einzutreten, bevor dieselbe durchräuchert wurde, ebenso müssen die Schlitten, „Narten“, auf welchen eine Frau fuhr, und alle Sachen, welche sie in die Jurte trug, ausgeräuchert werden. Dergleichen Gebräuche existiren viele. In der Jurte befindet sich gegenüber der Thür eine Stange; an dieser darf die Frau nicht gerade vorbeigehen, sondern sie muß einen Bogen machen. Der Samojede, wenn er auf der Jagd ein Renthier getödtet, vergräbt die Augen des Thieres an einem Ort, den die Frauen nie betreten; sonst ist die Jagd vergeblich. Die Frau darf nie in Gemeinschaft mit dem Manne essen, sondern muß sich damit begnügen, was er ihr übrig läßt. Vom Kopf des Renthieres darf sie in keinem Fall etwas genießen. Zur Zeit der Menses wird das Weib stets beräuchert; es wagt weder Speise zu bereiten noch sich dem Manne zu nähern. Das Weib darf auch nicht zaubern.

Trotz der bedrückten Stellung der Frau haben sich auffallender Weise einige Heldengesänge erhalten, in welchen die „Helden“ ausziehen, um das Herz und die Hand einer Jungfrau sich zu erobern. Die Samojeden erklären das dadurch, daß in früherer Zeit die Frauen mit Gewalt von anderen Stämmen geraubt wurden, ohne Erlegung eines besondern Kaufpreises.

Die Sitten der Heirath sind denen der Ostjäken sehr ähnlich. Auch hier bei den Samojeden wird die der Heirath vorausgehende Werbung durch einen Dritten, den Freiwerber, geführt. Nach der Verlobung besucht der Bräutigam noch nicht die Braut, sondern läßt eben alles Nöthige durch den Freiwerber besorgen. Kurz vor der Hochzeit kommen die Verwandten der Braut als Gäste zum Bräutigam. Sobald sie genug geschmaust und getrunken haben, nimmt der Freiwerber vier Renthiere (oder Pferde), zwei männliche und zwei weibliche, schirrt das eine hinter das andere, hängt ein Glöckchen an den Hals des Leitthieres, führt das ganze Gespann dreimal um die Jurte und bindet es dann an den Schlitten des Bräutigams. Dann fährt alles zur Braut, voran der Bräutigam, dessen Schlitten der Freiwerber regiert. An dem Ort der Bestimmung angelangt, fährt der Freiwerber dreimal um die Jurte, hält an und läßt den Bräutigam im Schlitten. Bei der nun folgenden Bewirthung ist der Bräutigam nicht anwesend; er bleibt draußen in seinem Schlitten, dahin trägt man ihm das Essen und den Branntwein. Erst nach Beendigung des Mahles wird der Bräutigam in die Jurte geführt. Hier in der Jurte sitzen auf einer Seite des Feuerherdes die Verwandten der Braut, auf der andern die des Bräutigams. Der Bräutigam begiebt sich zur Braut und setzt sich ihr zur Rechten; der Freiwerber zu ihren Füßen. Jetzt beginnt der Hausherr seine Gäste mit Branntwein zu bewirthen: das erste Glas erhält durch den Freiwerber — der Bräutigam; er trinkt die Hälfte und giebt den Rest der Braut. Nun trinken erst die anderen und essen dazu gekochtes Fleisch. Die Hochzeit endet mit einem Zechgelage. Der Bräutigam bleibt bis zum Morgen und dann erst fährt er mit der Braut nach Hause. Die Braut liegt bedeckt in ihrem Schlitten, welchen die Mutter des Bräutigams lenkt. Sie fährt dreimal um die Jurte des Bräutigams, entfernt die Hülle von der Braut und geleitet die letztere in die Jurte. Hier beginnt dann aufs Neue eine Bewirthung.

Nach der Niederkunft gilt die Frau zwei Monate für unrein; so lange bleibt die Frau vom Manne.

Kinderlosigkeit ist die Ursache großer Mißstimmung in der Familie der Samojeden.

Nach dem Tode des Mannes muß die Frau zeitlebens außer ihren zwei gewöhnlich geflochtenen Zöpfen einen dritten ungeflochtenen tragen. Castrén hat folgende Klage einer Frau beim Tode des Mannes aufgezeichnet: „Als ich verheirathet wurde, beweinte ich die Trennung von meiner Mutter, nachdem ich aber einige Zeit mit meinem geliebten Gatten zusammen gelebt hatte, verging die traurige Sehnsucht nach der Mutter. Früher glaubte ich, daß es keinen andern schmerzlichen Abschied gäbe, als wenn man von seiner Mutter scheidet, jetzt denke ich aber anders. Todt ist mein Gatte und um ihn trauere ich mehr, als ich früher um meine Mutter trauerte. Der Mann hinterließ vier Söhne; wann werde ich wohl ihren und meinen eigenen Schmerz vergessen? Mein Leben ist nun so beschaffen, daß ich die eine Hälfte meines Kummers mit Thränen, die andere mit Liedern zu lindern suche. Nimmer steigt mein Gatte aus dem Grabe, nie mehr sehe ich ihn wieder.“

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Marschroute der russischen Expedition gegen die Teke-Turkmenen berichtet der „Russische Invalide“ vom 16. (28.) September dieses Jahres: Die Strecke von Tschekischljar bis Duz-olum, 207,5 Werst lang, wurde in 12 Tagen einschließlich der Rasttage vom 6. bis 17. Juni a. St. zurückgelegt. Die einzelnen Märsche waren: 1. Von Tschekischljar bis Bewjun-baschi, 30 Werst. Der Weg führt die ersten 4 Werst über hügeligen Sand, dann über salzhaltigen Boden mit niedrigen, kleinen Erhebungen und flachen Gräben. In Bewjun-baschi waren drei Brunnen mit wenig Wasser, jetzt sind dort 30 Brunnen angelegt, die gutes Wasser geben; die Avantgarde mußte noch ihren Bedarf aus dem 8 Werst entfernten Atrek holen, da das in einem kleinen See sich sammelnde Wasser bitter-salzig ist und für Kameele und Pferde nicht taugt. 2. Von Bewjun-baschi bis zum Orte Delili, 21,25 Werst. Guter Weg, die vorkommenden Steigungen, Abhänge und kleinen Wasserrisse hindern die Bewegung der Truppen nicht. Das Wasser im See Delili ist etwas salzhaltig mit moorigem Geruch und Geschmack, aber brauchbar. Weide findet sich unterwegs nicht, in Delili aber viel Schilf. 3. Von Delili bis zum Berge Gudri am Atrek, 15,5 Werst. Der Weg ist gut, macht aber Windungen, um die Gräben zu umgehen, die das Ufer des Atrek durchschneiden. Am Berge Gudri ist etwas Weide, am Atrek viel Schilf vorhanden. Das Wasser des Flusses ist salzhaltig. 4. Vom Gudri bis zum Atrek-Uebergange Bajat-Chadshi-olum, 29 Werst. Guter Weg, Futter nirgends zu finden. 5. Von Bajat-Chadshi-olum bis zum Atrek-Uebergange Jagly-olum, 20 Werst. Guter Weg, Wasserrisse sind oberhalb zu umgehen oder bleiben so klein, daß sie den Marsch nicht hindern. Weide ist unterwegs und an der Uebergangsstelle nicht vorhanden. 6. Von Jagly-olum bis zum Atrek-Uebergange Tekendshi-olum, 20,75 Werst. Unterwegs an drei Stellen Wasserrisse, die aber den Marsch nicht hindern, keine Weide. 7. Von Tekendshi-olum bis Tschat, 24 Werst.

Hier mündet von rechts der Sumbar in den Atrek. Ziemlich tiefe Wasserrisse durchschneiden an vielen Stellen den Weg. Zum Passiren derselben stellt die Avantgarde Rampen her. Weide ist nirgends vorhanden. 8. Von Tschat bis zum Sumbar-Uebergange Char-olum, 21,5 Werst. Guter Weg auch zum Marsche in breiter Front auf den ersten 17 Werst, dann engen Lehmhügel und kleine Wasserrisse den Weg ein, hindern aber den Marsch nicht. Weide fehlt, das Wasser im Sumbar ist gut. 9. Von Char-olum bis zum Sumbar-Uebergange Duz-olum, 26 Werst. Hier mündet von links der Tschandyr in den Sumbar. Der Weg auf den ersten 12 Werst hindert den Marsch nicht. Die zahlreichen Wasserrisse vermeidet man, indem man sich links am Fuße der Höhen hält. In der Schlucht Kuwa-Kuwak muß man einen großen Graben umgehen, doch ist durch den obern Theil desselben von den Truppen ein Weg gebahnt. Weiter führt der Weg über sehr gerissenen Boden, wo nur ein Kameel hinter dem andern fortkommt. Beim Austritte an das Ufer des Sumbar wird der Weg auf 7 Werst brauchbar für den Marsch, dann ist wieder die Uferebene durch Wasserrisse zerspalten und man muß sich nochmals am Fuße der Höhen halten. Bei Duz-olum ist im Sumbar wie im Tschandyr etwas Schilf, sonst aber wie auch unterwegs kein Futter zu finden.

Australien.

— In den australischen Kolonien herrscht zur Zeit unter der arbeitenden Klasse ein nie da gewesenes Elend. In Folge von drei auf einander folgenden Mißernten in Südaustralien sind die Farmen zum großen Theile ruinirt oder doch verarmt. Die Kupferbergwerke, in denen sonst viele Tausende von Menschen lohnende Beschäftigung fanden, werden, in Folge der niedrigen Kupferpreise, entweder gar nicht mehr oder doch nur in sehr geringem Umfange bearbeitet. Die Zahl der Bankerotte in dieser Kolonie nimmt eine erschreckende Höhe an. In den vier Monaten von April bis August erklärten sich aus einer Bevölkerung von 250 000 Seelen 193 Personen insolvent. Eben so sind in Viktoria Tausende von Arbeitern aller Art ohne Verdienst. Sie belagern das Ministerialgebäude und schreien nach Brot. Im Parlamente dieser Kolonie wurde öffentlich anerkannt, daß das Elend unter diesen Menschen „herzzerreißend" (heartrending) sei. Der Lordbischof von Melbourne, Dr. Moorhouse, sprach sich auf einem öffentlichen Meeting dahin aus, daß, wenn im vorigen Jahre Hunderte von Arbeitern brotlos waren, es sich jetzt um eben so viel Tausende handele. Er schreibt die Noth zum großen Theile der verhältnißmäßigen Unproduktivität des Landes zu, welche wieder aus dem Mangel an Wasser und aus der irrationellen Bewirthschaftung resultiren. Diesem traurigen Zustande könne nur durch einen großen umfassenden Plan von Kanalisation und Irrigation, wie durch eine richtigere Behandlung des Bodens abgeholfen werden. Aehnlich sieht es auch in den übrigen Kolonien des Kontinents und auf Neu-Seeland aus. Zur Linderung dieser großen Noth sind öffentliche Geldsammlungen veranstaltet, und die Kolonialregierungen haben Arbeit für Pike und Schaufel, für Steinbruch und Ausroden von Bäumen oktroyirt, damit wenigstens eine Anzahl dieser Unglücklichen mit dem sehr niedrigen täglichen Lohne von 3 bis 4 Mark ihren Hunger stillen können. Allein diese Hülfe reicht bei Weitem nicht aus, um dem Elende zu steuern. Der Australier ist im Allgemeinen ein großer Patriot und liebt es, die Zustände seiner Kolonie zu verherrlichen. Wenn aber öffentliche Meetings, die Presse, das Parlament u. s. w. laute Jeremiaden über die allgemeine Geschäftsstockung und über den Nothstand unter den Gewerken und Arbeitern anstimmen, da läßt sich einer sein sollenden Blüthe in Handel und Industrie wohl nicht weiter das Wort reden. Man sollte vielmehr Auswanderungslustigen nach Australien dies traurige Bild der Gegenwart vorhalten.

— George Fife Angas, welcher mit Recht als einer der vornehmsten Gründer und Hauptförderer der Kolonie Südaustralien angesehen wird, starb am 15. Mai 1879 in Lindsay Park, seiner schönen Residenz in der nach ihm benannten Stadt Angaston, 51 Miles nordwestlich von Adelaide, in dem hohen Alter von 90 Jahren. Er wurde am 1. Mai 1789 geboren und war, bevor er nach Südaustralien auswanderte, zunächst in Newcastle-upon-Tyne und dann in London als Großkaufmann und Rheder etablirt. Im Jahre 1831 hatte die Reise des berühmten australischen Forschers Kapitän Sturt ergeben, daß das westlich vom Murray-Flusse gelegene Landgebiet sich für Ansiedelung sehr wohl eigne. Auf diese Nachricht hin verbanden sich in London eine Anzahl Engländer, unter denen Mr. Angas hervorragte, für den Zweck, jene Gegend zu kolonisiren. Nach anfänglich vergeblichen Verhandlungen mit der englischen Regierung wurde das Projekt endlich im Jahre 1834 gutgeheißen und eine bestätigende Parlamentsakte erlangt. Aber diese schrieb vor, daß, ehe die Kolonie proklamirt würde, Land im Betrage von 35 000 Pf. St. von Privatpersonen angekauft sein müsse. Da sich dies nicht ausführen ließ, so bildete Mr. Angas die noch bestehende South Australian Land Company, welche Land zum Preise von 12 Sch. für den Acre (= 40,467 Ar), bis zu der verlangten Höhe von 35 000 Pf. St. ankaufte. Darauf hin erfolgte dann am 28. December 1836 an der Küste von Holdfast Bai — dort wo jetzt der besuchte Badeort Glenelg liegt — die officielle Proklamirung der Kolonie Südaustralien. Aber die junge Ansiedelung gerieth schon nach wenigen Jahren in große finanzielle Schwierigkeiten, und dem damaligen Gouverneur, George Gawler, blieb nichts anderes übrig, als Anweisungen auf das königliche Schatzamt in London auszustellen, welche aber nicht honorirt wurden. Das House of Commons ernannte eine Kommission, um über diese Angelegenheit zu berichten, und hier war es wieder Mr. Angas, welcher bei seinem Verhör die Kommission günstig zu stimmen wußte. Das Parlament bewilligte finanzielle Hülfe und die Kolonie war gerettet. Die später so starke Einwanderung von Deutschen ist ebenfalls auf Mr. Angas zurückzuführen. Er ließ im Jahre 1837 eine große Anzahl schlesischer Altlutheraner unter ihrem Pastor Kavel dahin expediren, welche sich auf seinen Ländereien, die dadurch in die schönsten Farmen und Weingärten umgewandelt wurden, ansiedelten. Durch Ankauf von sehr viel Kronland ward er einer der größten Grundbesitzer in der Kolonie. Dennoch nahm er selber — einige Mitglieder seiner Familie waren schon früher eingetroffen — erst im Jahre 1851 dort seinen bleibenden Wohnsitz. Man kann wohl sagen, daß sich wenige Kolonisten in dem Grade um Südaustralien verdient gemacht haben wie er; es würde uns aber zu weit führen, wollten wir die Momente, welche dies darthun, einzeln aufzählen. Er war ein Mann von hoher geistiger Begabung, ungewöhnlicher Energie und raschem und sicherm Urtheile. Es wohnte in ihm ein tiefer puritanischer Ernst, und als strenggläubiger Christ gehörte er der Baptistengemeinde an. Dies hinderte ihn aber nicht, allen Bekenntnissen in ihren kirchlichen Angelegenheiten immer gern Hülfe aus seinem reichen Säckel (er hinterließ ein Vermögen von über drei Millionen Thaler) zu gewähren. Wohlthun, wo es sich um gute und edle Zwecke handelte, war ihm Bedürfniß sein Leben lang.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | **1879.**

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

IV.

Gegen das Versprechen, auf dem Plateau kein Gewehr abschießen und namentlich Niemanden prügeln zu wollen, was beides von unglücklicher Vorbedeutung wäre, hatten die Kornaks endlich eingewilligt, mit Harmand über jene unerforschte und gefürchtete Hochebene zu ziehen. Am 17. März also bogen sie links ab in ein von Westen herabkommendes Thal, welches das Gebirge Phu-Luang von dem nördlichern Phu-Dak-Ling trennt, und lagerten Abends an einem klaren murmelnden Bache zwischen dichtem Bambugebüsch. Namentlich aber führte der folgende Tagemarsch durch eine so entzückende Gegend, daß der Reisende für alle seine Mühen sich reichlich belohnt fühlte. Der Pfad steigt allmälig zu 600 m Höhe an. Von beiden Seiten stürzen weißschäumende Gießbäche in das große Thal, und tief unten liegen im Mittelpunkte abgeholzter Stellen kleine Khâs-Weiler, rings umschlossen von dem üppigsten, dichtesten Walde. Auch während des Nachmittags steigt der Weg fortdauernd an und führt am Rande einer tiefen Schlucht entlang, jenseit deren sich das Gebirge Phu-Luang erhebt. Die gesammten Abhänge desselben entwickeln sich vor den Augen des Reisenden in entzückender Schönheit und schimmern in allen Farbentönen von Dunkelgrün bis Schieferblau herüber. Jeden Augenblick zeigen sich neue Gießbäche in tief eingeschnittenen Thälern, die bald von hellem Sonnenlichte bestrahlt sind, bald in tiefem Schatten daliegen. Plötzlich versperrt ein mächtiger Felsen die Aussicht und, nachdem er überstiegen, zeigt sich in der Ferne ein Wasserfall, bei dessen Anblick Harmand's Entzücken den höchsten Grad erreichte. Mit lautem Getöse und in einem einzigen Bogen stürzt sich der Se-Noi weißschäumend in ein tiefes, zunächst noch unsichtbares Becken. Selbst auf die annamitischen Diener und, was viel sagen will, auf den Chinesen A-hoi machte dies Schauspiel einen tiefen Eindruck. Harmand ließ seinen Elephanten bis an den Rand der tiefen Schlucht vorgehen und lange Zeit dort halten, um sich des wunderbaren Anblickes zu erfreuen; nur widerstrebend trennte er sich von diesem schönsten Landschaftsbilde, das er bis dahin auf seinen Reisen gesehen.

Bei diesem Marsche bewiesen die Elephanten eine Leichtigkeit, welche man solchen Kolossen kaum zugetraut hätte. Ruhig schreitet er bald über einen glatten Felsen abwärts oder klettert über Geröll und Baumstämme bergauf, oft an so steilen Stellen, daß man jeden Augenblick glaubt, daß die Last nach vorn- oder hintenüber stürzen wird; geht er an einem Abgrunde entlang, so sichert er mit seinen Vorderfüßen, ehe er einen Schritt weiter vorwärts thut, und prüft verdächtige Stellen mit dem Rüssel, und all das ohne anscheinende Anstrengungen und ohne merkliche Erschütterungen. Einige Kilometer oberhalb des Falles, dessen Brausen weithin vernehmlich war, wurde auf einer Felsplatte das Lager aufgeschlagen. Dort bot der Se-Noi, von Felsen und Gesträuch eingeschlossen, das lianenbedeckter Hochwald mit seinem frischen, mannigfachen Grün begrenzte, ein Bild unvergleichlicher Ruhe und Größe, wie sich zwischen zwei Wasserfällen die Ufervegetation in seiner stillen Oberfläche spiegelte. Es war ein Abend, der allein schon die Reise lohnte.



Auf dem Wege nach der Hochebene.

19. März. Früh Morgens versuchte Harmand, dem Getöse nachgehend, den großen Wasserfall aus der Nähe zu betrachten; aber er verirrte sich und gelangte nur an einen kleinern Fall eines Zuflusses, machte aber eine reiche botanische Ausbeute. In das Lager zurückgekehrt, maß er zwei Khâs Guia-heun, die er zwischen den Felsen versteckt gefunden hatte. Sie waren vor der Cholera geflüchtet und hatten ihre gesammte Habe, auch die oben beschriebenen Trophäen, mit sich genommen. Von ihnen geführt, erreichte der Reisende mit vieler Mühe und nicht ohne Gefahr den Fuß des großen Wasserfalles und sammelte eine Menge der prachtvollsten Orchideen, welche dort unten in dem beständig sie umhüllenden Wasserstaube wuchern. Der Weitermarsch führte bergan durch Hochwald und Bambugebüsch abwechselnd mit kleinen ebenen Lichtungen und Sümpfen. Etwa eine Stunde vor Anbruch der Nacht tritt der Pfad endgültig auf mehr oder weniger horizontalen Boden von rothem Thon, welcher hier und da rundliche Hügel bildet. Große künstlich hergestellte Lichtungen, auf welchen in wildem Durcheinander verkohlte Baumstämme liegen, und halbwilde Büffel verkündeten die Nähe des Menschen. Vollständig hat sich der Charakter des Pflanzenwuchses geändert; an die Stelle der Dipterokarpeen der Ebene sind Eichen, Kastanienbäume und Weißbuchen getreten; dichtes Himbeergestrüpp mit goldgelben Früchten begrenzt den Pfad; Veilchen und Hahnenfuß schmückt den kurzen Rasen der Lichtungen. Aber zwischen dieser Flora der gemäßigten Zone sieht man Palmen (Areca, Sagus, Calamus) und Baumfarrn, die mit ihren großen, anmuthigen Blättern die Schluchten überschatten. Es ist hier ein Paradies für den Botaniker, wo sich die schönen Blätter von Styrax und Engelhardtia mit denen von Taxodium, Pinus und Podocarpus mischen. Auf den Lichtungen stößt man öfters auf Gräber der Khâs vom Stamme Bolowen; es sind rechtwinklige Umzäunungen von spitzen Pfählen, die obenein von Bambusspitzen vertheidigt werden. Auf dem Hügel liegen zum Gebrauche des Todten verschiedene Geräthe und an Stangen sind die von ihm unzertrennliche Armbrust und der Tragkorb befestigt sowie ein kleiner Krug voll Reiswein. Die Geräthe, welche man dem Verstorbenen mitgiebt, sind freilich nicht die besten, sondern durch den Gebrauch schon sehr mitgenommen.



Grab eines Khâ Bolowen.

Bei Anbruch der Nacht wurde in einem gänzlich verlassenen Dorf von Bolowen-Khâs Halt gemacht.

20. März. An diesem Tage sind es zwei Jahre, daß Harmand Frankreich verlassen hat. Seine Kameraden, die gleichzeitig mit ihm nach Cochinchina abgegangen waren, schiffen sich heute in Saigon nach der Heimath ein, während er noch fern von seinem Ziele ist, noch manchen Napf Reis zu verdauen, noch manchen Trunk trüben Wassers zu schlucken, noch manche Nacht unter freiem Himmel zuzubringen hat, ehe er wieder Brot kosten, französischen Rothwein trinken und in einem Bette schlafen kann. Einstweilen aber behagt ihm sein Aufenthalt vorzüglich; was kann er sich Besseres wünschen als dieses köstliche Klima, solche reiche Ausbeute an Pflanzen, Vögeln, Insekten, so herrliche Naturschönheiten?

Das Dorf der Bolowens, in welchem er übernachtet hatte, hieß Thelung und zählt fünf Hütten am Grunde eines entwaldeten Trichters, die ein Bach umfließt. Die Behausungen sind sehr gut hergerichtet, und zudem reinlicher und bequemer als diejenigen der Laos und Kambodjer. Sie sind etwa dreimal so lang als breit, haben an jedem Ende eine Veranda und im Innern zwei große und ein kleineres Gemach. Die Wände stehen senkrecht; vor dem Haupteingange liegt eine Plateforme. Nur daß sich drinnen ein oder mehrere Herde befinden, deren Rauch das ganze Innere schwärzt, ist ein schlimmer Uebelstand. In der Nähe eines solchen Dorfes liegen mehrere sehr malerische Scheunen für Aufbewahrung des Reises. Man schneidet dazu an einem oder mehreren Bäumen eine Anzahl Aeste in gleicher Höhe ab, legt auf der so gewonnenen Ebene einen Dielenboden und errichtet auf demselben ein Schutzdach, unter welchem ein großer Korb Platz findet. Um die Baumstämme legt man eine Art Halskrause von äußerst scharfen Bambusspänen, die Spitzen nach unten, wodurch Nagethiere am Hinaufklettern verhindert werden. Außerdem bringt man noch in den Zweigen Puppen mit Pfeil und Bogen an, um dadurch die Turteltauben zu verscheuchen.

Gern wäre Harmand hier länger verweilt, aber schon der eine Umstand, daß sein Pflanzenpapier zur Neige ging, und er schon zum Trocknen durch Rauch seine Zuflucht nehmen mußte, zwang ihn zum Weitermarsche. Doch benutzte er den folgenden Tag noch, um die Umgegend zu durchstrei-

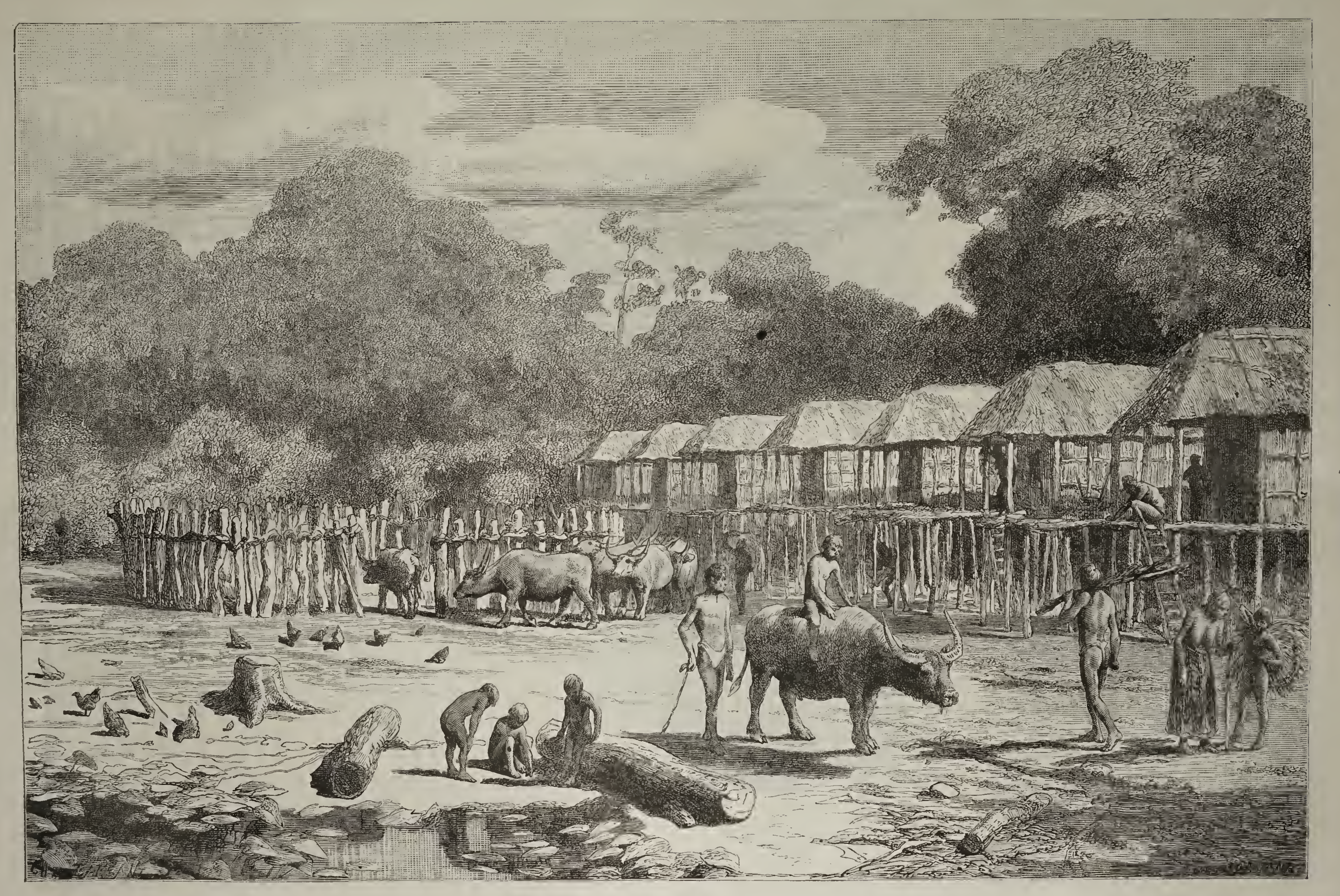
fen, und dabei erbeutete er Schädel und Knochen eines Gnia-henn und fand eine Anzahl merkwürdiger Bauten, entweder Grabmäler oder Reste eines frühern Kultus. Es sind Steinplatten ungefähr von der Form eines Rechteckes, 1 bis 2 m lang, an deren kurzer Seite ein oder zwei Ecksteine von 1 bis $1\frac{1}{2}$ m Höhe stehen; dieselben sind so verwittert, daß man nur daran, daß sie stets eine west-östliche Orientirung haben, ihren künstlichen Ursprung gewahr wird. Die Khâs des Dorfes Thelung, welche sich inzwischen eingefunden hatten, ihre Hütten aber noch nicht zu betreten wagten, waren sehr erstaunt als sie Harmand auf diese Denkmäler aufmerksam machte, und wußten demgemäß über ihren Zweck und Ursprung nichts anzugeben.

22. März. Nach einem entzückenden Spaziergange



Reisscheune und Todtenhäuschen der Wilden auf dem großen Plateau.

durch den Wald wurde ein anderes, aus 15 in einer Linie errichteten, aber gleichfalls verlassenen Hütten bestehendes Dorf, Dong-Kheuong, erreicht. Schön weißblühende Rainweiden und eine Fliederart ergaben hier eine reiche Beute an Insekten, wie Harmand überhaupt glaubt, daß in naturwissenschaftlicher Hinsicht ein vier- bis fünfmonatlicher Aufenthalt auf dieser Hochebene ergebnißreicher wäre, als dreijährige Reisen durch das übrige Hinterindien. Am Nachmittage des folgenden Tages wurden weite, mit Farrn bestandene Lichtungen und dazwischen dichte, dunkele Wälder durchzogen; in letzteren hausten unzählige gierige Blutigel, welche sich den Reisenden an die Beine setzten und sie schrecklich zerbissen. In der Regenzeit muß diese Gegend vollständig unbewohnbar sein. In dem kleinen verlassenen Dorfe Long-Bok wurde Halt gemacht. Bei einer Jagd auf schwarze Affen, welche er des Morgens unternommen hatte, sah er nirgends Spuren von Tigern, Panthern und Elephanten, während letztere nach Angabe der Kornaks zu gewissen Perioden,



Dorf der Khâs vom Stamme Bolowen.

namentlich in der Regenzeit, hier oben sehr häufig sein sollen. Auch Hirsche sind selten. Vielleicht behagt den Thieren die nächtliche Kälte, welche hier herrscht, nicht. Denn allmorgendlich bedeckt ein dichter Nebel die Landschaft und verzieht sich erst gegen 11 oder 12 Uhr, während es jeden Abend etwas regnet.

Der 24. März war ein der Vermehrung der Sammlungen gewidmeter Rasttag, am 25. wurde die Wanderung durch denselben dichten, finstern, blutigelreichen Wald fortgesetzt; erst gegen Abend überschritt man einige Schluchten und Bäche mit reizender Vegetation, darunter den schon bekannten Se-Piön und erreichte ein Dorf der Bolowens, welches von der Cholera verschont geblieben und deshalb von seinen Bewohnern nicht verlassen worden war. Es scheinen aber keine echten Khâs zu sein, denn Niemand flüchtet bei der Ankunft des Weißen. Selbst die Frauen lassen sich dadurch nicht im Reisstampfen stören; sie haben sich ihre Säuglinge in Stücken Zeuges auf den Rücken gebunden, und wahrhaft lächerlich ist die Ruhe, mit welcher die kleinen Wesen sich umschauen, im Gegensatze zu den heftigen Bewegungen, welche sie mit dem mütterlichen Körper zusammen durchmachen müssen.

Harmand maß eine Anzahl der Bolowens. Vom ethnographischen Standpunkte aus bieten sie nur wenig Interesse, weil sie, vorzüglich die Männer, fast alle Gewohnheiten ihrer Besieger angenommen haben. Ihre und namentlich der Frauen Hautfarbe schien heller als die der Laos und besonders als die der übrigen Wilden zu sein, wie denn frühere Reisende überhaupt den Unterschied in der Hautfärbung bei Laos und Wilden, der Landessitte folgend, sehr übertrieben haben. Die Khâs sind mehr röthlich, die Tays mehr gelblich. Von Wuchs sind sie etwas größer als die Laos; der Unterschied liegt hauptsächlich im Schädel, der bei den Wilden subdolichokephal, bei den Laos deutlich brachykephal ist. Manche Frauen der Wilden sind von unbestreitbarer Schönheit und ähneln denen der Laos in nichts; namentlich in der Form der Nase und durch ihre großen, horizontal stehenden Augen unterscheiden sie sich von letzteren. Harmand hält die Bolowens, oder wenigstens diejenigen in der Nähe des Me-khong, welche in Folge ihrer fast vollständigen Assimilation in eben solcher Ruhe leben, wie die Laos, für körperlich und geistig besser begabt als diese — und das berechtigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft aller Wilden in Hinterindien.





Bolowen und Guia-henn.

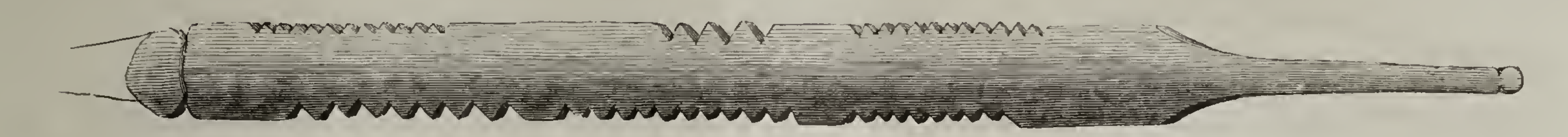
25. März. Nach der Rückkehr von seinem täglichen Sammelausflug unterhielt sich Harmand damit, die Bolowens ihre sehr bedeutende Geschicklichkeit im Armbrustschießen zeigen zu lassen. Ueber die Herkunft dieser merkwürdigen Waffe (se-na oder tsche-na), welche den Völkern Ostasiens eigenthümlich zu sein scheint, ließen sich gewiß interessante ethnographische Untersuchungen anstellen. In einer Entfernung von 15 bis 20 Schritt ist sie sehr wirksam: ein einfacher Pfeil aus Bambu, ohne Eisen, durchbohrt, aus der Nähe abgeschossen, ein Brett von mehr als 1 cm Dicke und tödtet Ochsen und wilde Büffel. Aber die Handhabung ist bei fehlender Uebung sehr schwer; es ist Harmand nicht gelungen, gewisse Armbrüste zu spannen, was die Khâs in einem Augenblicke zu Stande brachten. Die meisten Wilden führen vergiftete Pfeile; aber nicht alle verstehen das Gift zu bereiten und sie müssen oft weite Reisen machen, um es sich zu verschaffen. Dasselbe wird wahrscheinlich auf sehr verschiedene Weisen zubereitet; meist bedienen sie sich des Saftes einer Apocynee vom Genus Strophantus, aber auch der Strychneen.

27. März. Während dieses Marsches bemerkte Harmand einige Schritte von einem kleinen Pfade entfernt einen starken Verhau aus Bambu und Baumstämmen, der mit Sechsecken und Kräuterbündeln ausgestattet war. Ueber dem Pfade hing ein Täfelchen, das an jeder Kante eine Reihe regelmäßiger Einschnitte, bald größer bald kleiner, trug. Die Kornaks gaben nach einer ziemlich langen Berathung folgende Erklärung dieser Art Schrift: Rechts 12 kleine Einschnitte, dann vier große, schließlich wieder 12 kleine. Das bedeutet: „Von heute ab 12 Tage lang ist jeder, der unsere Palissade zu überschreiten wagt, unser Gefangener oder muß uns vier Büffel Lösegeld zahlen oder (und?) 12 Tikal." Links 8 große Einschnitte, 11 mittelgroße, 9 kleine, d. h.: „Unser Dorf zählt 8 Männer, 11 Frauen und 9 Kinder."

Was auch F. Garnier behauptet, Harmand hat keine

Spur von der Existenz einer andern Schrift, als dieser bei den Wilden gefunden. Man trifft wohl Tafeln mit Schriftzügen, welche über den Dorfstraßen aufgehängt werden, das sind aber laotische Charaktere, die von laotischen Bonzen für Geld geschrieben und von den abergläubischen Wilden, die nicht schreiben können, als Talismane verwendet werden. Das Nachtquartier wurde im Dorfe Mun-hu gemacht. Hier mußte Harmand wegen Papiermangels das Botanisiren gänzlich aufgeben und sich auf die Zoologie beschränken; hier verließen ihn auch seine Kornaks aus Attopeu, und Bolowens traten an ihre Stelle, während die Elephanten blieben.

28. März. Die schon gestern merklich sich senkende Straße fällt heute rasch über große trockene, mit vulkanischem Gestein gleichsam gepflasterte Lichtungen ab. Alle Bäche liegen hier trocken; die Wüste beginnt wieder. Nur vereinzelt zeigt sich noch Wald, so an einem steilen Abhange riesige Sterculiaceen, die größten Bäume die Harmand je zu sehen bekommen hat. Doch mit dem Zauber des Hochlandes war es vorbei, und deshalb war es des Reisenden einziges Bestreben, so rasch als möglich vorwärts zu kommen und Bassak wieder zu erreichen. Die Nacht vom 30. zum 31. März verbrachte er in Nong-het, einem Dorfe von Bolowens die nur noch Laotisch sprechen können, und entrüstet darüber sind, daß man sie für Wilde hält. Dasselbe wiederholt sich häufig, besonders in Kambodja: sobald Khâs oder Penongs glauben, daß sie andere über ihren wahren Ursprung täuschen können, verleugnen sie denselben vollständig, und da drei Viertheile der Laos mit wildem Blute gemischt sind, so ist die Unterscheidung sehr schwer. Namentlich am linken Ufer des Me-khong behaupten Laos vom reinsten Blute, daß man einen Khâ nur an seinem weit durchbohrten Ohre von einem Lao unterscheiden könne.



Schrift der Khâs.

Mit dem 31. März betrat man das häßliche Land der Waldblößen von Neuem, und die Hitze machte sich um so fühlbarer, als der Reisende durch das angenehme Klima des Hochlandes verwöhnt worden war. Ein langer Marsch brachte ihn an die Ufer des Me-khong, gegenüber der großen Insel Dôn-Deng, etwas nördlich von dem Punkte, von wo er ausgezogen war. Er übernachtete in der dort befindlichen Pagode und ließ sich nach unendlichen Erörterungen am folgenden Morgen nach Bassak übersetzen, welches er 40 Tage zuvor verlassen hatte.

Sir Joseph D. Hooker's Reise in Marokko.

IV.

Schon seitdem der Weg über die Hochebene führte, hatte die Kette des Großen Atlas, die deutlicher und immer deutlicher gegen den Horizont sich abzeichnete, den willkommensten Anblick gewährt, jetzt zeigte sich davor ein hochragender schlanker Thurm, die Kutubia von Marokko; statt der blendenden kahlen Ebene breiteten sich zu beiden Seiten des Weges kleine Wälder von Oliven- und Feigenbäumen aus, Gärten hinter hohen Mauern schlossen sich daran; und bald lag die mächtige Stadt vor den Blicken der Reisenden, weithin sich ausdehnend und rings von einer starken etwa 30 Fuß hohen Mauer umgeben, die in Zwischenräumen von 120 m mit viereckigen Thürmen besetzt ist. — Schon vor dem Thore der Stadt wurden die Ankommenden von Mr. Hunot, dem einzigen zur Zeit in Marokko ansässigen Vertreter eines europäischen Handelshauses, begrüßt; seine Berichte über die augenblicklich in der Stadt herrschenden Zustände, die ihn selber ein baldiges Verlassen derselben in Aussicht nehmen ließen, lauteten so ungünstig wie möglich. Der Fanatismus der Einwohner, ihr Haß gegen alle Andersgläubigen und Ausländer, macht schon unter gewöhnlichen Verhältnissen den Aufenthalt in der Südhauptstadt zu einer gewagten Sache für jeden Europäer. Jetzt wurde die Situation noch bedenklicher gemacht durch eine offene Feindschaft zwischen Ben Daud, dem Gouverneur der Stadt, und dem Statthalter der Atlasprovinzen, dem mächtigen El Grani, der, ein Günstling des Sultans, seit einiger Zeit seinen Wohnsitz in Marokko genommen hatte. Nach dem Befehle des Sultans hatte El Grani für die Engländer einen ehrenvollen Empfang bereiten, ein ausreichendes Quartier in Stand setzen lassen wollen; dem hatte der Andere sich widersetzt, und der Vicekönig Muley Hassan, des Sultans ältester Sohn, sollte im Geheimen ihn darin unterstützt haben. So war denn die Aufnahme der Fremden nichts weniger als freundlich; von einer Abtheilung Soldaten am Thore empfangen, wurden sie zwischen hohen Gartenmauern entlang und durch zahllose Gassen und Gäßchen, die auf allen Seiten die höchstmögliche Potenz von Unsauberkeit zeigten, zu dem für sie bestimmten Quartier geleitet, einem kleinen, schmutzigen Hause in einer finstern Gasse, in dem auch nicht die Hälfte der zahlreichen Reisegesellschaft Platz gefunden hätte. Hooker, durch längern Aufenthalt in Indien an den Umgang mit fanatischen Mohammedanern gewöhnt und wohl wissend, daß einmaliges Nachgeben soviel wie unterliegen bedeutet, ließ von dem Gouverneur sogleich die Anweisung eines andern Hauses verlangen — dem ersten Boten wurde eine abschlägige, dem zweiten eine ausweichende Antwort gegeben —, man sandte Beschwerden an El Grani, an den Vicekönig; mehrere Stunden vergingen in ärgerlichen Verhandlungen, schon wollten die Reisenden, welche die ganze Zeit zu Pferde wartend in der schmutzigen Gasse zugebracht hatten, die Stadt verlassen und ihre Zelte vor den Thoren aufschlagen, da kam endlich der Bescheid, daß am nächsten Tage für ein besseres Unterkommen gesorgt werden würde, daß man für diese Nacht aber sich nach Be-

lieben einen Lagerplatz in der Stadt aussuchen dürfte. Wollte man ein offenes Zerwürfniß mit dem Vicekönig vermeiden, das die Möglichkeit der Weiterreise in Frage gestellt hätte, so mußte man wohl oder übel mit diesem Zugeständnisse sich begnügen. Aber gut war es, daß das abendliche Dunkel eine genauere Rekognoscirung des Lagerplatzes neben der großen Moschee verhinderte; man wäre schwerlich auf den Vorschlag eingegangen, hätte man das verschiedenartige am Boden kriechende Ungeziefer, den ekelhaften, schmutzigen Graben an der Seite des Platzes und alle die Einzelheiten der Unsauberkeit deutlich gesehen, die der Geruch jetzt nur ahnen ließ. Das unaufhörliche Gebell der herrenlosen Hunde in den Straßen ließ an keinen Schlaf denken — dazu kam bald ein lauter langanhaltender Streit vor den Zelten zwischen den von den beiden Statthaltern abgeordneten Wachen, die sich den Platz hier streitig machten. Am nächsten Morgen wurde ein in der Vorstadt inmitten großer Gärten gelegenes geräumiges Haus Hooker zur Verfügung gestellt, das, dem Sultan gehörig, im Jahre 1864 von Sir Moses Montefiore bewohnt worden war, als derselbe zur Verfolgung seiner humanen Zwecke der Judenemancipation eine Zeitlang in der Stadt sich aufgehalten hatte. Seitdem war das Haus, durch die Anwesenheit eines Ungläubigen verunreinigt, verschlossen und unbenutzt geblieben, und nur zahlreiches Ungeziefer hatte sich darin eingenistet. Eine gründliche Abwaschung der Wände durch die Diener des Statthalters war von gutem Erfolge begleitet, und so bot das fern von dem Lärm und den bösen Gerüchen der reichbevölkerten Stadttheile liegende Haus, trotz seiner ganz leeren Räume, bald den angenehmsten Aufenthalt. Das einzige in der Nähe sichtbare Gebäude war die Kutubia, von der es heißt, daß sie von christlichen Gefangenen erbaut worden sei; der reich verzierte Thurm, der eine Höhe von 270 Fuß hat, und ein kleiner Theil von des Sultans Palast sind die einzigen noch erhaltenen Denkmäler aus der Blüthezeit des marokkanischen Reiches im 14. und 15. Jahrhundert; alle die zierlich und kunstvoll behauenen Steine an beiden Bauwerken sollen fertig bearbeitet aus Spanien herüber gebracht worden sein. Die Stadt enthält keinerlei andere Sehenswürdigkeit; der Bazar ist ebenso unsauber wie alles Uebrige; außer Teppichen, die denen von Rabat an Schönheit nachstehen, aber billiger und sehr dauerhaft sind, fand sich kein bemerkenswerthes Erzeugniß einheimischer Industrie. Die Bevölkerung trug eine so entschiedene Verachtung gegen die Fremden zur Schau, daß es eine unangenehme Aufgabe war, mit ihr in Verkehr zu treten, und daß man dankbar Mr. Hunot's Erbieten annahm, den Ankauf noch einiger für die Gebirgstour nothwendiger Maulthiere und die unumgänglichen Wechselgeschäfte zu besorgen. Die vorzugsweise in Südmarokko kursirenden Silbermünzen sind französische Fünffrankstücke; als Scheidemünze giebt es noch Silberstücke im Werthe von je 20 und 40 Pf., und die kleinen aus einer Legirung von Kupfer und Zink geprägten Münzen, Flans genannt, die, etwa $^2/_3$ Pf. an Werth, am meisten im Verkehr gebraucht werden. Von dieser letzten Sorte nahmen die Reisenden einen großen Vorrath mit; denn, hatten sie auch für ihren Unterhalt nichts zu bezahlen, so war die kleine Münze zu gelegentlichen Geschenken für die Eingeborenen sowie für die Leute des Gefolges doch unentbehrlich. Als Geschenke für die Statthalter und anderen Beamten hatte man ein ansehnliches Lager von silbernen Taschenuhren, Thermometern, Spieluhren, Messern aller Art und Pistolen bei sich; doch sei hier gleich erwähnt, daß spätere Reisende klüger daran thun werden, sich nur auf die letztgenannten Gaben, auf Messer und kleine Schießwaffen, zu beschränken, die stets am liebsten angenommen werden. — Weitläufige Verhandlungen mit dem Vicekönig und mit El Graui nahmen den größten Theil der Tage in Anspruch; der erstere ertheilte Hooker die Bewilligung zur Gebirgsreise, verwies ihn aber betreffs aller näheren Bestimmungen über die zu betretenden und zu vermeidenden Gebiete an den Statthalter, der, wie es scheint, unumschränkt in den ihm unterstellten Provinzen zu gebieten hatte. In feierlicher Audienz bei El Graui empfangen, waren die Reisenden nicht wenig überrascht, in dem mächtigen, hochangesehenen Manne einen Neger vom reinsten Typus zu finden; er hatte seine Laufbahn als Sklave in des Sultans Negerleibwache begonnen. Nach alle den Beweisen des Wohlwollens, die er den Fremden schon hatte zu Theil werden lassen (schickte er ihnen doch viermal täglich die reichlichsten Mahlzeiten und ganze Maulthierlasten der schönsten Früchte), erschien das Mißtrauen befremdlich, das er bei der persönlichen Zusammenkunft an den Tag legte. Zunächst verlangte er die wahrheitsgetreue Angabe des ihm unerfindlichen und darum verdächtigen Zweckes, der mehrere doch augenscheinlich nicht wahnsinnige Fremde aus weiter Ferne die Reise in die wilden Gebirgsgegenden unternehmen ließ. Mr. Hunot hatte die Reisenden schon auf die Möglichkeit solcher Fragen vorbereitet, und war man nach vielem Hin- und Hersinnen übereingekommen, als verständlichen und unverdächtigen Reisezweck das Sammeln von heilkräftigen, nur im Großen Atlas wachsenden Kräutern anzugeben, wozu man von der Königin von England beauftragt worden sei. Da diese Erklärung den mißtrauischen alten Mann nur halb zu befriedigen schien, so beeilte sich Hooker, hinzuzufügen, daß man durchaus nicht die Absicht habe, im Gebirge nach Steinen oder anderen Mineralien sich umzusehen, geschweige denn danach zu suchen. Der Glaube an das Vorhandensein unermeßlicher Schätze an edlen Steinen und Metallen ist nämlich, obgleich nirgends mehr Bergbau im Großen Atlas betrieben wird, im Volke weit verbreitet, zahllose Märchen von der Auffindung verborgener Reichthümer in den Höhlen des Gebirges sind im Schwange — so beruhigte denn auch Hooker's Versicherung den Statthalter merklich und machte ihn den Plänen der Fremden geneigter. Oft genug sollte man noch in der Folge dieses gezwungen abgegebene Versprechen als lästig und drückend empfinden, wenn man vor den Augen des Gefolges jedes aufmerksame Betrachten der Gesteinsarten vermeiden, und die heimlich gesammelten Proben wie eben so viele Diebstähle ängstlich verbergen mußte. Die endgültige Feststellung der Reiseroute machte nicht geringe Schwierigkeiten, doch kam man schließlich darin überein, daß man sich an dem Nordabhange des Gebirges halten, unter keiner Bedingung in das südlich gelegene Susthal dringen würde. Ganz genau bestimmte der Statthalter die Thäler, die besucht werden dürften; und nachdem er am folgenden Tage den Reisenden noch Briefe an die Kaïds der ihm untergebenen Distrikte geschickt und ihnen eine zweite militärische Eskorte von fünf Soldaten unter dem Kommando eines Hauptmannes beigeordnet hatte, lag der Abreise nichts mehr im Wege.

Am Morgen des 8. Mai wurde von Marokko aufgebrochen — die Karawane hatte sich durch Hinzukommen der neuen Eskorte bis auf 37 Mann im Ganzen vermehrt und führte 33 Pferde und Maulthiere bei sich. Mit Ausnahme des Anführers dieser neuen Eskorte, der, hinterlistig und betrügerisch, eine hinderliche Zugabe war, konnte man im Großen und Ganzen mit dem Personal des Gefolges wohl zufrieden sein; bei mehr als einer Gelegenheit mußte man die Ausdauer und Zähigkeit der Leute bewundern und wie sie bei aller Anstrengung und Ermüdung stets eine gewisse Heiterkeit zu bewahren wußten. Vier von ihnen hatten die Tour von Mogador nach Marokko zu Fuß gemacht, oft

genug im Trabe laufend trotz heißer Sonnengluth, und bei der Ankunft am Lagerplatz waren sie stets die Ersten bei dem Aufschlagen der Zelte und dem Abladen des schweren Gepäcks. Während der heißen Märsche nahmen sie zu einem sonderbaren Mittel sich abzukühlen ihre Zuflucht: ein langer Stab wurde den Rücken entlang zwischen dem Körper und dem einzigen wollenen Gewande durchgeschoben, und so eine fortdauernde Ventilation hergestellt. Wenn, wie es nicht selten vorkam, das Gefolge bis gegen Mitternacht auf die Abendmahlzeit warten mußte, so wurde die Zeit bis dahin stets in lebhaftem Gespräche verbracht, und hatte dann der erste Becher grünen Thees die Lebensgeister aufgefrischt, so begannen die Gesänge und geräuschvollen lustigen Unterhaltungen, die bis weit in den Morgen hineindauerten; denn mehr als drei oder vier Stunden Schlafes bedurften diese elastischen Naturen nicht.

In der südlichen und südöstlichen Umgebung der Stadt, wo ein weitverzweigtes Netz von überwölbten Kanälen den Boden bewässert, ist das Land gut angebaut — jetzt waren die Felder durch Heuschrecken verwüstet, und überall sah man Scharen von Arbeitern in ziemlich erfolglosem Bemühen mit der Vertilgung der gefräßigen Thiere beschäftigt, die in große Haufen zusammengefegt, mit Reisig bedeckt und verbrannt wurden. — In heller Morgenbeleuchtung lag die Landschaft vor den Blicken der Reisenden, als man in südöstlicher Richtung jetzt den Weg nach Tassermut einschlug, welchen Ort Lieutenant Washington als den besten Ausgangspunkt für eine Besteigung des Gebirges angiebt. Die nach Süden zum Gebirge ansteigende Ebene zeigte allenthalben gut bestellte Felder und kleine Baumpflanzungen; je mehr man sich aber dem Gebirge näherte, desto ausschließlicher wurde die Aufmerksamkeit durch den zusammenhängenden Bergwall in Anspruch genommen, der in einer Länge von etwa 30 km steil aus der Ebene emporragend dem Hauptgebirgszuge vorgelagert ist; die Breite des unregelmäßigen langen Plateaus beträgt 6 bis 8 km, seine Erhebung über der Ebene 800 bis 1000 m; nur einmal ist es auf seiner ganzen Länge durch einen Einschnitt unterbrochen, der bei Tassermut von einem Flußthal gebildet wird. Was man schon von der Stadt Marokko aus und vorher während der Wanderung über die Hochebene in Bezug auf die Kette des Großen Atlas im Süden und Südosten der Stadt zu bemerken geglaubt hatte, daß nämlich dieselbe eine durchaus andere Gestalt hat, als bisher angenommen wurde, zeigte sich, nun man ihr näher kam, vollkommen bestätigt. Die höchste Partie dieses Theiles des Gebirges liegt genau südlich von der Stadt, und zwar zeigt sich hier die Hauptkette auf einer 50 bis 60 km langen Strecke als ein fortlaufender Rücken oder Wall von 4000 m Höhe, auf dem hin und wieder einzelne Spitzen und Piks sich erheben, deren keiner den Kamm um mehr als 300 m überragt. Weiter nach Südosten verliert das Gebirge den Charakter des Zusammenhängenden, einzelne Bergmassen reihen sich aneinander, nirgends die Höhe von 4000 m erreichend, und doch alle von so wenig verschiedener Erhebung, daß man nicht weiß, welchen darunter Washington als den hervorragenden, höchsten Berg Miltsin bezeichnet. Am Abende des zweiten Tages kam man in Tassermut an, einem kleinen, von herrlichen Olivenhainen umgebenen Orte; auf einem Hügel daneben ragt ein mächtiges, altes Schloß empor, das erste einer langen Reihe ähnlicher fester Gebäude, die auf den nördlichen Vorbergen des Großen Atlas errichtet sind, und über deren Ursprung und Geschichte man bis heute noch ganz im Unklaren ist. Aus roh behauenen Steinen aufgeführt, enthalten diese Bergfesten im untern Stock gewölbte Räume und durchweg runde Thürbogen. Die Eingeborenen schreiben ihre Erbauung den Christen oder Römern zu, für welche beiden Namen sie nur eine Bezeichnung haben; mehrere darüber befragte Juden erklärten, daß die Portugiesen darunter zu verstehen wären: doch ist nirgends ein Anhalt für die Annahme vorhanden, daß Portugal jemals festen Fuß im Inlande von Marokko gefaßt, geschweige denn eine Festungslinie darin errichtet habe. Andererseits erscheint es nicht unmöglich, daß während oder unmittelbar nach der Herrschaft der Römer über das nordmarokkanische Tiefland diese Zwingburgen errichtet wurden, um die unabhängigen Gebirgsstämme des Großen Atlas, die den romanisirten Bewohnern der Ebene gar unbequeme Nachbaren sein mochten, in Zaum zu halten. Sobald günstigere Verhältnisse hier erst einmal die Vornahme von Ausgrabungen gestatten werden, wird mit dem Dunkel über den Ursprung dieser Gebäude auch wahrscheinlich ein Theil des Dunkels gelichtet werden, das uns bis jetzt noch die lange Periode der Geschichte Mauretaniens seit dem Verfalle des römischen Reiches bis zur Eroberung durch die Sarazenen verhüllt. — Bei einer genauern Rekognoscirung des Terrains ergab es sich, daß die Angabe des freundlich gesinnten Kaïds von Tassermut über die Schwierigkeit, von hier aus „den Schnee der Berge" zu erreichen, wohl begründet war; das Thal des kleinen Flusses, an dem der Ort liegt, führt nach Südosten, wo kein höherer Gipfel sich zeigt — so beschloß man ohne weitern Zeitverlust nach dem einige Meilen westlich gelegenen Urikathale aufzubrechen, das einen bequemen Zugang zu den Schneegipfeln bilden sollte. Ehe man Tassermut verließ, sollte man noch Zeuge eines traurigen Schauspiels sein, das die spätere Erinnerung an den reichen schöngelegenen Ort wohl trüben konnte. Eine Schar elender armer Juden, welche die Reisenden für sehr einflußreiche Persönlichkeiten halten mochten, umdrängte plötzlich Hooker und seine Gefährten, schreiend und mit flehenden Geberden ihren Schutz erbittend. Zur Unterstützung ihres Gesuches hatten sie eine Mona von Oliven und wenig appetitlich aussehendem Gepäck mitgebracht; zum Glück konnte man in Hinblick auf die von dem Kaïd schon gelieferte Mona die Annahme dieses Ergebenheitstributes verweigern, aber von einem schwärzlichen spirituosen Getränk, das sie in einer großen blechernen Kanne bei sich führten, mußte jeder Reisende zum Zeichen guten Willens einen irdenen Becher voll austrinken, den die eine der Frauen vor dem jedesmaligen Gebrauch sorgfältig mit einem Zipfel ihres unsäglich unsaubern Gewandes austrocknete. Die leidgewohnten, ergebenen und dabei intelligenten Mienen der armen Leute, ihr demüthiges gedrücktes Wesen, die traurig schwarze Kleidung, die sie hier alle tragen müssen, die Männer mit hohen nach oben spitzzulaufenden, schirmlosen Hüten auf dem Kopfe, die Art, wie sie den Saum der Kleider und die Knie der Fremden küßten: das Alles zusammen machte den traurigsten Eindruck.

Der Weg nach dem Urikathale führte in südwestlicher Richtung über unebenes hügeliges Terrain dicht unter dem steilen Abhange der plateauartigen Vorberge entlang; große Sandsteinblöcke, die meisten von 10 bis 20 cbkm Größe, nach Maw's Ansicht unzweifelhaft Moränentrümmer, lagen hier, theils einzeln zerstreut, theils in Massen neben- und übereinander. Gegen Abend erreichte man das Thal des Urikaflusses, und am nächsten Morgen wurde die Bergwanderung angetreten; der Fluß, der in genau süd-nördlicher Richtung von den Bergen herabkommt, war am untern Ende des Thales fast wasserlos, weil zur Bewässerung des Distriktes Urika verwendet — etwas weiter oberhalb zeigte er sich aber als reißender, wasserreicher Strom von 20 bis 40 m Breite. An seinen Ufern standen Pappeln und

Weiden, üppiger Graswuchs bedeckte den Boden daneben; der Pfad führte dicht unter der Thalwand entlang, auf der andern Seite lagen mehrere Dörfer. Allmälig verengte sich das Thal, und der Weg, der mehr am Abhange hinaufgeführt war, wurde an manchen Stellen schwer passirbar. Niedrige Waldungen von Sandarak- und Wachholderbäumen bedeckten hier allenthalben die Berghänge; nirgends höher als 30 Fuß; denn auch hier werden von den Eingeborenen unbarmherzig alle hohen Wälder durch Abbrennen des Unterholzes vernichtet. Nicht weit mehr war man von dem obern Ende des Thales entfernt, schon erblickte man von einem hohen Vorsprunge der steilen Wand ein langes Stück der schneebesäumten Hauptkette nach Osten sich hinziehend, als ein unerwartetes Hinderniß dicht vor dem Ziele zur Umkehr zwang. Durch den Anführer der marokkanischen Eskorte, Kaïd El Hasbi, aufgereizt, erklärten plötzlich die Leute des Gefolges, nicht weiter aufwärts gehen zu wollen. Ein Aufstand sollte unter den Bewohnern des obern Thales ausgebrochen sein, und das Betreten eines Gebiets, das die Herrschaft des Sultans nicht mehr anerkannte, wurde als ein gefährliches Unternehmen betrachtet. Sind gleich Empörungen in den Gebirgsdistrikten Südmarokkos keine Seltenheit, so waren die Reisenden in diesem Falle doch geneigt, den ganzen Aufstand für eine Erfindung des Kaïds anzusehen, durch welche er für eine Ermahnung sich rächte, die ihm Hooker am Tage vorher wegen mannigfacher von ihm begangener Unredlichkeiten ertheilt hatte. Dem ängstlich gemachten Gefolge gegenüber aber half kein Zureden, man mußte zur Umkehr sich entschließen; doch übte die sehr ernsthafte Drohung, dem Statthalter El Graui Bericht über sein Verhalten zu senden, eine gute Wirkung auf den Kaïd aus; bedeutend eingeschüchtert, verpflichtete er sich, die Reisenden nach dem westlich gelegenen Distrikte Neraya zu führen, der den besten Zugang zu den Schneebergen habe. Am nächsten Abende kam man in Tassilunt an, dem Hauptorte des Nerayadistriktes; ein breiter Strom durchfließt das Thal, in dem das Dorf inmitten großer Oelbaumplantagen liegt, der rothe Sandstein der Thalwände bildet einen schönen Kontrast zu dem üppigen Grün der kleinen Waldungen, die ihn stellenweise bedecken. Die Bevölkerung dieses Distriktes besteht, mit Ausnahme weniger ärmlicher Juden, ausschließlich aus Berbern oder Schelluh, die, in viele Stämme getheilt, in unaufhörlicher Feindschaft unter einander leben. An der Spitze jedes Stammes steht ein Scheich mit fast unumschränkter Machtvollkommenheit; bei den Stämmen jedoch, die des Sultans geistliche und weltliche Oberhoheit anerkennen, ist der Scheich dem Statthalter der Provinz zum Gehorsam verpflichtet. Die Schelluh des Großen Atlas, unvermischte Berbern wie die Rifbewohner Nordmarokkos und die Kabylen Algeriens, unterscheiden sich in ihrem Aeußern wesentlich von den Arabern. Sie haben das lange Gesicht, die bleiche gelbliche Hautfarbe, die vortretenden Backenknochen und nahe zusammenliegenden Augen von etwas hellerer Färbung als bei den Arabern, welche die Hauptmerkmale der Berbernrace sind. Das glatte Haar tragen sie meist kurz geschoren; in manchen Gegenden des Gebirges umwinden die Frauen das Haupt mit einem Turban, verschleiert sieht man sie nur selten. Die Männer tragen alle ein schwarzes Obergewand aus einem Gewebe von Kameel- oder Ziegenhaaren, in welches auf dem Rücken ein dreieckiges Stück farbigen, meist rothen, Stoffes eingesetzt ist. Von Natur thätiger und energischer als die Araber, sind die Schelluh die fleißigsten Ackerbauer. Ihre größere Intelligenz machte den Verkehr mit ihnen für die der Sprache unkundigen Fremden verhältnißmäßig leicht. Brauchte man auch zur Verständigung stets zwei Dolmetscher, so war es bei weitem nicht so schwierig, richtige Auskunft über fragliche Punkte von den Schelluh zu erhalten, als von dem arabischen Theile der Bevölkerung. Nach den ersten, durch Anwendung einfacher Mittel erzielten, glücklichen Kuren in den Schelluhdörfern ging Hooker der Ruf eines großen Arztes von Dorf zu Dorf voran; wo auch das Lager aufgeschlagen wurde, stellten sich bald zahlreiche hülfesuchende Patienten ein, die das erste Erforderniß zum Gelingen der Kur, den guten Glauben, mitbrachten. Ihre Neugier zeigten die Schelluh unverhohlen, jede Bewegung der Fremden wurde mit Interesse verfolgt. Eine besondere Freude konnte man ihnen durch Vorzeigen von Gewehren und durch Schießproben machen. Die langen Steinschloßgewehre und das schlechte Pulver, dessen sie sich bedienen, lassen ihnen die Leistungen der modern-europäischen Waffen wie Wunder erscheinen. Wenn die unaufhörlichen Reibereien zwischen den einzelnen Stämmen die Bevölkerung nicht verhängnißvoll vermindern, so hat dies seinen Grund lediglich in der Unzulänglichkeit ihrer Waffen: mehrere hundert Mann schießen oft den ganzen Tag über auf einander, viel Munition wird verbraucht, aber nur höchst selten übersteigt die Zahl der Opfer dieses Kampfes auf beiden Seiten zusammengenommen mehr als fünf oder sechs Mann. — Im Großen und Ganzen berechtigten die Wahrnehmungen, welche die Reisenden im Verkehr mit den Schelluh machten, zu dem Schlusse, daß ein Reisender, der neben einiger Vertrautheit mit der Berbernsprache eine wenn auch nur beschränkte Kenntniß der Medicin besäße, ohne Gefahr für Leben und Sicherheit unter den Schelluh sich aufhalten und die Erforschung der unbekannten Distrikte des Großen Atlas unternehmen könnte. Zwei Bedingungen freilich wären unerläßlich zu seinem Erfolge: die eine, daß er mit der marokkanischen Regierung auf gutem Fuße stände, die zweite, daß er nie einen Krankheitsfall unter den Eingeborenen zu behandeln unternähme, bei dem der tödtliche Ausgang vorauszusehen wäre; denn die Lage des ungläubigen Fremdlings unter den leicht erregbaren Bergbewohnern würde unzweifelhaft gefährlich sein, sobald dieselben ihm den Tod eines der Ihrigen zur Last legen könnten. Freilich würde der einzige Zweig specieller Naturforschung, den er ungehindert verfolgen dürfte, das dem Berufe des hakim angemessene „Kräutersammeln“, die Botanik, sein.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

V.

Die polynesischen Arbeiter.

Queensland besitzt ausgedehnte Striche Landes, die sich vorzüglich für den Anbau von Zucker eignen. Das beste Land scheint nördlich von Rockhampton um Port Makay zu liegen. Zuerst begann diese Industrie in großartigem Maßstabe. In Cuba, Britisch Guiana, Westindien rc. war der Pflanzer auch Verarbeiter des Rohstoffes; er macht Zucker und auch Rum. Die Queensländer Zuckerbauer versuchten dasselbe Verfahren und — fallirten. Allmälig ist eine Theilung der Arbeit eingetreten. Die kleinen Farmer bauen das Rohr für die Fabrikanten. Die Industrie ist jedoch nicht im Aufschwung. Vielleicht ist der Rückgang nur momentan. Jedenfalls hängt die Zukunft dieses Erwerbszweiges von der Beschaffung der Arbeit ab. Sie muß billig sein, damit das Produkt konkurrenzfähig bleibt, und diese Billigkeit kann nur durch die Einführung von Kulis erreicht werden.

In Queensland sowohl wie außerhalb der Kolonie sind von jeher und werden noch heute, wenn auch in mäßigerer Weise, Proteste erhoben gegen die Einführung dieser Südseeinsulaner. „Erst kürzlich," schreibt der Queensländer Korrespondent der Australischen Zeitung, „erst kürzlich wurden zwei Südseeinsulaner wegen eines teuflischen Verbrechens zum Tode verurtheilt, und schon wieder ist ein ganzes Dutzend dieser „harmlosen" Halbsklaven der Plantagenbesitzer wegen beabsichtigten Mordes, Diebstahls u. s. w. eingefangen und eingekerkert worden." Ein junges Mädchen wurde überfallen, doch noch rechtzeitig aus den Händen dieser Kerle befreit, eine Frau mit ihren Kindern von einer ganzen Bande in ihrem verrammelten Hause belagert. „Ich meine, es wird hohe Zeit," schließt der Berichterstatter, „daß das Volk gegen die Einfuhr solchen Gesindels, mit dem unsere Pflanzer gewisse Distrikte der Kolonie unsicher machen, ernstliche Einsprache erhebt."

Der Grund für diese Opposition ist neu, aber die Opposition selber ist alt. Hier behauptet man, daß eine verworfene Menschenklasse in die tugendhafteren Kreise der europäischen Kolonisten eingeführt werde und die moralische Atmosphäre Queenslands vergifte. Dagegen wollen barmherzige Philanthropen den farbigen Bruder vor dem hartherzigen Pflanzer schützen. Die Sklaverei der Südstaaten Nordamerikas soll nicht auf britischem Boden wiederholt werden. Wie kann man es dulden, daß der Polynesier in englischen Kolonien in die Knechtschaft verkauft wird, während englische Flotten den Menschenhandel in allen Meeren bekämpfen! Man schilderte die Lage der Polynesier als eine entsetzlich traurige. Von ihren Inseln würden die Nichtsahnenden auf die Schiffe der „Sklavenhändler" gelockt und gegen ihren Willen entführt. Nach ihrer Ankunft wären sie bei harter Arbeit schlecht gekleidet und gespeist. Man hielte sie mit Gewalt fern von ihrer Heimath, nach der sie sich sehnten. Ihre Zahlen würden durch ihre Behandlung decimirt u. s. w. Auch die Zeitungen der übrigen Kolonien wiederholten diese Klagen; man wollte keine Sklaven im freien Australien. Diese Anschuldigungen entbehren, soweit sie sich auf Queensland beziehen, jeder Begründung. Sie sind in ihrer eigentlichen Substanz rein aus der Luft gegriffen. Sie beziehen sich auch größtentheils auf die Fidschi-Inseln, aber die Fidschi-Inseln stehen erst seit Kurzem unter englischer Regierung und die Klagen sind ältern Datums. Um jeden Mißbrauch zu verhüten, wurde der „Polynesian Akt" 1868 als Gesetz eingeführt. Die Bestimmungen zum Schutze der Einwanderer gehen bis ins Kleinste. Ihre Kleidung und Diät auf dem Schiffe wie in der Kolonie, der Lohn und kostenfreie Rückkehr nach dreijährigem Aufenthalt und anderes mehr sind genau festgestellt. Nur mit Bewilligung der Regierung kann der Polynesier von einem Herrn an einen andern übertragen werden. Nur auf seinen eigenen Wunsch kann man ihn vor Ablauf seiner dreijährigen Dienstzeit aus der Kolonie entfernen. Während dieser Zeit ist seine gesetzmäßig vorgeschriebene Verpflegung nebst Wohnung, Kleidung, Seife, Tabak rc. eine solche, wie sie sich wohl mancher gut gestellte europäische Arbeiter wünschen möchte. Nach Ablauf der Zeit empfängt er 6 Pf. St. pro Jahr, 18 Pf. St. in allem. Die Summe ist nicht groß, aber man muß erwägen, daß der Arbeitgeber alle Kosten zu tragen hat; diese 18 Pf. St. repräsentiren die Ersparnisse des polynesischen Arbeiters.

Ich habe diese polynesischen Arbeiter in den verschiedensten Beschäftigungen gesehen. Sie sind auf den Werften der Hafenplätze zu finden, in Booten als Ruderer, in den Fleischconservenfabriken, als Schäfer auf den Stationen, der größte Theil aber arbeitet auf den Zuckerplantagen. Mir ist stets aufgefallen, wie sauber sie aussahen und mit welcher Munterkeit und Geschicklichkeit sie ihre Arbeit verrichteten. Von einer gedrückten Stimmung war nicht im entferntesten die Rede; wenn das Gegentheil behauptet worden wäre, so hätte ich zustimmen müssen. Die Aufsicht der Regierung schien eine sehr genaue zu sein, der Richter bei den wenigen Klagen, von denen ich hörte, eher auf der Seite des Polynesiers zu stehen. Wenn jemand im Nachtheile war, so war es sicherlich der Herr.

Ueberhaupt schien mir die Opposition gegen die Einführung von Polynesiern nicht recht eigentlich aus dem Lager der Philanthropen, sondern aus dem der Arbeiter zu kommen. Der weiße Arbeiter wünscht die polynesische Konkurrenz nicht. Er glaubt, daß durch die billigeren Arbeitskräfte der Preis für seine eigenen Leistungen herabgedrückt wird, weil er es nicht einsehen kann, daß er selber nur durch den andern existiren kann, daß ohne die Kulturen, welche er selber nicht betreiben mag und kann, seine eigenen Dienste nicht verlangt würden, daß seine Anwesenheit und sein Wohlergehen durch den bedingt ist, den er entfernen möchte. Daher stemmt er sich gegen die Einwanderung von Polynesiern. Das Parlamentsmitglied, das seiner Stimme bedarf, stimmt in seinen Ruf ein, Briefe werden an Philanthropen geschrieben, welche sich in Exeter Hall vor Gesinnungsgenossen in wohlgemeinten Deklamationen über die schreckliche Lage der dunkelfarbigen Brüder ergehen, die Sache findet ihren Weg aus einer Zeitung in die andere und bekommt einen festen Status. Aber alle Augenzeugen, alle, welche die Angelegen-

heit an Ort und Stelle vorurtheilsfrei untersuchten, sind entgegengesetzter Meinung. Es wäre auch unmöglich, eine andere Ansicht zu haben.

Es ist ganz richtig, daß die Polynesier den Kontrakt, den sie unterzeichnen, nicht verstehen. Um sie zu schützen, ist ein besonderer Beamter angestellt, der mit ihrer Sprache vertraut ist, und den Inhalt und die Bedeutung verdolmetscht. Aber auch er möchte im Interesse der Pflanzer gegen die Polynesier handeln. Dem wäre zu entgegnen, daß die Einwanderung von Polynesiern sich steigert und daß viele nach vollendetem dreijährigen Dienst einen neuen Kontrakt eingehen. Man vergleiche nachstehende Zahlen!

	1871	1872	1873	1874	1875	1871/75
Einwanderung	1428	468	1023	1503	2734	7156
Auswanderung	806	488	288	1060	475	3117

Es ist ersichtlich nicht nur, daß eine beträchtliche Anzahl der Eingewanderten es vorzog, ihren Aufenthalt zu verlängern, sondern auch daß die Einwanderung in den letzten drei Jahren in bedeutend steigenden Proportionen zunahm. Gewiß nicht in Folge von schlechten Nachrichten über die Behandlung, welche die in ihre Heimath Zurückkehrenden erfahren hatten. Daß sie nicht dauernd in Queensland sich niederlassen, ist erklärlich. Sie kommen ohne ihre Weiber; wenigstens begleiteten 1875 nur 67 Frauen eine Zahl von 2615 Männern.

Und in dieser Ungleichheit der Geschlechter finden auch wohl die Excesse Erklärung, welche einige der Insulaner zum Schaffot, andere ins Gefängniß führten. Es wäre vielleicht besser, man ließe sie nach drei Jahren in ihre Heimath zurückkehren. Die heftigen Naturtriebe dieser unkultivirten heißblütigen Menschen lassen sich nicht leicht zähmen und jene Ausbrüche von Leidenschaft werden wiederkehren, so lange sie in unnatürlichen Verhältnissen leben. Aber im Allgemeinen ist der Polynesier ein friedlicher, zuverlässiger Mensch und keineswegs zu Ausschreitungen geneigt. Wie nach unparteiischer Prüfung kein Grund vorliegt, welcher seine Anwesenheit in der Kolonie schädlich oder gefährlich machen könnte, so sind auch die Anklagen hinfällig, welche gegen die erhoben worden sind, durch welche sie eingeführt oder beschäftigt wurden.

Im Jahre 1871 machte der Gouverneur der Kolonie selber der englischen Regierung den Vorschlag, eine Kommission zu ernennen und abzusenden, welche die Sachlage untersuchen und Bericht darüber abstatten sollte, damit die falschen Vorstellungen über den sogenannten Kulihandel gehoben würden. Die englische Regierung ist nicht darauf eingegangen. Es wäre vielleicht besser für die Kolonie und ihren Ruf gewesen, eine Untersuchung hätte stattgefunden.

Die Stellung der Frau unter den Eingeborenen des Gouvernements Tomsk.

II.

3. Zum türkisch-mongolischen Stamme gehören die tschulymschen, tomskischen und kainskischen Tataren sowie die Altaier.

Die am Tschulym Wohnenden — etwa 4300 Köpfe stark — werden gemeinhin als Tataren bezeichnet, weil ihre Physiognomie tatarisch (oder richtiger tatarisch-mongolisch) erscheint. Die Männer sind von mittlerer Größe, breitschulterig, ihre Gesichtsfarbe ist dunkel; sie tragen ihre Haare lang; ihr Bartwuchs ist spärlich. Alle haben große schöne braune Augen, dichte buschige Brauen und blendend weiße Zähne. Die Männer sind entschieden schön. Von den Weibern kann man das nicht behaupten; die stark vorspringenden Wangenbeine nehmen dem Gesicht jeglichen Reiz. Ihre Sprache ist ein türkischer Dialekt mit finnischen Beimischungen. Offenbar sind es Tataren, welche stark mit finnischen und samojedischen Elementen versetzt sind; jetzt unterliegen sie allmälig dem russischen Einflusse und werden russificirt. Am meisten hat das Geschlecht Kisil, dessen Angehörige am obern Laufe des Tschulym wohnen, sich die tatarischen Eigenthümlichkeiten zu bewahren gewußt. Sie wohnen in Sommer- und Winterjurten, von denen die letzteren fast das Aussehen von Häusern haben, doch immerhin sehr dürftig eingerichtet sind.

Die Kleidung ist bei Männern wie bei Frauen sehr einfach. Die Männer tragen im Sommer lange Röcke (Kaftan) aus blauem oder grauem Tuche mit stehendem, pelzverbrämtem Kragen und baumwollene Unterkleider; im Winter dagegen Schaf- oder Renthierpelze. Sie benutzen mit Vorliebe russische Stiefeln oder sogenannte „Unten“, hohe aus Renthierfell angefertigte Stiefeln, bei denen das Rauhe nach außen gekehrt ist. Die Frauen haben im Sommer meist nur Hemden aus Leinwand oder chinesischem Baumwollenzeuge (Daba genannt) ohne Gürtel; auf dem Kopf eine rothe Kappe, aber bloße Füße. Wenn sie sich schmücken wollen, so wählen sie baumwollene oder seidene Gewänder von einfach bäuerischem Schnitt, setzen eine Mütze von rothem Sammet, mit dunkelbraunem Fuchspelz verbrämt, aufs Haupt und ziehen rothe Schuhe an. Im Winter hüllen sie sich in mit Seide überzogene Pelze.

Unter den Angehörigen des Geschlechts Kisil, bei welchem die alten Sitten noch im Schwange sind, ist es Gebrauch, die Kinder zu verloben, nachdem sie kaum aus den Windeln sind. Man verfährt dabei folgendermaßen:

Ein Vater, welcher die Absicht hat, seinen noch minderjährigen Sohn mit der noch minderjährigen Tochter eines Freundes zu verbinden, begiebt sich mit seiner Frau und den nächsten Verwandten an den Wohnsitz (Uluss) der Auserwählten. Er führt eine reichliche Menge Branntwein und Tabak bei sich. Die Angekommenen treten in die Jurte des Vaters der Auserwählten und setzen sich; nachdem man dies und jenes besprochen, nimmt der Vater des Bräutigams eine in Bereitschaft gehaltene Schale und füllt sie mit Branntwein, während gleichzeitig einer der Verwandten die Pfeife mit Tabak füllt und eine glühende Kohle zum Anzünden bereit hält. Alle erheben sich von ihren Sitzen, und der Vater des Bräutigams, dem Vater der Braut das Glas mit Branntwein darbietend, spricht zu ihm folgende officielle Worte: „Wenn das Wasser Deine Wohnung überfluthet, so

werde ich ein fester Damm sein; wenn der Wind in Deine Wohnung bläst, so werde ich eine schützende Wand sein; wenn Du mich rufst, werde ich herzulaufen wie ein Hund; wenn Du mich auf den Kopf schlägst, so werde ich in Dein Haus treten und Dein Verwandter werden.“ Dann folgt die eigentliche Brautwerbung. Will der Vater der Auserkorenen nichts von der Verbindung wissen, so weist er den angebotenen Branntwein zurück, die Gäste empfehlen sich und ziehen ab. Ist der Vater aber einverstanden, so trinkt er den Branntwein, nimmt die ihm dargebotene Pfeife und raucht sie an. Dann setzen sich alle nieder, fangen an zu trinken und verhandeln über die Zeit der ehelichen Vereinigung sowie über den zu zahlenden Kaufpreis, welcher gewöhnlich 10 bis 30 Stück Vieh beträgt. Die Werbung endet damit, daß der Vater des Bräutigams dem Vater und den Verwandten der Braut einige baumwollene Tücher schenkt.

Der kindliche Bräutigam besucht nun von Zeit zu Zeit seine Braut, verweilt in ihrem Hause Wochen lang und, sobald er kann, hilft er bei der Arbeit. Außerdem ist er jedoch verpflichtet, dreimal jährlich mit seinen Eltern und seinen nächsten Anverwandten seiner Braut officielle Besuche abzustatten und dabei jedes Mal Geschenke darzubringen.

Die eigentliche Hochzeit findet erst statt, sobald die Verlobten das 17. Lebensjahr erreicht haben; sie wird nur im Sommer gefeiert. Vor der priesterlichen Einsegnung versammelt sich alles im Hause der Braut: der Bräutigam faßt die Braut an der Hand und fällt ihrem Vater zu Füßen. Der Vater erhebt die Knienden und sagt zur Tochter: „Gut, meine Tochter, Du magst gehen!“ Nun reiten oder fahren alle Anwesenden zur Kirche.

Nach Beendigung des kirchlichen Aktes läßt man die Eheleute noch nicht allein, sondern trennt sie, indem die Verwandten sie in die Jurte der Eltern begleiten. Dabei einigt man sich über den Termin der eigentlichen Hochzeitsfeier, wobei alte Sitten und Gebräuche noch vielfach beobachtet werden. Im Wesentlichen beschränkt sich diese aber auf ein großes Zechgelage und das Absingen von allerlei Hochzeitsgesängen, und allerlei Umzüge.

Nach der Erzählung einiger alter Leute wurde früher noch folgende Sitte beobachtet: Am Tage nach der erfolgten Eheschließung begab sich eine der Verwandten des jungen Ehemannes in die Jurte der Neuvermählten und führte die junge Frau hinaus — um sich vor der Sonne zu beugen. Eine Decke wurde über die Frau geworfen, und unter dieser sich so tief als möglich beugend mußte sie hinter ihrer Führerin her zu allen Verwandten gehen von einer Jurte zur andern — die Sonne zu begrüßen.

Eine Mitgift erhält die Braut nicht in jedem Falle; es hängt das ganz vom guten Willen der Eltern ab, ob und was sie geben; gewöhnlich schenken sie der Tochter einiges an Kleidern und Hausgeräth.

Der Mann ist der Gebieter seiner Frau. Er hat das Recht über sie zu verfügen, doch ist er dabei verpflichtet, für sie zu sorgen. Die Frau hat das Recht, vom Manne die Mittel zum Lebensunterhalt zu fordern, ist aber verpflichtet, dem Manne unbedingt zu gehorchen.

Das Recht, über ihr Vermögen zu disponiren, steht beiden Ehegatten in gleicher Weise zu, jedoch nur in dem Maße, als jeder von ihnen das Vermögen erworben.

Nach dem Tode des Mannes erhält die Wittwe den fünften Theil des hinterlassenen Vermögens; jede der Töchter ein Zehntel, der Rest wird gleichmäßig unter die Söhne vertheilt. Wenn eine Wittwe sich wieder verheirathet, so behält sie alle ihre Kleider und Schmucksachen; dagegen verbleiben alle Hausgegenstände sowie der ihr zuerkannte fünfte Theil den Kindern des verstorbenen Mannes. Derartige Erbschaftsgesetze existiren noch viele.

Die tomskischen Tataren leben vorherrschend am Flusse Tom; sie sind die Nachkommen jener Eingeborenen, welche von den Russen im 17. Jahrhundert hier angetroffen wurden. Sie sind den kainskischen Tataren sehr ähnlich.

Die kainskischen Tataren (von Müller Barabinzen genannt) sind die Nachkommen der Horde Kutschum's, welche sich an den Flüssen Om und Tara nebst Zuflüssen ansiedelte. Der größte Theil bewohnt das Gebiet von Kainsk, nur ein kleiner das Gebiet von Barnaul an der Kulunda. Es sind etwa 5500 Individuen beiderlei Geschlechts.

Sowohl die tomskischen als die kainskischen Tataren sind von mittlerer Größe, von kräftigem Körperbau; sie haben eine dunkele Gesichtsfarbe mit mongolischen Zügen. Die Kleidung des Mannes besteht in einem langen, bis an die Knie reichenden Hemde mit weiten Aermeln und stehendem Kragen und einem Rock (chalat); an den Füßen tragen sie Strümpfe und lederne Schuhe, auf dem Kopf eine kleine Mütze mit Pelzbesatz. Die Frauen kleiden sich in lange Hemden, weite Hosen; darüber ein Gewand (beschmet) ohne Aermel, dann ein seidenes oder baumwollenes Obergewand (chalat). Ihr Kopfputz besteht aus einer bei Reichen mit Gold gestickten Kopfbinde, über welche eine flache sammetne Mütze mit Gold und Pelz verbrämt getragen wird. Für gewöhnlich schlagen die Frauen jedoch ein (circa 3 m) langes Tuch um den Kopf und lassen die Enden am Nacken herabhängen. An die Füße ziehen sie bunte Strümpfe und darüber mit Gold ausgenähte Schuhe mit Absätzen.

Die tomskischen Tataren sind reinlich, auch fleißig; sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht; die kainskischen Tataren dagegen sind unreinlich und faul, nicht gastfrei; sie sind Fischer und Jäger.

Sowohl die tomskischen als die kainskischen Tataren sind Anhänger Mohammed's; die Stellung der Frau wird daher bei ihnen streng nach den Vorschriften des Koran geregelt. Es sind viele sprichwörtliche Redensarten über die Frau bei den Tataren im Gange, z. B.: Eine Frau ohne Mann — ein Roß ohne Zügel. — Der Rath eines Weibes paßt nur für ein Weib. — Ein gutes Weib ist ein Weib, aber ein böses — ein Teufel. — Bevor ein Monat nicht vorüber, lobe nicht dein Roß, bevor ein Jahr vorüber ist, lobe nicht deine Frau.

Die Frau wird gekauft, d. h. durch Erlegung eines Kalyms erworben, und auch nach der Eheschließung bleibt die Braut im Hause ihrer Eltern, bis der Kaufpreis voll bezahlt ist. Doch ist die Stellung der Frau besser als bei den übrigen Eingeborenen, wenngleich der Mann sie stets als ein niedriges Wesen betrachtet. Es giebt Fälle, in denen eine kluge und energische Frau die ganze Haushaltung in ihre Leitung nimmt und das ganze Haus beherrscht als vollwichtige Hausfrau — wie anderswo. Doch ist das ein Eingriff in die Rechte des Mannes. Der Tatarenfrau steht kein anderes Recht zu, als zu arbeiten — von Morgens bis zum Abend wie ein Lastpferd. Ob sie gut oder böse ist, ob tugendhaft oder lasterhaft — es ist einerlei: ihre Lage bessert sich nicht; sie möge sich abmühen, um die Mittel zum Lebensunterhalt zu beschaffen; ihr einziges Verdienst und ihre wichtigste Pflicht besteht darin, dem Manne Leibeserben zu geben.

Von den Eingeborenen des Gouvernements Tomsk gehören die Altaier ebenfalls dem mongolisch-türkischen Stamme an. Die Altaier zerfallen in zwei Gruppen: die nördliche Gruppe umfaßt die schwarzen Tataren (Tschernewije Tatare) und die Teleuten; die südliche Gruppe die altaischen Kalmücken und die Kalmück-Dwoedanzen.

Die schwarzen Tataren haben ihren Namen erhalten von der mit dichtem Wald bedeckten Gegend, welche sie innehaben; sie nomadisiren im nördlichen Theil des Altaigebirges; sie sind stark gemischt mit finnischen, türkischen und mongolischen Elementen. Man zählt im Gouvernement Tomsk 16 354 nomadisirende und 3498 ansässige Tataren.

Die Teleuten (5788 Köpfe) leben theils nomadisirend, theils ansässig in den Gebieten von Kusnetzk und Biisk; sie werden bald zum türkischen, bald zu dem finnischen Stamme gerechnet.

Die nördlichen Altaier sind von mittlerer Größe, von kräftigem Körperbau, haben eine dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Augen, vortretende Backenknochen, dicke Lippen, weiße Zähne und straffe schwarze Haare.

Die Frauen und Mädchen tragen ein Hemd mit stehendem Kragen, welcher aus einem etwa 4 bis 5 cm breiten mit Knöpfen und Muscheln benähten Sammetstreifen besteht. Ihre Haare flechten sie in zwei Zöpfe, welche an den Enden zusammengebunden werden und bis auf den Gürtel herabhängen. Bei festlicher Gelegenheit ziehen sie sammetne, reichgestickte Obergewänder (Kaftan) an. Die jungen Mädchen durchflechten die Zöpfe mit Knöpfen, Glasperlen und kleinen Schellen.

Von Reinlichkeit sind sie keine großen Freunde — ein neues einmal angezogenes Hemd wird nie abgelegt und nie gewaschen, bis es endlich in Stücke zerfällt. Die ansässigen Altaier haben schon die russische Tracht angenommen.

Die Teleuten des Gebietes von Kusnetzk zeichnen sich durch blaue oder rothe wollene Strümpfe aus und tragen im Winter spitze Mützen aus rothem Tuch.

Ihre Jurten repräsentiren alle möglichen Uebergänge zur (russischen) Bauernhütte.

Der Haupterwerb der Altaier ist die Jagd; daneben sammeln sie Cedernüsse, treiben Bienenzucht, hier und da auch Fischerei. Ackerbau ist nur wenig verbreitet unter ihnen.

Sowohl die schwarzen Tataren als die Teleuten sind ehrlich, friedliebend, gastfreundlich, doch faul, dem Branntwein ergeben und unreinlich in höchstem Grade.

Die Bräute werden größtentheils gestohlen. Der Bräutigam verabredet sich mit der Braut, erhält von ihr ein Tuch als Pfand und kommt in der Nacht auf einem guten Reitpferd in Begleitung seines Freundes zum Lager (Uluß). Die Braut wird ergriffen, sofort aufs Pferd gesetzt und eilends geht's in den Uluß des Bräutigams.

Dann wird die Braut der Mutter des Bräutigams oder nahen Verwandten überliefert und gegen Morgen eine zur Aufnahme des jungen Paares bestimmte Hütte (Odach genannt) hergerichtet. Man nimmt dazu neun lange, schlanke Birken, deren Wipfel zusammengebunden werden, während die aus einander weichenden Stämme das Gerüst der Jurte darstellen; die Wände werden aus Birkenrinde angefertigt. Nun tritt das junge Paar in die Jurte. Das erste, was der Bräutigam zu thun hat, ist das Anfachen eines Feuers mit Hülfe von Stahl und Stein; das Feuer darf nicht von außen in die Hütte gebracht werden. Dabei wird sorgfältig darauf geachtet, wohin die Funken springen, ob an mehrere Stellen des Zunders oder nur an eine einzige; das letztere bedeutet den frühen Tod eines der beiden Gatten. Während der Bräutigam das Feuer anmacht, steht die Braut am Eingang der Jurte und vertheilt an die Anwesenden, insbesondere an diejenigen, welche die Jurte aufbauten, kupferne Ringe. Um diese reichlich zu besitzen, sammeln die jungen Mädchen von frühester Kindheit an derartige Ringe, so daß sie bei ihrer Verheirathung 100 und mehr Stück davon besitzen. Die „grüne Jurte“ (Odach) steht drei Tage, während dessen die jungen Eheleute sich nicht daraus entfernen. Dann wird die Bekleidung der Jurte entfernt und das Gerüst in den Wald getragen.

Vom Feuer in der „grünen Jurte“ darf niemand etwas nehmen.

Die Schmausereien bei Gelegenheit der Hochzeit heißen „baiga“. Die Haupt-Baiga wird vom Bräutigam bei der „grünen Jurte“ abgehalten; vier andere später bei den Eltern der Braut. Das erste Gelage dieser letzteren, die sogenannte Friedens-Baiga, findet 5 bis 10 Tage nach dem Raube statt. Das junge Paar begiebt sich in Begleitung der Verwandten des Mannes und ausgerüstet mit dem hinreichenden Quantum von Branntwein zu den Eltern der jungen Frau, um sich zu versöhnen und zu verabreden, wie hoch der Kaufpreis für die gestohlene Tochter zu bemessen sei. Man kommt den Räubern mit einer Peitsche entgegen, um sie zu erschrecken. Der Reiche bezahlt den Kalym mit einem Male, der Arme allmälig, oft im Verlauf einiger Jahre. Es ereignet sich, daß die Eltern der Braut den ganzen Kalym als Mitgift lassen und noch aus dem eigenen Vermögen einen Beitrag hinzufügen. Um die Bezahlung des Kalyms zu ermöglichen, helfen die Unverheiratheten, indem jeder einen Rubel hergiebt. Doch ist ein hoher Kaufpreis nicht immer ein Vortheil für die Frau. Wenn eine solche zur Wittwe wird, so kann sie dadurch in unbequeme Verhältnisse gelangen. Die verheiratheten Mitglieder einer großen Familiengemeinschaft leben nämlich jeder für sich in seiner eigenen Jurte, jeder bestellt seinen eigenen Acker zu eigener Nahrung; alle anderen Einkünfte müssen aber dem Familienoberhaupt abgeliefert werden. Eine Wittwe hat nur den Acker und wird dadurch zur ewigen Sklavin ihres Schwiegervaters, welcher sie gekauft hat und der dem etwaigen neuen Käufer nicht einen Kopeken abläßt. Aber wegen des hohen Kalyms kommt niemand, sich um die Wittwe zu bewerben. Ein Glück ist es, wenn der Verstorbene einen unverheiratheten Bruder besaß, welcher — wie im altjüdischen Gesetze — die Wittwe des Bruders ehelichen kann. Die Heirathen werden gewöhnlich im Frühling vollzogen. Geht nun die Braut aus dem elterlichen Hause, bevor der Kuckuk schreit, so wird der Verlobungsschmaus bis zu dem Termin verschoben, zu welchem jener Vogel sich zuerst hören läßt. Das zweite Fest, die sogenannte Tabaks-Baiga, findet einen Monat nach dem Fortgang der Braut statt; hier beschenken die Verwandten des jungen Ehemannes die Verwandten der Frau mit Tabak. Das dritte Fest, die sogenannte Fleisch-Baiga, wird bei reichen Leuten nach der Kornernte, bei weniger bemittelten nach einem oder zwei Jahren, bei armen Leuten gelegentlich gefeiert; dabei wird nämlich eine Kuh oder ein Ochse zum Schlachten herbeigeschafft. Zum vierten und letzten Fest wird ein Pferd zum Gastmahl geschlachtet. Bei allen Festen spielt der Branntwein eine große Rolle — man trinkt, singt, tanzt, spielt, läuft um die Wette, um Tücher, Kleider oder Stiefeln zu gewinnen.

Bei allen Altaiern, sowohl den nördlichen als auch den südlichen, spricht die Frau aus Scheu nie den Namen ihres Mannes aus, wie den seiner Anverwandten, sie wagt nicht über die Schwelle der Jurte ihres Schwiegervaters zu gehen, entblößt weder das Haupt noch die Füße vor ihm, legt nie etwas direct in seine Hände. Andererseits verkehrt der Schwiegervater nicht ungezwungen mit der Schwiegertochter, scherzt niemals mit ihr, entfernt sich von ihr, sobald sie sich die Haare kämmt. In der Ehe sind die Altaier im Allgemeinen treu, nicht ausschweifend, sie lieben ihre Kinder. Auf den Schultern der Frau ruhen entschieden alle häuslichen Arbeiten. Sie näht das Schuhwerk, die Kleider, sie webt, sie

bereitet den Branntwein, sorgt für Heizmaterial, sattelt und zäumt die Pferde, und außerdem ackert sie, mäht und thut vieles andere.

Ist der Mann gestorben, so trägt die Frau zur Trauer einen auf die linke Seite gewandten Pelz einen bis sieben Tage lang.

Die Altai-Kalmücken, 11 827 Individuen, nomadisiren im südlichen Theil des Altai; im Gebiet von Biisk an den Flüssen Tscharisch und Katun; die sogenannten Kalmück-Dwojedanzen, etwa 2000 Köpfe stark, haben ihre Lager an den Flüssen Tschuja, Baschkaus und Tschulaman.

Die südlichen Altaier sind von mittlerer Größe, hager, haben ein flaches Gesicht, eine kleine Stirn, vortretende Backenknochen; Haare und Augenbrauen sind so schwarz wie Pech und so straff wie eine Pferdemähne, die Augen liegen tief; der Zwischenraum zwischen beiden Augen ist beträchtlich. Den Männern fehlt ein Bart vollständig. Der Kopf wird bis zum Scheitel geschoren, nur hier bleibt ein Schopf langer Haare sitzen und wird zu einem Zopf geflochten. Die Frauen und Mädchen tragen ihr Haar so wie die nördlichen Altaier.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hemd und kurzen Hosen und darüber ein Obergewand mit weiten Aermeln; im Winter ein langer Rock (Kaftan) oder Schafpelz. An den Füßen werden Sommers und Winters leicht zugespitzte Stiefeln ohne Absatz getragen. Die Kleidung der Weiber ist mit geringem Unterschied dieselbe wie die der Männer. Im Sommer ziehen die Weiber anstatt eines Hemdes ein Gewand an, welches sie Tschegedek nennen; es ist meist aus blaufarbigem Stoffe gemacht und hat in seinem Schnitt eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Frack. Außer den Aermeln, welche nur zum Staat da sind, werden darunter zwei Oeffnungen angebracht, um die Arme durchzustecken. Das Gewand ist ringsum mit rothem Band besetzt und wird am Halse durch zwei rothe Glasknöpfe zusammengehalten. Im Winter wird dieses Gewand über den Pelz gezogen. Die Zöpfe werden mit Perlen, mit Muscheln, mit kupfernen Knöpfen verziert. Die Enden der Zöpfe müssen tiefer als der Gürtel herabhängen, daher werden, um die Natur zu unterstützen, Pferdehaare u. s. w. angebunden, und schließlich Schlüssel darangehängt. Alles zusammengenommen, gewährt der Kopfschmuck einen sonderbaren Anblick; bei der geringsten Bewegung entsteht Geräusch und Lärm. Auch Ohrgehänge werden getragen. Kurz die Frauen schmücken sich, so viel sie vermögen. Die südlichen Altaier leben als Nomaden nur in Jurten; sie sind Jäger, sammeln Cedernüsse, treiben Viehzucht.

Nur ein Theil ist zum Christenthum bekehrt; die Mehrzahl sind Heiden geblieben.

Die Hochzeitsgebräuche sind bemerkenswerth und in gewissem Sinne poetisch.

Ein junger Mann, der im Begriff steht, sich zu verheirathen, sendet zu den Eltern seiner Auserkorenen einige Freiwerber. Einer davon fällt vor dem Vater auf die Knie und spricht: „Ich bin da und beuge die Knie vor Deiner Schwelle; ich bin da und grüße Deine Pforte; ich bin da und erfreue mich an Deinem Dasein; ich bin gekommen und bitte um ein Haupt! Mag meine Werbung gleich sein den untrennbaren Wangen; mag sie so innig sein wie der Panzer mit seinem Kragen verbunden; mag unsere Verwandtschaft so eng werden, wie die Schichten der Birkenrinde, wie eine seidene Naht! Ich bin gekommen, um einen Stiel zu einem Messer zu suchen. Früher war Krieg; ich will Frieden schließen; ich erfreue mich an Deinem Dasein; ich bin gekommen, um zu werben. Welche Antwort giebst Du?“

Der erste Freiwerber, immer noch auf den Knien liegend, bietet dem Vater eine gestopfte Pfeife dar; der zweite Freiwerber hält brennenden Zunder bereit, um den Tabak zu entzünden, sobald der Vater die Hand nach der Pfeife ausstreckt. Das ist das Zeichen, daß die Werbung angenommen ist. Mitunter wird das erwartete Zeichen nicht so schnell gegeben: der Vater beruft sich auf die Mutter der Braut, wünscht sich mit ihren Brüdern zu berathen. Sind endlich alle Verwandten einverstanden, so wird über den Kalym verhandelt. Der Vater der Braut wendet sich zum ersten Freiwerber und sagt: „Mein Auge ist tief und mein Bauch weit.“ Der Freiwerber willigt ein und die Friedenspfeife wird weitergeraucht. Jetzt erhebt sich der erste Freiwerber von seinen Knien und die übrigen Werber bringen große lederne Gefäße (taschauri) mit Kumys und Branntwein dar. Das Zutrinken beginnt. Nach einiger Zeit nehmen die Werber Abschied mit gleich hochtrabenden Worten wie anfangs und kehren zum Bräutigam zurück, theilen ihm die Bedingungen und den Kalym mit und zechen wiederum. Endlich wird der Tag festgesetzt, an welchem die Braut zum Bräutigam kommen soll. Zwei junge Männer reiten zur Jurte der Braut; jeder hält in der Hand eine kleine Birke, an welcher ein Vorhang befestigt ist. Der Braut wird ein gesatteltes Pferd zum Besteigen vorgeführt; die beiden Freunde reiten zur Seite der Braut und halten die Birke mit dem Vorhang auf dem ganzen Wege so, daß die Braut die neue Jurte nicht früher zu Gesicht bekommt, ehe sie dieselbe betritt. Daß eine große Gesellschaft die Braut begleitet, ist natürlich selbstverständlich. Jetzt ist alles bereit zur Abfahrt. Die Jurte der Braut ist gefüllt mit ihren Verwandten, Freunden, Bekannten, Neugierigen. Vater und Mutter geben ihr gute Rathschläge auf den Weg. Dann treten sieben hochbetagte Kalmücken in die Jurte; sie sind ganz besonders dazu eingeladen, um der Braut den Segen zu spenden, ein „algysch sesj“ genannter Gebrauch. Unter vielen Ceremonien von Seiten der Braut sagen die Greise ihre Sprüche her, dann begiebt sich die Braut zum Bräutigam. Ehe sie in die bestimmte Jurte eintritt, neigt sie sich vor dem Feuer, wirft ein Stück Fleisch und ein Stück Butter hinein und gießt etwas Branntwein hinein — als Opfer.

Das nachfolgende Festgelage bei der Hochzeit, die spätere Stellung der Frau in der fremden Familie, ihre Pflichten und ihre Rechte sind kaum andere, als wie sie früher bei den nördlichen Altaiern beschrieben worden sind.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

Resultate einiger barometrischer Höhenmessungen in Central-Asien von Prschewalski mitgetheilt von Scharnhorst in dem am 1. September dieses Jahres ausgegebenen Heft der „Iswestija" der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft.

Herr Prschewalski hatte diese Beobachtungen Anfangs 1879 kurz vor seiner Abreise nach Tibet eingeschickt. Die Höhen sind berechnet auf Grund der Barometer- und Thermometer-Beobachtungen von 1876 in Omsk und Nukus und von 1877 in Omsk und Taschkent. Die Seehöhen von Omsk und Nukus sind nach den Nivellements in Sibirien, zwischen dem Aral-See und dem Kaspischen Meere sowie in der Niederung des Amu-Darja zu 268 und 216 Fuß angenommen, die Seehöhe von Taschkent ist von Scharnhorst nach sechsjährigen Barometer- und Thermometer-Beobachtungen in Taschkent (1872 bis 1877) und entsprechenden Beobachtungen in Kazalinsk, Nukus, Petroalexandrowsk, Baku, Astrachan, Orenburg und Omsk auf 1516 engl. Fuß berechnet worden. Als ganz sicher kann diese Zahl immer noch nicht gelten, in runder Zahl kann die Höhe auf 1510 Fuß angenommen werden. Die Resultate der Beobachtungen Prschewalski's auf Zehner von Fußen abgerundet, mit einer Fehlergrenze von über 100 Fuß, sind

	Fuß	Beobachtungen
Stadt Kuldscha	2 080	58
Uebergang über den Fluß Tekes	2 850	10
Fluß Kunges (alter Kasaken-Posten)	4 620	2
Fluß Tzanma	6 520	1
Paß über den Gebirgszug Narat	10 370	2
Auf dem Juldus	8 300	1
Ebenda, Fluß Chorety-gol	9 090	2
Paß vom Juldus	10 040	2
Mündung des Chabtzagai in den Balgantai-gol	5 320	2
Fluß Chaidu-gol	3 710	2
Stadt Kurlja	3 240	16
Dorf Achtarma am Tarim	2 850	9
Airylgan, Uebergang über den Tarim	2 540	3
Dorf Tscharchalyk	2 630	7
Quelle Asganlyk	8 110	2
22 Werst vor der Quelle Kosch-bulak	10 290	1
Quelle Kosch-bulak	9 960	1
Hochebene 10 Werst östlich Kosch-bulak	11 140	1
Quelle Tschaglyk	9 300	4
Dorf Abdally am Westufer des Lob-Nor	2 500	41
Quelle Zalamta-bulak	8 140	1
Suidun-Berge	2 640	1
See Sairam	6 920	3
See Ebi	720	2
Quelle Karaganda-bulak	4 750	1
Ein Punkt auf den Dschaïr-Bergen	7 150	1
Piket Talu	3 680	1
Stätte (urotschischtsche) Mukurtai	2 270	1
Fluß Kabuk	3 820	1
Fluß Bulik-gol	3 130	1
Brunnen Badan-kuduk	2 070	1
Brunnen Kaschkyr-kuduk	2 510	1
Quelle Karmali	2 410	1
Brunnen Sepkjultai	1 840	1
Stadt Gutschen	2 310	19

Australien.

— Aus Adelaide, Südaustralien, wird uns vom 9. August geschrieben: Nicht nur bei Nacht, sondern auch bei Tage ist das Wetter ungewöhnlich kalt und in vielen Gegenden der Berge hat es, zum Erstaunen derer, welche es sahen, stark geschneit. Große Schneebälle wurden nach Adelaide gebracht und die Fenster der Läden, wo man sie ausstellte, waren von Menschen förmlich belagert, um sich das Wunder anzuschauen.

— Unter den Mitgliedern des Parlaments der Kolonie Viktoria in Melbourne spielte eines derselben im Juli dieses Jahres zur Nachtzeit zugleich die Rolle eines Garotters. Glücklicherweise wurde der Patron dabei abgefaßt.

— Folgende Angaben über den Stand der Kolonie Viktoria am 30. Juni 1879 werden von Interesse sein. Die Bevölkerung belief sich auf 887 434 Seelen, von denen 482 769 dem männlichen und 404 965 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Die Revenue des Jahres 1878/79 bezifferte 4 516 418, und das immer mit dem 30. Juni endende Finanzjahr schloß mit einem Dificit in der Höhe von 339 248 Pf. St. (Auch die übrigen australischen Kolonien, mit Ausnahme von Neu-Süd-Wales, endeten ihr Finanzjahr am 30. Juni mit einer Unterbilanz: Südaustralien mit 61 584 Pf. St., Queensland mit 177 625 Pf. St., Westaustralien mit 35 000 Pf. St. und Tasmanien arbeitet schon lange mit zerrütteten Finanzen.) Zur Deckung desselben sollen neue Steuern im Betrage von 400 000 Pf. St. eingeführt werden. Die öffentliche Schuld hatte sich auf 20 048 006 gesteigert, mithin auf 22 Pf. St. 16 Sch. 10 P. oder 465 Mark pro Kopf der Bevölkerung. Daran wird sich in nächster Zeit eine neue Anleihe von 3 Mill. Pf. St. reihen. Wenn sämmtliche australische Kolonien mit einer Bevölkerung von in runder Zahl 2 534 000 bis zum 30. Juni 1879 eine Gesammtschuld von 80 Mill. Pf. St. oder 31 Pf. St. $11\frac{1}{2}$ Sch. pro Kopf, kontrahirt hatten, so rangirte dabei, nach Verhältniß der Seelenzahl, Viktoria hinter Neu-Seeland und Queensland. Der Import des Jahres 1878 bewerthete 16 161 880 Pf. St. oder 200 224 weniger als im Vorjahre, der Export dagegen 14 925 707 Pf. St. oder eine Abnahme von 221 980 Pf. St. gegen das Vorjahr, die Ergiebigkeit der einst so reichen Goldfelder verringert sich schon seit längerer Zeit von Jahr zu Jahr. Der Ertrag des letzten Jahres ergab 753 793 Unzen zum Werthe von ungefähr 3 Mill. Pf. St., und die Zahl der Digger war auf 37 212 gesunken. Der Export an Wolle erreichte die Höhe von 101 809 809 Pfund, gegen 98 467 369 im Vorjahre, und wurde auf 5 810 148 Pf. St. abgeschätzt. Davon kam ein sehr beträchtlicher Theil aus dem zur Kolonie Neu-Süd-Wales gehörigen Riverina-Distrikte, jenseit des Murray-Flusses. Am 31. März 1879 befanden sich unter Kultur 1 564 924 Acres oder 144 422 mehr als in 1877/78. Davon standen 658 422 Acres unter Weizen und lieferten einen Ertrag von 5 715 465 Bushels à 60 Pfund, mithin $8\frac{2}{3}$ Bushels vom Acre. Die Kolonie hatte zur Deckung ihres Bedarfs noch 600 000 Bushels Weizen zu importiren. Den größten Landcomplex, im Umfange von $8\frac{3}{5}$ geographischen Quadratmeilen, besaß Sir Samuel Wilson zu eigen, wofür er eine jährliche Landtaxe von 3477 Pf. St. an das Kolonial-Schatzamt zu entrichten hatte. Außerdem hatte dieser Herr noch in der Kolonie Neu-Süd-Wales an Kronweidenland $220\frac{1}{2}$ geographische Quadratmeilen in Pacht. Sir Wilson ist der größte Squatter Australiens.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

(Die Abbildungen nach Photographien.)

X[1].

In der ersten Woche des September nach Taschkend zurückgekehrt, mußte Ujfalvy seinen diesmaligen und letzten Aufenthalt daselbst auf wenige Tage beschränken, weil die Zeit nicht mehr fern war, wo herbstlicher Regen und thauender Schnee die Straßen in Sümpfe verwandeln und die Heimreise erschweren würden. Man hatte bisher die Gouvernements Syr-Darja, Kohistan und Ferghana gründlich kennen gelernt, und es erübrigte nun noch, das vierte Gouvernement, Semiretschinsk, sowie das damals von den Russen besetzt gehaltene Gebiet von Kuldscha zu besuchen. So wurden in möglichster Eile die Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen, und dieselbe am Morgen des 11. September angetreten. Zwei in Taschkend gekaufte hölzerne Tarantassen, mit Postpferden bespannt, nahmen die Reisegesellschaft auf, die diesesmal nur aus dem Ehepaar Ujfalvy, ihrem russischen Diener, dem Kazaken Feodorow und einem tatarischen Koch bestand, welcher letztere seine Dienste unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte, um auf diese wohlfeilste Art nach Moskau zu gelangen. Das Wetter war günstig, der Himmel bedeckt, die Straßen im besten Zustande, und der Postdienst auf den Stationen ließ nichts zu wünschen übrig. Die Steppe, durch welche man meilenweit zu fahren hatte, bot in ihrer Dürre wohl einen traurig einförmigen Anblick; doch aber war von der Plage des erstickenden Staubes, unter dem man bei den Sommerfahrten zu leiden gehabt hatte, jetzt nichts zu merken. Mehrfach begegnete man auf dem Wege wandernden Kirghizenfamilien, die mit ihren Herden von den Sommerweideplätzen zurückkehrten.

Ueber Tschemkend, die „grüne Stadt“, führte der Weg in nordöstlicher Richtung nach Maschat, einem kleinen, rings von ansehnlichen Hügeln umgebenen Orte. Das stellenweise wellige Terrain, das man bisher passirt hatte, nahm für einige Meilen hinter Maschat einen entschieden gebirgigen Charakter an; mehrere von Norden nach Süden laufende Höhenzüge mußten überschritten werden, und an mehr als einer Stelle war die ganze Vorsicht und bewundernswerthe Geschicklichkeit der russischen Postknechte (Jemtschiks) von Nöthen, um das leichte Fuhrwerk bei der Fahrt längs schroffer Abhänge oder über steile Bergrücken vor erheblichem Schaden zu schützen. Die Kälte auf den vollständig unbewaldeten Höhen und der dichte Abendnebel in den engen Thälern und Schluchten machten sich in der empfindlichsten Weise fühlbar. Seitwärts vom Wege erblickte man in der Ferne einige schneebedeckte Gipfel, unter ihnen den 7000 Fuß hohen Doppelpik von Kazikurt-Ata, einen der vielen seines Gleichen, auf dem der Sage nach Noah's Arche gestrandet sein soll; gläubige Augen wollen noch heute auf seiner Spitze deutlich erkennbare Ueberreste des rettenden Kastens gesehen haben. In den Thälern lagen zahl-

[1] Vergleiche Globus XXXV, S. 337, 353 und 369, sowie XXXVI, S. 33, 49, 65, 81, 97 und 113.

reiche Kirghizen-Auls zerstreut; die weite Ebene aber, die von den Bergen ostwärts nach der Stadt Aulje-Ata sich ausbreitet, zeigte guten Anbau: große Hirse- und Baumwollenfelder zogen sich auf beiden Seiten der Straße hin; dazwischen kam man von Zeit zu Zeit an sartischen Dörfern vorbei. Scharen von Vögeln aller Art, Kibitze, Wachteln, Wiedehopfe und Bachstelzen, belebten allenthalben die Landschaft; auch zahlreiche Falken und Adler kreisten in der Luft; bemerkenswerth und nur erklärlich durch den geringen Betrieb der Jagd war das wenig scheue, oft sogar zutrauliche Wesen aller dieser Vögel, die hier furchtlos in der Nähe der Menschen und ihrer Wohnungen sich aufhielten. Am Abend des 12. September kam man in der Distriktsstadt Aulje-Ata an, welche, an dem schnellfließenden Talaz gelegen, aus einem sartischen und einem russischen Stadttheil besteht; es ist heute ein ziemlich belebter Ort, seine Einwohnerschaft eine bunt gemischte. In den breiten, nach Taschkender Vorbild mit jungen Baumpflanzungen versehenen Straßen des Russenquartiers erblickte man neben russischen Militärs und Civilbeamten bedächtig einherschreitende beturbante Sarten, Hindus mit dem rothen Kreuze oder Ringe auf der Stirn, Chinesen und kirghizisches Volk aus der Umgegend. Zur Zeit ihrer Eroberung durch die Russen (16. Juni 1864) hatte die Stadt nur als Markt und Handelsplatz für die umwohnenden Kirghizen einige Bedeutung; eine gute Straße, die, südwärts über das Gebirge führend, Aulje-Ata mit Namangan im Chokander Chanat verband, diente ausschließlich dem Transporte von kirghizischem Schlacht- und Zugvieh. Seit ihrer Erstürmung aber durch General (damals Oberst) Tschernajew gewann

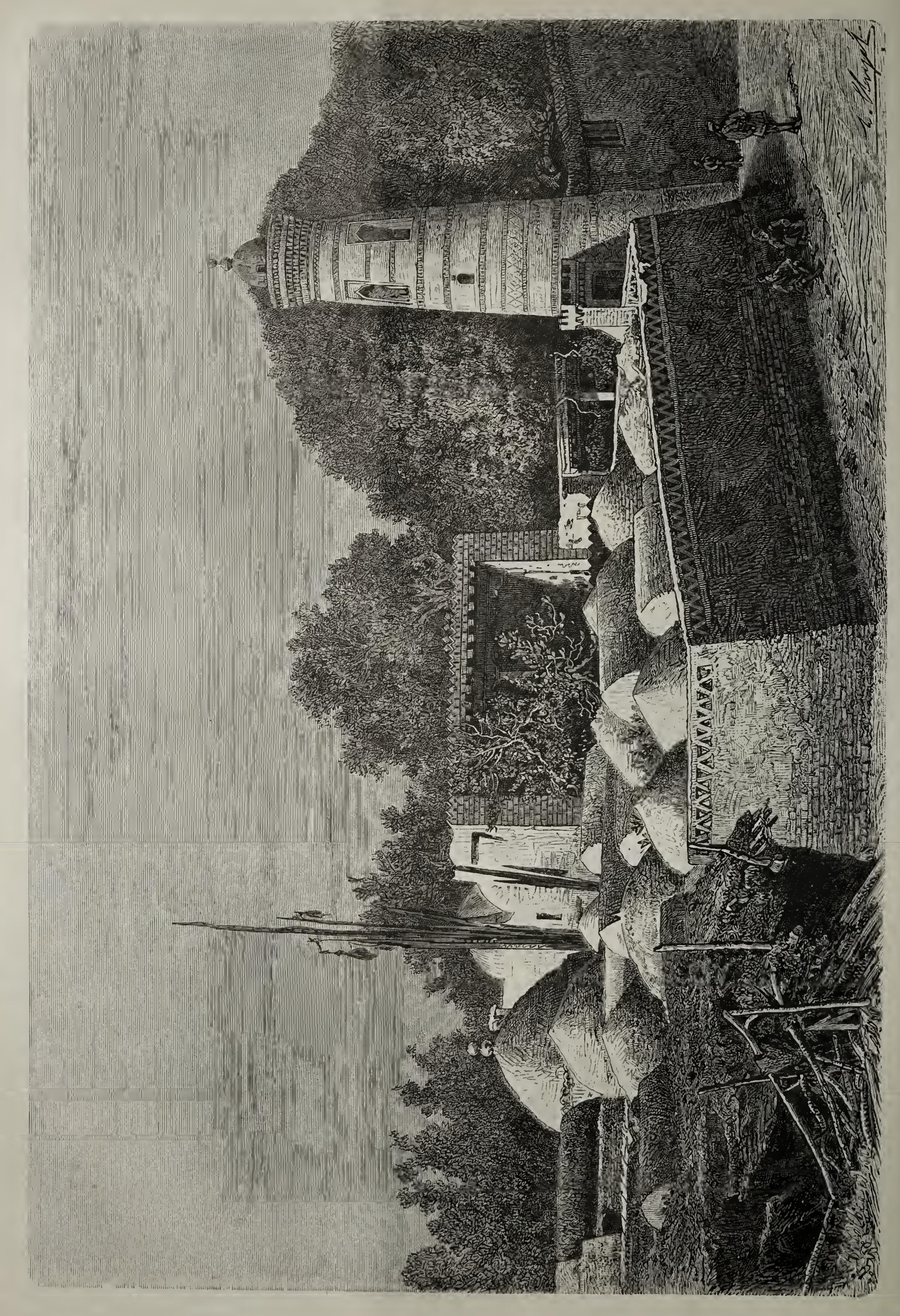


Sarte und karakalpakische Frau.

die Stadt in den Augen der Sieger eine solche Wichtigkeit, daß man in Regierungskreisen noch 1867 ernstlich damit umgehen konnte, Aulje-Ata und nicht das bei weitem günstiger gelegene Taschkend zum administrativen Centrum der Provinz Turkestan zu erheben: eine Ueberschätzung, die nur dadurch erklärlich wird, daß eben diese Eroberung der erste nennenswerthe Erfolg jenes Feldzuges gewesen war. — Von dem Mittelpunkte des russischen Stadttheils, dem Platze, auf dem die zierlich aus rothen und weißen Steinen erbaute Kirche sich erhebt, führt eine schnurgerade mit Weiden bepflanzte Straße an das Ufer des klaren Talaz. Auf einer kleinen Insel im Flusse liegt die Festung, bis jetzt noch durch keine Brücke mit dem Ufer verbunden. Wagen und Arbas fahren durch das Wasser; für die wenigen Fußgänger, die den Luxus eines trockenen, wenn auch unsichern Ueberganges dem landesüblichen Durchwaten vorziehen, sind an mehreren Stellen einzelne Baumstämme hinübergelegt. — Die Stadt verdankt ihren Namen Aulje-Ata („Heiliger Vater“) dem in ihr befindlichen Grabe des Kara Chan, eines kirghizischen Schutzheiligen und Nachkommen des in der Stadt Turkestan begrabenen hochverehrten Scheich Achmed Jazawi. Das Grabmal, ein ziemlich roher Backsteinbau, und heute in einem Zustande argen Verfalls, kann auch in seiner besten Zeit keinen Vergleich ausgehalten haben mit dem einige Meilen vor der Stadt an der Straße gelegenen Grabe der Assa Bibi, einer weiblichen Verwandten des Schutzheiligen, das ein beliebter Wallfahrtsort der kirghizischen Frauen ist. — Die ganze Umgegend von Aulje-Ata auf viele Meilen in der Runde ist klassischer Boden für den Geographen und den Historiker; hier befand sich das herrliche Min Bulak, das „Land der tausend Quellen“, von dessen Schönheit der naive Reisebericht des chinesischen Pilgers Hiuen Tsang aus dem 7. und der seines Nachahmers Tschang Tschun aus dem 13. Jahrhundert erzählt. Durch dieses Gebiet auch führte



Kirghizische Braut.



Mohammedanischer Begräbnißplatz in Chiwa.

der Weg aller jener abendländischen Asienreisenden des Mittelalters, von Zemarchus, dem Gesandten Justinian's, bis hinab zu Plano Carpini und Rubruquis, den Franziskanermissionären des 13. Jahrhunderts, und dem frommen armenischen Könige Hethum oder Hatem, ihrem Zeitgenossen. — In der Gegend von Aulje-Ata soll neueren Feststellungen zufolge auch das Reich des halbmythischen Papstkönigs, des Priester Johannes, gelegen haben; überhaupt aber ist für den Archäologen hier noch das fruchtbarste Feld der Forschung vorhanden. Ungefähr 7 Meilen östlich von Aulje-Ata liegen die Ruinen eines dem Anscheine nach nie vollendet gewesenen gewaltigen Gebäudes, aus Quadern rothen Sandsteins errichtet; rings um diesen 600 Fuß langen, 450 Fuß tiefen Bau sieht man zahllose große bearbeitete Steine über die Ebene zerstreut, die von den Eingeborenen für die Futtertröge eines großen Kriegslagers erklärt werden, und nach denen sie die Stätte Achyr-tasch, Steintrog, benannt haben. Vierzehn kolossale Hügel, unverkennbar Werke von Menschenhand, ragen daneben aus dem Sande empor; nach dem heutigen Volksglauben sowie nach der Angabe des Tschang Tschun sind sie Gräber von Herrschern der grauen Vorzeit. Am 14. September verließen die Reisenden Aulje-Ata; der Weg ging durch eine üppig grüne Wiesenfläche, auf der zahlreiche Kirghizen-Auls zerstreut lagen. Weiber in ihren weißen oder lang auf dem Grase nachschleppenden rothen Gewändern gingen geschäftig hin und her, mit der Bereitung des Morgenmahles oder mit dem Herbeitragen von Wasser und von Feuerungsmaterial, dem in dünne Platten gestampften und getrockneten Kameelmist, beschäftigt. Nackte Kinder spielten zwischen den rings umher weidenden Herden; daneben tummelten sich die Männer zu Pferde und führten die gewagtesten Reiterkünste aus. In einem der Auls waren die sämmtlichen Bewohner in festlicher Bewegung: eine Hochzeitsfeier hatte stattgefunden, und die zu Pferde sitzende geschmückte Braut sollte in die Kibitka ihres Gatten geführt werden. Die Kleidung des Mädchens war aus leuchtendbuntem, mit Goldfäden in den wundersamsten Mustern durchwirktem Seidenstoffe hergestellt, der hohe Kopfputz war goldgeschmückt — die Schabracke des Brautpferdes prangte in den grellsten Farben und war durchweg reich und kunstvoll gestickt. Die Mutter ging zur Seite der Braut, der junge Gatte, das Pferd am Zügel haltend, schritt voran, die übrigen Bewohner des Auls folgten nach.



Dunganen und Kalmücken.

Spät am Abend erreichte man Merk, die letzte Stadt des Syr-Darja-Gouvernements, eine kleine Festung mit einer Telegraphenstation, unweit deren mitten in der Ebene eine Kolonie von russischen Ackerbauern liegt. Dieselbe macht einstweilen noch den Eindruck der verlorensten Einsamkeit, doch ist der Boden hier so reich und so gut bewässert, daß er den Anbau auf das Beste lohnen wird.

Das Gouvernement Semiretschinsk, in welches man nun gelangte, verdankt seinen Namen „Siebenstromland“ den sieben größten unter den zahlreichen Flüssen, die es bewässern, und die zum Theil dem Stromgebiet des Syr-Darja angehören, zum Theil in den Balkaschsee sich ergießen. Semiretschinsk ist der wasserreichste und auch der gebirgigste Theil

des ganzen russischen Turkestan; die meisten seiner Gebirgszüge gehören zu dem Systeme des Thian-schan, dessen gewaltige Gebirgsmasse die natürliche Südgrenze des Landes bildet. Zahlreiche Seen, unter ihnen als die bedeutendsten der Balkaschsee und der Issyk-Kul, tragen zu dem ganz eigenartigen Charakter des Gebietes bei. Im nördlichen und mittlern Theile befinden sich große Wüstenstrecken; alles übrige ebene Land wird von theils sumpfiger, theils äußerst grasreicher Steppe eingenommen — die ausgedehnten Gebirgsländereien aber zeigen große Waldungen, wie sie in Centralasien nur selten noch sich vorfinden; auf den Nordabhängen der Alexanderberge und des Ili-Alatau erhebt sich stattlicher Tannenwald, wilde Apfelbäume von kräftigstem Wuchse machen den Hauptbestandtheil der übrigen Wälder aus. Auch die Fauna ist hier eine reichere, als in dem Syr-Darja-Gouvernement: zahlreiche kleinere Raubthiere sollen in den Wäldern, in den Schilfdickichten aber Tiger sich aufhalten. In einigen Gegenden des Gebirges ist Ueberfluß an Hochwild vorhanden, und bildet die Jagd auf den Maral (Berghirsch) die Hauptbeschäftigung der dort lebenden Kirghizen. Die Bevölkerung besteht aus Kara-Kirghizen, Kirghiz-Kaizaken, Kalmücken, Sarten und Russen. Die Kara-Kirghizen bewohnen die Gebirge, die Kirghiz-Kaizaken ausschließlich die Steppe; die Kalmücken, schwache Ueberreste der ehemaligen reinmongolischen Einwohner des Landes, sind buddhistischer Religion und leben nomadisirend in der Umgegend des Issyk-Kul und in den Distrikten von Kopal und Sergiopol, auf der östlichen Seite des Balkaschsees. Durch das ganze Land zerstreut finden sich noch heute die Spuren ihrer frühern Herrschaft, zahlreiche Denkmäler des buddhistischen Kultus. Die Russen, die hier schon ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, haben an verschiedenen Punkten Kozakenkolonien angelegt, die im blühenden Zustande sich befinden sollen.

Die große Poststraße, welche das ganze Gouvernement durchschneidet, führte die Reisenden von Merk über Tschaldivar nach Pischpek. Ueberall lagen am Wege inmitten von Baumpflanzungen russische oder kozakische Ansiedelungen. Nachdem man auf einer breiten Brücke den Fluß Tschu passirt hatte, kam man in gebirgiges Terrain; der klarste Vollmondschein fiel auf die fernen Gletscher des Thian-schan zur rechten Seite des Weges; in der scharfen Beleuchtung erschienen die hier ganz kahlen, schroffen Berghänge nur noch schroffer und wilder. Wie im Fluge glitten an den Blicken der Reisenden mondbeschienene Wiesenflächen mit weidenden Herden, Kibitken, russische Wohnhäuser, junge Baumpflanzungen, Flüsse und Bäche mit schilfbewachsenen Ufern vorüber. Es war Mitternacht, als man in Wjernoje, dem Hauptorte von Semiretschinsk und dem Sitze des Erzbischofs von Turkestan, anlangte; die Stadt, früher ein unbedeutender sartischer Ort, trägt heute ganz und gar den Charakter einer russischen Mittelstadt. Breite Straßen, die Häuser mit Läden im untern Stock, großartige Verwaltungsgebäude, unsaubere Gasthäuser, das unvermeidliche Klubhaus — aber dazwischen freilich einige Gebäude, wie der Palast des Erzbischofs und das neue Gymnasium, die an zierlichster Bauart und reicher Ausführung der Details mit den modernen Bauwerken unserer großen Städte wetteifern können. Ein reges kommercielles und industrielles Treiben herrscht in Wjernoje; mehrere chinesische Kaufleute, die hier sich niedergelassen haben, betreiben um die Wette mit den russischen Großhändlern einen schwunghaften Zwischenhandel. Die Karawanen, die sonst ohne Aufenthalt zu passiren pflegten, haben seit einigen Jahren sie zu ihrem Stapelplatze gemacht; was von kirghizischem Steppenhandel nach Kopal betrieben wurde, geht auch vorzugsweise jetzt nach Wjernoje. Mehrere Sägemühlen, Ziegelbrennereien, Brauereien und Spiritusbrennereien sind am Orte und beschäftigen hauptsächlich chinesische und kalmückische Arbeiter. Neben zwei russischen und einer mohammedanischen Lehranstalt hat die russische Regierung hier schon eine Gewerbe- und eine Gartenbauschule ins Leben gerufen, in welcher letztern auf die Erlernung der Baum- und zwar vorzugsweise der Obstbaum-Kultur ein besonderes Gewicht gelegt wird. Und damit bleibt die Stadt nur ihren alten Traditionen treu; trug sie doch früher den Namen Almati, gleichwie der Fluß, an dessen Ufer sie liegt, und der nordwärts zum Ili fließt. Alma aber bedeutet in der Landessprache Apfel, und weitberühmt sollen schon in ältester Zeit die in den Gärten der Stadt gezogenen Aepfel gewesen sein.

Die nächste Umgebung von Wjernoje ist ungemein malerisch: die Berge, aus denen der Fluß Almati schäumend hervorbricht, treten bis dicht an die Stadt heran; auf der Höhe mit Tannen bestanden, zeigen sie an den Abhängen üppigen Graswuchs, in den Thälern aber stehen dichte Gehölze von wilden Apfelbäumen. Eine hübsche Staffage bildete das Lager der Kozakengarnison von Wjernoje, dessen weiße Zelte um das im Schweizer Stil ausgeführte Sommerhaus des Generals gruppirt sind. Am Morgen des 24. September verließen die Reisenden Wjernoje; in der Nacht war in den Bergen Schnee gefallen, und von dem graubedeckten Himmel hoben sich die dichtbeschneiten Gipfel und die Spitzen der Thian-schan-Gletscher leuchtend ab. Meilenweit ging es in nordöstlicher Richtung über die Steppe bis zu dem Flusse Ili, dessen breites Bett zwischen hohen und steilen Ufern die Ebene durchschneidet; eine Fähre führte die Reisenden mit ihren Wagen und Gespannen hinüber und dann wurde die Fahrt längs des Flusses fortgesetzt.

In Tschingildinsk, einer kleinen am Fuße der Tschulakberge gelegenen Stadt, wurde das Nachtquartier gehalten, der Weg des folgenden Tages führte zunächst durch eine malerische Berglandschaft; nach der eintönigen Steppenfahrt waren die schroffen braunen und rothen Felsen und das üppig aus den Spalten hervorwuchernde Ranken- und Strauchwerk eine Wohlthat für die Augen der Reisenden. Ehe man gegen Abend die Grenzstadt Altyn-Imel erreichte, kam man an einer langen neben der Straße sich hinziehenden Reihe von kirghizischen Grabmälern vorbei, und der Kontrast zwischen den zum Theil großartigen säulengeschmückten Behausungen für die Todten und den elenden, räucherigen und unsauberen Filzhütten, in denen die Lebenden ihre Tage zubringen, trat wieder einmal deutlich hervor. Leider gelang es Ujfalvy nicht, ein Bild von einem jener kirghizischen Gräber zu erhalten, da aber alle mohammedanischen Begräbnißstätten Centralasiens, bis auf den größern oder geringern Luxus in den Einzelheiten, unter einander gleich sind, so erlangt der Leser aus der beigegebenen Ansicht des Kirchhofes von Chiwa eine richtige Vorstellung auch von den Grabmälern der Kirghizen. Bei Altyn-Imel betraten die Reisenden das Gebiet von Kuldscha, das, damals noch russisch, erst im September 1879 an China wieder abgetreten worden ist.

Sir Joseph D. Hooker's Reise in Marokko.

V.

Den mäßig hohen Bergrücken übersteigend, der die westliche Seite des Thales von Tassilunt bildet, kam man auf gutem Pfade in ein anderes, ebenfalls von Süden nach Norden laufendes breites Flußthal, das die Eingeborenen mit dem Namen des dort zur Zeit wohnhaften Stammes Aït Mezan bezeichneten. Die in diesen Gegenden allgemein herrschende Sitte, die Landschaften nur nach den jeweiligen Bewohnern zu benennen, die oft genug in Folge feindlicher Vertreibung oder aus alter Nomadengewohnheit ihre Wohnsitze ändern, läßt die Namen- und Ortsangaben der verschiedenen Reisenden häufig von einander abweichen und bereitet so dem Geographen nicht geringe Schwierigkeiten. Ueber den Namen des breiten wasserreichen Stromes, der das Aït-Mezan-Thal durchfließt, und den ein früherer Reisender als Ghagaya (Neraya?) angiebt, konnte Hooker Genaueres nicht erfahren; doch konnte über seinen Lauf wenigstens soviel festgestellt werden, daß er in nordwestlicher Richtung mit den Flüssen der angrenzenden Thäler dem Wadi Nfys oder Enfist zugeht, der westlich von der Stadt Marokko bei Misra-ben-Kara in den Tensyft fließt. Bei dem Hinabsteigen in das Aïd-Mezan-Thal sah man auf der gegenüberliegenden Seite ein großes Dorf auf halber Höhe des Berges liegen; es war Muley Ibrahim, das berühmteste Heiligthum des ganzen Gebirgslandes. Der Anblick der hohen Mauern des Heiligengrabes oder Zauya wurde von den Leuten des Gefolges mit lauten Gebeten begrüßt; begeistert warfen sie sich betend zur Erde, das Gesicht dem Boden zugewandt; schließlich legte Jeder von ihnen zum Zeichen der Verehrung einen Stein am Wege nieder, wo schon allenthalben hohe Haufen solcher Votivsteine aufgethürmt waren. Etwa in der Mitte des Thales wurde am Bergrande das Lager aufgeschlagen, und in Begleitung des Scheichs eines nahen Dorfes der Weg aufwärts angetreten. Hatte man schon weiter unten im Thale an den gutbestellten, kunstvoll bewässerten Feldern den Fleiß und die Geschicklichkeit der Aït-Mezan-Schelluh bewundert, so zeigte sich auch jedes Fleckchen kulturfähigen Bodens im obern Thale ausgenutzt. An den Abhängen hinauf ziehen sich Roggen- und Gerstenfelder, durch grüne Hecken von einander geschieden; die schmalen Streifen Uferlandes sind mit Wallnuß- und Oelbäumen bepflanzt, an manchen Stellen mit Getreide so dicht bis zum Rande bestellt, daß für den Pfad kein Platz mehr bleibt; dann geht der Weg über die großen Porphyrblöcke, die in der Mitte des Flusses liegen. Mehrmals treten die Thalwände unten so dicht an einander, daß sie eine schmale Schlucht bilden, durch die der Fluß schäumend und brausend sich hindurchzwängt. Die Berge scheinen aus rothem Porphyr zu bestehen, dem stellenweise Diorit- und Basaltmassen eingefügt sind. Ungefähr in 1600 m Höhe über dem Meere fängt das Thal an plötzlich und steil anzusteigen; große Anhäufungen von Felsblöcken bezeichnen den Rand des Gletschers, der das obere Ende des Thals bis hierher eingenommen hat. An der Vereinigung zweier von oben kommender Schluchten, von den zerklüfteten Massen der Hauptberge umgeben, liegt hier das kleine Dorf Arraund. Oberhalb desselben hatte man den ersten Einblick in die eigentliche Hochgebirgsregion: überall lag hier der Schnee bedeutend tiefer am Berge herab, als man vermuthet hatte; freilich nirgends in großen Flächen, dazu waren die Wände zu steil, die Spitzen zu schroff, aber die Schluchten und Spalten ausfüllend zog er sich in unzähligen breiten Streifen tief hinunter. Einen Seitenpfad, der, in westlicher Richtung aufwärts gehend, nach Angabe der Eingeborenen über das Gebirge zum Susthale führen sollte, konnte man am ersten Tage nicht mehr verfolgen; so wurde Tags darauf das Hauptquartier nach dem oben erwähnten Bergdorfe Arraund verlegt, freilich nicht ohne auf schwer zu besiegenden Widerstand des Scheichs zu stoßen, der ein weiteres Vordringen der Fremden durchaus verhindern wollte. Eine alte Pistole, die man ihm schenkte, nutzte schließlich mehr als alle Ueberredungskünste: man fand bei der Ankunft in Arraund ein Haus zum Empfange bereit, d. h. die Einwohner durch einen Befehl des Scheichs daraus vertrieben. Zwei Einwohner des Dorfes waren als Führer bestellt und ihnen genau von dem Scheich angegeben, bis zu welchem Punkte sie die Fremden bringen dürften. Die Häuser in Arraund sind, wie alle Schelluhhäuser, aus Steinen und in zwei Stockwerken erbaut; das untere Geschoß enthält zwei niedrige dunkle Räume, aus denen eine gebrechliche Stiege nach oben führt. Wenig der rauhen Witterung des Bergdorfes entsprechend, bildete hier den größten Theil des obern Stockwerks eine Art roher Veranda, große Pfähle stützten das Dach nach vorn; auf jeder Seite des luftigen Raumes lag eine kleine, etwa 7 Fuß im Quadrat haltende abgeschlossene Kammer. Keiner der Räume war über 5 Fuß, keine Thür mehr als 4 Fuß hoch. Den Winter verbringen die Eingeborenen in kellerartigen Gruben unter den Häusern. Die Aufnahme von Seiten der Einwohner von Arraund war eine durchaus freundliche; trotz ihrer augenscheinlichen Armuth lieferten sie mehrmals am Tage eine reichliche Mona, deren Hauptbestandtheile, dicker Gerstenbrei mit Oel übergossen, und Buttermilch mit Wallnüssen vermischt, berberische Nationalgerichte waren, deren schon Leo Africanus Erwähnung thut. Die Frauen des Dorfes unterschieden sich von denen des untern Thals durch ein angenehmeres freundliches Aeußere; auffallend war ihre Art, den vordern Theil des Kopfes ganz kahl zu scheeren und das übrige Haar in Zöpfe geflochten kreuzweis auf der Stirn über einander zu legen.

Dunkle Wolken bedeckten am Morgen nach der Ankunft den Himmel; trotzdem machte man sich schon früh auf den Weg. Dicht hinter dem Dorfe führt der Pfad eine gute Strecke weit über ebenes, sumpfiges Land, das Bett eines alten Moränensees; an den Seiten desselben lagen Felder mit Gerste, Roggen und Bohnen bestellt; auch der Mais soll hier noch gut fortkommen, im Anfang des Monat Mai gesäet, reift er innerhalb sechs Wochen. Nicht weniger überrascht war man, in der nächsten Umgebung des Dorfes den Weinstock und die Krapppflanze (Rubia tinctorum) wildwachsend zu finden; wahrscheinlich vor Zeiten hier kultivirt, waren sie allmälig verwildert. Große einzelnstehende Juniperusbäume an den Abhängen, die nicht tiefer als 8000 Fuß über dem Meere sich vorfanden, und die der bis jetzt nur in Spanien, Portugal und Algier bekannten Species Juniperus thurifera angehörten, schienen die Ueber-

reste eines Waldgürtels zu sein, der vor Zeiten die Höhen des Großen Atlas umzogen hat. Das Abbrennen des Unterholzes, die leider unfehlbarste Manier der Wälderausrottung, hat in diesen Gebirgsgegenden nicht nur den Zweck, gute Weiden für Ziegen und Schafe zu erzielen; das Strauchwerk und der junge Baumwuchs wird hauptsächlich vertilgt, weil sie etwa auflauernden Feinden einen guten Hinterhalt gewähren können, und Feinde hat ja der kriegerische Schelluh auf allen Seiten. In einer Höhe von etwa 2400 m lag am Pfade ein Heiligengrab, eine kleine steinerne Hütte daneben; die beiden Führer deuteten durch lebhafte Zeichen an, daß man hier bleiben müßte, daß ein weiteres Vordringen gefährlich wäre. Ein feiner kalter Regen, der schon eine Zeitlang fiel, machte die armen, spärlich bekleideten Leute vor Frost zittern; so gingen sie auf den Vorschlag ein, in der Hütte ein Feuer anzuzünden, daran sich zu trocknen; während sie, mit dem Sammeln und mühsamen Entzünden des feuchten Reisigs beschäftigt, auf die Fremden nicht achteten, traten Hooker und seine Gefährten den Weg nach dem kaum 1000 m höher gelegenen Paß an. Der Pfad war in kunstvollem Zickzack am Berge hinaufgeführt und augenscheinlich für Saumthiere bestimmt; und kaum waren die Reisenden einige hundert Fuß emporgestiegen, als ihnen auch eine kleine Karawane von Schelluhleuten begegnete, die mehrere hochbeladene Maulthiere bei sich führten. Mit erstaunten Blicken musterten sie die fremdartige Erscheinung der Reisenden; und diesen kam erst bei späterer Ueberlegung der Gedanke, daß die Begegnung in der Einöde mit den hier allgemein gefürchteten Leuten aus dem Süden auch leicht weniger friedlich hätte ablaufen können. Frische Orangenschalen, die man auf dem Pfade fand, ließen darauf schließen, daß sie wirklich aus dem Süden des Susthals kamen. Der Regen hatte sich allmälig in dichten Schneefall verwandelt, ein heftiger eiskalter Wind trieb den Reisenden die dicken Schneemassen ins Gesicht, so daß sie den Weg kaum noch erkennen konnten. Von den beiden Schelluhführern, die das Entweichen ihrer Schutzbefohlenen allmälig bemerkt haben mußten, mit lautem Geschrei verfolgt, stieg man immer weiter bergan; einige kleine Silbermünzen, die man den Leuten zuwarf, beruhigten sie fürs erste; als man aber eine etwa 200 Fuß lange Rinne, die noch von dem obern Saume des Kammes trennte, hinaufzuklimmen begann, da erreichte die Aufregung der Beiden ihren Höhepunkt: bald drohten sie mit ihren Gewehren, bald küßten sie den Saum der Kleider oder Füße; zuletzt ergriff der eine von ihnen einen lebenden Hahn, den er die ganze Zeit unter dem Arme getragen hatte, und schnitt ihm den Hals ab, um die bösen Geister der hohen Berge durch das Opfer zu versöhnen, die zur Strafe für das Eindringen Ungläubiger in ihr Reich schon das Unwetter erregt hatten. Oben auf dem Paß angelangt, sah man wohl, daß der Berg nach der andern Seite abfiel, irgend einen Einblick in das Thal oder in die zur Seite liegenden Gebirgsmassen verhinderte aber der Schnee. Bei der Rückkehr nach Arraund angestellte Erkundigungen ergaben, daß der Paß unter den Eingeborenen Tagherot heißt, daß er die Verbindung mit dem Distrikt Tifinut vermittelt, der, nördlich von dem Hauptthale des Sus gelegen, von einigen nach Südwesten strömenden Nebenflüssen des obern Sus bewässert wird. Die Messung mit dem Aneroïdbarometer (ein anderes stand leider nicht zu Gebote) ergab für den Tagherotpaß eine Höhe von 3500,4 m über dem Meere. Es scheint in diesem Theile des Gebirges kein anderer Paß sich zu befinden.

Am nächsten Morgen bedeckte dicker Schnee, der während der Nacht gefallen war, die ganze Gegend. So gab man den Gedanken an eine nochmalige Besteigung des Berges auf und beschloß nach dem Lager im untern Thale zurückzukehren. Vor der Abreise wurde Hooker's ärztliche Hülfe wieder vielfach in Anspruch genommen, und noch einmal sollte man, wie am Tage vorher bei den Führern, die lebhaft leidenschaftliche Gefühlsäußerung der Schelluh kennen lernen. Eine Schar von Frauen aus dem Dorfe drängte sich mit lautem Geschrei die Stiege des Hauses hinauf, ein lebendes Schaf hinter sich herzerrend. Bittend und heulend umringten sie die Fremden, und plötzlich in alle dem wüsten Lärm wurde das Schaf in den Vordergrund gezogen und ihm der Hals abgeschnitten. Darauf wurde unter verdoppeltem Wehklagen Hooker ein Blatt Papier in die Hand geschoben; dann entfernten sie sich eilig. Erst nachträglich erklärte sich die Scene: eine Anzahl von Einwohnern Arraunds, darunter die Väter und Gatten der Bittstellerinnen, waren wegen Nichtbezahlung der Steuern auf El Graui's Befehl nach Marokko gebracht und dort in die entsetzlichen unterirdischen Gefängnisse geworfen worden. Für sie sollte Hooker bei dem Statthalter sich verwenden; noch an demselben Tage legte er in einem Schreiben an El Graui ihm die Sache der armen Bergbewohner ans Herz: doch ist wohl anzunehmen, daß außer einem die besten Versprechungen enthaltenden Briefe, den der Statthalter an Hooker sandte, die Sache keinen weitern Erfolg gehabt haben wird. Zu dem Lagerplatze im untern Thale zurückgekehrt, verbrachte man die Nacht dort. Ein orkanartiger Sturm, der bis zum Morgen anhielt, bezeichnete das Aufhören des ungünstigen Wetters: klarer Himmel und heller Sonnenschein leuchteten der Fortsetzung der Reise. Ueber den westlichen Abhang des Thales ging der Weg; von der Höhe erblickte man nicht, wie man erwartet hatte, ein neues von Süden nach Norden sich hinziehendes Flußthal, sondern eine große weithin sich erstreckende wellige Hochebene, das Plateau von Sektana. Obgleich der Boden überall bebaut war, sah man nur wenige Dörfer, und erst nach mehrstündigem Ritt nach Westen erreichte man Sektana, ein großes von Obstgärten umgebenes Dorf. Auf einem Hügel daneben erhob sich ein Bergschloß, wie man es von Tassermut her schon kannte. Von hier aus gesehen bot die Atlaskette mit ihren jetzt ganz schneebedeckten Gipfeln einen großartig schönen Anblick. Amsmijs, der bedeutendste Ort am Nordabhange des Großen Atlas, nach der Zahl seiner Bewohner wohl eine Stadt zu nennen, wurde am Abend des folgenden Tages erreicht. Auf einem flachen Hügel steht es etwa 200 Fuß über dem Flusse, der hier aus den Bergen in die Hochebene tritt. Der Statthalter von Amsmijs, ein Neffe El Graui's, kam den Reisenden mit einer Schar fackeltragender Diener entgegen; in das Innere der Kasbah geführt, bemerkte man sogleich, daß ihr Bewohner, obgleich ein Neger, gewohnt war höhere Lebensansprüche zu machen, als die meisten anderen Statthalter. Die Räume, in denen die Fremden übernachten mußten, waren vollkommen reinlich und halb europäisch ausgestattet; mehrere arabische Bücher, die ersten, die man hier zu Lande in dem Besitze eines Eingeborenen sah, lagen in einer Seitennische. In dem innern Hofe des Gebäudes aber war ein kleiner Garten angelegt, dessen Ziersträucher, unter ihnen eine hübsche Varietät der gemeinen Myrthe, wahrscheinlich aus den Gärten der Hauptstadt ihren Weg hierher gefunden hatten. Der Statthalter schien mit dem Vorhaben seiner Gäste, andern Tags das Thal von Amsmijs hinaufzugehen und eine Besteigung des am obern Ende gelegenen Dschebel Teza zu unternehmen, nicht eben einverstanden; einmal erklärte er es für gefährlich, und wieder mußten die Einwohner des Susthales zu fürchten sein — gleich darauf bildete die Armuth der Bewohner

seines Distrikts, denen der Besuch der Fremden eine zu schwere Auflage sein würde, die Hauptschwierigkeit. Das Geschenk eines Opernglases und einer Spieluhr stimmten ihn schon etwas günstiger; als man aber noch ein Thermometer hinzufügen wollte, wies er die Gabe mit unbeschreiblicher Verachtung zurück und forderte statt dessen ein paar Pistolen. Leider konnte man ihm nur versprechen, ihm dieselben aus Europa zuschicken zu wollen; denn der Vorrath des allbegehrten Artikels war ausgegangen — aber auch schon dies Versprechen hatte die gute Wirkung, daß er den Scheich des Thales kommen ließ und ihn mit dem Auftrage betraute, die Fremden aufwärts zu dem Dorfe Iminteli und von dort auf den Dschebel Teza zu führen. Das Thal von Amsmijs ist bedeutend kürzer als das von Aït Mezan und Urika; im untern Theile bildet der Fluß nur einen tiefen Einschnitt und auf den breiten sehr allmälig ansteigenden Ufern liegen, von Feldern umgeben, zahlreiche Dörfer, viele von ihnen ganz in Trümmern und von den Einwohnern verlassen. Die Flora dieses Thals war weniger mannigfaltig als die der vorher besuchten Thäler; doch zeigte sich hier, eine Folge der weniger dichten Bevölkerung, ein bei weitem besserer Baumwuchs auf den Berghängen. Besonders zahlreich und in kräftigen Exemplaren war die immergrüne Eiche vertreten. In dem Dorfe Iminteli wurden die Reisenden mit Mißtrauen empfangen sowohl von dem Scheich als von den Einwohnern. Keiner beantwortete ihre Fragen oder erwiderte ihren Gruß. In dem Hause eines armen Juden einquartiert, war man froh genug, an ihm einen Begleiter durch die Umgegend des Dorfes zu haben, wenn auch die Unterhaltung nur die beschränkteste sein konnte; man hatte den Dolmetscher mit dem größten Theile des Gefolges in Amsmijs zurückgelassen. Einige hundert Fuß oberhalb des Dorfes standen mehrere schöne Exemplare von Pinus halepensis, und zu der nicht geringen Ueberraschung der Botaniker bezeichnete der Jude diese Bäume mit dem Namen Taeda. So fand man hier als landläufigen Namen des Baumes dieselbe Bezeichnung, die Plinius für eine Pinusart angiebt, und mit der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem römischen Volke alle Kiefern ohne Unterschied benannt wurden, deren Holz man zu Fackeln benutzte; findet sich doch eine Erinnerung daran noch heute im italienischen Tyrol, wo die Einwohner die Scheite von Pinus Mughus, die sie zur Beleuchtung verwenden, tea nennen. Es war dies nicht das einzige Mal, daß man im südlichen Marokko einer wohl noch aus der Zeit der Römerherrschaft stammenden lateinischen Pflanzenbezeichnung begegnete: die Euphorbia resinifera heißt allgemein Forbinn.

Von Imenteli am Flusse aufwärts gehend kam man bald an das Ende des Thals, wo zwei kleinere Bäche durch ihren Zusammenfluß den Thalstrom bilden. Zwischen ihnen steigt der Dschebel Teza etwas nördlich von der hier niedrigern Hauptkette an. Von seinem Gipfel aus sah man am südlichen Horizonte, in einer Entfernung, die man auf 80 bis 90 km schätzte, die welligen Umrisse eines großen Gebirgszuges, des Anti-Atlas; die größte Erhebung zeigte sich im Südwesten, wo der Dschebel Aulus den höchsten Punkt bilden soll. Größere Einschnitte bemerkte man auch bei dem Anti-Atlas nicht; die durchschnittliche Höhe glaubte man auf 3000 bis 4000 m annehmen zu dürfen.

Nach Amsmijs zurückgekehrt, setzte man am folgenden Tage die Reise über Mzuda nach Seksaua fort; Mzuda liegt auf der Hochebene, ein gutes Stück nördlich von dem Fuße des Gebirges. In dem Statthalter dieses Ortes lernte man ein Opfer der Willkür des Sultans kennen; schon in verhältnißmäßig jugendlichem Alter war der Statthalter zu seinem Amte gekommen, hatte dasselbe zehn Jahr lang verwaltet, und war dann von dem Sultan nach Fez berufen worden. Hier mehrmals der Tortur unterworfen, war er zehn Jahre lang im Gefängniß gehalten worden, bis er sein ganzes im Amte erworbenes Vermögen herausgegeben hatte. Seit Kurzem befand er sich wieder auf seinem Posten und lebte in der fortwährenden Angst, daß der Erpressungsproceß mit nächstem wiederholt werden würde. Jede Einladung an den Hof des Sultans, möge dieselbe als strenger Befehl oder in der häufigern Form einer mit reicher Geschenksendung begleiteten ehrenvollen Aufforderung erlassen werden, wird von den hochgestellten Beamten des Reiches mit furchtsamem Mißtrauen entgegengenommen: denn mit den seltensten Ausnahmen gilt sie dem Zwecke des „Quetschens", wie das marokkanische Volk diesen Theil landesväterlicher Fürsorge bezeichnet.

Schon in Mtuga und darnach in dem südwestlich gelegenen Dorfe Seksaua vernahm man von den Einwohnern Erzählungen von einem gewaltigen Aufstande, der in den Provinzen Mtuga und Haha ausgebrochen sei. Die ursprünglich bestimmte Reiseroute Hooker's, die möglichst dicht dem Nordabhange des Gebirges bis an den Ocean folgen sollte, führte durch den Distrikt Imintanut und danach durch jene beiden Provinzen. Boten, die man voraussandte, um Erkundigungen einzuziehen, brachten die Nachricht, daß das ganze Volk unter Waffen stände und daß schon mehrere Gefechte zwischen den Aufrührern und den Mannschaften des Statthalters geliefert worden seien. Alle Dörfer am Wege waren in der größten Aufregung und die Leute des Gefolges erklärten, daß sie unter keiner Bedingung auch nur der Grenze des aufrührerischen Gebietes sich nähern würden. Wohl oder übel mußte man sich dazu entschließen, den Rückweg nach Mogador auf anderm Wege anzutreten; der Statthalter von Mtuga sandte den Reisenden eine militärische Bedeckung von sechs Soldaten, und ließ auf das Eindringlichste vor dem Betreten seiner Provinz warnen. Hatte man durch Vereinigung mancher glücklicher Umstände eine bedeutende Strecke des mittlern Theils der Gebirgskette kennen lernen dürfen, so wurde der Entschluß jetzt doppelt schwer, das begonnene Unternehmen aufzugeben, und vor allen Dingen kam es den Reisenden nun darauf an, wenigstens noch einen Ueberblick über das westliche Gebirge zu gewinnen. Die hohen Berge, die Seksaua einschlossen, mußten die beste Gelegenheit dazu geben, und so unternahm man noch eine Besteigung des einen derselben, der nördlich von dem Hauptgebirge und fast ganz von ihm gesondert sich erhob. Helles Wetter und klare Luft ließen bis in den Horizont die Einzelheiten des Gebirgspanoramas deutlich erkennen. Man befand sich ungefähr 140 km von der Küste des Atlantischen Oceans entfernt; der den Beobachtern am nächsten liegende Theil des in genau westlicher Richtung sich hinziehenden Gebirges enthielt mehrere Gipfel von mindestens 3500 m Höhe. Weiter nach Westen zeigte sich eine ziemlich tiefe Senkung, der Paß von Tarudant, der ungefähr 90 bis 100 km von der Küste abliegt. Die Berge der Provinz Haha, die daran sich schließen, sind höchstens 2500 m hoch, an der Küste aber zeigt das Gebirge eine nur noch geringe Erhebung von ungefähr 1000 m. Die vielfach behauptete Angabe, daß die hohen Gipfel des Großen Atlas in seinem mittlern und westlichen Theile mit ewigem Schnee bedeckt seien, erwies sich auch jetzt, wenige Tage nach dem heftigen Schneefall im Nerayadistrikt, als mindestens sehr zweifelhaft. Von alle den Schneemassen, welche die Berge bedeckt hatten, waren nur an den höchsten Gipfeln Streifen in den Rinnen und Schluchten übrig geblieben, alles Uebrige hatte die Sonne (und es war noch nicht die

Sommersonne!) hinweggeschmolzen. Die Lage des Großen Atlas zwischen der Wüste im Süden, dem Ocean im Westen und dem großen Tieflande nach Norden setzt das Hochgebirge naturgemäß häufigen und heftigen atmosphärischen Niederschlägen aus, und so sind selbst in der heißesten Jahreszeit Schneefälle nichts Seltenes.

In dem nördlich von Seksana gelegenen Distrikt Imintanut passirte man die große Straße, die von Marokko nach dem Paß von Tarudant und von da nach dem Susthale führt. Der Scheich von Imintanut berichtete, daß der Kampf größere Dimensionen angenommen, daß die streitenden Parteien sich mit Berberstämmen verbündet hätten; so setzte man nach kurzem Aufenthalte den Weg über Milhaïn nach der Kasbah des Statthalters von Mtuga fort. Auf dem Wege kam man an einem großen Dorfe Aïn Tarsil vorbei, das, wie der merkwürdige Engpaß dicht dabei, im Jahre 1867 zuerst von dem Botaniker Balansa beschrieben worden ist. Der Engpaß, eine tiefe Schlucht, augenscheinlich durch fluviale Erosion entstanden, ist ungefähr 4 bis 5 km lang und 10 bis 15 m breit. Dicht unter dem obern Rande seiner 10 m hohen, fast verticalen Seitenwände befindet sich, unzweifelhaft Werke von Menschen, eine lange Reihe von Aushöhlungen in dem Kalksteinfelsen. Die vordere Oeffnung dieser Höhlen ist ungefähr 4 Fuß im Quadrat; wo sie etwa bei der Bearbeitung tiefer ausgebrochen war, ist sie durch Auffetzen von Steinen künstlich verkleinert. Der innere Raum der Höhlen soll eine bedeutende Größe haben; wahrscheinlich hat man es hier mit Wohnungen aus der frühesten Vorzeit zu thun, und unwillkürlich wird man durch den Anblick dieser kaum ersteigbaren Höhlen an die fabelhaften Troglodyten erinnert, die „schneller laufen konnten als Pferde“, und die ja nach den Sagen des Alterthums ihre Höhlen im Atlasgebirge, nicht weit vom Flusse Lixus (Sus?), hatten. Die Eingeborenen der Umgegend sehen auch in diesen Zeugen der ältesten Zeit Werke der „Christen“ oder „Römer“ und glauben, daß große Schätze darin vorborgen seien. — Spät Abends langte man in der Kasbah von Mtuga an, wo man Alles in größter Bestürzung vorfand; der Statthalter war mit seiner Mannschaft zur Unterstützung seiner Unterthanen gegen die Einwohner von Haha ausgezogen, und kehrte nun zurück, augenscheinlich geschlagen und mit verminderten Streitkräften. Eine lange Reihe von zusammengebundenen Gefangenen wurde zwar mitgebracht — aber bei diesen Scharmützeln, wo jede Partei bei der Heimkehr den Sieg für sich in Anspruch nimmt, werden um ein Zeichen dafür mit heimbringen zu können, Gefangene gemacht, wo sie sich finden. Meist sind es gar nicht am Kampfe betheiligt gewesene Individuen, die an der Straße gefunden und mitgeschleppt werden; die Mehrzahl der von dem Statthalter mitgebrachten Gefangenen sollte auf diese Weise erbeutet sein; einige von ihnen wurden, wie die Leute des Gefolges am nächsten Morgen berichteten, noch in derselben Nacht vor der Kasbah getödtet.

Am Mittag des 31. Mai erreichten die Reisenden die Kasbah von Schedma, die die erste Station ihrer Inlandreise gewesen war. Mr. Carstensen und einige andere Europäer waren ihnen bis hierher entgegen gekommen und in Gemeinschaft mit ihnen trat man den Rückweg nach Mogador an, von wo nach wenigen Tagen ein englischer Dampfer die Reisenden nach Tanger zurückbrachte.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VII.

Behandlung der Indianer durch die Weißen.

Alle die schädlichen Einflüsse, welche wir bisher kennen lernten, sind solche, welche mit der Zeit zu überwinden sind, da sie mit der Zeit aufhören. Der Körper gewöhnt sich an die neue Lebensweise, er verliert die Empfänglichkeit für die Kontagien, die geistigen Anforderungen werden durch die allmälige Umbildung des psychophysischen Organs immer weniger schwer, die hemmenden Natureinflüsse, die schädlichen Einrichtungen des socialen Lebens verlieren um so mehr ihre Kraft, je mehr die Civilisation sich ausbreitet und Wurzel faßt. Und so sahen wir manche amerikanische Indianerstämme trotz aller Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten (sie überwanden sie desto leichter, je allmäliger sie ihnen entgegentraten), dennoch nicht nur nicht an Zahl abnehmen, sondern sich, wenn auch langsam, aus sich selbst heraus vermehren, durch eigene Fruchtbarkeit, nicht durch Zuwanderung oder Einverleibung anderer Stämme. Da wir nun alles Besprochene, selbst die einheimischen Kriege und die (doch nur temporären) Wirkungen der Pocken nur als Hemmnisse, als checks im Sinne des Malthus, nicht aber als ausreichende Gründe eines allmäligen Hinschwindens erkannt haben; so bleibt uns immer noch die wichtigste Frage zu beantworten übrig: woher kommt denn nun jenes Aussterben der Indianer, welches seit 1600 doch etwa die kleinere Hälfte ihrer Gesammtsumme beträgt?

Die Antwort, zu welcher unsere ganze Untersuchung hinführt, ist herbe genug: das Hinschwinden der Indianer ist hervorgerufen einzig und allein durch die brutal unmenschliche Art, wie sie von den Weißen behandelt sind. Diese Behandlung wirkte freilich doppelt verheerend durch das Zusammentreffen mit jenen anderen Fährlichkeiten, die wir besprochen haben: allein die eigentlich zerstörende Kraft lag in dem Verhalten der Weißen, der Träger des neuen Lebens, der Civilisation. Daher sind die Völker, welche am eingehendsten und unter den ungünstigsten Umständen mit letzteren in Berührung kamen, wie z. B. die Californier, am stärksten decimirt; daher sind nur diejenigen, welche durch eigene Kraft und Zahl oder durch irgend welchen Schutz der Natur gegen die Weißen sicherer gestellt waren, gar nicht oder doch nicht bedeutend in ihrer Zahl vermindert, ja sie zeigen wohl sogar ein Anwachsen, wie die Cherokee, die Irokesen.

Zunächst waren es die Kriege der Weißen, welche die Indianer decimirten, und nicht nur die Kriege, welche feindselig gegen sie gerichtet waren, sondern auch diejenigen, in

welchen Weiße gegen Weiße und sie auf Seiten einer der Kämpfenden standen. Was sie auch als Verbündete litten, davon haben wir schon ein schlagendes Beispiel gesehen [1]). Die Irokesen, auf Seiten der Engländer stehend, zählten nach Governor Bellomont's Schätzung 1689 beim Beginn des Krieges gegen die Franzosen 2550, am Ende desselben, 1698, nur noch 1230 Krieger; und Bellomont schob die ganze Größe dieses Verlustes auf den Krieg, ohne die Pocken, welche in demselben Zeitraume aufgetreten waren, auch nur zu erwähnen. Irgend einen Grund, den Kriegsverlust seiner Verbündeten zu übertreiben, hatte Bellomont nicht. Freilich nennt er nur runde Zahlen, welche nur auf Schätzung, gewiß aber auf möglichst genauer Schätzung beruhen; und sicher geben diese Zahlen das Verhältniß der Krieger vor und nach den neun Kriegsjahren genau wieder. Auf dies Verhältniß aber kommt es uns an: es lehrt uns, daß die Irokesen innerhalb dieser neun Kriegsjahre als Verbündete der siegreichen Partei die Hälfte ihrer kampffähigen Männer verloren hatten. Und sie waren nicht etwa ein kleiner Stamm, sie waren eins der bedeutendsten Völker, ein Bund von fünf Nationen! Auch ist nicht daran zu denken, daß die Verlustziffer Bellomont's sich etwa durch zahlreiche Flüchtlinge erhöht hätte, wie z. B. in Adair's Angabe, die Pocken hätten 1738 die Cherokee „um die Hälfte" vermindert, auch die mit einbegriffen waren, welche sich der Krankheit durch Flucht entzogen hatten: Bellomont's Zahlen drücken genau und scharf das Verhältniß, die Größe des Kriegsverlustes aus.

Und wie ganz anders noch mußten die Kriege wirken, welche gegen die Indianer geführt wurden! Seit ihrem ersten Ausbrechen 1622 hörten diese aber so gut wie niemals wieder auf. Die ganze Geschichte oder auch nur eine Aufzählung aller dieser Kämpfe zu geben ist hier nicht der Ort: man lese sie bei Waitz [2]) nach, auf dessen Darstellung des Verhältnisses zwischen Indianern und Weißen ich überhaupt verweise: erinnert sei nur, um doch Einiges anzuführen, an den Pequot-Krieg (Connecticut, Massachusets) von 1633 an, den Krieg des Königs Philipp (1675 f.), an die Kämpfe in Virginien und Karolina, an den Natchez-Krieg und das Natchez-Massacre (1722 f., 1729), an die Kämpfe gegen Pontiac (1763 f.), die Seminolenkriege (1817 f., 1842 f.) u. s. w. Und wie wurden diese Kriege geführt! Es waren meist Vernichtungskriege von dem wildesten Haß, der brutalsten Unmenschlichkeit beseelt und eingegeben. Im Kriege Philipp's und später [3]) „hatten die Engländer viele Zweifel darüber, ob es sich mit dem Christenthum und der Menschheit vertrage, die Feinde lebendig zu verbrennen." Auch die einheimischen Kriege waren blutig und mancher kleinere Stamm mag durch sie vernichtet sein, obwohl die besiegten meist in den siegreichen Stamm einverleibt wurden. Ueberfälle waren nicht selten, aber Weiber und Kinder wurden dabei oft geschont. In den europäischen Kriegen verursachten Pulver und Blei viel größere Massentödtungen — und zwar der kräftigsten Männer, der Beschützer der gegenwärtigen, der Erzeuger der künftigen Generation — und heimliche Ueberfälle oft auch friedlicher Indianer waren keineswegs selten, nur daß bei solchen Ueberfällen durch die Europäer alles, auch Weiber und Kinder, niedergemacht wurde! Daher waren fast noch gefährlicher als die großen Kriege die ewigen kleinen Kämpfe, Reibereien, Straf- und Rache- oder Beutezüge, welche niemals aufhörten.

Es ist unglaublich, wie schlecht und unmenschlich man die Indianer behandelte, wo man nur irgendwie in der Uebermacht war — und das waren die Einwanderer bei der geringen Volkszahl der Uramerikaner und dem beständigen Zuzug aus Europa bald. Unter den Mitteln, welche man gegen sie anwandte, war namentlich die Versklavung der Gefangenen, mochte man diese nun im Kriege oder aber auf Raubzügen erbeutet haben, welche eigens für Sklavenfang ausgerüstet wurden. In Massachusets wurde noch 1676 ein Gesetz erlassen, welches diese Sklaverei anordnete, und welches erst 1692 einige Einschränkungen erfuhr [1]), in Pennsylvanien hob man dieselbe erst durch ein Gesetz im Jahre 1705 auf [2]). „Sehr ausgebreitet," sagt Waitz, „war namentlich der Sklavenfang der Spanier im Süden, welche die Apachen erst dadurch zu der unversöhnlichen Erbitterung gegen die Weißen getrieben haben sollen, durch die sie sich auszeichnen." Auch der fromme Eifer wandte dies Mittel an: es ist bekannt, wie die spanischen Missionäre in Californien die Eingeborenen mit Gewalt einfingen, mit Gewalt tauften, mit Gewalt festhielten und — für die Mission arbeiten ließen, obwohl die Eingefangenen massenhaft dahinstarben. Denn bei dem Charakter der Indianer ist eine solche Versklavung, ein solcher Zwang zu ungewohnter Arbeit physisch und moralisch etwas für sie völlig Unerträgliches, dem sie rasch erliegen. Beispiele in viel größerm Maßstabe liefert hierfür die Geschichte Centralamerikas.

Besonders gefährlich wurden ferner für die Indianer die Länderkäufe Seitens der Einwanderer: denn durch dieselben wurden sie aus den fruchtbaren, günstigen Distrikten immer mehr und mehr verdrängt und andererseits in engere Grenzen eingeschlossen, als ihre ganze Lebensart vertragen konnte; so daß sie durch die Einwanderung der Europäer sich in ihren nothwendigsten Lebensbedürfnissen bedroht sahen. Und dazu kam, daß dieser Ländererwerb von den Europäern keineswegs immer auf rechtliche Weise, sondern sehr oft durch Betrügerei, ja durch gewaltsames Vertreiben der Urbesitzer zu Stande kam. Wehrten sich aber die Indianer, übten sie, erbittert durch zahllose Ungerechtigkeiten, gegen Gewalt und Betrug Repressalien (freilich nach ihrer Art, roh und blutig, aber wie konnten sie anders?), so war das nur der oft sehr erwünschte Anlaß zu neuen Verheerungskriegen gegen sie, in welchen man sie mit Feuer und Schwert ausrottete. So wuchs die Erbitterung immer mehr und zwar im geraden Verhältniß mit dem immer stärkern Zuzug der weißen Einwanderer. Daß die Indianer sich ihres Landes, ihrer Lebensbedürfnisse, ihrer Haut wehrten und möglichst tapfer wehrten, war doch begreiflich, ja es war ihre heilige Pflicht: und nun lese man folgenden Briefwechsel zwischen zwei hohen englischen Offizieren der Truppen gegen Pontiac, dem Schweizer Heinrich Bouquet und Sir Jeffrey Amherst, welche Francis Parkman aus dem Originalmanuskript des britischen Museums veröffentlicht hat [3]). Nachdem beide schon vorher sich in den leidenschaftlichsten Ausdrücken gegen das „Geschmeiß" der Indianer ergangen haben, welches jegliches Anrecht auf Menschlichkeit verwirkt hat, welches man, trotz der Friedenspfeife, hätte todtschlagen sollen, welches nur mit den Thieren leben sollte, da es diesen näher stehe als den Menschen; nachdem Amherst den Befehl gegeben, daß man keine Gefangene machen, sondern alle Indianer tödten solle, schreibt er Anfang Juli 1763: „Könnte man nicht die Pocken unter diese verhaßten Indianerbanden bringen? wir müssen jetzt jedes mögliche Mittel benutzen, um sie aufzureiben." Bouquet antwortete: „Ich will versuchen sie mittelst einiger Wollhemden zu infi-

[1]) Siehe S. 140 dieses Bandes.
[2]) Anthropol. 3, 240 f.
[3]) Trumbull, History of Connecticut 1797 bei Waitz 3, 248.

[1]) Tuket, History of Un. Stat. I, 47.
[2]) Waitz 3, 244.
[3]) Fr. Parkman, Works. The Conspiracy of Pontiac, vol. II, 6 ed. 1870, p. 399.

ciren, welche ihnen zu Händen kommen sollen, mich aber wohl hüten, daß ich nicht selbst die Krankheit bekomme. Da es Schade ist (as it is a pity), brave Männer ihnen gegenüber auszusetzen, so wünsche ich von der Art der Spanier Gebrauch machen zu können und sie mit englischen Doggen zu jagen, im Verein mit Bluthunden und leichten Pferden, welche, sollt' ich denken, das Geschmeiß in der That vertilgen oder vertreiben werden." Amherst erwiderte: „Es wird sehr gut sein, wenn Ihr sie mittelst der Wollhemden ansteckt; so wie wir jedes andere Mittel diese verfluchte Race auszurotten versuchen müssen. Sehr gern würde ich sie nach Eurem Plane mit Hunden zu Tode hetzen lassen, aber England ist zu fern, um jetzt an so etwas denken zu können." Wirklich brachen die Blattern kurze Zeit darauf unter diesen Indianerstämmen aus, doch ist es unerweislich, ob mit ob ohne Bouquet's Schuld, der sich gegen civilisirte Menschen stets als Ehrenmann betrug [1]). Ein gewisser John Hughes hatte übrigens an ihn, ehe er jenen Brief schrieb, einen vollständigen Plan, die Indianer mit Bluthunden zu bekämpfen, eingereicht, der in seiner ganzen scheußlichen Brutalität bei Parkman (2, 41) zu lesen ist! Da wir in diesem Fall alle diese Unmenschlichkeiten aktenmäßig bezeugt fanden, so sind die übrigen Nachrichten von absichtlicher Ansteckung der Indianer durch Blatterngift — die letzte aus dem Jahre 1830 [2]) — nur allzuglaublich; wurde doch, nach Morse [3]), der Regierung der Vereinigten Staaten „ein förmliches Projekt zur Vertilgung der Indianer übergeben". „In den Kriegen des 18. Jahrhunderts zahlte die Regierung der englischen wie der französischen Kolonien Prämien für Skalpe aus;" — „die Engländer skalpirten in dem Kriege von 1759 ganz nach Indianerweise;" — „der englische Oberst Proctor hat im Kriege 1813 einer vorausgegangenen Kapitulation zuwider die verwundeten Feinde seinen Indianern zum Skalpiren preisgegeben, während gleichzeitig der Indianer Tecumseh ähnliche Grausamkeiten mit aller Energie verhinderte" [4]). Parkman erzählt [5]), daß 1764 ein englischer Deserteur, welcher lange bei den Indianern lebte und von einer Indianerin mehrere Kinder hatte, seine Frau, seine Kinder, und einige indianische Begleiter im Schlaf ermordete, dann die Skalpe der Erwachsenen der englischen Behörde brachte und von dieser — und das ist das Charakteristische und Bedeutungsvolle der grauenvollen Geschichte — nicht nur nicht bestraft, sondern als Dolmetscher angestellt wurde!

After that, let us say no more — möchten wir abermals mit Powers ausrufen. Auch wollen wir abbrechen, obwohl sich diese Greuel noch ins Unendliche häufen ließen. Jeder, welcher ethnologische Studien betrieben hat, weiß, wie sehr dieselben durch die furchtbaren Scheußlichkeiten, welche man durcharbeiten muß, durch die grauenvolle Rohheit der uncivilisirten und mehr noch leider der civilisirten Menschheit erschwert wurden. Uebrigens sind in unserm Falle die Greuel auch sehr reichlich auf indianischer Seite. Wir sind weit entfernt, irgendwie einseitig nur die Europäer anklagen zu wollen. Aber einerseits ist zu bemerken, daß die Indianer da, wo die Europäer friedlich mit ihnen verkehrten, stets Frieden und bestes Einvernehmen und reine Treue unverbrüchlich gehalten haben. Und andererseits, die Indianer waren ja „Wilde", die Europäer im Besitz der Civilisation, und selbstverständlich muß man die civilisirte Menschheit mit strengerm sittlichen Maßstab messen als die uncivilisirte. Und schließlich, uns kommt es auf die Gründe an, welche das Hinschwinden der Indianer seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern bedingen: wir müssen also die Art, wie letztere dieselben behandelten, kennen lernen, gleichviel ob dieselbe berechtigt oder nicht berechtigt war. So viel aber haben wir gesehen: eine solche Behandlung Seitens des geistig so viel höher stehenden und auch leiblich durch stets neuen Zuzug stets mehr und mehr überlegenen Weißen mußte die Amerikaner deciminiren, auch wenn sie in blühenden Zuständen gewesen wären. Das aber waren sie nicht: sie waren ja durch die oben erwähnten Hemmnisse (checks) schon ohnehin gefährdet; und diese vermehrten nur die Furchtbarkeit der feindseligen Einwirkungen Seitens der Einwanderer.

Und zu allen jenen Feindseligkeiten kommt noch anderes, was wir nur mit zwei Worten erwähnen wollen, da seine Bedeutung ohnehin klar ist: erstlich die absichtliche, oft sogar gewaltsam erzwungene Branntweineinfuhr und zweitens, als letzte, freilich konsequente Bekrönung des Ganzen, die Verachtung, der exclusive Racenhochmuth, mit welcher die öffentliche Meinung die Indianer im socialen Leben behandelte und behandelt. Namentlich dieser letztere Punkt ist bei dem Charakter der Indianer von ungeheuerster Bedeutung. Mußten sie nicht eine Welt fliehen, welche sie so behandelte? Eine Civilisation hassen, welche so unter ihnen, gegen sie auftrat? Wo sie mit wirklicher, echter Civilisation, die stets human ist, in Berührung kamen, da sind sie rasch von ihr gefördert, rasch auf sie eingegangen. Es ist also eine schmachvolle Verleumdung, wenn man der Civilisation einen giftigen, zerstörenden Hauch zuschreibt. Derselbe geht nur von den Trägern dessen, was sich heute so oft Civilisation nennt, aus und ihnen und ihrer rohen Brutalität sind die Indianer erlegen, so in früheren Jahrhunderten, so in diesem in Californien. Die grauenvollen Zustände, welche dort herrschten, haben wir schon geschildert. Sie sind so furchtbar, daß wir gern nicht auf sie zurückkamen.

Und dennoch zeigt sich auch in ihnen ein Fortschritt der europäischen Menschheit. Grausamkeit und Gewaltthätigkeit wütheten ja auch in Californien auf das Schrecklichste und Powell wie Mallery waren ja der Ansicht, daß in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts mehr Menschen zu Grunde gegangen sind als von der übrigen Urbevölkerung der gesammten Vereinigten Staaten zusammengenommen. Aber alle diese Greuel gingen von den Einzelnen aus, von rohen, blutdürstigen Individuen, sie wurden von keiner Staatsgewalt autorisirt, von der öffentlichen Meinung (abgesehen von der in Californien) entschieden verworfen. Anders in den beiden vergangenen Jahrhunderten: da waren es die Behörden, die Regierungen, die Völker und ihre öffentliche Meinung selbst, welche diese Frevel guthießen, weil sie dieselben kaum als Frevel anerkannten. Und das ist ein unendlich bedeutender Fortschritt, welcher freudige Hoffnung für die Zukunft giebt!

So ist die withering theory vollständig widerlegt. Das Ergebniß unserer Untersuchungen ist: Die Indianer sterben nicht aus, wenn sie nicht ausgerottet werden; und auf diesen Satz eine Theorie des natürlichen Hinschwindens der Naturvölker zu bauen, wäre eine arge Sophistik. Vielmehr bedurfte es aller jener checks und der eben geschilderten Mittel der Ausrottung durch eine weitaus überlegene Bevölkerung, um die — keineswegs zahlreichen — Indianer Nordamerikas seit zwei Jahrhunderten um die Hälfte zu vermindern. So groß ist die natürliche Lebenskraft der Indianer, der Naturvölker, der Menschheit.

Wir haben oben die Civilisation als eine natürliche Entwickelungsphase des menschlichen Wesens kennen gelernt. Daraus folgt, daß, wenn es wirklich Völker gäbe, welche derselben, wie durch einen giftigen Hauch getroffen, ohne natür-

---

1) Parkman 2, 41.
2) Waitz 3, 259 nach Mc Coy.
3) Waitz ebendaselbst.
4) Waitz 3, 258 bis 259.
5) Works 2, 201 seq.

liche, nachweisbare Ursache unterlägen, dieselben eine der Menschheit völlig heterogene Art von Wesen sein würden, nicht theilhaftig der gleichen Fähigkeiten, der gleichen Entwickelungsgesetze. Auch nach dieser Seite ist die Widerlegung jener Theorie von Bedeutung, so unmöglich es ja freilich schon an und für sich ist, die Amerikaner mit ihren wunderbar entwickelten Sprachen, ihren bedeutenden prähistorischen und historischen Leistungen für eine artlich (nicht bloß der Entwickelungsstufe nach) tiefer stehende Gattung von Wesen zu halten.

Dagegen fällt auf unsere Civilisation von hier aus ein helles Licht, und wär' es bloß aus dem Umstand, daß man ihr einen auf andere Menschen tödtlich wirkenden, giftigen Hauch zuschreibt. Einen solchen kann sie nur haben, wenn sie nur einseitig entwickelt, nur rohe rein naturalistisch-materielle Kraftanhäufung ist. Die Summe von Kraft, welche die Kulturvölker in so viel günstigeren Umständen durch lange und nach und nach höchst individuenreiche Generationen unter den verschiedensten bildend wirkenden Umständen von außen her aufsammelten, ist natürlich größer als die, welche die Naturvölker in ihren ungünstigen Verhältnissen, individuenarmen Generationen und erzieherisch sehr wenig vortheilhaften äußeren Einwirkungen gewinnen können. Diese größere Kraft geht rein naturalistisch, ohne irgend welches Zuthun des Willens, beim Menschen in ein Plus von Gehirncentren und Verbindungsbahnen über: sie tritt also, noch als reine Naturkraft, als erhöhte Intellektualität und nach außen projicirt als entwickeltere Technik auf. Bricht nun jene größere Kraftsumme der Kulturvölker über die geringere der Naturvölker gewaltsam ein, so muß diese letztere ihr unterliegen. Und nur so, rein als Naturgewalt, als intellektuelle und technische Ueberlegenheit ist sie den Naturvölkern fast überall entgegen getreten. Diese Naturgewalt ist noch keine Civilisation, so oft man sie auch mit derselben verwechselt, ihr fälschlich diesen reinen Namen beigelegt hat: sie wird erst Civilisation, wenn sie unter die Herrschaft der Vernunft, eines Willens gebändigt ist, welcher die Interessen der Menschheit als solcher, also die Menschlichkeit, die höchste Sittlichkeit sich aus sich selber als Norm vorgeschrieben hat. Von dieser wahren Civilisation kann kein giftiger Hauch gegen andere Menschen ausgehen, da sie eben sittlich ist — und auch diesen wichtigen Satz erhärtet die Geschichte der nordamerikanischen Indianer vollkommen.

Die Entwickelung des menschlichen Wesens ist also eine doppelseitige, des Könnens, des Wollens; der Intellektualität, der psychophysischen Kombinationsfähigkeit einerseits, andererseits des Gemüthes, des sittlichen Lebens; eine unwillkürliche, naturnothwendige und eine vom Willen des Menschen abhängige, rein humane. Erstere steht im geraden Verhältniß zu den Eindrücken von außen her: denn diese bewirken die Differenzirung des Gehirnes, und die Höhe des Intellekts beruht auf der ganz unwillkürlich gegebenen Menge der Centren und Bahnen. Sie tritt nie von selber, ohne Einwirkung von außen ein: welcher Umstand für Stellung und Verhältniß des Menschen in und zur Welt völlig grundlegend ist. Stehen nun auch auf den ersten uns bekannten Stufen menschlichen Daseins beide Seiten einander gleichwerthig da, so entwickelt sich der Intellekt rascher, früher, unaufhaltsamer.

Sehr viel später, sehr viel langsamer entwickelt sich das Gemüthsleben, die Sittlichkeit, und zwar entwickelt sie sich nur in direkter Abhängigkeit von der Entwickelung des Intellekts. Abermals eine höchst wichtige Thatsache: denn dadurch tritt auch die Sittlichkeit in strenge, wenn auch mittelbare Abhängigkeit von der Außenwelt und ihren Einflüssen auf den Menschen. Später, langsamer muß sich die Sittlichkeit entwickeln, weil sie darauf beruht, daß der Mensch (oder die Menschheit) die Leistungen seiner Intellektualität in einheitlicher Gesammtvorstellung sich selber zur Anschauung bringt, und nach dieser Anschauung sein Verhältniß zur Außenwelt (und also auch zu seinen Nebenmenschen) regelt. Daher kann sich der Intellekt sehr ausbilden und die Sittlichkeit bleibt unausgebildet; aber ferner, auch die Entwickelung der Sittlichkeit ist eine naturnothwendige; freilich aber wird sie die verschiedensten Gestalten und Phasen annehmen, bis sie sich allmälig an der immer nüchternen intellektuellen Auffassung der Außenwelt allmälig korrigirt.

Eine wirklich höhere Stufe aber erreicht das Leben der Menschheit nicht durch noch so reiche Ausbildung der Intellektualität, sondern nur durch Weiterbildung des Gemüthslebens, der Sittlichkeit.

Diese Sätze sind von ungeheurer Tragweite für die Geschichte der Menschheit. Für uns beweisen sie, daß die withering theory, an und für sich unhaltbar, nur bei ganz falscher Auffassung dessen, was Civilisation ist, ins Leben treten konnte, daß sie wie thatsächlich, so auch theoretisch völlig unhaltbar ist, denn alle Gesetze menschlicher Entwickelung sprechen gegen sie.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russische Regierung verfolgt eifrig die Erforschung der großen Ströme des europäischen Rußlands. So ist während der letzten drei Jahre die Wolga in einer Länge von circa 200 Meilen vermessen, ihr Nivellement auf 80 Meilen vervollständigt und 91 720 Lothungen in ihr vorgenommen worden. Die Tschussowaja, einer der oberen Zweigflüsse der Kama, ist auf 70 Meilen und ein anderer, die Bjelaja, auf 40 Meilen untersucht worden.

Die Wjätka ist vollständig vermessen und nivellirt, die Beschreibung der Weichsel vollendet und ebenso die Systeme des Dnjepr, Bug und Don einem genauen Studium unterworfen. Neue Vermessungen wurden im letzten Jahre an der Dwina und Suchona und in den Ob- und Jenisei-Becken angestellt, und verschiedene Stationen für Niveauveränderungen und meteorologische Beobachtungen eingerichtet.

— Thrakische Ueberreste? Im Bd. XXVIII, S. 27 des „Globus" sind die Leser mit den bulgarischen Volksliedern bekannt gemacht worden, die der bosnische Serbe Verkowitsch in Macedonien gesammelt hat und in denen viel von Orpheus, von einem Gotte Koleda, von anderen Göttern, welche an die indische Trimurti erinnern u. s. w. die Rede ist. Die Echtheit derselben war nach dem Urtheile des französischen Konsuls Dozon nicht zweifelsohne, doch waren jedenfalls echte alte Volkslieder unter den mohammedanischen Bulgaren (Pomaken) Macedoniens vorhanden. Mit mehr Kritik als Verkowitsch ist jetzt ein Agramer Professor, Dr. Leopold Geitler, an die Sache herangetreten in seinem bei Th. Mourek in Prag verlegten Werke: Poetičke tradice

Thraků i Bulharů (Poetische Traditionen der Thraker und Bulgaren), in welchem er nachzuweisen versucht, daß sonderbare sprachliche Eigenthümlichkeiten der Pomaken des Rhodope-Gebirges, sowie die ganz unslavische Mythologie ihrer Gesänge Ueberreste der alten Thraker seien. Zum Beweise seiner Ansicht führt Prof. Geitler Folgendes an: Orfen-Orpheus, der auf der Hirtenpfeife musicirende Zauberkönig, welcher Vögel im Fluge bannt und Steine zum Weinen bringt, ist in die Gesänge von den alten Thrakern übernommen. Sehr viele Einzelheiten der pomakischen Gesänge stimmen überraschend mit Orpheus. — Kein anderer slavischer Stamm besingt die Einführung des Weines, nur die Pomaken preisen dieselbe in feurigen Hymnen, was an den Dionysos-Kultus der Thraker erinnert. Der Gott des blauen Himmels, Siva, welcher in den Gesängen gefeiert wird, entspricht dem thrakischen Dionysos. — Die kunstvollen Klagelieder der Pomaken, ihre schwermüthigen Melodien, ihre eigenthümlichen religiösen Hymnen weisen auf thrakischen Ursprung hin, denn von den Thrakern werden schwermüthige Weisen erwähnt, auch sollen sie nach Strabo Erfinder des religiösen Liedes sein. — Die reichhaltige Mythologie der pomakischen Lieder ist unhellenisch und unslavisch. Der in denselben z. B. vorkommende Uzra-boga ist der „Gott der Morgenröthe" und im Sanskrit heißt usra Morgenröthe. — In den epischen Liedern wird eine Menge uralter historischer Vorgänge, Kämpfe, Wanderungen besungen, von denen kein anderes slavisches Volk etwas weiß; die Namen der darin handelnden Personen sind unslavisch und ungriechisch. — Die älteren Lieder bewegen sich in einem geographischen Horizont, der von Namen wimmelt, die wohl hinter die slavische Einwanderung zurückreichen. Da spielt Arjana-grada, arische Burg, eine Rolle. — Bezeichnend ist schließlich, sagt Prof. Geitler, daß diese Lieder sich vorzüglich bei den Rhodope-Bulgaren erhalten haben, da, wo das thrakische Element am längsten Stand hielt.

— Auf dem Genfer internationalen Alpen-Kongreß legte Prof. A. Favre die Nothwendigkeit dar, Gletschermessungen zu veranstalten. Nach seiner Ansicht wird das in den letzten 25 Jahren allgemeine Zurückweichen der Gletscher nach einer gewissen Zeit zum Stillstand kommen und ihm dann wieder eine Periode des Vorrückens folgen. Der deutsch-österreichische Alpenklub nun hat auf seiner letzten Versammlung zu Saalfelden beschlossen, die betreffenden Messungen an allen Gletschern der österreichischen Alpen ins Werk zu setzen.

— Der Deputirte der Haute-Savoie, Chardon, giebt in einer eigenen Broschüre seine Stimme zu Gunsten des von französischen Ingenieuren geplanten Tunnels durch den Mont Blanc anstatt durch den Simplon ab. Als Hauptgründe führt er an, daß dann der ganze Tunnel auf französischem Gebiet liege und daß die Entfernung zwischen Paris und Genf einer- und Genua und Mailand andererseits bedeutend abgekürzt werde, nämlich: Paris-Genua würde um 97, Paris-Mailand um 44, Genf-Genua um 180 und Genf-Mailand um 88 km kürzer als durch den Simplon. Ueberdies würden die Kosten sich auf 75 Mill. Francs reduciren, während sie bei der Simplonbahn sich auf mindestens 136 Mill. beliefen, und die Arbeit könnte so gefördert werden, daß die Eröffnung mit der der Gotthardlinie zusammenfiele. Der Tunnel soll von Chamounix bis Cormayeur in einer Höhe von 1014 Metern geführt werden.

Asien.

— Aus Tiflis ist uns eine deutsche Broschüre zugegangen, betitelt: „Die ökonomische Lage der Armenier in der Türkei", deren Titel schon unser Interesse erregt; denn derselbe bezeichnet den Inhalt als „öffentlichen Vortrag, gehalten am 11. März im Tifliser Handwerkerverein in armenischer Sprache von Dr. Krikor Arzruni, Redaktor der in Tiflis in armenischer Sprache erscheinenden Zeitung „Mschak", übersetzt von A. Amirchanjanz." Wir entnehmen derselben Einiges, was uns neu und interessant erschienen ist, Politisches dabei übergehend. So erfahren wir auf S. 8, daß durch die Abtretung des Gebirges Soghanlu (Ssoghanlugh) an Rußland einer der wichtigsten und reichsten Wälder Armeniens, welcher das ganze Wilajet Erzerum mit Bau- und Brennmaterial versah, der Türkei verloren ging, und daß jetzt die dortige Bevölkerung, die christliche wie mohammedanische, großen Mangel an Holz leidet, und fast keine neuen Gebäude aufführen und auch keine alten ausbessern kann. Das hochgelegene Erzerum ist von seinem nothwendigsten Bedürfnisse, dem Brennholz, abgeschnitten, was, wie verlautet, die Einwohner schließlich zur Auswanderung zwingen wird; denn ihre Herde sind nicht, wie in den Dörfern, für die Verwendung von Kisjak (getrockneter Viehmist) eingerichtet. Ja, die Industrie geräth durch diesen Holzmangel ins Stocken, wie z. B. die Spiritusfabrik der Brüder Schabanjan deswegen ihren Betrieb hat einstellen müssen. Um aber die reichlich vorhandenen Naphta- und Steinkohlenlager ausbeuten und zur Feuerung verwenden zu können, dazu reicht die Kraft eines Einzelnen nicht aus, und der Bildung von Gesellschaften steht die Willkürherrschaft der Türkei entgegen. Außerdem fehlt es aber auch an Straßen, die allein den Erzerumern es ermöglichen könnten, z. B. aus den Waldungen zwischen Baiburt und Trapezunt oder den Urwäldern von Rize ihren Holzbedarf zu decken. „Würden die Erzerumer etwas mehr Eifer entwickeln und der alten Sitte der Armenier folgen, so wären sie im Stande, eben solche künstliche Wälder anzulegen, wie die Armenier von Charberd einen wunderschönen Espenwald gezogen haben. In dieser Hinsicht zeigen sich die Armenier als die Deutschen von Asien. Künstliche Wälder sind keine neue Erscheinung unter den Armeniern. Dies scheint den alten Armeniern gerade so bekannt gewesen zu sein wie die künstlichen Wasserleitungen. Es geht z. B. die Sage unter dem Volk, daß auch der mächtige Wald von Ssoghanlugh, in dessen Mitte noch jetzt die Ruinen einer alten Kirche liegen, auf Befehl eines armenischen Königs angelegt worden ist." Besonders fühlt man den Waldmangel in der humusreichen Ebene von Alaschkert, wo selten jemand ein Stück Holz besitzt, und wo getrockneter Viehmist und eine Art festen, dicken Rohres, das die Türken „Rindsschwanz" nennen, zum Brennen und Bauen dient.

Um so reicher ist Armenien an Wasser und den prachtvollsten Weiden, deren Gras und Heu eine ausgedehnte Viehzucht ermöglichen. Von den Schafen von Wan behauptet der Verfasser (S. 12), daß ihrem Fettschwanze in der That kleine Wägelchen untergebunden werden, was bekanntlich mehrfach von anderen Gegenden behauptet und später energisch bestritten worden ist. Der Handel mit Schafen ist in Armenien bedeutend; Aegypten z. B. deckt nur von den aus Armenien ausgeführten Schafen seinen Fleischbedarf, und viele Hauser in Erzerum sind nur dadurch, daß sie jährlich 20 000 bis 30 000 Stück Schafe verkaufen, zu ansehnlichem Vermögen gelangt. Berühmt sind ferner die starken Maulesel von Hisbir-Kiskim, die mächtigen Büffel und die Vollblutpferde von Chnys, die weißhaarigen (Angora-) Ziegen von Wan, dort Fulik genannt. Auch die Landwirthschaft der Armenier rühmt der Verfasser und geht die Produkte der verschiedenen Gegenden einzeln durch, den Weizen, die Gerste, Wein und Obst von Wan, Sesam, Lein und Weizen von Alaschkert, Tabak von Bitlis und Musch, Galläpfel von Bitlis und Sghert. Letzteres ist auch die Heimath der Manna. Dr. Arzruni berichtet darüber: „Im Frühling und Herbst bilden sich früh Morgens hauptsächlich auf den Eichenblättern honigsüße Tröpflein, die sich unter dem kühlenden Einfluß der Luft und der Blätter verdichten. Die Einwohner sammeln diese Körnlein als ein fertiges Zuckerbackwerk, welches auch zum Verkauf in ganz Kleinasien feil ist. Man ist der Ansicht, daß dies der Blumenduft ist, welcher bei Nacht die kühlen Blätter berührend sich zu jenen

Körnlein verdichtet. Diese Manna steht im Rufe eines wirksamen Mittels gegen die Schwindsucht.“ Hoch gepriesen wird sodann die Anstelligkeit der Armenier zu allerlei Handwerken, ihre kulturfähigen Eigenschaften, ihr ökonomischer Sinn, und interessant sind die Mittheilungen über die aus 7 bis 8 von katholischen Armeniern bewohnten Dörfern bestehende Republik von Chotordschur, wo eine „wunderbare Wohlhabenheit gepaart mit einem geselligen Sinne herrscht.“ Diese ungebildeten und zum größten Theile des Lesens unkundigen Bergbewohner haben merkwürdig kommunistische Sitten. Geht z. B. ein Hausvater in die Fremde, so ist seine Gemeinde verpflichtet, seine Familie so lange zu ernähren, bis er zurückkehrt oder bis ein männliches Mitglied seiner Familie so weit herangewachsen ist, um dieselbe erhalten zu können. Ist ein Sohn herangewachsen oder kehrt das Familienhaupt zurück, so muß die auf Wohlthätigkeit angewiesen gewesene Familie als Ersatz für die genossene Liebe der Kirche eine entsprechende Gabe vermachen. Bei Hochzeiten verlangen die Musikanten (die Bewohner von Chotordschur sind besonders musikalisch) keinen Lohn, weil das nach ihrer Ansicht als etwas der Gewinnsucht Aehnliches die Freude der Hochzeitsleute stören würde. Hat einer keine eigene Mühle, so erfordert die Sitte, daß sein Nachbar ihm die seinige zur Verfügung stellt, um sein Korn zu mahlen, hat jemand nicht die erforderlichen Ochsen, um seine Ernte einzubringen, so müssen seine Nachbarn ihm die ihrigen leihen u. s. f.

— Einer aus Peking von autorisirter Seite her stammenden Mittheilung vom 12. Juli dieses Jahres entnimmt die „Neue Freie Presse“, daß Graf Szechenyi und seine Begleiter nach einem beim Tsungli-Jamen (Auswärtiges Amt) in Peking vom Generalgouverneur Tso-tsung-tang eingelangten Berichte unter dem Schutze chinesischer Beamten und einer Eskorte von 30 Soldaten die Reise nach Tibet angetreten haben. Sie werden über Si-ning-fu, Schen-tschung-tschia und Tsaidam auf der großen nördlichen Kuku-nor-Straße nach dem von Tsaidam noch etwa 2000 Li (150 deutsche Meilen) entfernten Lassa gehen und sind die betreffenden Stationskommandanten sowie der Generalgouverneur von Sze-tschwan, der Gouverneur des Kuku-nor-Gebietes und der chinesische Resident in Lassa von dem einzuschlagenden Wege in Kenntniß gesetzt und aufgefordert worden, die Reisenden von Station zu Station geleiten zu lassen. (Neuerdings sind dieselben aber wiederum auf Schwierigkeiten gestoßen und bereisen einstweilen das Kuku-nor-Gebiet.)

— Wie M. Biet, der apostolische Vikar für West-China, berichtet, ist die Karawane, welche alljährlich von Tibet nach Ta-tsien-lu kommt, diesmal halb so stark wie gewöhnlich und hat keine Wolle mitgebracht. Der Grund davon ist bedeutsam. Die Tibetaner behaupten nämlich, daß sie von den Sok-po-(Mongolen), welche ihrerseits mit den Russen Handel treiben, dafür bessere Preise erzielten, und sie sagten außerdem, daß sie überhaupt nicht nach Ta-tsien-lu kämen, wenn sie nicht Thee brauchten. Die Karawane bezahlte ihren Thee mit russischen Rubeln, welche schon auf dem Bazar von Ta-tsien-lu Cours haben.

Afrika.

— Dr. Oskar Lenz, der Ogowe-Reisende, bereist jetzt im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft Marokko. Einerseits soll die Reise die Kenntniß namentlich des Atlas fördern, andererseits den Dr. Lenz mit arabischer Sprache und mohammedanischen Sitten bekannt machen, damit er später vom Sudan aus sich an der Erschließung von Inner-Afrika betheiligen könne.

— Aus Oran wird gemeldet, daß französische Stabsoffiziere am 9. September zuerst das elektrische Licht der spanischen Station Tetica in einer Entfernung von 272 km erblickten. Der Direktor der algerischen Vermessungskommission, Kommandant Perrier, konnte den einen Winkel des Dreiecks messen, und da der andere von der Bergstation aus gemessen war, so ist diese Operation als abgeschlossen und die Verbindung des algerischen Netzes mit der europäischen Triangulation (deren Inangriffnahme wir Bd. XXXIV, S. 352 meldeten) als vollendet zu betrachten. Weitere Nachrichten über diese Ausführung der Triangulation des algero-spanischen geodätischen Bogens gehen der „Nature“ vom 2. Oktober zu. Die Stationen in der Provinz Oran sind Msabia in Mordzago (585 m) und der Berg Filhaoucen in Traras (1100 m hoch), beide 108 km von einander entfernt. Die spanischen Ingenieure haben ihre Posten in einer Entfernung von 88 km in Mulhacen in der Sierra Nevada (3500 m) und Tetica in Murcia (2400 m hoch). Die beiden Linien Msabia-Tetica und Filhaoucen-Mulhacen sind 270 resp. 300 km lang. Bei Tage wurden die Signale durch Sonnenlicht ausgetauscht und durch 30 cm im Durchmesser haltende versilberte Glasspiegel reflektirt; bei Nacht wurde auf jeder Station eine Gramme'sche elektrische Maschine, deren Spiegel 50 cm im Durchmesser halten, mit Dampf betrieben. Von Oran bis Msabia (eine Entfernung von 16 km) ist ein Telegraph geleitet worden, so daß letzterer direkt mit dem europäischen System in Verbindung steht. Die Temperatur auf den spanischen Stationen war sehr niedrig und fiel einige Grad unter Null, während auf den algerischen die Hitze beträchtlich war, was bei der Berechnung der atmosphärischen Refraktion in Betracht gezogen werden muß. Für Kolonisten und Araber war die mächtige Erleuchtung der Berge ein überraschender Anblick und letztere behaupteten, die Franzosen hätten Allah's Macht geerbt, da sie Sonnen und Sterne schaffen könnten.

— Das korrespondirende Mitglied der französischen Akademie, Ch. Tissot, hat jetzt, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten, glücklich die Untersuchungen beendigt, die er seit einigen Jahren in Tunesien angestellt. Die Arbeiten an der im Bau befindlichen Eisenbahn Tunis-Algier drohen eine Menge Ruinen antiker Bauten zu zerstören, die man ganz wie Steinbrüche ausbeutet. Tissot hat den Lauf des Medscherda von seiner Mündung bis zur algerischen Grenze erforscht; er hat die Straße erkannt, die von Carthago nach Hippo Regius führte und die Stelle dreier Stationen derselben wiedergefunden: Bulla Regia bei Hammam Darradschi, Simittu bei Schemtu und Ad Aquas bei Sidi-bel-Kassam; endlich hat er ungefähr 30 unedirte lateinische Inschriften gesammelt, darunter je eine aus der Regierungszeit des Tiberius, Vespasian und Trajan, und von einer zweisprachigen in punischen und libyschen Charakteren einen Abdruck genommen.

— Am 28. Juli verließ Gerhard Rohlfs' Expedition (vergl. S. 47) die Oase Batifal, welche ungefähr 28 km von Dschalo entfernt ist, um in 7 Tagen die nördlichste Oase Siren, und in 12 Tagen Istat, den Hauptort der südlichen Oase Kebalo in der Kufära-Gruppe, zu erreichen. In Wadai hoffte er Mitte Oktober einzutreffen. So berichtete ein Brief seines Gefährten Dr. Strecker an Prof. v. Hochstetter. Inzwischen aber meldet ein aus Malta in Berlin eingegangenes Telegramm, daß die Expedition zwar Kufära erreicht und durchforscht habe, aber dort ausgeplündert worden und nach Benghazi zurückgekehrt sei. Der erlittene Schaden wird auf 20,000 Francs geschätzt; auch die kaiserlichen Geschenke haben bedeutend gelitten, und die Hoffnung auf Ersatz des Schadens durch die türkische Provinzialregierung will uns nur wenig aussichtsreich erscheinen. Wir hoffen, in einer der nächsten Nummern Ausführlicheres über dieses große Mißgeschick mittheilen zu können, welches Deutschland, wie bereits feststeht, der türkischen Mißregierung zu verdanken hat.

— Der König von Schoa, Menilik, hat einen französischen Brief (mit abessinischer Uebersetzung) an die Pariser geographische Gesellschaft gesandt, in welchem er sagt, daß er der augenblicklich unter seinem Schutze weilenden, von der

italienischen geographischen Gesellschaft geschickten wissenschaftlichen Mission eine französische vorziehen würde, um die Ausrüstung einer solchen bittet und dieser jeden möglichen Vorschub verspricht. Zugleich beklagt er sich bitter über die ägyptische Regierung, welche Abessinien an jeder Verbindung mit der europäischen Civilisation hindere.

Australien.

— Wir erwähnten in Bd. XXXVI, S. 224, daß die Maoris im Taranaki-Distrikte, Neu-Seeland, die dortigen Europäer von ihren Farmen vertrieben und sich in Besitz derselben gesetzt hätten. Die Kolonialregierung ist mit vollster Energie dagegen eingeschritten und hat eine sehr große Anzahl dieser Uebertreter ins Gefängniß zur weiteren Bestrafung werfen lassen. Sie erklären, daß sie durch den Häuptling und Propheten Te Whiti zu ihrem Treiben veranlaßt seien. Letzterer hat nun den Weibern und Kindern der Eingefangenen anbefohlen, auf Bockshörnern zu blasen, und die Mauern der Gefängnisse würden alsbald einstürzen. In Folge dessen sind in Neu-Seeland Bockshörner jetzt ein gesuchter und gut bezahlter Artikel geworden.

Arktisches Gebiet.

— Ein Telegramm aus Tromsö vom 22. September meldet die dort nach einer befriedigenden Kreuzfahrt erfolgte Ankunft des „Isbjörn" mit Kapitän Markham an Bord (s. „Globus" XXXVI, S. 48). Das Schiff traf das erste Eis am 4. Juni 40 Meilen vom Gänseland (südliches Nowaja Zemlja), fand den Matotschkin Schar unpassirbar und kreuzte an der Westküste von Nowaja Zemlja, bis es am 15. Juli auf der Höhe von Kap Nassau durch Eis aufgehalten wurde. Am 31. Juli passirte es zwar Matotschkin Schar, fand aber die Kara-See mit schweren Eismassen gefüllt, traf auf der Rückkehr mit dem holländischen Forschungsschiffe „Willem Barents" zusammen (welches inzwischen, nachdem es bis zum Franz-Josefs-Lande vorgedrungen, nach Hammerfest zurückgekehrt ist) und erreichte nun Kap Mauritius, die Nordostspitze von Nowaja Zemlja. Endlich drang es nordwärts zwischen letzterer Insel und Spitzbergen vor, traf am 12. September Eis unter 78° nördl. Br. und 47° östl. L. an und gelangte bis 78° 24', etwa 80 Meilen von Franz-Josefs-Land. Es wurden gute naturgeschichtliche Sammlungen angelegt und weitere Erfahrungen betreffs des Eises auf dieser neuerdings in Vorschlag gebrachten Route zum Pol gesammelt.

— Die diesjährige Handelsexpedition nach dem nördlichen Sibirien muß nach Sibiriakow's Mittheilungen als gescheitert betrachtet werden. Das Segelschiff „Expreß", welches mit dem Dampfer „Samuel Owen" nach der Jenisei-Mündung abging, ist unlängst unverrichteter Sache nach Hammerfest zurückgekehrt, ebenso der „Samuel Owen" von Matotschkin Schar nach Vardoe, da die Zugänge zum Karischen Meere mit Eis bedeckt waren.

— Im Juli vorigen Jahres ging der russische Marine-Offizier Tjagin mit Weib, Kind und drei Dienern nach Nowaja Zemlja, um dort zu überwintern; jetzt sind alle, um ein Familienglied bereichert, gesund nach Archangel zurückgekehrt. Der Winter war nicht streng, die höchste Kälte betrug — 29° C., und bei der Abfahrt am 1. August stieg das Thermometer auf 16°; auch war die Jagd den ganzen Winter über gut. Die fünf Samojedenfamilien, die nach derselben Station geschickt waren, befinden sich wohl, nur drei Personen sind am Scorbut gestorben und zwar, wie Tjagin darlegt, weil sie nicht dazu zu bewegen waren, aus dem Hause herauszugehen. Beobachtungen am schwimmenden Eise ergaben, daß die Schollen vom Karischen Meere gegen Nowaja Zemlja und dann rechts um die Insel herum getrieben werden, so daß ein Schooner, der in das Treibeis gerieth und sich nicht frei machen konnte, die ganze Rundreise mitmachen mußte.

— In der am 2. Oktober zu Ehren der Internationalen Polar-Konferenz abgehaltenen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg bezeichnete Lieutenant Weyprecht als vorläufig der Lösung durch die zu errichtenden circumpolaren Beobachtungsstationen (vergl. „Globus" XXXVI, S. 240) harrenden Fragen folgende: 1. Sind die Verschiedenheiten in den uns bekannten täglichen Perioden magnetischer Störungen Eigenthümlichkeiten des Ortes oder des Jahres zuzuschreiben? 2. Wie verhalten sich die Störungsintensitäten in den verschiedenen Gegenden der Polargebiete zu einander? 3. Steht die Störungsintensität in einem bestimmten Verhältnisse zu einem der magnetischen Grundelemente? 4. In welchem Verhältnisse stehen in den verschiedenen Gegenden der Polargebiete die Störungen nach der einen Seite zu jenen nach der andern? 5. Wie verhält sich die totale Intensität bei den Störungen? 6. Welches ist die räumliche Ausdehnung der Störungen? 7. Existiren fixe Störungscentren oder bilden und bewegen sich solche ähnlich den barometrischen Depressionen? 8. In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit dem Gürtel größter Intensität und Häufigkeit der Nordlichter? 9. In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit den einzelnen Nordlichtern? 10. In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit den verschiedenen Formen des Nordlichtes? 11. In welchem Zusammenhange stehen die magnetischen Erscheinungen im arktischen Gebiete zu jenen im antarktischen? 12. Welcher Zusammenhang besteht zwischen den magnetischen Störungen und galvanischen Erdströmen?

— Die Ostküste Grönlands von 65° 18' nördl. Br. (dem nördlichsten Punkt, den Kapitän Graah 1829 auf seiner Reise im Norden vom Kap Farvell erreichte) bis 69° nördl. Br. (bis wohin Kapitän Scoresby 1822 drang) ist bis zu diesem Sommer unbekannt geblieben, jetzt aber von dem Kommandanten des dänischen Kriegsdampfers „Ingolf", Kapitän Mourier, wieder entdeckt worden. Am 6. Juli erblickte er hohes Land unter 68° 10' nördl. Br., 19° 5' westl. L. (v. Gr.), am 8. unter 67° 7' nördl. Br., 27° 21' westl. L., am 9. unter 66° 2' nördl. Br., 30° 52' westl. L., am 10. endlich unter 65° 55' nördl. Br., 33° 49' westl. L. Fünf Tage lang fuhr er am Eise entlang, das Land in Sicht, von dem er Skizzen anfertigte; am 10. Juli aber zwang ihn das Eis die Küste zu verlassen.

— Zwei Mitglieder der Grönländischen Erforschungs-Expedition (vergl. „Globus" XXXV, S. 336), die Herren Kornerup und Lieutenant Jensen, kehrten am 13. Oktober auf dem grönländischen Handelsschiff „Ceres", welches am 4. September von Egedesminde fortgesegelt war, nach Kopenhagen zurück. Zur selben Zeit verließ Lieutenant R. Hammer Egedesminde, um sein Winterquartier in Jacobshavn zu nehmen; er beabsichtigt, im nächsten Jahr zu weiteren Forschungen mit Steenstrup zusammenzutreffen, der den Winter im Umanak-Distrikt zubringen wird.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

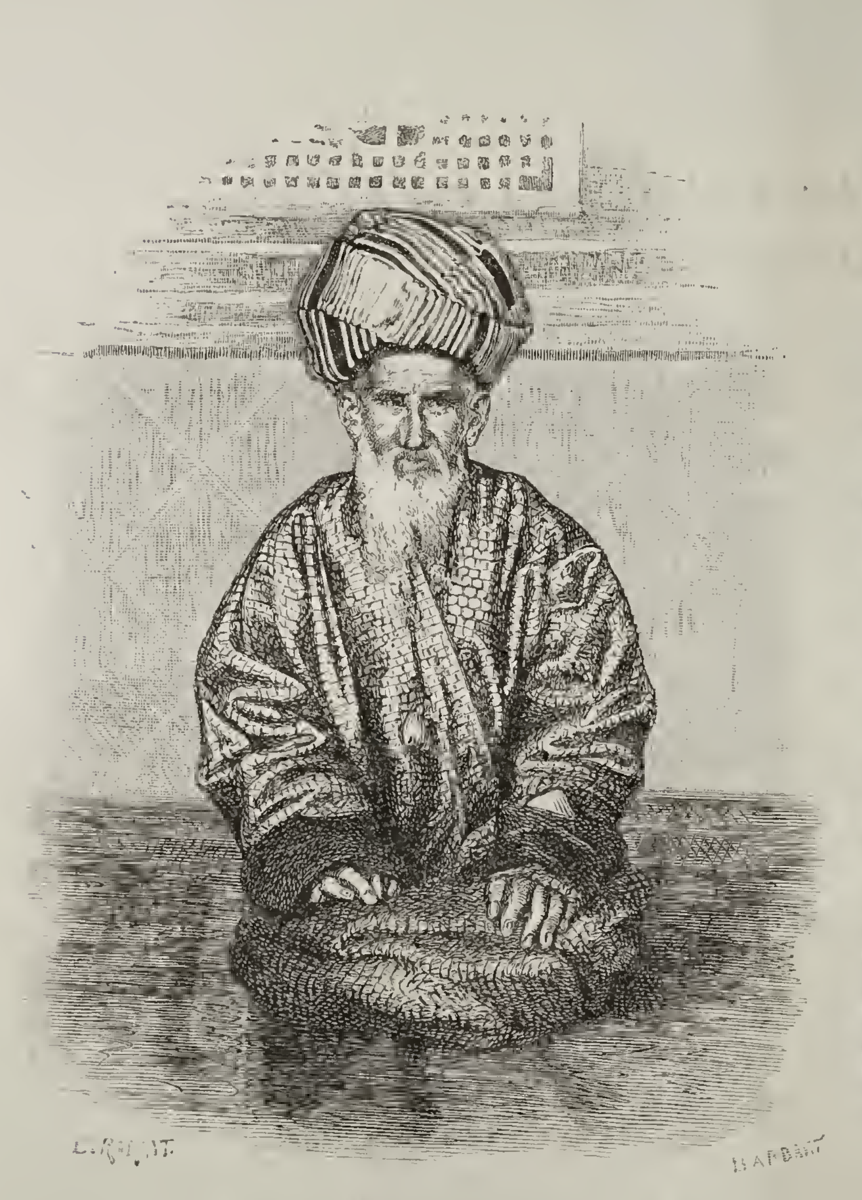
(Die Abbildungen nach Photographien.)

XI.

Die Veranlassung zu der russischen Okkupation des Distriktes Kuldscha (1872) hatte die Empörung der dunganischen Bewohner des Ili-Thales gegen die drückende chinesische Herrschaft gegeben. Nach einem entsetzlichen Blutbade in den Städten, das allen Chinesen im Lande das Leben kostete, nach vandalischer Verwüstung des ganzen reichen Thales waren die Dunganen Sieger geblieben, doch hatten sich bald nicht nur zwischen ihnen und einem andern Volksstamme, den Tarantschi, Streitigkeiten erhoben, es hatten diese Streitigkeiten auch zu mannigfachen Verletzungen der russischen Grenze, sowie zu Unruhen unter den benachbarten Kirghizen und in den sibirischen Grenzdistrikten geführt. China, durch den Krieg gegen Kaschghar in Anspruch genommen, war außer Stande, einzuschreiten: so sandte der Gouverneur von Semiretschinsk eine starke Truppenabtheilung in das von fast zehnjährigem Kriege zerrissene Land; die Einwohner fügten sich den Maßregeln der russischen Verwaltung willig; war doch jeder Zustand besser als der Krieg der letzten Jahre und als die gehaßte chinesische Herrschaft. Daß Rußland sich China gegenüber verpflichtet hatte, Kuldscha nur so lange besetzt zu halten, als es seine, d. h. Rußlands, eigene Sicherheit für die angrenzenden turkestanischen und sibirischen Provinzen erfordern würde, also bis zu dem Zeitpunkte, wo das chinesische Reich wieder selber Ruhe und geordnete Zustände in dem betreffenden Gebiete aufrecht zu erhalten fähig sein würde: von diesem Abkommen war wohl schwerlich einem der Dunganenoberhäupter, die das russische Militär freudig willkommen hießen, etwas bekannt.

Der Distrikt begreift die Thäler des mächtigen Ili und seiner Nebenflüsse, des Kunges und des Tekes, in sich. In einigen Theilen gebirgig, in anderen von großen Sandwüsten eingenommen, hatte das am Nordfuße des Thianschan gelegene Land nach seinen ursprünglichen natürlichen Bedingungen in früherer Zeit wahrscheinlich eine große Aehnlichkeit mit dem Thale des Syr-Darja, wie dasselbe noch heute in der Provinz Ferghana sich zeigt: aber die chinesische Herrschaft, als Verbreiterin einer nicht abzuleugnenden segensreichen Bodenkultur, hat in den 100 Jahren ihres Bestehens aus dem Ili-Thale eine der fruchtbarsten Provinzen des Himmlischen Reiches zu machen verstanden. Leider tritt heute, nachdem die Macht Chinas durch seine eigne Schuld vernichtet wurde, die Natur allenthalben in ihre alten Rechte zurück; nicht mehr durch die fleißige Hand des Ackerbauers gehemmt, vergrößern sich die sandigen Wüsten wieder, nehmen die nützlichen Baumpflanzungen an Umfang ab. Die Bevölkerung des Kuldscha-Gebietes besteht aus vielen sehr verschiedenartigen Elementen: von den mongolischen Einwohnern des Landes, den buddhistischen Kalmücken, welche die Chinesen bei ihrer Eroberung vorfanden, existiren heute nur noch geringe Ueberreste, die theils als Ackerbauer, theils als Halbnomaden leben. Die ganze übrige Einwohnerschaft des Landes sind die Nachkommen von Kolonisten, welche von der chinesischen Regierung zwangsweise in das

Ili-Thal gesandt wurden, als dasselbe in Folge des Eroberungskrieges gegen die Kalmücken ganz entvölkert war. Neben Sträflingen und Verbannten aus dem chinesischen Volke selber, neben Mandschu- und chinesischen Kriegern der Militärkolonien müssen vor allen Dingen die Dunganen und die Tarantschi genannt werden, turko-tatarische Mischstämme mohammedanischer Religion; die ersteren, die in den westchinesischen Provinzen zwischen den buddhistischen Einwohnern lebten, seit Jahrhunderten schon von denselben nur durch das religiöse Bekenntniß verschieden, nach Sprache, Sitte und Tracht chinesisch. Die Tarantschi waren Einwohner von Ostturkestan (Kaschghar), und seitdem China sich die Gewalt über ihr Land angemaßt hatte, aufrührerische und unbequeme Unterthanen der Sieger, welche sie mit dem ganzen fanatischen Haß, den der Mohammedaner gegen Götzendiener hegt, verabscheuten. Doch waren die Tarantschi-Familien, die nach dem Ili-Thale übergesiedelt wurden, ebenso wie die dorthin transportirten Dunganen zuerst mit ihrem Looſe nicht unzufrieden; die chinesische Regierung, ihres Bodens noch nicht recht sicher, verfuhr milde gegen die Ansiedler — das Land kam unter treffliche Kultur, in den üppig fruchtbaren Thälern blühten große und reiche Städte auf, Handel und Gewerbe gediehen. Die Dunganen zogen sich allmälig fast ausschließlich in die Städte, während die Tarantschi als Ackerbauer in den Thälern lebten. Erst das entsetzliche Aussaugesystem, das China im



Alter Tarantschi.



Ehemaliger Sultan der Tarantschis.

Laufe der funfziger Jahre unseres Jahrhunderts gegen die Bewohner des Ili-Thales ausübte, brachte die Empörung zum Ausbruch, der sich, als sie von Erfolg begleitet war, auch die buddhistischen Theile der Bevölkerung anschlossen.

Fast unmittelbar nach dem Betreten des Kuldscha-Gebietes boten sich den Blicken der Reisenden auf allen Seiten die Spuren der entsetzlichen Zerstörung aus der zehnjährigen Schreckenszeit des Dunganenkrieges und seiner Folgen. Borochudzir, eine ehemals chinesische Festung, bei welcher die damalige Grenze vorbeiging, war nur noch ein Trümmerhaufen. Nicht weit davon hatten die Chinesen auf einer Sandwüste von 48 qkm Größe einen Wald von Karagatschbäumen angelegt, der in Folge regelmäßiger und kunstvoller Bewässerung herrlich gediehen und zu einem weitberühmten Wunder des Landes geworden war. Jetzt war die Wasserleitung zerstört, die ganze großartige Schöpfung dem Untergange preisgegeben; mehr als einer der hohen Bäume an den Rändern des Waldes war schon abgestorben, die ganze Anlage aber hatte ein krankes, verkommendes Aussehen. Immer häufiger wurden die am Wege liegenden Ruinen von großen Dörfern; neben einigen standen jetzt die elenden Hütten ärmlicher Kalmücken; das Vieh weidete auf den von Unkraut überwucherten Feldern, die vor wenigen Jahren noch reichen Ertrag gebracht hatten. Die Passage durch den ziemlich wasserreichen Chorgos, in dessen Bett große Steine angehäuft lagen, erwies sich als keine leichte Sache und war nur dadurch zu bewerkstelligen, daß der Tarantaß an starken Seilen befestigt und mit diesen von mehreren Berittenen im Wasser gelenkt und vor dem Umfallen bewahrt wurde. Bald hinter Chorgos kam man an der Stelle vorbei, wo die Ruinen der Stadt

Tschim-pan-dzi, die 50 000 rührige Einwohner gezählt hat, ein weites Feld bedeckten. Vereinzelte, aus dem Schutt emporragende Häusermauern zeigten noch an ihrer Vorderseite die bunten Malereien, mit denen die Chinesen die Front ihrer Wohngebäude zu schmücken lieben. Die Umfassungsmauer der Stadt aber, von der gleichfalls einige Bruchstücke stehen geblieben waren, hatten eine Stärke von $3^1/_2$ Meter. So ging es auf dem ganzen traurigen Wege fort: Ruinen und Verwüstung allenthalben, und die Ueberreste einer verfeinerten hohen Kultur dem niedrigen Dienste des gemeinen Alltagslebens preisgegeben. Auf der Station Alimtan stand mitten in dem unsaubern engen Hofe des Postgebäudes ein kolossaler aus Stein gehauener Löwe, einst gewiß ein vielbewundertes chi-



Tarantschi-Moschee in Kuldscha.

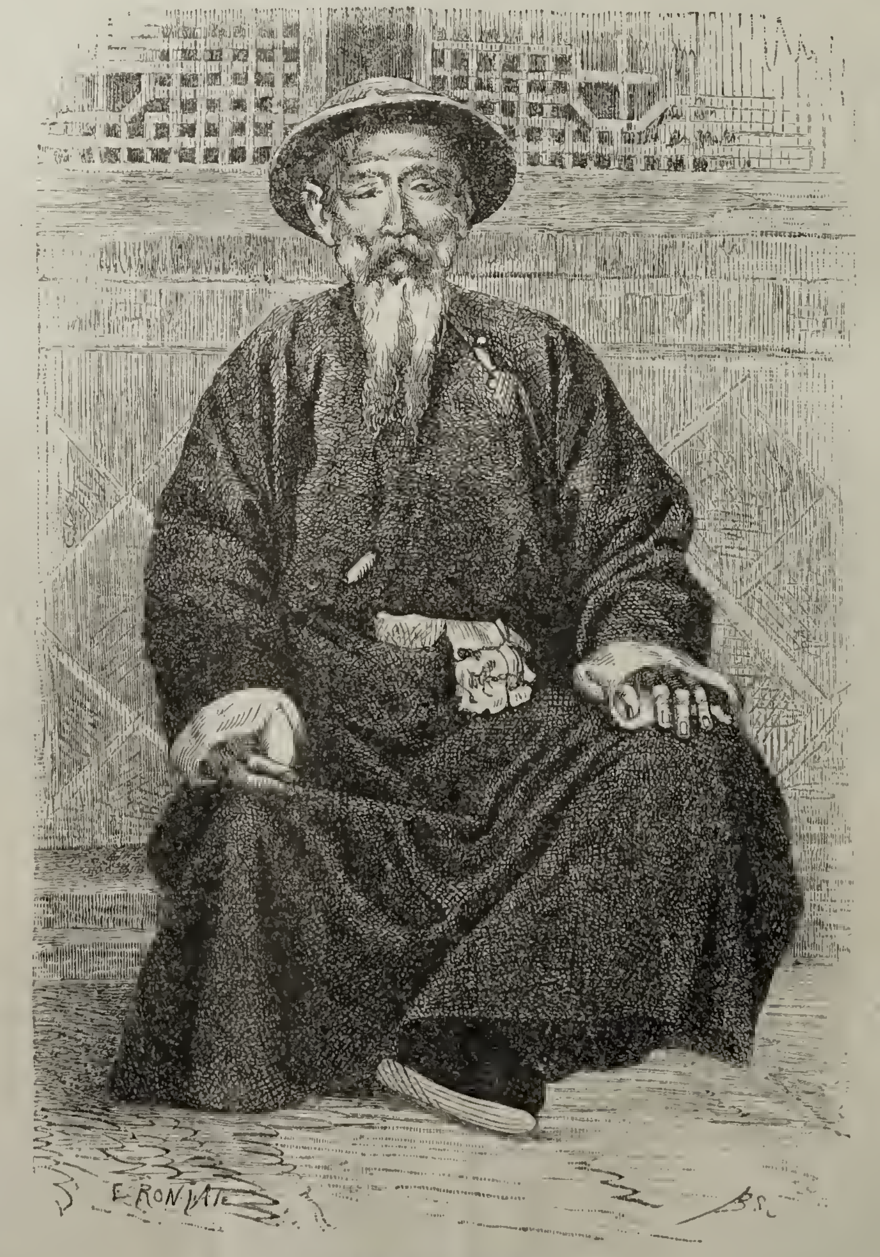
nesisches Kunstwerk. Schweif und Mähne des Thieres sind in jener kleinlich-zierlichen Manier ausgearbeitet, wie sie alle Kunstprodukte der Chinesen charakterisirt. Reichgeschnitzte und bemalte Pavillons, Lusthäuser, die früher den Garten eines wohlhabenden Mannes geziert haben mochten, dienten dem Posthalter zu Ställen für seine Hühner und Schweine. — Die vielen abgeholzten und von den Chinesen neu angeschonten Waldstrecken an den Abhängen der Tschulak- und der Ktschilikberge liegen jetzt verdorrt da — selbst wenn die Russen trotz der unsichern Dauer ihrer Oberherrschaft Willens gewesen wären, alle jene Kulturen zu erhalten und zu pflegen: ihre Absicht hätte an dem Mangel an Arbeitskräften im Lande scheitern müssen. Anstatt der 2 Millionen Einwohner, die das Kuldscha-Gebiet im Jahre 1862 bevölkerten, leben heute nur noch 135 000 in seinen Grenzen. Die Stadt Tschindschigodzi, ein ausschließlich von Dunganen bewohnter Ort, hat von den Schrecken des Krieges verhältnißmäßig wenig gelitten — die Reisenden benutzten den mehrstündigen Aufenthalt daselbst, um die innere Einrichtung der dunganischen

Häuser genauer kennen zu lernen. Alles war rein chinesisch: die Decken der Zimmer von Balken gebildet, die mit Rohr bekleidet sind, die Wände aus durchbrochen geschnitztem Holze, die Stühle, Tische, Schränke und Kasten mit gedrehten Verzierungen und eingelegter Arbeit. Nur die sehr von der chinesischen abweichende Gesichtsbildung der Bewohner erinnerte an den Unterschied.



Kinder einer Tarantschi-Schule in Kuldscha.

Am Abend des 26. September erreichte man die Hauptstadt Kuldscha am Ili, den Sitz der provisorischen russischen Militärverwaltung. Die Stadt, heute aus einem gesonderten chinesischen, einem dunganischen und einem Tarantschi-Quartier bestehend, an welche die Russen ihre wenigen Häuser gebaut haben, ist schon alten Ursprunges. Zur Zeit der chinesischen Eroberung existirte sie als der wichtigste Ort des Landes; sie soll von den alten tatarischen Herrschern gegründet worden sein. So heißt sie auch heute noch im Volke Tataren-Kuldscha, zum Unterschiede von der chinesischen Hauptstadt der Provinz, dem Mandschu-Kuldscha, das, zunächst nur als Sitz für die Mandschuverwaltung bestimmt, in kürzester Zeit zu einer Stadt von 300 000 Einwohnern anwuchs. Die Erstürmung und Einnahme von Mandschu-Kuldscha durch die vereinigten Dunganen und Tarantschi war der letzte Act des schrecklichen Vernichtungskrieges gegen die Chinesen. Hunger und Krankheit hatten schon Monate hindurch in der belagerten Stadt Tausende dahingerafft — dennoch befanden sich, als die Sieger am Morgen des schrecklichen Tages einzogen, noch weit über 100 000 Einwohner in der Stadt, von denen am Abend keiner mehr am Leben war. Das etwa 40 km von der heutigen Hauptstadt gelegene Trümmerfeld, mit unzähligen von der Sonne gebleichten Knochen wie besäet, ist ein Anblick, der einmal gesehen nie wieder vergessen werden kann. Im Großen und Ganzen macht das heutige Kuldscha, trotz der vielen prächtigen chinesisch-dunganischen Gebäude, trotz der Moscheen und Tempel einen unfreundlichen, unsaubern Eindruck. Viele Straßen sind ganz ungepflastert, die offenen Abzugs- und Wassergräben an den Seiten stellenweise verschüttet; auch die Einwohnerschaft sieht zum großen Theil ärmlich und schmutzig aus. Auf dem Bazar, wo neue und gebrauchte Waaren bunt durcheinander verkauft wurden, war es



Dunganen-Häuptling.



Tataren-Frauen.

nicht besser. Wagen und Karren, mit Pferden und Ochsen bespannt, versperrten den Weg bei jedem Schritt; Reiter und Fußgänger drängten sich: dazwischen schreiende Kinder, kläffende Hunde, chinesische Verkäufer, die ihren kleinen ambulanten Kram auf einräderigem Tische vor sich herschoben. Die Waaren in den chinesischen Läden bestanden hauptsächlich aus jenen tausend kleinen Spielereien des chinesischen Kunstfleißes, zu deren richtiger Werthschätzung ein abendländisches Verständniß nicht ausreicht. Offene Buden und Verkaufsstände mit Fleisch, Obst und sehr verschiedenartigem Gemüse stehen in Reihen vor den eigentlichen Läden des Bazars und tragen nicht am wenigsten zu dem unreinlichen Anblick des Ganzen bei.

An Tempeln für die verschiedengläubigen Bewohner der Stadt ist in Kuldscha kein Mangel. Die Chinesen, die unter dem Schutz der russischen Verwaltung schon wieder sich hier angesiedelt haben, besitzen mehrere kleine buddhistische Heiligthümer, in deren nischenartigen Abtheilungen die Bilder Buddha's oder anderer heiliger Personen auf dem Altar standen. Davor brannten Kerzen, in der Mitte des Raumes aber flammte ein ewiges Feuer. Die mit Inschriften bedeckten Wände trugen an ihrem obern Theile sowie an der Decke Bilder, die theils symbolische Darstellungen zu sein schienen, theils den Lebenslauf Buddha's, seine Martern, seinen Tod und seine Apotheose illustrirten. Neben dem Tempel befand sich eine Schule, deren Klassen mit den langen Bänken und den Tischen davor einen ganz europäischen Eindruck machten. Die Tarantschi und die Dunganen haben ihre eigenen gesonderten Moscheen mit Koranschulen dabei. Die Bauart derselben ist rein chinesisch, mit dem abgesetzten geschweiften Dach und den vielen kleinen Verzierungen, große hölzerne Säulen auf steinernem Sockel tragen den innern Hauptraum. In dem befestigten Stadttheil, welchen die Tarantschi bewohnen, liegt die Moschee auf einem Hügel und gewährt so einen sehr gefälligen Anblick. Die russische Kirche ist nur klein und sehr einfach gebaut; überraschend war es aber für die Reisenden, ein römisch-katholisches Gotteshaus zu finden, das, als Ueberrest der lange erfolgreichen Bestrebungen französischer Missionäre in Westchina, heute noch eine kleine katholische Gemeinde von etwa 70 chinesischen Einwohnern Kuldschas in sich versammelt.

Die letzten beiden Tage seines Aufenthaltes in Kuldscha verwandte Ujfalvy zu zahlreichen anthropologischen Messungen und zur Aufnahme verschiedener statistischer Notizen. Am 29. September verließ man die Stadt, um auf demselben Wege, den man gekommen war, wieder zur Grenzstadt Altyn-Imel zurückzukehren. In Suidun fand man im Hause eines wohlhabenden Dunganenoberhauptes die gastlichste Aufnahme; der Uebergang über den Chorgos, der Weg durch den Engpaß von Borochudzir, wo man zwischen hohen Felswänden stundenlang in dem Bette eines ausgetrockneten Flusses über Geröll und Steine fährt, in der steten Befürchtung, daß eines der oben überhängenden Felsstücke sich ablösen und herunterstürzen werde: Alles wurde glücklich zurückgelegt; und am Abend des 2. Oktober, bei einer Kälte von 6°, erreichte man Altyn-Imel, von wo aus der Rückweg nach Europa durch Sibirien angetreten werden sollte.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VIII.

Die Indianer und die Vereinigten Staaten.

(Erste Hälfte.)

Trotz der großen Lebenskraft und Zähigkeit aber, welche nach allen unseren Untersuchungen die nordamerikanischen Indianer bewiesen haben, ist es keineswegs sicher, daß sie in der Zukunft weiter leben. Denn sie sind in der Minderzahl gegenüber der so außerordentlich zahlreichen und stets sich weiter ausbreitenden weißen Bevölkerung, in der ganz verschwindenden Minderzahl: jene umfaßt 45 354 000 [1]), sie aber nur, wie wir oben sahen, in runder Summe höchstens 400 000 Seelen, das Verhältniß ist also wie 1 zu mehr als 113! Wirft sich also jene Bevölkerung feindselig über sie, so werden sie rasch zu Grunde gehen; man kann sie auch heute noch durch schlechte Behandlung leicht ausrotten.

Das zeigt sich nur allzudeutlich z. B. an Californien, dessen Bevölkerung durch die wüsten Horden der Goldsucher ja theilweise ausgerottet ist. Das zeigt sich aber auch sonst.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat für die Indianerbevölkerung der Union bestimmte Landestheile festgesetzt, welche sie bewohnen sollen, die sogenannten Reservationen. Diese sind in verschiedenen Einzelstaaten zerstreut, je nach Bedürfniß und der alten Heimath der Indianer. Einzelne sind von großer Ausdehnung, wie Indian Territory (zwischen Arkansas, Texas, Kansas) und die Dakota-Reservation im Staate gleiches Namens. Auch in Montana sind große Indianerländereien. Es ist bekannt, daß dieselben nicht unter den einzelnen Staaten stehen, in welchen sie gelegen sind, sondern unter der Regierung der Vereinigten Staaten unmittelbar; daß die geschäftlichen Beziehungen vermittelt werden durch Agenten und Superintendenten, welche von der Regierung angestellt sind. Man muß gestehen, daß auf diese Weise dem Princip nach sehr gut für die Indianer gesorgt ist; daß die Regierung den so geringen Bruchtheil ihrer Gesammtbevölkerung so gut bedacht hat, als derselbe einerseits bei seiner kleinen Zahl, andererseits aber auch bei allen seinen Anrechten an den amerikanischen Boden nur verlangen konnte. Auch sind diese Reservationen keineswegs in Betreff der Bodenbeschaffenheit ungünstig ausgesucht: wenn sie zum Theil auch große Prairiegebiete umfassen, so ist das der Lebensart der Indianer durchaus angemessen. Ihre Gesammtfläche ist größer als die des Deutschen Reiches.

---

[1]) Behm und Wagner, Ergänzungsheft zu Peterm. Mitthl. 55, S. 62 (für 1875).

Und das ist noch nicht Alles. Auch mit Geld, Lebensmitteln, Kleidern, Geräthschaften u. s. w. versorgt die Regierung die Indianer; sie unterstützt sie im Schulbau, sie giebt ihnen Lehrer, Missionäre. Sie hat in den Agenten Beamten, welche für das Wohl der Indianer zu sorgen haben, sie hat eine besondere Abtheilung im Departement des Innern, welche für die Indianer-Angelegenheiten bestimmt ist. Die Veröffentlichungen dieses Office of Indian Affairs, dem wieder ein besonderer Commissioner vorsteht, und des Bureau of Education, welche uns z. B. in den Annual Reports und in jenem Aufsatz von Clark vorliegen, beschönigen nichts, sie sprechen Tadel, Wünsche, alles offen aus. Die Regierung der Vereinigten Staaten thut also gewiß Alles, was sie irgend thun kann.

Allein diese Maßnahmen, so nothwendig sie an und für sich sind, haben zunächst auch manche unvermeidliche Schädigung in ihrem Gefolge. Es ist nach mehreren Seiten hin völlig nothwendig und richtig, daß die Regierung den Indianern der Reservation die Möglichkeit des Lebens zunächst garantirt und durch Vertheilungen von Lebensmitteln, Kleidern u. s. w. sie ihnen wirklich sichert. Denn die neu verpflanzten Individuen, Familien, Stämme würden ja ohne diese Unterstützungen sofort in die bitterste Noth, in das größte Elend gerathen. Auch kann sich der Indianer nur dann psychisch und physisch an ein seßhaftes Leben gewöhnen, wenn durch längere Jahre einer ruhigen Existenz allmälig die entgegenstehende Kraft der Vererbung überwunden wird. Auch diese Ruhezeit (welche naturnothwendig und mit Geduld abzuwarten ist) wird nur durch diese Unterstützungen möglich. Dieselben sind aber nicht selten völlig unzulänglich. Namentlich im äußersten Westen treten diese Unzulänglichkeiten auf. Die Zustände in Californien haben wir zum Theil schon geschildert [1]). So waren, nach Powers, die californischen Yuki in Roundvalley-Reservation auf einem alten miasmatischen Begräbnißplatz höchst ungesund und mißlich angesiedelt, die Modok in einer Reservation mit ihren mächtigeren Feinden zusammengebracht, von denen sie jegliche Unbill zu dulden hatten; die Hupa-Reservation war 1877 im kläglichsten Zustand, über welchen sich die friedlichen und zum Theil betriebsamen Indianer selbst bitter beschwerten. Stets wiederholen sich hier die Klagen, daß man die besten Ländereien der Reservation selbst den Indianern wegnehme und an die Weißen verkaufe! Aehnlich klagte Mallery [2]). Die Tule-Reservation hat Mangel an wirklich gutem Ackerland und leidet sehr durch die schlechten Einflüsse der bisherigen „degradation of civilization", welche in Californien herrschte [3]). Die Shastika hatten (1874) von einer Reihe von zugesicherten Jahresunterstützungen nichts erhalten. Auf Klamath-Reservation fehlte es an Geld, die Mühlen in genügender Thätigkeit zu halten; neu dorthin versetzte Indianer hatten die nöthigen Unterstützungen nicht empfangen; zudem wurde den sämmtlichen Insassen der Reservation von den umwohnenden Weißen die Nachricht zugetragen, man werde ihnen sehr bald ihre Ländereien fortnehmen und sie an andere Stelle verpflanzen — was begreiflicher Weise den Muth derselben nicht erhöhte [4]). 1876 blieben auf Malheur-Agency, Oregon, die verheißenen Staatsunterstützungen so lange aus, daß die Indianer in die größte Noth geriethen und drauf und dran waren, die Reservation zu verlassen [5]). Ferner wurden die Jahresunterstützungen auf weniger als die Hälfte innerhalb drei Jahren herabgesetzt (1873 betrugen sie 50 000 Dollars, 1876 nur noch 20 000), aber sehr richtig macht Agent Rinehart [1]) darauf aufmerksam, wie die Indianer, welche man doch zu höherer Civilisation, zu „selfsupporting", zu eigener Arbeit und Freude an derselben erziehen wolle, bei allzugeringen Mitteln auf dem beschränkten Terrain der Reservationen zu ihrer alten Lebensart wieder hingezwungen werden, nur um sich das Leben zu fristen. Woher sollen sie Häuser bauen ohne Geld und Holz? woher Getreide ernten ohne Saatkorn und Ackergeräthe? Derselbe Agent berichtet aber ferner, daß viele der umwohnenden „Pioniere", allerdings im langen Krieg mit den Indianern verwildert, die letzteren einfach niederschießen, wenn sich dieselben, auch zu ganz friedlichen Zwecken, von ihrer Reservation entfernten; daß andere Weiße diese Mordthaten zwar nicht gerade vertheidigen, aber doch auch nicht verdammen [2]). Und bei solchen Zuständen, wo doch für den Indianer, welcher der Regierung vertrauend auf die Reservation hingegangen ist, die äußerste Nothwehr völlig gerechtfertigt ist, wenn man ihn überhaupt noch als Menschen will gelten lassen, bei solchen Zuständen hält man es andererseits für gerechtfertigt, den unglückseligen Ureinwohnern des Kontinents kein Pulver, keine Waffen, keine Pferde zukommen zu lassen [3])! Als ob sie dasselbe, da sie doch mit ihrer alten Lebensweise auch ihren alten Waffen entsagen sollen, nicht schon zur Jagd brauchten! Als ob es nicht ferner die äußerste Herabwürdigung für Männer — und noch dazu so kriegerisch-tapfere wie die Indianer — wäre, inmitten einer feindseligen bewaffneten Umgebung selber waffenlos sein zu müssen! Auch europäische Schriftsteller haben dies, selbst in neuester Zeit, als das einzig Vernünftige gefordert — sehr irrig und sehr grausam, wie uns scheint. Allerdings wären ohne die Bewaffnungen der Indianer die Indianerkriege nicht möglich, und ein amerikanisches Sprichwort lautet: „It is cheaper to feed than to fight the Indians" [4]); aber diese Kriege sind, zum größten Theil wenigstens, durch streng rechtliche Behandlung, welche man von Seiten der Regierung und der einzelnen Weißen den Indianern zu Theil werden läßt, auf edlere Art zu vermeiden, und wenn ja jenes Sprichwort richtig ist, so handele man nach diesem! Haben die Indianer ihre Bedürfnisse und läßt man sie sonst in Frieden, so werden sie nicht den Kriegspfad betreten. Ich weiß wohl, daß auch manche der Agenten sehr dafür sind, den Indianern Waffen und Pferde zu nehmen, damit sie desto eher zu ruhigen und friedlichen Bürgern werden [5]); aber kein Agent spricht sich mit der Art und Weise zufrieden aus, wie das Regierungsgesetz, daß kein Indianer auf den Reservationen Waffen haben solle, ausgeführt worden ist. An manchen Orten sind ihnen nämlich Waffen und Pferde gewaltsam genommen und ihnen dafür nur ein ungenügender Ersatz gegeben [6]); oder man hat sie ihnen zu einer so ungünstigen Jahreszeit genommen, daß die meisten Pferde auf dem Transport zum Markt, wo sie zu Gunsten der Indianer verkauft werden sollten, starben, die Ueberlebenden aber keinen Werth hatten [7]). Die Indianer selbst sehen die Wegnahme dieses Eigenthums, auf welches sie hohen Werth legen, natürlich als feindseligen Eingriff in ihren Privatbesitz an, und sind in Folge davon auch Ruhestörungen in den Reservationen eingetreten, wie begreiflich [8]). Um so ärger aber werden diese Störungen, als rings um die Reservationen her andere Weiße, Privathändler,

[1]) „Globus" Bd. XXXV, S. 268 f.
[2]) Ebendaselbst 281.
[3]) Annual Report 1877, 42.
[4]) Ebendaselbst 169 f.
[5]) Annual Report 1877, 114.

[1]) Ebendaselbst.
[2]) Annual Report 175.
[3]) Ebendaselbst 52 f., S. 50, 72, 78 u. s. w.
[4]) Annual Report 1877, 175.
[5]) Vergl. Annual Report p. 50, 78.
[6]) Annual Report 1877, p. 52 seq.
[7]) Ebendaselbst 50. — [8]) Ebendaselbst 53, 72.

ihnen sofort wieder die gewünschten Waffen nebst Zubehör verkaufen — natürlich zu sehr hohen Preisen [1]).

Klagen der eben angeführten Art lassen sich — aus den officiellen Berichten, die wir absichtlich hier allein benutzen — noch vielfach zusammenstellen. Theils erfolgt die Uebersendung der versprochenen Jahresunterstützungen zu unregelmäßig oder zu spät, so daß sie nach Jahren noch nicht eingezahlt waren, selbst da, wo dieselben eine Art Bezahlung für abgetretenes Land waren [2]). An anderen Orten sind die Jahresbeiträge zu gering [3]). Oder die Lieferanten leisten nicht das Genügende; wie es denn beachtenswerth genug ist, daß einige Mal in den Berichten besonders betont ist, der Lieferant habe seine Pflicht genügend geleistet. Wichtiger und häufiger ist die Klage, daß die Agenten und der ganze Verwaltungsapparat derselben zu schlecht und kümmerlich gestellt, daß die Zahl der Agenten zu gering sei [4]), daher einmal ein zu rascher Wechsel der Beamten eintritt, andererseits dieselben das Nothwendige nicht leisten können. Sind doch einzelne Reservationen oder Theile ganz ohne öffentliche Beamten gewesen! Ebenso geschieht für die Mission von Staatswegen nichts, obwohl die Indianer zu ihrer Erziehung zur Kultur sie nothwendig gebrauchten [5]). Noch schlimmer ist der Umstand, daß sehr häufig sich auf und an den Reservationen weißes Gesindel der schlechtesten Art, wenn auch keineswegs immer von niederstem Stande, ansammelt und die Indianer schädigt, wo sie können, durch Pferdediebstahl [6]), durch Aufreizungen und falsche Gerüchte, durch Verkaufen von Branntwein, durch ganz unmoralischen Lebenswandel. Ueber diese Eindringlinge liegen die meisten und sehr bittere Klagen vor [7]). Als andern Hauptübelstand bezeichnen die Agenten das Fehlen eines Indianer-Kodex, eines geschriebenen, festen Rechtes, welches zwischen Indianern unter einander und zwischen Indianern und Weißen Geltung habe und Recht schaffe [8]). Noch eine Reihe von einzelnen Mißständen rügen die Regierungsbeamten, auf welche wir hier nicht eingehen wollen, da es uns nur darauf ankommt, eine Einsicht in die heutigen Verhältnisse der Indianer zu erlangen. Doch glaubten wir auch bei dieser allgemeinen Uebersicht die Belege aus den officiellen Reports, wenn auch nur in gehäuften Seitenangaben, nicht auslassen zu dürfen. Daß übrigens auch unter den Agenten selber nicht immer ganz tüchtige Männer waren, das geht aus den oft erwähnten Annual Reports, aus mancher Einzelbemerkung sowie aus anderen Quellen hervor. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Regierung als solche, daß viele ausgezeichnete Männer Amerikas sich gerade um diese und in diesen Agentenstellen die eifrigste Mühe geben [9]); es erscheint uns sehr unrecht, wenn man die Agenten und die Verwaltung Seitens der Regierung oft ganz im Allgemeinen verdächtigt oder schlecht macht. Hierzu liegt kein Grund vor; und wenn die Regierung selbst es nicht durchaus redlich meinte, so würde sie nicht die Berichte der Agenten mit allen oft ganz unverblümten Rügen selber veröffentlichen; sie würde diese Berichte, welche, wie sie vorliegen, durchaus das Gepräge der Ursprünglichkeit tragen, nach ihren Plänen überarbeiten lassen.

Auch durch die Geschenke selbst wird zuweilen gefehlt. Sehr richtig warnt Superintendent Nicholson [1]), nicht zu viel Provisionen solchen Stämmen zu geben, welche eben erst zum Leben auf den Reservationen übergingen. „Wenn die Indianer,“ sagt er, „in geschlossenen Abtheilungen auf den Reservationen lebend, reichlich verköstigt werden, so sterben sie in großem Procentsatz rasch hin. Der Wechsel ihres ganzen Befindens ist ein zu plötzlicher. Sie gewöhnen sich keineswegs alle rasch an industrielle Thätigkeit und das Beste ist, wenn man sie allmälig immer mehr zur Industrie des seßhaften Lebens gewöhnt und ihnen nur selten und unter Aufsicht Jagdzüge über die Reservationen hinaus erlaubt.“ In diesen Worten berührt Nicholson eine zweite sehr wichtige Sache. Nicht selten klagen die Agenten, daß die Indianer die Unterstützungen als ihr Recht in Anspruch nehmen, daß sie, weit entfernt, durch sie angeregt, nur durch sie träge und liederlich werden. Es ist dies die Folge einer verkehrten Art des Austheilens. Giebt man ihnen die Unterstützungen nur, um sie zu beköstigen, sie niederzuhalten, weil es „wohlfeiler ist, die Indianer zu beköstigen als zu bekämpfen“, so kann der Einfluß dieser Gaben nur ein degradirender sein. Um so mehr je unregelmäßiger, mit je weniger Sorgfalt und Fürsorge man sie giebt, je öfter die Indianer sich „accepting the situation“ [2]) hinhalten müssen, weil sie hingehalten werden, oder wenn man gar arbeitenden Indianern ihre Arbeiten abkauft mit denselben Rationen, welche man nicht arbeitenden — als Staatsunterstützung giebt [3])! Auch ein allzuleichtsinniges Versprechen, mag es auch aus bester Absicht geschehen, schadet nur, nützt nichts: „sie vergessen niemals ein Versprechen, und wiederholen oft Versprechungen, welche von manchen unserer Washingtoner Freunden gemacht und nie erfüllt sind,“ sagt ein Agent [4]), und derartiges ist nicht selten.

Diese Schädigungen gehen zum Theil aus gutem Willen hervor; viel schwerer werden die Indianer aber durch den bösen Willen der Weißen geschädigt. Ich rede jetzt nicht abermals von jenem weißen Gesindel auf den Reservationen, wohl aber von officiellen Hintansetzungen der Rechte der Indianer, wie jene gewaltsame Wegnahme der Waffen der Cheyenne-Indianer ein Bruch des Vertrages war, den die Regierung mit den Sioux abgeschlossen hatte [5]). Aehnliches wird auch sonst noch erwähnt und beklagt von den Agenten [6]). In Kansas war ein Weißer, weil er Branntwein an die Indianer verkauft hatte, vom Agenten verklagt, weil ein Gesetz des Staates Kansas diesen Verkauf streng verbot. Allein der Gerichtshof erklärte das Gesetz für „unconstitutional“ und sprach den Händler frei [7]). Es herrscht im Ganzen unter der weißen Bevölkerung eine große Abneigung gegen die Indianer. So sehr sich dieselbe auch historisch begreift, so ist sie doch natürlich für die Indianer sehr nachtheilig: man urtheile nur, was es heißen will, wenn von der weißen Bevölkerung gesagt werden kann: „Es giebt viele, welche die Idee der Civilisirung und Christianisirung der Indianer lächerlich machen, und mit Wort und That sich allem derartigen entgegenstellen. Sie wollen nicht, daß man sich um die Indianer irgend kümmere, sondern würden sich freuen, wenn die ganze Race ausgerottet würde, ohne Unterschied zwischen bös und gut“ [8]). Oder wenn ein anderer Agent vom Kongreß klagt: „Unser Kongreß scheint alle Indianerbills nur mit Murren anzunehmen, als eine unangenehme Pflicht; er thut so wenig als möglich, so wenig als sich mit einem Kompromiß mit dem eigenen Gewissen nur immer thun läßt“ [9]). Dieses Mißwollen, dieser Mangel an wirklicher

---

[1]) Ebendaselbst 46. — [2]) 46. — [3]) 61, 78, 116, 123, 125, vgl. 81. — [4]) 55, 85, 143, 53 u. s. w. — [5]) 151.
[6]) Ebendaselbst 69, 82, 157.
[7]) Ebendaselbst 46, 59, 61, 63, 70, 74, 80, 90, 94, 107, 121, 143.
[8]) Ann. Rep. 1877, 57, 107, 117, 143.
[9]) Extract from the Minutes of a Convention of the seven yearly Meetings of Friends having Charge of the Indians in the Northern Superintendency with report of Barclay White, Special Agent of the Society of Friends, Philadelphia 1878.

[1]) Ebendaselbst 116. — [2]) 125. — [3]) 50. — [4]) 147. — [5]) 53. — [6]) 149, 122. — [7]) 102. — [8]) 80. — [9]) 151.

Achtung, an persönlicher und gesellschaftlicher Anerkennung hält das Gedeihen der Indianer sehr zurück; es drückt auf die besten, am weitesten in der Civilisation vorgerückten am schwersten, und daß es manchen schon zur Verzweiflung geführt hat, dafür giebt es Beispiele genug. Es ist dies kein schlechtes Zeichen für den Charakter des Indianers, daß er für seine persönliche Ehre empfindlich ist. Wie gefährlich aber eine so feindliche öffentliche Meinung ist, liegt auf der Hand; man denke sich nur in die Lage solcher Indianer, die treu und fleißig gearbeitet haben, um vieles höher stehen in Kultur und Gesittung, als ein großer Theil der weißen Bevölkerung und doch vom eigentlichen Leben des Volkes, zu dem sie gehören, ganz ausgeschlossen sind! Der Racenhochmuth ist der Menschheit tief eingewurzelt, aber um so mehr muß ihn eine gebildete Nation, wo er sachlich nicht mehr berechtigt ist, bekämpfen: vor wahrer Civilisation besteht er nicht.

Fassen wir also die Ausstellungen zusammen, welche wir geleitet von den officiellen Berichten zu machen fanden, so lassen sie sich unter folgende Hauptpunkte bringen: 1. Zusammendrängen auf Reservationen, welche nicht immer günstig und groß genug [1]) sind. 2. Ungenügende Verpflegung und Behandlung, ungünstige Art der Unterstützungen und ihrer Vertheilung. 3. Ungenügende Besoldung und Autorität der Beamten, häufiger Wechsel, bisweilen auch ungünstige Auswahl derselben, schlechte oder völlig mangelnde Aufsicht auf den Reservationen. 4. Mangel eines festen Rechtes für die Indianer. 5. Schlechte Behandlung Seitens der Weißen, Mißachtung der öffentlichen Meinung. 6. Die Removals, die künstlichen Verpflanzungen der Stämme von einer Reservation auf die andere. Von diesen haben wir noch nicht geredet, doch sind sie gerade besonders zu beachten. Sie wirken oft äußerst schädlich. Die berüchtigtste dieser Verpflanzung ist die gewaltsame Vertreibung der schon halbcivilisirten Cherokee im Jahre 1836, welche die Entwickelung dieses Volkes so traurig unterbrach. Die californischen Sai-az sind, wie uns Powers berichtete [2]), durch solches Hin- und Herführen ganz verkommen; was die Ponca auf ihrem Marsch von der Dakota-Reservation zu der ihnen neu angewiesenen Heimath im Indianergebiet gelitten haben, berichten Colonel Kemble [3]) und der Agent Howard [4]): Sturm, Regen, Ueberschwemmungen hinderten sie auf jedem Schritt, und man hatte für eine solche Wanderschaft von 59 Tagen eine höchst ungünstige Jahreszeit, den wasserreichen Frühling, ausgesucht; und es fanden die Ponca, als sie in ihrer neuen Heimath ankamen, nichts in Bereitschaft zu ihrer Aufnahme [5])! Aber auch abgesehen von den letzteren Unzuträglichkeiten, welche ja zu vermeiden sind, haben solche Removals ihre schweren Bedenken. Die Indianer selbst pflegen meist sehr gegen dieselben zu sein [6]) und wahrlich nicht ohne Grund. Im Report des Commissioner of Indian Affairs von 1877 heißt es [7]): „Erfahrung hat gelehrt, wie unzweckmäßig eine Verpflanzung nördlicher Indianer auf Indian Territory ist. Die Verpflanzung der Pawnee zeigte die schlimme Wirkung eines plötzlichen Klimawechsels, denn sie hatten in den ersten zwei Jahren nach derselben über 800 Sterbefälle und ihre Zahl betrug 2376. Die nördlichen Cheyenne litten schwer und die Ponca verloren vom Juli (wo sie in ihren neuen Wohnsitzen ankamen) bis November 1877 durch den Tod 36 Individuen, welche Sterblichkeit, wenn sie in diesem Verhältniß weiter gehen würde, den ganzen Stamm in vier Jahren aufriebe.“ Beträgt doch auch die Entfernung der Dakota-Reservation und des Indianergebietes 10°, eine plötzliche Versetzung aus dem einen in das andere kommt einer Versetzung aus dem nördlichen Deutschland in das mittlere Italien gleich — man bedenke aber, wie ganz anders unkultivirte Völker von der Natur abhängen, wie viel geringern Schutz sie gegen alle üblen Einflüsse derselben haben, als die kultivirten Menschen. Und dennoch war für die Ponca so schlecht gesorgt.

Ich führe diese einzelnen Mißstände an, um zu zeigen, welche Gefahren auch jetzt noch die Indianer bedrohen, nicht im entferntesten aber, um der amerikanischen Regierung Vorwürfe zu machen. Im Gegentheil man muß mit freudigster Anerkennung zugestehen, daß die Regierung außerordentlich viel, daß sie gethan hat, was in ihrer Kraft stand, daß aber einzelne Mißgriffe, Fehler und Schäden — die wir hier zusammengehäuft haben, die sich aber über ein gar weites Feld vertheilen — in so verwickelten und schwierigen Verhältnissen gar nicht zu vermeiden sind. Die Schwierigkeiten aber der Regierung sind ungeheuer. Zunächst liegen sie in den Indianern selbst, die natürlich nicht leicht in ein civilisirtes Volk umgewandelt werden können, welche sich selber häufig den heilsamsten Maßregeln widersetzen. Ferner ist es sehr schwer, einen so weitläufigen Verwaltungsapparat, wie ihn die weite Zerstreuung der Indianer nöthig macht, gehörig im Stand zu halten. Und dazu kommt die Abneigung der öffentlichen Meinung gegen die Indianer, welche wir ja im Kongreß selber wirksam fanden. Allen diesen Schwierigkeiten ist die Regierung mit vollster Humanität entgegengetreten. Und das verdient gewiß die höchste Anerkennung; denn dies Verhalten hat eine hohe ethische, zugleich aber auch eine hohe historische Bedeutung.

Wie ernst es der Regierung der Vereinigten Staaten mit dieser Angelegenheit ist, zeigt die officielle Veröffentlichung der Annual Reports, welche ja von ihr ausgeht. Wir konnten ihnen alles, was wir oben als Mängel rügten, entnehmen, sie verschleiern nichts. Man hat von mancher Seite diese Berichte als gefärbt, als zu schönrednerisch, zu sehr den Agenten günstig u. s. w. hinstellen wollen: sehr mit Unrecht, wie ein genaueres Studium derselben unwiderleglich lehrt, ganz abgesehen davon, daß so viele Männer doch nicht alle gleichmäßig unwahr sein könnten. Sie malen nie ins Schöne, sie berichten Günstiges und Ungünstiges gleich unbefangen: was aber kritisch ganz besonders wichtig ist, sie geben in ihrer Gesammtheit, von den verschiedensten Verfassern an den verschiedensten Orten geschrieben, ein durchaus in sich übereinstimmendes Bild der Indianerbevölkerung, welches für alle einzelnen Stämme sowohl wie für die Gesammtheit völlig naturgemäß, völlig auch so ist, wie man es bei genauerer Bekanntschaft mit den einzelnen Stämmen und bei unbefangener Beurtheilung der Dinge erwarten muß. Für viele Stämme ist es höchst ungünstig, für noch mehr freilich günstiger. Es zeigt uns aber in seinen hellen und dunkelen Partien gleichmäßig, daß die Indianer, durchaus fähig für die Kultur, zum Theil durch äußere Umstände derselben noch (vielleicht auf immer in einzelnen Fällen) fern stehen, zum Theil aber in starkem Fortschreiten zu derselben hin oder gar schon in derselben begriffen sind. Sie sind also schon brauchbare zum Theil sogar tüchtige Mitglieder des staatlichen Gemeinwesens oder sie zeigen sich, bis auf wenige Reste, fähig, es zu werden: und darin liegt die Verpflichtung wie die Berechtigung der Regierung, mit demselben Eifer für sie wie für die weißen Bürger der Vereinigten Staaten zu sorgen.

[1]) Ann. Rep. 1877, p. 100.
[2]) „Globus“ Bd. XXXV, S. 268.
[3]) Ann. Rep. p. 97 seq.
[4]) Ann. Rep. 1877, p. 21 seq.
[5]) S. 100.
[6]) Ann. Rep. 1877, 31, 78, 96, 146, 160, 170 seq.
[7]) Ebendaselbst 5 f.

Das Ende der Rohlfs'schen Expedition.

Ueber das Unheil, welches der von G. Rohlfs geführten Expedition widerfahren ist, berichtete Dr. G. Nachtigal in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde vom 8. November 1879 wie folgt.

Die Reisenden hatten bekanntlich am 27. Juli d. J. Dschâlo verlassen und müssen noch in der ersten Hälfte des August in Kufära angekommen sein, wo ein Aufenthalt von etwa 40 Tagen zur Verbringung des Fastenmonats in Aussicht genommen war. Als Begleiter und Beschützer waren Leute vom Stamme der Suïja gewonnen worden, nachdem durch die Bemühungen des kaiserlichen Botschafters in Konstantinopel, Grafen von Hatzfeld, die Hohe Pforte veranlaßt worden war, energische Instruktionen zur Förderung der Expedition nach Benghazi zu erlassen. Benghazi wurde früher als Bezirk Tripolitaniens von einem Untergouverneur verwaltet, ist aber in neuester Zeit zu einer Provinz (Wilajet) erhoben worden, an deren Spitze ein Generalgouverneur (Wali) steht. Für diesen Posten wurde damals gerade Ali Kemali Pascha ernannt, den die Instruktionen noch während seiner Reise nach Benghazi ereilten. Hier angekommen, gelang es ihm, den Widerstand zu überwinden, den die Senussîja, religiöse Sektirer, die auch wohl kurz Achuân, d. h. Brüder, genannt werden, der Expedition entgegengesetzt hatten. Nach der Zustimmung dieser Fanatiker zur Reise nach Wadaï war es nicht mehr schwer, durch ein Geldopfer Personen aus dem Stamme der Suïja zur Begleitung und Beschützung der Expedition zu gewinnen. Diese Leute, denen vor der Ansiedelung der Senussîja auch in Kufära fast sämmtliche Dattelpflanzungen dieser Oasengruppen gehörten, und welche den Weg nach Wadaï ganz genau kennen, verpflichteten sich gegen Empfang von 1800 Piaster (ungefähr 3000 Mark) und gegen die Lieferung der Miethkameele zu 1000 Piaster oder circa 160 Mark das Stück die Karawane nach Wadaï zu geleiten. Es wurde zu diesem Endzwecke ein Kontrakt vor dem großen Rathe in Benghazi, unter dem Präsidium Ali Kemali Pascha's, zwischen Gerhard Rohlfs und neun Suïja-Leuten vereinbart. Als Bürgen für die treue Ausführung des Vertrages unterschrieben vier Scheichs des Stammes im Beisein des italienischen Konsuls Rossoni, der die Expedition unter seinen Schutz genommen hatte. Ehe aber dieser Kontrakt zu Stande kam, hatten unmittelbar vor der Ankunft des neuen Wali drei Suïja-Scheichs, welche auf Treue und Glauben im Vertrauen auf Rohlfs die Stadt betreten hatten, mit dem Letztern über die Angelegenheit verhandelt, ohne sich mit ihm einigen zu können. Ali Kemali Pascha ließ diese nach seiner Ankunft ins Gefängniß werfen und gab ihnen auch ihre Freiheit nicht wieder, als der Vertrag mit ihren Stammgenossen vereinbart und unterzeichnet worden war, sondern hielt sie als Geiseln für die sichere Reise der Expedition zurück, und auch, weil ihr Stamm seit sechs Jahren mit seinen Abgaben im Rückstande war.

Die Bevölkerung, welche im Ganzen die Ausführung des Unternehmens von Rohlfs mit ungünstigen Augen angesehen hatte — hatten doch die Einwohner von Dschâlo, die Medschâbin, welche hauptsächlich den Handelsverkehr der Küstenregion mit Wadaï vermitteln, schon lange vor Vereinbarung des Kontraktes darauf verzichtet, im laufenden Jahre ihre gewöhnliche Reise dorthin zu machen, nur um nicht dazu gezwungen werden zu können, die Expedition zu geleiten —, die Bevölkerung in Benghazi und Umgegend also gerieth allmälig in großen Aufruhr, als sie sah, daß die Geiseln nicht allein gefangen blieben, sondern in Kerkern und einem unwürdigen Loche gehalten, also ziemlich als Uebelthäter behandelt wurden. Herr Rossoni, der als seit lange dort angesehener Kaufmann die Verhältnisse und Volksstimmungen sehr gut zu beurtheilen weiß, machte den Gouverneur auf das für die deutschen Reisenden Gefahrdrohende aufmerksam, das in seiner Handlungsweise gegen die Suïja-Chefs lag, und wendete sich nach Ende Juli, als der Wali keine Notiz von seinen Anträgen auf Freilassung der Gefangenen nahm, an den kaiserlich deutschen Botschafter in Konstantinopel. Zuvor war bereits ein Verwandter eines der gefangenen Scheichs der Expedition nachgereist und hatte einen Brief von Rohlfs zurückgebracht, in dem derselbe den Gouverneur bat, den Geiseln ihre Freiheit zurückzugeben. Auf diesen Brief und das Drängen Herrn Rossoni's hin schienen die letzteren in der That in Freiheit gesetzt worden zu sein, doch Ali Kemali-Pascha bemächtigte sich alsbald ihrer wieder, um sie in früherer Weise zu behandeln. Im August theilte Herr Rossoni durch den deutschen Konsul in Malta, Herrn H. C. Ferro, die von ihm gethanen Schritte nach Berlin mit und zeigte an, daß er ohne direkte Nachrichten von Rohlfs sei, aber gehört habe, daß die Expedition in Kufära, weit abseits von der großen Straße in einer Kufära-Oase, kampire, in der reichliches Kameelfutter und Ueberfluß an Datteln vorhanden sei. Daß der Lagerplatz so weit von der Verkehrsstraße, unfern von dem religiösen Etablissement, das die Senussîja daselbst errichtet haben, gewählt war, beunruhigte den italienischen Konsul aufs Neue, so daß er in sehr dankenswerth energischer Weise fortfuhr, die Freilassung der Gefangenen zu verlangen. Als er nach einiger Zeit keine Antwort von Konstantinopel erhalten und keinen Erfolg bei dem Gouvernement von Benghazi gehabt hatte, schrieb er in der zweiten Hälfte des September an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, um bei derselben eine Intervention des Auswärtigen Amtes zu Gunsten der Freilassung der Gefangenen nachzusuchen. Sobald das geschehen war, lief beim Auswärtigen Amte ein Bericht des kaiserlichen Botschafters ein, aus welchem hervorging, daß derselbe sich aufs Wärmste für den ungehinderten Fortgang der Expedition verwendet hatte, und zwar von der Hohen Pforte die wohlwollendsten Versprechungen, aber auch gleichzeitig die Bemerkung als Antwort erhalten hatte, daß die türkische Regierung keinerlei Verantwortung für die Sicherheit der Expedition übernehmen könne, da Gerhard Rohlfs darauf beharre, die entlegensten und unsichersten Wege zu seiner Reise nach Wadaï einzuschlagen.

Es dürfte am Platze sein, über diesen Punkt hier eine Erklärung abzugeben. Weit entfernt davon, der entlegenste und unsicherste Weg zu sein, kann die Straße über Kufära vielmehr als die nächstliegende und sicherste bezeichnet werden, und man kann sogar hinzufügen, daß sie augenblicklich die einzige direkte ist, da diejenige, welche über Fezzân und durch die Tubu-Länder führt und überhaupt die seltener bereiste ist, nach Berichten von Rohlfs gegenwärtig, wie schon so oft, wieder ganz vereinsamt ist. Alle Kaufleute von Tripolis und selbst Fezzâner und Einwohner der Ostküste von Tunis begeben sich nach Dschâlo, wenn sie nach Wadaï

reisen wollen, und an Sicherheit übertrifft dieser Weg fast alle Karawanenstraßen der Wüste, theils weil die erwähnten Senusija auf seinen Stationen etablirt sind, theils weil er mitten durch ein ungeheures, wasserloses Gebiet führt. Von den indirekten Wegen ist der Umweg über Bornû ein enormer und der von den Nilländern über Kordufan und Dar Fôr ist seit der Eroberung des letztgenannten Landes durch Aegypten ebenfalls verschlossen.

Am 11. Oktober nun lief ein arabisch geschriebener Brief von Rohlfs an Herrn Rossoni ein, der vom 25. Tage des Ramadan (13. September) datirt ist und besagt: Die Suïja lassen mich nicht in europäischer Sprache schreiben. Ich melde Ihnen, daß, wenn der Pascha die gefangenen Scheïchs nicht frei läßt, die hiesigen Suïja uns ermorden werden. Ich bin Gefangener und bitte Sie, sich mit den übrigen Konsuln zum Pascha zu begeben, damit derselbe die Gefangenen auf der Stelle in Freiheit setze, wenn nicht, so werden die Suïja uns ermorden.

Dieser Brief lief am 11. Oktober in Benghazi ein, und Herr Rossoni unterließ nicht, noch am selbigen Tage bei der Provinzialregierung die Forderung der Freilassung der Geiseln zu erneuern, sein Verlangen am 13. zu wiederholen, als der erste Brief erfolglos geblieben war, und am 14. derselben anzuzeigen, daß er sich telegraphisch und mit ausführlichen Berichten nach Berlin und Konstantinopel wenden werde. Auf die ersten Briefe hatte der Stellvertreter Ali Kemali Pascha's, welcher nicht in Benghazi anwesend war, geantwortet, daß die Gefangenen nicht allein als Geiseln für die deutsche Expedition, sondern auch als Bürgen für die Bezahlung der rückständigen Abgaben der Suïja gefangen gehalten würden. Auf das dritte Konsularschreiben endlich verfügte der stellvertretende Gouverneur die Freilassung der Gefangenen und ein Brief Herrn Rossoni's vom 18. Oktober zeigt an, daß er jetzt alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt glaube. Leider war es zu spät gewesen, denn einige Tage darauf trafen die Reisenden, deren sich schließlich die Senusi-Missionäre in Kufära angenommen zu haben scheinen, in Benghazi ein. Die genaueren Nachrichten fehlen noch, denn am Tage nach der Ankunft der Herren Rohlfs und Stecker ging ein Schiff nach Malta, mit dem nur der allgemeine Thatbestand berichtet werden konnte. Danach waren die in Kufära anwesenden Suïja am 12. September, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, bei ihnen eingedrungen, hatten von ihnen eine Summe von etwa 3000 Mark erpreßt und sie zu ermorden gedroht, wenn nicht ihre Häuptlinge in Benghazi in Freiheit gesetzt würden. Darauf hin hatte Rohlfs am nächsten Tage den erwähnten Brief geschrieben, doch am 14. hatten sich die Reisenden vor den Verschworenen in den Schutz eines wohlmeinenden Mannes flüchten müssen. Der weitere Verlauf der Katastrophe ist noch dunkel, doch liegt ein Brief von Gerhard Rohlfs vor, der keinen Zweifel darüber läßt, daß die aufgeregten Leute arg gehaust haben. Er schätzt den Verlust auf etwa 20 000 Franks und spricht die Hoffnung aus, den Schaden durch die türkische Regierung ersetzt zu sehen. In der That kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das verlangt werden kann. Der Vertrag ist von dem Generalgouverneur selbst geschlossen und die Suïja-Eskorte der Expedition der Regierung gegenüber verantwortlich gemacht worden, und wenn die Handlungsweise des ersteren die Leute zu ihrem Verbrechen geneigt gemacht hat, so ist dies seine Schuld.

Noch ist der Expedition manches Material erhalten. Die kaiserlichen Geschenke sind zwar arg beschädigt, doch zum Theil erhalten, die wissenschaftlichen Instrumente scheinen zerstört zu sein, doch Kameele, Waffen, Reiseutensilien, Waaren rc. rc. sind noch vorhanden, und Dr. Stecker hat den sehnlichen Wunsch, die Reise wieder aufzunehmen und etwa nach Bornu zu gehen, um von da aus nach dem Sudan vorzudringen. Ob dazu die Mittel vorhanden sein werden, hängt natürlich von dem Erfolge der Entschädigungsklage ab und von der Entscheidung der Frage, ob der vorgeschlagene, sehr weite Weg als Erfolg versprechend betrachtet werden kann. Die immerhin interessante Erforschung der Kufära-Oasen, die um einen Breitengrad südlicher, als auf den bisherigen Karten und etwas östlicher gelegt werden zu müssen scheinen, ist für jetzt das einzige Resultat der Expedition.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Europa sind in runder Summe etwa 6 808 000 Hektaren Landes mit Wein bepflanzt, welche jährlich durchschnittlich etwa 149 764 000 Hektoliter tragen. Dieselben vertheilen sich folgendermaßen:

Frankreich	2 400 000 ha	60 000 000 hl
Italien	1 800 000 „	30 000 000 „
Spanien	1 400 000 „	27 000 000 „
Oesterreich	700 000 „	19 500 000 „
Portugal	200 000 „	5 000 000 „
Deutschland	170 000 „	4 400 000 „
Griechenland	50 000 „	1 150 000 „
Schweiz	34 000 „	1 100 000 „
Rumänien	34 000 „	1 000 000 „
Rußland	20 000 „	614 000 „

— Das Ergebniß der jüngst durchgeführten Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina soll in so fern ein überraschendes sein, als die bisherigen Angaben über die Seelenzahl in den okkupirten Ländern hinter der thatsächlichen Bevölkerungszahl weit zurückbleiben. Dagegen ergiebt der Census ungefähr die bisherigen Procentualziffern betreffs der einzelnen Konfessionen.

— Schifffahrtskanal zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Nach einem Bericht der Moskauer Zeitung vom 23. August (4. September) d. J. hat der Ingenieur Danilow, Erbauer der Hauptlinien der südrussischen Bahnen, den Auftrag erhalten zur Ausführung der Vorarbeiten für einen Kanal zur Verbindung der genannten beiden Meere. Der projektirte Kanal soll der Niederung des Manytsch folgen und längs des westlichen Manytsch von der Mündung des Kalaus an (320 Werst lang) zum Don führen, nach Osten aber, wo der Manytsch sich theils in Steppenseen verliert, theils in seichten Armen zum Meere hinzieht, soll ein 350 Werst langer Kanal nach Astrachan gezogen werden mit einer 90 Werst langen Abzweigung zum Hafen von Serebrjakowskaja. Letztere beide Theile sollen Schiffen aus dem Kaspischen Meere möglich machen, mit Umgehung der seichten und gefährlichen Wolga-Mündungen ohne Umladung nach Astrachan zu gelangen. Die Dimensionen der östlichen Kanäle werden demgemäß dem Tiefgange der Kaspischen-Meer-Dampfer, 9,5 englische Fuß, entsprechen,

während der Tiefgang der Wolga-Dampfer nur 5 Fuß 7 Zoll englisch beträgt. Zur Speisung der Kanäle bieten der Manytsch mit seinen Zuflüssen einschließlich der benachbarten Kuma nicht hinlänglich Wasser. Das Projekt Danilow's will denselben die nöthigen Wassermassen aus dem Terek zuführen, der bei Mosdok in der Sekunde 27 bis 57 Kubik-Saschen Wasser bewegt. Der Terek liegt bei Mosdok + 595 Fuß über dem Schwarzen Meere, + 514 Fuß über der Wasserscheide der Manytsch-Niederung, die sich auf + 81 Fuß über dem Schwarzen Meere erhebt. Angesichts des kürzlich beendeten 1000 Werst langen Ganges-Kanal wird der 300 Werst lange Kanal vom Terek zum Manytsch für sehr wohl ausführbar gehalten. Ein weiteres Projekt geht dahin, auch den wasserreichen Kuban (an der Mündung des Urup + 530 Fuß über dem Schwarzen Meere) mit dem Manytsch zu verbinden und eventuell durch einen 270 Werst langen Schifffahrtskanal die Mündung des Don mittelst des Kuban zu umgehen. Der bloße Speisungskanal wird 80 Werst lang sein. Mit den Speisungskanälen von Terek und Kuban soll auch die Bewässerung von etwa 100 000 Deßjätinen Land in der Kalmücken-Steppe, „dieses wahren Viehhofs Rußlands", sowie der Gegend zu beiden Seiten der Bahn Rostow-Wladikawkas verbunden werden. Die Kosten des Projekts sind vorläufig auf 40 bis 50 Millionen Rubel veranschlagt. Augenblicklich sind vier Aufnahme-Sektionen mit den nöthigen Nivellements beschäftigt.

— Aus Island. Von G. F. Rodwell erhielt die „Nature" vom 2. Oktober 1879 einen Brief, datirt Reykjavik, den 2. September, welcher sehr interessante Nachrichten über Island enthält und das Resultat einer dreiwöchentlichen Reise in einer Ausdehnung von circa 150 Meilen bildet. Die einzige submarine Eruption in diesem Jahre fand am 30. Mai gegenüber dem Kap Reykjanes, bei der Geirfuglasker-Insel, ungefähr 32 Seemeilen vom Lande entfernt, statt. Sie wird von einem Landmann Gudmundsson in der „Heilbrigdistindi" beschrieben: Am 30. Mai bemerkte man Rauch auf der See, der am 1. Juni landwärts getrieben wurde, so daß es 14 Tage lang schwierig war, in der Nähe von Reykjanes zu schiffen, und kurz vor dem Verschwinden des Rauches fiel ein Aschenregen auf die Küsten nieder; auch eine Art Feuerschein gewahrte man im Meere. Die Dürftigkeit dieser Nachrichten ist nicht wunderbar, wenn man bedenkt, daß der ganze Distrikt um das Kap sehr dünn bevölkert ist; der Pfad, einer der schlechtesten der ganzen Insel, geht über einen Lavastrom und die Häuser sind wenige und weit auseinander. Bei der äußerst geringen Bevölkerung Islands (70 000 Seelen auf 1870 Quadratmeilen) ist es sehr wahrscheinlich, daß vulkanische Erscheinungen oft unbemerkt vorübergehen; oft genug wenigstens haben in jener Gegend submarine Eruptionen stattgefunden, in Folge deren sich kleine Inseln erhoben und dann wieder versanken, aber gefährliche Riffe zurückließen. Bei Kap Reykjanes sprudeln auch viele geisirartige heiße Quellen, welche Kieselerde ablagern und aus ihrem Bette von arg verwittertem Tuffstein große Mengen Dampf aufsteigen lassen; rings herum ist der Boden so weich, daß man höchst vorsichtig auftreten muß. Auch Sümpfe von heißem, blauem Schlamm (wie die Maccaluba bei Girgenti) befinden sich dort. — Herr Nielsens, ein Kaufmann in Eyrarbakki, hat dem Verfasser seine Messungen der drei hauptsächlichsten neuen Krater mitgetheilt, welche sich beim letzten Ausbruch des Hekla im Februar 1878 gebildet haben. Der erste, in Form eines Trichters, hat 100 dänische Fuß (= 31,385 m) im Durchmesser, der massenhaft aufsteigende Rauch verhinderte die genaue Messung der Tiefe, doch wurde sie auf circa 150 Fuß geschätzt. Der zweite Krater hat die Form eines Hufeisens, dessen gerade Verbindungswand vollkommen senkrecht ist; der Durchmesser verjüngt sich nach oben, da er im Grunde 50, an der Spitze 30 Fuß mißt, während die Tiefe 50 Fuß beträgt. Der dritte endlich ist wie ein Parallelogramm gestaltet, 40 Fuß zu 30, und 40 Fuß tief; die Wände sind perpendikulär. Die beiden letzten warfen keine Lava aus, wohl aber Massen von Asche und Bimsstein; die größte Menge Lava floß vom südlichsten, dem Gipfel des Hekla am nächsten liegenden Krater, und seine Besteigung war wegen der enormen Gezacktheit der Lava sehr beschwerlich: das ganze neue Lavafeld scheint mit einer unzähligen Menge kleiner Krater bedeckt; eine nähere Untersuchung aber ergiebt, daß sie dadurch entstanden sind, daß geschmolzene Lava unten an Stellen, wo Schnee oder Wasser eine bedeutendere Entwickelung von Dampf verursachte, Theile der obern festen Kruste hinausdrängte. Viele der wirklichen Krater sind entzwei geborsten, und ihre Seiten mit gewöhnlichem Salz inkrustirt. Vor einiger Zeit bestieg Fräulein Thora Pjetursson von Reykjavik den Hekla und berichtete das Aufsteigen von Rauch aus einem der Hauptkrater, während bei einer vorjährigen Besteigung kein Rauch sichtbar war. Der Hekla bricht nur in sehr langen Zwischenräumen aus. Leichte Erdstöße sind in den südöstlichen Distrikten gewöhnlich. — Die mit ewigem Schnee bedeckten Jökuls, der Golfstrom und eine arktische Strömung bewirken, daß das Klima von Island sehr unbeständig und plötzlichen Veränderungen unterworfen ist. Als Rodwell am Morgen des 20. August Kalmanstunga, im Mittelpunkt der Insel, verließ, war die Sonne so heiß wie an einem englischen Augusttage; späterhin, beim Uebergange über den Geitlands-Jökul, pfiff ihm ein starker, eisiger Wind entgegen, und gegen Abend im Thingvellir-Thal war es wieder warm und sommerlich, so daß er an diesem einen Tage einen Unterschied von 100° F. erlebte. Ebenso zeigte am 30. August in Eyrarbakki an der Südküste, 63° 65′ nördl. Br., das Thermometer um 6 Uhr Morgens 29° 75′ F. (= — 1° R.), und eine Eiskruste bedeckte alles Wasser; um 10 Uhr schien eine heiße Augustsonne bei stillem Wetter, welches gegen 3 Uhr Nachmittags heftigem Regen und Wind wich, bis es sich gegen Abend wieder aufklärte. Der letzte Sommer war ungewöhnlich trocken und warm, vom 31. August an jedoch änderte sich das Wetter. An jenem Tage reiste Rodwell von Eyrarbakki nach Reykjavik über Reykir; die Schwierigkeiten, den Helliskard, einen niedrigen Vorsprung des Hengill-Berges, zu überschreiten, waren groß; die ganze Strecke besteht entweder aus Palagonit-Felsen oder aus einzelnen, kraus übereinander gewürfelten Blöcken, so daß man nur ganz langsam marschiren kann; dazu blies bei bitterer Kälte ein heftiger Sturm dem Reisenden den Regen fast horizontal entgegen und von Zeit zu Zeit hüllten dichte Nebel das Gebirge ein. — Große Mengen Treibholz (hauptsächlich Fichtenholz) werden an die Südküste der Insel geworfen und zwar kommt es nach einigen durch eine arktische Strömung aus Sibirien, nach anderen durch den Golfstrom aus Amerika; da nun die Küste zwischen Grindavik Stadr und Kap Reykjanes viel dichter damit bedeckt ist als die östlichere Strecke um Eyrarbakki, der Golfstrom aber die südwestliche Küste bestreicht, so ist dieser wohl die Hauptquelle dafür. Alle Bäume, die der Reisende sah, waren entwurzelt, vollständig gebleicht und meist von einer Art von Bohrwürmern durchlöchert. — Während noch vor einigen Jahren behauptet werden konnte, es gäbe keine Wege auf Island, ist jetzt ein bedeutender Fortschritt hierin eingetreten und es existirt bereits eine große Strecke guter Wege, d. h. natürlich solche, wie sie überhaupt in einem Lande möglich sind, welches ein einziger, großer Vulkan ist; Fahrwege sind unmöglich, aber ausgezeichnete Ponywege sind im Bau, welche die Verbindung bedeutend verbessern und beschleunigen werden. Auch die erste Brücke in Island ist begonnen; sie wird die Olfusá überschreiten und so Westen und Osten einander näher bringen; eine zweite Brücke soll über die Thjorsa geschlagen werden. Der erste Leuchtthurm, der vor einem Jahr errichtet worden, hat bereits die Kosten seiner Erbauung durch die Abgaben der in den Hafen von Reykjavik einlaufenden Schiffe gedeckt. Es soll jetzt eine landwirthschaftliche Schule in Modrudalr, im Nordwesten,

und eine Rechtsschule in Reykjavik (es existirt hier bereits eine für Medicin und eine für Theologie) errichtet werden. In letzterer Stadt herrscht rege Baulust; man beabsichtigt sogar, ein Hotel und ein eigenes Gebäude für den Althing, welcher bis jetzt alle zwei Jahre in der lateinischen Schule tagte, zu bauen. Hafnafjörd und Eyrarbakki sind blühende kleine Häfen; Akureyri treibt einen schönen Handel mit Leberthran und Ponies, und die Schwefelminen von Krisnvik scheinen einen reichen Ertrag zu liefern.

— Das dänische Kriegsschiff „Fylla", welches während der Fischfangsjahreszeit an der Küste von Island stationirt war, hat verschiedene Tiefseemessungen angestellt und interessante Bemerkungen über die Strömungen und die Temperatur des Polarmeeres gemacht. Das eine Mal kam man im Eise so weit nach Norden, daß man von 2 Faden unter der Oberfläche bis zum Grunde kaltes Wasser (d. h. unter dem Gefrierpunkt) fand, wodurch die bis jetzt noch nicht genügend sichergestellte Existenz eines eiskalten Polarstromes bewiesen wurde. Die Ausdehnung des Polareises ist sehr veränderlich, denn zur Zeit als die „Fylla" vom isländischen Nordkap aus viele Meilen direkt nordwärts in offenem Wasser vordringen konnte, wurde ein Postdampfer vom Eise gehindert, in den Ofjord einzufahren, und ein französischer Kriegsdampfer fünf Meilen von der Küste entfernt im Eise festgehalten. Während der ganzen Zeit begegnete man einer großen Menge Treibholz, welches zunahm, je mehr man nach Norden fuhr. („Nature", 9. Oktober 1879.)

Asien.

— Officieller Bekanntmachung vom 6. (18.) Oktober zufolge ist die Telegraphenstation in Krasnowodsk für den Verkehr eröffnet, nachdem die Legung des Kabels von Baku durch das Kaspische Meer am 2. (14.) Oktober beendet worden war. Das Kabel geht von Krasnowodsk unterseeisch bis Kap Gjurgjan auf der Halbinsel Apscheron und dann oberirdisch längs der Küste nach Baku.

— Nach der Turkestanischen Zeitung haben im Laufe des verflossenen Sommers der Stabskapitän Herman und der Botaniker Smirnow aus eigenen Mitteln eine Reise unternommen in die Gebirge von Karategin und Darwas. Herr Herman ist mit Instrumenten zu Marschroutenaufnahmen und Höhenmessungen ausgerüstet, Herr Smirnow gedenkt ein reiches botanisches Material auf der Reise zu gewinnen. Die geographische Erforschung des Darwas wird sich an die Resultate von Säwertzow im Pamir und von Oschanin in Karategin anreihen.

— Es ist von Seiten des russischen Kriegsministeriums sowie des Ministeriums der Wege und Wasserkommunikationen eine Expedition ausgerüstet worden, welche das alte Bett des Amu-Darja zwischen dem Aral-See und dem Kaspischen Meere untersuchen soll. Zugleich soll die Frage, ob es möglich sei, den Amu-Darja vermittelst des frühern Bettes in das Kaspische Meer zu leiten, genau studirt werden. Es war ursprünglich im Plan, die Expedition in drei gesonderten Abtheilungen abzusenden: eine chiwasche, eine krasnowodskische und eine amu-darjasche. Die drei Abtheilungen sollten bereits in diesem Jahre sich an Ort und Stelle begeben und gleichzeitig die Arbeiten beginnen. Allein in Folge der Unruhen in der Turkmenen-Steppe schien die Ausführung des ganzen Plans unmöglich; es ist deshalb nur die Amu-Darja-Abtheilung abgeschickt. Die Abfertigung der beiden anderen Steppenabtheilungen ist bis auf den Januar des nächsten Jahres verschoben, damit sie Ende Februar an Ort und Stelle sein und im März sich an die Arbeit machen könnten.

— Die auf Veranstaltung des Bremer Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt unternommene Reise der Herren Dr. O. Finsch, Dr. A. E. Brehm und Graf v. Waldburg-Zeil-Trauchburg ist unlängst unter dem Titel „Reise nach West-Sibirien im Jahre 1876" (Berlin 1879, E. Wallroth) von dem bereits in der Südsee weilenden Dr. Finsch ausführlich beschrieben und veröffentlicht worden. Der äußere Verlauf ist unseren Lesern durch die in Bd. XXX und XXXI des „Globus" enthaltenen Auszüge aus Dr. Finsch' Reisebriefen wohl bekannt; an die Stelle dieser immerhin doch nur sehr unzulänglichen Mittheilungen ist jetzt ein starker Band von 663 Seiten mit einer Uebersichts- und drei Specialkarten getreten, welcher namentlich die Ethnographie der Kirghizen (Kap. 6), Ostjaken und Samojeden (Kap. 13) eingehend berücksichtigt, nicht minder die Naturprodukte, Fauna und Flora, Handel u. s. w. der durchreisten Länder. Besondere Erwähnung verdienen die 56 meist nach Originalzeichnungen von Dr. Finsch ausgeführten, höchst charakteristischen Illustrationen.

— Die unmittelbare Ursache der jetzt in Kaschmir herrschenden schrecklichen Hungersnoth (vergl. „Globus" XXXVI, S. 16) ist zweifellos die langanhaltende Dürre gewesen. Diese aber folgte unglücklicherweise auf einen Schneefall im Winter 1877/78, wie er in Stärke und Dauer weder in Kaschmir noch auch vielleicht in irgend einem andern Lande je dagewesen. Dem Berichte Lydekker's im Journal of the Asiatic Society of Bengal entnimmt „Nature" einige interessante Einzelheiten. Vom Anfang Oktober 1877 bis zum Mai 1878 hat in den Thälern und Bergen Kaschmirs ein fast anhaltender Schneefall stattgefunden, an einzelnen Orten länger als 10 Tage ohne Aufhören. In Dras (10 000 Fuß hoch) lag der Schnee 30 bis 40 Fuß dick. In fast allen Dörfern sanken die Blockhäuser unter seiner Wucht zusammen und in den höheren Bergen wurden ganze Abhänge durch riesige Lawinen der Vegetation und des Bodens beraubt, die Urwälder verwüstet und die Thäler darunter mit Baum- und Felstrümmern überschüttet. Der Sogi-Paß (13 000 Fuß hoch), welcher von Kaschmir nach Dras führt, war noch im August 1878 mit Schnee bedeckt, der stellenweis wenigstens 150 Fuß dick war, während dieser Weg sonst schon im Juni schneefrei ist. Das Thal ferner, welches von der Stadt Dras in einer Höhe von 12 000 Fuß nach dem Paß führt, der sie vom Thal des Kischengunga-Stromes trennt, war Mitte August stellenweis in 200 Fuß dickem Schnee vergraben und noch tiefer alle Pässe desselben Distriktes über 13 000 Fuß, ja manche Plätze waren noch im September verschneit, die sonst stets schon im Anfang Juli frei waren. Eine riesige Verwüstung hat dieses Unwetter auch unter dem Thierreich angerichtet: im obern Wardwan-Thal wurden große Mengen Steinböcke verschüttet gefunden, an einer Stelle über 60, an einer andern an 100 Stück auf einmal, ja in den Theilen des Wardwan- und des Tilait-Thales, welche sonst als sichere Fundorte für diese Thiere betrachtet werden, hat sich den ganzen letzten Sommer hindurch fast kein einziges blicken lassen; auch der rothe Bär und das Murmelthier waren in viel geringerer Anzahl vorhanden als gewöhnlich. Lydekker schätzt die Vernichtung, die der Schnee unter den Thieren verursacht, als beträchtlich über jedes Gemetzel hinausgehend, welches Jäger während eines Zeitraumes von 5 bis 6 Jahren anrichten könnten.

— Einem Bericht über den Handelsverkehr der drei Niederlassungen Singapur, Pinang und Malakka entnimmt die „A. Z.", daß derselbe, ungeachtet der schlechten Zeiten, im Jahre 1878 größer war als in jedem der vorhergegangenen. Der Werth der Einfuhr und Ausfuhr ist seit dem Jahr 1870 stetig gestiegen. In den letzten zwei Jahren hat sich die Einfuhr aus England in Pinang beinahe vervierfacht, während sie in Singapur stationär geblieben ist. Unter den fremden Ländern, welche mit diesen Kolonien Handel treiben, nimmt Niederländisch-Indien den ersten Rang ein, dann folgen der Reihe nach: die Malaiische Halbinsel, Siam, China, Saigun, Sarawak und Deutschland. Ungeachtet dieser günstigen Handelsverhältnisse sind jedoch die Strait Settlements noch weit entfernt eine Kolonie zu sein, die sich selbst unterhält, und sie kostet dem Mutterlande noch

bedeutende Zuschüsse für ihren militärischen Schutz zu Wasser und zu Land. Dabei bleibt indessen zu berücksichtigen, daß England in diesen Gewässern auch ein gleiches Geschwader unterhalten müßte, wenn die Kolonie nicht bestände.

— Auf S. 128 des 35. Bandes meldeten wir, daß der Geologe A. Hague im Auftrage des Vicekönigs Li-hung-tschang die Bergwerke im nördlichen China untersuchen sollte. Allein schon im letzten Sommer hat seine Anstellung, wie vorauszusehen war, ein baldiges Ende genommen, weil die Centralregierung ihm zu viel Hindernisse in den Weg gelegt hat. Hague beabsichtigte vor seiner Rückkehr nach den Vereinigten Staaten noch einen Ausflug mit wissenschaftlichem Zwecke nach der Mongolei zu unternehmen.

— Die Mitglieder der Expedition zur endgültigen Bestimmung der Richtung der mittelasiatischen Eisenbahn und zur Untersuchung der Schiffbarkeit des Amu-Darja (s. „Globus" XXXVI, S. 190) waren am 29. Juli 1879 in Samarkand versammelt. Am 5. (17.) August erfolgte der Ausbruch in das Gebiet von Buchara in zwei Partien: Graf Rostowzew, der Ingenieur Ljapunow, die Professoren Sorokin und Muschketow, der Künstler Karazin und zwei Beamte der Telegraphenverwaltung gingen durch die Steppe nach Karschi (Residenz des Emirs von Buchara), um dort den Emir zu begrüßen und ihm den Zweck und die Aufgaben der Expedition auseinanderzusetzen. Die übrigen Mitglieder der Expedition, Ingenieur Sokolowski, Künstler Simakow, die Oberstlieutenants Majew, Lupkewitsch und Kreischmer, Doktor Walitzki und Zoologe Peltzam reisten über Kitab, Schaar (Schehrisebs), Jar-tübe und Kata-Minar nach Derbent, wo sie ihre Vereinigung mit dem nach Karschi gegangenen Theile der Expedition erwarteten. (Vergl. die Karte von Hissar, „Globus" XXXI, S. 9 oder H. Kiepert's Iran, östliche Hälfte. Berlin 1878.) Am 7. September langte (nach der „Mail") die Expedition in Kabadian am untern Kafirnahan an, und dort stieß auch Majew wieder zu ihr, welcher sich schon in Schehrisebs von seinen Gefährten getrennt hatte, um selbständig einen ihm von der Kaiserlich Geographischen Gesellschaft gewordenen Auftrag auszuführen, nämlich die genauere Erforschung des schon 1875 und sonst von ihm bereisten Berglandes Hissar. Er war von Schehrisebs geradeswegs über Saridschui, Düschambe und Faizabad an den Mittellauf des Wachsch (oder Surchab) gegangen, hatte denselben erforscht und war schließlich auf dem geraden Bergwege nach Kurgantübe und über Lechman nach Kabadian gelangt. Während von hier aus die Haupt-Expedition noch etwas weiter nach Osten vordrang (s. unten), ging Majew am Kafirnahan aufwärts nach Hissar, an die Quellen des Surchan, nach Baisun und kehrte über Schehrisebs am 24. September nach Samarkand zurück.

Ueber die weiteren Schicksale der Hauptexpedition liegen noch zwei Depeschen vor; die erste vom 7. (19.) Oktober aus Katti-kurgan (halbwegs zwischen Buchara und Samarkand an der Grenze des russischen Turkestan) lautet: In Termez (unweit der Mündung des Surchan in den Amu-Darja) hat die Expedition sich getheilt. Muschketow, Solokin, Karazin und Sokolowski reisten auf dem Amu stromabwärts nach Petro-Alexandrowsk ab. Die übrigen Mitglieder der Expedition haben den Surchan und bei Kabadian den Kafirnahan überschritten, bei Lechman das Ufer des Wachsch erreicht und sind von dort auf Kähnen ebenfalls nach Petro-Alexandrowsk abgereist. Die Schiffbarkeit der Flüsse Surchan, Kafirnahan und Wachsch ist untersucht worden; nach dem Augenmaß sind aufgenommen die Strecken bis zum Wachsch, mit der Boussole aber die Gegend, wo der Wachsch und der Pandsch (obere Oxus) sich vereinigen, und die Ufer des Amu bei Kelif und Karki; astronomisch bestimmt sind Kabadian, die Stelle des Zusammenflusses von Wachsch und Pandsch, Termez, Kelif, Kaski und Tschardschui; in die Karte eingetragen sind alle Ortschaften (Kischlak), Ruinen und Uebergänge über die genannten Flüsse. Es sind alte Ueberlieferungen gesammelt, Erkundigungen eingezogen über das trockene Flußbett von Kelif zum Usboi und ist dieses Bett von einem Mitgliede der Expedition auf 15 Werst Länge begangen worden. Geologische und zoologische Sammlungen sind angelegt, volkswirthschaftliche Nachrichten gesammelt und tägliche Barometer- und Thermometer-Beobachtungen gemacht. Zubow erreichte die äußersten Punkte der Schiffbarkeit auf dem Pandsch, bestimmte die Abdachung des Bodens bis Tschardschui, legte Profile und stellte eine Aufnahme des Amu-Darja von Chodsha-Solar aufwärts her. Die Expedition hat in großen Booten den ganzen Amu und seine Hauptzuflüsse, den Wachsch und den Pandsch bis 70 Werst oberhalb der Vereinigung der beiden letzteren befahren.

Das zweite Telegramm (Katti-kurgan 2. [14.] November) lautet: Am 7. (19.) Oktober hatten wir eine Zusammenkunft mit dem Chan von Chiwa auf dem linken Ufer des Amu am Anfange des trockenen Bettes und verbrachten mit ihm einen Tag in Urgentsch. Der Chan stellte die Bedingungen auf, unter denen er bereit ist, Wasser in den Usboi zu lassen; als Beweis seiner Bereitwilligkeit, der russischen Regierung in dieser Angelegenheit zu helfen, befahl der Chan das Abtragen der Dämme Bent am Ausfluß des Laudan und Schamurat am Darjalyk. Die Stammesältesten der Turkmenen, Jomuden und Tschandoren übernehmen es unverweilt Arbeiter zu gestellen zur Reinigung des Usboi zwischen Sary-kamysch und dem Kaspischen Meere. Der Bericht über die Arbeiten der Expedition wird die weiteren Details bringen.

— Zum Verlaufe derselben Expedition wird ferner dem „Golos" aus Orenburg geschrieben: Die wissenschaftliche Expedition zur Untersuchung des Bettes vom Amu-Darja hat Tschardschui erreicht. Aus Samarkand sind Details über die Beziehungen der Einwohner zur Expedition angelangt. Ein Theil der Expedition hatte von Seiten der Tekke-Turkmenen zu leiden, indem Anfang September hundert berittene Tekkinzen das Expeditionskorps überfielen; aber weder die Kozaken noch die Mitglieder der Expedition verloren die Geistesgegenwart: sie machten sich die hügelige Beschaffenheit des Bodens zu Nutze und empfingen die Angreifer mit einem starken Gewehrfeuer, und die Tekkinzen entflohen. Obwohl mit recht guten Gewehren von neuem Muster bewaffnet, verstehen die Tekkinzen mit denselben nicht umzugehen. Die Afghanen empfingen die Expedition recht freundlich. Der ganze Lauf des Amu-Darja, sowie dessen Hauptnebenflüsse, soweit derselbe von der Expedition durchforscht worden ist, erwies sich als schiffbar.

— Chinas Handel im Jahre 1878. Nachstehende Daten über den Handel Chinas mit dem Auslande sind den von dem General-Inspektorat der chinesischen Seezölle redigirten, kürzlich ausgegebenen Returns of trade at the treaty ports in China for the year 1878 entnommen.

Der Gesammtwerth der auswärtigen Einfuhr in sämmtlichen Häfen Chinas, welche vertragsmäßig fremden Schiffen geöffnet sind, betrug:

Im Jahre 1878	424 824 162 M.
Der Gesammtwerth der Ausfuhr dagegen .	403 033 074 „
Zusammen . . .	827 857 236 M.

In dieser Summe ist jedoch der Betrag des Transithandels — die Wiederausfuhr ausländischer Waaren nach dem Auslande — nicht einbegriffen. Solcher bezifferte sich auf 28 609 668 M. Einbegriffen ist auch nicht der Werthbetrag des durch chinesische Dschunken vermittelten Handels mit Hongkong, Cochinchina und anderen Grenzländern. Die Dschunken und der durch sie vermittelte Verkehr stehen nämlich nicht unter der Kontrole des General-Zollinspektorats, dessen obere Beamte sämmtlich Europäer sind, sondern „un-

ter einer nationalen Behörde, und veröffentlicht diese keine statistischen Berichte.

Unter den Importen des Jahres 1878 waren dem Geldwerthe nach die wichtigsten:

Opium mit	193 577 742 M.
Baumwollenwaaren (Shirting, Drell, Garn)	96 175 386 „
Wollenwaaren (Tuch), Lasting, Camelotte)	29 253 564 „
Metalle	25 070 256 „

Die bedeutendsten Ausfuhrartikel waren dagegen:

Thee mit	192 078 704 „
Seide und Seidenstoffe	150 757 227 „
Zucker	11 188 536 „

An der gesammten Ein- und Ausfuhr war die deutsche Flagge mit $4\frac{1}{2}$ Proc., die englische mit 74 Proc., die französische mit $10\frac{1}{2}$ Proc., die japanische mit 4 Proc., die nordamerikanische mit 2 Proc. betheiligt. Der Rest von 5 Proc. vertheilte sich auf Dänen, Schweden, Norweger, Holländer und andere Nationen.

Während der letzten acht Jahre hat der Handelsverkehr zwischen China und dem Auslande, insofern er über See geschieht, von einigen durch abnorme Verhältnisse verursachten Schwankungen abgesehen, in der Hauptsache keine bedeutenden Aenderungen erfahren, sich vielmehr, obschon ihm inzwischen eine Reihe neuer Häfen eröffnet worden sind, immer so ziemlich auf gleicher Höhe erhalten. Der Werth der Ein- und Ausfuhr betrug:

Im Jahre 1871	821 737 428 Mark
„ 1872	855 631 044 „
„ 1873	816 530 916 „
„ 1874	786 442 392 „
„ 1875	820 297 056 „
„ 1876	906 720 516 „
„ 1877	844 073 508 „
„ 1878	827 657 536 „

Ueber den von China nach Cochinchina, Indien, Korea und anderen Grenzstaaten mittelst nicht europäisch gebauter Schiffe betriebenen Handel fehlen alle Nachweise.

C. W. St.

Afrika.

— Paul Soleillet (s. „Globus“ XXXVI, S. 111 u. 191) hat sich in Gesellschaft von Oberst Fatters und Hauptmann Bordier bereits wieder nach dem Senegal begeben, um die Voruntersuchungen zu einer Eisenbahn von dort nach Algier fortzusetzen.

— Die Beschreibung der Reise Major Serpa Pinto's von Benguella nach Transvaal wird gleichzeitig in französischer, portugiesischer, deutscher und englischer Ausgabe erscheinen und außer zahlreichen Holzschnitten nach den Skizzen und Photographien des Reisenden nicht weniger als 14 Karten enthalten. — Länger werden wohl die fünf Bände auf sich warten lassen, in welchen Dr. Emil Holub seine drei Reisen in Südafrika bis zum mittlern Zambesi zu beschreiben gedenkt. Auch diese sollen gleichzeitig deutsch, englisch, französisch und außerdem tschechisch erscheinen und zahlreiche Karten und Abbildungen enthalten.

— Auf die Mittheilung, die Herr von Lesseps in einem 1874 in der Pariser Akademie gehaltenen Vortrage machte, daß zur Zeit, als die Juden unter Moses aus Aegypten zogen, Ebbe und Fluth des Rothen Meeres bis an das Serapeum am Timsah-See reichte, hat Abbé Meigne in seinem Journal „Les Mondes“ eine Darstellung des täglichen Marsches der Israeliten gegründet und wendet sich jetzt an die gesammte Christenheit mit der Bitte um Subskription von 300 000 Francs, um Ausgrabungen anzustellen, die, da nun die Stelle genau bekannt wäre, wo Pharao's Heer mit Mann und Maus zu Grunde gegangen, unfehlbar die Reste der ertrunkenen Aegypter zu Tage fördern und so die Wahrheit der heiligen Schrift erweisen würden.

— Das Marine Survey Department zu Calcutta hat jüngst einige Nachrichten über die Insel Pemba veröffentlicht. Die Insel ist 38 engl. Meilen lang und, wenn man die kleinen Inseln mitrechnet, welche die zahlreichen Buchten an ihrer Westküste beschützen, circa 13 Meilen breit. Die Ostküste ist felsig und steil und hat nur wenige kleine Einbiegungen. Die Höhe von Pemba beträgt 300 Fuß und die berg- und schluchtenreiche Oberfläche ist mit üppigem Baumwuchs bedeckt. Der Boden ist reich; neben allen tropischen Cerealien und eßbaren Wurzeln bringt besonders der Westen eine reiche Ernte an Gewürznelken, während im Osten die Wapembes starke Viehzucht treiben. Kokosnüsse sind im Ueberfluß vorhanden, werden aber zur Oelbereitung erst nach Zanzibar geschickt. Die Insel steht unter einem vom Sultan von Zanzibar eingesetzten Wali, der in Tschaki-Tschaki, dem einzigen bedeutenden Orte, residirt. Die Insel ist wegen ihrer großen Regenmenge berüchtigt: oft ist sie in Wolken gehüllt, wenn das gegenüberliegende Festland klar ist.

— Eine Gesellschaft von 47 Personen, darunter 12 Ehepaare und 14 Kinder, ist Ende September von Bergen in Norwegen fortgereist, um die Aldabra-Inseln im Indischen Ocean (9° 26' südl. Br. und 46° 35' östl. L. v. Gr.) zu kolonisiren. Der Anstoß zu dieser Idee ist von zwei Norwegern gegeben worden, die wiederholt auf Madagaskar gewesen waren und dort erfahren hatten, daß jene Inseln außerordentlich zur Kolonisation geeignet, jetzt aber unbewohnt wären.

— Wie eine am 12. November in Marseille eingetroffene Depesche aus Sierra Leone anzeigt, haben die Herren Zweifel und Moustier, Repräsentanten des Marseiller Hauses Verminck, im Laufe des September die Quellen des Niger erreicht, jenes Hauptstromes des westlichen Sudan, dessen Wiege bisher in den nördlichen Abhängen des Kong-Gebirges verborgen geblieben und von vielen Reisenden vergebens gesucht worden war. Auf Veranlassung ihres Principals Verminck zogen die Herren Zweifel und Moustier von Sierra Leone den Rokelle-Fluß entlang zum Fuße des Kong-Gebirges, erwirkten von den kriegerischen Bevölkerungen dieser Gegend, welche bisher stets die Weißen von ihren Bergen zurückgewiesen hatten, die Erlaubniß, die Gebirgskette zu überschreiten, und besuchten ohne weitere Anfechtung die drei Quellen, aus welchen die Bäche entspringen, die sich etwas später zu dem Niger vereinigen.

(A. Z.)

Arktisches Gebiet.

— Ein Jahr auf Nowaja Zemlja. Ueber den Aufenthalt des Herrn Tjagin auf Nowaja Zemlja (vgl. „Globus“ XXXIII, S. 160 u. XXXVI, S. 336) bringen die „Archangelskija Gubernskija Wjädomostji“ einen detaillirten Bericht, der in der Hauptsache besagt: Herr Tjagin wurde im Juli 1878 entsandt, um die schon 1877 begonnene Anlage einer Station zur Rettung Schiffbrüchiger zu vollenden und während eines ganzen Jahres meteorologische Beobachtungen anzustellen. Am 13. (25.) Juli 1878 verließ Tjagin den Hafen von Archangelsk und warf am 3. (15.) August Anker auf der Rhede von Karmakul. Unverzüglich wurde die Vollendung der für die Station bestimmten Baulichkeiten in Angriff genommen, wozu Arbeiter mitgebracht waren. Schon am 15. (27.) August konnte die fertige Hälfte eines hölzernen Hauses bezogen werden und zum 1. (13.) September war die Aufstellung der Instrumente im Dachzimmer des Hauses beendet. Die meteorologischen Beobachtungen begannen unverweilt. Am 16. (28.) September waren alle baulichen Arbeiten fertig und folgenden Tages kehrte die Arbeitergesellschaft nach Archangelsk zurück. Mit Eintreten des Schneefalles um Mitte September fanden sich allmälig

die bei der Station angesiedelten Samojeden ein. Bis zum 21. September (3. Oktober) waren sie alle versammelt.

Als *Resultat der meteorologischen Beobachtungen* Tjagin's auf Nowaja Zemlja ergab sich: Der Herbst des Jahres 1878 war trübe, regnerisch und kalt. Die mittlere Temperatur hielt sich auf + 4° C. Der erste Frost war am 14. (26.) September, 2½° C. Der erste Schnee fiel am 16. (28.) September, die Seen froren zu am 28. September (10. Oktober). Eiskrusten und Treibeis auf See zeigten sich in der Mitte des Oktober, und die Rhede von Karmakul sowie alle kleinen Buchten bedeckten sich mit Eis am 1. (13.) November. Der *Moller-Busen* fror aber den ganzen Winter nicht zu, bis an die dicht beim Festlande von Nowaja Zemlja liegenden Inseln. Das Zusammensinken und Aufthauen des Schnees begann bei dem ersten Thauwetter Ende April (gegen Mitte Mai), und auf den aufgethaueten Stellen zeigte sich neben den Schneehaufen das erste Grün; am 2. (14) Juni waren die Inseln mit Grün und Blüthen bedeckt; die Rhede von Karmakul und die kleinen Buchten waren aber erst am 4. (16.) Juli, die kleinen Landseen am 10. (22.) Juli eisfrei. Die *mittlere Temperatur* betrug im November — 9,3° C., im December — 12,1° C., im Januar — 9,8° C., im Februar — 17,8° C. und im März — 11,8° C., im Mittel also während der fünf Wintermonate — 12,2° C. Dabei sank aber die Temperatur im Januar bis — 32,1° C. und stieg im November bis + 0,8° und im Januar bis + 0,2° C.

Die *Bewegung der Atmosphäre* wechselte zwischen Windstille, seltenen schwachen Winden aus dem S.-W.- und N.-W.-Viertel des Horizonts und häufigen starken Winden von O.-S.-O. vom Lande her, die sich oft bis zu Stürmen verstärkten und das hauptsächlichste Hinderniß waren für regelmäßigen Betrieb der Jagd Seitens der Ueberwinternden, da bei den bezeichneten Winden der Rückweg vom Meere her nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Hunde unmöglich war.

Die Menge des gefallenen Schnees war unbedeutend, es schneite selten, aber dieselben Landwinde rissen den Schnee von den fernen Bergen wie von den nächsten Gipfeln los und verschütteten damit alle nach Westen gerichteten Abhänge sowie die Baulichkeiten der Station bis zum Dache, während sie gleichzeitig den Schnee von den drei anderen Seiten bis zum Boden wegrissen. Die Oberfläche des Schnees vereist nach den Winden bald durch die Ausdünstungen des Meeres und wird schnell so fest, daß man ungeachtet der Tiefe des Schnees auf demselben ungehindert nach jeder Richtung wie auf einer Eiskruste gehen kann. Das Eis des Meeres in den Buchten hat immer auf der Oberfläche eine schwache mit Salz gesättigte Schicht, deren Dicke bis 22 Werschock (98 cm) erreicht. Die Dicke des süßen Eises der Landseen an tiefen Stellen beträgt bis 27 Werschock (120 cm).

Am 1. (13.) August bestieg Herr Tjagin mit seiner Begleitung und zwei Waisen (Knabe und Mädchen) eines im Winter gestorbenen Samojeden den Schoner „Bakan", der ihn abholen sollte, und fuhr nach einem allgemeinen Gebet, an dem auch die Ansiedler Theil nahmen, nach *Archangelsk* ab, wo er am 5. (17.) August eintraf.

Die Existenz auf Nowaja Zemlja ist nach Ansicht Tjagin's vollkommen möglich, namentlich für die Samojeden. Die Zweckmäßigkeit der Einrichtung einer Zufluchtsstation mit Vorräthen hat sich nach den Angaben des Herrn Tjagin auch bereits bewährt. Ohne die Aushülfe mit Mehl und Grütze aus den Vorräthen der Samojeden-Station hätten die Leute von der Petschora, die dort überwintert haben, Noth gelitten, ebenso wie alle russischen Jäger und Fischer, die in der Hoffnung auf reichliche Fleischnahrung mit beschränkten Vorräthen auf Nowaja Zemlja überwintern.

— In seinem Bericht über die an Bord der „Vega" (welche am 9. Oktober 1879 die Rückfahrt von Jokohama aus angetreten hat) glücklich durchgeführte *Umschiffung Nordasiens* gelangt Prof. *Nordenskiöld*, nach der „H. B.-H.", zu folgenden Schlüssen in Betreff der Möglichkeit eines Handelsweges: 1. Daß der Seeweg vom Atlantischen Ocean bis zum Stillen Meer längs der Nordküste Sibiriens oft in wenigen Wochen von einem dazu geeigneten, mit erfahrenen Seeleuten bemannten Fahrzeuge wird zurückgelegt werden können, daß aber dieser Weg im Allgemeinen, so weit die Verhältnisse im Sibirischen Eismeer gegenwärtig bekannt sind, schwerlich von wirklicher Bedeutung für den Handel werden dürfte. 2. Daß man schon jetzt behaupten kann, daß der Verwendung der Seeverbindung zwischen Ob-Jenisei und Europa als Handelsweg keinen Schwierigkeiten begegne. 3. Daß aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Seeweg zwischen Jenisei und Lena und zwischen Lena und Europa als Handelsweg zu verwenden ist; jedoch dürfte die Hin- und Rückreise zwischen Lena und Europa nicht in einem Sommer zu machen sein. 4. Daß fortgesetzte Untersuchungen nöthig sind, um zu entscheiden, ob eine für den Handel bestimmte Seeverbindung zwischen der Mündung des Lena-Flusses und dem Stillen Meer möglich ist oder nicht. Die Erfahrung, welche wir schon gesammelt haben, zeigt, daß man unter allen Umständen auf diesem Wege vom Stillen Meer nach dem Flußgebiete der Lena Dampfboote, schwere Geräthe und andere Waaren einführen kann, welche nicht gut auf Schlitten oder Fuhrwerken befördert werden können.

Vom Büchertische.

Eine ganze Reihe geographischer und ethnographischer Bücher für ein weiteres Publikum sind soeben von der Buchhandlung von *Otto Spamer* in Leipzig in zweiter Ausgabe veröffentlicht worden, auf welche wir hier kurz aufmerksam machen wollen. Völlig umgestaltet wurde Christmann's Australien durch R. Oberländer, welcher durch 14jährigen Aufenthalt im Lande selbst und durch fortgesetztes Quellenstudium zu dieser Aufgabe besonders berufen erscheint. Den Beschickern der beiden Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne wird es in der Vorrede besonders empfohlen. — *F. v. Hellwald* hat sein früher schon im „Globus" besprochenes „*Central-Asien*" durch Nachtragen der neuen Entdeckungen und Ereignisse, namentlich der Ereignisse in Afghanistan und der russischen Feldzüge, auf das Laufende gebracht, ebenso seine „*Hinterindische Länder und Völker*" durch ein neues Kapitel „Neueste Zustände in Birma". Gänzlich umgearbeitet und namhaft erweitert wurde dagegen von ihm „*Der vorgeschichtliche Mensch*"; es ist dies der erste Versuch, „ein ausführliches Gemälde der Vorgeschichte im Rahmen der neuen Anschauung zu entwerfen", d. h. unter Beseitigung des früher allgemein angenommenen Dreiperiodensystems, der deßhalb auch auf die Beachtung der Fachmänner rechnet. Sämmtliche vier Bücher sind vorzüglich illustrirt und ausgestattet.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

(Die Abbildungen nach Photographien.)

XII.

(Heimkehr durch Sibirien nach Orenburg.)

Am 3. Oktober verließen die Reisenden Altyn Imel. Das Wetter war rauh und kalt; so weit man sehen konnte, waren alle Berge dick beschneit. Bald in nördlicher, bald in nordöstlicher Richtung führt die Straße, die Altyn Imel mit der Stadt Kopal verbindet, durch die Thäler zwischen den Vorbergen des Ala-Tau; mehrere dem Balchasch-See zuströmende Flüsse mußten passirt werden, und ihre im besten Zustande befindlichen Brücken sowie das reinliche und wohlhabende Aeußere der russischen Dörfer, an denen man vorbeikam, legten für die erfolgreichen Bemühungen der Semiretschinsker Verwaltungsbehörden das beste Zeugniß ab. Meistens von Bäumen umgeben, die jetzt im buntesten Herbstschmuck prangten, trugen die Dörfer viel dazu bei, die traurige Physiognomie der engen Thäler zwischen den kahlen Hügelreihen etwas zu mildern. Viele kirghizische Auls, in deren räucherigen Kibitken die Bewohner jetzt um die Feuerstätten geschart saßen, lagen zwischen den Dörfern; Pferde- und Rinderherden weideten daneben.

Nach einer durch heftige Regengüsse und schneidenden Wind äußerst unangenehm gemachten Tagesfahrt erreichte man am Abend des 4. Oktober Kopal, das, am Flusse gleichen Namens in einem von Hügeln umgebenen Thale gelegen, als eine Stadt von 6000 Einwohnern schon über ein behagliches und reinliches Gasthaus verfügte, in dem die Reisenden gutes Obdach fanden. Eine nothwendige Reparatur an dem einen Tarantaß zwang zu längerm Verweilen an dem kleinen Orte, der, seitdem der Handel der Steppe nach Wjernoje sich gezogen hat, heute nur noch durch seine Festung von Bedeutung ist. Im Jahre 1847, bald nachdem die große Horde sich an Rußland angeschlossen hatte, wurde die Festung zum Schutze der neuen Unterthanen gegen die unaufhörlichen Angriffe ihrer Chokander Nachbarn erbaut. Die Stadt selbst besteht aus breiten sehr regelmäßig angelegten Straßen, deren hölzerne Häuser zur Verminderung der Feuersgefahr in weiten Zwischenräumen von einander stehen. Neben der großen russischen Kirche, die mit ihrem grüngedeckten Thurme weithin sichtbar alle Häuser überragt, besitzt Kopal auch eine stattliche Moschee mit spitzem chinesischen Dache für die hier ansässigen zahlreichen Tataren. Bei hellem Sonnenschein verließ man am andern Tage Kopal und gelangte nach kurzer Fahrt über hügeliges Terrain in die große Ebene, die im Süden und Osten des Balchasch-Sees sich hinzieht und „Wüste von Tasch-Kara-Kum“ und „Wüste von Aïtak“ heißt. Eine unabsehbare Sandfläche, aus der niedere Hügel wie Wellen sich erheben, ist die Wüste stellenweise mit spärlicher Vegetation, besonders mit Saksaul (Haloxylon Ammodendron) bedeckt; im südlichen Theil kommen auch vereinzelte Tamariskensträucher vor. Augenscheinlich ist der tiefste Theil dieser sandigen Ebene früher von einem großen

Wasserbecken eingenommen gewesen, und es liegt somit die Annahme nahe, daß der Balchasch-See ehemals eine größere Ausdehnung gehabt und mit den südöstlich gelegenen Seen Ala-Kul und Sassyk-Kul in Verbindung gestanden habe. Ist doch auch heute noch das ganze südliche Ufer des Balchasch sumpfig und der Uebergang vom Lande zum Wasser so allmälig, daß es schwer ist, die Grenzlinie zwischen beiden zu bestimmen.

Wenige Meilen vor Sergiopol, das man am 6. gegen Abend erreichte, hatte man einen ansehnlichen Höhenzug zu passiren; lange Zeit führte die Straße dicht an einem steilen Abhange hin, und, wenn auch an mehreren Stellen mit einer Schutzwehr versehen, bot sie doch, durch die Regengüsse der vorhergehenden Tage aufgeweicht und schlüpfrig gemacht, ein ebenso gefahrvolles wie beschwerliches Stück Arbeit für die Gespanne. Zahlreiche Begräbnißstätten lagen in den Thälern am Wege; die vielen tatarischen Grabmäler darunter zeichneten sich durch ihre edlen oft künstlerisch vollendeten Formen aus. Die Stadt Sergiopol liegt schon wieder ganz in sandiger Ebene; sie ist ein Ort, der an Reizlosigkeit der Umgebung, an Nüchternheit der Bauart nicht leicht seines Gleichen finden mag. Die kleine Festung am Ufer des breiten Ayuz und die griechische Kirche der Stadt sind für mehrere Stunden in der Runde die einzigen aus einförmiger Fläche hervorragenden, weithin sichtbaren Punkte.

Einige Kilometer nördlich von Sergiopol wurde die Grenze überschritten, und befand man sich nun auch nach officieller Annahme in Sibirien, in dem man nach geographischem Begriffe schon seit Wjernoje weilte. Nur wenige dörfliche Niederlassungen lagen an der Straße; dafür waren in bestimmten Zwischenräumen Kozakenpiquets stationirt, in deren Nähe gewöhnlich kirghizische Auls sich befanden. Den Hauptbestand der Bevölkerung des Semipalatinsker Gouvernements bilden Kirghizen; im südöstlichen Theile, in der Umgebung des Zaisansees, leben dieselben vorzugsweise von der Jagd, dem Fischfange und vom Ackerbau, und zwar gilt die Jagd in jener Gegend hauptsächlich den Argali und Mufflons, die in den Vorbergen des Tarbagataï und des Altaï-Gebirges häufig vorkommen. Unter den Fischen aber, die im Zaisansee und dem obern Irtysch gefangen werden, sind es besonders zwei Arten von Forellen, die als vortrefflich gerühmt werden. Die ackerbautreibenden Kirghizen jenes an China grenzenden Landestheiles haben von ihren chinesischen Nachbarn sich eine kunstvolle und erfolgreiche Art der Bewässerung ihrer Felder angeeignet, welche die von den turkestanischen Sarten angewendete bei weitem übertrifft. Von den Kirghizen des untern Irtysch, die bis vor wenigen Jahren noch sämmtlich als Nomaden von dem Ertrage ihrer Herden lebten, haben in neuester Zeit schon viele ihrer alten Lebensweise entsagt, um den Ackerbau zu betreiben. Denn es hat sich innerhalb der letzten vierzig Jahre die wirthschaftliche Lage der sibirischen Kirghizen (deren Zahl auf etwa 829 000 Seelen sich beziffert) im Großen und Ganzen wesentlich verschlechtert. Hand in Hand mit der Zunahme der Bevölkerung, die seit Einführung der Schutzpockenimpfung und seit der Abstellung der mörderischen Stammesfehden im steten Wachsen begriffen ist, geht auch die zunehmende Verarmung des nomadisirenden Volkes. Das unkultivirte Land, in dem Glatteis und Winterstürme immer bedenkliche Faktoren sind, mit denen der Viehzüchter zu rechnen hat, vermag die Bewohner nicht mehr zu ernähren. Allein die kirghizischen Einwohner der beiden Gouvernements von Akmolinsk und Semipalatinsk müssen alljährlich seit langer Zeit $4\frac{1}{2}$ Mill. Pud (90 Mill. Kilogramm) Getreide von auswärts beziehen, und schon seit vielen Jahren giebt es laut statistischen Nachweisen in jenen Gouvernements zahlreiche Kibitken, zu denen nicht mehr der als Minimum angenommene und zur Erhaltung einer Familie von fünf Personen nothwendige Viehstand von 3 Kühen, 15 Pferden und 28 Schafen gehört. Die auf einer Kibitke haftenden Abgaben betragen jährlich nur die geringe Summe von 3 Rubel; doch ist in gar vielen Fällen selbst diese unbedeutende Last für die verarmten Besitzer ein unerträglicher Druck. Der von altersher unter den Kirghizen zu Recht bestehende Gebrauch eines übermäßig hohen Zinsfußes, der unter den früheren besseren Verhältnissen weniger in Betracht kam, hilft jetzt nur noch den Ruin beschleunigen. Der reiche Kirghize verleiht nur zu 100 Proc.; und der Arme, der das geliehene Stück Vieh nach dem ersten Jahre nicht zurückerstatten kann, schuldet im nächsten Jahre das Doppelte; im darauf folgenden das Vierfache des Entnommenen, u. s. f. Das Loos der Aermeren aber, die bei ihren Stammesgenossen in Dienst treten, gleicht fast der Sklaverei; denn sie empfangen außer dem nothdürftigsten Lebensunterhalt keinerlei Lohn. Unter diesen Verhältnissen sind die zum Theil schon von bestem Erfolge gekrönten fortgesetzten Bemühungen der russischen Regierung, kirghizische Ackerbaukolonien zu gründen, als durchaus segensreich zu begrüßen, und kann des Gouverneurs von West-Sibirien, des General Kaznakow, Thätigkeit auf diesem Gebiete nicht rühmend genug anerkannt werden. So befindet sich denn auch auf dem linken Ufer des Irtysch bei der Stadt Semipalatinsk eine kirghizische Vorstadt, die sogenannte „kleine Stadt“, in der die ehemaligen Kinder der Steppe in hölzernen Häusern mit Glasfenstern ein seß-



Tatar aus Kuldscha.

haftes Leben nach europäischem Zuschnitt führen. In den Höfen dieser Häuser sieht man freilich hin und wieder noch eine Kibitke aufgeschlagen, in der die Bewohner die warme Jahreszeit zubringen: eine Erinnerung an das freie Leben des Nomaden. Semipalatinsk, wo die Reisenden am 12. Oktober ankamen, liegt auf dem rechten Ufer des Irtysch; es rechtfertigt in keiner Weise seinen stolzen Namen der „Stadt der sieben Paläste". Außer einer in edlem Stil erbauten tatarischen Moschee, zwei griechischen Kirchen und dem Hause des Gouverneurs besitzt es kein hervorragendes Gebäude, geschweige denn sieben Paläste. Ein großer Theil der Einwohnerschaft besteht aus Tataren, die, meist wohlhabende Kaufleute, trotzdem sie noch fanatische Bekenner des Islam sind, doch der abendländischen Kultur und ihrer Verfeinerung des Lebens manche Koncessionen gemacht haben. Schon durch ihr Aeußeres zeichnen sich die Häuser der tatarischen Kaufleute auf das Vortheilhafteste von den niedrigen hölzernen Wohngebäuden der Russen aus; gelangt man aber erst durch das große Waarenlager, das gewöhnlich das Erdgeschoß einnimmt, in die oberen Räume des Hauses, so wird man in denselben häufig genug die elegantesten Einrichtungen an geschnitzten und gepolsterten Möbeln finden, die in jedem westeuropäischen Salon ihren Platz behaupten könnten. Die tatarischen Frauen, unter denen es viele von großer Schönheit giebt, tragen hier nicht den häßlichen schwarzen Schleier aus Pferdehaaren, wie die Mohammedanerinnen Turkestans; sie verhüllen das Gesicht mit einem Zipfel ihres weiten Obergewandes, des Chalat. In ihrem Wesen sind sie auffallend scheu und machen dadurch, im Gegensatz zu den gewandten umgänglichen Männern, leicht den Eindruck einer gewissen Wildheit. Die Straßen von Semipalatinsk sind breit und gerade, aber ohne Pflaster oder gar Trottoir, und nicht selten begegnet man in ihnen weidenden Kühen und Schafen.

Wie Sergiopol, so hat auch Semipalatinsk alle Unannehmlichkeiten eines kontinentalen Klimas, aber keinen der



Kirghize mit einem erlegten Argali.

seltenen Vorzüge eines solchen, und steht die Stadt wohl nicht mit Unrecht in dem Rufe, einer der ungesundesten Orte Sibiriens zu sein; besonders soll in den Sommermonaten die Sterblichkeit unter den Kindern oft erschreckende Dimensionen annehmen. Neben allen diesen Schattenseiten hat das Leben in Semipalatinsk doch auch wieder seine Vorzüge, welche den russischen Beamten eine Versetzung an diesen Ort nicht unwillkommen machen; dahin gehört in erster Linie die Wohlfeilheit fast aller Lebensbedürfnisse. Nach mehrtägigem Aufenthalte verließen die Reisenden Semipalatinsk am 17. Oktober. Vier Pferde mußten vor jeden Tarantaß gelegt werden, um durch den tiefen Sand des Fichtenwaldes zu kommen, der mehrere Werst hinter der Stadt sich erstreckt; dann ging der Weg tagelang am Ufer des Irtysch hin durch grasreiche Steppen, auf deren herrlichen Weideplätzen die Kibitken wohlhabender Kirghizen sich erhoben. Kleine Birken- und Fichtengehölze am Flußufer erinnerten an die längstvergangene Zeit, wo dichter Urwald das ganze Land am Obi und seinen Nebenflüssen bedeckte, dessen letzte Ueberreste erst durch die großen Waldbrände der Jahre 1826, 1847 und 1867 vernichtet wurden. Die zahlreichen an der Poststraße zwischen Semipalatinsk und Omsk gelegenen Dörfer sind zum größten Theil von altgläubigen Russen bewohnt und tragen deshalb auch alle das Gepräge einer ungewöhnlichen Wohlhabenheit, Ordnung und Reinlichkeit.

Als man an einem Sonntage einige dieser Ortschaften passirte, fand man die jungen Leute auf dem Platze vor der Kirche versammelt, wie sie, Hand in Hand im Kreise bei einander stehend, geistliche Lieder sangen; dafür, eine Seltenheit in jedem sonntäglichen russischen Dorfe, war kein Betrunkener zu sehen. Am 23. kam man in Omsk an, der Hauptstadt von Westsibirien und bis vor Kurzem die Hauptfestung der Kazakenlinie des Irtysch, einer Stadt von mehr als 30 000 Einwohnern. Von der Festung, die vor wenigen Jahren geschleift worden ist, sind nur die großen Thore erhalten geblieben; aber der Sitz des Generalgouvernements, eine militärische Akademie, ein Gymnasium sowie mehrere andere Schulen machen Omsk noch heute zu dem wichtigsten Orte Westsibiriens. Die großartige griechische Kathedrale und die tatarische Moschee sind die hervorragendsten Gebäude der Stadt; hübsche öffentliche sowie Privat-



Reiche Kirghizen-Familie in Westsibirien.

Gartenanlagen geben ihr ein freundliches Ansehen. Während seines Aufenthaltes in Omsk hatte Ujfalvy Gelegenheit an einer Anzahl gerade anwesender Ostjaken anthropologische Messungen anzustellen und werthvolle Notizen



Omsk



Ostjakische Jäger.

über das interessante Volk zu sammeln. Die Ostjaken gehören wie die Magyaren Ungarns und die Wogulen des östlichen Ural zu der ugrisch-finnischen Gruppe des uralisch-altaischen Stammes. Streng genommen sind nur die An-

wohner des untern Obi als eigentliche Ostjaken zu bezeichnen, doch rechnet man gemeinhin auch die am mittlern Laufe des Flusses wohnhaften Samojeden zu ihnen, die nach Dr. Finsch auch durch nichts anderes als einige sprachliche Abweichungen von den Ostjaken sich unterscheiden. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, wo Rußland sie unterwarf, lebten die Ostjaken, ein friedliches und genügsames Naturvolk, als unumschränkte Herren in den weiten Urwäldern des obischen Stromgebietes; der Reichthum an Wild und Pelzthieren, an Fischen aller Art gab der dünnen Bevölkerung der großen Waldstrecken überreiche Erwerbsquellen. Seit jener Zeit ist der Ostjake in den Hauptzügen seines Charakters, der kindlichen Gutmüthigkeit, der Genügsamkeit und Aufrichtigkeit unverändert geblieben, aber alle ursprünglichen Lebensbedingungen des einfachen Naturvolkes haben durch die theilweise Verwüstung der Wälder und durch die verderbliche Habgier der russischen Eroberer eine traurige Veränderung erlitten. Die ausbeutende Gewinnsucht der russischen Pelz- und Fischhändler auf der einen, die verhängnißvolle Leidenschaft der Ostjaken für den Branntweingenuß auf der andern Seite machen heute aus dem in mancher Beziehung auf der Kindheitsstufe stehengebliebenen ein im unabwendbaren Niedergange begriffenes Volk. Viele von ihnen bekennen sich zum Christenthum, d. h., sie tragen ein Kreuzchen am Halse und verstehen das Zeichen des Kreuzes zu machen; in Wahrheit sind sie alle mehr oder weniger dem schamanischen Heidenthume ergeben. Am Irtysch wohnen manche von ihnen schon in rohen hölzernen Häusern, haben zum Theil auch russische Kleidung angenommen; weiter im Norden aber leben sie noch in der traditionellen Unsauberkeit ihrer Filzjurten und kleiden sich in selbstzubereitete Renthierfelle. Als Nomaden beschäftigen sie sich fast ausschließlich mit Fischerei und Jagd; nur ein kleiner Theil von ihnen giebt sich noch mit der Renthierzucht ab. Die Frauen stehen bei den Ostjaken in sehr geringem Ansehen, sie gelten als Wesen untergeordneter Art; sie besorgen alle häusliche und schwere Arbeit und verfertigen unter anderen das in Rußland hochgeschätzte Nesseltuch, ein Gewebe aus den Fasern der am Obi mannshoch wachsenden Brennnesseln. Am 1. Oktober jedes Jahres ziehen die ostjakischen Jäger in die Wälder, um Jagd auf Zobel, Eichhörnchen und dergleichen zu machen. Am 6. December kehren sie mit der Beute heim, und erst, wenn gegen Ende des Winters der Schnee sich gesenkt und mit einer Eiskruste bedeckt hat, ziehen sie wieder aus um auf Schneeschuhen Hirsche und Elenne zu jagen. Das Flügelwild wird bei den Frühlings- und Herbstwanderungen der Zugvögel gejagt.

Von Omsk aus setzte Ujfalvy seine Reise nach Petropawlowsk fort; wieder ging es tagelang über die Steppe, nur von Zeit zu Zeit zeigten sich am Horizont die Umrisse dunkler Wälder. Das Wetter war ungemein günstig, der Himmel klar, die Kälte nicht unter 5°, die Mittagssonne brachte täglich noch sommerliche Wärme. Nach kurzem Aufenthalte in Petropawlowsk erreichte man am Morgen des 29. Oktober Troitzk, das, obgleich noch in Asien gelegen, in administrativer Beziehung schon zu Europa, speciell zum Gouvernement Orenburg gehört.

Otto Schütt's Reise von Malange zum Luba-Häuptling Mai und zurück. [Juli 1878 bis Mai 1879[1]).]

I.

Nach viermonatlichen Vorbereitungen brach Schütt, von dem Architekten Paul Gierow aus Rügen begleitet, am 4. Juli 1878 von Malange auf, um, wenn möglich, den Zusammenfluß des Zaïre mit dem Lualaba zu erreichen; den Trägern indessen, welche sich fast nur für die wenigen von den Händlern besuchten Punkte des Innern engagiren lassen, gab er als Ziel der Reise den Cahungula an, einen unabhängigen Fürsten vom Lunda-Stamme, bis zu welchem vor Jahren einmal der schwarze Händler Gomez gelangt war. Als Dolmetscher begleitete ihn derselbe Germano, welcher schon mit Dr. P. Pogge gereist war, ein Neger, der nur unter der Bedingung Stellung nimmt, daß ihn die Weißen wie ihresgleichen behandeln.

Die Reise ging in nordöstlicher Richtung auf den Quango zu; da aber die Träger oft nicht dazu zu bringen waren, mehr als eine oder zwei Stunden zu gehen, oder überhaupt gar nicht aufbrachen, wurde Catala, wo der „Busch" seinen Anfang nimmt, erst nach sechs Tagen erreicht. Am 15. Juli passirten sie den Hang von Talla Mungongo, der nichts weniger als die Staffel zu einem zweiten, höhern Plateau ist, welches in diesen Breiten gar nicht existirt, sondern der schroffe, malerische Abhang des Quango-Thalbeckens. Sie stiegen an der Lehne des dort das Plateau verlassenden Luhandaflusses in die Tiefebene hinunter, ohne einen einzigen Aussichtspunkt von oben hinab anzutreffen. Als sich endlich der dichte Wald der Lehne öffnete, befanden sie sich schon am Fuße der steilen Bergkuppen, die theils mit schroffen Brüchen des Thonschiefers, aus dem der ganze Gebirgsstock von Talla Mungongo, sowie sein Pendant, der von Moenga, besteht (gemischt mit Eisenkonkretionen), theils mit schön bebuschten, sanfteren Hängen das Quangothal umrahmen. Es war die erste wirklich schöne Landschaft, die der Reisende in Afrika sah.

Dies Land gehört dem Bondo-Häuptling N'Dalla Quissua, welcher in früheren Zeiten der Oberherrschaft der Portugiesen sich unterworfen hatte und dafür zum Jaga,

[1]) Mit gütiger Bewilligung der Redaktion nach dem Berichte des Reisenden in „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" Heft 4 und 5 (November 1879). Ebendaher stammt auch die Karte, welche nur zur vorläufigen Orientirung bestimmt ist. Schütt's äußerster Punkt, das Dorf des Mai, liegt auf derselben vielleicht etwas zu weit nach Norden und Osten; eine eingehende Verarbeitung der von Schütt heimgebrachten überaus reichen Materialien, die in naher Aussicht steht, wird darüber wohl bald Aufschluß bringen. Im Text ist die portugiesische Schreibweise der Namen — unserer sonstigen Gewohnheit zuwider — beibehalten worden, um ihn mit der Karte in Uebereinstimmung zu belassen. Man spreche deshalb v wie deutsches w; qu wie k; j, g vor e und i wie weiches sch (sh, französisches j), x und ch wie sch, s wie sz und z wie weiches s. Also Quioco wie Kioko, Malange wie Malanshe, Chingo wie Schinshe u. s. f.

d. h. gewissermaßen „König", ernannt worden war. Auf der höchsten vorspringenden Kuppe des Hanges hat sich derselbe seine M'Banza (Residenz) erbaut, eine natürliche Festung, die nur von einer Seite, der des Plateaus, einigermaßen bequem zugänglich ist.

Der Häuptling benahm sich noch vollkommen so, wie



Schütt es von allen bisher passirten kleinen Häuptlingen gewohnt war; er ließ ihn begrüßen, schenkte eine Kleinigkeit an Mandioka und Fleisch und nahm mit höflichem Danke das Stück Fazenda, welches Schütt ihm überreichen ließ, an.

Nach zweitägigem Aufenthalte, welcher für die Aufnahme des Gebirges erforderlich war, brachen sie auf und gelangten nach zwei weiteren Tagen über fruchtbares, sanft gewelltes Niederland, aus welchem außer einigen vorspringen-

den Kuppen namentlich ein isolirter hoher Berg, der Bango, herausragt, an einen zweiten niedrigen Hang, welcher die Niederung des Lui (bei Pogge Luhy) begrenzt. Das Land bis zum Lui gehört eigentlich noch zum Bondo-Gebiete, doch haben sich dort schon viele Bangala niedergelassen; der Herr desselben, M'Banza N'Demba, bewies dem Reisenden auch sogleich, daß er schon stark Bangala-Manieren angenommen habe, indem er seine Geschenke zurückwies und sofort den Krieg erklärte, sich jedoch bald wieder besänftigen ließ. Er gab sogar dem Weißen, dessen beide Führer den Dienst aufgekündigt hatten, M'Pungos (Boten) mit, welche ihm zugleich den Weg weisen und an die zu passirenden Häuptlinge freundschaftliche Empfehlungen überbringen sollten; so überschritt man den Lui ohne alle Schwierigkeit und kam am dritten Tage zum M'Banza Cassua Cambumba, welcher einer der drei mächtigen Familien von Cassange angehört. Letzterer Name bezeichnet das fruchtbare Tiefland, welches vom Quango und dem Lui begrenzt wird. In der Nähe des letztern ist es äußerst niedrig und flach, die östliche Hälfte jedoch ist Hügelland, von vielen, meist tief in den Thonschiefer eingeschnittenen Flüssen und Bächen durchzogen, welche meist reichen Salzgehalt haben und unten in der Ebene große, rationell ausgebeutete Salinen bilden.

Schütt mußte alsbald der Habgier der dortigen Häuptlinge schwere Opfer, namentlich an Branntwein, bringen, wurde aber trotzdem am nächsten Tage im Walde, am Bache Camicuru überfallen und geplündert. Jeder Widerstand war vergeblich, da alle seine Träger entflohen waren, und er mußte sich noch glücklich schätzen, daß seine Instrumente, Papiere, Karten und Vogelbälge nicht angerührt wurden, ihm noch genug Waaren für eine längere Reise blieben, und er die Erlaubniß erhielt, seinen Weg ins Innere fortzusetzen. Zwei Tage darauf befand er sich am Quango, sah sich aber dort so kolossalen Erpressungen ausgesetzt, daß ihm nichts übrig blieb, als an den Lui zurückzukehren, auf dem Gebirge entlang bis auf Pogge's Weg und auf diesem nach Quimbundo zu gehen. Unterwegs begegnete er dem wohlbekannten Saturnino, der nach ihm von Malange aufgebrochen war, und den er bereits in Quimbundo glaubte; derselbe hatte aber nur darauf gewartet, daß Schütt das Land der Hollo ungehindert passirte, um ihm dann auf dem neu eröffneten Wege zu folgen, wohl wissend, daß die Wilden, nachdem ein Weißer einen neuen Weg „gekauft" hat, dem Nachfolgenden niemals mehr Hindernisse in den Weg legen. Er hatte sogar schon in den Loanda-Zeitungen Artikel erscheinen lassen, daß er die Deutschen glücklich auf einem neuen nördlichen Wege über den Quango geführt habe!

Doch war er andererseits unserm Reisenden sehr nützlich, indem er dessen schon verzweifelnde Träger bewog, gegen Nachzahlung einen zweiten Versuch mit ihm zu wagen, und ihm die geraubten Waaren zum Theil ersetzte. Nach neuen vergeblichen Versuchen, auf dem direkten Wege durchzukommen, brachen sie also nach Süden auf, umgingen das ganze Cassange-Thal, folgten zum Theile Pogge's Weg, überschritten den Quango an einer Felsenenge, wo sie ihn überbrücken konnten, und gelangten am 13. November, schon in voller Regenzeit, nach Quimbundo. Dieser Name bezeichnet übrigens nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, einen Ort, ebenso wenig wie Cassange im Bangala-Lande; er ist vielmehr der Erbtitel des Landesfürsten, eines Vasallen des Muata Jamvo. Der Neger sagt daher nicht: „Ich gehe nach Quimbundo," sondern er sagt: „Ich gehe in die M'Nganda Mane Quimbundo," d. h. in die Residenz des Herrn Quimbundo.

Durch Saturnino, dessen hier belegene Faktorei aus verschiedenen Gründen nicht mehr prosperirte, und der sie zum Könige Mai im Luba-Lande verlegen wollte, wurde Schütt zu dem Entschlusse gebracht, ebendorthin zu reisen. Da das ganze Gebiet im Norden aber dem Muata Jamvo unterthan ist, und dieser Fürst alle portugiesischen Händler, welche etwa nach Norden zu gehen versucht hatten, stets durch seine Quilolos oder Unterfürsten zwangsweise von ihrem Wege ab auf den zu seiner Residenz hatte bringen lassen, so lag die Hauptschwierigkeit darin, den Weg zwischen den fast parallel von Süd nach Nord neben einander hinströmenden großen Zuflüssen des Zaïre so zu wählen, daß er möglichst weit von den Dörfern dieser Quilolos entlang führte. Eine zweite Frage war es, ob sie die Quioco passiren lassen würden. Diese bewohnen eigentlich das Land südlich von Quimbundo, in welchem der Zaïre oder richtiger der Cassaï, der Quicapa, der Cuilu, kurz alle diese von Schütt passirten Ströme ihre Quellen haben. Seit 20 Jahren nun haben diese Leute angefangen, nach Norden hin auszuwandern, erst jagend im Lundareiche zu nomadisiren und dann plötzlich, als die Lunda sie nicht hinderten, sich anzusiedeln. Ein sauberes, geschickt gebautes, aber stets im dicht verfilzten Gehölze wohl geschütztes Dorf nach dem andern entstand, und da sie fleißig ihr Land bebauten, den faulen, gleichgültigen Lunda ihre Produkte verkauften, dabei aber immer höflich und unterthänig blieben, waren sie sogar gern gesehen und mehrten sich bald so, daß sie eigentlich schon jetzt die Hauptbevölkerung bilden.

Für diese Reise wurde ein portugiesischer Neger als Führer gemiethet, ein gewisser Caxavalla, der vor drei Jahren mit einem Trupp Quiocos nach Norden gereist und schon verschollen gewesen, kürzlich aber glücklich zurückgekommen war, nachdem er bis zu Muquengue, einem Häuptlinge des Luba-Stammes der Tuchilangue, vorgedrungen war. So brachen sie denn am 1. December, von neuem Muthe und neuen Hoffnungen beseelt, auf und folgten zuerst dem Laufe des Luele, welcher nahe bei dem Dorfe des Mona Quimbundo entspringt und bald zu einem tiefen und breiten Flusse anwächst, der sich erst im fernen Norden, mit dem Loangue vereint, in den N'Zaïre ergießt. Dann näherten sie sich mehr dem Quicapa und erreichten denselben am 20. December bei dem Dorfe des Mona Hongolo, wo sie die beste Aufnahme fanden: zum ersten Male auf seiner Reise hatte Schütt das behagliche Gefühl, unter wohlwollenden, fast möchte er sagen, unter guten Menschen zu sein. Schon als sie sich dem Dorfe näherten, schlossen sich ihnen die Weiber und Mädchen, welche auf den Hirse- und Mandiokafeldern arbeiteten, an, führten Tänze auf und sangen eine Strophe, deren Refrain lautete: „Tatu eza" (d. i. „Unser Vater kommt." Vater ist die Bezeichnung für einen Mann von hohem Range). Hier erhielt der Reisende auch die ersten wahrheitsgetreuen Angaben über den Norden und dessen Völker; denn bis dahin hatten die Quioco, die einzigen Neger, welche dorthin Reisen gemacht haben, ihn stets in der Befürchtung, er würde ihnen den dortigen Handel verderben, nach Kräften belogen. Hier erfuhr er nun, daß ein Theil des großen Volkes der Luba im Norden des Lunda-Reiches von einer Dynastie beherrscht werde, deren Stifter, Mai, ein Oheim des ersten Muata Jamvo, gewesen ist, daß sich aber die Verbindung beider Länder in den seitdem verstrichenen drei Jahrhunderten völlig gelöst hat und selbst die Häuptlinge, die Nachfolger jenes Mai, zu Lubas geworden sind. Die Quiocos sind seit etwa zwölf Jahren auf ihren Jagdzügen zu einem dem Mai unterthänigen, noch kannibalischen Luba-Stamme, den Cachilangue weit jenseits des Zaïre, gekommen, haben dort eine Anzahl Eingeborene durch Aussicht auf Handelsgewinn verlockt, sie in

ihre südliche Heimath zu begleiten, haben dieselben aber schließlich ausgeplündert, wie Sklaven behandelt und sogar verkauft, bis der Herrscher der Cachilangue, da seine Leute nicht wiederkehrten, Verdacht schöpfte und eine Anzahl Quiocos festhielt. Schütt wurde nun gebeten, die noch vorhandenen Cachilangues, 24 an der Zahl, unter seiner Obhut nach ihrer Heimath mitzunehmen und so die Freilassung der Quiocos zu erwirken, und er ging natürlich mit Freuden auf diesen Antrag ein, der ihm in jenem nördlichen Reiche einen guten Empfang verschaffen mußte.

Durch den täglichen Umgang wurde Schütt mit diesem interessanten Negerstamm, seiner Geschichte, seinen religiösen Anschauungen, die äußerst abweichend sind von denen der übrigen, seinen guten und schlechten Eigenschaften recht vertraut, und glaubte, ihre täglichen Versicherungen, wie glücklich sie seien, ihn, den Calungo Munene, den Sohn des Meeres, ihrem „Vater“ bringen zu können, waren aufrichtig. Es gelang ihm jedoch nicht, dieselben durch Belohnungen aller Art auch nur zu der kleinsten Arbeit zu bewegen. In ihrer unüberwindlichen Trägheit hungerten sie lieber, als daß sie z. B. das Gras für die Hütten des Lagers zusammengetragen hätten.

Sechs dieser Leute waren vom Südufer eines ungeheuren Sees, sechs Tage nördlich von Muquengue, gebürtig; es ist der Mucanda-See, den sie auch Lufua N'Gimba benennen, d. h. „kein Vogel kann über den See fortfliegen“, er fällt, ehe er das andere Ufer erreicht, ermattet hinein und findet seinen Tod. Im Nordost des Sees wohnen die Zuata-Chitu, Zwerge, welche sich mit einer Hautfalte ihres eigenen Leibes bekleiden und in Termitenbauten ihr Nachtlager aufschlagen. Um den See herum oder ans andere Ende ist noch nie ein Cachilangue gegangen, und ihn zu befahren verstehen sie nicht, da er hohe Wellen schlägt und die Canoes umwirft. Er hat keinen Zufluß von irgend welcher Bedeutung, und fließt in den Lualaba ab, der 15 Tage entfernt sein soll. Dieser See ist natürlich der Sancorra Cameron's und wahrscheinlich das eigentliche Centrum des Congobassins, eine ungeheure unter Wasser stehende Tiefebene, wie sich Schütt nach der Beschreibung vorstellt, welche zwische Zaïre und Lualaba gelegen und von beiden Strömen durch leichte Erhebungen abgesondert ist, eine Erscheinung, die man in Westafrika im Kleinen bei sehr vielen Flüssen beobachten kann.

Beim Dorfe des Mona Hongolo wurde der Quicapa passirt und dann an seinem rechten Ufer hinabgezogen, meist Tage lang durch Wildniß. Ohne Hindernisse Seitens der Eingeborenen (wenige Quioco- und nur ein Lunda-Dorf), nur etwas ausgehungert, erreichten sie am 12. Januar 1879 das erste Luba-Dorf, am andern Ufer des Luaximo gelegen, den sie hier zu überschreiten gedachten. Allein das einzige vorhandene Canoe war zerbrochen, und so mußten sie sich unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen auf dem linken Ufer einen Pfad durch Busch und hohes Steppengras bahnen, während jenseit ein Pfad am Strome hinabführte. Nach weiteren drei Tagen, in welchen mehrere Leute den Anstrengungen erlagen, erreichten sie eine Stelle, wo am andern Ufer ein zweites Luba-Dorf lag, das des Cahondula, eines Verwandten des Mai, der sie am folgenden Tage über den Strom setzte. Der Gesichtsausdruck dieses Mannes und seiner Leute gefiel dem Reisenden aber durchaus nicht: es waren schöne starke Männer, den Lunda an Gestalt sehr ähnlich, doch statt des rohen, aber gutmüthigen Gesichtsausdruckes jener schien sich ein hoher Grad von Verschmitztheit und Tücke in ihren Zügen auszuprägen. Acht Tage später zogen sie in die Residenz des Mai ein, die in dem Winkel zwischen dem Cassai und seinen beiden hier nahe bei einander mündenden Nebenflüssen Luaximo und Quihumbue liegt. Sie ahnten nicht, daß hier ihre Reise ein vorzeitiges Ende erreichen sollte, und daß sie schließlich froh sein würden, wenigstens mit heiler Haut den Rückzug aus der Residenz dieses treulosen Häuptlings antreten zu können.

Die Ueberwinterung der „Vega“.

Nach dem Bericht des Prof. Nordenskiöld an Herrn O. Dickson[1]).

I.

Am 27. September näherte sich die „Vega“ der Landzunge, welche die Koljutschin-Bucht im Osten begrenzt, und obwohl sich im Lauf des Tages leichtes Eis bildete, hemmte dieses die Fahrt doch in keiner Weise; dabei war das Wetter schön, die Temperatur wenig unter 0° und kein Lüftchen regte sich; es lag somit kein Grund zu der Besorgniß vor, daß das Meer bald in die Fesseln des Eises geschlagen werden würde. — Da sich auf der andern Seite der Landzunge viel Treibeis zeigte und die Fahrrinne zwischen diesem und der Küste nicht tief genug für die „Vega“ erschien, ließ diese bei Einbruch der Dunkelheit die Anker fallen, um erst am folgenden Morgen nach genauer Untersuchung des Fahrwassers die Fahrt fortzusetzen. — Am 28. September war das Wetter ebenfalls klar und schön wie am Tage vorher, nur hatte sich das Wasser mit einer ca. 5 cm starken Eisrinde bedeckt, durch welche jedoch die Fahrt noch in keiner Weise erschwert wurde; erst als die „Vega“ die Landzunge umschifft hatte und, um ein tieferes Fahrwasser zu suchen, das während der Nacht fester verbundene Treibeis durchbrechen mußte, wurde sie gezwungen, sich hinter einem Eisblock festzulegen und hier, wie dies früher schon oft genug geschehen war, günstigere Eisverhältnisse abzuwarten. Nur einige Stunden Südwind mußte das den Weg versperrende Eis vertheilen und das Schiff befreien. In der sichern Erwartung, daß dies geschehen würde, begab sich Nordenskiöld mit einigen Naturforschern an Land, um dort die vermuthlich nur kurze Zeit des Aufenthaltes zum Studium des Landes und dessen Bewohner auszunutzen. Diese täglich in der Hoffnung, daß es der letzte sein werde, unternommenen Ausflüchte folgten sich aber einen Tag nach dem andern, bis es zur Gewißheit wurde, daß auf eine Befreiung der „Vega“ aus ihrem Eisgefängnisse in dem laufenden Jahre nicht mehr zu rechnen sei.

Wie dies die geschilderten Verhältnisse mit sich bringen mußten, war die Lage der „Vega“ keineswegs eine sehr ge-

[1]) Vergl. „Globus“ XXXV, S. 7, 64, 96, 352; XXXVI, S. 112, 208.

sicherte: zunächst war dieselbe nicht einmal verankert, sondern nur an dem genannten Eisblock festgekoppelt, und ferner konnte dieser, welcher etwa 1400 m vom Lande entfernt bei einer Wassertiefe von $9^1/_2$ m auf den Strand gelaufen war, bei Hochwasser oder bei den zu erwartenden Winterstürmen ebenso gut seine Lage wieder verändern, als er diesen seine jetzige Lage verdankte. Im Uebrigen verlieh der Eisblock gegen ausströmende Eismassen guten Schutz, obwohl seine Größe — er war 40 m lang, 30 m breit und ragte 6 m über den Wasserspiegel empor — nicht gerade bedeutend war. — Einige Male veränderte sich auch wirklich die Lage des Eisblockes im Laufe des Winters, aber die „Vega“, welche demselben folgen mußte, hat dabei keinerlei Schaden gelitten.

Ueber den Lagerplatz der „Vega“ berichtet Nordenskiöld speciell, daß derselbe sich unter 67° 7′ nördlicher Breite und $173^1/_2{}^0$ westlicher Länge von Greenwich am asiatischen Strande des nördlichen Theiles der Beringsstraße befand. — Ueber das in der Nähe befindliche Land theilt er mit: Dasselbe bildet eine weit gestreckte, schwach wellenförmige Ebene, welche im Süden durch allmälig aufsteigende, ferne Bergketten begrenzt wird und sich dem Meere zu in ausgedehnte Lagunen verläuft. — Beim Eintreffen der „Vega“ war der Boden noch schneefrei; in der Nähe des Strandes fanden sich weite mit Elymus und Halianthus peploides bewachsene Strecken, sowie verschiedene niedere Gewächsarten, unter denen Armeria sibirica am häufigsten vorkam. — Mehr nach Süden zu, wo die Gegend Süßwasserseen enthielt, fanden sich gras- und schilfbewachsene Flächen und in der Nähe des Hochlandes, wo verwitterter Gneis und Dolorit einen fettern Boden erzeugten, Gestrüpp von Krähenstrauch (Empetrum nigrum) sowie Andromeda tetragona und eine Art Artemisia. Unter allen diesen zeigten sich vertrocknete Ueberreste verschiedener in der Heimath wohlbekannter Gewächse, als: Preißelbeeren, Brombeeren, Löwenzahn und noch andere dem hohen Norden eigenthümliche Pflanzenarten.

In der Nähe des Winterhafens der „Vega“ lagen auf der sandigen Ebene zwei, und weiter landeinwärts noch vier Ortschaften, welche, aus Zelten bestehend, zusammen von etwa 200 eingeborenen Tschuktschen bewohnt wurden. Als die „Vega“ erschien, entstand eine große Erregung unter denselben; Männer, Frauen, Kinder und Hunde sprangen wie wild längs des Strandes auf und nieder und gaben deutlich zu erkennen, daß sie gern zu dem Schiffe hinüber wollten, um Branntwein und Tabak einzutauschen. — Nach verschiedenen anfänglich mißglückten Versuchen gelang es schließlich einem übervoll bemannten Lederboot, in die Nähe der „Vega“ zu gelangen, und später, als das Eis sich stark genug erwies, wurde die „Vega“ von nah und fern täglich von zahllosen Eingeborenen besucht, die auf kleinen mit Hunden bespannten Schlitten schnell und bequem dahin gelangen konnten. Derartige Besuche wurden stets gastlich aufgenommen und dies um so mehr, als sich die Leute gutmüthig und ehrlich erwiesen; nur wurden sie unbequem durch ihre jedes Selbstgefühl verleugnende Bettelei und schließlich auch durch ihre ebenso dreisten als thörichten Versuche, beim Tauschhandel zu übervortheilen. So verkauften sie gern dieselben Gegenstände zweimal oder suchten betreffend den Werth derselben zu täuschen; oft genug brachten sie Fuchskörper mit, denen sie Kopf und Beine abgehauen hatten, und boten dieselben als Hasen zum Kauf an; dabei war es denn sehr komisch anzusehen, wie sie sich geberdeten, wenn die beabsichtigte Täuschung sofort erkannt und ihnen vorgehalten wurde. — Da die Tschuktschen keinen Begriff von Geld und Geldeswerth hatten, so war der Handel mit ihnen nicht gerade einfach, doch regulirte sich der Umtausch dadurch, daß die Besatzung der „Vega“ mit Brot, Zwieback, Tabak und anderen Eß- und Genußwaaren zahlte und dafür Waffen, Bekleidungsstücke, Hausgeräthe und andere Gegenstände von ethnographischem und naturhistorischem Interesse empfing. Ein anderer fühlbarer Uebelstand im Verkehre mit den Tschuktschen bestand darin, daß keiner unter denselben auch nur ein Wort einer europäischen Sprache verstand; demzufolge begann Lieutenant Nordquist deren Sprache zu studiren, was ihm auch so weit glückte, daß er sich nach einigen Wochen leidlich mit denselben verständigen konnte. Nordquist hat alsdann ein vollständiges Wörterbuch sowie auch eine Art Grammatik der Tschuktschen-Sprache ausgearbeitet und gedenkt dieselben nach seiner Rückkehr in die Heimath zu veröffentlichen.

Das anfangs noch schwache Eis verstärkte sich ziemlich schnell, so daß man schon am 2. October vom Lande aus zu Fuß an Bord gelangen konnte; leider mußte aber auch die von Nordenskiöld bis dahin noch immer gehegte Hoffnung auf Befreiung jetzt vollständig aufgegeben werden. — Die Stärke der Eisdecke wurde von jetzt ab von Zeit zu Zeit durch Lieutenant Brusewitz gemessen, und ergaben sich dabei im Laufe des Winters nachstehende Resultate.

Die Stärke der Eisdecke betrug:

am	1. December	56	cm
„	1. Januar	92	„
„	1. Februar	108	„
„	15. Februar	120	„
„	1. März	123	„
„	1. April	127	„
„	1. Mai	154	„
„	1. Juni	154	„
„	1. Juli	103	„

In dieser gewaltigen Eisdecke entstanden während des Winters häufig Sprünge und Risse von ziemlich bedeutender Länge und verschiedener, von wenigen Zoll bis zu 3 und 4 Fuß wechselnder Breite. Die Entstehung derselben wurde theils aus der Bewegung der Eisfelder durch starke Winde, theils auch aus der Zusammenziehung derselben in Folge starker Kälte erklärt; gewöhnlich war im letztern Falle ein vom leisen Knistern bis zum heftigen Knall gesteigertes Geräusch vernehmbar, und bemerkte man zugleich ein Hervordringen des Wassers von unten durch die Sprünge. — Die Eisdecke bildete somit keineswegs ein zusammenhängendes Ganze, sondern bestand aus zahllosen einzelnen Theilen, welche sich bei Wind und Sturm zuweilen derartig verschoben, daß weite offene Wasserflächen sichtbar wurden. — Alsdann wimmelte es von Seehunden, und es bewies deren Erscheinen zugleich, daß die erwähnten Wasserflächen mit einem beständig offenen Meere in Verbindung stehen mußten. — Das Vorhandensein eines solchen wurde auch noch bei verschiedenen Ausflügen einzelner Mitglieder der Expedition über die Eisdecke erkannt, wie auch durch Mittheilungen der Eingeborenen bestätigt.

Ueber die Lebensweise der Tschuktschen, denen es während der Periode der stärksten Kälte zufolge geringen Fischfanges ziemlich schlecht ergangen war, die aber sofort beim Eintritt günstigerer Witterungsverhältnisse sorglos um die Zukunft wieder im Ueberfluß schwelgten, berichtet Nordenskiöld: „Wir sahen längs der Wände eines einzigen Zeltes gegen 40 Seehunde und große Haufen von Speckseiten aufgeschichtet; die Kinder, welche in der letzten Zeit stark abgefallen waren, wenn auch nicht im Vergleich zu unseren europäischen so doch zu gut gefütterten tschuktschischen Kindern, begannen gleich ihren Eltern schnell wieder ihre gewohnte Rundung zu gewinnen. — Das Deck unseres Fahr-

zeuges verblieb jedoch fortdauernd der Sammelplatz für Scharen von Männern, Weibern und Kindern, welche bei einer Temperatur von — 40° C. den größten Theil des Tages munter und vergnügt daselbst zubrachten.“ — Nordenskiöld führt dann weiter aus, wie er gegen Brot und andere europäische Lebensmittel eine Menge Knochenschnitzereien und Modelle anderer Arbeiten als Beweisstücke für den ziemlich geringen Grad des Bildnergeschicks und des Geschmacks eines Volkes eintauschte, welches fast noch dem Steinzeitalter angehört; wenigstens gelangten hier noch ein großer Theil der wichtigsten Werkzeuge von Stein gearbeitet zur Anwendung. Schließlich verspricht Nordenskiöld noch einen eingehenden von Zeichnungen und Modellen begleiteten Bericht über die Sitten und Lebensweise dieses merkwürdigen und noch wenig gekannten Polarvolkes an die ethnographisch-geographische Gesellschaft seines Heimathlandes einzureichen.

Von großer Wichtigkeit für spätere Expeditionen durch diese Gegenden sind die von Lieutenant Nordquist eingesammelten Nachrichten über die Eisverhältnisse, wie sich diese in den einzelnen Jahreszeiten gestalten. Die unter Nennung der Namen und unter Angabe des betreffenden Heimathsortes genau bezeichneten Tschuktschen haben gewissermaßen amtlich ihre Aussagen abgegeben, und dabei hat sich folgendes Resultat ergeben:

Vom Monat Mai oder Juni an bis Ende September oder spätestens Mitte Oktober ist das Meer hier fast immer eisfrei und gestattet mit Sicherheit die Durchfahrt; dann aber beginnt Eis gegen das Land zu treiben, wie auch sich neu zu bilden. — Nur bei anhaltendem Nordwinde sammelt sich auch im Sommer zuweilen Eis in der Nähe des Strandes, verschwindet aber sogleich bei eintretendem Südwind wieder; wie auch im Winter anhaltender Südwind den Strand zuweilen eisfrei werden läßt.

Am 6. Oktober erhielt die „Vega“ Besuch von dem Tschuktschenhäuptling Menka, dessen Einladung nach seinem im Innern des Landes gelegenen Zeltlager von den Lieutenants Nordquist und Howgard gern angenommen wurde, da sie Gelegenheit bot, die Sitten dieses Volkes genauer als bisher kennen zu lernen. Am 8. Oktober fuhren die beiden Reisenden in Begleitung Menka's in drei kleinen von den Tschuktschen entliehenen, mit fünf, acht resp. zehn Hunden bespannten Schlitten von dem Hafenplatz der „Vega“ ab und trafen am 9. am Zeltlager Menka's ein. Hier wurden sie von den vornehmsten Eingeborenen mit großer Herzlichkeit empfangen. Menka selbst wurde nach russischer Sitte begrüßt, d. h. man küßte sich gegenseitig auf die Wangen und dann auf den Mund. — Das Lager bestand aus achtzehn Zelten und war von Renthier-Tschuktschen bewohnt, deren Bildung einen etwas höhern Standpunkt einzunehmen schien als in der Nähe des Strandes; denn es fanden sich hier nicht nur Messer, Aexte, Bohrer u. s. w. von Eisen und Stahl, sondern in dem Zelt eines Bruders des Menka wurden sogar eine Kaffeekanne und Tasse sowie ein Alfenidbecher mit einer englischen Inschrift — als Rarität vorgezeigt. Auch einige Kleidungsstücke von Tuch, wahrscheinlich russischen Ursprungs, wurden hervorgeholt, um neben der sonst üblichen Bekleidung von Seehundsfell zu paradiren. Die Frauen und sogar einzelne Männer trugen als Schmuck um den Hals und in den Ohren große Glasperlen, die an Sehnen aufgehängt oder an einander gereiht waren. Außerdem hatten sich die Frauen im Gesicht und auch auf der Achsel und auf den Händen tätowirt. Die Gäste mußten hier über Nacht bleiben und berichten darüber, daß Männer und Frauen sich vollkommen ausgekleidet in einem gemeinschaftlichen dazu abgetheilten Raum des Zeltes von 8 Fuß Länge, 6 bis 7 Fuß Breite und nur 4 bis 5 Fuß Höhe zum Schlafen niederlegten. Da während der Nacht zwei Thranlampen brennend unterhalten werden, so herrschte hier eine Hitze, die um so unerträglicher werden mußte, als sie den Gestank der innerhalb des Raumes ganz ohne Zwang bewirkten natürlichen Erzeugnisse immer bemerkbarer machte. Zum Frühstück vertheilte die Hausfrau in Scheiben geschnittenes Fleisch, welches während des Ankleidens genossen wurde. — Ueber die Art, wie hier die Renthiere eingefangen und geschlachtet wurden, erfahren wir Folgendes: Zwei Mann treten in die Herde ein und einer wirft in einem Abstande von 20 bis 30 Fuß eine Schlinge über das Geweih eines Thieres; dieses sucht sich nun loszureißen und schleudert bei dieser Gelegenheit den Mann, der die Schlinge festhält, zu Boden, schleift ihn wohl auch noch mit sich fort. Da tritt der zweite Mann von hinten an das Thier heran, faßt dessen Geweihe, wirft es nieder und tödtet es durch einen Messerstich. Alsdann wird es den Weibern zur weitern Behandlung und Bereitung übergeben.

Der Bau der Zelte wird hier geschildert und dabei ein solches für eine kleine Familie als Modell genommen. In die Mitte einer etwa 3 Fuß tiefen und 12 bis 15 Fuß weiten, kreisförmigen Grube wird eine Stange vertikal eingeschlagen und gegen deren oberes Ende von dem Rande der Grube aus mehrere leichtere Stangen angelehnt; alsdann werden über das so entstehende Gerüst Häute gespannt und befestigt. Im Innern werden dann noch Renthierfelle ausgebreitet und aus dergleichen Abtheilungen gebildet, und die Wohnstätte ist fertig. Auf der Rückfahrt nach der „Vega“ erhielten die beiden Reisenden einen Beweis von der Ausdauer sowohl der Tschuktschen als deren Hunde. Während der ganzen Fahrt, welche mit kurzer Ruhepause 21 Stunden währte, sprang ein Diener Menka's, um den Weg zu zeigen und die Hunde anzutreiben, vor dem Schlitten einher. Um seine Kräfte zu erhalten, genoß er während der ganzen Zeit keinen Tropfen an Spirituosen, dagegen aber eine unglaubliche Menge an Kautabak. Eben so unermüdlich zeigten sich auch die Hunde, die munter und frisch bis zu Ende aushielten und, merkwürdig genug, nichts zu fressen bekamen, sondern sich mit dem begnügten, was sie während der Ruhepausen oder im Vorbeifahren von der Erde aufschnappten.

Auf einer andern Fahrt, welche Lieutenant Nordquist allein am 5. December unternahm, um Unterhandlungen behufs einer Briefbeförderung durch Sibirien anzuknüpfen, machte derselbe die Erfahrung, daß die Tschuktschen zwar sehr bereitwillig mit Versprechungen aller Art den ausgesprochenen Wünschen entgegenkamen, die Erfüllung derselben aber stets durch Ausflüchte und Entschuldigungen ersetzten; es mißglückte daher auch, die erwähnte Absicht durchzuführen. — Bei Gelegenheit dieser Fahrt lernte Nordquist den Aberglauben der Tschuktschen kennen; so fand er in jedem Zelt eine Schamanentrommel, ein Instrument zum Vertreiben böser Geister, ferner ein Bündel Amulette aus rohen Holzstücken geschnitten und schließlich einen an einem Riemen aufgehängten Wolfsschädel. Die Amulette sollten, auf der Brust getragen, gegen jede Krankheit schützen, während dem Wolfsschädel eine ganz eigenartige Wirkung zugeschrieben wurde; Nordquist nämlich, welcher von seinem Wirth einen solchen Schädel zum Geschenk erhalten hatte, mußte denselben wieder herausgeben, da dem Tschuktschen einfiel, sein vier- oder fünfjähriger Sohn werde denselben bei seiner dereinstigen Wahl einer Gattin brauchen können. — Lieutenant Nordquist sah hier ein Paar Mädchen einen Tanz aufführen, es geschah dies, indem sie sich einander gegenüber aufstellten und jede ihre Hände auf die Schultern der andern legte. Alsdann begannen sie sich hin und her zu schaukeln und dabei ab und zu mit gleichen Füßen vorwärts zu sprin-

gen und sich herumzuschwenken, wozu sie den Takt sangen oder — richtiger gesagt — grunzten. Auch den Gesang eines Tschuktschen schildert Nordquist als Nachahmung verschiedener Thiertöne oder auch als Improvisationen ohne Rhythmus und Metrik.

Aus dem Bericht des Lieutenant Brusewitz von seinem Ausfluge am 17. Februar sollen hier nachstehende Einzelheiten Platz finden.

Brusewitz begab sich in Begleitung des Tschuktschen Notti zunächst nach dessen Zelt in dem Dorfe Ratinup, wo ihm ein Diner mit den besten Leckerbissen der Tschuktschen bereitet wurde. Dasselbe bestand aus Seehundsspeck mit einem Gemüse von — Weidenblättern, sodann gekochtem Rippenfleisch vom Seehund und zum Schluß einer Suppe von Seehundsblut. Nach dem Essen bereitete die Schwester Notti's eine Lagerstätte aus theils zusammengerollten, theils ausgebreiteten Renthierfellen, auf der es sich übrigens sehr bequem ruhte.

Ein anderes Bild von der Lebensweise der Tschuktschen entwirft Lieutenant Palander, indem er zunächst eine nicht gerade sehr saubere Thätigkeit der Frauen schildert; dieselben beschäftigten sich nämlich den ganzen Tag damit, sich gegenseitig die Parasiten aus den Haaren zu suchen, diese mit den Fingern nach dem Munde zu führen und mit den Zähnen zu tödten. — Ueber die Art, wie die Tschuktschen ihre Mahlzeiten zu sich nehmen, schreibt er: Dieselben lagen lang ausgestreckt auf dem Boden und steckten den Kopf durch den Renthiervorhang, welcher die innere Abtheilung des Zeltes von der äußern trennte, in welcher die Speisen aufgetragen waren oder richtiger herumlagen. — Palander traktirte seine Wirthe zum Desert mit einigen Zuckerstückchen, welche erst sehr vorsichtig untersucht wurden, da ihnen diese Kost noch ganz fremd war, die sie dann aber mit sichtbarem Wohlbehagen verzehrten. — Ueber die Zahmheit der Renthiere erzählte derselbe Berichterstatter, wie am frühen Morgen beim Erscheinen des Hausherrn die ganze Herde in schönster Ordnung mit einem alten stattlich beweihten Führer an der Spitze auf diesen zugeschritten sei, wie um ihm guten Morgen zu wünschen, wie denn jedes einzelne Thier mit ausgestrecktem Halse sich von seinem Herrn habe erfassen und untersuchen lassen und wie dann auf ein Zeichen des Herrn die ganze Herde in derselben Ordnung wieder von dannen getrabt sei. Palander bemerkt zu diesem Bericht: „Das Ganze machte auf uns einen äußerst guten Eindruck; es war nicht der grausam harte Wilde, welcher auf rohe und barbarische Art seine Gewalt über die Thiere ausübte, sondern der gutmüthige Hausherr, der wohlwollend seine Unterthanen betrachtete und für jeden derselben ein gutes Wort übrig hatte."

Der Winter, welchen die „Vega" hier zubrachte, war im Vergleich zu dem, wie solchen frühere Expeditionen in den arktischen Zonen verlebt haben, oder wie derselbe aus einzelnen Theilen Sibiriens geschildert wird, ein leidlich milder zu nennen, so daß eigentlich nur die häufigen Winde und Stürme wirkliche Beschwerden herbeiführten. — Eine Kälte von — 40 bis — 50° ist bei ruhigem Wetter leicht zu ertragen, aber schon bei einem geringen Luftzuge kann eine Kälte von — 36° geradezu gefährlich für denjenigen werden, welcher, ohne die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, die bloßen Theile des Gesichts und der Hände der kalten Luft aussetzt. Ohne durch irgend ein unbehagliches Anzeichen gewarnt zu werden, tritt der Frostschaden in seiner ganzen ernsten Gestalt ein, wenn man demselben nicht durch Reiben mit der Hand oder schmelzendem Schnee vorzubeugen versteht. Die meisten von denen, welche zum ersten Male eine nordische Ueberwinterung durchmachten, erlitten demzufolge mehr oder weniger heftige Frostbrandschäden; glücklicher Weise keiner in solchem Grade, daß ein wirkliches Unglück daraus entstanden wäre. Daß auch die Füße vom Froste verschont blieben, war den vortrefflichen Fußbekleidungen zu verdanken, welche aus großen Segeltuchstiefeln mit Ledersohlen bestanden und mit Riedgras (Carex vesicaria) gestopft waren. Der Fuß selbst wurde außerdem mit zwei Paar Strümpfen und einem darüber gewickelten Fußlappen von Filz bekleidet. Alle, die sich dieser Art Fußbekleidung bedienten, waren darüber einig, daß dieselbe nichts zu wünschen übrig ließ; sie gestattet einen freien Luftwechsel, wird selbst im feuchten Zustande nicht schwer und läßt sich schließlich leicht trocknen. Im Uebrigen wurden die gewöhnlichen schwedischen Winterkleider nur mit reichlicherer Wollenfütterung getragen, Hosen und Jacken von Renthierfell nur bei einer Kälte von — 45° oder bei dem noch schlimmern Wetter von — 36° Kälte mit Wind angelegt; weit lieber benutzten die Reisenden die weiten Ueberkleider von Segeltuch, welche gleich gut gegen Schnee, Kälte und Wind schützten, sowie die von Petersburg bezogenen Baschliks. Außer der Bekleidung wurden noch an die Mitglieder der Expedition zum Schutz gegen das scharf blendende Licht der weißen Landschaft, sowie gegen den Widerschein der Sonne auf dieselbe, blaue und grüne Brillen ausgegeben; es sind daher Fälle von Schneeblindheit nur in geringem Grade bei einzelnen Unvorsichtigen vorgekommen. Auch im Uebrigen war der Gesundheitszustand ein durchweg vorzüglicher, und war dies außer den angeführten Vorsichtsmaßregeln und dem guten Geist, der alle Theilnehmer der Expedition belebte, auch noch der sachgemäßen, den Erfahrungen früherer Expeditionen ähnlicher Art entsprechenden vortrefflichen Verpflegung zu verdanken. An Skorbut hat demzufolge auch keiner zu leiden gehabt.

Unter den Erscheinungen, welche nach Nordenskiöld's Bericht während der Ueberwinterung beobachtet wurden, sollen hier einzelne besonders erwähnenswerthe angeführt werden. Nordenskiöld spricht zunächst über das Einfrieren des Quecksilbers. Sobald sich die Temperatur dem vierzigsten Kältegrade näherte, wurden sowohl die Quecksilber- als auch die Alkoholthermometer beobachtet; sobald nun die Temperatur unter — 40° sank, zeigte das Quecksilberthermometer auf einmal — 90° an, was darin seinen Grund hatte, daß das Quecksilber im gefrorenen Zustande sich vollständig in die Kugel des Thermometers zusammenzog. Das Gefrieren des Quecksilbers geschieht von unten nach oben, indem das gefrorene Metall als der schwerere Theil in dem noch flüssigen Theil niedersinkt. Gießt man von einer halbgefrorenen Quecksilbermasse den flüssigen Theil vorsichtig ab, so verbleiben Gruppen von feinen Krystallnadeln in Form von Oktaëdern.

Ueber den Salzgehalt des Eises wurden von den bisherigen Annahmen einigermaßen abweichende Erfahrungen gemacht. Das sich auf dem Salzwasser neubildende Eis giebt keineswegs beim Schmelzen — wie stets behauptet wurde — salzfreies Wasser, wohl aber ist dies der Fall beim Schmelzen von Stücken älterer Treibeisblöcke. Die Erklärung dieser für Seefahrer arktischer Gegenden so überaus wichtigen Erscheinung beruht einfach darauf, daß bei Neubildung von Eis dieses mechanisch Theile von salzhaltigem Wasser umschließt und daß diese Wassertheile dann allmälig nach außen drängen und so den Salzgehalt des Eises vermindern. Als ein fernerer Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung kann auch der Umstand gelten, daß das sich auf der Oberfläche des Eises ansammelnde Wasser größern Salzgehalt aufweist als das unter der Eisdecke befindliche Seewasser.

Eine äußerst wichtige Untersuchung stellte Lieutenant

Palander an, indem er stündlich während der Dauer von sechs Monaten die Wasserhöhen messen ließ. Als Resultat ergab sich dabei, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth nicht mehr als 18 cm betrug, woraus der Schluß gezogen werden muß, daß das nördlich der Beringsstraße befindliche Wasserbassin keine bedeutende Ausdehnung haben und mit dem großen Weltmeer nur durch schmale Straßen in Verbindung stehen kann. G. O. Hilder.

Komana in Kappadokien.

Die „Mail" vom 19. November 1879 bringt in einem Briefe eines Korrespondenten aus Aintab in Kleinasien seit langer Zeit die erste willkommene Nachricht über die Ruinen der altberühmten Tempelstadt Komana in Kappadokien in der engen felsigen Thalschlucht des obern Saros (jetzt Seihun), der dort noch jetzt Saris-su genannt wird. Was der alte Strabon, selbst ein Kappadokier, darüber berichtet, ist wenig genug; er sagt (Buch XII, 535): „In diesem Antitauros sind tiefe und enge Thäler, in denen Komana liegt und das Heiligthum der Enyo, welche jene Leute Ma nennen. Es ist eine ansehnliche Stadt; ihre Hauptbevölkerung aber besteht aus Gottbegeisterten und Hierodulen. Kataonen sind ihre Bewohner, die zwar unter dem Könige stehen, mehr aber noch dem Priester gehorchen. Der ist Herr des Heiligthums und der Hierodulen, deren es zur Zeit unserer Anwesenheit mehr als 6000 gab, Männer wie Weiber. Um das Heiligthum herum liegt viel Land, dessen Ertrag der Priester bezieht, und er ist in Kappadokien an Rang der Zweite nächst dem Könige, da ja auch meistens die Priester aus demselben Geschlechte stammten, wie die Könige. Diesen Gottesdienst, den der Artemis Tauropolos, scheint Orestes mit seiner Schwester Iphigeneia aus dem taurischen Skythien dorthin gebracht zu haben, dort auch sein Trauerhaar abgeschnitten zu haben, woher der Name der Stadt." [Ein hübsches Beispiel von Volksetymologie, Komana mit dem griechischen Kome = Haar in Verbindung zu bringen.] Durch diese Stadt nun fließt der Fluß Saros und bricht dann durch die Engschluchten des Tauros durch zu der kilikischen Ebene und dem daranstoßenden Meere.

Der erste moderne Reisende, welcher diese Stätte besuchte, war der Russe P. von Tschihatscheff. Am 15. Juli 1849 gelangte er (s. Ergänzungsheft Nr. 20 zu Petermann's Geographischen Mittheilungen S. 34) „den Saran-su rechts lassend über einen steinigen Bergrücken in ein sehr tiefes, von S.-W. nach N.-O. streichendes, mit der prächtigsten Vegetation, theilweise ganz neuer Formen, erfülltes Thal, hinter dem sich der Katran-Dagh (Pechberg) erhebt. Auch in diesem abgeschlossenen Waldthale Reste antiker Architektur, von denen einzelne griechische Inschriften zu tragen scheinen, die ich, ganz mit Sammlung botanischer und geologischer Schätze beschäftigt, vernachlässigte." Wozu H. Kiepert in einer Note bemerkt: „Welches um so mehr zu bedauern ist, als die Konstruktion der Route, verglichen mit den Distanzangaben der antiken Itinerarien, keinen Zweifel läßt, daß der Verfasser sich — vielleicht noch auf lange Zeit in dieser so schwer zugänglichen Gebirgslandschaft der erste und einzige europäische Reisende — auf der oder nahe der bisher vergeblich gesuchten Stätte der berühmten kappadokischen Tempelstadt Komana befand."

Und in der That sind seitdem volle dreißig Jahre vergangen, ehe eine weitere Nachricht über diese Ruinen verlautete. An der angeführten Stelle sagt nun der Times-Korrespondent, indem er von den in Kleinasien einzuführenden Reformen spricht: „Ein beiläufiges, aber nicht unwichtiges Resultat der Zulassung Fremder in Kleinasien wird die gründlichere Erforschung der physikalischen Geographie und der antiken Trümmer des Landes sein." Eine Illustration zu dieser Behauptung kam unlängst zu meiner Kenntniß in einem Briefe aus Cäsarea, in welchem es heißt:

„Gegen Ende August haben die Herren Farnsworth, Fowle und Kapitän Cooper zusammen den Berg Argäus bestiegen. Die Expedition glückte vollständig, da die Schneemenge in diesem Jahre ungewöhnlich gering war. Die künstliche Passage durch den Berg nahe dem Gipfel ist keine Mythe; die eine Oeffnung geht südwärts zum Tauros hin, die andere nordwärts nach Cäsarea und dem Halys. Kochendes Wasser ergab die Höhe des Berges zu 18 100 Fuß"[1].

Derselbe Brief erwähnt einen Besuch von Schar, einer Stadt 30 (englische) Meilen südlich von Azizie und etwa ebenso weit nördlich von Hadschin. Es heißt dort:

„Hier befinden sich einige der interessantesten Ruinen in Kleinasien. Das Amphitheater mit seinen 20 Sitzreihen, in welchen 3000 Personen Platz fanden, die vier Eingänge zu diesen Sitzen und das Gebäude, worin die wilden Thiere aufbewahrt wurden, sind insgesammt gut erhalten. Der innere Thorweg zum Tempel der Bellona, der Kriegsgöttin, steht noch aufrecht. Die Pfosten bestehen jeder aus zwei Steinen und haben eine Höhe von 20 und einigen Fuß bei einer Breite von 10 Fuß. Der Sturz befindet sich noch an seinem Platze. All dies besteht aus weißem, spiegelglatt polirtem Marmor. Der Hohepriester dieses Tempels hatte 6000 Sklaven (Männer und Weiber) für den Tempeldienst und stand an Rang nur unter dem Könige von Kappadokien. Unzweifelhaft stand hier Comana Cappadocia. Griechische Inschriften sind hier zahlreich; es ist ein schönes Feld für Archäologen."

Weitere Angaben über die Ruinen selbst, über ihren Besucher und dessen Reise wären für Geographen und Archäologen hoch erwünscht; die „Times" könnten sich durch nähere Aufklärung ein wirkliches Verdienst erwerben.

---

[1] Viel zu hoch! Sie beträgt noch nicht 13 000 Fuß. Vgl. Globus XXXVI, S. 223 über die erste diesjährige, überhaupt die dritte oder vierte moderne Besteigung des Berges durch Tozer und Crowder.

Die Kutschi.

(Nach einem Schreiben des Oberst Baron Kaulbars an den „Russischen Invaliden“[1].)

Als Kutschi wird die ganze wenig bekannte Gegend im Südosten Montenegros, nordöstlich von Podgoritza zwischen dem Flusse Tzywna (Cjevna oder Sem) und der Maratscha (Morača) in ihrem obern Laufe bezeichnet. Alle Karten, auch die detaillirtesten, stellen diese Gegend nicht richtig dar, so daß sie gar keine Vorstellung von dem geben, was man an Ort und Stelle antrifft.

Statt eines Hügellandes, das allmälig zur Tzywna abfällt, wie die Karten darstellen, fanden wir eine Gebirgslandschaft mit vielen steil ansteigenden Gipfeln von 5000, 6000 und selbst 7000 Fuß Höhe. Diese Berge erheben sich selbst auf einer Hochfläche, deren Theile sich zu 4000, selbst bis 6000 Fuß erheben. Auf dem kleinen Raume von etwa 43 km Länge bei 16 bis 21 km Breite steigt hier eine große Zahl scharfer Bergspitzen empor, die oft die Gestalt von Pyramiden oder Kegeln annehmen. Als Typus dieser letztern Art kann der Berg Wila[2]) dienen (etwa 6800 Fuß hoch), dessen charakteristische Benennung (wila, veraltet = Gabel) seine eigenthümliche Form bezeichnet; in der That ragen hier zwei Kegel, jeder von etwa 2000 Fuß Höhe, dicht neben einander steil empor und bilden so den Gipfel des ganzen Berges. Noch malerischer ist der Anblick dieses Berges von der Westseite, weil dort am Fuße der beiden Hauptkegel sich noch drei niedrigere Spitzen erheben, die durch die Regelmäßigkeit ihrer Gestaltung besonders bemerkenswerth sind. Von denselben zieht besonders der Maja-Anfzit die Aufmerksamkeit auf sich. Der äußeren Gestalt nach erinnern etwas an den Berg Wila die zahlreichen Gipfel des Bergstockes Stittanj (6500 Fuß) und einer der Gipfel des Berges Labodnitza (6000 Fuß), aber die höchste Höhe erreichen die Bergmassen des Ziva, die 7000 Fuß hoch ansteigen, und namentlich die drei höchsten Gipfel des Berges Kom (Kučki-Kom der Karte?), wahrscheinlich bis 9000 Fuß.

Das Plateau, welches die Tzywna von der Maratscha trennt, setzt sich auch auf dem linken Ufer der erstern fort. Dort thürmen sich die stark zerrissenen Kämme der Prokljata Planina und des Schali auf, die im Mittel über 8000 Fuß Höhe erreichen. Einen besonders reizenden Anblick bieten die Berggipfel Desnik (8000 Fuß), Maja-Krojes (8000 Fuß) und Maja-Kloznit (an 9000 Fuß) mit ihren steilen Hängen und Schneefeldern. Die Schneelinie liegt in dieser Gegend wahrscheinlich über 8000 Fuß, so daß es eigentlich ewigen Schnee in den albanischen und montenegrinischen Alpen nicht giebt; gleichwohl kommt es oft vor, daß der Schnee von einem Winter bis zu dem folgenden sich hält. Das geschieht besonders in den Jahren, wo wie in dem jetzigen es im Sommer nicht regnet. Die Hitze fürchtet der Schnee in dieser Höhe nicht, vom Regen vergeht er schnell; da es nun 1879 Sommerregen überhaupt nicht gab und eine schreckliche Dürre vier Monate nach einander anhielt, blieb auf den Bergen Albaniens sehr viel Schnee erhalten. Anfangs September, d. h. zu der Zeit, wo sonst der wenigste Schnee liegt, trafen wir in den Bergen noch eine ganz beträchtliche Menge. Der Schnee begann in etwa 5000 Fuß Höhe und je höher hinauf, desto häufiger zeigten sich Schneefelder und desto ausgedehnter waren sie. Zweimal auf 5500 Fuß Höhe passirten wir zu Pferde Strecken von ziemlich beträchtlicher Ausdehnung, wo jede Spur verweht war vom Schnee des vergangenen Winters.

Bei diesem Charakter der Gegend sind Reisen dortselbst zwar ungewöhnlich anziehend, der malerischen Natur wegen, aber auch mit beträchtlichen Beschwerden verbunden. Stundenlang bewegt man sich zu Pferde oder zu Fuß auf dem engen Grate zwischen Bergabhängen, wo man stets riskirt ins Bodenlose hinabzustürzen. Dergleichen Stellen trafen wir besonders häufig, als wir die Hänge des Stittanj passirten, und in der Umgebung des Sees Nikowatsch (Nikavac). Dieser kleine See liegt in einer tiefen ungewöhnlich malerischen Einsenkung am Nordfuße des Berges Wila; sein Spiegel erhebt sich auf 7100 Fuß. Er ist sehr fischreich. Es wäre gewiß von Interesse einen erfahrenen Ichthyologen hierher zu schicken, um festzustellen, in wie weit sich die Arten der Fische verändert haben, die hier in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Fischwelt viele Jahrtausende zubrachten. Diese ganze Oertlichkeit gehört, wie mir scheint, der Kreideformation an, mit Ausschluß des nordöstlichen Theiles, wo ersichtlich Juraformen vorherrschen. Dieser Umstand verbunden mit anderen Ursachen verändert den äußern Anblick der Berge und der ganzen Oertlichkeit vollständig.

Im Bereich des Kreide-Kalksteins sehen wir ungewöhnlich steile, kahle und zerrissene Kämme und Höhen; nur in den Thälern und auf einigen flachen Abhängen wächst herrlicher Buchenwald. Wasser giebt es dort fast gar nicht. Während 12 Tage hatten wir nur Wasser von geschmolzenem Schnee, wovon viele sich stark erkälteten und krank wurden.

Sobald die Schichten des Jura-Thonschiefers anfangen, ändert sich auch das Aussehen der Berge vollständig: Quellen kommen zum Vorschein, die Steilhänge werden seltener und die Berge zeigen fast überall sanfte Kuppen bedeckt mit prächtigen Alpenwiesen und mit Wald. So sind die Berge Manglitsch (7000 Fuß) und Tscherna-planina (6000 bis 7000 Fuß) ungeachtet ihrer Höhe dicht mit Wiesen bedeckt. Der Skrobotuscha ist dicht bestanden mit mächtigem Buchenwald.

Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in dem ganzen Gebiete ist das Thal der Tzywna (Cjevna). Auf ihrem ganzen Laufe bis zum Eintritt in die Ebene fließt sie in einer tiefen Spalte mit senkrechten Wänden, die 4000 und 5000 Fuß absoluter Höhe erreichen und in der ganzen Ausdehnung auf beiden Ufern lothrechte Hänge von 2000 bis 3000 Fuß Höhe bilden. Eine der malerischsten Stellen bildet der Abhang des Berges Sokol (Skambii-Sokolit). Ein Stein hier in die Tzywna geworfen fliegt etwa 3000 Fuß in der Luft, und tief unter den Füßen des Reisenden, der über das unglaubliche Schauspiel verwundert ist, schwingen sich ganze Scharen gewaltiger Geier und Adler auf. Leider verschwinden alle diese Reize allmälig zugleich mit dem Walde, mit dem man hier barbarisch verfährt. Schon

[1]) S. oben S. 16, 135 und 231. Vgl. die österreich. Karte von Central-Europa 1 : 300 000 Sekt. L. 12 (Skutari).

[2]) Dicht nördlich der Cjevna.

jetzt sind bedeutende Flächen ganz kahl, nur mit faulenden Stämmen bedeckt, in Folge der unvernünftigen Gewohnheit der Bewohner im Winter gewaltige Buchen zu fällen, bloß damit die Schafe die oberen Triebe und dünnen Zweige abfressen können. Hoffentlich wird beim Uebergang dieses Gebietes in die Hände der Montenegriner Fürst Nikolai diesem Unverstande ein Ziel setzen.

Da von der Tzywna die Rede war, so ist auch Einiges über den Charakter ihres Bettes in der Ebene selbst zu sagen. Dort hat sie sich in den Resten des alten Seebodens ein tiefes Bett ausgegraben und fließt auf einer großen Strecke auf dem Boden einer dunkeln Spalte, die man bei einer Tiefe bis zu 10 Saſhen (21,3 m) doch an vielen Stellen überspringen kann. Ueber diese ewig dunkle Tiefe führt die Rſhanitzki'sche Brücke, die bekannt wurde durch die Rolle, welche sie in der Grenzfrage spielte.

Bei einem solchen Hinderniß, wie es das Thal der Tzywna bildet, haben begreiflicherweise auch die Bewohner auf beiden Seiten desselben einen ganz verschiedenen Charakter angenommen. Auf dem linken Ufer im Gebirge wohnen ausschließlich albanische Stämme, die Grudi, Choti und Clementi, und nur wenige von ihnen sind aufs rechte Ufer übergegangen. Auf dem rechten Ufer dagegen wohnt der beträchtliche Stamm der Kutschi, der den Montenegrinern stammverwandt, und deshalb dem Fürstenthum sympathisch gesinnt ist. Die Kutschi nahmen an der Seite der Montenegriner an dem letzten Kriege gegen die Türken Theil; sie erwarten jetzt mit Ungeduld ihre Vereinigung mit dem Fürstenthum; auf Seite der Türken stehen nur diejenigen, welche Verwaltungsposten inne hatten, oder wegen Blutrache flüchten mußten, oder sonst die Herrschaft der Montenegriner zu fürchten haben. Ein Stammesunterschied zwischen den Kutschi-Drekalowitschi und den Kutschi-Kraina besteht aber nicht. Diese Frage ist für Montenegro wichtig, da man auf dem Berliner Kongreß ersichtlich die Kutschi-Kraina für Stammesgenossen der Albanesen hielt und sie deshalb zu Albanien schlug.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 14. Oktober 1879 hat sich in Tilsit eine litauisch-literarische Gesellschaft gebildet, die einen Mittelpunkt abgeben soll für die Bestrebungen, alles auf Litauen und die Litauer Bezügliche, sei es sprachlicher, historischer, ethnographischer Art, durch Sammlung und Aufzeichnung für die Wissenschaft zu erhalten. In Tilsit soll die Bibliothek aufgestellt werden, in welcher man als in einer eigentlichen Bibliotheca Lituanica alles zu vereinigen plant, was in litauischer Sprache und über Litauen erschienen ist; auch hofft man eine Sammlung prähistorischer Funde, deren sich schon jetzt manche verstreut in Privathänden befinden, zusammenbringen zu können. Als Organ der Gesellschaft ist die Altpreußische Monatsschrift vorgesehen. Bereits sind 70 Mitglieder beigetreten.

— Bekanntlich läßt die Beleuchtung der türkischen Küsten sehr viel zu wünschen übrig; jetzt aber berichten die „Nachrichten für Seefahrer" (X, Nro. 46), daß die „Hauptverwaltung der türkischen Leuchtfeuer" auf einmal die Errichtung von nicht weniger als 12 Leuchtfeuern, 6 Leuchtthürmen und einem Feuerschiff an verschiedenen Punkten der weitgedehnten Küsten des Reiches beschlossen hat, davon 2 im Adriatischen Meere, 11 im Archipel, 1 im Schwarzen Meere, 2 auf der Südküste von Kleinasien, 3 auf der Nordküste von Afrika. Wenn es nur nicht, wie so häufig in der Türkei, bei dem guten Vorsatze bleibt!

— Nach der neuen Eintheilung zerfallen die von Oesterreich okkupirten Länder Bosnien und Herzegowina in ein Obergericht (in Serajewo), sechs Kreisgerichte (Serajewo, Dolnja Tuzla, Banjaluka, Bihatsch, Trawnik und Mostar) und 42 Bezirksgerichte. Außerdem hat man noch die Konsulargerichte bestehen gelassen, was mit den Jurisdiktionen der einzelnen Religionsgenossenschaften nicht wenig dazu beiträgt, die Kompetenzfrage zu verwickeln.

— Nach den „Olonetzk. Gubern. Wjed." ist in diesem Sommer die Poststraße von Powjenetz am Onega-See nach Sumskoi am Weißen Meere beendet worden. Auf dem 194 Werst langen Wege sind acht Stationen angelegt. Man erwartet große Vortheile von dieser neuen Verbindung der Märkte im Innern Rußlands, die vom Onega-See aus auf Schifffahrtswegen zu erreichen sind, mit dem Weißen Meere.

— Ueber die archäologisch-ethnographischen Untersuchungen des Herrn Europäus im Gouvernement Olonetz melden die „Olonetzk. Gubern. Wjed.": Der Gelehrte hatte bei seinen Forschungen nach den Ansiedelungen finno-ugrischer Stämme im alten Rußland sich die Aufgabe gestellt, die Grabhügel und Wohnplätze der nördlichen Gouvernements zu untersuchen. In den Jahren 1877 und 1878 hatte der gelehrte Finnologe alte tschudische Grabhügel im Kreise Lodeinopol am Flusse Ojat aufgraben lassen. In den dortigen Gräbern fanden sich Schmucksachen für Frauen von Bronze, selbst von Silber, von denen photographische Abbildungen gemacht wurden. Ganz gleiche Gegenstände wie in den Grabhügeln am Ojat sind kürzlich auch in sibirischen Grabstätten am Balchasch-See, auf dem Altai und am Irtysch aufgefunden worden. Ein bronzenes Kreuz, welches Herr Europäus in einem Grabe am Südufer des Ojat fand, wird von Kennern christlicher Alterthümer als aus dem 8. oder 9. Jahrhundert stammend bezeichnet. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören auch die anderen Funde derselben Zeit an. In diesem Sommer hat Herr Europäus auf der Reise von Petersburg nach Petrozawodsk, wo er am 7. August n. St. ankam, die Grabhügel an der Olonka untersucht in der Gegend des Iljinskischen Kirchspiels, Kreis Olonetz, wo noch jetzt die Nachkommen eines alten finnischen Stammes wohnen, die Korelen.

Asien.

— Der officielle Bericht über die Wälder im Süden und Westen von Cypern von A. E. Wild giebt eine Erklärung des jetzt so viel besprochenen ungesunden Klimas der Insel. In der erwähnten Gegend sind die Wälder meist auf die ostwestliche Hügelkette beschränkt, und auch da ist dichterer und besserer Wuchs nur auf einzelnen unzugänglichen Höhen zu finden. In der Umgebung der Dörfer ist die Waldung so dünn, daß sie kaum diesen Namen verdient. Dieser unglückselige Zustand, der einen verderblichen Einfluß auf das Klima gehabt hat, ist durch rücksichtslosestes Baumfällen, Feuersbrünste und schädliche Art, Harz zu gewinnen, herbeigeführt worden. Doch hofft Wild, durch ein sorgsames

Forstschutzsystem den von den Lusignans und Türken verursachten Schaden ohne allzugroße Kosten in 50 bis 60 Jahren wieder gutmachen zu können.

Zur Tiefsee-Forschung.

Die Coast Survey Commission der Vereinigten Staaten sandte im December 1878 in dem Dampfer „Blake" eine zweite Expedition behufs Vornahme von Meeresgrunduntersuchungen aus, über deren von manchem interessanten Erfolge gekrönte Arbeiten der wissenschaftliche Leiter des Unternehmens, Professor Alexander Agassiz, jetzt einen vorläufigen Bericht veröffentlicht. Das Feld der dreimonatlichen Thätigkeit der Expedition war diesesmal das Karibische oder Antillen-Meer, und zwar konnten hier, neben der Ausführung zahlreicher Tiefenmessungen, auch an nicht weniger als 230 Punkten, und aus Tiefen von 200 bis 2412 Faden, Proben des Meeresbodens und mannigfache Formen seiner Bewohner vermittelst des Dredge- oder Grundnetzapparates zu Tage gefördert werden. Mehrere Verbesserungen an dem komplicirten und im besten Falle ja noch immer unzureichenden Apparate bewährten sich vollkommen; namentlich zeigte sich die Anwendung eines 4 bis 5 Zoll starken Seiles aus galvanisirtem Stahldraht, statt des von den früheren Expeditionen vorzugsweise benutzten Hanftaues, als durchaus zweckentsprechend. Das Grundnetz, an diesem Seile befestigt, wurde leicht und glatt in einer Schnelligkeit von 20 Faden pro Minute hinabgelassen und ebenso schnell wieder emporgewunden. Unweit Nuevitas auf der Nordseite von Cuba wurden aus einer Tiefe von 994 Faden (1 engl. Faden = 1,829 m) große Blöcke echter weißer Kreide gehoben, die hauptsächlich aus Globigerinen und Rotulinen zusammengesetzt waren; Massen von Schlamm und weißer lettenartiger Substanz, die damit zugleich heraufgebracht wurden, stellten sich bei näherer Untersuchung als die nämliche Kreide dar, die nur in verschiedenen Stadien der Verdichtung sich befand. Wenn die heute in den Meerestiefen herrschenden Bedingungen den Verhältnissen der vorzeitlichen Kreideperiode nur einigermaßen entsprechen, so ist es hiernach leicht verständlich, wie Seeigel und Mollusken, einmal in diese homogene, allmälig zu fester Kreide sich verdichtende Substanz eingeschlossen, erhalten bleiben konnten. Zwischen Kap Maysi und Jamaika brachte das Grundnetz aus einer Tiefe von 1200 Faden zahlreiche Exemplare der interessanten und weitverbreiteten Species Phormosoma zu Tage, die in derselben Tiefe und Wassertemperatur von Thomson bei den Färoer-Inseln und im Meerbusen von Biscaya gefunden wurden; doch zeigten die Exemplare der englischen Sammlung eine mehr abgeplattete Gestalt, während die im Karibischen Meere gefangenen vollkommen halbkugelig sind. Ueberhaupt wurden fast alle von Agassiz gesammelten Formen der Tiefseefauna, wenn nicht identisch, so doch nahe verwandt mit den von der Challenger-Expedition heimgebrachten befunden, und scheint es hiernach fast, als ob wir kaum hoffen dürften, unsere durch die Forschungen der letzten zehn Jahre erlangte rudimentäre Kenntniß dieses Gebietes noch durch Auffindung ganz neuer unbekannter Typen bereichert zu sehen. Die Grenze der Verbreitung der eigentlichen Tiefseeformen nimmt Agassiz bei 300 bis 350 Faden unter dem Meeresspiegel an. Im Westen der Karibischen Inseln förderte das Grundnetz in einer Entfernung von 10 bis 15 Seemeilen von der Küste und aus einer Tiefe von über 1000 Faden oft große Massen von Orangen- und Mangoblättern, Stücke von Bambus- und Zuckerrohr, Muskatnüsse, todte Süßwassermuscheln mit herauf, die, wie zahlreiche jetzt noch auf der Oberfläche schwimmende, aber dem Untersinken schon nahe, Baumzweige, Früchte u. s. w. ohne Zweifel von dem hier herrschenden Nordostpassat hinausgetrieben worden waren. Dieser Inhalt des Netzes vermischt mit den Tiefseeformen von Fischen, Krebsen, Echinodermen und Spongien wäre wohl geeignet gewesen, einen Paläontologen in Erstaunen zu setzen, der die seltsame Mischung in fossilem Zustande vorgefunden hätte; als naheliegende Erklärung hätte dann die Anhäufung der heterogenen Produkte in einem flachen, von Wäldern umgebenen Aestuarium gelten müssen. Es ist interessant, zu bemerken, wie diese hinausgetriebenen vegetabilischen Stoffe an manchen Stellen des Meeresgrundes die Zahl der animalen Lebensformen vermehrt haben.

An Ophiuren, Korallen und Alcyonarien konnte eine reichhaltige Sammlung heimgebracht werden; unter den Anneliden zeichneten sich besonders viele der röhrenbauenden Arten durch die merkwürdige Schönheit ihrer Gehäuse aus, die sich aus Spongienfragmenten, Pteropodenschalen und Korallenstückchen zusammengesetzt zeigten. Unter den Mollusken war eine aus 950 Faden Tiefe unversehrt heraufgebrachte Spirula das bemerkenswertheste Exemplar. Eine Seespinne (Pycnogonum), die mit ausgespannten Beinen 2 Fuß maß, wurde in einer Tiefe von 734 Faden gefangen; ein schönes Exemplar einer dem Nephrops nahe verwandten bisher unbekannten Species, blind, aber mit deutlich erkennbaren Ansätzen von Augenstielen, fand sich in 416 Faden Tiefe. Die Fauna der Oberfläche war eine auffallend spärliche, daher auch die Phosphorescenz weit weniger glänzend als im Golf von Mexico; nur hin und wieder brachten Massen von Mnemiopsis schöne Lichteffekte hervor: dicht unter der Oberfläche schienen große leuchtende Kugeln zu schwimmen, aus denen von Zeit zu Zeit plötzliche Lichtblitze aufzuckten. Die seltsamste Erscheinung der Phosphorescenz aber wurde durch eine kleine syllisartige Annelide verursacht, die mit ungeheurer Geschwindigkeit in den wunderbarsten Windungen über die Oberfläche dahinschoß und eine leuchtende Spur ihres gewundenen Pfades im Wasser zurückließ.

Eines der interessantesten Ergebnisse der Blake-Expedition ist die Aufklärung über die frühere Ausdehnung des südamerikanischen Kontinents, welche uns durch die zahlreichen Tiefenmessungen im Karibischen Meere gegeben worden ist, und nach welcher sich eine ideale Rekonstruktion der vorzeitlichen Verhältnisse leicht herstellen läßt. Als ganz unzweifelhaft scheint erwiesen, daß die Virginischen Inseln nur die Vorsprünge einer großen Bank sind, welche als Insel früher Portoriko mit umfaßt hat; eine zweite größere Insel würde von Anguilla bis Dominica gereicht haben, eine dritte umfaßte Martinique und die übrigen südlich davon gelegenen Inseln, mit Ausnahme jedoch von Barbadoes, und zog sich an der Küste entlang bis zur Orinokko-Mündung. Im Nordwesten endlich erstreckte sich eine große Insel von der Mosquitoküste bis nach Jamaica, welches ihren nördlichsten Vorsprung bildete. In jener Periode war das Karibische Meer mit dem Atlantischen Ocean nur durch einige schmale Wasserstraßen verbunden, während eines nur wenig entlegenern Zeitraumes aber war es eine Bucht des Großen Oceans und mit demselben durch eine Reihe breiter Meeresarme verbunden, deren Spuren sich heute noch in den tertiären und cretaceischen Ablagerungen der Isthmen von Darien, von Panama und Nicaragua deutlich erkennen lassen.

(„The Mail" vom 10. September 1879.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

(Die Abbildungen nach Photographien.)

XIII.

(Heimkehr durch Sibirien nach Orenburg.)

In Troitzk, das mit seinen die Stadt in weitem Kreise umlagernden kirghizischen Kibitken noch ganz den Eindruck eines asiatischen Steppenortes macht, hielt sich Ujfalvy nur so lange auf, als nöthig war, um unter Beihülfe eines landeskundigen russischen Beamten die Route für die Gebirgsreise nach Orenburg zu entwerfen. Denn man war jetzt Willens, von der großen Poststraße abzugehen und den Weg nach Orenburg durch das von Reisenden wenig besuchte Gebiet der Baschkiren zu nehmen, die, heute noch ein Volk von ungefähr 755 000 Köpfen, schon seit dem frühesten Mittelalter auf dem Ostabhange und in den Thälern des südlichen Ural, in den heutigen Gouvernements Orenburg, Ufa und Wjatka heimisch sind. Ueberreste einer jener ugrisch-finnischen Horden, die, aus dem Innern Asiens kommend, Europa überfluthet haben, trennten sich die Baschkiren im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von ihren weiter nach Westen in die Donauländer ziehenden Stammesgenossen, um in den wald- und wasserreichen Landschaften des südlichen Ural das alte Leben des asiatischen Hochlandsnomaden wieder aufzunehmen. Zuerst unabhängige Besitzer des okkupirten Terrains, danach zeitweise unter der Oberhoheit der tatarischen Chane, und durch den Einfluß dieser ihrer mächtigen Nachbaren allmälig ganz tatarisirt und dem Islam gewonnen, begaben sie sich nach der Zerstörung des Chanats von Kazan um die Mitte des 16. Jahrhunderts freiwillig unter den Schutz Rußlands. Bald genug indeß wurde dies Schutzverhältniß dem Freiheitssinn des kleinen Bergvolkes drückend, und es folgte nun eine Zeit immer erneuter Aufstände und Kämpfe, welche schließlich mit der vollständigen Unterwerfung der Baschkiren und ihrer Formation zu einem kazakenartigen Bestandtheile der russischen Armee, dem sogenannten Baschkirenheere, endigte. In neuerer Zeit ist diese militärische Organisation wieder aufgehoben und die baschkirische Bevölkerung des Ural der russischen Bauernschaft einverleibt worden. Jahrhunderte lang hat sich der kleine unterjochte Stamm trotz der Beziehungen zu dem russischen Volke rein und unvermischt zu erhalten gewußt, erst im Laufe der letzten Jahrzehnte hat ein leiser aber unverkennbarer Assimilirungsproceß begonnen, der früher oder später die Baschkiren aus der Reihe der lebenden Völkerschaften verschwinden machen wird. Nicht nur befinden sie sich heute in der Phase des Ueberganges vom Nomaden- zum seßhaften Leben, es vollzieht sich auch eine merkliche Umwandelung auf dem Gebiete ihrer Religion und Sitten: immer niedriger und hinfälliger wird die Schranke, welche das starre Festhalten an den Satzungen und Gebräuchen des Islam um das Nomadenvolk zog, immer mehr Zugeständnisse macht jede neue Generation den Ansichten und Sitten der herrschenden Nation. So ist es denn wohl angezeigt, daß die anthropologische und ethnogra-

phische Forschung heute noch eingehend sich beschäftige mit Allem, was von altbaschkirischem Leben noch vorhanden ist; nicht lange mehr und das Meiste davon wird durch Fremdes verdrängt und überwuchert sein.

Am 4. November verließen die Reisenden Troitzk; die Kälte, die während der Fahrt durch die sibirischen Steppen sie verschont hatte, stellte sich jetzt ein: das Thermometer zeigte — 8°, und so waren alle die kleinen Wasserläufe und Seen, die man auf der in westlicher Richtung führenden Straße nach der Distriktsstadt Werchne Uralsk passiren mußte, mit einer leichten Eisdecke belegt. Auf beiden Seiten des Weges lagen Felder, mit üppig grüner Wintersaat bestanden; in der Ferne zeigten sich die bewaldeten uralischen Bergketten. Die Stadt Werchne Uralsk hat außer ihrer malerischen Lage am Fuße eines dieser mit herrlichem Nadelholzwalde bedeckten Berge nichts aufzuweisen, was sie vor anderen russischen Städten gleicher Größe auszeichnen könnte.

Von dem Izprawnik oder Distriktschef von Werchne Uralsk mit einem officiellen Begleitschreiben versehen, das den Reisenden die Erlangung von Pferden in den baschkirischen Dörfern zu vernünftigen Preisen erleichtern sollte, trat man am Morgen des 6. die Gebirgstour an. Die fruchtbaren Thäler und reichbewaldeten Bergzüge, zwischen denen der Weg hinführte, gehören unstreitig zu den von der Natur am meisten begünstigten Theilen des europäischen Rußlands; denn sie weisen schroffe Felsen, frischgrüne Wiesenmatten, parkähnliche Gehölze von Birken, Eichen und Eschen, Nadelholzwaldungen auf den Höhen auf und das Ganze ist belebt durch zahlreiche muntere Bäche. Ungefähr 20 Werst südlich von Werchne Uralsk kam man an das erste baschkirische Dorf; eine Tafel am Eingange trug in



Ostjakische Familie.

russischen Lettern den Namen des Ortes, Nachmitewo, und bezeichnete auch den Einwohner desselben, dem in diesem Jahre die Verpflichtung oblag, für die etwa des Weges kommenden Reisenden (gewöhnlich russische Regierungsbeamte) die nöthigen Pferde zu beschaffen. Nachmitewo ist wie die ihm zunächstliegenden Dörfer von tangaurischen Baschkiren bewohnt; denn das Volk scheidet sich von altersher in drei Stämme: die tangaurischen, die karagaï-kiptschakischen und die bursianischen Baschkiren. Die Dörfer sind einander alle gleich, ob sie nun von Ackerbauern bewohnt werden oder von Halbnomaden, die nur die Wintermonate in ihnen zubringen. Die niedrigen hölzernen Häuser mit plattem Dach enthalten gewöhnlich nur einen innern Raum, der durch ein kleines lukenartiges Fenster über der Thür nothdürftig erhellt wird; eine reiche baschkirische Familie besitzt gewöhnlich zwei solcher Häuser, die, nahe an einander gebaut, durch eine Art offener Halle verbunden sind. Ein aus Flechtwerk hergestellter Zaun umgiebt das Haus nebst dem dazugehörigen Hofe, in dem die Getreide- und Futtervorräthe und das Brennholz aufgeschichtet sind. Die innere Einrichtung des Hauses zeigt in ihrer Einfachheit noch ganz die anspruchslosen Gewohnheiten des Nomaden; niedrige hölzerne Bänke, mit wollenen Decken oder Filzstücken belegt, laufen an den Wänden entlang; in der Mitte des Raumes befindet sich der Feuerherd, auf jeder Seite der Thür steht ein rohgezimmertes Gerüst: das eine dient zur Aufnahme des Brennholzes, das andere trägt das wenige Kochgeräth, dessen die baschkirische Hausfrau bedarf, und in einer Reihe neben einander hängend die hölzernen Löffel der einzelnen Familienglieder. Die Wände sind meist mit Sattel- und Riemenzeug behängt, denn die Baschkiren geben sich viel mit Pferdezucht ab; ihre großen Pferdeherden, mit denen sie im Sommer in den Bergen umherziehen, lassen sie den Winter über im Freien, überlassen es ihnen auch,



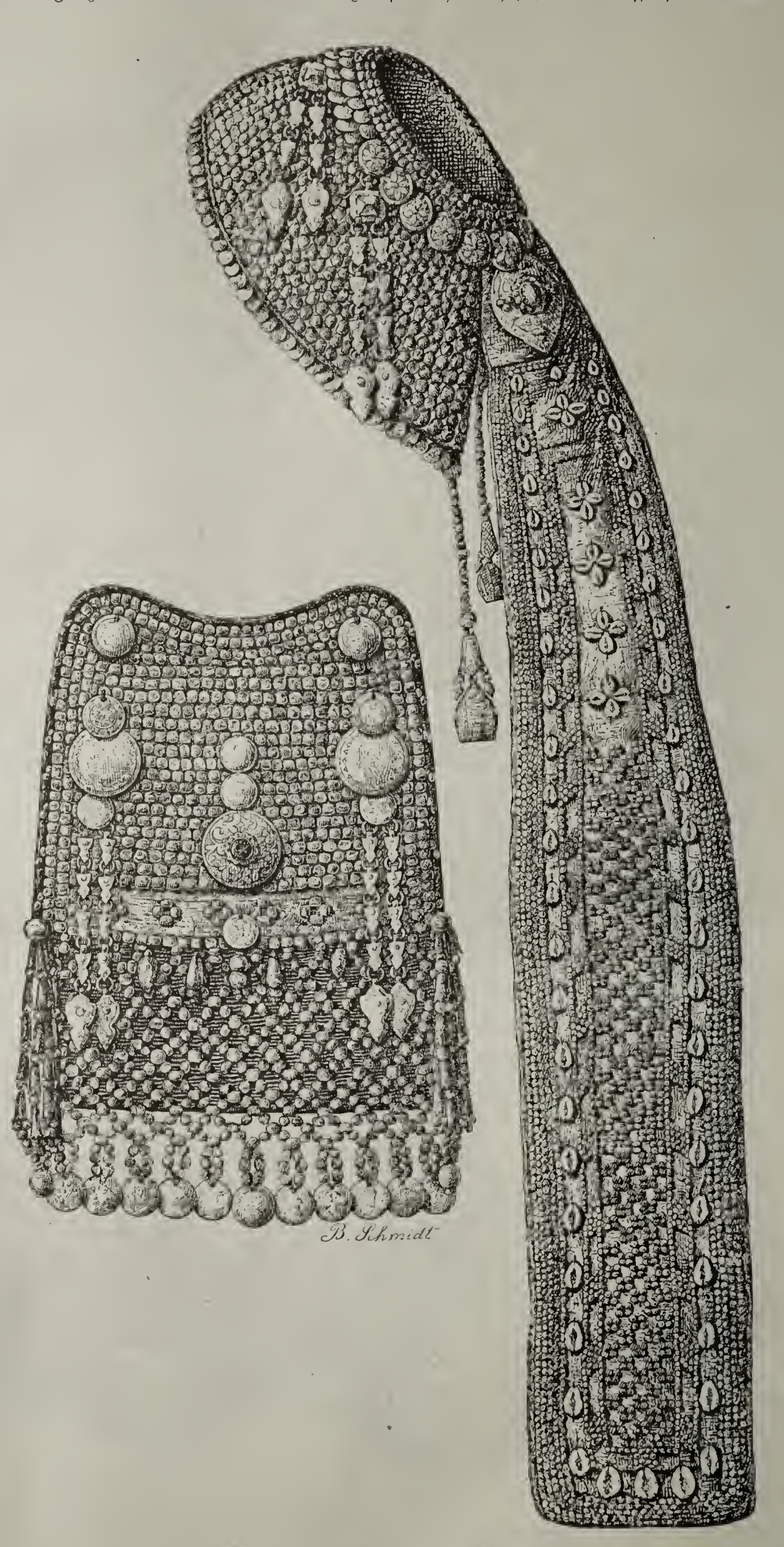
Junge Baschkiren aus dem Ural.

sich die spärliche Nahrung unter dem Schnee selbst zu suchen. Eine eigenthümliche und auch echtnomadische Sitte ist es, die in den Ecken des baschkirischen Hauses den ganzen Vorrath an Kleidungsstücken der Familie aufhäuft, unverdeckt und für Jedermann sichtbar: je höher und ansehnlicher der Haufen, desto größer ist auch der Stolz des reichen Besitzers. Die Prachtstücke der Sammlung werden auch wohl an Stricken, die unter der niedrigen Decke quer durch das Zimmer laufen, zur bequemern Bewunderung aufgehängt. Fast jedes Dorf besitzt seine eigene Moschee und seinen am Wege liegenden Begräbnißplatz, der, von einem Zaune oder von Bäumen umgeben, Gräber der einfachsten Art enthält; oft nur regelmäßig aufgesetzte Steinhaufen von etwa 1 m Höhe, oft auch Erdhügel, auf denen kleine hölzerne Pfähle stehen.

Der Baschkire ist von kräftigem Körperbau, gewöhnlich über Mittelgröße; er hat braunes Haar, geradestehende Augen, ein rundliches Gesicht ohne die vorstehenden Backenknochen des Kirghizen. Seine Gesichtszüge sind meist angenehm, wenn auch nicht sehr intelligent; unter den baschkirischen Frauen giebt es viele von hervorragender Schönheit und ebenmäßigen Formen. Ihrem Charakter nach sind die Baschkiren gutmüthig, aber meist von ernster Sinnesart; früher waren sie von ihren Nachbaren als freche Pferdediebe gefürchtet, und die Helden ihrer wenigen Sagen und Legenden sind auch sämmtlich Räuber, die durch Verwegenheit und Grausamkeit sich ausgezeichnet haben sollen: heute steht der Baschkire in dem Rufe, wenn auch nicht gerade ungewöhnlicher Ehrlichkeit, so doch der Trägheit und eines Mangels an Unternehmungslust, die ihn von jedem kecken Wagniß zurückhalten. Ihre Lieder haben alle einen gewissen schwermüthigen Zug, und ernst und langsam sind auch meist die Weisen, nach denen sie mit tremulirender Stimme gesungen werden. Ujfalvy giebt als Probe die Strophe eines Liedes, dessen Melodie durch besonderes Pathos sich auszeichnete:

Der Strauch ist schwarz, sein Stamm ist bunt,
Er steht gebückt, als ob er singen (klagen?) will —
Ach, unsre Knaben stellen immer jungen Schönen nach!

Der Tanz der Baschkiren besteht in einem taktmäßigen Hüpfen, bei dem sie jedoch kaum den Platz verändern; gewöhnlich wird er von den Tönen einer Art Weidenflöte oder Rohrpfeife begleitet, dem Lieblingsinstrumente des Volkes. Ausnahmslos sind die Baschkiren heute noch Mohammedaner, doch macht sich, wie schon oben bemerkt, unter dem jüngern Theile des Volkes seit einiger Zeit eine zunehmende Laxheit in der Befolgung der Religions- und Sittengesetze geltend; so scheeren z. B. heute gar viele von den Männern das Haupt nicht mehr, sondern lassen, ein Greuel für jeden Gläubigen, das Haar lang wachsen. Der alte Gebrauch, die Heirathen der Kinder gleich bei ihrer Geburt zu bestimmen, ist abgekommen; heute sucht der Vater dem



Baschkirischer Brustlatz und Kappe.



Tataren-Familie im Ural.

herangewachsenen Sohne die Frau aus und unterstützt seine Werbung um dieselbe durch den bei so vielen asiatischen Völkern gebräuchlichen Chalym, der nicht als ein Kaufpreis, nur als ein Geschenk betrachtet wird. Von Schamanenthum ist bei den Baschkiren keine Spur vorhanden; ihre Kranken behandeln sie mit Hausmitteln einfachster Art, und thun diese nicht die gewünschte Wirkung, so vereinigen sich die Verwandten zu gemeinschaftlichem Gebete an dem Lager des Leidenden. Ein seltsamer und unter dem Volke allgemein verbreiteter Aberglaube schreibt die Entstehung jeder Krankheit einem Stoße oder einer Verwundung zu, die irgend ein Thier dem Kranken beigebracht habe. Stirbt ein Baschkire, so wird sein Leichnam gewaschen, in einen Sack gethan und auf einer Bahre, die in jeder Moschee sich befinden muß, zum Begräbnißplatze getragen. Während des Transports, der nach mohammedanischem Brauche in schnellstem Laufe abgemacht wird, muß der Todte mit dem Haupte voran getragen werden, in das Grab wird er mit nach Süden gerichtetem Kopfe gelegt. Während der ersten drei Tage nach dem Tode finden in dem Hause des Verstorbenen große Gastmahle statt, an denen alle Verwandten sich betheiligen. Auch am 40. Tage danach und am ersten Jahrestage des Todes werden festliche Schmausereien veranstaltet. Die Dörfer der ackerbauenden Baschkiren haben meist ein ärmliches Aussehen; das Volk ist bis jetzt noch zu träge und arbeitsunlustig, um durch eine angestrengte Thätigkeit, wie sie die Bodenkultur beansprucht, zu irgend welchem Wohlstande gelangen zu können. Wie von den Nomaden, so wird auch von den Ackerbauern vielfach und mit bestem Erfolge die Bienenzucht betrieben. Eine reiche Quelle des Erwerbs aber bietet dem Baschkiren die Jagd in den wildreichen Wäldern, deren Ausnutzung ihnen bis jetzt ungehemmt offen steht. Auf dem Orenburger Markte sind immer zahlreiche baschkirische Bergbewohner anwesend, die Wild, besonders wildes Geflügel, Trappen, Gänse, Enten und Hühner, und auch Pelzwerk aller Art verkaufen. Weitberühmt ist die Geschicklichkeit der Baschkiren im Abrichten von Jagdfalken, Sperbern, ja sogar Königsadlern, die sie theils selbst zur Jagd verwenden, theils den Kirghizen zu hohen Preisen verkaufen. Die baschkirischen Frauen besorgen wie die Kirghizinnen die ganze häusliche Arbeit; ihre Stellung ist eine geachtetere und bessere als bei den meisten anderen mohammedanischen Völkern. Die Kleidung der Männer besteht aus einem weiten leinenen Hemde und eben solchen Beinkleidern; darüber tragen sie den in ganz Centralasien gebräuchlichen Chalat, der für den Sommer aus Leinwand, für den Winter aus Filz hergestellt wird; die Winterchalats der Reichen sind gewöhnlich von weißem Filz und mit kostbarem Pelzwerk gefüttert und verbrämt. Auch die Frauen tragen, wenn sie aus dem Hause gehen, einen Chalat; einige verhüllen sich mit einem Zipfel desselben den Kopf und das Gesicht, andere haben wie die russischen Frauen ein Tuch um den Kopf geschlungen, im Hause und bei der Arbeit im Freien gehen sie mit unbedecktem Gesicht. Schmuck und Zierrathen an ihren Gewändern lieben sie über alle Maßen; eine besonders beliebte Verzierung sind Münzen aller Art, die auch von den Männern in langen Ketten unter dem Chalat getragen und von den Aermeren vielfach durch aufgenähte Messingknöpfe ersetzt werden. Auch die ärmste Frau besitzt ihren Mardschi oder Schmuck, einen gewöhnlich aus Glas- oder anderen Perlen hergestellten Kopfschmuck nebst dazu passendem Brustlatz. Es kostete Ujfalvy keine geringe Mühe, solch einen Mardschi, der gewöhnlich Familienerbstück ist, für das Pariser Museum zu erlangen; die Besitzerin eines verkäuflichen Prachtstückes, eines Brustlatzes aus rothen Korallen, mit alten russischen Münzen aus der Zeit Katharina's II. verziert, entschloß sich erst nach langem Hin und Her von ihrer ersten Forderung, 50 Rubeln, etwas abzulassen. Ein im Dorfe ansässiger Jude beschaffte das dazu passende, wenn auch nicht mehr so wohlerhaltene Perlenkäppchen, dessen breite lang über den Rücken herabhängende Streifen aus schwarzem Sammet und mit Korallen und kleinen Muscheln benäht sind.

Die Aufnahme, die den Reisenden in den baschkirischen Dörfern zu Theil wurde, war eine durchaus freundliche. Dank dem Geleitschreiben des Izprawnik erhielt man die Pferde überall pünktlich und zu mäßigem Preise gestellt. Obgleich die Besitzer meistens nicht das Russische lesen konnten, verlangten sie doch jedesmal, daß ihnen das Schreiben vorgewiesen würde, und es war belustigend zu sehen, mit wie ernster Miene sie es in den Händen herumdrehten, um es schließlich oft verkehrt vor die Augen zu halten. Die große Reinlichkeit im Innern der Häuser war für die Nachtlager von besonderm Werthe; gewöhnlich mußte man freilich denselben Raum mit einigen oder allen Familiengliedern theilen, die auf den Bänken längs der Wände schliefen; aber die kirghizische Sitte, die kleineren Hausthiere und besonders das Federvieh in dem gemeinsamen Schlafraume zu beherbergen, herrschte hier nicht. Der Weg durch das Gebirge blieb unvergleichlich schön, und ein starker Schneefall während einer Nacht erhöhte nur noch die Reize der Landschaft. Je weiter man nach Süden kam, desto seltener wurden die Dörfer, desto größer die weiten Lichtungen in den Wäldern, die, mit hohem Grase und krautartigen Büschen bedeckt, ungeheure Strecken einnahmen. Die russische Regierung thut augenscheinlich nichts, um der unsinnigen Verwüstung dieser herrlichen Wälder vorzubeugen; rings um die größeren Dörfer ist von den Einwohnern unterschiedslos alles Holz niedergeschlagen; nirgends sieht man neue Pflanzungen. Eine vor etwa zehn Jahren entworfene russische Generalstabskarte, die Ujfalvy in Troitzk erhalten hatte, zeigte in dem Orenburger Gouvernement meilenweite Waldflächen, die jetzt fast nur noch Steppe waren. Bei Itkulavo, dem letzten Dorfe der burstianischen Baschkiren, verließ man das Gebirge; durch hügelige Waldlandschaft führte die Straße nach Preobrashensk, einem malerisch am Waldrande gelegenen Flecken. Zwischen hohen steilen Ufern schäumt ein kleiner Gebirgsfluß vorbei, eine ihrerzeit berühmt gewesene Stahlwaarenfabrik steht heute als ausgebrannte Ruine mit schwarzem zerfallenen Mauerwerk am Ufer, die kleinen Holzhäuser überragend. Als Schutzwehr gegen die häufigen Besuche der Wölfe und Bären des Gebirges, die im Winter zahlreich in die bewohnten Gegenden kommen, umgiebt ein hoher Palissadenzaun das Städtchen. Noch einmal bei glänzend klarem Frostwetter führte die Straße zwischen waldigen Hügeln entlang, Birken und Eichen standen auf dem frischgrünen Thalboden, Tannen auf den Abhängen. Es war für lange Zeit das letzte Mal, daß die Reisenden an landschaftlicher Schönheit sich erfreuen durften; denn wenige Stunden hinter Preobrashensk fing das Reich der Steppe wieder an. In einem der am Waldsaume gelegenen tatarischen Dörfer wurde das Nachtquartier gehalten; die Einwohner unterschieden sich durch ihr intelligentes, aufgewecktes Wesen merklich von den Baschkiren nicht nur, sondern auch von den Bewohnern der russischen Ortschaften, die man am Tage vorher passirt hatte. Hier fing die Poststraße wieder an, auf der man nach ermüdender 12stündiger Fahrt durch die Steppe mit ihrer wohlbekannten Staffage von Kibitken und weidenden Kameelen bei sinkender Nacht Orenburg erreichte. Mit einem Gefühle tiefer Befriedigung und doch mit einem gewissen Bedauern sahen die Reisenden den Ort wieder, von

dem sie vor neun Monaten ihre asiatische Tour angetreten hatten — eine unvergeßlich schöne Zeit lag hinter ihnen, reich an Genuß, reich freilich auch an Anstrengungen aller Art! Und fürs Erste durfte man noch nicht daran denken, von diesen Anstrengungen sich auszuruhen — bis jetzt gestattete der verhältnißmäßig gelinde Frost noch die Passage über die Wolga, aber mit jedem Tage konnte zunehmende Kälte sie verhindern; so wurde nach kurzem Aufenthalte die Reise fortgesetzt. In 24stündiger Eisenbahnfahrt erreichte man Samara an der Wolga; eine Dampffähre beförderte die Reisenden über den mit Eisschollen erfüllten Fluß, der hier eine Breite von fast 3 km hat, auf das rechte Ufer; und dieser nicht ungefährliche Uebergang war das letzte bemerkenswerthe Abenteuer; in banalster Weise beschloß die vieltägige gleichförmige Eisenbahnfahrt über Moskau, Petersburg, durch Deutschland zurück nach Paris die interessante Reise.

(Schluß.)

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

VIII.

Die Indianer und die Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Die Indianer sind also bildungsfähig, bildungswerth, zum Theil schon weiter vorgeschritten auf der Bahn zur Civilisation — Weiße ohne Gesetzkodex würden nicht so friedlich leben als diese Indianer, sagt ein Agent über die Chippewa am Red Lake —, aber sie sind zugleich noch, trotz der humanen Bestrebungen der Regierung, von vielen Gefahren umringt, denn sie sind erst auf dem Wege zur Civilisation. Der Weg aber zu diesem höchsten Gut der Menschheit ist, wie der Weg zum Wasser des Lebens in arabischen Märchen, mit Gefahren rings umgeben, die erst durch den Besitz jenes Gutes selber aufhören, die aber noch bis zuletzt todtbringend sein können. So können wir auch jetzt noch nicht, nachdem wir doch die Indianer durch so viele checks und Gefahren begleitet haben und sie immer mit ungebrochener Lebensfähigkeit weiter schreiten sahen, wir können auch jetzt noch nicht sorglos sein. Zwar die Gefahr, welche sie in den letzten zwei Jahrhunderten wirklich decimirt hat, die Feindseligkeit der Weißen, droht nicht mehr in so ungebändigter Kraft wie früher, eben weil sich die Regierung, freilich gegen einen nicht geringen Bruchtheil der öffentlichen Meinung, ihrer annimmt; aber sie droht noch immer, nur in feinerer, schleichenderer Weise. Allerdings haben die Indianer jetzt ihr eigenes Land, die Reservationen, und stehen auf denselben in unmittelbarer Beziehung mit dem „großen Vater“ in Washington: aber andererseits drohen auch gerade die Reservationen mit neuem Unheil. Ich habe anderswo nachgewiesen, daß so weit wir geschichtlich und ethnologisch sehen können, diejenigen Völker, welche ausgerottet oder so gut wie ausgerottet sind, nie bloß *einer* wirkenden Ursache erlagen, sondern stets mehreren und daß sehr häufig die Beschränktheit ihres Wohnraums als *eine* solche und zwar sehr gefährliche Ursache wirkt [1]). Dasselbe Gesetz gilt übrigens im geographischen Leben aller Organismen. Kann eine Pflanze, eine Thiergattung schädlichen Einflüssen in ein angrenzendes Gebiet entweichen, so erhält sie sich, während sie sonst verloren ist. Die Reservationen sind solche abgegrenzten Räume, dort hält man die Indianer fest: gehen jene schädlichen Einflüsse, die wir kennen gelernt haben, weiter in ihrer Wirkung oder verstärken sie sich noch und sind sie dann auf jenem engen Raum lokalisirt, wo kein Ausweichen ist, so werden die Indianer ihnen doch erliegen. Sie werden dann in sich, auf den Reservationen verkommen. Und so hatten wir nur allzuguten Grund die Befürchtung auszusprechen: sie können auch jetzt noch ausgerottet werden. Die Gefahr liegt in ihren engen Wohnräumen, ihrer geringen Zahl, den vielen checks, denen sie auch jetzt noch unterworfen sind, und der rings sie umgebenden so total übermäßigen Feindseligkeit, zum Theil auch Ruchlosigkeit.

Gerade deshalb war es nöthig, alle oder doch viele Mängel, welche bis jetzt noch den Reservationen ankleben, bei einer (in jeder Beziehung) so neuen, so äußerst schwierigen Einrichtung naturgemäß ankleben, in hellem Lichte zusammenzustellen, denn nur auf diese Weise lassen sich die Mittel, welche jene Gefahren beseitigen und die Indianer auf immer retten können, mit Sicherheit erkennen. Ueber diese Mittel ist schon viel geredet und geschrieben — versuchen wir das, was uns Noth zu thun scheint, in möglichster Kürze darzustellen.

Es wird das Gegentheil sein von jenen oben zusammengestellten sechs Punkten, welche die heutigen Gefahren umfassen. F. A. Hayt, der Commissioner of Indian Affairs, richtete [1]) im November 1877 an das Sekretariat des Innern für die Verbesserung der Lage der Indianer eine Reihe von Vorschlägen, welche wir kennen lernen müssen. „Bei der Erwägung eines umfassenden Planes für die Civilisirung der Indianer,“ schreibt Hayt, „ist es nothwendig, von vornherein die Sentimentalität ganz bei Seite zu lassen, die heutzutage so modern ist, und den Gegenstand rein praktisch und verstandesmäßig zu behandeln. Dies ist der einzige Weg, auf welchem man ein gedeihliches Ziel erhoffen kann.“ Sehr richtig; und so haben wir uns möglichst streng auf dem Weg der Thatsachen gehalten, zugleich aber auch möglichst ganz den Kreis der einschlagenden Thatsachen zu durchlaufen gesucht. Denn nur auf diese Weise konnten wir uns in den Stand setzen, die Leistungen und Lage der Indianer zu beurtheilen, und die Frage nach ihrer Zukunft zu beantworten. „Ich nehme an,“ fährt Hayt fort und alle unsere Untersuchungen bestätigen uns diese Annahme, „daß für die große Masse der Indianer keine innere Unmöglichkeit vorliegt, eine solche Stufe des Fortschritts zu erreichen, welche sie als erstes Resultat zunächst unschädlich macht, und welche sie später zur

[1]) Aussterben der Naturvölker 127 f.

[1]) Ann. Rep. 1877, p. 1 seq.

völligen Civilisation hinanheben wird. Aber um den Grund einer solchen Civilisation bleibend zu legen, sind folgende Vorbedingungen unerläßlich:

1. Ein Gesetzbuch für die Indianer-Reservationen und Rechtsentscheidungen für bestimmte Fälle, welche beide bislang nicht existiren.

2. Sorge für Aufrechterhaltung der Ordnung und Geltendmachung der Gesetze durch eine Indianerpolizei, welche aus Indianern unter weißen Oberbeamten gebildet wird.

3. Die Ausstattung der Indianer mit Ländereien, in Grundstücken von angemessener Größe, welche den Einzelnen zugehören und für zwanzig Jahre unveräußerlich sind. Ferner jede nur mögliche Förderung im Erlernen der Landwirthschaft und in der Freude an landwirthschaftlicher Thätigkeit.

4. Die Errichtung von Gemeindeschulen (Industrieschulen einbegriffen) mit Schulzwang.

5. Gelegenheit für christliche Lehrer und Missionäre, ungehindert mit den Indianern zu verkehren, um die letzeren von dem herabwürdigenden Heidenthum für einen reinern und veredlerenden Glauben zu gewinnen.

6. Anwendung einer weisen Sparsamkeit in Beköstigung und Bekleidung derselben, welche klar zeigt, daß keine Verschwendung stattfindet und namentlich dafür Sorge trägt, daß man sie nicht durch ein System von Gratisgaben zu handwerksmäßigen Bettlern macht, sondern sie sich selbst zu helfen anleitet, indem man ausnahmlos Arbeit von ihnen als Aequivalent für die gegebenen Unterstützungen verlangt.

7. Eine fortgehende Concentration der kleineren Indianerbanden auf den größeren Reservationen und völliges Aufgeben der Verpflanzung (removal) nördlicher Indianer auf das Indianergebiet. Letzteres ist wesentlich für ihre Wohlfahrt, da die Wirkung des Klimawechsels, dem sie bei solchen Verpflanzungen ausgesetzt sind, sich nachtheilig für ihre Gesundheit und Lebensdauer herausgestellt hat. Südliche Indianer indessen, aus Colorado, Arizona, Neu-Mexiko, mögen auf dem Indianergebiet angesiedelt werden, da das Klima ihnen günstig und genug anbaufähiges Land für ihren Unterhalt vorhanden ist."

Diese sieben Punkte, welche Hayt im Folgenden zum Theil noch ausführlicher bespricht, enthalten für einige der schwersten Bedenken genügende Heilmittel. Ob sie im Ganzen helfen, wollen wir nachher sehen: zunächst betrachten wir das Einzelne. Da ist, was über die Removals gesagt ist, gewiß nur zu billigen und für die zerstreuten Banden der Indianer selbst nur zum Heil — vorausgesetzt freilich, daß man auf den Reservationen besser für die Ankömmlinge sorgt, als dies für die Ponca geschehen war. Hierfür müssen die Agenten sorgen, und auch über ihre Stellung handelt Hayt. Er will sie in sieben (Gehalts-) Klassen theilen und zwar nach der Zahl der ihnen untergebenen Indianer. Daß dem schwerer beschäftigten mehr Gehalt zufließe, ist gewiß von äußerster Bedeutung für die Haltung der Agenten sowohl, wie für die Pflege der Indianer; und sehr heilsam ist es, wenn die Regierung selber solche Berichte, wie diesen Hayt's, welcher den Nepotismus der Agenten aufs Rücksichtsloseste geißelt, der Oeffentlichkeit übergiebt. Doch möchte ich glauben, daß die vielen Klagen hinsichtlich der zu geringen Zahl der Agenten — bei den oft räumlich sehr weit ausgedehnten Reservationen — und ihrer Unterbeamten ebenfalls alle Berücksichtigung und ernste Abhülfe verdienen; sowie ferner auf die Wahl jener Beamten die strengste und gewissenhafteste Sorge zu verwenden ist.

Ebenfalls ist nur zu billigen, was Hayt über die Nothwendigkeit einer „weisen Oekonomie" in der Vertheilung der Jahresunterstützungen sagt. Sehr richtig strebt die Regierung danach, die Unterstützungen ganz wegfallen zu lassen und die Indianer durch ihre eigene Arbeit selbständig und unabhängig zu machen. Aber da ist vor allen Dingen strenge Marktaufsicht nöthig. Die Mißstände, daß den Indianern schlechte Waaren zu enormen Preisen verkauft, ihre eigenen Produkte zu Schleuderpreisen (oft nicht einmal für Geld, sondern für — meist schlechte — Tauschartikel) abgenommen werden, muß aufs Allerstrengste abgeschafft werden. Auch hierfür sind gesetzliche Bestimmungen nöthig, oder besser, man stelle die Indianer nur unter das allgemeine Gesetz. Hayt [1]) verlangt einen eigenen Sollicitor für das Indian Bureau des Department of the Interior, wie ihn jedes große Geschäft habe, einen Geschäftsführer, welcher die Waaren prüft, die An- und Verkäufe leitet, die Kontrakte schließt u. s. w. Auch auf den Reservationen thun fürs erste solche Beamte noth; sie sind, wenn die Beamten der Agentschaften vermehrt werden, leicht zu beschaffen.

Sind nun hinlänglich zahlreiche Agenten da, werden dieselben mit den nöthigen Mitteln und der nöthigen Autorität ausgerüstet und ist ferner durch sichere Rechtsbestimmungen für die Indianer besser gesorgt, dann wird auch die gefährlichste Geißel derselben unwirksam gemacht werden können, das weiße Gesindel, welches sich auf denselben Reservationen einnistet und so großen Schaden thut. Gegen diese Leute muß von Seiten der Regierung, wenn die Indianer sich wirklich entwickeln sollen, auf das Rücksichtsloseste und Strengste vorgegangen werden. Das Verbot der Branntweineinfuhr sollte auf das Allerernsteste durchgeführt sein; haben doch die Indianer selber so viele Mäßigkeitsvereine [2]) und sind doch die Besseren unter ihnen schon lange dieser Einfuhr im höchsten Maße abhold. Zugleich aber darf die Regierung nun und nimmermehr Reservationsland (Grundstücke auf den Reservationen) an Weiße verkaufen; es muß dies völlig unerlaubt sein, und da, wo es doch geschehen ist, möglichst wieder rückgängig gemacht werden. Auch hier wird eine größere Zahl und Autorität der Agenten die besten Dienste leisten, wenigstens bei den westlicheren Reservationen; die des Staates Neuyork haben durch ihre längere historische Verflechtung mit dem ganzen Staate verwickeltere und schwierigere Verhältnisse [3]).

Ganz besonders wichtig ist es ferner, daß man nach Hayt's Vorschlag den Indianerfamilien individuelles Eigenthum giebt, so gut wie der weiße Farmer sein Grundstück zu eigen besitzt und es seinen Kindern vererbt. Letzteres muß auch für die Indianer dann möglich sein, wenn sie sich wirklich als treue Arbeiter und friedliche Menschen zeigen. Zunächst ist ja klar, wie außerordentlich den Einzelnen das sichere Bewußtsein sittlich hebt, praktisch fördert und innerlich beglückt, daß Alles, was er erarbeitet, seinen Kindern, seinem Hause verbleibt. Muß der Indianer aber mit dem Bewußtsein arbeiten, daß nach ihm andere, Fremde, nicht die Seinen die Früchte seines Fleißes ernten werden, daß er auch hierin unrettbar tiefer steht, wie der weiße Landbauer, so muß das seinen Fleiß, seine Kraft, seine Freude am Leben und seine Elasticität fürs Leben lähmen. Denn „ohne Freude Niemand taugt" — ein alter, recht trivialer Satz und doch für diese und alle ähnlichen Verhältnisse von der größten, unberechenbarsten Wirksamkeit. Zweitens aber: der Begriff des Eigenthums ist nur bei individuellem Besitz möglich; und welche Bedeutung gerade er für die sittliche Haltung des Menschen hat, das ist ja bekannt genug. Ohne ihn ist eine wahre Civilisation (wenigstens für Menschen, wie wir jetzt sind)

---

[1]) Ann. Rep. 7 seq.
[2]) Ann. Rep. 1877, 84, 104, 165 seq.
[3]) Ebendaselbst 163 f.

unmöglich; die ersten Anfänge der Civilisation fallen stets mit den ersten Anfängen des individuellen Besitzes zusammen. Durch ihn erst wird das Individuum, und dadurch die Familie im höhern Sinn des Wortes, selbständig, entwickelungsfähig. Der Wilde kennt nur den Stamm, kaum sich selber; was er hat, leistet, thut, das hat, leistet, thut der Stamm, wie auch er für jeden Einzelnen des Stammes haften muß. Hierbei ist eine eigentliche Entwickelung kaum möglich; denn der besser Begabte, Einzelne, der unter anderen Umständen weiter gestrebt, sparsamer gewirthschaftet hätte, besser vorwärts gekommen sein würde, ist durchaus zurückgehalten durch die ganze Masse der Stammesgenossen, bei welchen stets die größere Trägheit, die rohere Genußsucht (die sich namentlich gern auf Kosten Anderer pflegt), die geringe Kraft vorherrscht. Hierbei kann auch ein wahres Familienleben nicht bestehen: der Stamm, wie er aus der Familie sich entwickelt hat, ist Familie, ihm gehören die Söhne, die Männer, ja nicht selten auch die Weiber, nicht aber der Familie. Die Civilisation befreit das Individuum, die Familie, sie giebt beiden das ihnen zugehörige, von ihnen erarbeitete Eigenthum, sie stellt beide (und als Drittes zugleich den Begriff der Arbeit) auf ethische Grundlage. Sie beschränkt den Begriff des Stammes, sie läßt ihn auf und giebt dafür den höhern idealern Begriff des Vaterlandes. Aus diesen kurzen Wiederholungen längst bekannter Wahrheiten ergiebt sich die unendliche civilisatorische Bedeutung des persönlichen Eigenthums, der Person, der Familie von selber. Es heißt also die Indianer gewaltsam in die alte Barbarei zurückdrücken, wenn man ihnen individuelles Eigenthum nicht zugesteht. Klagen doch die Agenten bitter und oft genug, daß das Zurückfallen in das alte Zusammenleben des Stammes, die großen Besuche von ganzen Clanschaften, die gemeinsamen Feste, bei welchen eben das Privateigenthum als solches nicht geachtet wird, auf die gesunde Entwickelung der Indianer zur Civilisation den allerschädlichsten Einfluß ausüben [1]). Es ist deshalb ein gewiß gerechtfertigtes Verlangen des Agenten John Hamilton [2]), daß die Regierung die Stammesverfassung bei ihren geschäftlichen Verhandlungen mit den Indianern nicht beachte. Es kann dies geschehen, ohne daß man dem Einzelnen Unrecht zufügt.

Aber trotzdem, daß diese Vorschläge höchlichst zu billigen sind: sie thun nicht genug, sie flicken und bessern hier und da, aber die ganze Einfügung der Indianer in den großen Staatsbau der Union ist so haltlos und wurmstichig, daß Ausflicken nichts hilft: der ganze Bau muß von Grund aus neu aufgeführt, auf der einzig soliden Grundlage, die möglich ist, hergestellt werden, wenn wirklich dauernde Hülfe geschafft, wirklich die Civilisation den Amerikanern und die Amerikaner der Civilisation erhalten bleiben sollen. Dies ist die Hauptsache, auf welche unsere ganze Untersuchung durch ihr eigenes Schwergewicht hindrängt: man gebe den civilisirten Indianern das volle aktive Bürgerrecht der Union, man stelle es denen, welche noch nicht so weit sind, als Preis für die Annahme der Civilisation in nahe Aussicht.

Zunächst einmal, und das wollen wir möglichst hervorheben und betonen, würde eine solche Behandlung der Indianer, wie für diese selbst, so auch für die Union am vortheilhaftesten, nutzenbringendsten, billigsten sein. Der Staat würde schon jetzt eine große Anzahl fleißiger, ruhiger Bürger gewinnen; diese Zahl würde sich immer vermehren und zwar aus Leuten, welche jetzt, gerade je weniger selbständig sie sind, um so leichter unruhig, und, man hat es ja oft genug gesehen, nicht bloß kostspielig, sondern auch gefährlich werden können. Sind sie aber Bürger, so werden sie zunächst selbst gar kein Interesse an Unruhen haben, und zweitens, wenn es dieser und jener hätte, so sind sie dann viel leichter nach den Gesetzen, die Aufstände als lokale Unruhen, nicht als selbständige Kriegsführung zu behandeln. Und wie schon hierdurch die oft sehr bedeutenden Kosten der Kriegsführung gespart werden, wie ferner ein unermeßlicher Besitz vor Zerstörung und Plünderung verschont bleibt, so würden ja auch durch diese Verleihung des Bürgerrechtes die Staatsunterstützungen immer mehr und sehr viel rascher in Wegfall kommen, als wenn man, wie jetzt, die Indianer auf den Reservationen in unfertigen Zuständen künstlich hinhält. Schon jetzt ist es ja aber „billiger die Indianer zu beköstigen, als zu bekämpfen“; noch viel billiger und wohlfeiler aber ist es jedenfalls, wenn man die Indianer möglichst rasch dahin bringt, daß sie nicht mehr bedürfen, ja daß sie nicht nur Selbsterhalter, sondern selbst Producenten werden, wenn sie also, anstatt dem Staate Kosten zu verursachen, demselben direkten Nutzen einbringen.

Billiger aber ist dies auch noch nach einer andern Seite, welche wir vom ethnologischen Standpunkte aus noch besonders und etwas eingehender behandeln müssen.

„The Seneca and the Chocta now take prizes in agricultural fairs. The Cherokee legislature would be a good school in decorum and common sense for our House of Representation; and some of the Reservations, for observance of law, interest in education and success in useful industries, compare favorably with our white frontier population. There is nothing exceptional in the charakter of the Iroquois or the Cherokee to account for his emerging from the perishing class into assured prosperity. Portions of the fierce Dakotas and the haughty Sahaptins have shown the same adaptability. If they can, so can all. At any points, where the race is now degraded and diminishing, it is not from an irrepressible conflict with civilization, but with civilization's unworthy local and Washington representatives.“ So spricht sich der amerikanische Offizier aus, dessen treffliche Abhandlung wir schon kennen lernten: so redet Garrick Mallery [1]). Und nicht anders reden die Agenten. Aus ihren Berichten, welche auch vor der schärfsten Kritik sich in allem Wesentlichen als völlig nüchtern und objektiv thatsächlich bewähren, geht ferner hervor, daß die technischen Leistungen der Indianer denen der Weißen schon vielfach gleich, ihre moralische Haltung vielfach überlegen ist. Natürlich nicht bei allen Indianern, wohl aber bei ihren entwickeltsten Stämmen. Ist dem aber so, so thue man auch, was nothwendige Konsequenz ist, man gebe den Indianern, so weit es irgend angeht, das volle aktive Bürgerrecht, mit allen seinen Befugnissen, Pflichten und Lasten. Auch die Lasten (Steuern u. s. w.) zu tragen sind viele Indianer schon jetzt im Stande. Ihre jetzige politische Stellung ist ja bekannt genug: sie ist nach allen Seiten hin völlig unhaltbar. „Sie sind weder Bürger noch Fremde, weder Unterthanen noch ganz frei.“ Sie haben weder die Rechte eines Staates der Union noch diejenigen eines fremden Staates, daher sie zwar mit der Union Verträge abschließen und Krieg erklären, aber vor den Gerichten der Republik nicht klagbar werden können. Man hat sie mitten in die einzelnen Staaten hineingestellt, zu denen sie aber keine Beziehungen haben; nur die Regierung zu Washington übt eine Art Patronat über sie aus; man hat sie sonst ganz sich selber, den

[1]) Ann. Rep. 1877, 50, 72, 143, 166 seq.
[2]) Ebendaselbst 64 bis 65.

[1]) Proceed. Amer. Assoc. of the Advanc. of Sc. 1877, p. 365.

alten Einrichtungen ihres kulturlosen Zustandes überlassen[1]), man hat also, bei gewiß gutem Willen sie zu retten, alles gethan, um sie noch auf der Reservation möglichst gründlich zu verderben. Man thue also jetzt den nöthigen Schritt, der sie allein sichern kann, der sie rasch heben wird.

Das gebietet schon die Gerechtigkeit. Will man sie, welche den Weißen zum Theil an Civilisation gleichstehen, nur darum des edelsten Rechtes der Civilisation verlustig gehen lassen, weil sie Indianer sind? Ganz abgesehen davon, daß über ihr Wohl und Wehe im Kongreß entschieden wird, daß man ihnen doch also die Gelegenheit geben muß, für sich selber zu reden — daß sie jemals allzu massenhaft in denselben gewählt werden könnten, ist nicht zu befürchten —, vor allen Dingen ist auf den Druck, auf die moralische Herabwürdigung hinzuweisen, welchen man sie durch ihre jetzige Stellung preisgiebt. Gerade der Indianer ist für äußere Anerkennung, für persönliche Ehre sehr empfänglich, er besitzt dabei ein äußerst lebhaftes Rechtsgefühl: Kränkungen aber nach diesen beiden Seiten, welche mit dem ganzen geistigen Leben so eng verwachsen sind, machen auf ihn bei seinem vorwiegend melancholischen Temperament einen sehr niederschlagenden Eindruck. Weiß er nun, daß seinem Streben unübersteiglich enge Grenzen gesetzt sind, daß er, und wenn er der Beste seines Stammes wäre, die Rechte, welche der schlechteste Weiße schon durch seine Geburt besitzt, nie erreichen kann, die Rechte, welche zugleich dem freien Mann die höchsten und ehrenvollsten sind, so muß diese Thatsache natürlich auf sein ganzes Leben hemmend, herabdrückend einwirken. Seine Sinnlichkeit ist nicht lebhaft genug, daß ihn leibliches Wohlergehen zufrieden stellen könnte. Dazu kommt, daß die Indianer politische, ja einzelne unter ihnen, wie die Pontiac, die Tecumseh und andere, auch staatsmännische Fähigkeiten in nicht geringem Maße gezeigt haben, welche Fähigkeiten, mit der gesammten verwandten Seite des psychischen Lebens durch ihre jetzige politische Stellung brach gelegt oder aber feindselig gegen die Union angeregt werden, gewiß weder für letztere noch für die Indianer selbst zum Segen gereichen.

Die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten ist keineswegs günstig für die Indianer. Man lese Mallery's eben erwähnte Worte, man studire die Annual Reports, um nichts Weiteres zu erwähnen. Diese Abneigung hat verschiedene Gründe. Zunächst ist sie noch die Folge der ewigen Kriege zwischen Indianern und Weißen, der blutigen Rohheit, mit der sie geführt wurden, der Feindseligkeit zwischen beiden Bevölkerungen. Diese beruht zweitens und nicht zum geringsten auf dem Racenhaß. Drittens werden höher kultivirte Menschen vor kulturloseren, rohen Zuständen mit ihrer häufig so abschreckenden Außenseite ein sehr begreifliches Grauen empfinden; und endlich viertens, viele Indianerstämme sind allerdings äußerst widerwärtig; sie haben zu ihrer eigenen Rohheit noch sehr viel Schlechtes von den „civilization's unworthy representatives“ angenommen, sie befinden sich ferner im äußersten socialen Elend. Vergißt man nun auch nicht, daß diese ebenso gut der Auswurf ihrer Race sind, wie die Weißen auf den Reservationen gewöhnlich der Auswurf des Kulturlebens sind, so stehen doch letztere zu der Zahl der Civilisirten in einem außerordentlich viel kleinern Procentsatz als jene zu den übrigen Indianern. Begreiflich genug ist also diese Abneigung; aber sie ist trotzdem für den heutigen Stand der Dinge in hohem Grade ungerecht. Und doch ist sie es gerade, welche durch die jetzige politische der Indianer stets neue Nahrung erhält. Denn der schlechteste Weiße sieht jetzt den besten Indianer in den wichtigsten Dingen, in seiner ganzen Lebensstellung tief unter sich; er hat das Recht, mittelbar oder vielleicht auch unmittelbar die Schicksale des letztern aktiv mit zu bestimmen, dem Indianer aber, mag man zu seinem Heil oder gegen dasselbe berathen und beschließen, bleibt nur übrig, sich passiv zu fügen. So liegt stets der Fluch der Pariastellung auf ihm und gegen diesen schützt kein Rechtskodex, schützen keine einzelne Aufbesserungen seiner Lage. Selbst gegen die schreiendste Unbill hat der Indianer (und dies ist oft noch der beste Fall) nur Selbsthülfe — oder schweigendes Dulden. Er kann ja bei den öffentlichen Gerichtshöfen vermöge seiner bürgerlichen Stellung nicht klagen. Wir brauchen diese Zustände nicht weiter auszumalen: es liegt auf der Hand, wie herabwürdigend, wie ungerecht sie sind; wie sie eine höhere Entwickelung unmöglich machen. Räumt aber die Regierung, der Kongreß — wir wollen einmal annehmen, die Washington representatives of civilization wären bereit auf solche Vorschläge einzugehen — die Grundlagen des Uebels weg, so wird sich auch die öffentliche Meinung nach und nach zu Gunsten der Indianer umändern. Vorausgesetzt, daß die Behörden Ernst mit der ernsten Sache machen und keine Scheinmaßregeln ergreifen. Die Indianer werden sich rasch der Erhebung würdig zeigen und verhältnißmäßig bald bei ihrer Minderzahl in die große Masse des nationalitätenreichen Staates aufgehen. Sie würden verschwinden, aber nicht untergehen.

Aber gesetzt den Fall auch, daß sie sich in ihrer Nationalität erhalten würden, was ja bei ihrem Zusammenwohnen auf den größeren Reservationen immer denkbar wäre, so würde auch das für die Union nicht die mindeste Unbequemlichkeit, geschweige denn Fährlichkeit sein. Natürlich liegt es nahe, gegen eine solche Gleichstellung der Indianer zunächst einmal den Racenunterschied, die Abneigung der Racen hervorzuheben. Dieser Einwand verdient gewiß volle Beachtung; doch sieht er wesentlicher aus, als er in Wahrheit ist. Indem wir zunächst auf die ernsteren und wichtigeren Erscheinungen, auf die des Racenunterschiedes, eingehen, welche doch erst der Racenabneigung einen realen Grund geben würden, wie sie so häufig zur Beschönigung dieses Hasses herangezogen werden, so wird es lehrreich sein, das bedeutendste analoge Verhältniß der europäischen Welt zur Vergleichung heranzuziehen, das Verhältniß der Juden zu den Indogermanen. National aber stehen die Indianer den Yankees bei weitem nicht so schroff und eigenartig gegenüber, wie die Juden den europäischen Völkern. Erstlich ist schon auf die Thatsache Gewicht zu legen, daß sie bei den amerikanischen Völkerschaften (der Yankee durch Entwickelung auf dem amerikanischen Boden) im Charakter, in der ganzen Körperanlage gewisse Aehnlichkeiten zeigen, welche beim Yankee im Zunehmen sind[1]), während sie umgekehrt beim Indianer durch Annahme der Civilisation ihre Schroffheit nach und nach abschleift. Dagegen wie grell steht der Charakter des Juden gegen den indogermanischen, wie grell auch seine Leibesbeschaffenheit! Und ferner der Jude brachte eine hohe selbständig entwickelte Kultur, eine reiche Geistesentwickelung mit, er hat eine eigene, hochstehende Religion, eine durchgearbeitete Schriftsprache, eine reiche Literatur. Wie ganz anders der Indianer! Seine Religion kann nur die christliche, die allgemeine Religion der Vereinigten Staaten sein, denn mit der Civilisation verschwindet sein vages, rohes, in seiner heutigen Form völlig gedankenleeres Heidenthum sofort. Er hat ferner keine irgend bedeutende Sitten und Gebräuche; auch hier kann er nur die Sitten der kultivirten Welt annehmen. Er ist dieser gegenüber einzig und allein receptiv;

[1]) Rütlimann, Der nordamerik. Bundesstaat u. s. w. 1, 2.

[1]) Waitz, Anthropol. 1, 57.

wohingegen der Jude das, was er schon hatte, festhielt, zum Theil auch jetzt noch mit nationaler Zähigkeit festhält. Und dennoch hat man die Juden in allen civilisirten Staaten politisch den Nichtjuden gleichgestellt, ohne Gefahr für die Verfassung. Niemand wird dafür sein, daß man den Juden ihre politische Selbständigkeit, welche sie im vollen Maße auch erst ganz kürzlich und ganz allmälig erlangt haben, wieder nehmen soll. Wie läßt sich dann aber die Unterdrückung der Indianer rechtfertigen, deren Nationalität doch wahrlich viel leichter in die ganze Art des amerikanischen Lebens umsetzen wird? Auch hat der gebildete Indianer äußerlich durchaus nichts Abstoßendes. Sein Benehmen ist ernst, zurückhaltend, von feiner und gemessener Höflichkeit; er hat nicht irgend welche grell hervorstechenden Charaktereigenthümlichkeiten und dadurch einseitige Neigungen für bestimmte Beschäftigung und Lebensweise, wie sie der Jude hat. Er besitzt nicht die aktive Beweglichkeit des Juden; und schließlich muß hier noch einmal auf die so geringe Zahl der Indianer im Vergleich zu der Zahl der Weißen hingewiesen werden.

Natürlich kann man das Bürgerrecht nicht auf einmal massenweis verleihen: man gewähre es denen, welche friedlich, ansässig sind und sich selber ernähren oder die Staatsunterstützungen durch eigene Arbeit erkaufen. Man stelle es den Anderen unter diesen Bedingungen in Aussicht. Allen aber gewähre man gleich jetzt die Rechtswohlthaten der Union, man lasse sie vor Gericht verhandeln können u. s. w., diejenigen, welche noch nicht aktive Bürger sind, etwa unter der Vertretung ihrer Agenten. Ueberhaupt müssen fürs erste auch noch andere Beschränkungen eintreten. Hierbei ist der Plan der Regierung, die Indianer auf möglichst wenige größere Reservationen zu vereinigen, von großer Bedeutung. Die jetzige Einrichtung derselben, ihre Stellung unter die Agenten, Superintendenten kann völlig unverändert bleiben; hat ja doch auch jeder einzelne Staat, jedes einzelne Territorium seine bestimmten Beamten, ohne daß diese dem Gesammtmechanismus des Staates hinderlich sind. Je nach der Kopfzahl der wahlberechtigten Indianer gebe man den Reservationen einen, zwei Delegirte, man stelle also die Reservationen in die Reihe der Territorien. Ist jene Kopfzahl der wahlberechtigten im Verhältniß zu den noch nicht wahlberechtigten Indianern noch zu gering, so kann eine solche Reservation noch keinen Vertreter haben, den sie bei Vermehrung der wahlberechtigten, der aktiven indianischen Bürger, also bei stärkerm Anwachsen der Civilisation sofort erhält. Reservationen, welche von wahlberechtigten Indianern bewohnt, aber an und für sich nur klein sind, wie etwa die des Staates Neuyork, lasse man mit dem betreffenden Staate gemeinschaftlich wählen. Auf diese Art könnten sich die größeren Reservationen nach und nach zu Staaten heranbilden. Die Entwickelung würde allmälig vor sich gehen; die Möglichkeit einer gesunden Entwickelung, feste Rechtsgrundlagen, eine gesicherte Stellung der Indianer wäre gegeben, ohne die mindeste Störung der jetzigen staatlichen Einrichtungen der Union.

Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, detaillirte Vorschläge und Pläne zu entwerfen; diese können nur an Ort und Stelle und mit Berücksichtigung der verschiedensten individuellen Verhältnisse gemacht werden. Von ethnologischem Standpunkte ergeben sich die gemachten Vorschläge als nothwendige Konsequenz; im Wesen der Indianer liegt nichts, was gegen sie spräche, und dieses auszusprechen, möglichst scharf zu betonen und möglichst eingehend zu beweisen erschien mir eine ernste Pflicht, eine wichtige und unumgängliche Aufgabe des ethnologischen Studiums. Fordert doch die amerikanische Regierung selbst zu diesen Untersuchungen auf. Sie sagt auf dem Titelblatt der Abhandlung [1]) Are the Indians dying out? Folgendes: The within notes and correspondence are submitted for your examination in the hope that you, and others, to whose attention they may be called, may aid in obtaining and communicating further data necessary to a correct conclusion regarding the question of increase or decrease of Indian population as dependent on civilization. Solche Data zu geben war die Absicht unserer Aufsätze, und unsere Antwort auf die Frage: Sterben die Indianer aus? lautet: Keineswegs, wenn man sie nicht absichtslos verdirbt. Vielmehr werden sie, je rascher, gründlicher und sicherer sie die Civilisation aufnehmen, um so rascher und sicherer einer gedeihlichen Zukunft entgegen gehen. Deshalb lasse man sie nicht in Rechtlosigkeit und Unsicherheit ihrer Stellung verkommen: man öffne ihnen den vollen Zugang der Civilisation und man wird in ihnen tüchtige, eigenthümlich begabte Staatsbürger gewinnen. Sie als Urbewohner des amerikanischen Bodens werden dem mächtigsten Staate ihrer alten Heimath ein ganz besonders lebhaftes Interesse entgegen bringen.

Allein die Regierung hat keine leichte Aufgabe, wenn sie derartiges durchsetzen, wenn sie die Bahn, welche sie mit weiser Humanität eingeschlagen hat, bis zu ihrem Ziel verfolgen will. Sie muß den Racenhaß der Weißen gegen die Indianer besiegen. So wenig wirklich reale Gründe, wie wir eben bei der Betrachtung der Raceneigenthümlichkeiten sahen, diesem Haß zu Grunde liegen, er ist vorhanden, er muß als Faktor in Anschlag gebracht werden, und leicht und rasch wird er sich nicht besiegen lassen. Auch gegen ihn ist die allmälige politische Gleichstellung der Indianer das beste und einzige Heilmittel. Er erschwert die Aufgabe der Regierung ganz außerordentlich, oder vielmehr, die größere Hälfte dieser Aufgabe besteht in seiner Bewältigung; alles aber, was zur sittlichen Hebung und Ausbildung der Weißen geschieht, das geschieht zu Gunsten der Indianer. Denn je mehr sich eine wirkliche reine Civilisation ausbreitet, je seltener die „unworthy representatives“ in der ganzen Union und also auch in Washington werden, desto gerechter wird man den Indianern werden, desto eher wird die wahre Civilisation, welche sie allein und ganz sicher retten kann, mit ihren Segnungen sich über sie ausbreiten. Das ist aber das Zeichen einer guten Regierung, daß sie mit höherm und klarerm Blick, als ihn die Menge besitzt, sich ihre Ziele weit über den einseitigen Interessen des Tages auswählt und in der Erreichung dieses Zieles sich durch das Schlechte, was ihr im eigenen Volke hindernd entgegensteht, sich nicht beirren läßt, vielmehr das Schlechte selbst allmälig ins Bessere umwandelt. Eine solche Thätigkeit wirkt segensreich für die Zukunft der gesammten Menschheit. Eine Regierung dagegen, welche sich im Dienste ihrer Interessen auf die Fehler und schlechten Seiten ihres Volkes stützt, hat es zwar bequem, denn bei solchem Verfahren steht ihr Majorität stets in Aussicht, aber sie drückt ihr eigenes Volk herab, und in der Entwickelung der Menschheit, welche durch die der einzelnen Völker zu Stande kommt, bedeutet sie einen Rückschritt.

Daß die amerikanische Regierung vom besten Willen für die Indianer beseelt ist, beweisen ihre Veröffentlichungen, welche vom Indian Bureau ausgehen. Wozu die öffentliche Bekanntmachung alles dessen, was zu tadeln ist, was man als wünschenswerth, als nothwendig bezeichnet, wenn man nicht helfen will? Wozu die officielle Behandlung der Frage nach dem Aussterben der Indianer, wenn die Ueberzeugung nicht da wäre, daß man helfen müsse, helfen könne? Es

[1]) Ann. Rep. 1877, p. 485.

ist eine Thatsache von historisch weit tragender Bedeutung, daß die amerikanische Regierung diese Ueberzeugung, dies Bestreben hat und bethätigt. Denn gerade jetzt lassen sich auf dem alten Kontinente so manche Stimmen vernehmen, welche sollen wir sagen pessimistisch oder nihilistisch genug die Forderung eines **Rechtes** im Völkerverkehr, eines ethischen Verhaltens der Völker unter einander für irrig, haltlos, utopisch bezeichnen. Da ist es von großer Wichtigkeit, wenn gerade ein so vorwiegend praktischer und nüchterner Staat, wie Amerika, ohne den festen Boden naturwahrer und gerechter Realistik im mindesten zu verlassen, vielmehr in festester und sicherster Stellung auf diesem realen Boden das Sternenbanner der Ethik auch im Völkerverkehr aufrecht hält.

So werden die Indianer nicht aussterben. Sie werden in langsamer Entwickelung allmälig erstarken und zeigen, daß auch sie befähigt und also berufen sind, des höchsten Gutes der menschlichen Entwickelung, der Civilisation, theilhaftig zu werden und dieselbe aus und mit eigener Kraft zu fördern. Und für die Civilisation ergiebt sich als Naturgesetz nicht sowohl eine giftige Einwirkung auf unentwickelte Völker, als vielmehr die Kraft, dieselben dem Elend und dem Verkommen zu entreißen, sowie die Aufgabe, die gesammte Menschheit in ihr Segensgebiet aufzunehmen. Es ergiebt sich auch hier, daß nicht einige Völker auserwählt und die anderen verworfen sind, sondern daß das eine große Gesetz der Entwickelung für alle gilt, und das hohe Ziel dieser Entwickelung, welches freilich immer weiter hinaufrückt, je weiter die letztere vorschreitet, das Glück der Civilisation, ihrer aller wartet.

(Schluß.)

Die Ueberwinterung der „Vega".

Nach dem Bericht des Prof. Nordenskiöld an Herrn O. Dickson.

II.

Der Winter des Jahres 1879 zog sich trotz seiner verhältnißmäßig nicht zu strengen Kälte an der Beringsstraße ganz außerordentlich in die Länge. Im Monat April hatten die Reisenden der „Vega" noch eine Durchschnittstemperatur von — 18° 9′, die im Mai wieder auf — 21° sank, wenn auch auf einige Tage Thauwetter mit + 1° 8′ eintrat. Im Anfang des Juni stieg das Thermometer im Durchschnitt auf — 9° 4′ und erst am 13. Juni trat ein ganz plötzlicher Umschwung in der Temperatur ein, so daß dieselbe nur noch ausnahmsweise unter 0° sank. Jetzt begannen Schnee und Eis zu schmelzen und die bereits vorher durch Südwinde gebildeten offenen Wasserstraßen erweiterten sich mehr und mehr; nur die „Vega" blieb noch immer von einem fast 5 Fuß dicken Eisfelde eingeschlossen, so daß Nordenskiöld noch am 17. Juli die Gefangenschaft des Fahrzeuges auf mindestens 14 Tage berechnete und sich zu einer Ausfahrt behufs Untersuchung der Fahrrinne längs des Strandes vorbereitete. Diese Fahrt unterblieb jedoch, weil am 18. Juli Nachmittags 1 Uhr 30 Minuten ganz unerwartet die Eismassen in der Nähe der „Vega" in Bewegung geriethen und eine freie Fahrstraße für dieselbe öffneten; so daß 3 Uhr 45 Minuten das Schiff vollkommen unbeschädigt von der Stelle, auf der es 294 Tage oder nahezu zehn Monate festgelegen, abdampfen konnte.

So hart auch die Geduldsprobe war, welche die unfreiwillige Verlängerung des Aufenthalts an der Tschuktschen-Halbinsel den Theilnehmern der Expedition auferlegte, so bot dieselbe doch vortreffliche Gelegenheit, verschiedene wissenschaftliche Fragen von größter Bedeutung aufzustellen und zu beantworten. Es sollen hier einige der wichtigsten dieser Fragen, wie sie speciell von Nordenskiöld aufgestellt worden sind, wiedergegeben werden:

Sind die Länder zu beiden Seiten der Beringsstraße Ueberreste einer alten, durch keine Straße unterbrochenen Brücke zwischen der alten und der neuen Welt, oder bilden sie den Anfang zu einer vollständigen Vereinigung?

Ist das Sibirische Eismeer ein altes Binnenmeer, welches erst in der Neuzeit den Stempel eines Salzsees erhalten hat, oder gehört es zu denjenigen Buchten des Stillen Oceans, welche sich in ein Binnenmeer zu verwandeln im Begriff stehen?

In wie fern trennt die schmale Straße zwischen Asien und Amerika zwei ungleiche Pflanzen- und Thiergebiete, und auf welchem der beiden Welttheile hat sich der Mittelpunkt der Bildung für die verschiedenen Pflanzen- und Thierarten befunden?

Welche von diesen sind von der alten in die neue Welt übertragen worden resp. eingewandert oder umgekehrt?

Das Bestreben, für die Beantwortung dieser Fragen das erforderliche Material einzusammeln, ließ den langen Winteraufenthalt erträglicher erscheinen und ward zugleich die Veranlassung, daß die „Vega" nicht direkt ihren Kurs nach Japan stellte, sondern noch einige Wochen zu eingehenden Untersuchungen von Land, Wasser und Bevölkerung zwischen der Beringsstraße und den Aleutischen Inseln opferte.

Von den mannigfachen Pflanzen- und Thierarten, deren Vorkommen hier nachgewiesen wurde, und über welche Specialberichte ausgearbeitet worden sind, sollen hier nur einige höhere Thiergattungen Erwähnung finden, welche wie die Polarfahrer selbst der Kälte und der langen Nacht Trotz zu bieten vermögen, und deren Vorhandensein denselben in vielfacher Beziehung von Wichtigkeit werden kann.

Da fanden zunächst die Reisenden auf der asiatischen Küste den Hasen in einer etwas größern Art als der in Schweden einheimischen, den gewöhnlichen Fuchs, den Lemming und einige Mäusesorten; seltener wurden der Wolf und das wilde Rennthier angetroffen, während der Landbär und das Murmelthier sich zwar hier vorfinden, aber nur im Sommer sichtbar werden, da sie in der übrigen Zeit ihren Winterschlaf abhalten. Außer diesen Thieren beschrieben die Eingeborenen noch eine Art, welche sie „Nannä" nannten, und unter welcher sie wahrscheinlich die Otter verstanden, sowie ferner den Wiesel und schließlich das Hermelin, wenigstens wurde dasselbe als weißes Thier mit schwarzer Schwanzspitze dargestellt. Von den Säugethieren, welche das Meer bewohnen, wurden nur der Seehund und der Eisbär gesehen, der letztere allerdings nur selten, desto häufiger aber der erstere, welcher sogar das Hauptnahrungsmittel der Tschuktschen bildet. Von Vogelarten überwintern hier die Eule, der Rabe und das Schneehuhn, auch einige Taucherarten, nämlich Uria Brünnichi und Uria grylle, sollen hier vorkommen.

Kurz bevor die „Vega“ abfuhr, erhielten die Reisenden die Nachricht durch die Eingeborenen, daß hier häufig Mammuthsknochen aufgefunden worden seien, und lieferten dieselben auch ein paar Stoßzähne als Beweisstücke; Nordenskiöld wollte sich nun gründlicher von der Wahrheit überzeugen, wurde aber durch die plötzliche Abfahrt daran gehindert; dafür aber wurden hier zahlreiche Knochen von Walfischen ausgegraben, von denen sich nachweisen ließ, daß sie mindestens einige Jahrhunderte an der Fundstätte gelegen haben mußten, und somit der sie einbettende Sand erst während dieser Zeit angeschwemmt worden war.

Zunächst nahm die „Vega“ ihre Fahrt in nordwestlicher Richtung, um einige Eisfelder zu umgehen; darauf lenkte sie gegen die östlichste Spitze Asiens, das Ostkap. Es traten dabei durch Eis keinerlei Hindernisse ein, wohl aber störten dichte Seenebel bedenklich, zumal sie jede Aussicht nach den Küsten zu verschleierten. Sobald sich die Nebel lichteten, wurden ruinengleiche Klippenbildungen sichtbar, ähnlich denen, wie sie früher zuweilen auf der Nordküste Ostsibiriens bemerkt worden waren und welche den Eindruck von Ueberresten großer Paläste und Tempelbauten hervorriefen. Es waren dies hier die einzigen landschaftlichen Naturschönheiten, welche die Reisenden auf dieser Fahrt genossen; denn die Küsten Sibiriens sind in dieser Beziehung von der Schöpfung weit ungünstiger ausgestattet worden als Spitzbergen, Grönland und das nördliche Norwegen, wo schwarze, steile Felsen und aus dem Meere auftauchende Klippen mit weißen, glänzenden oder azurblauen Eisbergen und Gletschern abwechseln. Ebensowenig finden sich hier mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen, obwohl einige Berge eine Höhe von 1000 Fuß und darüber erreichen. Es ist dies auffallend, da nach den für südliche Gegenden geltenden Regeln für die Bestimmung der Schneegrenze diese auf der Nordküste Asiens etwa in der Höhe von 1500 Fuß liegen müßte. Es steht freilich nicht fest, ob diese Regeln auch auf den hohen Norden Anwendung finden. Diesem Mangel an Klippen und Bergen ist auch die Armuth an Vögeln zuzuschreiben, denen es ja hier schwer fällt, Schutz für ihre Nester und Brutstätten zu finden. Demzufolge fehlt es auch hier an einem sehr gewichtigen und für die Polarreisenden höchst angenehmen Nahrungsmittel, den Eiern. Dagegen bemerkten die Reisenden im Frühjahr einen starken Zug von Vögeln über ihre Häupter gegen Norden fliegen, woraus sie schlossen, daß sich zwischen Wrangelland und den Inseln von Polar-Amerika Landstrecken mit hohen Bergen und Klippen befinden müssen.

Am 20. Juli Vormittags 11 Uhr wurde am Ostkap die schwedische Flagge zur Feier des freudigen Ereignisses aufgehißt, daß das oft versuchte und bis dahin stets mißglückte Unternehmen, den Stillen Ocean durch eine Umschiffung der Nordküste Europas und Asiens zu erreichen, endlich gelungen war. Im Jahre 1553 den 20. Mai war es das erste Mal, daß Sir Hugh Willoughby den Hafen von Greenwich in dieser Absicht verließ, und erst jetzt, nach 326 Jahren, nachdem zahllose Menschenleben und Fahrzeuge geopfert worden sind, und nachdem sogar bedeutende Seefahrer die Nordost-Durchfahrt für eine Unmöglichkeit erklärt haben, ist sie dennoch zur Wahrheit geworden. Das Ziel ist erreicht und noch dazu unter Verhältnissen, welche darlegen, daß dieselbe Fahrt auch von anderen Seefahrern in dem Zeitraum von einigen Wochen ebenfalls ausgeführt werden kann.

Vom Ostkap begab sich die „Vega“ zunächst zur St.-Lorenz-Bucht, welche etwas südlich der Beringsstraße in die Tschuktschen-Halbinsel einschneidet. Nach Angaben der eingeborenen Tschuktschen sollte hier an der Mündung des Anadyr ein den Eskimos verwandtes Volk, die Onkilons, welches früher die ganze Halbinsel beherrscht haben soll, wohnen. Diese Nachricht bestätigte sich aber in keiner Weise, vielmehr fanden sich hier, wie auch weiter südlich, nur Tschuktschen, wenn dieselben auch einige unwesentliche Abweichungen in Lebensweise, Sprache und Gesichtsbildung von denen aufwiesen, welche die Reisenden in der Nähe ihres Winterlagers kennen gelernt hatten. Sollten also hier wirklich einmal Eskimos gewohnt haben, so sind diese ganz und gar mit den Tschuktschen verschmolzen worden; eine gewaltsame Vertreibung derselben ist aber ebensowenig nachzuweisen als anzunehmen. Bei alledem ist die Frage, ob hier wirklich Eskimos gewohnt haben, von nicht geringer Wichtigkeit; denn bejahenden Falls würde daraus zu folgern sein, daß dieser Volksstamm von Asien nach Amerika ausgewandert sei. Die Forscher der „Vega“ bezweifeln nun ganz entschieden diese von früheren Seefahrern und Forschern aufgestellte Behauptung und weisen dies aus der vollständigen Verschiedenheit der Sprache nach, während sie die von anderer Seite aufgeführten Beweise, nämlich die Aehnlichkeit in der Lebensweise, in der Einrichtung ihrer Wohnstätten, des Hausgeräths u. s. w., einfach durch die Gleichheit der klimatischen Verhältnisse und das gleiche Bedürfniß, diese zu überwinden, erklären.

Die „Vega“ ankerte in der St.-Lorenz-Bucht, wo es den Reisenden auffiel, daß die Bewohner der Küste ihre Zelte nicht, wie sie dies bisjetzt von den Tschuktschen gewohnt waren, am Strande oder möglichst tief im Thale, sondern auf der Kuppe eines Berges errichtet hatten. Diese wurde erstiegen und fanden die Reisenden bei der Gelegenheit auf einer isolirt abgelegenen Spitze eine offene aus Steinen zusammengesetzte Grabhöhlung, in welcher die Leiche eines Eingeborenen ganz unbedeckt lag. Neben derselben waren ein zerbrochenes Percussionsgewehr, ein Speer, Bogen und Pfeile, Feuerzeug und verschiedene andere Geräthschaften und Werkzeuge niedergelegt, welche der Todte in einer andern Welt oder bei seinem Wiedererwachen würde brauchen können. Später wurden noch andere ähnliche sowie auch von diesen abweichende Leichenbestattungen aufgefunden, und arbeitete Dr. Struxberg demzufolge einen Bericht: „Ueber die Grabstellen der Tschuktschen und Eskimos“ aus.

Bei der Errichtung der hier vorhandenen Zelte fiel als Eigenthümlichkeit die überaus starke Verwendung von Walfischknochen auf; so waren die Gerüste zu den Zelten aus Walfischrippen gebildet, die dieselben überspannenden Häute mit Klammern und Haken von Walfischknochen befestigt; mit Fett getränkte Knochenstücke wurden sogar als Brennmaterial benutzt, wie ein ausgehöhlter Knochen als Lampe diente; das Schulterblatt eines Walfisches war als Thür zu einem Speckkeller eingehakt u. s. w.; kurz man verstand es, dieses hier wohlfeile Material gründlich auszunutzen. Innerhalb der Zelte waren überall Haufen grüner Weidenzweige aufgeschichtet, deren Blätter mit großem Appetit von Kindern und Frauen verzehrt wurden. Es werden diese wie noch viele andere Pflanzenblätter eingesammelt und in Säcken für den Winter als beliebtes Nahrungsmittel aufbewahrt, und es widerlegt somit diese Erfahrung die vielfach über die Tschuktschen aufgestellte Behauptung, daß sie ein sich hauptsächlich von animalischen Stoffen nährendes Volk seien, klar genug. Außer den Blättern dienen hier noch eine Menge Pflanzentheile als Borke, Wurzeln, Blüthen und andere nach europäischen Begriffen ganz ungenießbare und nicht zu verdauende Stoffe als beliebte Nahrungsmittel.

Von hier steuerte die „Vega“ nach Port Clarence auf der amerikanischen Seite der Beringsstraße, wo sie am 22. Juli zum ersten Male seit dem 18. August 1878, als sie den Hafen Aktinia auf der Insel Taimur verließ, wieder

in einem wirklichen Hafen ihre Anker fallen ließ. Die Einfahrt in denselben war bequem, und der Hafen selbst wurde von einem Innensee mit steilen Bergabhängen gebildet. Die Bewohner des umliegenden Landes waren Eskimos, welche nicht ein Wort der Tschuktschen-Sprache verstanden und auch sonst fast nichts mit diesem Volk gemein hatten. Die Hausgeräthe derselben erinnerten daran, daß die Bevölkerung hier häufig mit Amerikanern und Walfischfängern in Berührung gekommen ist, was auch sonst auf die Sitten und Lebensweise derselben vortheilhaft gewirkt zu haben scheint; so trugen einzelne Leute europäische Kleider, wenn auch noch Jacken und Beinkleider von Renthier- und Seehundsfell ziemlich allgemein benutzt wurden. Mit Vorliebe trug man hier auch noch leichte Jacken von Murmelthierleder, über welche bei nassem Wetter Regenröcke von Darmfell angelegt wurden. Die Haartracht ähnelte denen der Tschuktschen, auch waren die Frauen mit einigen Strichen auf den Wangen tätowirt. Als Eigenthümlichkeit wurde hier eine Durchlochung der Unterlippen bei den Männern bemerkt, in welcher Glasstücke, bunte Steine, Knochen und dergleichen hingen. Ein junges Mädchen trug eine große blaue Perle in der Nase, wurde aber sehr verlegen, als sie erkannte, daß dieser seltsame Schmuck die allgemeine Aufmerksamkeit der Reisenden erregte; sonst waren auch Perlenbänder in den Ohren und um den Hals sowie auch Armbänder von Eisen und Kupfer sehr beliebt. Die Hautfarbe war etwas dunkel mit leicht gerötheten Wangen, das Haar war schwarz und erinnerte an Pferdehaar; die etwas geschlitzten, schiefliegenden Augen erschienen braun. Die Gesichter sind glatt, die Nase ist klein und an den Wurzeln etwas zusammengedrückt. Die Lippen würden ohne die verunstaltenden Durchbohrungen wohlgeformt erscheinen. Im Uebrigen sahen die Eskimos frisch und wohlgenährt aus, waren mittelgroß und hatten kleine Füße und Hände. Das Volk war weit reinlicher als die Tschuktschen; auch machte sich in ihren kleinen, zuweilen von Baumwollenstoff bekleideten Zelten eine gewisse Ordnungsliebe und Wohnlichkeit geltend; so sah man die Fußböden mit geflochtenen Decken belegt und die Anordnung der Hausgeräthe zeugte von natürlichem Geschmack. Gleichzeitig mit verschiedenen von den Amerikanern angenommenen Ausrüstungsstücken, unter denen sich Hinterladergewehre, Revolver, Aexte u. s. w. befanden, waren noch Bogen und Pfeile, Wurfspeere, Bootshaken u. s. w. von Knochen sowie schließlich auch Steinwerkzeuge im Gebrauch. Oft waren alle diese Stücke in kunstreicher Weise durch Schnitzereien in Knochen und Holz geschmückt, und sind besonders die Geräthschaften zum Fischfang zu erwähnen, welche in dieser Beziehung ausgezeichnet waren. Feuer erzeugte man hier theils mittelst Stein und Schwamm, theils noch unter Anwendung des Feuerbohrers, hin und wieder fanden sich auch amerikanische Zündhölzer. Der Bogen, mit welchem der Feuerbohrer gedreht wurde, bestand oft aus Elfenbein und war dann reich mit eingeritzten Jagdbildern verziert. Die Eskimos standen sonach in Bezug auf Kunstfertigkeit und Bildung des Geschmacks hoch über den Tschuktschen.

Nachdem das erste Mißtrauen gegen die so plötzlich eintreffenden Reisenden überwunden war, zeigten sich die Eingeborenen freundlich, zugänglich und ehrlich; wenn auch deren Neigung zur Bettelei und ein etwas übergroßer Eigennutz im Handel recht störend werden konnte. Einen Häupling schien die Bevölkerung hier nicht zu haben, so daß vollständige Gleichheit herrschte; dies machte sich auch in der Familie bemerkbar, wo die Frau keineswegs eine untergeordnete Stellung einnahm und bei der Erziehung der Kinder gleiche Rechte wie der Mann ausübte. Ueber die Religion war nur so viel zu ergründen: es herrschte dunkles Heidenthum und Aberglaube.

Auch hier fanden die Reisenden eine Grabstelle, in welcher die Leiche offen ohne einen andern Schutz hinein gelegt war, als solchen eine leichte Einhägung von in den Boden eingeschlagenen Zeltstangen gewähren konnte. Neben der Leiche lagen auch hier alle möglichen Geräthschaften, Kleider, Waffen und schließlich noch in Holz geschnittene wunderliche Thiergestalten. Diese letzteren müssen wohl eine hohe religiöse Bedeutung haben; denn es fanden sich gleiche in allen Zelten aufgestellt und es ward den Reisenden selbst durch die verlockendsten Anerbietungen nicht möglich, dergleichen käuflich zu erwerben.

Längs der Nordwestküste von Amerika zieht sich eine warme Meeresströmung hin, welche für die entsprechenden Landstrecken ein weit milderes Klima im Gefolge hat, als solches die nahe gelegene asiatische Küste aufweist. Während daher die Tschuktschen-Halbinsel fast gar keine Wälder besitzt, trifft man schon einige Kilometer vom Strande bei Port Clarence ellenhohes Buschwerk und sogleich hinter den vorderen Küstenhöhen wirkliche dichte Waldungen an, wie überhaupt das Wachsthum sich hier üppig und wechselvoll zeigt.

Am 26. Juli Nachmittags 3 Uhr dampfte die „Vega“ bei herrlichem Wetter und günstigem Wind hinüber nach der Senjawinstraße, welche südwestlich vom Ostkap die Tschuktschen-Halbinsel von einigen größeren Inseln trennt, und ließ ihre Anker am 28. Juli in der Mündung der Konyambucht fallen, mußte dieselben aber wegen starker Eisbewegungen, welche die „Vega“ nach dem Strande hinzudrängen drohten, wieder aufnehmen und einen sicherern Ankerplatz suchen. Nach einigem Hin- und Herfahren legte sie sich endlich an der St.-Lorenz-Insel oder, wie die Tschuktschen sie nennen, „Engnä“, fest. Diese Insel ist die größte in dem Meerestheile zwischen der Beringsstraße und den Aleutischen Inseln; sie wird, obwohl näher an Asien als an Amerika gelegen, doch zu letzterm Welttheile gerechnet, wenigstens wurde sie gleichzeitig mit Alaska von Rußland an die Vereinigten Staaten abgetreten. Bewohnt wird die Insel von einigen Eskimofamilien, welche durch vielfache Berührung mit ihren asiatischen Nachbarn sowohl die Gewohnheiten der Tschuktschen wie auch zum Theil deren Sprache angenommen haben.

Auffallend war hier die Art, wie die Männer ihr pferdehaarartiges, schwarzes Haar bis auf einen Kranz rings um den Schädel abgeschoren trugen und dabei barhaupt einhergingen. Die Frauen trugen ihr Haar dagegen in langen Flechten und schmückten diese mit Perlen und bunten Glasstücken, sonst waren Frauen und Männer wohlgewachsen und sahen die ersteren sogar durchweg recht gut aus, bettelten aber in einer geradezu unbarmherzigen Weise.

Die Bewohner hatten jetzt ihre Sommerzelte aufgeschlagen, welche aus leichten Bedachungen von Seehunds- oder Darmfellen bestanden, während die eben der Lüftung und Erwärmung durch die Sonnenstrahlen ausgesetzten Winterwohnstätten in Erdhöhlen hergerichtet werden. Diese letzteren waren bedeckt mit einer aus Walfischknochen, Torf und Seehundsfellen zusammengesetzten Art Wölbung. Auch hier war das Wachsthum ziemlich üppig und die Insel prangte im buntesten Blumenschmuck, was von den Bewohnern zum Einsammeln von „Grünfutter“ für sich und ihre Thiere gründlich ausgenutzt wurde.

Da sich hier kein Hafen vorfand und die „Vega“ demzufolge auf ganz offener und ungesicherter Rhede vor Anker liegen mußte, so drang Lieutenant Palander auf ein baldiges Verlassen dieser sonst für die Forscher interessanten Gegend, und setzte die „Vega“ am 2. August ihre Fahrt nach der Beringsinsel als nächstes Ziel fort, wo sie am 14. August

unter durchaus ungünstigen Witterungsverhältnissen in einem wenig geschützten Hafen Anker warf. Diese Insel gehört zu Rußland und somit zu Asien, trotzdem die amerikanische Alaskakompagnie das Jagdrecht auf derselben erworben hat und auch energisch ausübt [1]). Die Kompagnie unterhält hier eine ziemlich bedeutende Handelsstation, welche die etwa 300 hier lebenden Bewohner mit Lebensmitteln versorgt und sich dafür von diesen Pelzwerk, hauptsächlich von Seehunden, Seekatzen und Seebären, liefern läßt. Von dem Reichthum an diesen Thieren kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß jährlich an 50 000 bis 100 000 Stück auf dieser wie auf der nächstgelegenen Kupferinsel getödtet werden.

Für die Angestellten der russischen Behörden wie auch für die Bediensteten der Handelskompagnie waren hier Holzhäuser nach europäischem Stil erbaut worden, und auch die Eingeborenen fingen an, ihre Torfhütten gegen diese Art Wohnstätten zu vertauschen; wie überhaupt ein reges Bestreben zur Bildung sichtbar ward. So befand sich hier eine griechisch-katholische Kirche und eine ganz vorzüglich organisirte und auch viel besuchte Schulanstalt für Aleutenkinder.

Auf dieser Insel war es, wo der berühmte Seefahrer, dem die Beringsstraße und die Insel selbst ihren Namen verdanken, am 19. December 1741 sein an Entdeckungen so reiches Leben endete, kurz nachdem sein Fahrzeug an den Klippen dieser Insel zerschellt war. In jener Zeit war die Insel ganz unbewohnt, dagegen trieben eine unzählbare Menge Füchse hier ihr gefräßiges Wesen und lockten zur Ansiedelung an; es haben es dann auch die Pelzjäger glücklich so weit gebracht, daß diese Thiere sich jetzt fast gar nicht mehr hier vorfinden. Ebenso sind auch die ihrer kostbaren Pelze wegen so gesuchten Seeottern und das merkwürdigste aller früher hier lebenden Thiere, die Seekuh (Rhytina Stelleri), vollständig verschwunden. Nach der Beschreibung des Naturforschers Steller, welcher in Begleitung Bering's hierher verschlagen wurde und nach dessen Tode noch ein Jahr hier verblieb, war dieses Thier riesengroß und wog gegen 500 Centner; es hatte einen dicken, großen Kopf, der durch einen kurzen Hals mit einem vorn sehr starken und fetten, nach hinten zu plötzlich sich verjüngenden Körper verbunden war; außerdem hatte es zwei kurze Vorderbeine, zwischen welchen die sehr milchreichen Euter saßen. Nordenskiöld interessirte sich für dieses jetzt schon fast fabelhaft zu nennende Thier derart, daß er durch Anfragen bei den ältesten Bewohnern möglichst genaue Nachrichten über dasselbe einsammelte, und glückte es ihm auch, mit deren Hülfe einige noch leidlich wohlerhaltene Skelettheile aufzufinden.

Das einzige größere, hier noch häufig vorkommende Thier ist der Seebär (Otaria ursina), dessen Erhaltung man einer russischen Regierungsverordnung verdankt, nach welcher derselbe zu gewissen Zeiten im Jahr vollständig unverletzlich gehalten werden muß und zu anderen Zeiten auch nur in genau bestimmter Anzahl getödtet werden darf. Bei einem Ausflug zur Beobachtung dieser Thiere sah Nordenskiöld nach seiner ungefähren Rechnung 200 000 dergleichen auf einem Haufen beisammen, und boten diese in der Umgebung des an die Felsen brandenden Meeres ein ganz eigenartiges Schauspiel dar.

Am 19. August verließ die „Vega" die Beringsinsel und steuerte auf dem nächsten Wege in der Richtung nach Jokohama. Am 25. August, als sie sich unter 45° und 156° östl. L. befand, begann die Temperatur des Meerwassers so plötzlich zu steigen, daß dieses am 28. August unter 40° Breite und 147° 41′ Länge schon 23° 4′ Wärme an seiner Oberfläche zeigte, woraus sich ergab, daß die Reisenden nunmehr in den Golfstrom des Stillen Oceans, Kurioso, gelangt waren. Die Hitze wurde jetzt, ungeachtet heftiger Winde und einiger Regenschauer, äußerst drückend. Am 31. August hatte die „Vega" noch ein heftiges Unwetter durchzumachen, doch glückte es ihr ohne wesentlichen Schaden davonzukommen.

Am 2. September landete sie in Jokohama, feierlich begrüßt durch die Flaggenzeichen aller dort ankernden Nationen. Die ganze Besatzung war gesund und guter Dinge, die „Vega" selbst im guten Zustande, wenn sich auch nach der langen Seefahrt die Nothwendigkeit einer Dockung und Neukupferung herausstellte [1]). G. O. Hilder.

[1]) Vergl. „Globus" XXXVI, S. 189 (Karl Neumann, Eine Fahrt auf dem nördlichen Stillen Ocean).

[1]) Nachträglich mag hier die Notiz Platz finden, daß der der „Vega" zu Hülfe geschickte Dampfer „Nordenskiöld" (s. „Globus" XXXVI, S. 16) unter Kapitän Sengstacke am 5. August 1879 an der Ostküste von Jezo unweit der Nemoro-Bai auf den Strand gelaufen ist. Die an Bord befindlichen Personen wurden alle gerettet, und auch das Schiff scheint nicht erheblich gelitten zu haben, hat aber die Fahrt nach der Lena-Mündung aufgeben müssen.

Aus allen Erdtheilen.

A. Forrest's Nordwest-Expedition in Australien.

H. G. Unter den australischen Forschern von Ruf nehmen die Gebrüder John und Alexander Forrest einen hohen Rang ein. Die beiden Reisen des erstern von West-Australien aus durch das große Wüstenland des Innern nach Süd-Australien haben ihm die Bewunderung der Geographen sowie vielerlei Auszeichnungen eingebracht. Sein Bruder Alexander war immer sein treuer Begleiter. Nachdem dem John Forrest die ehrende Stellung eines Magistrate (Polizeirichters) in Perth übertragen war, trat Alexander Forrest, ein gleich tüchtiger bushman, als Leiter westaustralischer Regierungs-Expeditionen mit Glück an seines Bruders Stelle.

Die Kolonie West-Australien, obgleich dem Alter nach nächst Neu-Süd-Wales die älteste des Kontinents, ist hinter dem raschen Aufschwunge, welchen die östlichen Kolonien genommen haben, weit zurückgeblieben. Mancherlei Umstände wirkten da zusammen, vornehmlich aber lag die Schuld an dem schlechten, werthlosen Lande, welches sich hinter der Ansiedelung im Südwesten ausbreitete.

Der Nordosten von West-Australien war bisher noch eine terra incognita. Nachdem die Reisen von Forrest, Warburton und Giles dargethan hatten, daß das Innere des Westens von Australien nur aus traurigen wasserlosen Sandwüsten mit Scrub bestehe, welche nimmer einer Kultur zugängig seien, hatte man wenig Hoffnung, daß im Nordosten von West-Australien andere Zeichen würden aufgefunden werden. Indeß wollte die Regierung auf alle Fälle Gewißheit darüber haben und übertrug dem Mr. Alexander Forrest die Führung einer Expedition dahin. Dieser ausgezeichnete Reisende hat das in ihn gesetzte Vertrauen voll-

kommen gerechtfertigt. Er hat glänzende Entdeckungen gemacht, welche sicherlich der Kolonie einen Aufschwung zum raschern Fortschritte als bisher verleihen werden.

Mr. A. Forrest brach am 20. April 1879 mit seiner Karawane von Beagle Bay auf und begab sich zunächst nach der Mündung des Fitzroy-Flusses in den King's Sound (17° 41′ südl. Br. und 123° 36′ östl. L. Gr.). Unterwegs passirte er zahlreiche noch unbekannte Wasserläufe — darunter befand sich ein großer Fluß —, welche ebenfalls dem King's Sound zuflossen. Die Gegend zeigte gutes Grasland und Ueberfluß an Wasser.

Der noch unerforschte Fitzroy, dessen Lauf man nun verfolgte, verlief bis 18° 30′ südl. Br. und 125° 20′ östl. L. Gr. ziemlich östlich, dann aber bis 17° 42′ südl. Br. und 126° 10′ östl. L. Gr. nordöstlich, wo er in einem 2000 Fuß hohen Gebirge entsprang. Zu beiden Seiten des Flusses breiteten sich, bis zur Entfernung von 20 Miles davon, grasreiche Alluvial-Ebenen aus, welche 5 Mill. Acres oder ungefähr 7800 Quadratmiles umfassen mochten, aber Ueberschwemmungen ausgesetzt sind.

Man zog dann am Fuße des Gebirges entlang bis Secure Bay in 16° 24′ südl. Br. und 124° 28′ östl. L. Gr., um vergeblich nach einem Paß durch das Gebirge zu suchen. Das Land hier war sehr zerklüftet und holperig, aber doch wieder gut begrast und wasserreich.

In Secure Bay senkt sich das Gebirge abschüssig in einen Arm des Meeres. Unter sehr großen Schwierigkeiten gelangte man zuletzt über das hohe Gebirge, allein alle weiteren Versuche, welche man 14 Tage lang fortsetzte, den nicht fernen Glenelg-Fluß zu erreichen, blieben bei der außerordentlichen Rauhheit des Terrains erfolglos. Man verlor dabei zehn Pferde.

Unter solchen Umständen sah sich Mr. Forrest ungern gezwungen, nach dem Fitzroy zurückzukehren. Dies geschah in einer Richtung, welche ungefähr 20 Miles südlich von der vorigen Route lag, und wo man gleichfalls schönes Grasland mit reichlichem Wasser fand. Am 8. Juli traf man wieder am Fitzroy ein.

Vom Personal waren vier Personen erkrankt, an Pferden besaß man nur noch dreizehn, und die Lebensmittel reichten höchstens noch auf 50 Tage aus. Trotz dieser schlimmen Lage entschied sich Mr. Forrest für Weiterreise nach dem Osten bis zur Grenze der Kolonie. Man verfolgte einen Arm des Fitzroy bis zu dessen Quellen in 18° südl. Br. und 127° 40′ östl. L. Gr., überschritt dann ein die Wasserscheide bildendes Gebirge und erreichte die Grenze der Kolonie in 16° 50′ südl. Br. und 129° östl. L. Gr. Auf der ganzen Strecke kam man über vorzüglich begraste offene Ebenen mit vielen Quellen, und Forrest glaubt, daß nirgends in Australien eine fruchtbarere Gegend als die dortige existire. In 128° 10′ östl. L. Gr. war man auf einen großen schönen Fluß, mit weiten Grasflächen zu beiden Seiten, gestoßen, welcher von Westen kommend hier eine nördliche Richtung nahm. Man ging demselben auf 40 Miles nach, wo er sich wieder westlich wandte. Wahrscheinlich mündet er in Cumberland Bay.

Von der südaustralischen Grenze ab zog man nordöstlich und setzte in 16° 30′ südl. Br. über den Sterling Creek und dann über den Viktoria dort, wo der Wickham sich mit ihm verbindet. Auch hier zeigte sich überall gut begrastes Land mit reichlichem Wasser.

Von Viktoria aus ging die Reise ostnordöstlich wieder über herrliche Gegenden bis 15° 50′ südl. Br. und 132° östl. L. Gr., hier aber fehlte zum ersten Male das Wasser. Nachdem man einige Tage vergeblich darnach herumgesucht hatte, mußte Halt gemacht werden. Man hatte von den 26 Pferden, mit denen man am 20. April die Reise antrat, nur noch acht übrig und diese waren lahm und erschöpft. Um Lebensmittel zu gewinnen, hatte man mehrere Pferde schlachten müssen. Mit der Gesundheit der Gesellschaft stand es schlecht. Es war Eile nöthig. Mr. Forrest entschloß sich denn, am 29. August mit Arthur Hicks auf den beiden verhältnißmäßig besten Pferden so schnell als möglich nach dem 100 Miles entfernten Ueberlandtelegraphen zu reiten, um von einer dortigen Station Hülfe zu holen. Hier stieß er am 2. September auf eine Anzahl Arbeiter, welche eine Stelle am Ueberlandtelegraphen zu repariren hatten. Diese Leute waren gern bereit, den Reisenden rüstige Pferde zu leihen und versahen sie auch mit Proviant. Beide eilten nun ins Lager zurück und trafen dort am 11. September ein. Ohne Verzug wurde dann aufgebrochen und man erreichte am 18. September die Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen, 202 Miles südlich von Port Darwin. Hier fand man bei dem Obertelegraphisten Mr. Murray die freundlichste Aufnahme.

Mr. Forrest versichert, daß unter seinen vielen Wanderzügen ins Innere diese Reise die schwierigste und mühevollste war, und fügt hinzu, daß alle Mitglieder der Expedition ihre Schuldigkeit thaten. Sein Bruder Matthew wurde vom Sonnenstich befallen und hatte viel auszuhalten. Der Mann James Carey war drei Monate lang krank, und die beiden Eingeborenen, welche Forrest begleiteten, trafen in sehr leidendem Zustande auf der Katherine-Station ein. Von Fitzroy ab mußte man meistens zu Fuße gehen, und die Lebensmittel konnten nur in schwachen Portionen verabreicht werden.

Mr. Forrest schätzt den Umfang des aufgefundenen guten Graslandes insgesammt auf 25 Millionen Acres oder 39 063 englische Quadratmeilen. Davon entfallen 31 250 Quadratmeilen auf westaustralisches und 7813 auf südaustralisches Gebiet. Und er hält sich überzeugt, daß es nicht bloß schönes Weideland sei, sondern daß sich dabei auch sehr viel Areal befinde, auf welchem Plantagen für Zuckerrohr, Mais und selbst Kaffee (?) mit bestem Erfolge betrieben werden können.

Sobald diese erfreulichen Nachrichten durch den Telegraphen in West-Australien bekannt wurden, ward das Kronlandbüreau in Perth mit Anträgen von Squattern, welche größere Strecken Landes in jenen Gegenden in Pacht nehmen wollten, bestürmt. Die Regierung erklärte indeß, daß sie erst die Rückkehr des Mr. Forrest abwarten wolle, um sich aufs Genaueste zu instruiren, bevor sie sich auf Verpachtung einlasse.

Asien.

— In Süd-Arkadu (Präsidentschaft Madras) sind neuerdings Versuche mit den Fasern von Aloe, die dort in Ueberfluß wachsen, angestellt worden, in der Aussicht, aus diesem Material Papier zu bereiten, und es wurde ein Produkt erzielt, welches das gewöhnliche indische Papier an Güte beträchtlich übertraf, so daß man beabsichtigt, die Versuche in größerm Maßstabe fortzusetzen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.





